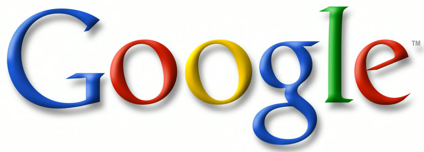



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08233035 2

Illustrirte Weltgeschichte

für das Volk.

V.

Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Illustrirte
Weltgeschichte für das Volk.

Begründet
von
Otto von Corvin und Fr. Wilh. Held.

Pracht-Ausgabe.

Zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Fünfter Band.

Geschichte der Neueren Zeit

von
Otto Kaemmel.

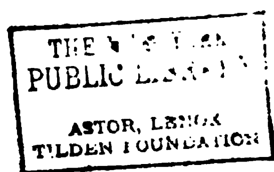
I.

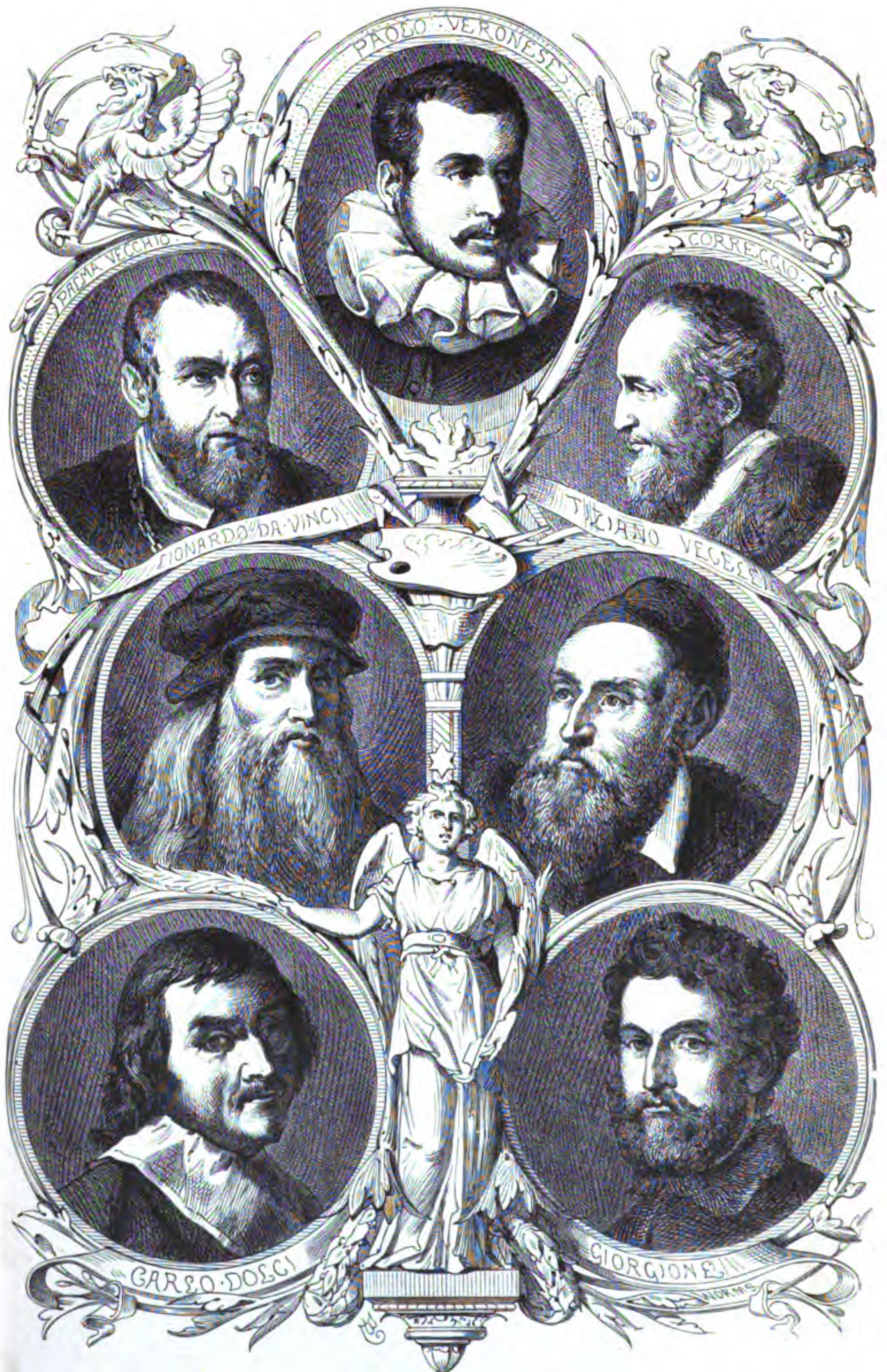


Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tontafeln, kulturgeschichtlichen Tafeln, Karten ꝛc.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.





 Zeichnung von Ludwig Burger.

Italienische Maler der Renaissance.

Geschichte der Neueren Zeit.



Illustrirte

Geschichte der Neueren Zeit.

Von

Otto Kaemmel.

Erster Band.

Vom Beginn der großen Entdeckungen bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage.

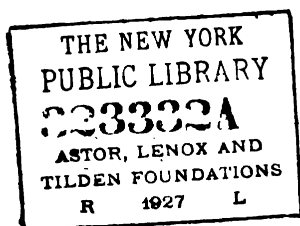


Mit 390 Text-Abbildungen, zehn Tontafeln und zwei Karten.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.



Inhalt

der

Illustrirten Weltgeschichte.

Fünfter Band.

Geschichte der neueren Zeit.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der Entdeckungen und die Reformation.

Zweiter Zeitraum.

Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege.

Das katholische Südeuropa.

Der westeuropäische Protestantismus im Kampfe mit Spanien.

Der Norden und Osten Europa's.

Das Deutsche Reich und seine Nebenlande im Zeitalter der Gegenreformation.

Illustrationen-Verzeichniß.

Bildnisse, Statuen.

Historische Scenen.

Religion und Kultus.

Kriegswesen.

Häusliches und öffentliches Leben. Gewerbe und Handel.

Wissenschaft, Sprache, Literatur, Alterthümer.

Kunst: Baukunst, Skulptur, Malerei.

Denkwürdige Stätten. Verschiedenes.

Kulturgeschichtliche Tafel.

Kärtchen im Text.

Tonbilder und Karten.

Einführungsbilder, Anfangs- und Schlußvignetten, Initialen ꝛc.

Druckfehler.

S. 84 Z. 12 von unten statt Tedisia Dorio lies Tedisio Doria
„ 69 „ 4 „ „ „ Cancallaria lies Cancellaria
„ 107 „ 6 „ „ „ als er denn zuerst lies wie er denn zuerst
„ 216 „ 10 „ „ „ 1534 lies 1521
„ 220 „ 15 „ „ „ schlechtgerüstet lies schlachtgerüstet
„ 299 „ 8 „ oben „ 25. April lies 24. April
„ 299 „ 12 „ unten „ Jetzt war lies Damit war
„ 309 „ 10 „ oben „ vor Monaten lies seit Monaten
„ 364 „ 23 „ unten „ 1. Juli lies 31. Juli
„ 365 „ 3 „ oben „ 8. Juli lies 8. August.


Fünfter Band
Geschichte
der Neueren Zeit.
I
H. Vogel



Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der Entdeckungen und die Reformation.

Das Zeitalter der Entdeckungen.

Einleitung.



Mittelalter und Neuzeit scheiden sich auf jedem Gebiete des äußeren und inneren Lebens. Eine neue, ungeahnte Welt taucht vor den Blicken der Europäer aus den Fluten des Ozeans. Zugleich sagt sich die europäische Menschheit los von der mittelalterlichen Idee der politischen Einheit unter dem römisch-deutschen Kaiser wie von dem mittelalterlichen Lehnswesen. An die Stelle des Kaiserthums tritt eine lebendige Vielheit selbstständiger Staaten, die, lange nach äußerlichen, rein dynastischen Gesichtspunkten geleitet, nach und nach zu nationalen Reichen sich gestalten; über den Trümmern des Lehnswesens erhebt sich die Vollgewalt der Monarchie, die langsam sich zur unumschränkten entwickelt, um endlich im neunzehnten Jahrhundert in die konstitutionelle, fürstliche Gewalt und Volksfreiheit verbindende Form überzugehen. Mit der wachsenden Ausdehnung des Handels und der zunehmenden Sicherheit, die ihm die feste monarchische Staatsordnung verschafft, tritt an die Stelle der mittelalterlichen Naturalwirthschaft die moderne Geldwirthschaft mit all ihren unabsehbaren Folgen. Wie aber Europa sich von der politischen Einheit des Mittelalters löst, so zerstört es auch die einheitliche Weltkirche des Papstthums; eine Vielheit von Glaubensbekenntnissen bildet sich heraus, und die Gewissensfreiheit des Einzelnen setzt sich der unfehlbaren Autorität einer geschlossenen Hierarchie gegenüber. Das Alles aber vollzieht sich unter der vielseitigsten Anregung antiker Ideen, die wie befruchtende Ströme über die Gefilde der europäischen Geisteskultur sich ergießen und in Verbindung mit der protestantischen Gewissensfreiheit die freie Wissenschaft der neuen Zeit begründen. Unter derselben Anregung entsteht zunächst in Italien, von da aus über alle Lande West- und Mittel-Europa's sich verbreitend, eine neue Kunst, wie sie seit den glänzendsten Tagen des Alterthums nicht wieder erschienen war. Mit dem Allen verbindet sich eine tiefgehende Umwandlung in der Auffassung von der Stellung des Einzelnen zu seiner Umgebung. Im Mittelalter galt und fühlte sich der Mensch immer nur als Glied eines Ganzen, der Körperschaft, der Gemeinde, des Standes; in der Neuzeit tritt er als scharfgeschlossene Persönlichkeit dem Ganzen im vollen Bewußtsein seines Werthes gegenüber. War der

mittelalterliche Mensch im Ganzen ein Gattungswesen, so wird der moderne Mensch eine Persönlichkeit im vollen Sinne des Wortes. Die erste moderne That ist die Auflehnung eines Einzelnen gegen die gesammte mittelalterliche Kirche.

Wie die gesammte Kultur auf dem Zusammenwirken der Völker beruht, so kann keine Nation sich rühmen, die gewaltigen Umgestaltungen der mittelalterlichen Verhältnisse aus sich allein vollbracht zu haben. Den Spaniern und Portugiesen war es vorbehalten, die neue Welt zu entschleiern, die Italiener erweckten das Alterthum zu neuem Leben und schufen die moderne Kunst; die Deutschen gründeten eine neue Kirche. Es ist unnütz zu fragen, wer das Größere vollbrachte.

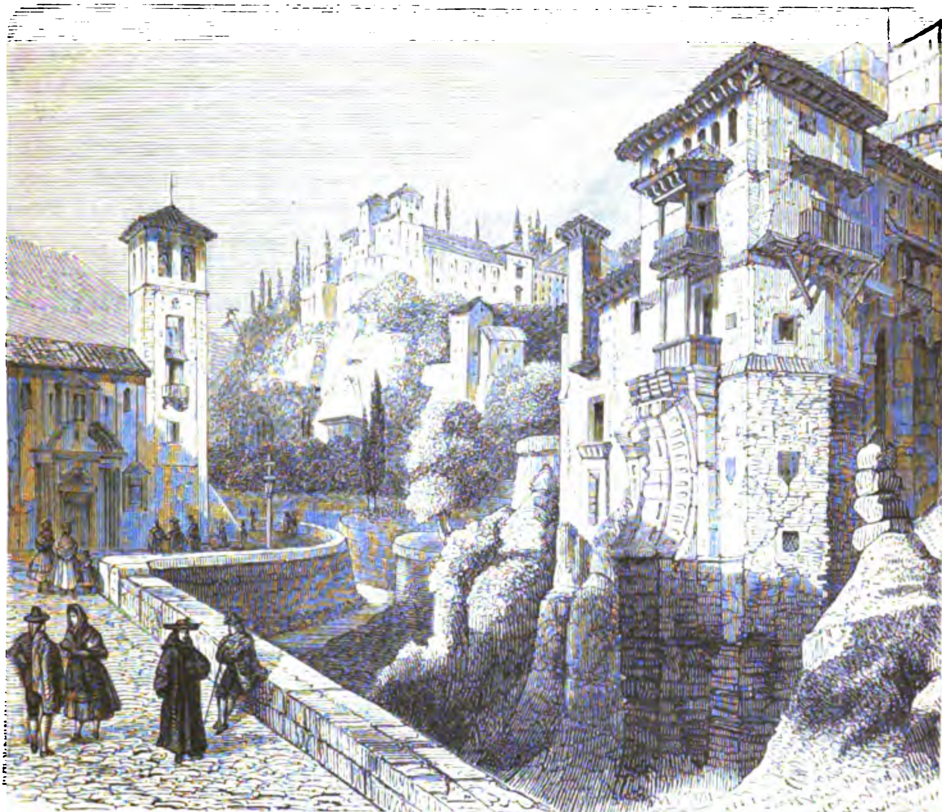
Von all den großen Umgestaltungen, welche den Uebergang von Mittelalter zur Neuzeit bezeichnen, reichen am weitesten zurück die Entdeckungsfahrten der iberischen Völker, die in wenigen Jahrzehnten die unermeßlichen Weiten des Ozeans entschleierten, im Osten neue Wege nach längst bekannten Ländern, im Westen eine neue Welt auffanden, damit zum ersten Male in der Geschichte alle Erdtheile mit einander in unmittelbare Verbindung brachten und der europäischen Thatkraft einen unübersehbaren Schauplatz erschlossen. Erst seit dem Beginne der Neuzeit kann von einer Weltgeschichte wie von einem Welthandel im eigentlichen Sinne des Wortes die Rede sein.

So sehr nun auch allgemeine, bei allen europäischen Kulturvölkern mehr oder minder vorhandene Beweggründe bei jenen Unternehmungen mitgewirkt haben: das Entscheidende, dasjenige, was anderwärts längst gehegten Plänen die Ausführung sicherte, das waren doch die Zustände und Anschauungen der iberischen Völker, der Spanier und Portugiesen. Aus diesem Grunde ist hier ein näheres Eingehen auf die Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts unerläßlich.

Die historische Stellung der Pyrenäischen Halbinsel ist eine höchst eigenthümliche. Durch eine mächtige Gebirgsmauer von Mitteleuropa abgeschlossen, haben ihre Völker an der gemeinsamen europäischen Entwicklung im Mittelalter nur wenig Antheil gehabt, wenn man von den Ebro-Landschaften absieht. Ja, seit die Araber im Jahre 711 Spanien eroberten, wurde es für Jahrhunderte thatsächlich ein Theil des Orients. Dann vergingen den christlichen Stämmen der Halbinsel fast acht Jahrhunderte in heißem Ringen mit dem Islam, das sie so in Anspruch nahm, daß sie selbst an den Kreuzzügen, den gemeinsamen Unternehmungen aller abendländischen Völker, keinerlei Antheil gewannen. So bildeten hier fanatischer Glaubenseifer und schroffer Nationalstolz, zu einer Empfindung verschmolzen und mit ritterlicher Abenteuerlust verbunden, den Grundzug des Volkscharakters zu einer Zeit, wo Religionseifer und Ritterlichkeit mindestens im übrigen Abendlande längst erloschen und der Nationalstolz noch nirgends zu so scharfer Ausbildung gelangt war. Eben dieser ganz mittelalterliche Grundzug im spanischen wie portugiesischen Volkscharakter hat auch die moderne Geschichte des Landes noch auf lange hinaus bestimmt und damit auf ganz Europa einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt.

Dieser Grundzug trieb die Spanier und Portugiesen zu den Entdeckungsfahrten; er brachte weiter in Spanien, zuerst von allen Ländern Europa's, eine kirchliche Neugestaltung hervor, eine „spanische Reformation", die allmählich die ganze katholisch gebliebene Welt bemeisterte und auch für die protestantische von größter Bedeutung wurde; er drängte endlich die Spanier zu dem ergebnißlosen Versuche, ein katholisches Weltreich über den widerstrebenden Nationen Europa's aufzurichten.

Zu alledem wurde der Grund gelegt und Manches bereits durchgeführt unter Ferdinand und Isabella, den „katholischen Königen"; wie die Spanier das Herrscherpaar nennen, das die ruhmvollste und glücklichste Regierung führte, welche die Halbinsel jemals gesehen hat.



Generalife zu Granada.

Spanien unter den katholischen Königen

Ferdinand und Isabella.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zerfiel die Pyrenäische Halbinsel in die Königreiche Kastilien und Leon, Navarra, Aragonien, Portugal und die arabische Herrschaft von Granada, den letzten Rest des alten Khalifats von Cordova. Als nächste politische Aufgabe mußte es erscheinen, diese Einzelstaaten zu einem großen Reiche zu verschmelzen, Granada zu erobern. Das letztere ist ziemlich rasch gelungen, das erste nur theilweise, obwol die Verschiedenheit zwischen Kastilien und Portugal kaum größer war als die zwischen Kastilien und Aragonien. Zu deren Verschmelzung aber hatte im Jahre 1469 die Vermählung Isabella's von Kastilien mit Ferdinand von Aragonien den Grund gelegt.

Isabella bestieg nach ihres Bruders Heinrich IV. Tode im Jahre 1479 unter dem Beistande ihres Gatten, Ferdinand des Katholischen von Aragonien, den kastilischen Thron, hatte denselben aber gegen einen neuen Prätendenten zu vertheidigen. König Alfons V. von Portugal nämlich verlobte sich (1475) mit Johanna Beltraneja, einer natürlichen Tochter König Heinrich's IV., deren Anrecht besser sein sollte, als das der Schwester Isabella, und gründete auf die zukünftige Ehe seinen Anspruch auf Kastilien, den er, unterstützt von einer erheblichen Partei unter dem kastilischen Adel, mit bewaffneter Hand geltend machte. Allein er erlitt bei Toro (2. März 1476) durch Ferdinand eine so entschiedene Niederlage, daß er bald darauf (1479) Frieden schließen und sich seines Anspruchs auf Kastilien begeben mußte, worauf Johanna den Schleier nahm.

Als endlich am 20. Januar 1479 Ferdinand der Katholische den aragonischen Thron bestieg, wurde Kastilien mit Aragonien faktisch zu Einem Reiche vereint. Denn obwol

beide in ihren inneren Einrichtungen durchaus selbständig blieben, so nahm doch Ferdinand auf Grund des beschworenen Vertrages von 1469 die Stellung eines Mitregenten seiner Gemahlin in Kastilien ein, und beide Reiche wurden seitdem in einheitlichem Sinne gelenkt.

Politische Zustände. Das kastilische Land befand sich freilich in einem traurigen Zustande. Es war durch mächtige Parteien zerrissen, sein Wohlstand zerrüttet und fast vernichtet; Hungersnoth wüthete; die empörendste Zuchtlosigkeit herrschte am Hofe und theilweise auch im Volke; die Rechtspflege war so verkommen, daß man selbst vor den ruchlosesten Gewaltthaten nicht sicher war.

Der kastilische hohe Adel, früher ricos hombres, später Granden genannt, besaß seit Jahrhunderten gleich dem von Aragonien weitgehende Rechte, die er sich trotz aller Anstrengungen der Könige, sie einzuschränken, nicht nur zu bewahren, sondern immer noch zu erweitern gewußt hatte. Die Granden durften Schulden halber nicht ins Gefängniß gesetzt, auch in peinlichen Prozessen nicht der Folter unterworfen werden. Sie hatten das Recht, ihre persönlichen Zwistigkeiten durch Waffengewalt zu erledigen. Die öffentliche Unsicherheit war infolge dessen bei den zahllosen Fehden des Adels so groß, daß sich, wie ein Zeitgenosse sagt, Niemand ohne bewaffnete Bedeckung aus den Stadtmauern wagen konnte. In der heftigen Fehde der Häuser Guzman und Ponce de Leon wurden beispielsweise von der einen Partei allein 20,000 Mann ins Feld geführt; in der Stadt Sevilla bei dieser Gelegenheit 1500, in Toledo bei einer anderen 4000 Häuser niedergebrannt. Die größten Städte des Reiches zahlten an Raubritter gutwillig einen bedeutenden sogenannten Räuberzins, um ihr Gebiet vor Plünderung zu sichern. Eine zu gegenseitigem Schutze geschlossene Verbindung mehrerer Städte, die unter dem Namen Hermandad („Brüderschaft") bekannt ist, bestand zwar schon seit dem dreizehnten Jahrhundert, hatte aber trotz ihrer wiederholt bewiesenen Thatkraft und Unerschrockenheit dem Adel nur geringen Schaden zufügen können und eigentlich die Verwirrung noch vermehrt.

Die Fehdelust des Adels und die überspannten, dünkelhaften Vorstellungen von Ritterlichkeit und Waffenehre arteten, wenn es keine Fehden auszufechten gab, in freilich harmlosere, aber desto lächerlichere Abenteuersucht aus, und Leute vom Schlage des Ritters Don Quixote waren während des fünfzehnten Jahrhunderts in Spanien thatsächlich keine Seltenheit. So machte sich unter Johann II. ein kastilianischer Ritter, Namens Sueño de Quenones, nebst neun Waffengefährten, ganz im Stile eines Ritterromanhelden wie Amadis oder Lanzelot, anheischig, den Engpaß von Orbigo bei Compostella gegen Jeden, der sich nahen würde, auf Tod und Leben zu vertheidigen, und führte dies in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes in 627 Zweikämpfen binnen 30 Tagen auch wirklich durch.

Weniger eifrig als im „Dienste der Frauen" waren dagegen die Granden im Dienste des Königs. Sie maßten sich das Recht an, für den Fall einer Beeinträchtigung von Seiten der Krone sich zu „denaturalisiren", das hieß aber nichts Anderes, als ihrem Landesherrn öffentlich den Gehorsam zu verweigern und zu seinen Feinden überzutreten, und sie übersandten ihm bei derartigen Gelegenheiten in ihrem Uebermuth zum Zeichen, daß sie ihrem Könige an souveräner Macht gleich ständen, durch einen Wappenherold eine förmliche Absage. Auch pflegten die Granden zu bewaffneten Bünden gegen den König zusammenzutreten und diese Waffenbrüderschaft durch feierliche, religiöse Ceremonien zu weihen. Ferner besaßen sie die Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen, betrachteten alle hohen, einflußreichen und einträglichen Staatsämter und Würden, wie die des Constabel, des Admirals von Kastilien, der Statthalter von Landschaften und Städten, der Mitgliedschaft des Geheimen Rathes, der Großmeisterschaft der Ritterorden u. s. w., als ihr ausschließliches Eigenthum.

Die drei kastilischen Ritterorden von Santiago (St. Jakob), Calatrava und Alcantara hatten in den Kämpfen gegen die Mauren seit Jahrhunderten Ruhm und Ansehen, aber theils durch Eroberungen im Gebiete der Ungläubigen, theils durch fromme Schenkungen in allen Gegenden des Königreiches auch ungeheuern Besitz und durch Verleihung früherer

frommer Regenten fast unumschränkte Regierungsbefugnisse erlangt. Der von Santiago allein besaß 84 Komthureien und 200 geringere Ordenspfründen; er konnte 400 Schwertritter und 1000 Lanzenträger ins Feld stellen; die Einkünfte seines Großmeisters beliefen sich auf 90,000 Dukaten, die der beiden anderen Großmeister auf nicht viel weniger. Die ganze Halbinsel war von ihren Schlössern, Ortschaften und Klöstern besetzt. Die Großmeister, welche über diese Pfründen verfügten, gaben sie zum großen Theil an kastilische Edelleute und machten dadurch fast den gesammten niederen Adel des Landes sich lehnspflichtig, während doch der König über die Orden so gut wie gar keine Gewalt besaß. So erscheinen diese Orden wie Staaten im Staate, ihre Großmeister unabhängig und unbotmäßig, nicht wie Unterthanen, sondern wie Genossen des Königs in der Herrschaft.

Die hohen Adeligen und die hohe Geistlichkeit standen jenen Orden an Reichthum und Macht nicht viel nach. Das Verhältniß zwischen ihrem Einkommen und dem der Krone hatte sich infolge der unüberlegten, theils freiwilligen, theils erzwungenen Schenkungen früherer Könige höchst ungünstig gestaltet. So umfaßte das Grundeigenthum Johann's, Herrn von Biscaya, welches von Alfons XI. 1327 eingezogen wurde, mehr als 80 Städte und Burgen. Der „gute Constabel" Davalos zur Zeit Heinrich's III. konnte den ganzen Weg von Sevilla bis Compostella, d. h. fast von dem einen Ende des Königreichs bis zum andern, durch seine eigenen Güter reisen. Alvaro de Luna, der mächtige Günstling Johann's II., konnte 20,000 Lehnsmannen aufbringen. Ein Zeitgenosse Isabella's, der ein Verzeichniß der jährlichen Einkünfte des vornehmsten Adels, der Erzbischöfe und Bischöfe Kastiliens gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts giebt, berechnet die von zwölf Familien auf jährlich je 50—60,000 Dukaten, d. h. 1½ Million Mark, die der vier Erzbisthümer auf zusammen 1⅛ Million Dukaten, die der 29 Bisthümer auf zusammen 250,000 Dukaten, die Gesammteinkünfte des kastilischen Adels auf ein Drittel der Einkünfte des ganzen Königsreiches. Trotz dieser mißlichen und verwirrten Verhältnisse, wie sie bei dem ersten großen Einfall der Sarazenen nicht schlimmer gewesen sein konnten, gelang es dem Herrscherpaare, nachdem die Herrschaft nach außen gesichert war, mit Hülfe eines ausgezeichneten Staatsmannes, des Kardinals Ximenez, durch klug berechnete und energisch durchgeführte Maßregeln die königliche Gewalt neu zu gründen und dadurch eine feste Ordnung wieder herzustellen.



Ferdinand II. und Isabella. Nach einer Medaille.

Wiederherstellung der Königsmacht. Bei ihrem Streben nach Machterweiterung stützte sich die Krone auf die alten Bündnisse der Städte, die „Brüderschaften" (Hermandades). Im Jahre 1476 bereits, noch während des portugiesischen Krieges, verbanden sich alle Städte Kastiliens unter königlicher Leitung zum Schutze der öffentlichen Sicherheit. Sie stellten aus eigenen Mitteln eine berittene Gensdarmerie von etwa 2000 Mann und zahlreiches Fußvolk auf. Zeigten sich Wegelagerer, so riefen die Sturmglocken diese Reiter zur Verfolgung; die

Gefangenen wurden dann den Alcalden jeder Stadt zur Aburtheilung übergeben. Doch war von ihrem Spruche Berufung an einen höheren Gerichtshof gestattet. Ein allgemeiner Städtetag (Generaljunta) regelte alljährlich die gemeinsamen Angelegenheiten. Obgleich diese ganze Einrichtung nur ganz allmählich durchgeführt werden konnte, so blieben doch die beabsichtigten Wirkungen nicht aus: Ruhe und Sicherheit wurden im Lande hergestellt, und schon 1498 konnte man das Ganze in eine einfache Polizei umwandeln.

Gestützt auf die städtische Macht konnte Isabella es wagen, den Unterhalt von Leibwachen, die Errichtung neuer Burgen und die Zweikämpfe dem Adel kurzweg zu verbieten und dem Fehdewesen, das zu dem Allen geführt und wieder in ihm Nahrung gefunden hatte, energisch zu Leibe zu gehen. Sie selbst unterwarf die beiden mächtigen Geschlechter der Guzman und Ponce de Leon in Andalusien, dann die Herren von Cabra und Aguilar um Cordova; um weiteren Zwist zu vermeiden wurden die stolzen Edelleute angewiesen, auf ihren Gütern zu bleiben. In Galicien, wo es besonders arg aussah, ließ die Königin fünfzig Burgen brechen.

Ganz besonders bedeutsam war es dann, daß es ihr nach und nach gelang, die Großmeisterwürde der drei kastilischen Ritterorden von Santiago, Calatrava und Alcantara in den Händen ihres Gemahls zu vereinigen. So bewog sie zuerst 1476, durch einen schnellen Ritt von Valladolid nach dem 30 Meilen entfernten Ucles (bei Cuenza) gelangt, das dort versammelte Kapitel von Santiago, Ferdinand zum Großmeister zu erwählen, der diese Würde zwar Anfangs einem von ihm ganz abhängigen armen Edelmanne übertrug, im Jahre 1499 sie aber selber übernahm. Schon vorher hatte er das gleiche Amt in den beiden anderen Orden erlangt, bei den Rittern von Calatrava 1487, bei denen von Alcantara 1494. Später übertrug eine päpstliche Bulle die Großmeisterwürde der drei Orden ein für allemal dem Könige von Kastilien. So ging der ganze gewaltige Einfluß, den sie bisher auf den spanischen Adel ausgeübt, auf die Krone über.

Unmittelbarer noch schnitt der Beschluß der Stände (Cortes) von 1490 ein, alle Krongüter, deren sich in den Zeiten der Machtlosigkeit des Königthums der Adel willkürlich bemächtigt, oder die er sich als „Geschenke“ ertrotzt, ihm wieder abzufordern. Nach einem umfassenden Plane durchgeführt, steigerte diese „Domänenreunion“, wie sie nur ein starkes Königthum wagen kann, die Einkünfte der Krone um jährlich gegen 880,000 Realen (30 Mill. Maravedis [11 Realen bilden 1 Dukaten]), während sie beim Regierungsantritt der Königin überhaupt nur etwa 330,000 Realen betragen hatten. Durch sparsame Wirthschaft erzielte Isabella bis zum Jahre 1506 eine jährliche Gesammteinnahme von etwa 26 Millionen Realen aus den regelmäßigen Kroneinkünften, ohne daß sie eine neue Abgabe auferlegt hätte.

Mit diesen Maßregeln, welche die königliche Gewalt auf eine feste materielle Grundlage stellten, ging Hand in Hand die Neugestaltung der Rechtspflege und des Rechtswesens. Der „Rath von Kastilien“, zugleich Staatsrath und höchster Gerichtshof, blieb bestehen, nur daß jetzt rechtsgelehrte Mitglieder ihn überwiegend bildeten, während früher Geistliche und Edelleute in ihm überwogen hatten; doch blieb der Vorsitz einem Prälaten. Nach alter Sitte saß Isabella aber nicht selten selbst zu Gericht, kraft des obersten Richteramtes, das dem Könige gebührte. Um eine gewisse Grundlage für die Rechtsprechung herzustellen, veranstalteten die Cortes eine Sammlung (Codifikation) sämmtlicher Statuten und Verordnungen seit Alfons X., die 1485 als Ordenanzas reales (königliche Befehle) erschien.

Hebung des Volkswohlstandes. Unter einer so festen uud sicheren Herrschaft hätte sich der Volkswohlstand heben müssen, auch wenn die Herrscher nicht ihm durch gesetzliche Bestimmungen und andere Maßregeln mancherlei direkte Förderung hätten zutheil werden lassen. So erleichterten sie die Einwanderung und Ansiedelung Fremder, verordneten die Anlage von Landstraßen, Brücken und Kanälen im ausgedehntesten Maßstabe, beseitigten die Schranken, die dem freien Handel zwischen Kastilien und Aragonien im Wege standen, verboten dem Adel die Erhebung von Zöllen und das Schließen der Wirthshäuser auf

ihrem Grundbesitz, ermunterten die Schiffahrt durch Erbauung von Hafendämmen, Uferstraßen und Leuchtthürmen, durch Vertiefung und Vergrößerung der Häfen, durch gesetzlichen Schutz fremder Kauffahrer, durch sicheres Geleite der Fischerflotten, durch das Verbot der Ausübung des Strandrechtes; sie setzten ferner in allen ihnen unterthänigen Ländern gleichförmige Münze, einheitliches Maß und Gewicht durch und bemühten sich, die Städte in möglichst bequeme und angenehme Verkehrsstätten umzuwandeln.

Während heute von Madrid bis Toledo eine einzige unfruchtbare, dürre Wüste sich hinzieht, schildern italienische Reisende zur Zeit Isabella's die Umgebung Madrids als „ein schönes, weites Gefilde, das reiche Korn- und Weinernten und alle anderen Nahrungsmittel erzeugt“, die Gegend von Toledo „als vom Tajo künstlich bewässert und sorgfältig angebaut, jede Art von Früchten und Gemüsen liefernd.“ So hatte sich damals der Ackerbau in Spanien noch in dem blühenden Zustande erhalten, zu welchem ihn der Fleiß der Araber erhoben hatte. Danach erklärt es sich, daß nach einer Aufstellung von 1492 sich die Zahl der Hausväter in Kastilien auf etwa $1^1/_2$ Millionen, die gesammte Einwohnerzahl also auf gegen 6 Millionen belief, während man die der vereinigten Königreiche außer Navarra auf mindestens 10 Millionen wird veranschlagen können.

Die spanische Kirchenreform und die Inquisition. Nirgends zeigt sich die Gewalt der spanischen Krone größer, nirgends zugleich das Streben Isabella's mehr höheren Zielen zugewandt, als in ihrer Kirchenpolitik. Die spanische Kirche war im fünfzehnten Jahrhundert so verwahrlost und verweltlicht wie irgend eine, ihre Geistlichen oft ohne jede theologische Bildung, ihre besten Pfründen häufig genug nur Versorgungsstellen für italienische oder französische Faullenzer. Zahlreiche Satiren gaben der darüber im ganzen Lande herrschenden Entrüstung lebhaften Ausdruck. Aber von Rom konnte damals am wenigsten Jemand Abhülfe erwarten; denn nirgends war die Zuchtlosigkeit und Frivolität größer als am Sitze des Papstthums, und niemals hätte Rom sich zu Reformen bequemt ohne den Abfall Deutschlands und ohne den kräftigen Antrieb, der von Spanien ausging. Die kastilische Krone war es, welche hier ganz unabhängig von Rom das Werk der Reform in die Hand nahm. Sie konnte es, denn kaum war irgendwo die Gewalt des Staates über die Kirche größer als eben hier. Schon seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hatte die Krone auf Beschränkung der päpstlichen Gewalt und auf Vermehrung ihres eigenen Einflusses auf die spanische Kirche hingearbeitet. Sie wirkte mit bei der Besetzung der Bisthümer, forderte Steuern von der Geistlichkeit, handhabte energisch ihr Recht, die Veröffentlichung päpstlicher Bullen von ihrer Genehmigung abhängig zu machen. Im Gedränge des Kirchenstreites seit 1378 hatte dann Papst Clemens VII. die Anerkennung Kastiliens durch Verzicht auf seine wesentlichsten Rechte in Spanien (Reservationen, Expektanzen, Zehnten) erkaufen müssen, hatte versprochen, die Annaten, d. h. die Abgaben an den päpstlichen Stuhl für Verleihung der Kirchenpfründen, nicht über Gebühr zu steigern und alle Bisthümer mit Spaniern zu besetzen (1381). Indeß hatten seine Nachfolger sich mindestens an das letztere Versprechen nicht mehr gekehrt, auch sonst vielfach übergegriffen und so das Ihrige gethan, um den verwahrlosten Zustand der spanischen Kirche herbeizuführen.

Eine durchgreifende Aenderung war hier eben so gut im Interesse des Staates wie der Kirche selber, und wenn Ferdinand mehr das erstere im Auge hatte, so betonte Isabella besonders das letztere. So schlossen beide im J. 1482 ein Konkordat mit Rom, welches der Krone die Besetzung der wichtigsten Kirchenämter ganz überließ und die Ernennung der Bischöfe von ihrem Vorschlage abhängig machte, d. h. thatsächlich ihr ebenfalls anheimgab. Mit so weitgehender Macht ausgestattet begann die Königin die „spanische Reformation“. Nicht um eine wirkliche Neugestaltung der Kirche wie später in Deutschland handelte es sich, sondern unter Bewahrung der gesammten mittelalterlichen Grundlage in Verfassung und Lehre, um die sittliche Reform des spanischen Klerus, um Neubelebung seines geistlichen Bewußtseins, um strenge Zucht auch in den zahlreichen Klöstern. Das war

das Werk vor Allem des Beichtvaters der Königin (seit 1492), des Kardinals Ximenez, des Primas der Kirche von Kastilien als Erzbischof von Toledo (seit 1495). Binnen zehn Jahren waren die untauglichen Geistlichen entfernt, durch tüchtige Männer ersetzt, auch die Klöster reformirt, die gesammte Geistlichkeit mit neuer Hingebung an die Sache ihrer Kirche erfüllt.

Doch der spanische Glaubenseifer begnügte sich nicht damit, ein neues Leben in der alten Kirche hervorzurufen; er wollte auch keinerlei Abweichung neben ihr dulden, ja er meinte verpflichtet zu sein, alle „Irrenden" mit äußerster Strenge in die Gemeinschaft zurückzuführen, außerhalb deren es nur zeitliches und ewiges Verderben gab, oder wenigstens durch unnachsichtliche Bestrafung der Irrgläubigen Andere von der Nachfolge auf falschem Pfade abzuschrecken. Und wo war mehr Irrglauben und Ketzerei aufzuspüren, als auf der pyrenäischen Halbinsel, unter den vielen „bekehrten" Mohammedanern und Juden?



Vor den peinlichen Richtern (Inquisitionsgericht).

So erklärt es sich auch, wenn die milde und menschenfreundliche Königin unter dem Einflusse ihres fanatischen Beichtvaters Torquemada ihre Zustimmung dazu gab, das ganz in Verfall gerathene Gericht gegen Ketzerei wieder ins Leben zu rufen, während Ferdinand es auch im Interesse der Politik verwendete, um Adel und Volk in Unterwürfigkeit zu halten und sich an den eingezogenen Gütern der unglücklichen Opfer zu bereichern. Im Jahre 1481 wurde das Ketzergericht zu Sevilla eröffnet und nach zwei Jahren auch vom Papste bestätigt. Torquemada war der erste königliche Generalinquisitor. Das Dominikanerkloster zu Sevilla reichte bald nicht mehr für die zahlreichen Verhafteten aus, und der König räumte daher dem Gericht eines seiner Schlösser ein. Der Gerichtshof zu Toledo allein brachte in einem einzigen Jahre über 3000 Prozesse gegen Ketzer zu Ende. Bis zu seinem 1498 erfolgenden Rücktritt von der Generalinquisitorwürde hatte Torquemada bereits gegen 9—10,000 Menschen lebendig verbrennen, gegen 7000 Abwesende zum Tode verurtheilen und im Bilde verbrennen, gegen 100,000 Menschen durch verschiedene andere Strafen „versöhnen" lassen, wie der Ausdruck für strafen bei der Inquisition lautete, und noch Jahrhunderte lang

betrieben seine Nachfolger das grausame Henkeramt mit demselben Eifer. Nach Akten, welche in Madrid aufgefunden und erst kürzlich veröffentlicht worden sind, starben von 1481—1808 nicht weniger als 31,912 Personen auf dem Scheiterhaufen, 291,456 waren anderweitig, namentlich mit Kerker, Galeere, Gütereinziehung und Infamie der ganzen Familie, bestraft worden.

Um die Inquisition auch in Aragonien einzuführen, ernannte Torquemada 1484 den Domherrn Peter **Arbues de Epila** (geb. 1441) zum Ketzerrichter von Saragossa. Diese Ernennung stieß jedoch auf heftigen Widerstand, die Stände beriefen sich beim Könige und Papste auf ihre Freiheiten, und als ihre Beschwerden kein Gehör fanden, bildete sich eine Verschwörung zur Ermordung des verhaßten Ketzerrichters, der in Saragossa unbeirrt zahlreiche Autos da Fé (d. h. Glaubensakte) mit allen dabei üblichen Greueln vollziehen ließ.



Abführung von Ketzern zum Scheiterhaufen.

Die Verschworenen zeichneten eine Summe von 10,000 Realen zur Ausführung ihres Unternehmens, aber diese war nicht leicht, denn Arbues wußte recht gut, wie verhaßt er war, und war auf seiner Hut. Er trug unter seiner Mönchskutte einen Panzer und einen Helm unter seiner Kapuze; der Zugang zu seinem Schlafzimmer war sorgfältig versperrt. Endlich bot sich den Verschworenen eine Gelegenheit, als Arbues um Mitternacht am Hochaltar der Stiftskirche betete. Sie drangen in dieselbe ein und stießen dem Betenden einen Dolch ins Genick. Arbues lebte noch zwei Tage und dankte wiederholt dem Herrn, der ihm gestattet habe, die heilige Glaubenssache mit seinem Blute zu besiegeln (1485). Gegen die Verschworenen, deren Spuren die Bluthunde des Ketzergerichtes bald ausgewittert hatten, wurde aufs Rücksichtsloseste und Grausamste vorgegangen. Gegen 200 Personen kamen an den Galgen, eine noch größere Anzahl starb im Kerker der Inquisition. Es gab kaum eine adelige Familie in Aragonien, von der nicht ein Mitglied oder mehrere zu erniedrigender Buße bei den Autos da Fé verurtheilt worden wären. Arbues selbst wurde als Märtyrer hoch verehrt und am Hochaltar, wo er verwundet worden war, begraben. Ein prachtvolles

Grabmal wurde zu seinem Gedächtniß errichtet, der Papst Alexander VII. sprach ihn 1661 „selig", und als nach 200 Jahren die erforderliche Anzahl von Wundern, die an seinem Grabe geschehen sein sollten, beisammen war, bereicherte Pius IX. 1867 den Kalender durch Arbues' Namen um einen neuen Heiligen.

Dennoch konnte in Aragonien die Inquisition niemals zu der Alles beherrschenden Wirksamkeit gelangen wie in Kastilien. Dagegen wurde sie trotz des Widerstandes der Bevölkerung nachmals auf den Balearen, auf Sardinien und Sizilien eingeführt.

Der Humanismus in Spanien. Unmöglich durfte es nun bei der Erneuernng kirchlicher Gesinnung und äußerer kirchlichen Zucht sein Bewenden haben. Eine wahrhafte Erneuerung war nur möglich, wenn sie sich auch eine wissenschaftliche Grundlage schuf. Wahrhaft frei konnte diese Wissenschaft zwar niemals sein, aber was in den vorgeschriebenen Grenzen überhaupt möglich war, das hat Spanien damals geleistet, indem es früher beinahe als jedes andere Land, wenn man von Deutschland absieht, die neue humanistische Bildung, welche in Italien aufgeblüht war, in sich aufnahm und vor Allem kirchlichen Zwecken dienstbar machte.

Die Buchdruckerkunst hat sich auch in Spanien diesen Zwecken überaus förderlich erwiesen. Deutsche waren es, die die schwarze Kunst zuerst dorthin brachten und lange Zeit auch fast allein ausübten, wobei Isabella sie durch Vorrechte mancher Art und große Aufträge unmittelbar förderte. Die erste nachweisbare Druckerei erscheint zu Valencia schon 1474. In Granada siedelten sich sofort nach der Eroberung (1492) drei deutsche Buchdrucker an, und im Jahre 1500 betrug die Zahl der spanischen Buchdruckereien etwa dreißig. „Waffenschmiede der Bildung" nennt sie bezeichnend Lope de Vega.

Sie dienten vor Allem der humanistischen und theologischen Wissenschaft. Wie überall waren es zunächst einzelne italienische Gelehrte, welche die neuen Studien erweckten, von Anfang an vom Hofe entschieden begünstigt. So begründete Petrus Martyr, den ein Graf von Tendilla mit herübergebracht, eine Erziehungsanstalt für vornehme Jünglinge, die eifrig besucht wurde. Lucio Marino, seit 1486 in Spanien, bekleidete erst eine Professur in Salamanca, wurde dann an den Hof gezogen und erklärte dort die Klassiker. Der erste bedeutende spanische Humanist, der seine Bildung in Bologna sich gewann (1463—73), war Antonio de Lebrija (Nebrissensis), später Professor in Sevilla, Salamanca und Alcala; der bedeutendste Kenner des Griechischen Arias Barbosa aus Portugal, seit 1489 in Salamanca. Nach dem Vorbilde des Hofes schenkte der spanische Adel diesen Studien seine lebhafteste Theilnahme; Angehörige edler Geschlechter, so z. B. Don Gutiero de Toledo, ein Vetter des Königs, traten als ausübende Universitätslehrer auf, und vornehme Damen studirten ebenso wie in Italien eifrig Griechisch und Latein, wie Maria Pacheco aus dem stolzen Hause der Mendoza, Lucia de Madrano, welche in Salamanca über lateinische Klassiker, und Francisca de Lebrija, die in Alcala über Rhetorik las.

Das Hervorragendste, was dem spanischen Humanismus dieser Zeit gelungen ist, hat er auf theologischem Gebiete geleistet. Das ist die auf Ximenez' Veranlassung in Alcala unternommene sogenannte Complutensische Polyglotte, ein großartiges Bibelwerk, welches den Text der Heiligen Schrift für das Alte Testament in Hebräisch, Chaldäisch, Griechisch und Latein, für das Neue Testament im Griechischen enthielt und ihm Wörterbuch und Grammatik für das Hebräische und Chaldäische hinzufügte (vollendet 1517, herausgegeben mit päpstlicher Erlaubniß 1522).

Auch die wissenschaftliche Bearbeitung der katholischen Glaubenslehre begann zuerst in Spanien. Sie schloß sich freilich aufs engste nicht an die Heilige Schrift, sondern an das scholastische System des Thomas von Aquino an, das seit Jahrhunderten die Kirche beherrschte. Auf dieser Grundlage arbeiteten Männer wie Franz Vittoria, Thomas de Villanueva, Alfons Viruns; ihre Schüler haben später die dogmatischen Festsetzungen des Tridentiner Konzils ganz besonders bestimmt.

Alle diese Bestrebungen erfreuten sich großartiger Fürsorge der höchsten staatlichen und kirchlichen Gewalten. Isabella gründete die beiden großen Bibliotheken, die jetzt noch Toledo und den Escorial zieren. Zu der altberühmten Universität von Salamanca, die ihren Ruf siegreich behauptete als „die Mutter der freien Künste und alter Tugenden", als „das neue Athen", und bis zu 7000 Studenten und Professoren für alle Wissenschaften zählte, trat später eine ganze Reihe neuer: 1508 Alcala, 1509 Sevilla, 1520 Toledo, 1531 Granada. Keine der jüngeren freilich erreichte die Bedeutung Salamanca's und Alcala's, namentlich für theologische Studien. In keiner Beziehung stand also damals Spanien in den Wissenschaften hinter dem übrigen Abendlande zurück; ja der erste Humanist der Zeit, Desiderius Erasmus, fand, es könne als ein Vorbild für Europa dienen.

Aber indem die Regierung auf der einen Seite die wissenschaftliche Blüte förderte, auf der andern durch die Inquisition jede geistige Freiheit niederhielt, 1502 sogar die Büchercensur einführte, verwickelte sie ihr Volk in einen unlösbaren Widerspruch. Zu offenem Kampfe hat er nicht geführt, denn Krone und Kirche waren stark genug, um jede Gegenbewegung niederzuhalten, zu ersticken. Unter diesem Druck ist allmählich das geistige Leben Spaniens verkümmert, nur in der bildenden Kunst und noch mehr in der dramatischen Dichtung hat es noch herrliche Blüten getrieben.


Kardinal Ximenez.

Ein ernsterer Kampf zwischen Geistesfreiheit und Geistesdruck war auch schon um deswillen unmöglich, weil das kastilische Volk in seiner großen Masse mit Regierung und Kirche durchaus einverstanden war, in der „Reinheit des Glaubens" seinen größten nationalen Stolz, im Kampfe für ihn seine höchste Aufgabe erkannte. Diese Gesinnung ist durch nichts so sehr genährt worden als durch den Maurenkrieg (1482—1492) und die darauf folgenden Kämpfe; und als die letzte mohammedanische Herrschaft auf spanischem Boden vernichtet war, da schöpfte sie aus den Entdeckungs- und Eroberungsfahrten jenseits des Weltmeeres immer neue Anregung.

Die alte Glaubenswuth, die Thatenlust des kastilischen Adels, die in inneren Fehden sich nicht mehr austoben durfte, den frisch hervorbrechenden nationalen Haß: Alles dies wußte Isabella geschickt zu vereinigen und in unwiderstehlichem Anprall zuerst auf das Reich von Granada zu werfen.

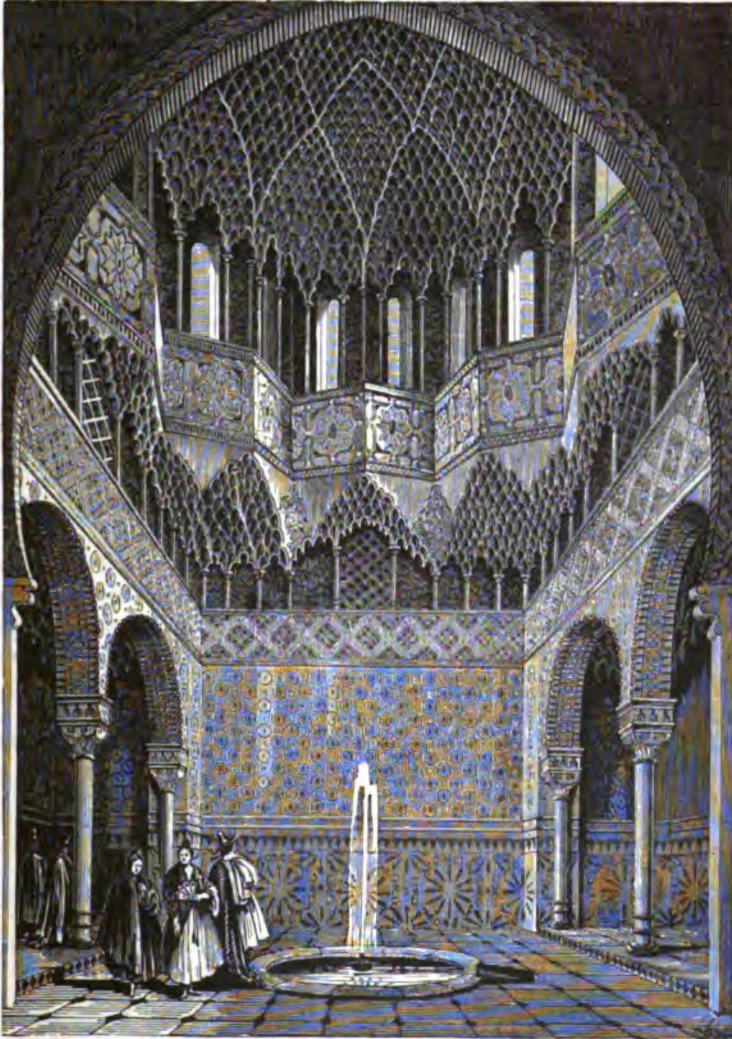
Eroberung Granada's.

Einen dauernden friedlichen Verkehr der Christen mit den Mauren verhinderten die Unterschiede in Religion, Sprache und Sitten. Zudem hatte die Lage Granada's zwischen den langgestreckten Länderflügeln des Spanischen Reiches stets etwas Bedrohliches, und seine Häfen gestatteten zu jeder Zeit neue Zuzüge und Einfälle der Mauren von Afrika aus. Freilich war der Krieg gegen Granada mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, und die Vernichtung des gefährlichen Nachbars gelang trotz der ernstesten Anstrengungen erst nach verlustreichen und wechselvollen Kämpfen, die ohne Zweifel noch länger gedauert haben würden, wenn nicht die maurische Dynastie selbst durch blutige Bürgerkriege ihre Macht zersplittert hätte.

Das maurische Gebiet von Granada enthielt in einem Umkreise von ungefähr 180 Leguas (1000 Kilometer) alle natürlichen Hülfsquellen eines großen Reiches. „Seine breiten Thäler waren von Bergen durchschnitten, welche großen Metallreichthum besaßen. Seine Weiden wurden durch zahlreiche Quellen und Bäche befruchtet, und seine Küsten waren mit bequemen Häfen versehen, welche die Hauptmärkte des Mittelländischen Meeres bildeten. In der Mitte erhob sich, das Ganze wie mit einer Krone schmückend, die schöne Hauptstadt Granada. Ihre Einwohnerzahl überstieg 200,000 Seelen. Sie wurde von einer starken Mauer geschützt, welche von 1030 Thürmen bestrichen wurde und sieben Thore hatte."

Die Alhambra. Zwei Kilometer von der Stadt entfernt und von ihr durch das üppige Darrothal geschieden, stand auf einem bewaldeten, felsigen Hügel das herrlichste Denkmal maurischer Baukunst in Europa, das königliche Schloß **Alhambra** (d. h. das rothe Haus oder der rothe Thurm), die Citadelle von Granada, die innerhalb ihrer Mauern 40,000 Mann aufnehmen konnte. Sie war mit röthlichen Festungsmauern umgeben und besaß auf ihrem ausgedehnten Terrain, das kaum in $^3/_4$ Stunden umschritten werden konnte, dreißig Festungsthürme, zahlreiche Moscheen, Paläste, Hallen, Feengärten mit Wasserkünsten. Auf einem steilen Pfade erstieg man den Berg, gelangte an das äußere Burgthor, durch dieses in einen großartigen Park mit drei breiten Alleen, sodann zwischen hohen Ziegelsteinthürmen hindurch, die vielleicht noch von den Karthagern herrührten, immer noch steigend, an einen kolossalen Thurm, unter welchem ein gewölbtes Thor, das Thor der Gerechtigkeit, hindurchführte. Aus ihm trat man in den Hof der Cisternen, auf dem sich zahllose in den Fels gehauene Wasserbehälter und ein tiefer, bis zur Thalsohle hinab reichender Brunnen befanden, der frisches Quellwasser lieferte. Die eine Front dieses Hofes bildete die eigentliche Burg mit einem hohen Thorthurme, die andere das Schloß oder der große Palast Alhambra. In seinem großen Vorhofe war ein weites, rings von Blumen nnd Ziersträuchern umsäumtes Wasserbassin, in welchem sich die um den Hof herumlaufenden, von schlanken Säulen getragenen Bogenhallen spiegelten. Darauf folgte der berühmte Löwenhof. In seiner Mitte plätscherte ein viel besungener Springbrunnen, dessen Schalen von zwölf Löwen getragen wurden, und seine Seiten waren von Arkaden mit durchbrochenem Gitterwerk und schlanken Säulen aus weißem Marmor gebildet. Nach der einen Seite führte ein reich verziertes Portal in eine hohe, mit weißem und gelbem Marmor mosaikartig ausgelegte Halle, die ihr dämmerndes Licht durch eine Kuppel von oben empfing und deren Wände mit Porzellanplatten getäfelt waren, in welchen die Wappen der Könige kunstvoll mit Schmelzfarben eingebrannt waren. Die Decke umzogen wunderliche phantastische Arabeskenstuckaturen, durchmengt mit Koransprüchen und poetischen Citaten in Goldschrift auf lasurblauem Grunde. An ihn stießen die Gemächer der Frauen. Auf der anderen Seite des Löwenhofes führte ein zweites Portal in die Halle, in welcher ein Theil der berühmten Abencerragenfamilie ermordet worden war. Hieran schlossen sich noch weitere Reihen von Zimmern und Höfen in gleicher Weise mit herrlichen Verzierungen in Schnitzwerk, Stuckatur, Malerei und Mosaik. — Am Fuße dieses Prachtbaues lag die üppige **Vega** oder Ebene von Granada, deren reiche Schönheit und Pracht nach Berichten von Augenzeugen kaum in

den blühendsten Liedern der arabischen Sänger übertrieben werden konnte, deren Boden aber auch seit zwei Jahrhunderten getränkt war mit dem Blute der maurischen und christlichen Ritterschaft, der sie als Kampfplatz hatte dienen müssen. Die Araber verwendeten auf sie alle Kraft und allen Fleiß der Bearbeitung. Sie vertheilten das Wasser des hindurchströmenden Xenil in tausend Leitungen zu einer vollkommeneren Bewässerung. Dafür folgten aber auch das ganze Jahr hindurch Obst-, Gemüse- und Getreideernten auf einander.



Abencerragenhalle der Alhambra.

Die Erzeugnisse der entgegengesetztesten Breitegrade wurden mit Erfolg dorthin verpflanzt, der Hanf des Nordens wuchs üppig unter dem Schatten des Weins und der Olive. Seide war der Hauptgegenstand des Handels, der vermittels der Häfen von Almeria und Malaga getrieben wurde. Die Einnahmen des Königs beliefen sich auf 1,200,000 Dukaten. Diesem Reichthum entsprach auch die Kriegsmacht. Die gedrängte Bevölkerung des Landes konnte 100,000 Streiter stellen. Viele davon lieferten die Gegenden der Alpujarras oder Gebirgsthäler, deren rauhe Bewohner nicht durch die Weichlichkeit der Ebenen verdorben waren. Dazu kamen noch Hülfstruppen von den wilden und kriegerischen Stämmen Afrika's.

Gefürchtet war die Geschicklichkeit der Mauren von Granada als Armbrustschützen und Reiter. Während der langen Kriege im Lande war fast jede Stadt in eine Festung umgewandelt worden, so daß die Zahl der befestigten Plätze auf dem Gebiete von Granada zehnmal so groß war, als jetzt auf der ganzen Halbinsel.

Die letzten maurischen Herrscher von Granada. Die Nachfolger Mohammed Alhamars, des Gründers des Reiches von Granada, hatten sich gegen die Oberhoheit Kastiliens wiederholt aufgelehnt, fortwährend Grenzfehden geführt und Raubzüge unternommen, hatten aber nie anders als durch vorübergehende Plünderungskriege, sogenannte cavalgadas, kastilischerseits dafür gezüchtigt werden können.

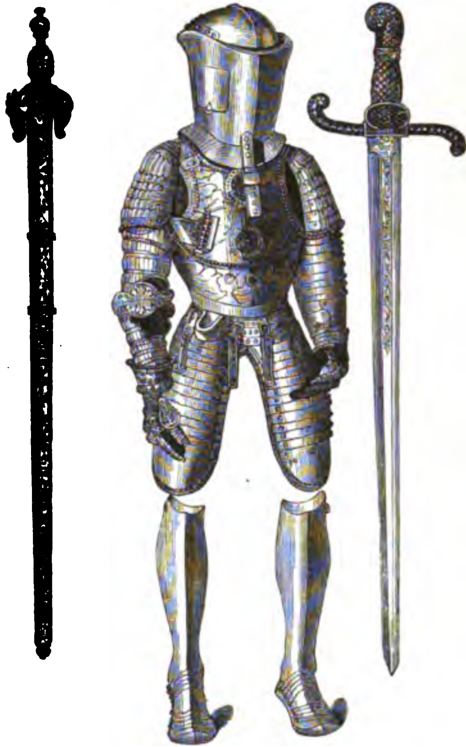
Muley Abul Haschem, der 1466 zur Herrschaft gekommen war und ein furchtbares, blutiges Regiment führte, verweigerte von Neuem die Anerkennung der kastilischen Oberhoheit und die Zahlung des herkömmlichen Tributes mit den stolzen Worten: „Die Münzstätten Granada's prägen nicht mehr Gold, sondern Stahl". Am 26. Dezember 1481 eroberte er die Grenzfestung Zahara und ließ die Einwohner als Sklaven wegführen. Damit war die Veranlassung zum Vernichtungskampfe gegen Granada gegeben. Zur Vergeltung nahmen die Spanier durch Ueberfall die feste, auf hohen, kahlen Felsen südwestlich von Granada gelegene Stadt **Alhama**, berühmt besonders wegen ihrer Bäder, die jährlich 500,000 Dukaten eingebracht haben sollen (28. Februar 1482). Diese Waffenthat war von ungeheurer Wirkung. Während die Kunde davon in den Gemüthern der Christen Jubel und begeisterten Kriegsmuth entzündete, tönte sie in den Ohren der Bewohner Granada's wie die Todtenglocke ihres nahen Unterganges. Sie sahen darin die Erfüllung der unheilvollen Zeichen und Weissagungen, die bei der ganz Kastilien herausfordernden Wegnahme von Zahara bekannt geworden waren, und sie verwünschten laut und ohne Scheu den Gewaltherrscher, der nicht nur durch seinen Friedensbruch, sondern auch durch seine früheren Blutthaten den Zorn und die Strafe Allah's über das Land heraufbeschworen habe. Die rührende, durch Herder's Uebersetzung bekannte Romanze mit ihrem immer wiederkehrenden Klagerufe: „ay de mi Alhama", welche jedenfalls in jenen Tagen entstanden ist, veranschaulicht uns aufs Lebendigste die trübe, ahnungsvolle Stimmung der Mauren und zugleich ihren Haß gegen den Tyrannen:

Durch die Stadt Granada ziehet
Traurig hin der Mohren König,
Dorther von Elvira's Pforte
Bis zum Thor der Bivarambla.
„Weh um mein Alhama!"
Briefe waren ihm gekommen,
Sein Alhama sei verloren;
Warf die Briefe an den Boden,
Tödtet' ihn, der sie ihm brachte.
„Weh um mein Alhama!"
Stieg hinab von seinem Maulthier,
Stieg hinauf sein Roß und ritte
Zur Alhambra, ließ drommeten,
Ließ die Silberzinken tönen.
„Weh um mein Alhama!"
Daß es alle Mohren hörten
Auf der Vega von Granada.
Alle Mohren, die es hörten,
Sammeln sich zu hellen Haufen;
Denn die Kriegsdrommete tönet,
Denn sie ruft zum blut'gen Streite.
„Weh um mein Alhama!"
Und versammelt, sprach ein Alter:
„König, du hast uns gerufen,
Wozu hast du uns gerufen?"
Denn es war der Schall zum Kriege.
„Nun, so wisset's denn, ihr Freunde,
Mein Alhama ist verloren!"
„Weh um mein Alhama!"
Da begann der Oberpriester,
Greis mit langem weißen Barte:
Recht geschiehet's dir, o König,
Und verdienest ärger Schicksal.
Hast ermord't die Bencerajen,
Sie, die Blüte von Granada,
Hast die Fremden abgewiesen
Aus der reichen Stadt Cordova.
Drum, wie jetzo dein Alhama,
Wirst du bald dein Reich verlieren." —
„Weh um mein Alhama!"

So kamen innere Zerwürfnisse den Kastilianern zu Hülfe.

Muley Abul Haschem hatte seine erste Gemahlin Aïscha verstoßen und aus Furcht vor der Rache ihrer Kinder diese alle ermorden lassen. In gleich grausamer Weise war er später gegen die hochangesehene Adelsfamilie der Abencerragen verfahren, von denen Einer

durch ein mit einer Tochter des Königs angeknüpftes Verhältniß die königliche Hausehre verletzt hatte. Erbittert darüber, ließ der Gewaltherrscher alle Mitglieder des Geschlechts, die in seine Hände fielen, schonungslos umbringen, angeblich im Saale der Abencerragen auf der Alhambra. Jetzt fürchtete die bisher begünstigte Gemahlin Zoraja für sich und ihre Kinder ein ähnliches Schicksal, wie das der Aischa und rief ihren Anhang, sowie alle Feinde des Königs, deren Zahl und Muth infolge des Falles von Alhama gewachsen war, zu ihrem Schutze auf. Diese Empörung führte zur Vertreibung Muley's, der aber in Malaga sich als Herrscher behauptete, und zur Erhebung seines Sohnes Abu Abdallah, gewöhnlich Boabdil genannt. Bei einem Einfall in das christliche Gebiet wurde dieser jedoch in der Schlacht bei Lucena (südl. Cordova) im April 1484 gefangen und kehrte erst nach Anerkennung der kastilischen Oberhoheit in seine Residenz zurück. Ein Aufstand seines Oheims Abdallah, mit dem Beinamen El Zagal (der Tapfere), führte nach einem blutigen Kampfe innerhalb der Stadt zu einer neuen Theilung des Reiches, die die Widerstandskraft desselben noch mehr schwächte.


Rüstung und Schwerter Boabdils.

Mit ganzer Wucht warfen die Kastilianer sich jetzt auf Abul Haschem's Herrschaft in Malaga. Die Glut des Glaubens- und Nationalkrieges ergriff das ganze Land. Neben den Aufgeboten der Städte und der niederen Vasallen erschienen zahlreich die Freiwilligen aus dem hohen Adel; auch von auswärts, selbst von England, strömten Kämpfer herbei. Den Eifer der Streiter entfachte Isabella, die Seele dieses Krieges, durch umfassende Fürsorge für die Verpflegung des Heeres wie für die Kranken und Verwundeten, durch Belohnungen und Verheißungen. Nicht selten erschien sie persönlich im Lager, von glänzendem Gefolge umgeben, auf weißem Roß im Stahlharnisch. — Die sinkende und zersplitterte Kraft der Mohammedaner konnte dem furchtbaren Anprall der Glaubensstreiter nicht lange widerstehen. Bis 1486 nahmen die Spanier die meisten Plätze um Malaga, 1487 schlossen sie unter König Ferdinand's persönlicher Führung und unter Isabella's Augen Malaga selber zu Land und See von allen Seiten ein. Aber erst nach langer verzweifelter Gegenwehr, die El Zagal thatkräftig unterstützte, ergab sich die Festung auf Gnade und Ungnade. Am 18. August zog das Königspaar in Malaga ein, doch seinen Sieg schändete die Grausamkeit, mit welcher die unglücklichen Einwohner als Sklaven verkauft und ihres Vermögens beraubt wurden. — Nun kam die Reihe an El Zagal. Mit 95,000 Mann erschien der König Mitte 1489 vor dessen Hauptstadt Baza. Fünf Monate lang wehrte sich der Platz, und die Belagerer erlitten durch die Regengüsse und Stürme des Herbstes selber arge Noth, die nur Isabella's Umsicht und Thatkraft linderte. Erst Anfang Dezember übergab El Zagal den Platz gegen freien Abzug der Soldtruppen und Auswanderungsfreiheit der Bewohner. Er selber siedelte nach Afrika über.

Nur schmachvolle Neutralität hatte Boabdil's Herrschaft bisher vor dem Kampfe bewahrt. Jetzt nahte auch ihm das Verderben. Als er die Aufforderung zur Uebergabe

abwies, bot Isabella 50,000 Mann gegen Granada auf und war selber mit bei dem Heere, das sich im April 1491 um die herrliche Hauptstadt lagerte, während 20,000 Krieger diese letzte Burg des Islam in Spanien mit verzweifeltem Muthe vertheidigten.

Um einen festen Stützpunkt zum Angriff zu gewinnen, erbauten die Spanier das verschanzte Lager von Santa Fé, aus dem später die gleichnamige Stadt sich entwickelte. In zahllosen Gefechten vor den Mauern Granada's erprobten beide Theile ihren Heldenmuth, bis endlich die wachsende Noth nicht den Muth des Volkes, wol aber den seiner Führer brach. Am 25. November 1491 willigte Boabdil in einen geheimen Vertrag, in dem er gegen Einräumung eines kleinen Lehnsfürstenthums in den Alpujarras seiner Herrschaft entsagte, Granada binnen zwei Monaten zu übergeben versprach, die Spanier aber den Mauren Leben, Eigenthum und Religionsfreiheit zu lassen sich verpflichteten. Als aber die Gerüchte von diesem Vertrage in der Stadt selbst aufständische Bewegungen hervorriefen, eilte Boabdil, Granada noch vor Ablauf der ausbedungenen Frist den Siegern zu überliefern. Am 2. Januar 1492 fand die Uebergabe statt. Spanische Truppen besetzten die Alhambra und einen Theil der Mauern, die Hauptmasse des Heeres mit dem Königspaare war noch zurück. Vor ihm erschien jetzt Boabdil und übergab die Schlüssel der Stadt. Als nun auf den rothen Mauern der Alhambra das Banner Kastiliens sich entrollte und auf den Wällen der Stadt das große silberne Kreuz, das spanische Feldzeichen in diesem Glaubenskriege, blitzend in der Sonne sich erhob, da fiel das ganze Heer auf die Kniee, die Priester stimmten das Tedeum an, und die Granden Kastiliens beugten sich huldigend vor Isabella, als der Königin von Granada. Dann zog sie an der Seite ihres Gemahls, umgeben von königlicher Pracht und von der Blüte des kastilischen Adels, in Granada ein. Weit über alles Irdische schien sie in diesem Augenblicke den Zeitgenossen erhoben; es war der Höhepunkt ihres Lebens.

Währenddem bewegte sich auf der anderen Seite der Stadt ein trauriger Zug nach den Alpujarras hinauf, es war Boabdil mit den Seinen. Als er den Hügel von Padul erreicht, da wo der letzte Rückblick auf Granada sich öffnet, hielt er sein Roß an und zum letzten Male niederblickend auf das verlorene Paradies, brach er schluchzend in die Worte aus: „Allah akbar!“ („Gott ist groß!“) — „Es steht dir wol an“, sagte seine Mutter, eine Frau von männlichem Geiste, „wie ein Weib über das zu weinen, was du nicht wie ein Mann vertheidigen konntest“. „Ach!“ rief der verbannte König, „wann gab es wol ein Leiden, das dem meinigen gleicht!“ Noch jetzt zeigt das Volk dem Reisenden die Felsenhöhe, auf welcher der Maurenfürst von seinem Reiche traurig Abschied nahm, und zum Andenken daran hat sie den melodischen Namen: El ultimo Sospiro del Moro, „Der letzte Seufzer des Mauren“, erhalten. Boabdil fiel in Afrika im Dienste des Herrschers von Fez.

Die Folgen des Maurenkrieges waren die bedeutendsten. Ein schlagfertiges Heer unter erprobten Führern hatte sich gebildet, das bald der Schrecken halb Europa's wurde, der Religionseifer neu belebt, das Nationalbewußtsein über alle Schranken der Stände und Landschaften hinaus gehoben. Aber beide Empfindungen waren auch zu einer solchen Ausschließlichkeit gesteigert, daß keinerlei Duldsamkeit den fremden und nichtchristlichen Bewohnern Spaniens gegenüber Raum hatte. Dies sollten zuerst die Juden empfinden.

Juden- und Maurenverfolgung. Die Juden hatten unter der Herrschaft der ihnen stammverwandten Araber die vollste Duldung genossen, waren zu hohem Wohlstande aufgestiegen und hatten auch an der glänzenden spanisch-arabischen Kultur des Mittelalters einen erheblichen Antheil gehabt. Da erschien am 30. März 1492 das barbarische Edikt, welches ihnen nur die Wahl zwischen Bekehrung und Auswanderung ließ.

Die Mehrzahl entschied sich für die letztere, und 160—180,000 Menschen jüdischen Stammes verließen, nur Reste ihres Vermögens rettend, das ungastliche Land. Doch damit nicht genug. So lange der milde Talavera Erzbischof von Granada war, dessen Gesinnung der Ausspruch bezeichnet: „Den Mauren fehlt der Glaube der Christen, den Christen fehlen die guten Werke der Mauren“, hielt man den Unterworfenen den Vertrag von 1491.

Als aber seit dem Jahre 1499 der Kardinal Ximenez das Bekehrungswerk in die Hände nahm, trat er ihn mit Füßen. Mit allen Mitteln der List und Gewalt suchte er den Uebertritt der Mohammedaner herbeizuführen; die kostbaren Handschriften der Bibliothek von Granada und was seine eifrigen Häscher sonst davon aufspüren konnten, die Werke der reichen, herrlichen Literatur eines hochbegabten Volkes, ließ er zu Hunderttausenden verbrennen.



Maurisches Kasernenthor in Granada.

Als darauf die Mohammedaner auf dem Albaicin, dem höchsten, nur von ihnen bewohnten Stadttheile Granada's, sich empörten, beruhigte sie der Graf von Tendilla durch die Zusicherung, daß die Kapitulation von 1491 aufrecht erhalten werden solle, Ximenez aber brach den Vertrag und ließ den Mauren, wie vorher den Juden, nur die Wahl zwischen Auswanderung und Uebertritt. Einen neuen Aufstand in den Alpujarras schlug Gonsalvo

de Cordova nieder (1500); ein letzter der rauhen Gebirgsbewohner um Ronda brachte den Spaniern zwar zunächst die blutige Niederlage am grünen Flusse und kostete ihrem Führer Alonso de Aguilar, Gonsalvo's Bruder, das Leben (März 1501); aber neue Heerhaufen unter König Ferdinand erzwangen auch hier die Unterwerfung. In Scharen verließen die Unglücklichen das Land, die meisten jedoch traten äußerlich zum Christenthume über und fristeten noch Jahrzehnte hindurch unter den Späherblicken der Inquisition wie als „Moriscos“ ein trauriges Dasein. Die Spanier aber triumphirten, daß ihrem Lande endlich das kostbare Gut der Glaubenseinheit errungen sei!

Das Königspaar. Isabella war so ganz Spanierin, daß sie in dem Allen, freilich unter dem Einflusse ihrer fanatischen Beichtväter, nur Ausübung einer heiligen Gewissenspflicht erblickte. Doch neben dieser durch düsteren Fanatismus getrübten Frömmigkeit stehen Charakterzüge, die sie auch der Nachwelt zu einer anziehenden Erscheinung machen: ein hoher, sittlicher Muth, der sie in den schlimmsten Lagen nie verließ und oft genug den Ausschlag gegeben hat; ein Edelsinn, der hoch dachte von den Menschen und einmal geschenktes Vertrauen unentwegt festhielt; ein echt königliches Pflichtbewußtsein, mit dem sie sich jeder Anstrengung bereitwillig unterzog. Ein klarer Geist, außer da, wo religiöser Eifer ins Spiel kam, theilte Isabella manche Vorurtheile ihrer Landsleute nicht, namentlich nicht jenen Hochmuth, der das Fremde haßt, nur weil es fremd ist, und nie hat sie sich Illusionen gemacht. Daß sie die Königin sei, das brachte sie allen zum Bewußtsein nicht blos durch fürstliche Pracht, so einfach ihre eigenen Lebensgewohnheiten waren, sondern mehr noch durch die ruhige Würde und den feinen, weiblichen Takt, den sie stets zu bewahren verstand. War sie groß als Fürstin, so blieb sie doch stets die liebende und liebenswürdige Frau. Ihre alte Mutter pflegte sie bis zu ihrem Tode mit zärtlicher Sorgfalt, ihrem Gemahl widmete sie die wärmste Zuneigung und eine unerschütterliche Treue, die er nicht immer verdiente, ihren Kindern eine hingebende Liebe, die vor Allem in der trefflichen Erziehung sich bethätigte. In der Blüte der Jahre war sie auch äußerlich eine anziehende Erscheinung von Mittelgröße, heller Haut, kastanienbraunem Haar und hellblauen Augen, in Blick und Haltung ruhige Festigkeit.

Was Kastilien geworden, das ist im Wesentlichen *ihr* Verdienst. Ihrem Gemahl blieb vor Allem die Leitung der verwickelten europäischen Politik, um welche sie sich nicht im Einzelnen gekümmert hat. Und für dies Wirrsal war Ferdinand besonders geschaffen. Seiner Gemahlin äußerlich ganz unähnlich, dunkelfarbig in Haar und Haut und Augen, war er ihr auch im Wesen höchst ungleich: ohne religiöse Wärme, wenn er auch eifrig kirchliche Gesinnung zur Schau trug, ein nüchterner Geschäftsmann, kaltblütig erwägend und berechnend, in Geldfragen sparsam bis zum Geiz, in der Wahl seiner Mittel ohne jedes sittliche Bedenken, von einer fast naiven Doppelzüngigkeit, glatt wie ein Aal, wenn es galt dem Gegner zu entschlüpfen, schlau wie ein Fuchs, wenn es galt ihn zu betrügen, scharfblickend wie ein Falk, wenn es galt, ihn zu fassen, der erste außeritalienische Fürst mit italienischer Politik und deshalb in Italien auch besonders erfolgreich, der Gründer der spanischen Herrschaft über Neapel und Sizilien und damit der europäischen Stellung seiner Monarchie.

Nur an denjenigen auswärtigen Geschäften, die mit der Vermählung ihrer Kinder zusammenhingen — denn auch diese Fragen wurden als politische behandelt — hat Isabella einen größeren Antheil gehabt. Glänzende Aussichten sind hier mit tiefem Leide gepaart. Das Königspaar besaß fünf Kinder: einen Sohn, den Thronerben Johann (Juan), und vier Töchter, Isabella, Johanna, Katharina und Maria. Sie waren besonders durch die Sorgfalt der Mutter trefflich erzogen, auch in den humanistischen Wissenschaften gebildet. Um die nach keineswegs aufgegebene Verbindung Spaniens und Portugals sicher zu stellen, wurde Isabella am 22. November 1490 mit dem portugiesischen Thronerben Alfons unter den glänzendsten Festlichkeiten vermählt. Aber ein jäher Tod — die Folge eines Sturzes mit dem Pferde — riß schon im nächsten Jahre den jungen Gemahl hinweg; als trauernde Wittwe kehrte die jugendliche Isabella nach der Heimat zurück. Besser schienen zwei andere Verbindungen zu

gelingen. Um gegen Frankreichs drohende Uebermacht in dem Bunde des spanischen mit dem habsburgisch-burgundischen Hause ein Bollwerk zu schaffen, sollte nach dem Vertrage von 1495 der Thronfolger Johann mit Margaretha, der Tochter Kaiser Maximilian's I. und Maria's von Burgund, Johanna aber mit Margaretha's Bruder Philipp (dem Schönen) vermählt werden, während ein zweiter Vertrag von 1496 Katharina dem englischen Thronfolger Arthur bestimmte. Wirklich wurden jene Vermählungen, die den Grund zur spanisch-habsburgischen Weltmonarchie gelegt haben, mit höchster Pracht vollzogen, die eine in Lille, die andere im Beisein des Königspaares zu Burgos (1497). Das Glück des Herrscherhauses schien auf dem Gipfel angelangt, als nun auch noch kurz darauf die verwittwete Isabella, den Werbungen König Emanuel's endlich nachgebend, den portugiesischen Thron bestieg.

Doch in fast demselben Augenblicke traf ein erster furchtbarer Schlag das Königshaus und das Land. Am 4. September 1497 verschied nach kurzer Krankheit der Thronfolger Johann zu Salamanca. „Die Hoffnung ganz Spaniens sank dahin", das Land hüllte sich in tiefe Trauer 40 Tage lang. Nun erkannten zwar die kastilischen Stände Isabella von Portugal als Erbin des Reiches an 1498, die aragonischen aber weigerten sich dessen, da nach ihrem Grundgesetz eine Frau nicht regierungsfähig sei. Der Tod übernahm die Lösung. Die Geburt ihres Sohnes Michael (Miguel) am 23. August 1498 kostete Isabella das Leben. Gegen Miguel ließen die Aragonesen ihren Widerspruch fallen, und abermals schien die Verbindung aller drei Reiche für die Zukunft gesichert zu sein. Schon im Jahre darauf wurde sie zum zweiten Male durch den Tod des Kindes zerstört, und die Nachfolge in den spanischen Reichen ging über an Johanna, die schon damals Spuren der beginnenden Schwermuth zeigte.

Unter diesen Schlägen brach die Kraft Isabella's zusammen. Schon seit dem Tode ihres Lieblings Isabella kränkelte sie, ein verzehrendes Fieber trat hinzu. Mit Ruhe und Fassung ordnete sie die letzten Geschäfte, vor Allem die Regentschaft ihres Gemahls, falls Johanna verhindert sei. — So starb sie am 26. Novbr. 1504 in Medina del Campo bei Valladolid. Ihre Gebeine wurden nach ihrem Willen mit einfacher Feierlichkeit im Franziskanerkloster der Alhambra beigesetzt. Hier ruhten sie, bis sie nach dem Tode Ferdinand's an dessen Seite in das prachtvolle Grabmal der Stiftskirche von Granada übergeführt wurden. (Vergl. Prescott, Geschichte Ferdinand's und Isabella's.)

Ferdinand vermählte sich zum zweiten Male 1506 mit der Prinzessin Germaine de Foix, einer Schwestertochter Ludwig's XII. von Frankreich und Enkelin Leonoren's von Navarra, von der bereits die Rede gewesen ist.



Grabmal Ferdinand's und Isabella's in der Kathedrale zu Granada.

Philipp der Schöne und Johanna die Wahnsinnige.

Ferdinand hoffte noch auf einen männlichen Nachkommen aus Abneigung gegen seinen Schwiegersohn, den Erzherzog Philipp, dem er die Erbfolge in den aragonesischen Ländern nicht gönnte. Aber diese seine Hoffnung, die sich zu erfüllen schien, ging durch den schnellen Tod des neugeborenen Prinzen verloren, und so ließ sich die beabsichtigte Lostrennung Aragoniens von Kastilien, die den Geschicken der Halbinsel eine ganz andere Wendung gegeben und alle Bemühungen Isabella's wieder vereitelt haben würde, glücklicherweise nicht ermöglichen.

Von Ferdinand's Kriegen in Italien, wo sein großer Feldherr Gonsalvo Lorbern errang, und von der Eroberung und Erwerbung Obernavarra's (1512) ist bereits bei der Geschichte der betreffenden Länder erzählt worden.

Trotz Ferdinand's Widerstand war sein Schwiegersohn Philipp von Oesterreich und Burgund als König von Kastilien anerkannt worden, während Ferdinand sich nach Aragonien zurückzog. Aber Philipp starb bereits im September zu Burgos, erst 28 Jahre alt. Die unglückliche Johanna war inzwischen einem unheilbaren Wahnsinn verfallen. Die Eifersucht gegen ihren unbeständigen Gemahl scheint ihre angeborene Reizbarkeit zur Krankheit gesteigert zu haben. Philipp war mit ihr Anfang 1502 nach Spanien gekommen, hatte sie aber dort zurückgelassen und war allein nach den Niederlanden heimgekehrt. Als ihm Johanna dorthin im März 1504 folgte, fand sie den Gemahl in einem offenkundigen Liebesverhältnisse zu einer schönen Hofdame. Tief gekränkt dadurch, ergriff sie eines Tages ihre Nebenbuhlerin im Palaste und ließ ihr die zierlichen Locken abschneiden, welche die Bewunderung Philipp's am meisten erregt hatten. Durch diesen seiner Dame angethanen Schimpf gerieth aber Philipp seinerseits wieder in solche Wuth, daß er seine Gemahlin öffentlich mit den rücksichtslosesten Ausdrücken beleidigte und jeden ferneren Verkehr mit ihr verweigerte. Ja, als sie nach dem Tode der Mutter auf Seite ihres Vaters zu treten und dessen Regentschaft über Kastilien zuzustimmen schien, ließ er sie in strengen Gewahrsam bringen. Dadurch wurde der Zustand der unglücklichen Königin bedeutend verschlimmert. Trotzdem wich sie nachher nicht vom Lager ihres Gatten, als er im folgenden Jahre erkrankte und am 25. September 1506 starb. Aber weder damals, noch nach seinem Tode hat man sie eine Thräne vergießen sehen. Sie blieb in einem Zustande gedankenloser Unempfindlichkeit, in einem verfinsterten Zimmer sitzend, den Kopf in die Hand gestützt und mit geschlossenen Lippen, stumm und unbeweglich wie eine Bildsäule. Wenn man sich wegen eines Erlasses oder irgend eines dringenden Amtsgeschäftes, das ihre Unterschrift erforderte, an sie wendete, erwiderte sie: „Mein Vater wird für alles dies sorgen, er ist mit den Geschäften vertrauter als ich; ich habe jetzt keine andere Pflicht, als für die Seele meines dahingeschiedenen Gemahls zu beten“. Die einzigen Befehle, welche sie unterzeichnet hat, waren die zur Gehaltzahlung an ihre flamländischen Musiker. Denn bei ihrem niedergeschlagenen Zustande fand sie einigen Trost in der Musik, die sie von Kindheit an leidenschaftlich geliebt hatte. Die wenigen Bemerkungen, welche sie äußerte, waren bescheiden und verständig, und bildeten einen sonderbaren Widerspruch gegen die durchgängige Ungereimtheit ihrer Handlungen, die sich bisweilen bis zur Tollheit steigerte. So beschloß sie plötzlich im kalten Dezemberwetter, die Ueberreste ihres Gemahles von Burgos nach dem in Aussicht genommenen letzten Ruheplatze zu Granada zu bringen. Sie bestand darauf, dieselben vor der Abreise noch einmal selbst zu sehen. Alle Vorstellungen dagegen erwiesen sich als fruchtlos und steigerten nur ihren Eigensinn. Der Leichnam mußte aus dem Gewölbe geholt, die beiden Särge von Blei und Holz geöffnet werden, und sie betrachtete nicht blos die modernden Reste, die, obgleich sie einbalsamirt waren, kaum ein menschliches Ansehen mehr zeigten, sondern sie berührte sie auch mit ihren Händen, aber ohne eine Thräne zu vergießen oder die mindeste Rührung zu zeigen. Die Leiche wurde hierauf auf einen prachtvollen, mit vier Pferden bespannten Leichenwagen gesetzt. Dieser ward von einem zahlreichen Gefolge von Geistlichen und Edelleuten begleitet, welche mit der

Königin in der Nacht des 18. Dezember die Stadt verließen. Sie reiste nur bei Nacht, indem sie sagte, „daß eine Wittwe, welche die Sonne ihrer Seele verloren habe, sich nie dem Tageslichte aussetzen dürfte". Wo sie Halt machte, wurde der Leichnam in einer Kirche oder einem Kloster niedergesetzt, wo jedesmal wieder eine Leichenfeier abgehalten werden mußte, als wenn ihr Gemahl erst gestorben wäre. Ein Haufen Bewaffneter hielt stets Wache, besonders, wie es schien, um zu verhindern, daß ein weibliches Wesen den Ort durch seine Gegenwart entweihe, denn Johanna empfand noch immer die Eifersucht ihres Geschlechts. Als sie eines Tages den Leichnam auf den Kirchhof eines Klosters hatte bringen lassen, das sie von Mönchen bewohnt glaubte, wurde sie von heftigem Schrecken ergriffen, als sie hörte, daß es ein Nonnenkloster wäre, und sie ließ den Leichnam sogleich ins offene Feld bringen.



Johanna von Kastilien an der Leiche ihres Gemahls. Zeichnung von Sachße.

Hier lagerte sie sich mit ihrem ganzen Gefolge mitten in der Nacht, jedoch erst, nachdem sie die Särge hatte entsiegeln lassen, um sich zu überzeugen, daß die Ueberreste ihres Gemahles auch noch unversehrt seien. Im heftigen Sturme erloschen Feuer und Fackeln, und die Gesellschaft verbrachte die ganze Nacht in Kälte und Finsterniß.

In einem lichteren Augenblicke hat sie noch die alten Räthe ihres Vaters entlassen und die Anhänger desselben durch den Widerruf aller von der Krone seit ihrer Mutter Isabella Tode gemachten Schenkungen in die größte Bestürzung gesetzt. Indeß erhielt Ximenez durch Klugheit und Ernst die öffentliche Ordnung aufrecht, und der älteste ihrer beiden Söhne, der nachmalige Kaiser Karl V., damals noch ein Knabe, wurde als König von Kastilien anerkannt. An seiner Stelle übernahm Ferdinand zunächst die Regentschaft (Juli 1507). Johanna schleppte ihr kummervolles Dasein (seit 1509 in Tordesillas am Duero) in fortschreitender Verdüsterung ihres Geistes noch Jahrzehnte lang über den Tod ihres Gemahles hinaus; sie starb erst am 12. April 1555 und hinterließ als Stammmutter ihres Hauses den Nachkommen jenen Hang zum Trübsinn, der dem ganzen Geschlechte für Jahrhunderte verhängnißvoll geworden ist.

Portugal.

Zur Zeit Ferdinands und Isabella's hat das nahe Portugal einen ganz ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht. Auch dieser Staat war eine Anhäufung von königlichen, adeligen, geistlichen und städtischen Gebieten, lose zusammengehalten durch eine schwache Krone und die Stände (Cortes). Die großen Grundherren (Donatarios) waren längst gewöhnt, ihre Lehne als Erbgüter zu betrachten; sie übten auf ihnen über die Unterthanen die volle Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt aus und verfügten über eine Menge fester Schlösser. Alfons V. (1438—1481) hatte durch leichtsinnige Freigebigkeit die Güter und Rechte der Krone noch mehr verschleudert. So besaß der Herzog von Braganza, Ferdinand, mit dem König verschwägert und der erste Edelmann des Königreichs, fünfzig Städte, Flecken und Dörfer und vermochte 3000 Reiter mit 10,000 Mann Fußvolk aufzustellen. Solchen Herren gegenüber war der König nicht Gebieter, sondern nur Genosse in der Macht.

Johann II. und Emanuel der Große.

Johann II. (1481—1495) griff mit fester Hand ein. Schon auf dem Huldigungslandtage zu Evora nahm er aus den Klagen der städtischen Abgeordneten über die mangelhafte Rechtspflege der großen Vasallen die Veranlassung zur Einsetzung einer ständischen Kommission, welche auf Grund eines von Johann I. erlassenen Lehngesetzes, wonach ein Lehen der Krone nur an den Erstgebornen des Inhabers gelangen sollte, alle angeblichen Schenkungen der Krone zu prüfen hatte. Es war eine Domänenreunion, wie sie Isabella gleichzeitig in Kastilien begann. Um die Widersetzlichkeit der Kronvasallen, an deren Spitze der Herzog von Braganza stand, niederzudrücken, ließ der König denselben im Mai 1483 zu Evora verhaften, des Hochverrathes anklagen und das Todesurtheil eines Ausnahmegerichtshofes unnachsichtlich vollstrecken (20. Juni). Als dann der Schwager des Gerichteten, der Herzog von Viseu, sich an die Spitze einer Verschwörung gegen das Leben des Königs stellte, um sich selbst auf den Thron zu schwingen, lockte ihn Johann in seinen Palast zu Setuval und stieß ihm hier den Dolch ins Herz (22. August 1484). Die übrigen Verschwörer traf Tod oder Kerkerhaft.

So brach Johann II. die Selbständigkeit des hohen Adels durch blutige Strenge. Eine Menge Krongüter entriß er ihm, und wenn er einige wenige davon vergab, so behielt er doch stets die Gerichtshoheit der Krone vor. Gewaltthätig, wo es die Herstellung seines Ansehens galt, erschien er sonst gerecht und unbedingt zuverlässig, ein Vater seiner Unterthanen. Auch der Kirche gegenüber war die Krongewalt sehr bedeutend. Die drei Erzbischöfe und zehn Bischöfe wurden vom Papste nur auf königlichen Vorschlag ernannt; das Hochmeisteramt der drei geistlichen Ritterorden (Christus, St. Jago, Avis) war in den Händen des Königs; die Veröffentlichung aller päpstlichen Verfügungen hing von der königlichen Genehmigung (Placet) ab. Dies letztere Recht hat allerdings König Johann aufgegeben, um von Rom eine Kreuzzugsbulle für einen Maurenkrieg in Nordafrika zu erwirken.

Emanuel, sein Nachfolger (1495—1521), der Bruder des Herzogs von Viseu, den Johann zum Erben eingesetzt, führte des Vorgängers Werk energisch weiter. Die Statuten der Städte wurden revidirt und das Unzeitgemäße aus ihnen beseitigt, die Leistungen der Unterthanen neu geordnet, die Rechtspflege auf allen Stufen durchweg königlichen Beamten übergeben, die städtische und adelige Gerichtsbarkeit abgeschafft, selbst die der drei geistlichen Ritterorden den königlichen Appellationsgerichten unterstellt. Ein allgemeines Gesetzbuch auf Grund des von König Alfons V. herrührenden schloß 1521 die ganze Neugestaltung ab.

Wie der Hof für das politische Leben mehr und mehr die Bahnen vorschrieb, so brach er sie auch für die aufblühende neue Bildung. Beide Fürsten schenkten ihr eingehende Pflege. Johann stand mit italienischen Humanisten in Briefwechsel; unter ihm lehrte der große Hellenist Arias Barbosa (s. oben S. 12), entstand die erste Buchdruckerei in Lissabon, und wie hoch er die wunderbare neue Kunst schätzte, bewies er durch den Erlaß, der den Buchdruckern den Rang von Edelleuten des königlichen Hauses verlieh.

Im schroffsten Widerspruch mit diesem Aufblühen einer neuen Zeit steht die Thatsache, daß in Portugal wie in Spanien der finsterste Religionshaß seine Opfer forderte. Auch bei den Portugiesen verhärteten sich Glaubenseifer und Nationalstolz, durch die Jahrhunderte lang geführten und in Nordafrika immer noch andauernden Maurenkriege genährt, zu harter Ausschließlichkeit. So nahm zwar Johann II. die im Jahre 1492 aus Spanien ausgewiesenen Juden zunächst auf, dann aber verfügte er ihre Austreibung binnen acht Monaten und ließ die Unglücklichen, welche zur Reise die Mittel nicht besaßen, erbarmungslos in die Sklaverei verkaufen. Sein Nachfolger Emanuel verfügte dann im Dezember 1496 die Ausweisung sämmtlicher portugiesischen Mauren und Juden. Viele freilich traten äußerlich zum Christenthume über; gegen diese „Neuchristen" erhob sich aber Ostern 1506 in Lissabon eine blutige Verfolgung, welche Tausenden das Leben kostete.



Abfahrt eines Kauffahrers im Mittelalter. Nach dem Reisebericht des Seigneur Bethencourt.

Die Seewege nach Indien.

Trotz der verabscheuungswürdigen Auswüchse, welche der fanatische, durch hierarchische Antriebe gesteigerte Glaubenshaß jener Tage zeitigte, war es jedoch im Grunde derselbe Geist, welcher Portugiesen und Spanier zu den Entdeckungsfahrten trieb, den kühnsten und folgenreichsten, welche die Weltgeschichte kennt.

Um die Leistungen der Entdecker in ihrer vollen Bedeutung würdigen zu können, muß man vor Allem die Fragen beantworten: was suchten sie, und welche Gründe trieben sie zu diesen Unternehmungen?

Sie wollten keineswegs einen neuen Erdtheil auffinden, sie wollten vielmehr auf neuen, direkten Wegen zu längst bekannten Zielen gelangen. Mit anderen Worten: sie suchten Indien, China und Japan zur See zu erreichen ohne die Vermittlung der orientalischen Völker.

Verkehr mit Indien und China im Alterthum. Seit anderthalb Jahrtausenden bereits standen die europäischen Völker mit diesen fernen Landen in einem gewissen Verkehr. Das Elfenbein, die Edelsteine und Perlen, die Gewürze, Droguen und Heilmittel Indiens, die Seide China's waren ihnen längst unentbehrlich geworden. Den natürlichen Weg über Aegypten hatte schon der Pharao Neku (Necho) durch einen Kanal vom Nil nach dem Rothen Meere zu fördern gesucht (um 600 v. Chr.). Darius Hystaspis, der zweite persische Herrscher Aegyptens, ließ ihn vollenden, und benutzbar geblieben ist er bis in den Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts; ja die Araber stellten ihn wieder her, doch der Khalif Almansor ließ ihn (um 762 oder 767) aus militärischen Gründen verschütten. Der gewöhnliche Weg ging aber seit den Ptolemäern den Nil bis Koptos aufwärts, dann durch die Wüste bis zum Maushafen oder Berenice am Rothen Meere. Von da fuhr man an der arabischen und persischen Küste gen Indien. Seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. wählten dagegen die von Aegypten kommenden Schiffe von Ocelis an der Bab-el-mandeb-Enge aus den Weg über die offene See nach der Küste Malabar, die sie mit Hülfe des Südwestmonsuns in vierzig Tagen erreichten, während sie zur Rückfahrt im Oktober den Nordostmonsun benutzten. Jedenfalls also bestand seit der Zeit Alexanders des Großen ein direkter Seeverkehr der Griechen von Aegypten nach Indien. Vereinzelte griechische Schiffer drangen wol auch bis zum Ganges und bis zur „Goldenen Halbinsel" (Malakka) vor, ja einzelne Abenteurer gelangten bis Java, dessen Namen Ptolemäus ganz richtig als „Gersteninsel" deutet; ein Grieche kam im ersten Jahrhundert n. Chr. sogar bis nach dem chinesischen Kattigara (vielleicht Kanton), und im Jahre 165 n. Chr. suchte eine römische Gesandtschaft des Kaisers Marc Aurel auf diesem Wege China auf. Die Karawanenstraße, welche um dieselbe Zeit vom obern Jaxartes (Syr-Darja) über den Thian-schan nach China führte und von den Seidenhändlern benutzt wurde, ist von abendländischen Kaufleuten nur sehr selten betreten worden. Jedenfalls erscheint die Kenntniß der Alten, wie sie Ptolemäus um 140 n. Chr. zusammenfaßte, in den indischen Landen viel ausgebreiteter als in Mittel- und Ostasien. Auf dem Seewege kam auch das Christenthum sehr früh nach Indien, wo an der Malabarküste und auf Ceylon um 530 n. Chr. mehrere Gemeinden bestanden.

Verkehr mit Indien und China im Mittelalter. Mit der Ausbreitung der arabischen Herrschaft seit dem siebenten Jahrhundert und der Zerstörung Alexandria's hörte dieser Handelszug fast ganz auf, und der indisch-europäische Verkehr wählte den Weg durch das Herzland des arabischen Reiches über den persischen Golf, Basra (Bassora) und Bagdad, von da entweder nordwärts nach Tauris (Täbris) und dem Schwarzen Meere, oder westwärts über Aleppo oder Damaskus nach der Küste von Syrien. Vom oder bis zum Ausgange des persischen Golfes vermittelten arabische Schiffe und chinesische Dschunken den Waarentransport nach der Malabarküste, von dort um das Kap Komorin oder über Ceylon quer durch den bengalischen Meerbusen, an der Westküste von Sumatra vorüber durch die Sundastraße, oder auch — so fuhren die Araber — durch die Straße von Malakka und weiter einerseits nach Java, vielleicht sogar bis zu den Molukken, andrerseits über Kotschinchina nach Kan-fu, später nach Hang-tscheu-fu (Quinsay) südlich der Mündung des Jang-tse-kiang, wo eine Unzahl von Händlern aus allen Landen des Ostens zusammenströmte und neben einem großen Araberviertel auch eine christliche Gemeinde bestand. Der Sturz der fremdenfreundlichen Tang-Dynastie, 878 n. Chr., zerstörte diesen direkten chinesisch-arabischen Handel und wies ihn an die Vermittlung der Inder über Java. Neben diesen südlichen Seewegen bestanden noch zwei nördliche Landverbindungen, die eine von der Ostseite des Schwarzen Meeres durch Mittelasien nach China, die andere von Täbris über Persien nach Indien, doch gestatteten sie beide den christlichen Völkern keine direkte Verbindung mit jenen Ländern.

An diesem Handel gewannen nun neben den Byzantinern, die ihn bis dahin fast unbeschränkt in der Hand hielten, soweit er das Mittelmeer und das Schwarze Meer berührte, seit dem neunten Jahrhundert auch italienische Seestädte, zuerst Amalfi und Salerno, dann

Pisa, Genua, Venedig hervorragenden Antheil; mit der Entstehung abendländischer Reiche im Zeitalter der Kreuzzüge beherrschten sie ihn völlig, ohne freilich bis nach Indien und China selbst vordringen zu können. Diese direkte Verbindung wurde indeß den Europäern wenigstens auf einige Jahrzehnte eröffnet, als seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Mongolen das Khalifat von Bagdad zertrümmerten und eine unermeßliche Herrschaft von China bis Rußland gründeten. Religiös gleichgiltig, gestatteten die Mongolenherrscher christlichen Sendboten und Kaufleuten willig Zutritt; ja die Aussicht auf ihren Uebergang zum Christenthum schien nicht ungereimt, um so mehr als es unter ihnen christlich-nestorianische Stämme gab. Daraus entstand damals die Sage vom Erzpriester Johannes als einem mächtigen christlichen Fürsten in Mittelasien, dessen Reich aufzufinden Jahrhunderte hindurch ein Hauptziel europäischer Reisenden blieb. So drangen damals, etwa seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, päpstliche Sendboten und italienische Kaufleute auf dem uralten nördlichen Landwege von der Mündung des Don durch die weiten Steppen im Norden des Kaspi- und Aralsees und dann über das dsungarische Bergland und durch das nördliche China bis Peking vor. Dieses Weges zog im Jahre 1253 im Auftrage Ludwigs IX. von Frankreich der Priester Ruysbroek bis Karakorum. Bedeutender noch waren die Reisen des Maffeo und Niccolo Polo (1254—1269), vor Allem aber des Marco Polo (1271 bis 1295), der von Täbris über Balch und die Hochebene Pamir nach Kaschgar, Yarkand und Peking vordrang, dann siebzehn Jahre lang im Dienste Kublai-Khans stand und fast alle Provinzen China's (Kathai) sah (s. Bd. IV, 83 ff.). Die Rückreise nahm er auf dem Seewege über beide Indien nach dem persischen Golf. Seitdem verkehrten nicht selten auch christliche Missionäre in China, ja im Jahre 1306 konnte in Peking ein Erzbisthum gegründet werden, vor Allem war der direkte europäisch-indisch-chinesische Verkehr wieder aufgenommen und zwar sowol auf dem Land- wie auf dem Seewege. Auf jenem bewegten sich die italienischen, namentlich genuesischen Handelskarawanen von La Tana aus. Denn seit dem Sturze des lateinischen Kaiserthums im Jahre 1261 beherrschten die Genuesen den Verkehr auf dem Schwarzen Meer fast vollständig; im Norden desselben waren Kaffa (seit 1261) und La Tana (seit etwa 1320) ihre Hauptplätze; sie befuhren das Kaspische Meer, sie herrschten von Trapezunt aus über die Landstraße nach Täbris, dem Euphratgebiet und Persien. So konnten italienische Kaufleute über Persien nach Vorderindien gelangen, obwol dies zu keiner regelmäßigen Verbindung führte. Auf dem Landwege verkehrten wieder die Araber und die kolossalen chinesischen Dschunken, welche bis zu 1000 Mann Besatzung hatten. Sie fuhren bis gegen 1430 nach der Malabarküste und über diese hinaus bis Aden und Dschedda am Rothen Meere, auf der andern Linie bis Ormus, das damals neu entstand. In China war der Hauptstapelplatz Hang-tscheu-fu (Quinsay), damals die größte Stadt der Welt, daneben Tseu-tung, jetzt Tsiuan-tscheu (Zaiton) an der Fukianstraße. Die glänzenden Bilder, die Marco Polo von dem ungeheuren Verkehr dieser Plätze entwarf, haben das meiste zu dem Wunsche beigetragen, sie durch eine direkte Seefahrt zu erreichen; und im fernsten Osten lockte noch das nach manchen überschwenglichen Berichten sehr goldreiche Inselland Zipangu (chinesisch Dschi-pan-kuk, d. i. Land der aufgehenden Sonne), dessen Name noch in dem der japanesischen Hauptinsel Nipon wiederklingt.

Doch trat seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von diesen beiden Routen die über Basra und Syrien allmählich zurück, als hier die christliche Herrschaft vollends zusammenbrach. Die Päpste freilich suchten durch fortgesetzte Handelsverbote, welche übrigens eben so sehr zum Schaden der Christen wie der Orientalen ausfielen, die mohammedanischen Herren Syriens und Aegyptens zu bedrängen. Die Natur der Dinge erwies sich jedoch als stärker, und der Gedanke an die Wiedereroberung Syriens verschwand allmählich. So gewann nun wieder die Route über Aegypten, das unter der Herrschaft der Mameluckensultane zur ersten Macht der mohammedanischen Welt sich erhob, das Uebergewicht. Glänzend blühten hier Alexandria und Kairo auf, so daß im fünfzehnten Jahrhundert der Antheil

einer Nation am Welthandel nach der Zahl ihrer mit Alexandria verkehrenden Schiffe berechnet wurde. Hier wehten vor Allem die Flaggen Venedigs, Genua's, Kataloniens. Handelsverträge mit den Sultanen sicherten den Abendländern die gewonnene Verbindung.

Allmählich jedoch überkam die Lähmung dies ganze reiche Leben. Mit dem Zerfalle des Persischen Reiches seit 1386 hörte der Verkehr auf dieser Route nach und nach auf. Dann stürzte im Jahre 1368 in China die einheimische Ming-Dynastie die Mongolenherrschaft und hinderte fortan jeden direkten europäisch-chinesischen Handel auf dem Landwege; zuletzt zerstörte der zweite Mongolensturm unter Timurlenk am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die wichtigsten Stapelplätze; nur Samarkand, Timurs Residenz, erstand als neuer Markt. Den chinesischen Seehandel hemmten nicht nur die den Fremden feindlichen Mings, sondern vor Allem die Kriege der indischen Fürsten. Seit 1430 erscheinen deshalb die Chinesen nicht mehr im Westen das Kap Komorin; die Araber bemächtigten sich vielmehr des gesammten indisch-ägyptischen und indisch-persischen Handels.

Wirkten schon derartige Stockungen, die auch sonst schon vorgekommen waren und den ganzen orientalischen Verkehr von den jeweiligen politischen Zuständen der Zwischenlande abhängig erscheinen ließen, auf welche doch die Europäer keinerlei Einfluß ausübten, lähmend, so schnitt Anderes noch viel tiefer. Die See- und Landfrachten der arabischen Zwischenhändler und die Zölle der ägyptischen Sultane waren außerordentlich hoch und steigerten z. B. in Alexandria den Preis indischer Gewürze im Verhältniß zu Kalikut, dem größten Gewürzmarkt an der Malabarküste, etwa auf das Dreifache. Infolge dessen flossen die Edelmetalle in immer stärkerem Strome aus Europa nach Asien ab, da die zum Austausch gegen die indischen und chinesischen gegebenen europäischen Waaren den Werth der fremden Einfuhr bei weitem nicht deckten, wie denn beispielsweise die Venetianer allein damals in Alexandria Jahr für Jahr etwa 300,000 Dukaten baar herauszuzahlen hatten. So steigerte sich das Mißverhältniß zwischen der Gewinnung und dem Bedarf der Edelmetalle, welches besonders seit dem Zusammenbruche des weströmischen Reiches sich geltend gemacht, da die herrschenden Germanen die Bergwerke lange Zeit liegen ließen und auch sehr viel Edelmetall durch Verarbeitung zu Schmuck und Geräth dem Verkehr entzogen. Den Gesammtwerth der am Ende des funfzehnten Jahrhunderts umlaufenden Metallmünzen hat man daher auf nicht höher als etwa 675 Mill. Mark berechnen wollen. Eine allgemeine Steigerung des Preises der Edelmetalle, also eine Entwerthung der einheimischen Meß- und Marktwaaren war die nothwendige Folge. Offenbar richtete sich Europa zu Grunde, wenn es noch lange in der alten Weise den orientalischen Handel aufrecht erhielt. Ließen solche Erwägungen den ganzen bisherigen Betrieb als sehr unvortheilhaft erscheinen, so drohte ihn ein politischer Umsturz des gesammten Vorderasien überhaupt unmöglich zu machen. Das furchtbare Zerstörervolk der osmanischen Türken faßte die Lebensorgane des levantinischen Handels mit würgendem Griff. Als Mohammed II. am 29. Mai 1453 siegreich in Konstantinopel eingezogen war, fielen rasch hintereinander die italienischen Handelskolonien im Morgenlande der Verwüstung und Verödung anheim: 1461 Amasra, Sinope, Trapezunt, 1462 Lesbos, 1470 Negroponte, 1475 das glänzende Kaffa, dessen 70,000 Einwohner die Türken in die Sklaverei verkauften, bis endlich im Jahre 1517 die Eroberung Syriens und Aegyptens den Kreis der türkischen Herrschaft um das östliche Mittelmeer abschloß. Das Schwarze Meer wurde wieder ungastlich wie zur ältesten Zeit der Griechen, der Handel im Osten des Mittelmeeres türkischer Willkür preisgegeben.

So drängte sich stärker und stärker die Nothwendigkeit hervor, einen direkten Seeweg nach Indien und China zu finden, um die handeltreibenden Nationen Europa's unabhängig zu machen von den unberechenbaren Zuständen der mohammedanischen Welt und zugleich die ungeheuren Spesen, die der Zwischenhandel beliebig steigerte, bis zu einem erträglichen Grade herabzumindern. Es war nur die Frage: *in welcher Richtung ließ ein solcher Seeweg sich auffinden?*

Falsche und durch den Volksaberglauben befestigte Vorstellungen traten hier einer gedeihlichen Entwicklung hindernd entgegen.

Das Wissen der Alten. Von der ältesten Ansicht der Griechen, die wir bei Homer und Hesiod ausgesprochen finden, daß die Erde eine glatte, kreisförmige Scheibe sei, umflossen vom Ozean, überspannt von dem auf Säulen ruhenden ehernen Himmelsgewölbe, als dessen wesentlichste Stütze der Atlas galt, war man allerdings in den wissenschaftlichen Kreisen des Alterthums schon längst abgegangen und dafür auf die richtige Vorstellung gekommen daß die Erde eine Kugel sei. Pythagoras lehrte dies zuerst; Aristoteles versuchte schon Beweise für die Nothwendigkeit der Kugelgestalt zu geben, indem er vor Allem den kreisförmigen Schatten an dem verfinsterten Monde auf die Kugelgestalt der Erde bezog. Ptolemäus ergänzte diese Beweise noch durch die Wahrnehmung, daß auf hoher See dem heransegelnden Schiffer die Bergspitzen eines Landes zuerst sichtbar werden. War dies richtig, so mußte es offenbar möglich sein, durch eine Fahrt in westlicher Richtung nach Indien zu gelangen, und in der That sprach bereits Eratosthenes (um 250 v. Chr.) diese Vermuthung aus und zugleich die noch weitergehende, daß es außer den bekannten Kontinenten noch andere gebe. Hatte doch schon Plato von der versunkenen Insel Atlantis geredet. Die Madeiragruppe und die Kanarien (Inseln der Seligen) waren gegen Christi Geburt hin den Alten bekannt (in Nivaria, der Schneeinsel, erkennt man deutlich Teneriffa mit seinem schneegekrönten Pik), nicht minder die Fucusbänk (Krautwiesen) im Atlantischen Ozean.

Näher indeß als eine Westfahrt nach Indien lag doch immer der Gedanke einer Umschiffung Afrika's. Wirklich tauchte derselbe schon sehr früh in Aegypten auf. Im Auftrage des Pharao's Neku (Necho) segelten phönizische Schiffer durch das Rothe Meer und kamen durch die Meerenge von Gibraltar nach Aegypten zurück. Die Sache blieb aber ohne jede Folge, ja sie wurde sehr ernsthaft bezweifelt.

Herodot zum Beispiel, der uns davon erzählt, findet besonders die Angabe der heimkehrenden Seefahrer verdächtig, daß sie die Sonne nicht mehr wie auf der nördlichen Halbkugel im Süden, sondern im Norden gesehen hätten, was uns heute gerade als Bestätigung dafür gelten muß, daß sie wirklich über den Aequator hinausgekommen waren. Nach Necho's Zeiten scheint der karthagische Admiral Hanno (um 470 v. Chr.) an der westlichen afrikanischen Küste am weitesten vorgedrungen zu sein, als er mit sechzig Schiffen und mehreren tausend Kolonisten durch die Säulen des Herkules hindurch fuhr, um neue Handelsniederlassungen zu gründen. Er kehrte erst sechzehn Tagereisen jenseit des Grünen Vorgebirges bei der Sherboroughinsel vor der Sierra Leone wieder um. Die Fahrt ist auch später noch mehrmals wiederholt worden, so im vierten Jahrhundert v. Chr. durch Euthymenes von Massilia und am Ende des zweiten von Eudoxos aus Kyzikos, dem ersten, der auf diesem Wege nach Indien gelangen wollte und wahrscheinlich bis zum Golf von Benin an der Nigermündung vordrang. Die Ostküste Afrika's kannten die Griechen südwärts bis über Sansibar (Azania) hinaus. Im Innern Afrika's war man schon weiter gekommen, als wir es vor wenigen Jahrzehnten noch waren. Schon Eratosthenes (um 250 v. Chr.) kannte den Lauf des Nil in Nubien und den Ursprung des Blauen Nil aus einem großen See. Ptolemäus wußte dann, daß auch der Weiße Nil auf der südlichen Halbkugel aus dem Abfluß mehrerer Seen hervorströmt.

Geographischer Wahn im Mittelalter. So haben die Alten bereits die beiden möglichen Wege nach Süd- und Ostasien ins Auge gefaßt. Doch mit dem Untergange der antiken Kultur gingen die errungenen Kenntnisse zum großen Theil wieder für das Abendland verloren, und Wahnvorstellungen der verworrensten Art drängten sich an ihre Stelle. Sie entsprangen im Wesentlichen aus dem übertriebenen Autoritätsglauben der christlichen Kirche des Mittelalters, welche allen Lehren der „alten Heiden“, die nicht mit der biblischen Lehre überein zu stimmen schienen, feindselig entgegen trat und allen etwaigen Anhängern derselben mit dem Zorn und der Strafe des Himmels drohte.

Noch im sechsten christlichen Jahrhundert bemühte sich ein bis nach Indien vorgedrungener griechischer Weltreisender, Kosmas Indikopleustes aus Alexandrien, in seiner „christlichen Topographie", die unchristliche Lehre des großen Mathematikers Ptolemäus zu widerlegen und durch eine neue mit der Bibel in Einklang stehende zu ersetzen. Nach ihm verlor die Erde ihre Kugelgestalt und schwamm wieder als eine rings umflossene viereckige Scheibe im Ozean, bergartig zum Himmel anschwellend, und von den damals bekannten vier großen Meeresbuchten zerschnitten: dem Mittelländischen und Kaspischen Meere, dem Arabischen und Persischen Golfe. Die Sonne ging in diesem Weltsystem nie unter, sondern ununterbrochen um deu Erdberg herum. Ueber Erde, Ozean und Gestirnen ruhte, wie ein Glaskasten Alles fest verschließend, das krystallene Firmament. Die Engel besorgten die Bewegungen der Gestirne, den Wechsel von Tag und Nacht, sowie die Sonnen- und Mondverfinsterungen. Man stritt sich lange darüber, ob diese viereckige Erdgestalt des Kosmas oder die runde rechtgläubiger sei und entschied sich schließlich für die letztere, da die Bibel den Ausdruck „Erdkreis" gebrauche. Die Erdkarten zeigten eine östliche Hälfte, Asien, und eine westliche, welche zwischen Europa und Afrika brüderlich getheilt war.



Wie der Miniaturist des „Livre des merveilles" sich Alligator und Boa vorstellt.

Von so verkehrten Vorstellungen ausgehend mußte man natürlich den Gedanken an eine westliche Fahrt nach Indien als unmöglich bezeichnen. Doch blieben sie keineswegs die allein maßgebenden des Mittelalters. Die Araber traten vielmehr das wissenschaftliche Erbe des Alterthums an. Seitdem im Jahre 813 das große Werk des Ptolemäus unter dem Namen „Almagest" ins Arabische übertragen worden war, stand bei ihnen die Kugelgestalt der Erde durchaus fest, und im dreizehnten Jahrhundert, in der Blütezeit der christlichen Scholastik, vermittelten sie diese Kenntniß wieder dem Abendlande. Dante's Göttliche Komödie setzt sogar diese Anschauung bei seinen Lesern allgemein voraus. Aber sie blieb keineswegs unbestritten, da sie mit der Autorität der Bibel in Widerspruch zu stehen schien. Noch im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts sprach deshalb der Verfasser einer Geographie in Versen, Leonardo Dati, in allem Ernste es aus, daß die Gestalt der Erde leicht darzustellen sei, nämlich als ein T in einem O, indem letzteres die Erde, die beiden Arme des T aber Nil und Tanais einerseits, den Ozean andererseits bildeten. Jerusalem lag genau im Mittelpunkte der Länder. Diese Vertheilung galt frommen Seelen als die einzig

richtige und als unfehlbar, da sie sich auf einen Ausspruch des heiligen Augustinus gründete. So lange aber derlei Irrthümer nicht vollkommen überwunden waren, erschien eine Indienfahrt in westlicher Richtung als ein unmögliches, mindestens sehr bedenkliches Unternehmen, selbst abgesehen von der damaligen Entwicklung der Schiffahrt, die eine so weite Reise auf offner See noch nicht gestattete.

Dagegen vertrug sich der Gedanke einer solchen Reise in östlicher Richtung, d. h. also der Umschiffung Afrika's, selbst mit der Vorstellung einer scheibenförmigen Erdgestalt, und hier gerade hatten die Araber das geographische Wissen sehr erheblich erweitert. Ihre Schiffer befuhren das Rothe Meer und den Indischen Ocean; eine lange Kette arabischer Handelsniederlassungen umspannte die ganze Ostküste des afrikanischen Kontinents bis zum Kap Corrientes am Südende des Kanals von Mozambique; sie kannten Madagaskar und die Comoreninseln, und fast wunderbar erscheint es demnach, daß sie die Südspitze Afrika's nicht von Osten her erreichten. Von der Nordküste aus, die sie völlig beherrschten, traten sie in Handelsverbindungen mit den Stämmen der Sahara und durch sie mit den Ländern am Niger. Auch dies Wissen übermittelten sie allmählich den christlichen Abendländern.



Hundskopfmenschen. Nach dem Livre des merveilles.

Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts nämlich standen die Genuesen und Pisaner, später auch die Venetianer und die Katalonier im Handelsverkehr mit den Staaten Nordafrika's. Handelsverträge sicherten ihre Interessen, und bereits im vierzehnten Jahrhundert wagten es einzelne abendländische Kaufleute, die Karawanen durch die Sahara nach dem großen Markte Timbuktu unweit des Niger zu begleiten. Die Katalanische Weltkarte vom Jahre 1375 kennt sogar drei Wege nach dem Niger. Indeß übernahmen die Christen von den Arabern zugleich zwei schädliche Irrthümer, welche die Entdeckungsfahrten der Portugiesen noch beeinflußt, zum Theil geleitet haben. Schon auf der Weltkarte des Edrisi vom Jahre 1154 erscheint der Niger als eine westliche Abzweigung des Nils, und noch die italienische Karte der Gebrüder Pizigani vom Jahre 1368 wiederholt diesen wunderlichen Irrthum, der zwar allen Erfahrungen vom Laufe der Gewässer widerstreitet, aber die Hoffnung erweckte, so von Westen her zu Schiff bis in das obere Nilland (Abessynien, Habesch) gelangen zu können, wohin die Phantasie der Zeitgenossen seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts das fabelhafte Reich des Erzpriesters Johannes versetzte. Sodann stellten sich die Araber — so Edrisi — die Gestalt Afrika's insofern verkehrt vor, als sie dessen

Südende sich so weit nach Osten umgebogen dachten, daß es der Südseite Asiens gegenüber zu liegen kam und den Indischen Ozean in ein Binnenmeer verwandelte. In solcher Verzerrung erscheint der Kontinent auch auf europäischen Karten, so bei Marino Sanuto um 1320 und noch bei Andrea Biancho im Jahre 1436.

Indeß konnte dieser Irrthum an sich die Umschiffung Afrika's nicht als geradezu unmöglich erscheinen lassen. Hinderlicher waren für sie wie für die westliche Fahrt eine Reihe von falschen physikalischen Vorstellungen, die das Alterthum überliefert hatte.

Zunächst lehrte Aristoteles, dessen Ansehen in dieser Zeit ja Alles beherrschte, daß der Erdraum zwischen den Wendekreisen, also die heiße Zone, ein von der Sonnenglut versengter, von allem Leben entblößter Gürtel sei. Dieser Gedanke machte eine Umfahrt Afrika's unmöglich, da es sich doch unzweifelhaft bis tief in die heiße Zone erstreckte. Im Westen und Norden des Atlantischen Ozeans aber lag in ewiger Finsterniß das völlig windstille „Lebermeer“, in welchem die Schiffe schließlich festsitzen blieben, da das Wasser in eine immer dichter werdende gallertartige Flüssigkeit überging, die schon der alte Reisende Pytheas aus Massilia kannte und mit „Seeleber“ verglich. In diesem auch Kleber- und Harzmeer genannten Theile des Ozeans befand sich ferner eine tiefe Einsenkung der Erde, welche das Wasser abwechselnd einsog und wieder hervorspie und dadurch Ebbe und Flut erzeugte.

Zu diesen verzerrten Anschauungen physikalischer Verhältnisse gesellten sich noch Wahnvorstellungen von ungeheuerlichen Wesen, welche theils die Eifersucht der phönikischen Kaufleute anderen Nationen gegenüber mit besserem Wissen absichtlich erfunden, theils die allzeit geschäftige und lebendige Phantasie der Seeleute in gutem Glauben erzeugt und verbreitet hatte. Da wurden die überseeischen Güter gewöhnlich in nebelhafter Ferne von wilden und unbezwinglichen Riesen, von unheimlichen Kobolden, fabelhaften Ungeheuern bewacht; die See, durch welche man zu den Wunderländern gelangte, wimmelte von ihnen; Magnetberge zogen die eisenbeschlagenen Schiffe an, lockerten ihre Fugen und ließen sie zerschellen; in allen Buchten, zwischen allen Klippen lauerten die blutgierigen Kraken, riesenhafte Tintenfische mit glotzenden Augen, papageienschnabelartigen Kiefern, gepanzertem Leibe und so langen Polypenarmen, daß sie mit ihnen wie Schlangen bis zu den Masten der Schiffe emporzüngeln und sie wie Strohhalme zerbrechen konnten. Bisweilen erschien auch die sogenannte „Hand des Satans“ aus den Tiefen der Finsterniß herauf über den Wasserspiegel und haschte nach den Schiffen, die sich zu weit in das Meer hineingewagt hatten. In den Flüssen und an den Küsten mußte sich der Reisende vor den Seeeinhörnern und vor den drachenartigen Alligatoren und Boaschlangen hüten; überall in der Luft schwirrten die gewaltigen Greife mit dem Kopf und den Klauen eines Löwen und mit den Flügeln einer Fledermaus; an dem entlegenen Strande Afrika's und Indiens erschienen Troglodytenmenschen mit den Augen an den Schultern, ferner die Hundskopfmenschen, mit Hundsköpfen und Menschenleib, aber nach Anderen auch mit Raubthierklauen und wie Hunde bellend, die „Einschenkler“, welche auf einem Beine wie die Windhunde hüpften und auch „Fußschattner“ hießen, weil sie sich bei großer Hitze auf den Rücken legten und ihren breiten Fuß als Sonnenschirm benutzten; endlich fehlte es nicht an solchen Menschen, die durch ihre bloße Ausdünstung Alles, was in ihre Nähe kam, sogar große Schlangen, zu tödten vermochten. Der Illustrator des von uns schon bei Marco Polo's Reisen viel erwähnten „Livre des merveilles“ aus dem vierzehnten Jahrhundert (s. Bd. IV, S. 80 f.) zeigt uns auf seinen Bildern, mit welchen wunderbaren Vorstellungen sich sein Jahrhundert allen Ernstes trug.

So kam es denn, daß ein Seemann des Mittelalters mit viel schwererem Herzen in das unheimliche Westmeer, als in die verrufensten Seeräuberbuchten steuerte. Nach den arabischen, auch den Christen bekannten Sagen sollten denn auch von dem Riesen Herkules oder von Alexander oder von der gütigen Vorsehung selbst zwei Säulen oder Bilder aus Stein an der Meerenge von Gibraltar oder auf dortigen Inseln aufgerichtet worden sein, welche wie Hüter des unnahbaren Heiligthums mit gebieterischen Geberden die Schiffer

vor der Fahrt nach Westen warnen sollten. Auch Schlüssel hielten sie in der Hand, mit denen sie das atlantische Thor verschlossen. Sogar auf den Erdkarten des vierzehnten Jahrhunderts fehlen diese Warnungssäulen nicht. Es galt als ein frevelhaftes Beginnen, als ein die Rache der neidischen über= und unterirdischen Mächte heraufbeschwörender Vorwitz, in jene räthselhaften Fernen eindringen und den über ihnen liegenden Schleier lüften zu wollen.

Die Entdeckung Nordamerika's durch die Normannen. Während diese Wahnvorstellungen die Abendländer gefangen hielten, hatten bereits kühne Norweger im fernen Nordwesten die Küsten eines neuen Erdtheils aufgefunden. Von Island entdeckten sie im Jahre 983 die Ostküste von Grönland, die schon am Ende des neunten Jahrhunderts gesehen worden; zwei Jahre später begannen sie ihre Besiedlung.



Edrisi's Erdansicht um 1150.

Kurz darauf gerieth Bjarne auf der Fahrt von Norwegen nach Grönland in Sturm und Nebel an eine waldige Flachküste, ohne sie zu betreten, wahrscheinlich Neufundland oder Neuschottland. Die von ihm gebrachte Kunde trieb 1001 Leif zu näherer Erforschung von Grönland aus. Er sah die Steinküste von Labrador, die er Helluland, d. i. Steinland, taufte, und weiter südlich steuernd wahrscheinlich das von Bjarne aufgefundene Gestade, von ihm Markland (Waldland) benannt, endlich eine Küste, die er nach den in Menge auftretenden Stöcken der wilden nordamerikanischen Weinrebe als Winland bezeichnete, vermuthlich die Strecke zwischen 40 und 42° nördlicher Breite. Nach seiner Heimkehr machte sich eine Schar von 160 Norwegern unter Thorfinn auf, um auf jenen Küsten eine Niederlassung zu gründen. Doch vor den Anfällen der Eingeborenen, damals noch Eskimo's, mußten sie nach drei

Jahren wieder weichen (1007—1009), und ein zweiter Versuch scheiterte an der Uneinigkeit der Ansiedler. So verstummt allmählich die Kunde von dem fernen Westlande; im Jahre 1347 wird ihrer zuletzt erwähnt, und über den Kreis der nordischen Völker ist sie überhaupt nicht hinausgedrungen, die Südeuropäer hat sie niemals erreicht, und so ist sie auch für deren Entdeckungsfahrten ohne jede Bedeutung geblieben.

Italienische Fahrten nach dem Westen. Die Verbesserung der Schiffahrtskunde und der immer gebieterischer hervortretende Zwang, sich direkte Seeverbindungen mit Indien zu schaffen, führte die Italiener, und zwar zunächst die kühnen Genuesen, über die Säulen des Herkules in den Atlantischen Ozean hinaus. — Die Nordweisung der Magnetnadel, welche die Chinesen bereits in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung kannten und zu geographischen Bestimmungen benutzten, wurde auch den Abendländern gegen Ende des zwölften Jahrhunderts bekannt und um 1187 von Alexander Neckam an der Pariser Universität gelehrt. Auch verstand man es, die Nadel freischwebend auf einer Stahlspitze in einer Büchse (Boussole) anzubringen, und 100 Jahre danach verband man sie mit einer Windrose, die Flavio Gioja von Amalfi am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts unmittelbar an der Nadel selbst befestigte. Mit solchem Hülfsmittel ausgerüstet konnten die Genuesen und ihre Landsleute an weitaussehende Unternehmungen denken. Um 1290 faßte man in Genua sogar den kühnen Gedanken, eine Handelsstation am persischen Golfe zu gründen, den Waarenzug von Indien dorthin zu leiten und den Handel nach Aegypten durch dauernde Blokade des Rothen Meeres von Aden aus zu vernichten. Dieselbe Idee vertrat wenig später Marino Sanuto. Es war der Plan, dessen Durchführung zwei Jahrhunderte später die Portugiesen ihre Handelsgröße verdankten! Zur selben Zeit, im Jahre 1291, fuhren Tedisio Doria und zwei Brüder Vivaldi von Genua aus, um Afrika zu umsegeln. Doch sie verschollen. Kein besseres Schicksal hatte der Katalane Jakob Ferrer von Majorca, der im August 1346 ausfuhr und niemals wiederkehrte.

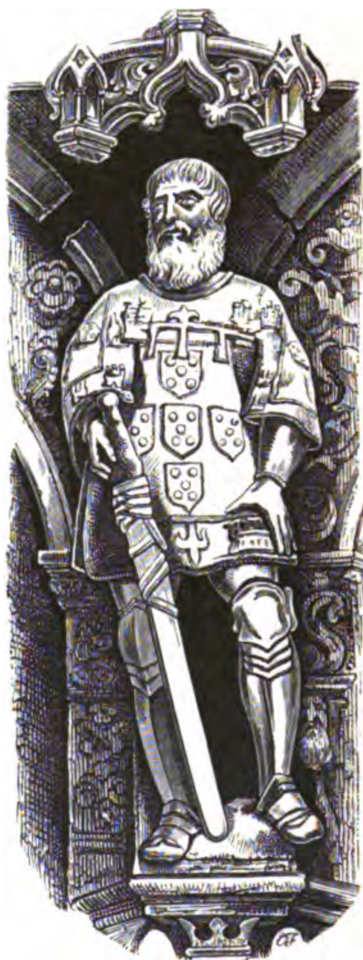


Ritter Martin Behaim.

Doch inzwischen drangen die Italiener weiter westwärts in den Atlantischen Ozean. Seit 1318 machten venetianische und genuesische Handelsschiffe die Fahrt um Westeuropa herum nach Antwerpen, die vorher nur selten in umgekehrter Richtung von den Nordländern gewagt worden war. Kurz vor oder nach 1300 tauchten vor den Augen genuesischer Schiffer die „Inseln der Glückseligen“, wie sie die Alten genannt, wieder auf und empfingen den Namen der Kanarien (Hundsinseln); noch vor 1351 fanden dann die Genuesen auch Madeira (Holzinsel) und die Azoren (Habichtsinseln) auf. Jene Gruppe besetzten die Spanier, in deren Dienste seit 1402 der normannische Ritter Bethencourt die Eingeborenen (Guanschen) unterwarf, diese beiden die Portugiesen. Wichtige Stationen für

die Fahrt nach dem Westen waren in ihnen gewonnen, und da die Azoren vom Westrande Portugals 188 deutsche Meilen, Kap Race auf Neufundland von der westlichsten Azore Corvo noch 262 Meilen entfernt ist, so bedurfte es zur Erreichung der Ostküste Amerika's nur noch einer geringen Steigerung der nautischen Leistungen.

Die Fahrten der Portugiesen an der Westküste Afrika's. Nicht die Italiener jedoch, sondern die Portugiesen waren es, welche die Pläne der Genuesen ausführten, und zwar nicht durch eine Fahrt nach Westen, sondern nach Süden und Osten. Denn auf Afrika wurden sie durch ihre Maurenkriege immer wieder gelenkt, und ihre eigene Seetüchtigkeit war noch so gering, daß sie lange noch nur als Küstenschiffer erscheinen, also an weite Fahrten auf offener See gar nicht denken konnten. Ja, sie hätten schwerlich aus eigenem Antriebe ihre Fahrten begonnen, hätte nicht der Infant Heinrich der Seefahrer (1394—1460), der Sohn König Johann's I., sie unermüdlich vorwärts getrieben. Er war Großmeister des Christusordens und verwendete die reichen Einkünfte desselben zur Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden der afrikanischen Westküste. Sein Wahlspruch: „talent de bien faire" gelangte durch seine Beharrlichkeit auf den Denksäulen seiner Seeleute allmählich bis an die äußerste Spitze Afrika's. Vordem hatten die Portugiesen auf ihren Afrikafahrten nie gewagt, die Küste aus den Augen zu verlieren und über das Kap Nun, oder wie sie es nannten, das Kap „Nein" (Nao) hinauszufahren (29° nördlicher Breite). Weiter südwärts schreckte sie die endlose öde Sandküste der Sahara. Auch Prinz Heinrich dachte unter diesen Verhältnissen nicht daran, Afrika zu umsegeln und nach Indien zu gelangen. Er wollte vielmehr die Mündung des Niger auffinden und diesen aufwärts in den obern Nil, in das Reich des fabelhaften Erzpriesters Johannes, d. h. nach Abessinien, fahren (s. S. 27 u. 31). So sandte er seit 1415, seit der Einnahme Ceutas, alljährlich Schiffe nach dem Süden, und wirklich erreichten die Portugiesen noch in diesem Jahre Kap Bojador. Aber weil sie hier auf die Brandung eines angeblich sechs Meilen weit vorspringenden Riffes stießen, das sie aus Furcht vor der hohen See nicht zu umschiffen wagten, so dauerte es noch lange, ehe man darüber hinaus kam. Mehr aus Angst vor der Strafe des Infanten als aus Unternehmungsgeist gelobte im J. 1433 der Kapitän Gil Eannes, der unerlaubterweise von den Kanarischen Inseln Eingeborene als Sklaven fortgeschleppt und den Infanten dadurch erzürnt hatte, das gefürchtete Kap zu umsegeln oder nie wieder heimzukehren, und führte seinen Vorsatz glücklich aus. Im Jahre 1441 erhielt man von gefangenen Beduinen nähere Kunde über den Kontinent, trat beim Weißen Vorgebirge (Cabo Blanco) in Verkehr mit Beduinenfürsten, fand Goldstaub, den kostbaren Wohlgeruch der Zibethkatzen und Gelegenheit zu einträglichem Menschenraub (für einen Sklaven erhielt man gegen 1000 Mark heutigen Geldes). Unermeßlich war aber die Freude, als sich im Jahre 1445 endlich das wüste Hügelland verlor, das bis dahin sich eintönig an der Küste hingezogen hatte, und in der Nähe des



Prinz Heinrich der Seefahrer.
Statue am Portal des Klosters von Belem.

Senegal am „Grünen Vorgebirge“ (Cabo Verde) Palmen und die ersten Neger sichtbar wurden. Mit dieser Wahrnehmung war der von den Alten überlieferte Wahn zerstört, daß infolge der furchtbaren Sonnenglut innerhalb der Wendekreise alles vegetabilische und animalische Leben unmöglich sei. Auch verlor das Meer durchaus nicht, wie man allgemein gefürchtet hatte, am Aequator an Tiefe, und nahm auch nicht an Salzgehalt so zu, daß die Schiffe stecken blieben.

So wuchs der Muth der Entdeckungsreisenden und trieb zu weiteren Wagnissen. Im Jahre 1446 entdeckte man die Kapverdischen Inseln, auf denen sich die Vögel mit Händen greifen ließen, weil sie noch nie von einem Menschen gestört worden waren. Vierzehn Jahre später starb der Infant Heinrich, der zwar nie persönlich an einer Entdeckungsfahrt Theil genommen hatte, aber trotzdem sein kleines Volk zu dem ersten und kühnsten Seevolk der Erde erhob. König Alfons V. (1434—1481) unterbrach die Entdeckungen, weil er durch Kriege in Afrika und Kastilien vollauf beschäftigt war, nachdem man inzwischen die Insel Fernão do Po erreicht hatte (1471—72). Er begnügte sich mit den reichen Erträgen, welche die auf Madeira angelegten Zuckerrohrplantagen, die Orseille auf Porto Santo (bei Madeira), die Pacht des Handelsmonopols für Afrika und der Handel mit Negern, Elfenbein und Paradiesingwer abwarfen. Erst unter König Johann II. (1481 bis 1495) drang eine große Expedition, an der auch der Kosmograph Behaim aus Nürnberg Theil nahm, unter Diego Cano bis zum Kongo vor (1484).

Aber immer noch war man über die Gestalt und Ausdehnung des afrikanischen Festlandes im Unklaren (s. S. 31). Da König Johann sich selbst mit geographischen Problemen leidenschaftlich beschäftigte, so lag ihm daran, endlich einmal Klarheit und Bestimmtheit in die afrikanische Frage zu bringen. Dem Bartolomäus Diaz gelang es denn auch, im Jahre 1486 das äußerste Kap im Süden und damit die Möglichkeit der Umschiffung Afrika's zu konstatiren. Im St. Helenagolf (nordwestlich von der Kapstadt) warfen widrige Winde und zuletzt heftige Stürme seine beiden kleinen Fahrzeuge, die alle Segel einziehen mußten, in die hohe See, und als er nach einigen Tagen die verschwundene Küste Afrika's in östlicher Richtung wieder erreichen wollte, fand er sie nicht. Da stieg in ihm die Gewißheit auf, daß er über das südliche Ende hinausgekommen sei; er steuerte nördlich und erreichte die Algoabucht, von der aus die Küste eine östliche Richtung zeigte. Die Weigerung seiner Leute, dieselbe weiter als drei Tage zu verfolgen, nöthigte ihn am Buschmannsflusse zur Umkehr. „Kummervoll trat er die Rückkehr an, und hell brach sein Schmerz auf, als er wieder bei der Insel da Cruz in der Algoabucht anlangte. Er klammerte sich an den Wappenpfeiler, den er dort gesetzt, und nahm von ihm einen herzbrechenden Abschied, wie man einen Sohn aus den Armen läßt, der in lebenslängliche Verbannung geht“ (Peschel). Erst auf der Rückreise kam ihm die Südspitze Afrika's zu Gesicht, der Alle einstimmig den Namen des „stürmischen Vorgebirges“ (Cabo tormentoso) gaben, König Johann aber wandelte ihn in „Kap der guten Hoffnung“ (Cabo de la buen esperanza) um, da er an dessen Entdeckung mit Recht die größten Erwartungen für die Zukunft knüpfte. Diaz fand für sein Verdienst keine Anerkennung. Nur als Kapitän durfte er unter dem Admiral Cabral an der Expedition Theil nehmen, welche, nach Westen getrieben, Brasilien entdeckte (1500). Aber ein tragisches Schicksal wollte es, daß auf der Rückfahrt nach Afrika der Entdecker des Südkaps in dem Augenblicke, wo er den hochwichtigen Punkt nach dreizehnjähriger Zwischenzeit voll Stolz und Freude wiedersah, im Angesicht desselben durch einen furchtbaren Sturm mit seinem Schiffe in den Wogen des Atlantischen Ozeans begraben wurde.



Illustrirte Weltgeschichte V. Zeichnung von Ludwig Burger.

Aus dem Zeitalter der Entdeckungen.



Während sich die sehnlichst erhofften und mit großer Spannung verfolgten Resultate der portugiesischen Entdeckungsfahrer mit dem scheinbar endlosen afrikanischen Festlande ebenfalls noch ins Unendliche zu verzögern schienen, tauchte in Lissabon ein Mann auf, der dem als gelehrten Geographen und Forscher berühmten Könige Johann II. den Vorschlag machte, mit einer Flotte unter seiner Führung das Morgenland und dessen unermeßliche Reichthümer in westlicher Richtung aufsuchen zu lassen. Dies war Cristoforo Colombo oder, wie er mit seinem bekannten latinisirten Namen genannt wird, Christoph Columbus aus Genua.

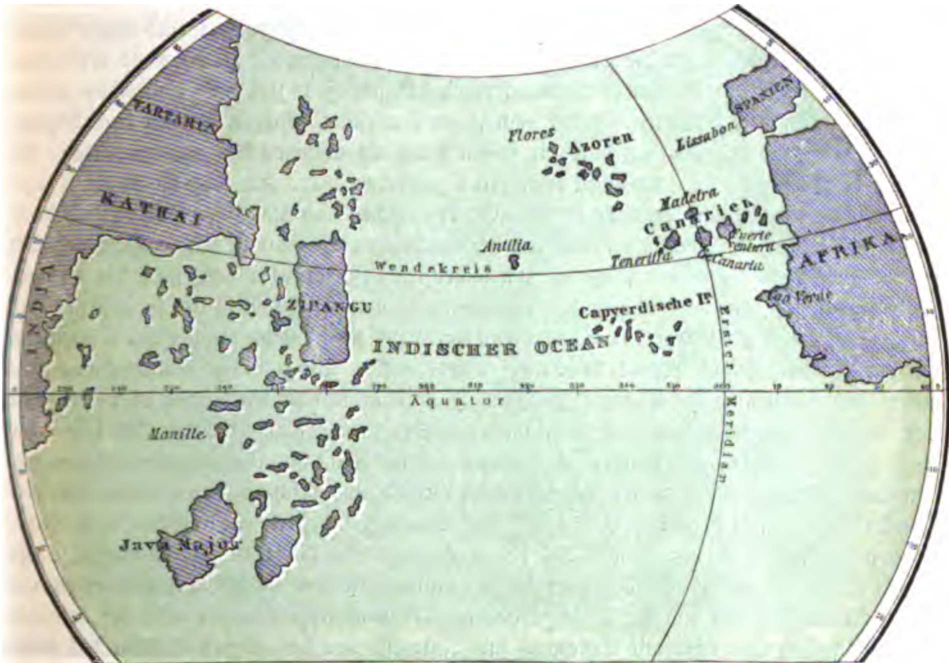
Columbus' Herkunft und Lebenslauf. Genua bezeichnet er selbst in einer öffentlichen Urkunde als seine Vaterstadt, und es können daher die Ansprüche auf sich beruhen bleiben, welche noch neun andere italienische Ortschaften auf den Ruhm erhoben haben, ihn ihren Sohn nennen zu dürfen. Geboren wurde er im Jahre 1456 als Sohn eines Tuchwebers, der ihn nach Pavia auf die hohe Schule schickte, damit er dort die mathematischen Wissenschaften studiren sollte. Aus seinen Studien scheint aber nichts geworden zu sein, denn schon als Knabe von vierzehn Jahren ging er als Matrose zu Schiff und fuhr mit nach der Levante. Später stand er im Dienste des Königs René von Anjou, der ihn mit einem Schiffe nach dem Hafen von Tunis schickte, um dort ein Kriegsschiff wegzunehmen. Als seine Leute mitten auf der Fahrt erfuhren, daß sie dort nicht eins, sondern mehrere feindliche Kriegsfahrzeuge antreffen würden, nöthigten sie aus Furcht den Kapitän Columbus, nach Marseille zu steuern, um dort noch Verstärkungen zu holen. Dieser aber gebrauchte die List, in der Nacht die Zeichen der beiden Pole am Kompaß zu vertauschen, so daß man

scheinbar nach Norden, in Wirklichkeit aber im alten Kurs nach Süden fuhr und zum Erstaunen der Seeleute an der afrikanischen Küste vor Anker ging. Ueber den Erfolg des geplanten Ueberfalles sind wir nicht weiter unterrichtet, immerhin giebt aber das Geschichtchen schon einen deutlichen Beweis von Columbus' Unerschrockenheit und Beharrlichkeit im Verfolgen eines einmal gefaßten Planes. Im Jahre 1477 war er in England und machte von da mit einem Stockfischfänger eine Seereise weit über Island (Thule oder Tile) hinaus. Wenn er dort, was möglich ist, von der Entdeckung des amerikanischen Festlandes durch die Normannen etwas erfahren hat, so hat diese Kunde die Richtung seiner eigenen Fahrten doch niemals im Geringsten bestimmt, denn er hielt sein Augenmerk ausschließlich auf die reichen Kulturländer des Südens, auf Indien und China, gerichtet, die nach den Schilderungen der Reisenden mit jenem öden „Weinland" nichts zu thun haben konnten.

Während eines Aufenthaltes zu Lissabon, dessen Zeit sich nicht bestimmen läßt, lernte er seine nachherige Frau, die Großenkelin des ersten Lehnsträgers von Porto Santo (bei Madeira), Dona Felipa Muniz-Perestrello, kennen. Durch sie kam er nach Porto Santo ins Haus der Schwiegermutter und erhielt von dieser die Karten und Schiffsbücher Perestrello's zur Einsicht. Perestrello hatte sich ehemals als Seefahrer rühmlich hervorgethan und in seinen Papieren schätzbare Erfahrungen, Ansichten und Pläne hinterlassen. Durch die Lektüre dieses Nachlasses sowie durch den Umgang mit dem zweiten Gatten seiner Schwiegermutter, Pedro Correo, einem alterfahrenen Kapitän, angeregt, beschäftigte sich Columbus immer eingehender mit den Problemen der damaligen Erdkunde und speziell mit dem des westlichen Seeweges nach Indien. Nachdem er von Porto Santo aus sich an mehreren Fahrten an der Küste von Guinea betheiligt und mit Kartenzeichnen beschäftigt hatte, theils um seine geographischen Kenntnisse zu erweitern, theils um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, war in ihm schließlich der Entschluß zur Reife gediehen, jene westliche Fahrt über den unbekannten Ozean zu wagen. An Muth dazu konnte es ihm nicht fehlen; als ein Mann, „welcher den höchsten bekannten Norden und die afrikanischen Küsten in unmittelbarer Nähe des Aequators besucht, der den Polarstern hoch über seinem Scheitel und tief am Horizonte gesehen hatte", mußte er dahin gekommen sein, jede noch so ferne Küste für erreichbar zu halten. Aber sein Plan beruhte auch auf mannichfaltigen rationellen Erwägungen und Gründen, soweit sie durch die damalige Wissenschaft und praktische Erfahrung dargeboten wurden. Diese waren nun folgende.

Der Ideengang des Columbus. Wissenschaftlich gebildeten Männern stand seit den Pythagoräern und besonders seit Aristoteles unbestreitbar fest, daß die Erde eine Kugel ist. Der Ozean konnte sich also nicht in unendliche Fernen verlieren, wie es bei einer Scheibe der Fall sein müßte, sondern er muß zur gegenüberliegenden Küste Asiens führen. Neben dieser Thatsache blieb dann nur noch die Frage offen, wie groß die Entfernung bis zu dieser Küste wol sein möchte. Ließ sich mit einiger Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit nachweisen, daß sie sich innerhalb derjenigen Grenzen halte, die von einem gut ausgerüsteten Schiffe zurückgelegt werden konnte, ohne daß die Vorräthe zu Ende gingen, so lag in der geplanten Reise keine besondere Gefahr. Columbus suchte daher Alles zusammen, was geeignet war, diese Entfernung auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Die Gradbestimmungen waren zu seiner Zeit noch äußerst ungenau und schwankend. Für Columbus kamen besonders die verschiedenen Angaben zweier Hauptautoritäten in Betracht, die des Ptolemäus und die des Marinus von Tyrus. Nach Jenem nahm die alte bekannte Welt von den Inseln der Seligen (den Kanarien) bis zur Hauptstadt China's am äußersten Ostrande eine Längenausdehnung von 177¼ Erdgraden ein, also fast die Hälfte von dem 360 Grad betragenden Erdumfange, so daß über 180 Grade nach Westen zu durchfahren gewesen wären, um China's Küste zu erreichen. Nach Marinus dagegen waren nur noch 130 Grad zurückzulegen, eine Annahme, welche durch die bekannten Beschreibungen Marco Polo's und des Ritters Mandeville bestätigt wurde, die China's Ausdehnung nach Osten ungeheuer

vergrößerten. Ihr hatten sich berühmte Gelehrte, wie Roger Bacon und der französische Kardinal Peter Alliacus (d'Ailly), angeschlossen. Des Letzteren Werk, das 1480 im Druck erschienen war, hatte Columbus eifrig studirt und darin auch noch verschiedene Angaben gesammelt gefunden, welche den Meeresraum zwischen Spanien und Asien bedeutend geringer schätzten, darunter solche, die von Aristoteles, Plinius, Seneca stammten. Er eignete sich daher die Berechnung des Marinus an, welche mit ihren 130 Graden ziemlich um 110 Grad hinter der Wirklichkeit (240 Grad) zurückblieb. Außerdem sollte die Länge der Insel Zipangu (Japan) nach den auf chinesischen Berichten beruhenden Angaben Marco Polo's 1500 Meilen, d. h. chinesische kleine Li, betragen, man setzte aber dafür 1500 italienische Meilen und schob dadurch Japan um mehr als 20 Grad weiter ins Meer hinaus, verkürzte also den Westweg noch um ein Bedeutendes. Dazu kam eine abermalige Verkürzung, die der Weg durch die fabelhafte, aber auf allen Karten des Mittelalters konsequent festgehaltene große Insel Antiglia erfuhr, welche gerade in der Mitte zwischen Spanien und China liegen sollte.



Toscanelli's Erdkarte.

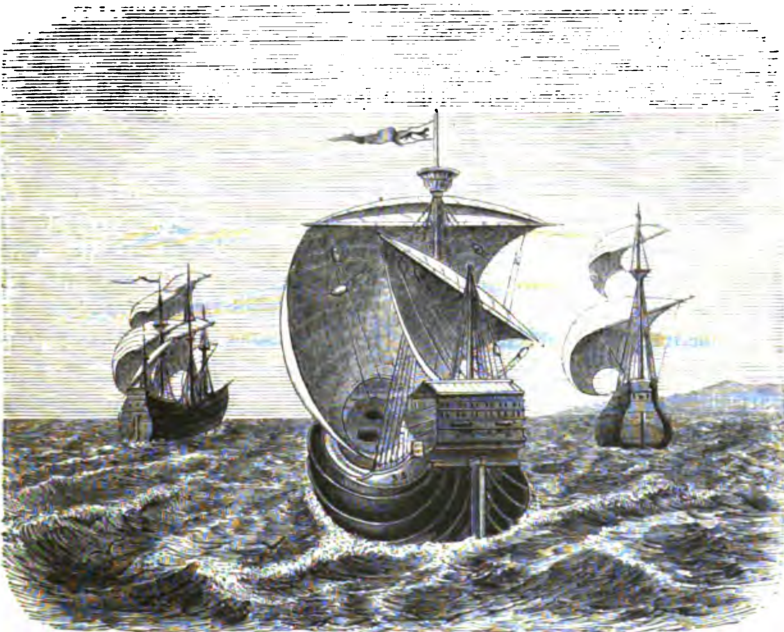
Dorthin wollte sogar ein Schiff zu des Infanten Heinrich Zeiten verschlagen worden sein und eine christliche Kolonie daselbst angetroffen haben. Das letzte und schwerste Gewicht warf schließlich der berühmte florentinische Astronom Paul Toscanelli in die Wagschale. Dieser sandte an Columbus nebst einem ermuthigenden Briefe eine mit Längen- und Breitenkreisen versehene Seekarte, welche zwischen Lissabon und Zipangu nur 100 Erdgrade aufwies. Und auch diese wurden noch durch einen „glücklichen Irrthum" verringert, indem man sich an die ptolemäische Berechnung eines Grades hielt, nach welcher die Meilenzahl des Weges um ein Drittel kleiner ausfiel. Jene Karte wurde Columbus' maßgebende Begleiterin auf seiner ersten Ueberfahrt; nach ihr erwartete er Antiglia kurz vor den westindischen Inseln, Zipangu in der Länge des Kalifornischen Meerbusens, die Ostküste Asiens nicht weit hinter dem amerikanischen Kontinente zu finden und hoffte also, zur ganzen Reise keine ungewöhnlich lange Zeit zu gebrauchen. Was er so plante, war im Grunde ein Wahn, aber dieser Irrthum, der die Entfernung von Europa nach Ostasien um weit mehr als die Hälfte verkürzte, war nothwendig, um die Bedenken gegen

die Fahrt zu überwinden, denn niemals hätte Columbus sie zu unternehmen gewagt, wäre ihm die ganze wahre Entfernung bekannt gewesen.

Mit diesen Ideen trat Columbus vor König Johann II. und bat um Unterstützung seiner Entdeckungspläne. Der König legte sie einer Kommission von gelehrten Kosmographen und nautischen Sachverständigen vor, deren Gutachten ungünstig ausfiel. Nur Wenige, unter ihnen Martin Behaim, waren dem Columbus beigetreten. Wir dürfen indessen dieses Resultat nicht leichthin verurtheilen. Es ergiebt sich aus der obigen Darstellung deutlich, daß die Voraussetzungen des kühnen Seemannes auf sehr unsicherer Basis beruhten und viele wunde Punkte boten, deren Auffindung der Kommission nicht schwer fallen konnte. Gegen die Sicherheit seiner mathematischen Berechnungen und geographischen Darstellungen sprachen zahlreiche andere Möglichkeiten, gegen seine aus gelehrten Schriften gezogenen Belege ließen sich aus denselben Gewährsmännern eben so viele entgegengesetzte Beweise und Folgerungen ziehen. Der in Dialektik und Disputirkunst ungeübte Seemann mußte vor den Einwänden seiner Examinatoren, die durchaus nicht übelwollend und spitzfindig gewesen zu sein brauchen, zuletzt die Flagge streichen. Möglich, daß sein in seinem späteren Leben hervortretendes exzentrisches Wesen auch Bedenken gegen die Persönlichkeit und deren Tauglichkeit zu einem so weit ausschauenden, kostspieligen Unternehmen wachgerufen hat; jedenfalls ließ man Columbus ziehen.

Columbus in Spanien. Nicht nach seiner Vaterstadt, sondern an den französischen Hof wollte er sich begeben, um dort für seinen Plan den nöthigen Beistand zu finden. So verließ er Portugal, wo inzwischen seine Frau gestorben war, mit seinem Sohne Diego. Aber auf der Durchreise lernte er in Spanien den reichen und mächtigen Herzog Luis de la Cerda kennen, der ihn zwei Jahre lang mit Versprechungen als Gast in seinem Hause festhielt und auch ein paar kleine Fahrzeuge für ihn ausrüsten ließ, ihn aber schließlich der Königin Isabella empfahl, durch deren Schutz der Entdeckungsplan erst Aussicht auf Erfolg gewann. Im Januar 1486 trat Columbus in den Dienst Kastiliens, während die Universität Salamanca mit der Prüfung seines Planes beauftragt wurde. Wir kennen deren Entscheidung nicht mehr, aber wenn auch die Königin Jahr auf Jahr ohne bestimmten Entschluß verstreichen ließ, so hielt sie Columbus doch auch immer wieder in Spanien zurück. Als jedoch der Krieg gegen Granada, mit welchem die Königin wol mit Recht ihre Unthätigkeit entschuldigte, kein Ende nehmen wollte, verlor Columbus die Geduld und beschloß, von Huelva aus nach Frankreich zu segeln (1491). Im nahen Palos bekam indessen sein Geschick noch rechtzeitig die entscheidende Wendung. Auf der Reise begriffen klopft er, seinen Sohn Diego an der Hand, an die Pforte des dortigen Dominikanerklosters La Rabida und bittet um eine Stärkung für sich und den müden Knaben. Der neugierige Pförtner läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, hört mit Erstaunen und Interesse von den großen Plänen des weitgereisten, aber überall verkannten Mannes, ruft noch seinen Bekannten, einen in Erdkunde und Astronomie erfahrenen Arzt, Garcia Hernandez, aus der Stadt als Sachverständigen herbei, und auch dieser stimmt dem Fremden begeistert zu. Nunmehr schreibt Bruder Juan Perez, der den Ehrentitel eines Beichtvaters der Königin führt, an sein hohes Beichtkind im Interesse des Columbus und hat nach vierzehn Tagen auch die Freude, die freundliche Antwort der Königin mit einer Geldsendung für Jenen zu erhalten, damit er anständig bei Hofe im Lager vor Granada erscheinen könne. Gerade zum Einzuge in die gefallene Stadt langte Columbus Ende 1491 dort an. Seine Bedingungen entsprachen der Großartigkeit seines Planes. Er begehrte für sich und seine Nachkommen: die Erhebung in den Adelstand mit dem Prädikate Don; die Würde eines atlantischen Admirals mit dem Genuß aller Vorrechte der Almiranten von Kastilien, welche im Range nur den Condestables (Großkronfeldherrn) nachstanden; Macht und Titel eines Vizekönigs in den entdeckten Ländern mit dem Rechte, für alle Aemter der künftigen Herrschaften drei Bewerber vorzuschlagen; den Zehnten der Kroneinkünfte aus den Entdeckungen; endlich nach Belieben ein Achtel Antheil an dem Kronbetrieb der etwaigen Handelsmonopole.

Der spanische Hof fürchtete jedoch sich durch Verhandlungen über derartige, bis dahin unerhörte Forderungen lächerlich zu machen, zumal wenn schließlich der ganze Plan mißlingen sollte, und wies den Columbus abermals ab. Dieser war aber entschlossen, lieber auf Alles zu verzichten, als Etwas nachzulassen. Da legten mehrere Granden, vor allen der Schatzkanzler von Aragonien, Luis de Sant Angel, für ihn Fürsprache bei der Königin ein, letzterer mit der von uneigennützigem Forschungseifer zeugenden Aeußerung, daß selbst im Falle des Mißlingens die Gewißheit, daß Indien im Westen nicht erreicht werden könne, schon aller Anstrengungen und Opfer werth sei. Da die Königin bei aller Bereitwilligkeit die Mittel nicht beschaffen konnte, ohne die Kronjuwelen zu verpfänden, so schoß der Schatzkanzler 5300 Dukaten aus eigenen Mitteln vor, um drei Schiffe aufzubringen und für ein Jahr auszurüsten. Columbus befand sich bereits zwei Meilen von Granada auf der Reise nach Frankreich, als ihn ein Eilbote zurückholte.



Schiffe des Columbus.

Der Vertrag wurde am 17. April 1492 unterzeichnet, die Bestallungsurkunde mit Bewilligung aller von Columbus gestellten Bedingungen kurze Zeit darauf, am 30. April, vollzogen. So gab dieselbe große und thatkräftige Fürstin, welche in mittelalterlichem Kreuzzugseifer den letzten Rest mohammedanischer Herrschaft in Spanien zerstörte, noch in demselben Jahre ihrem Volke die Richtung zur größten Entdeckung der Geschichte, die der Markstein einer neuen Zeit werden sollte.

Schon am 23. Mai war Columbus in Palos. Diese Hafenstadt mußte zur Strafe für früheren Ungehorsam jederzeit zwei Fahrzeuge, sogenannte Karavelen (kleine hochbordige Segelschiffe mit vier Masten, von denen die beiden hinteren lateinische, d. h. dreieckige, die beiden vorderen Raasegel trugen), für den Dienst der Krone bereit halten und binnen zehn Tagen nach erhaltenem Befehle seetüchtig machen. Ein drittes, kleineres Schiff wurde noch dazu gemiethet. In der reichsten und angesehensten Rhederfamilie von Palos, den drei Brüdern Pinzon, fand Columbus eifrige Unterstützung; zwei von ihnen übernahmen selbst die Führung zweier Schiffe.

Columbus' erste Reise. So lief er denn am 3. August 1492 mit drei Schiffen und 90 Mann aus dem Hafen von Palos aus; er selber befehligte das Admiralschiff, die Santa Maria, Martin Alonso Pinzon die Pinta, dessen Bruder Vicente Yanez die kleine Nina. Weil die Pinta gleich im Beginn der Fahrt stark gelitten und reparaturbedürftig geworden war, so mußte die Expedition vier Wochen auf den Kanarischen Inseln vergehen lassen und konnte erst am 6. September die eigentliche Entdeckungsreise antreten. Am 9. September verschwand der letzte feste Punkt hinter den Schiffen und 34 Tage lang sah man nichts als Himmel und Wasser. Columbus hielt, um die auf seiner Karte verzeichneten Inseln Antiglia und Zipangu nicht zu verfehlen, seinen Kurs möglichst genau nach Westen und verfolgte daher gerade die längste Abstandslinie (im Ganzen den 28. Breitengrad) zwischen der Alten und Neuen Welt. Zufällig aber benutzte er auch auf eben diese Weise den günstigsten Wind, den der Schiffer überhaupt auf der Fahrt nach Amerika haben kann: den Ostpassat. Das Wetter war durchgängig heiter und mild, „wie im andalusischen April", so daß man „blos das Schlagen der Nachtigallen vermißte". Am 16. September erschienen große von dichtem Pflanzenwuchs bedeckte Strecken, die auf nahe Inseln zu deuten schienen, von denen sie sich losgerissen haben sollten. Indessen waren es die kolossalen Fucusbänke (Tang), die ganz unabhängig vom festen Lande mitten im Meere schwimmen. Große Bestürzung rief darauf eine bis dahin den abendländischen Schiffern unbekannte Erscheinung hervor, die Abweichung oder Deklination der Magnetnadeln nach Nordwesten. Hierbei äußerte die Sage von den Magnetfelsen ihre Wirkung, und Columbus hatte Noth, die abergläubischen Leute mit der schnell erfundenen, aber unzutreffenden Erklärung zu beruhigen, daß der Polarstern sich umdrehe und dadurch die Verschiebung der Nadeln bewirke. Glücklicherweise fand man einen lebenden Krebs in den Pflanzenbüscheln und tröstete sich bei diesem neuen Anzeichen von nahem Lande. Am 18. September zeigte sich eine dichte Nebelbank, die sich aber am folgenden Tage in einen feinen Niederschlag auflöste, ohne daß, wie man hoffte, Land darunter zum Vorschein kam. Columbus wurde aber durch diese Erscheinung auf die Vermuthung gebracht, daß er zwischen Inseln hindurchfahre, zumal bald darauf große Schwärme von Wasservögeln die Schiffe umschwärmten, von denen man noch nicht wußte, daß sich dieselben viele hundert geographische Meilen weit vom Lande entfernen können. Columbus wollte aber vorerst lieber bei dem günstigen Wetter das für ihn wichtigere indische Festland erreichen und behielt seinen westlichen Kurs unverändert bei. Ein schon längst ersehnter Umstand trat am 22. September ein: der bisherige anhaltende Nordostwind sprang in Südwest um und verscheuchte dadurch die schon bemerklich gewordene Angst des Schiffsvolkes, daß man bei immer wehendem Nordost nicht wieder nach Hause gelangen möchte. Am 25. September glaubte Martin Pinzon auf der Pinta Land im Süden zu sehen und ließ das „Gloria" anstimmen. Auf den beiden anderen Schiffen fiel man begeistert in den Lobgesang ein, erkletterte Masten und Takelwerk und glaubte allgemein dem Trugbild, das am nächsten Morgen wieder verschwunden war. Es war eine Nebelbank gewesen. Columbus täuschte fortwährend seine Leute über die zurückgelegte Entfernung, die sich bei dem damaligen Mangel aller Hülfsmittel, wie der heutigen Logleine und Längenbestimmungen, nur oberflächlich, aber doch immer einigermaßen annähernd aus der Stärke des Windes und der Zahl der aufgesetzten Segel abschätzen ließ. Am 7. Oktober entstand abermals falscher Alarm, da sich das vermeintliche Land gegen Abend in Wolken verwandelte, aber Columbus änderte jetzt seinen Kurs nach Südwesten, weil Martin Pinzon aus dem Fluge der Vögel diese Richtung für die allein richtige erklärte. Am 10. Oktober klagten die Matrosen laut über die endlose Dauer der Fahrt, ließen sich aber durch die Erinnerung an den in Aussicht stehenden ungeheuren Gewinn wieder beruhigen. Das Tagebuch des Columbus, welchem alles bisher Erzählte entnommen ist, sagt von ernstlichen Meutereien gar Nichts. Columbus Sohn Fernando dagegen weiß in seinem später zur Rechtfertigung des verstorbenen Vaters geschriebenen Bericht von einer Verschwörung und beabsichtigten Ermordung des

Kapitäns, der Mailänder Benzoni, der erst 1541 Amerika besuchte, von einem Vertrage zwischen ihm und der Mannschaft zu erzählen, daß er umkehren würde, wenn sich binnen drei Tagen noch kein Land gezeigt hätte. Es wird auf alle diese Angaben wol wenig zu geben sein, da sie jedenfalls auf starken Uebertreibungen beruhen. — Am 11. Oktober erschienen endlich untrügliche Anzeichen von der Nähe des Landes. Man fischte auf der Pinta ein Rohr, einen Pfahl, ein Brettchen, einen mit Schnitzereien verzierten Stab und noch grüne Sträucher auf, auf der Nina sogar einen Zweig mit rothen Beeren. Die Spannung auf dem Geschwader wuchs aufs Höchste und kein Schlaf kam in die Augen des Schiffsvolkes, als die Nacht herniedersank. Columbus selbst spähte vom ragenden Hinterdeck der „Santa Maria" unausgesetzt nach Westen. Da blitzt gegen 10 Uhr ein Lichtschein vor ihm auf, doch nur, um alsbald wieder zu verschwinden. Was ihn veranlaßt hat, wenn es keine Täuschung gewesen, bleibt räthselhaft, denn das ganz flache Land war in dem Augenblicke noch viel zu weit entfernt, um gesehen zu werden. Jedenfalls hat später der Entdecker seine unsichere Wahrnehmung benutzt, um die von der Krone ausgesetzte Belohnung, eine Leibrente von 26 Dukaten und ein seidenes Wams, für sich selber in Anspruch zu nehmen. Kurz nach seiner Entdeckung ging der Mond auf und übergoß mit silbernem Glanze die wogenden Fluten des Ozeans, über welche in einsamer Mitternacht die drei Fahrzeuge mit vollen Segeln westwärts flogen.



Christoph Columbus mit dem Astrolabium auf seinem Schiffe.
Nach dem Bilde in den „Grands voyageurs".

Da gegen zwei Uhr morgens am 12. Oktober 1492 entdeckt der Matrose Juan Rodriguez Bermejo aus Molinas bei Sevilla im Mondenlichte schimmernd den Saum eines vorspringenden Gestades. Laut ruft er: „Tierra!" (Land!), stürzt an das Geschütz und der Donner des Schusses rollt über die Wogen. Die Schiffe drehen bei, lassen die Anker fallen; mit unsäglicher Spannung erwartet Alles den Morgen.

Als die Sonne nun in heiterer Schönheit aus den Fluten stieg, beleuchtete sie ein niedriges, grünes Land. Nach den Angaben seiner Karte glaubte Columbus, die große Insel Zipangu oder Japan vor sich zu haben, in Wirklichkeit landete er auf Watlingsland oder Guanahani, wie sie bei den Eingeborenen hieß, einer kleinen Insel der Bahamagruppe. Der nunmehrige „Admiral und Vizekönig Don Cristobal Colon" ergriff unter Schwenken der Fahnen im Namen der Krone Kastilien Besitz von dem neuentdeckten Lande

und an einem rasch errichteten Altar vollzog sich der erste christliche Gottesdienst in der neuen Welt. Aber von dem reichen Kulturlande Zipangu war Nichts zu spüren. Die wenigen Einwohner, welche die Ankommenden als vom Himmel Gefallene neugierig und zutraulich empfingen, zeugten in ihrer unschuldigen Nacktheit und Naivetät nur von den allerersten Ansätzen der Kultur. Am 14. Oktober verließ Columbus die Insel Guanahani, nachdem er ihr den Namen San Salvador gegeben hatte, entdeckte darauf mehrere andere der kleinen Bahamainseln und steuerte dann auf Kuba, welches die von San Salvador mitgenommenen Eingeborenen als die Insel bezeichneten, wo Gold und Gewürze und Handelsschiffe zu finden seien und das er für Zipangu hielt.

Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Jedenfalls bin ich entschlossen Quinsay (China) aufzusuchen, um die Schreiben Ihrer Hoheiten dem Groß-Khan zu überreichen.“ Am 27. Oktober Abends erreichte er die Nordküste von Kuba in der Gegend des Puerto de Nipe. Er war berauscht von dem herrlichen Klima, der prächtigen Vegetation, die nach den zu Ende gegangenen Herbstregen in ihrem schönsten Schmucke prangte; in seiner Erregung glaubte er „Mastixbäume in den Wäldern, Perlenbänke in der See, Gold im Metallglanze der sandigen Flußbetten zu erkennen und alle unfaßlichen Träume von einem glückseligen Indien mit hellen Augen zu erblicken“.

Erst am 31. Oktober überzeugte er sich, daß Kuba der Insel Zipangu nicht entspreche, aber er glaubte, daß er am asiatischen Festlande, „hundert und etliche Meilen mehr oder weniger von Zaitun und Quinsay“ halte.

Diese Anschauung, man befinde sich an der Küste hochentwickelter Kulturländer, erscheint um so wunderlicher, als ihr der Zustand dieser Inselwelt schneidend widersprach. Denn diese Rothhäute der Antillen lebten vom Fange der Fische und Seevögel und vom Mais, den sie in die Asche des niedergebrannten Gestrüppes säten. Sie entbehrten aller Hausthiere, doch verfügten sie über mancherlei Kunstfertigkeit. Mit ihren dürftigen Werkzeugen aus scharfen Steinen und Muscheln verstanden sie zierliche Schnitzereien zu fertigen, das Gold zu schmelzen und zu feilen. Ihre Hütten bauten sie kegelförmig aus einem Gestell von Rohr und deckten sie mit Palmenblättern. Auf Ruderkähnen, die sie aus mächtigen Baumstämmen mit Feuer höhlten, befuhren sie die Küstengewässer und unterhielten einen gewissen Verkehr, sogar von Insel zu Insel. Sie waren in zahlreiche kleine Stämme unter Häuptlingen (Kaziken) getheilt, deren despotische Gewalt besonders auf den Glauben ihrer Unterthanen an die von ihnen verwahrten Fetische sich stützte. Die herrschende Monogamie schloß weder Kebsweiber noch große Leichtfertigkeit im geschlechtlichen Umgange aus. Alles in Allem lebten diese Antillenbewohner ein sorgenloses Dasein in gedankenarmer Trägheit dahin, ein körperlich wie geistig schwächliches Geschlecht, dessen Untergang entschieden war, noch ehe der Ruf „Land!“ auf der Pinta erscholl. Denn auf Hayti trafen damals die Spanier bereits die kriegerischen Kariben, die von Südamerika her über die kleinen Antillen im Vordringen begriffen waren, die Normannen der Neuen Welt.

Diesen Wahrnehmungen zum Trotz sandte Columbus auf seiner Fahrt nach Quinsay, in der Bucht von Nuevitas angelangt, einen getauften Juden, der etwas Arabisch verstand, als Gesandten an den Khan der Mongolen ins Innere ab. Diesen traf man nun zwar keineswegs, wol aber ein großes Dorf, den Sitz eines Kaziken, und die Eingebornen deuteten auf die leicht verständliche Frage nach dem Goldlande gegen die Erwartung nach Südosten. Dahin beschloß deshalb Columbus weiter vorzudringen. Zuvor ließ er noch fünf arglose Eingeborene und sieben Frauen vom Lande auf die Schiffe schleppen, um sie mit nach Spanien zu nehmen. Die Folge davon war, daß die eingeschüchterten Indianer von nun an sofort beim Herannahen der Spanier die Flucht ergriffen.

Auf dieser Fahrt entfernte sich am 21. November Martin Alonso Pinzon heimlich mit der Pinta, um, wie Columbus argwöhnte, vor ihm das von den Indianern gerühmte Goldland Babeque zu erreichen. Columbus gelangte indessen am 6. Dezember nach der

Westspitze von Hayti, die er wegen ihrer Aehnlichkeit mit andalusischen Landschaften Española (Hispaniola, d. i. spanisches Land) nannte. Ihre Einwohner wurden von den indianischen Wegweisern unter dem Ausdruck der Furcht und des Entsetzens als „Kariben" bezeichnet, Columbus verstand „Kaniba" (Kanibalen), was nach seiner Etymologie nichts Anderes als „Völker des Khans" (Mongolen) bedeuten konnte. Man trat mit ihnen in Verkehr, ein Häuptling oder Kazike machte seinen ceremoniellen Besuch an Bord, zahlreiche Kanoes brachten Lebensmittel, Cassabebrot, Yamswurzeln, Baumwolle, vor Allem aber Gold. Columbus gewann den Eindruck, als ob die Kultur des Landes nach Westen zu in stetem Zunehmen begriffen sei. Da traf ein schwerer Unglücksfall das Geschwader. Am 24. Dezember Nachts gerieth die Santa Maria auf eine Sandbank und war nicht wieder abzubringen; man mußte das Schiff verlassen und alle Vorräthe ans Ufer schaffen, wobei die Eingeborenen bereitwillig Hülfe leisteten. Mit europäischen Waaren eröffnete man einen äußerst vortheilhaften Goldeintausch, der so verlockend erschien, daß zu seiner Fortsetzung bereitwillig einige Offiziere und gegen vierzig Matrosen in einer aus den Trümmern der „Santa Maria" erbauten kleinen Festung „La Navidad" zurückblieben, der ersten europäischen Niederlassung in der Neuen Welt. Auf der „Nina" dem kleinsten Schiffe, ging Columbus dann weiter östlich und traf am 6. Januar 1493 wieder mit der „Pinta" zusammen, die von Norden kam, nachdem sie inzwischen ebenfalls auf Española einträglichen Handel getrieben, und zwar nicht Babeque, das Goldland, aber ein paar der südlichen Bahamas aufgefunden hatte.



Die Entdeckung der Insel St. Domingo.
Facsimile eines alten Holzschnittes aus dem Jahre 1493.

Vor Allem aber brachte sie die den Spaniern sehr erfreuliche Nachricht mit, im Westen von Haiti liege die goldreiche Insel Jamaye (Jamaika) und von derselben aus sei das Festland in zehn Tagen zu erreichen; es war dies die erste Kunde davon, welche das Ohr der Europäer traf.

Indeß Columbus mußte darauf verzichten das Festland zu sehen. Die Schiffe fingen an Wasser einzulassen, das Schiffsvolk wurde ängstlich. So segelte er ostwärts bis zur Samanabucht. Hier traf man auf die ersten Kariben, und bei einem Zusammenstoße mit ihnen vergossen die Spanier das erste Blut, mit dem die Europäer die Neue Welt rötheten. Am 10. Januar trat Columbus die Heimfahrt an. Sie war minder glücklich als die Hinfahrt. Vom 12. bis 15. Februar wüthete ein furchtbarer Orkan, der den Schiffen den Untergang drohte, man gelobte Pilgerfahrten nach Guadelupe, Loretto, zur heiligen Clara von Moguer, und Columbus warf, damit seine große That der Mit- und Nachwelt nicht verloren gehe, heimlich eine Tonne ins Meer, die ein Pergament mit der Beschreibung seiner Entdeckungsreise barg.

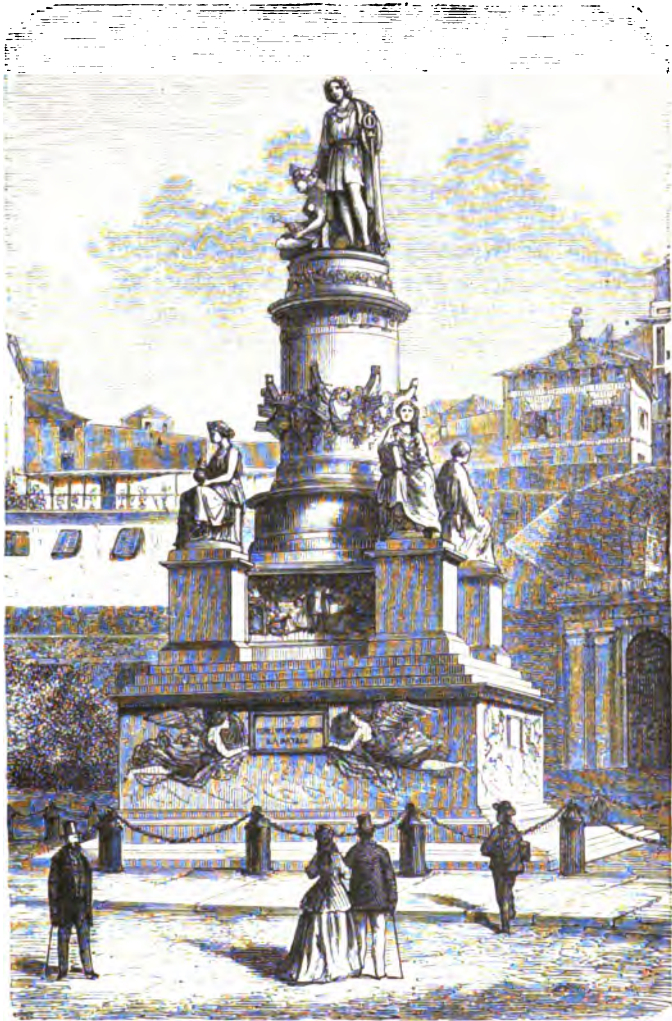
Am 17. erst legte sich der wüthende Sturm, man hatte die Azoren in Sicht und landete an der Insel Santa Maria. Die Pinta war während des Sturmes verschwunden. Auf Santa Maria erholte man sich bis zum 24. Februar und setzte dann die Heimreise weiter fort. Am 3. März aber packte ein zweiter Sturm die „Nina", und die rasende See zwang schließlich den Admiral, so ungern er es auch that, an der portugiesischen Küste Schutz zu suchen. Am Morgen des 4. März ging er an der Mündung des Tajo vor Lissabon vor Anker. Die Portugiesen überwanden ihren Neid und Aerger zwar nur mit Mühe, aber bewirtheten die glücklichen Entdecker doch schließlich in gastfreundlicher Weise, und König Johann selbst ließ sich von Columbus Bericht erstatten. Am 15. März landete der Entdecker im Hafen von Palos, den Pinzon bereits vor ihm erreicht hatte; am Palmsonntag, 31. März, hielt er seinen feierlichen Einzug in Sevilla. Seine Reise durchs Land glich einem ununterbrochenen Triumphzuge, Mitte April erreichte er den Hof in Barcelona. Vor einem auf dem Markte aufgeschlagenen Throngerüste wurde er mit allem Pomp empfangen, der König erhob sich, lud ihn zum Niedersitzen ein und erwies ihm damit die höchste Ehre, die einem Unterthanen zu Theil werden konnte. Alle seine Gerechtsame wurden ihm nochmals bestätigt. Er war der gefeierte Held des Tages, der durch seine feurigen Schilderungen auch die größten Zweifler mit sich fortzureißen verstand.

Zweite Reise des Columbus. Eine große Expedition zur weiteren Verfolgung der Unternehmung ward beschlossen, und wetteifernd drängte sich der abenteuerlustige spanische Adel zur Theilnahme, darunter auch Alonso de Hojeda, damals etwa zwanzig Jahre alt, das Urbild jener verwegenen Eroberer, welche bald darauf die Neue Welt mit unbegreiflichen Thaten und Verbrechen erfüllten. Aber auch Geistliche sollten die Flotte als Missionäre begleiten. Denn die Bekehrung der „Indianer" erschien der Königin als eine Gewissenspflicht.

Noch aber drohte den Spaniern die Eifersucht der Portugiesen, da ja beide Völker das gleiche Ziel, die Auffindung der Schätze Süd- und Ostasiens, verfolgten und die Spanier jetzt es vor den Portugiesen erreicht zu haben schienen. Deshalb erwirkten beide die Entscheidung der höchsten irdischen Macht, die sie anerkannten. Papst Alexander VI. verlieh in zwei Bullen (vom 3. und 4. Mai 1493) alle Länder, die in einem Abstande von 100 spanischen Meilen (Leguas) von Cadiz entfernt lägen, den Spaniern. Doch nicht diese päpstlichen Urkunden haben den Streit beigelegt, vielmehr der Staatsvertrag, den beide Regierungen am 7. Juni 1494 schlossen. Er zog die Scheidelinie (raya) zwischen den beiderseitigen Entdeckungs- und Herrschaftsgebieten 370 Leguas westlich der Kapverdischen Inseln derart, daß sie etwa auf dem 46. Grad östlicher Länge von Pol zu Pol laufend ganz Amerika den Spaniern zuwies, mit Ausnahme Brasiliens.

Wenige Monate später hob Columbus zum zweiten Male die Anker zur Fahrt nach dem Westen. Es war wol sein glücklichster Tag, als er am 25. September 1493 an der Spitze einer Flotte von siebzehn Segeln mit 1500 Mann Besatzung aus dem Hafen von Cadiz abfuhr. An den Kanarien nahm man europäische Hausthiere an Bord, die ersten, welche die Neue Welt betraten, aber leider auch Bluthunde und das Zuckerrohr, welches später die Einführung der Negersklaverei veranlaßte. In glücklicher Fahrt erreichte das Geschwader Anfang November die Kleinen Antillen, und zwischen ihnen und den Karibischen Inseln hindurch die Nordküste von Española. Als es aber am Abend des 27. November mit Kanonenschüssen die junge Niederlassung La Navidad begrüßte, da blieb am Strande Alles stumm, und die Landenden fanden am nächsten Morgen nur rauchgeschwärzte Trümmer und Leichen. Scheu schlichen die Eingeborenen davon; nur mühsam brachte man bei ihnen in Erfahrung, daß die Ansiedler theils durch wüste Streitigkeiten sich selber aufgerieben, theils bei einem Plünderungszuge ins Innere von den erbitterten Eingeborenen erschlagen worden seien. Die zerstörte Kolonie wurde nicht wieder aufgebaut, vielmehr einige Meilen östlich davon Anfang Dezember eine neue Stadt, Isabella, zu Ehren der Königin gegründet. Von hier aus

erkundete man das herrliche Thal des Yaque (den „Königsgau“, Vega real) und das goldreiche Cibaogebirge, worauf der größte Theil der Flotte mit diesen glänzenden Nachrichten nach Spanien zurückging. Columbus selbst, in dem Wahne befangen, Española sei Zipangu (Japan) und Kuba ein vorgerücktes Glied des ostasiatischen Festlandes, gedachte nunmehr nach China und von dort durch das Rothe Meer nach Alexandria zu segeln. So gewann er Jamaika (Anfang Mai 1494), dessen kriegerische Einwohner erst ein Gefecht zu friedlichem Verkehre nöthigte, und von da aus wieder die Südküste von Kuba, die er westwärts bis zur Bucht von Batabano verfolgte. Hier ließ er von seinen sämmtlichen Leuten eine Urkunde beschwören und unterzeichnen, daß sie Kuba für einen Theil Asiens, und zwar China's, hielten (12. Juni), und kehrte um. Von Stürmen geschüttelt und krank erreichte der Entdecker an der Südküste von Jamaika vorüber, dessen Inselnatur er damals erkannte, den Hafen von Isabella (29. September). Die Berechnung der geographischen Lage nach einer Mondfinsterniß, die er in der Nacht vom 14. zum 15. September beobachtete, hat seinen Irrthum, er befinde sich an der japanesischen Küste, unheilbar gemacht. Er bestimmte nämlich die Insel Saona auf 80° 45' von Cadiz entfernt (gegen 62° 40' in der Wirklichkeit), in dieser Entfernung aber lag nach seiner anfänglichen Anschauung das Gestade Ostasiens.



Christoph Columbus' Denkmal in Genua.

Auf Española traf er Zank und Entmuthigung. Der zurückgelassene Oberst Pedro de Margarit hatte sich mit Hojeda entzweit und war nach Spanien zurückgekehrt, eine Erhebung der Indianer war mit Mühe bewältigt worden, und jetzt rückten vier verbündete Kaziken gegen Isabella vor. Mit 200 Mann zu Fuß und 20 Reitern ging ihnen Columbus entgegen, doch weniger ihrer überlegenen Bewaffnung und Kriegskunde als den entsetzlichen Bluthunden verdankten die Spanier einen leichten Sieg über die nackten Indianer (24. März 1494), dem die Unterwerfung des ganzen mittleren Theiles der Insel bis Ende des Jahres folgte. — Damit begann nun die systematische Ausbeutung und Entvölkerung des Landes.

Blockhäuser sicherten vor Allem den Königsgau, und jedem Eingeborenen wurde die vierteljährliche Lieferung einer Quantität Baumwolle oder Goldstaub, den sie aus den Flüssen zu waschen hatten, auferlegt. Doch diese, rauh aufgeschreckt aus der bedürfnißlosen Trägheit ihres „Papageienlebens“, waren dazu weder geneigt noch körperlich im Stande; scharenweise flüchteten sie ins Gebirge und starben dort zu Tausenden dahin. Aber auch die Ansiedler schmolzen unter Fieber und Mangel auf 600 Köpfe zusammen, und was dann noch übrig blieb, war tiefentmuthigt und verstimmt über den Admiral, der sie durch glänzende Bilder von Reichthum und Herrschaft ins Elend gebracht habe. Auch in Spanien erweckten die Zurückgekehrten ein ähnliches absprechendes Urtheil. Es war hohe Zeit für Columbus, durch sein persönliches Auftreten sich die Gunst des Königspaares zu sichern. Am 10. März lief er, seinen energischen Bruder Diego als Stellvertreter (Adelantado) zurücklassend, von Isabella aus und landete, mehrmals von Gegenwinden aufgehalten, mit seiner hungernden, fast verzweifelnden Mannschaft am 11. Juni 1496 in Cadiz.

Dritte Reise des Columbus. Entdeckung von Südamerika. Rasch gelang es ihm in Spanien alle Wolken zu zerstreuen. Ja, die Regierung nahm auf seinen Betrieb die verständige Erlaubniß zu privaten Entdeckungen, die sie 1495 gegeben, wieder zurück, um seinen Gewinn nicht zu schmälern, über den er zuweilen eifriger wachte als über seinen Ruhm, und genehmigte ebenso seinen kurzsichtigen Vorschlag, in Ermangelung freiwilliger Ansiedler Verbrecher nach Española zu senden, den Auswurf der Menschheit unter die wehrlosen Rothhäute! Aber Geldverlegenheiten hinderten lange die Ausfahrt des neuen Geschwaders; erst am 30. Mai 1498 trat Columbus von San Lucar de Barrameda (an der Mündung des Guadalquivir) aus mit sechs Schiffen und 200 Ansiedlern seine dritte Reise an. Drei seiner Fahrzeuge steuerten von den Kanarien aus direkt nach Española; er selber ging nach dem Aequator, um zu untersuchen, ob nicht die spanisch-portugiesische Theilungslinie dort ein Land schneide, und weil nach seiner Anschauung, entsprechend den Verhältnissen in der Osthälfte der Erde, dort Edelsteine, Gold und Perlen in Menge zu finden sein mußten. Doch er fand nicht, was er suchte, sah sich vielmehr durch Windstillen, unerträgliche Hitze und Wassermangel gezwungen, den Kurs wieder nordwärts zu lenken. Dabei tauchten am 1. August die Gipfel von La Trinidad aus den Fluten auf, im Süden aber dehnte sich eine öde Niederung, das Delta des Orinoko, dessen strömende Wasser mit den Wellen des Meeres in weißschäumender Brandung zusammenstießen. Durch sie hindurch ging das Geschwader in den Pariagolf und dann durch die Felszacken des Drachenschlundes in die Karibische See. Damals stieg dem Admiral die Ahnung auf, daß er ein Festland vor sich habe, da ein so mächtiger Strom unmöglich aus einer Insel hervorbrechen konnte, aber mit seiner Anschauung, er befinde sich an der Ostseite Asiens, wollte dies nicht recht stimmen, denn dieses Festland mußte weit westlich von Española liegen. Er meinte deshalb in der Nähe des — Paradieses zu sein, das die Phantasie der Zeitgenossen fast immer nach dem äußersten Ostrande der Erde verlegte, auf steiler Gebirgskrone, von der seine vier Ströme herniederstürzten, und er sah in dem rasch strömenden Orinoko einen derselben! So von wunderlichen Phantasien erfüllt kam er am 31. August im neugegründeten St. Domingo an der Südküste Española's an.

Rauh sah er sich hier zur Wirklichkeit der Dinge auferweckt. Gegen seinen Stellvertreter Diego hatte sich ein Theil der Ansiedler unter dem Oberrichter Raldon empört, und Columbus konnte sie nur durch Aufopferung seines eigenen Ansehens zu unsicherem Gehorsam zurückführen. Er sicherte ihnen Straflosigkeit zu und stattete sie mit Ländereien und Leibeigenen (Repartimientos oder Encomiendas) aus, die für ihre spanischen Herren den Acker bauen und das Gold aus den Bächen waschen sollten. Wirklich steigerte sich jetzt deren Erträgniß, und auch die Hausthiere vermehrten sich überaus schnell; aber die Eingeborenen litten entsetzlich unter dem neuen Druck, und die Königin, empört über die Sklavenfrachten, die Columbus nach Kastilien sandte, sowie entsetzt über die sittliche



Illustrirte Weltgeschichte V.

Uebersicht zu den Reisen des

Verwilderung der Kolonisten, beschloß den Admiral seiner Statthalterschaft zu entheben, und sandte Franz Bobadilla, einen armen Calatrava-Ritter von energischem Charakter, mit unumschränkter Vollmacht nach Española. Als dieser am 23. August 1500 vor St. Domingo erschien, war Columbus gerade abwesend und mit harter Bestrafung neuer Unruhen beschäftigt. Der neue Statthalter ergriff sofort Besitz vom Platze und ließ den Admiral, der nun besorgt herbeikam, sammt seinen beiden Brüdern mit sinnloser Härte in Ketten schlagen. Im Oktober segelten zwei Schiffe unter Alonso de Vellejo mit den Gefangenen zurück. In tiefster Seele gekränkt, wies der Entdecker das Anerbieten Vellejo's, ihm die Fesseln abzunehmen, entschieden zurück und betrat in Ketten den Boden Spaniens (November 1500). Auf seine klagenden Briefe ließen die Monarchen ihn auf der Stelle frei, empfingen den Gekränkten gnädig zu Granada, gaben ihm aber die Statthalterschaft nicht zurück. Das war allerdings ein Bruch des alten Vertrages, doch die Krone konnte die Anklagen gegen Columbus' Amtsführung nicht unberücksichtigt lassen, zumal er unzweifelhaft der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen gewesen war. Vielmehr übernahm der treffliche Nikolaus de Ovando, der im Februar 1502 mit 32 Schiffen und 2500 Mann abging, den erledigten Posten, um ihn mit besserem Erfolge zu bekleiden.

Karte von Kuba. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.

Während Columbus, mit allerlei widerwärtigen Händeln beschäftigt, auf Española und dann in erzwungener Unthätigkeit in Kastilien saß, hatten Andere das Entdeckungswerk, das er über seinen Verwaltungsgeschäften vergessen, rüstig weiter gefördert. Vom Mai bis zum September 1498 befuhr Alonso de Hojeda mit dem großen Piloten Juan de la Cosa und dem Florentiner Amerigo Vespucci als Mathematiker die Nordküste von Südamerika vom späteren holländischen Guyana bis zum Cabo de la Vela an der Küste Venezuela's, dem er diesen Namen (d. i. Klein-Venedig) gab, weil er am Gestade verschiedene Dörfer getroffen hatte, die auf Pfählen im Wasser errichtet waren. Schon vorher hatte Niño die Uferstrecke von Cumana bis Kap Codera enthüllt, und Ende 1500 befuhr Rodrigo Bastidas mit Juan de la Cosa die noch übrige Strecke von Venezuela, sah die hohen Schneegipfel der Sierra de Santa Marta, das Delta des Magdalenenstromes und auch den Golf von Darien bis an die Landenge von Panama.

Die Portugiesen. Im selben Jahre hoben sich die Schleier von der Ostküste des südamerikanischen Kontinents. Als Vasco da Gama von seiner ersten glücklichen Indienfahrt nach Portugal zurückkehrte (s. unten S. 55), hatte er den Rath gegeben, zur Vermeidung des gefährlichen Windstillengürtels nördlich des Aequators möglichst weit westlich zu halten. Diesem Rathe folgend, erblickte Pedro (Peter) Alvarez Cabral auf seiner zweiten Fahrt nach Indien am 21. April 1500 unvermuthet Land im Westen und lief in eine windgeschützte Bucht, die er Porto seguro (Sicherer Hafen) nannte. Sein Auftrag zwang ihn, schon am 2. Mai wieder nach Osten zu steuern, aber auf seinen Bericht fertigte schon im nächsten Jahre König Emanuel drei Schiffe von Lissabon ab, an deren Bord wieder in untergeordneter Stellung Amerigo Vespucci sich befand. Am 17. August 1501 kam das Land in Sicht, die äußerste Ostspitze Südamerika's, dem Heiligen des Tages zu Ehren nach dem Brauche der Portugiesen San Roque benannt. Die flache, waldige Küste wurde dann südwärts verfolgt bis zur Bai von Cananea (26° 3' südlicher Breite), aber die auftauchende Ländermasse noch nicht als ein Festland erkannt, sondern Ilha de Santa Cruz (Insel des heiligen Kreuzes) benannt. Erst später dachten die Portugiesen daran, den Reichthum an Farbeholz (Brezil, daher Brasilien) auszubeuten, aber da sie in den tropischen Urwaldungen weder Gewürze noch Edelmetalle fanden, so war von einer Besiedelung zunächst keine Rede.

Etwas früher schon enthüllten englische Seefahrten die Ostküste Nordamerika's. Der Genuese Johann Cabot (Giovanni Gabotto), später Bürger von Venedig, wo sein Sohn Sebastian geboren wurde, endlich in Bristol ansässig, suchte schon vor Columbus (seit 1491) in höheren Breiten und also auf kürzerem Wege Kathai (China) zu erreichen. Aber erst am 24. Juni 1494 entdeckte er eine Landspitze Neufundlands, die er als die erste Spur des neuen Landes Prima vista nannte, und ließ sich im selben Jahre auf die Kunde von dem spanisch-portugiesischen Staatsvertrage (s. oben S. 46) für sich und seine drei Söhne vom König Heinrich VII. von England ein Patent für weitere Entdeckungen im Westen ausstellen. So verfolgte er im Jahre 1497 mit Sebastian Cabot bereits auf eine lange Strecke die nordamerikanische Ostküste. Nach dem Tode des Vaters führte der Sohn dessen Gedanken weiter aus, indem er im Jahre 1498 das ganze Gestade von der Labradorküste unter 58° nördlicher Breite bis in die Gegend von Nordcarolina (35° nördl. Breite) befuhr. Auf einer dritten Reise im Jahre 1517 glaubte er die „nordwestliche Durchfahrt" nach dem Großen Ozean gefunden zu haben, als er durch die (nachmalige) Hudsonstraße einlief in die weite Hudsonsbai. Doch England war damals noch nicht reif dazu, seine Entdeckungen zu benutzen. So ging Sebastian Cabot in die Dienste Spaniens als Reichspilot (1518—1548), ist aber doch in England ohne Dank zu finden und unbeachtet gestorben. Fremde folgten seinen Spuren. Portugiesen fanden 1500 Grönland wieder, 1501 die Felsenküste von Labrador. Nirgends aber wurde ein Versuch zur Ansiedlung an den scheinbar unwirthlichen Gestaden gemacht, wo weder Gold noch Gewürze lockten.

Vierte Reise des Columbus. Um diese portugiesischen und englischen Entdeckungen, die so wenig mit seinen vorgefaßten Meinungen übereinstimmten, hat Columbus sich nicht bekümmert. Ihn erfüllte jetzt der Gedanke, den Weg nach Kathai (China) zu finden. Dazu rüstete er mit der Erlaubniß und dem Gelde der Krone vier kleine, bewegliche Schiffe in Sevilla, und begleitet von seinem Bruder Bartholomäus und seinem heldenhaften erst dreizehnjährigen Sohne Ferdinand (Fernando) lichtete er am 9. Mai 1502 im Hafen von Cadiz die Anker zu seiner vierten und letzten Reise. Schon am 15. Juni lag er vor San Domingo; doch Ovando, besorgt die Ankunft des unbeliebten Mannes möchte Unruhen unter den Kolonisten hervorrufen, sperrte ihm den Hafen. Eben lag in diesem ein stattliches Geschwader von 28 Segeln fertig zur Abfahrt, um eine Kronladung Gold im Werthe von etwa 2½ Mill. Mark und Bobadilla sammt Raldon nach Spanien überzuführen. Umsonst warnte Columbus vor der Abreise, weil er aus astrologischen, nicht aus physikalischen Gründen einen Sturm voraussah; das Geschwader lief aus, und das Geschick gab dem Warner Recht: ein furchtbarer

Wirbelsturm, den Niemand auf so lange Zeit voraussagen kann, versenkte zwanzig Schiffe, mit ihnen die beiden Männer, in denen der Entdecker seine bittersten Feinde sah.

Von Española gelangte Columbus am 30. Juli in die Bai von Honduras bei der Insel Guanaja und dann an das Festland selber beim Kap Honduras. Hätte er diese Richtung noch ein paar Tage weiter verfolgt, so wäre er auf das Gestade Mexiko's, des ersten der großen amerikanischen Kulturstaaten, gestoßen. Doch yukatanische Kauffahrer, welche auf wohlgebautem Ruderschiff zum Erstaunen der Spanier bunte Baumwollenzeuge, Metallwaaren und Schwerter mit Obsidianklingen führten, verhießen neue Goldländer im Süden. So wandte er das Steuer südwärts, lief an der Mosquitoküste hin und fand die gehofften Goldschätze auf der „reichen Küste“ (Costa rica). Hier, an den Chiriqui-Inseln war es auch, wo er von den Eingeborenen erfuhr, neun Tagereisen weiter westlich läge ein neuer Ozean, die erste Kunde vom Stillen Meere, welche die Europäer erreichte. Doch Columbus war blind für das neue Licht; er sah in dem mittelamerikanischen Festlande, das er vor sich hatte, die „Goldene Halbinsel“ des Ptolemäus (d. i. Malakka) und meinte nun in etwa zehn Tagen den Indischen Ozean an der Mündung des Ganges erreichen zu können! Aber er fand nicht die gesuchte Durchfahrt nach dem Westen, und endlich zwangen ihn widrige Winde umzukehren beim Kap St. Blas (5. Dezember 1502). Doch auch der Versuch einer Ansiedlung am Belenflusse scheiterte an der Feindseligkeit der Eingeborenen; furchtbare tropische Gewitterstürme, die Meer und Himmel fortgesetzt in elektrisches Feuer zu hüllen schienen, verbunden mit Mangel an Vorräthen und dem Verluste zweier Schiffe, ließen die Fortsetzung der Fahrt als unmöglich erscheinen. Am 10. Mai 1503 sah Columbus wieder die Südküste von Kuba vor sich, aber seine Fahrzeuge waren so zugerichtet, daß er St. Domingo nicht mehr erreichen konnte, sondern sie am Nordgestade von Jamaika auf den Strand laufen ließ. In dieser verzweiflungsvollen Lage unternahmen einige Wagehälse in zwei offenen indianischen Ruderkähnen die tollkühne Fahrt nach Kap Tiburon auf Española (August 1503). Doch erst im Frühjahr 1504 konnten sie ein hinreichend großes Schiff auftreiben, während Krankheit und Mangel Columbus mit seinen Leuten niederwarfen und die Gesunden meuterten. Mit Waffengewalt mußte sein Bruder gegen die Rebellen einschreiten. Endlich im August kam das erlösende Schiff. Und als wollte der Ozean bei dieser letzten Reise alles Ungemach auf das Haupt des Entdeckers häufen, so wurde Columbus, am 12. September von St. Domingo ausgelaufen, von den Herbststürmen so arg mitgenommen, daß er erst im Anfang des November 1504 den Hafen von Cadiz gewann.

Er hat Spanien nicht wieder verlassen. Königin Isabella starb kurz nach seiner Ankunft am 29. November; ihr Gemahl war in die europäische Politik tiefer verflochten, als es für die überseeischen Unternehmungen förderlich war. Vergebens hoffte deshalb Columbus die Wiedereinsetzung in seine Statthalterschaft, sie ist nicht erfolgt und konnte nicht erfolgen. Er hat das als schwarzen Undank empfunden, aber sonst sich über die Krone nicht beklagen können; von den reinen Kroneinkünften hat er stets den zehnten Theil erhalten, ja Ferdinand hat ihm zum Ersatz für seine Statthalterschaft eine kastilische Grafschaft angeboten. Noch hoffte er auf die neuen Herrscher Kastiliens, Erzherzog Philipp und Johanna, aber auch das schlug ihm fehl, und sein Leben war am Ziele. Am Himmelfahrtstage (21. Mai) 1506 starb er zu Valladolid. Zu Sevilla in der Karthause wurde er bestattet, und die stolze Inschrift, die König Ferdinand ihm setzen ließ, rühmt, daß er Kastilien eine neue Welt geschenkt habe. Nachmals hat man die Gebeine nach St. Domingo übergeführt, seit 1796 ruhen sie im Dome von Havana. — Columbus starb ohne Ahnung davon, daß die Bedeutung des Gefundenen (eines neuen Erdtheils) die des Gesuchten (der Gestade Ostasiens) weit übertraf. Nur wenige Jahre nach seinem Tode, und alle Zweifel mußten schwinden.

Die Entdeckung des Großen Ozeans. Bereits im Jahre 1508 wurde die Inselnatur Kuba's durch eine Umfahrt festgestellt. Besonders aber richtete sich der Drang der Entdecker und Abenteurer nach den Küsten des Golfes von Darien, die Columbus aufgefunden.

Zwei Unternehmungen unter Nicuesa und Hojeda führten Anfang 1510 nach mehreren mißlungenen Versuchen zur Gründung von Santa Maria an der Westseite des Golfes und Nombre de Dios an der Stelle des heutigen Aspinwall, aber Kämpfe mit den kriegerischen Kariben und noch mehr die giftige Fieberluft der tropischen Uferniederungen rafften die Meisten dahin; Hojeda starb gänzlich mittellos in Española, wohin er gegangen war, um Hülfe zu holen, Nicuesa wurde von seinen meuterischen Untergebenen ausgesetzt und verscholl.



Balbao ergreift Besitz vom Stillen Ozean. Zeichnung von H. Vogel.

Endlich vereinigte der verwegene Vasco Nuñez de Balboa die Reste beider Scharen zu Beutezügen auf der Landenge von Panama.

Dabei erhielt er von einem Kaziken die Kunde von einem Ozean jenseits der Kordilleren, und als er daraufhin im Thale des Chucunaque durch dicht verschlungenen Urwald abwärts drang, erblickte er als der erste Europäer von der letzten Uferhöhe aus den vielgegliederten Golf von St. Miguel, der sich nach dem Großen Ozean öffnet (25. September 1513); wenige Tage später nahm er von allen seinen Inseln und Küsten im Namen der Krone Kastilien förmlich Besitz. Seitdem gingen spanische Raubfahrten auf den kaum entdeckten Gewässern ostwärts bis zum Golfe von Parita, westwärts bis zur Nicoyabucht (Costarica).

Yukatan und Mexiko. Von den Gestaden des Mexikanischen Reiches hielt jedoch die Spanier ein böser Zauber noch zurück. Auch Ponce de Leon hatte im Jahre 1513 zwar die Halbinsel Florida entdeckt, war aber dem festländischen Gestade nicht weiter westwärts gefolgt. Erst im Jahre 1517 erreichte Hernando de Cordova, auf einer Sklavenjagd von Kuba her begriffen, die Küste Yukatans beim Kap Catoche und sah mit Erstaunen die Merkmale einer hohen Gesittung: dicht bevölkerte Städte mit mächtigen Steinbauten, wohlbewaffnete und -bekleidete Einwohner, die den Kampf mit den Spaniern keineswegs scheuten. Daraufhin entsandte der Statthalter von Kuba, Diego de Velasquez, von Matanzas aus seinen Neffen Juan de Grijalva. Am 4. Mai 1518 erblickte dieser die Insel Cozumel, am 7. erreichte er das Festland von Yukatan und westlich vordringend die Küste Mexiko's am Tabascoflusse. Hinter dem niedrigen, ungesunden Küstenlande erhoben sich über vorliegenden Terrassen glänzende Schneegebirge, steinerne Städte lagen am Ufer, reicher Goldschmuck an Kleidern und Waffen der Eingeborenen blendete die Spanier und reizte ihre Begier. An zahlreichen Küstenplätzen trat man mit den Azteken in gewinnbringenden Handelsverkehr, und nicht fern vom späteren Veracruz, am Rio de Banderas, erreichten die Botschafter des „Kaisers“ Moctheuzoma (Montezuma) die weißen Fremdlinge. Am liebsten hätten Grijalva's Leute sich sofort in dem Goldlande festgesetzt, aber dazu hielt sich ihr Führer nicht für bevollmächtigt, er begnügte sich mit der Besitzergreifung unter den üblichen Formen (19. Juni) und kehrte am Panucoflusse um. Doch die letzte Stunde des Aztekenreiches hatte geschlagen, als der erste Spanier seine Küste betrat.

Die erste Fahrt um die Welt. So hoben sich allmählich die Umrisse Mittel- und Nordamerika's aus den Wassern, gleichzeitig wurden aber auch die Küstengebiete des Ostens von Südamerika von kühnen Seefahrern erforscht.

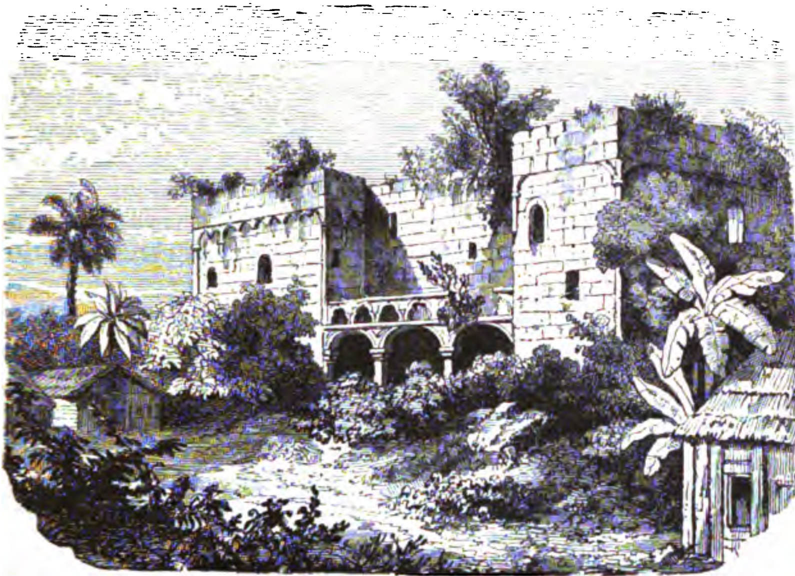
Auf Vespucci's Anregung, der auf die Möglichkeit, dieses Festland im Süden zu umsegeln aufmerksam gemacht, brach 1515 Juan de Solis auf und fand die gewaltige Mündung des Plataftromes, die er verzeihlicherweise für einen Meeresarm hielt. Doch bei einer Landung ward er Angesichts seines Geschwaders von den wilden Eingeborenen erschlagen, und seine erschreckten Gefährten kehrten um. Ein Portugiese in spanischen Diensten übernahm es, die unvollendet gelassene Aufgabe zu lösen. Das war Ferdinand Magellan (Fernão del Magalhaẽs, spr. Magaljaings), trotz seines unscheinbaren Aeußeren entschlossen und furchtlos, zum Befehlen geschaffen. Geboren um 1480, hatte er zuerst in Ostindien, später in Afrika gedient, dann aber unwillig, weil ihm eine unbedeutende Erhöhung seiner Besoldung verweigert worden, sein Vaterland aufgegeben und sich der spanischen Regierung angeboten, um durch eine Fahrt um Südamerika die Molukken zu erreichen, die er für näher hielt als sie sind. Wirklich schloß diese mit ihm einen Dienstvertrag ab, versprach ihm fünf Schiffe zu stellen und einen Theil des Gewinns mit der Statthalterschaft der zu entdeckenden Länder zu überlassen. Auch sollte in den nächsten zehn Jahren Niemand außer Magellan die Fahrt wiederholen dürfen. So verließ der Portugiese, dem die stolzen Spanier nur widerwillig gehorchten, am 20. September 1519 mit fünf Segeln den Guadalquivir. Schon am 10. Januar 1520 hatte er die Laplata-Mündung erreicht, von wo aus seine eigenen Entdeckungen erst begannen. Langsam an der Küste hinsegelnd kam er am 24. Febr. in den Matthiasgolf, am 31. März in die Bucht St. Julian, wo er trotz des Murrens seiner Offiziere, die lieber nach dem portugiesischen Ostindien abgeschwenkt wären, den Winter der südlichen Halbkugel abzuwarten beschloß. Indeß meuterten sie dort gegen den Commodore und konnten nur mit blutiger Strenge zum Gehorsam zurückgebracht werden.

Während dieses Winteraufenthalts trat man auch mit den Bewohnern des in Schnee gehüllten Landes in Verkehr. Am 24. August endlich lief das Geschwader, durch die Strandung eines Fahrzeugs auf vier Segel vermindert, wieder aus, wurde aber durch rauhes Wetter unterwegs so aufgehalten, daß es erst am 21. Oktober die Mündung einer tief einschneidenden Meeresstraße gewann. Es war die gesuchte Durchfahrt nach dem Großen Ozean.

Mit Bangen wagten sich die Spanier in die furchtbaren Engen hinein, links und rechts umstarrt von himmelanstrebenden düsteren Steinmassen, deren weiße Schneegipfel meist von Wolken verhüllt sind, während ihre blauen Gletscher bis an den Saum des tintenschwarzen Meeres herunterhängen. Bei der Durchfahrt verlor Magellan ein zweites Schiff, das er in die südlichen Buchten ausgesandt; denn weil er unvorsichtig den Ankerplatz verlassen hatte, fand das zurückkehrende ihn nicht mehr auf und steuerte nach der Heimat. Die anderen Schiffe warteten neun Tage und begrüßten so erst am 27. November frohlockend die unermeßliche Fläche des Großen Ozeans beim Kap Deseado, dem „Erwünschten". Die Küste Südamerika's sah Magellan seitdem nur noch einmal auf weite Entfernung, ihn trieb es westwärts nach Indien. Das Wetter war günstig, der Ozean so ruhig, daß er ihn unverdienterweise den „stillen" nannte (richtiger den „friedlichen", el Pacifico). Von den Inselwelten des südlichen Theiles sah er nichts. Am 11. oder 12. Febr. 1521 kreuzte er östlich der Weihnachts- (Christmas-)Insel den Aequator und traf am 6. März auf die Diebsinseln (Ladronen, Marianen). Später kamen die Philippinen zwischen Luçon und Mindanao in Sicht. Die Eingeborenen von Zebu (Çebu) nahmen die Erschöpften freundlich auf, ihr Fürst ließ sich sogar taufen und schwur dem König von Spanien den Lehnseid, aber als Magellan, um diesem nunmehrigen spanischen Vasallen die kleine Insel Mactan zu unterwerfen, dorthin übersetzte, fand er in einem Gefechte mit den Bewohnern seinen Tod (27. April 1521). Infolge dessen lockten auch die Zebuaner heimtückisch den neuen Befehlshaber Durarte Barbosa mit 23 Gefährten ans Land und erschlugen sie alle. Geschwächt und entmuthigt verbrannten die Ueberlebenden ein Schiff, da sie nur zwei zu bemannen vermochten, und erreichten das Gestade von Borneo bei dem bedeutenden Hafen Bruni. Da sie jedoch trotz des freundlichen und glänzenden Empfanges sich nicht sicher glaubten, so segelten sie eilig nach Mindanao zurück. Von hier aus kamen sie endlich mit Hülfe eines Malayen nach den Molukken (6. November). Hier gelang es, Gewürzfrachten einzunehmen und mit mehreren Häuptlingen Freundschaftsverträge abzuschließen. Am 18. Dezember endlich trat die „Victoria" unter Sebastian d'Elcano, die leckgewordene „Trinidad" zurücklassend, die Rückfahrt durch den Indischen Ozean nach Europa an. Anfang Mai erreichte sie Afrika, im Juli die Kapverdischen Inseln, und endlich am 6. September 1522 lief sie als das letzte Schiff des stattlichen Geschwaders mit nicht mehr als dreizehn Europäern und drei Asiaten, aber einer Gewürzfracht von 100,000 Dukaten Werth an Bord, in die Mündung des Guadalquivir ein. In Valladolid empfing König Karl I. (als deutscher Kaiser Karl V.) die Heimgekehrten und lohnte ihre unsäglichen Anstrengungen und Erfolge mit Gnadengehalten und Wappen.

Die erste Reise um die Welt war vollbracht, die wirkliche Größe der Erde erkannt, die von Columbus zuerst entdeckten Lande als ein neuer Erdtheil enthüllt.

Der Name Amerika. Durch ein, man möchte sagen heimtückisches Spiel des Zufalls führt dieser neue Erdtheil nicht den Namen dessen, der ihn auffand. Jener Amerigo Vespucci, welcher an mehreren spanischen und portugiesischen Reisen an den südamerikanischen Küsten Theil genommen hatte (s. S. 49) und, seit 1508 wieder in spanischen Diensten, das hochwichtige Amt eines Reichspiloten bekleidete (gest. 1512), hatte eine Karte jener Entdeckungen und ausführliche Beschreibungen seiner Reisen veröffentlicht, die viel gedruckt und mehr gelesen wurden, als die kurzen Briefe des Columbus an die spanischen Monarchen. Auf jener hatte er das Gefundene als die „Neue Welt" (Novus mundus) und ehrlich Columbus als ihren Entdecker bezeichnet. Ein deutscher Gelehrter erst, Martin Waldseemüller (Hylacomylus) zu St. Dié in Lothringen, dem diese Karten in die Hände geriethen, kam auf den Einfall, die Neue Welt Terra America zu taufen. Rasch fand der wohllautende neue Name Anklang. Schon 1509 nennt ihn eine handschriftliche, 1520 eine gedruckte Wiener Karte. Doch drang er zunächst nicht durch, vielmehr haben die Spanier ihre Besitzungen im Westen stets als Indien bezeichnet. Indessen auch bei ihnen ist Columbus niemals zur verdienten Ehre gelangt.



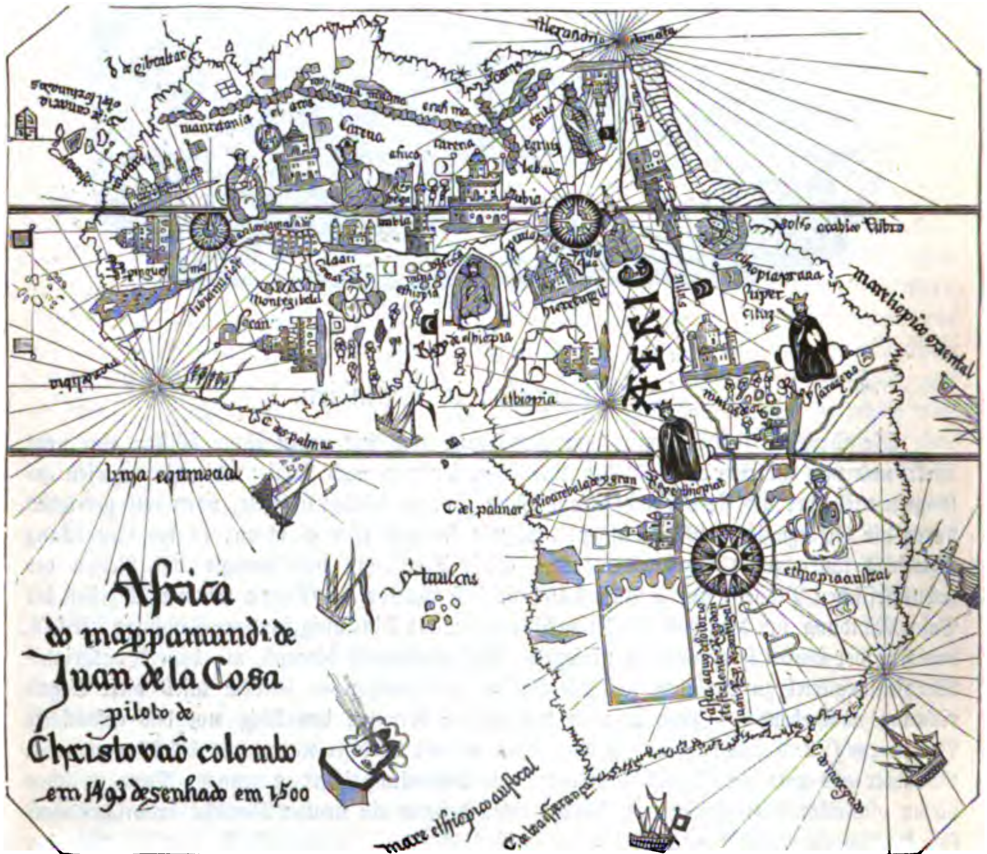
Altspanisches Schloß auf Española.

Die Portugiesen in Ostindien.

Die Spanier fanden gegen ihre Erwartung und fast gegen ihren Willen eine neue Welt, und von ihr aus erst spät den westlichen Seeweg nach Indien; die Portugiesen gelangten viel eher als sie auf östlichem Wege zu dem ersehnten Ziele, vorwärts getrieben durch die Erfolge ihrer Nebenbuhler, die, wie sie und jene glaubten, in der Entdeckung Ostasiens ihnen zuvorgekommen waren. Diese Täuschung beschleunigte das Reifen der portugiesischen Pläne. Am 8. Juli 1497 verließ Vasco da Gama mit vier Schiffen die Tajo-Mündung, um die schon 1487 von Bartholomäus Diaz aufgefundene Südspitze Afrika's, das Kap der Guten Hoffnung, zu umsegeln. Weit westwärts biegend, um dem äquatorialen Windstillengürtel zu entgehen und die Passate zu benutzen — seitdem blieb diese Segelrichtung maßgebend — fand er nach dreitägigem Kreuzen den Weg um das gefürchtete Vorgebirge (22. November) und steuerte dann an der Ostküste nordwärts bis Mozambique. Von hier aus war seine Fahrt kaum mehr eine Entdeckungsfahrt zu nennen. Denn zwischen diesen ostafrikanischen Häfen und Vorderindien bestand ein uralter Verkehr arabischer Seefahrer, und ein arabischer Lootse, ihm vom Scheich von Malinda gestellt, war es auch, der Vasco da Gama mit Benutzung des eben wehenden Südwestmonsuns nach der Küste Malabar hinüberführte. Am 20. Mai 1498 fielen die Anker der Portugiesen vor Kalikut, damals dem bedeutendsten orientalischen Gewürzmarkte.

Völlig andere Verhältnisse traten ihnen hier entgegen als den Spaniern jenseits des Atlantischen Ozeans. Diese hatten dort, bis sie Yukatan und Mexiko auffanden, fast überall Stämme im Naturzustande vor sich, die keinerlei Verkehr mit einander unterhielten. Hier im Osten bestanden uralte Kulturvölker mit festen Ordnungen und einem lebhaften wohlgeregelten Handel. Im Tieflande von Hindostan herrschte die kräftige Dynastie der Afghanen von Delhi aus; weiter im Süden breitete sich über die Hochflächen der eigentlichen Halbinsel das um 1347 gegründete Königreich Dekkan, aber schon in der Auflösung begriffen, die kurz vor der Ankunft der Portugiesen der Perser Jussuf benutzt hatte, um von Bidschapur aus sich eine selbständige Herrschaft zu gründen, der er auch den blühenden Stapelplatz Goa angefügt hatte. Im Süden derselben von der Kistna bis Kap Comorin bestand das Reich von Bidschnagor, an der Westseite desselben, zwischen den Ghats und

der See das Reich Samorin, dessen Herrscher, der Tamutiri Radscha, in Kalikut residirte, über zahlreiche oft ungehorsame Vasallen gebot und mit ihrer Hülfe 70,000 todesmuthige Krieger (Najer), 380 Geschütze und 160 Kriegsschiffe aufzubieten vermochte. Ein lebhafter Handel verband seine Häfen mit den arabischen Stapelplätzen am Persischen Golf, am Rothen Meere und an der afrikanischen Ostküste; von den wechselnden Monsuns begünstigt steuerten ihre mit Seekarten und Kompassen wohl ausgerüsteten Schiffe alljährlich in regelmäßigen Fahrten nach und von Indien und beherrschten somit seit Jahrhunderten den gesammten indisch-mittelmeerländischen Verkehr als unentbehrliche Zwischenhändler.



Karte von Afrika nach Juan de la Cosa.

In diesen drohten jetzt die Portugiesen sich einzudrängen. Deshalb nahm zwar Anfangs der Herrscher von Kalikut die Fremden freundlich auf und gab ihnen die Erlaubniß Gewürze zu laden, dann aber, aufgereizt durch die Araber, ließ er die Portugiesen am Lande gefangen nehmen und gab sie erst wieder frei, als es Gama gelungen war, sich einiger vornehmen Eingeborenen zu bemächtigen. So verzichtete Gama auf eine Verständigung, fand aber bei dem Fürsten von Kotschin, des Tamutiri unbotmäßigem Vasallen, gute Aufnahme und Gewürzladung. Da er jedoch die Ueberfahrt zu zeitig, noch unter Südwestmonsun, antrat, so litt er durch Gegenwinde und Hitze schwere Noth im Indischen Ozean, bis endlich der aufspringende Nordostmonsun ihn nach Magdischa führte. Am 29. August 1499 lag sein Geschwader reichbeladen wieder vor Lissabon.

Etwa ein Jahr danach, am 13. September, erschien Pedro Alvarez Cabral, nachdem er unterwegs Brasilien entdeckt hatte, mit sechs Segeln vor Kalikut. Aber auch diesmal

traten ihm Araber und Einheimische feindselig entgegen: ja der Pöbel stürmte die portugiesische Faktorei und erschlug die Insassen, auch eine Beschießung der Stadt richtete nichts aus. Dagegen gelang es besser in Kotschin und Kananor, und ein drittes Geschwader, welches João de Nova im März 1501 aus dem Tajo führte, schlug im Dezember eine malabarische Flotte bei Kalikut, nahm Fracht in Kotschin und entdeckte auf der Rückfahrt die öden, unbewohnten Felsen von St. Helena und Ascension.

Bis dahin waren die Unternehmungen der Portugiesen nichts als bewaffnete Handelsfahrten in größerer oder geringerer Ausdehnung gewesen; jetzt dachten sie bereits daran, ihre ausschließliche Seeherrschaft im Indischen Meere zu gründen und die Konkurrenz der Araber und Inder zu vernichten. Damit begann das Heldenzeitalter des kleinen Volkes, das in Luis de Camões seinen würdigen Sänger gefunden hat.



Die Portugiesen in Ormuz. Nach Hogenburg.

Nicht darauf konnte es ankommen, die weiten, dichtbevölkerten und kultivirten Reiche des Ostens zu unterwerfen — dazu hätten die bescheidenen Kräfte des Landes niemals ausgereicht — sondern lediglich darauf, die wichtigsten Häfen zu besetzen und von ihnen aus den gesammten Handelsverkehr zu beherrschen, derart, daß fortan der gesammte Gewürzhandel von Indien nach Europa den Weg über Portugal einschlug und die indisch-arabischen Händler gezwungen waren, portugiesische „Seepässe" um schweres Geld zu lösen, wenn sie nicht als Piraten aufgebracht sein wollten. Da die unbehülflichen orientalischen Fahrzeuge an bestimmte Zeiten und Seestraßen gebunden waren, so fühlten sich die gelenkigen portugiesischen Schiffe, die mit jedem Winde zu segeln verstanden, ihnen unendlich überlegen und um so eher in der Lage, das Indische Meer ihrem Willen zu unterwerfen.

Schon im Jahre 1502 stationirte Vasco da Gama, nach zwei Siegen über malabarische Kriegsflotten, ein portugiesisches Geschwader beim Kap Dschardhafun (Guardafui) zur Beherrschung des Ausgangs aus dem Rothen Meere, 1508 wurde die Insel Sokotora besetzt. Dann tobte der Kampf Jahre hindurch um und mit Kalikut. Als dessen Radscha gegen seinen Vasallen in Kotschin, den Bundesgenossen der Portugiesen, vorging, entsetzte diesen ein europäisches Geschwader (September 1503). Affonso d'Albuquerque, der spätere Vizekönig, erbaute zu Kotschin das erste portugiesische Fort in ganz Indien, und

als im März 1505 der Tamutiri mit riesiger Uebermacht zu Land und See heranzog, vertheidigte Durarte Pacheco heldenmüthig den Platz, bis die Inder abzogen. Nun erbaten diese sich Hülfe von den schwer geschädigten Aegyptern. Wirklich erschien ein großes ägyptisches Geschwader hochbordiger Galeeren im indischen Meere und vernichtete im Januar 1508 an der Mündung des Schaulflusses südlich von Goa eine portugiesische Flotte unter Lourenço d'Almeida. Aber den gefallenen Sohn zu rächen, schlug Franz Almeida (Vizekönig 1506—1509) am 3. Februar 1509 die Aegypter und ihre indischen Bundesgenossen von Kalikut und Gudscherat bei Diu aufs Haupt, nahm Diu in Besitz und verleidete jenen für immer die Lust, sich in die indischen Verhältnisse einzumischen. Seitdem nahmen die portugiesischen Eroberungen in Indien raschen Fortgang.

Zwar mißlang noch Albuquerque's kecker Sturm auf Kalikut mit starken Verlusten (2. Januar 1510), aber im selben Jahre zwang er, die Verwirrung eines Thronwechsels im Reiche von Bidschapur klug benutzend, am 28. Februar durch Ueberraschung das reiche Goa zur Uebergabe, das seinen indischen Herren damals alljährlich eine halbe Million Dukaten an Zolleinnahmen gebracht hatte. Der Anmarsch des neuen Herrschers nöthigte ihn freilich wieder zur Räumung, aber schon im November war er wieder da, erstürmte die Stadt, behauptete sie gegen mehrere Angriffe und zwang den Schah zum Frieden. Nun endlich öffnete der Tamutiri von Kalikut den unwiderstehlichen Fremdlingen seine Thore und gestattete die Erbauung eines Forts auf seinem Grunde (1512).



Vasco da Gama.

Schon 1507 hatte Albuquerque das persische Ormuz, auf quellenloser, kahler Insel am Eingange des Persischen Golfes gelegen und durch die Herrschaft über den gesammten Verkehr von Indien nach den Euphrat- und Tigrisländern so reich, daß das Sprüchwort umlief: „Die Welt ist ein Ring und Ormuz der Edelstein, der sie hält", zum Tribut gezwungen; da aber dessen Zahlung sehr unregelmäßig erfolgte, so erschien er am 26. März 1515 zum zweiten Male vor der Stadt, ließ mit orientalischer Heimtücke den Vezir des unmündigen Herrschers niederstoßen und bemächtigte sich ohne Gegenwehr des wichtigen Platzes.

Auch mit den christlichen Abessiniern traten seit 1520 die Portugiesen im Hafen von Massaua in direkten Verkehr, aber sie waren peinlich überrascht, statt des geträumten mächtigen Reiches des „Erzpriesters Johannes" ein verwildertes Volk zu finden, dessen Christenthum in leerem Formeldienst bestand und das in seiner Kultur mit den heidnischen und mohammedanischen Bewohnern Indiens gar keinen Vergleich aushielt.

Die Portugiesen in Malakka und auf den Gewürzinseln. Der Hauptzweck der Portugiesen war erreicht: im Besitz der besten Häfen der Malabarküste, von Ormuz und Sokotora, waren sie die unbestrittenen Herren des indischen Handels. Aber noch behaupteten die Araber ihre Verbindung mit den Gewürzinseln (Molukken) über Malakka.

Diesen Platz hatten 1253 javanische Malayen, die von Singapur kamen, gegründet. Da seitdem der Handel nach Hinterindien und China, statt wie bisher an der Südwestseite Sumatra's hin und durch die Sundastraße, den kürzeren und bequemeren über Malakka einschlug, so hatte sich diese Stadt unter der festen und verständigen Herrschaft ihrer Sultane, die seit 1388 dem Islam huldigten, zu glänzender Blüte entwickelt. Meilenweit erstreckte sie sich am Gestade zu beiden Ufern eines kleinen Flusses, auf dessen südlicher Seite der Palast des Sultans, die Hauptmoschee und die steinernen Häuser des kriegerischen Adels lagen, während im Norden die Quartiere der fremden Kaufleute sich breiteten, die unter eigenen Konsuln sich regierten. Gegen 150,000 Einwohner tummelten sich in den Straßen Malakka's, im Hafen drängten sich die fremdartig gestalteten Fahrzeuge von Bengalen und Siam, von Pegu und Java, von Japan und China. So bot sich Malakka den Portugiesen dar, als am 11. September 1508 Diego Lopez de Sequeira mit fünf Schiffen dort Anker warf. Der Sultan Mahmud empfing ihn freundlich und gewährte den erbetenen Handelsvertrag; aber aufgehetzt von den Arabern, ließ er dann die gelandeten Portugiesen festnehmen, so daß Sequeira es für gerathen hielt abzusegeln. Erst drei Jahre später, am 1. Juli 1511, nachdem in Vorderindien die Entscheidung gefallen war, erschien Affonso d'Albuquerque selber mit 19 Segeln vor der Stadt. Da der Sultan seine Forderungen, Freilassung der Gefangenen und Anlage eines Forts, zurückwies, so stürmten, doch umsonst, die Portugiesen Malakka. Erst im August gelang es Albuquerque mit Hülfe der ihm günstigen Javanen und Hindus, sich Stück für Stück des Platzes zu bemächtigen. Ungeheuer war die Beute, das königliche Fünftel allein betrug 200,000 Dukaten, und fortan erhob sich eine portugiesische Festung im südlichen Theile Malakka's.



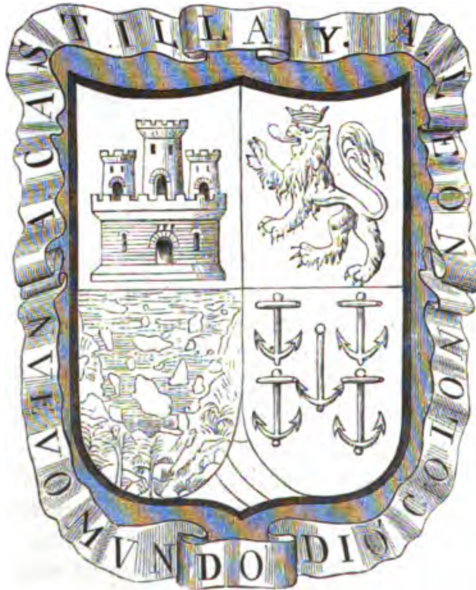
Affonso d'Albuquerque.

Doch schwerer als die Besitzergreifung war die Behauptung des Gewonnenen. Die vertriebenen Herrscher von Malakka gründeten neue Staaten in Dschohur und auf Bintang und bedrängten von dort aus unaufhörlich die Portugiesen, wobei ihnen die Javanen gelegentlich Hülfe leisteten. Bis 1525 wurde Malakka dreimal belagert, erst die Einnahme und Zerstörung von Bintang sicherte es endgiltig den Europäern (Herbst 1526).

Während dieser Kämpfe um die Herrschaft der indischen Küsten und Meere waren die Portugiesen auch schon bis zu den eigentlichen Gewürzinseln vorgedrungen. Bereits 1511 gelangten ihre Kauffahrer bis Ambon (Amboina) und zu den Banda-Inseln, 1513 zu den Molukken und eröffneten seitdem mit ihnen einen regelmäßigen Verkehr, wogegen es noch nicht gelang, mit den Chinesen anzuknüpfen, deren Hafen Kanton portugiesische Händler 1516 erreichten. Den Verkehr auf den Molukken wußten sie auch gegen Spanien zu behaupten, als Magellan's Expedition im Jahre 1521 und fünf Jahre später das zweite Geschwader, das um Südamerika herum kam, unter Garcia de Loaysa dort erschienen war. Nach langen Kämpfen und Verhandlungen kam am 22. April 1529 ein Vertrag zu Stande, in welchem Spanien gegen 350,000 Dukaten die Molukken an die Portugiesen überließ. Die Theilung der Welt wurde auch hier vollzogen.

Folgen der Entdeckungen. Hatte das rege Handelsleben im östlichen Theile des Mittelmeeres schon unter dem würgenden Griffe der osmanischen Türken zu ersticken begonnen, so versetzten ihm die Portugiesen den letzten Stoß, indem sie den gesammten indisch-europäischen Verkehr ablenkten auf die Seestraße um das Kap der Guten Hoffnung und alle anderen europäischen Nationen von ihr ebenso ausschlossen wie die Araber und Inder. Noch bedeutsamer mußte die Auffindung der Neuen Welt durch die Spanier wirken. Mit einem Schlage rückte damit Spanien in die Stelle der ersten See- und Kolonialmacht vor. Von den mittleren Ländern Europa's, von Italien und Deutschland, verschob sich der Schwerpunkt des Welthandels nach dem Rande. Zudem mußte die rasche Steigerung dieses Handels, verbunden mit dem bald massenhaften Zuströmen der Edelmetalle, auch die Grundlagen der bisherigen Volkswirthschaft umgestalten.

Doch dies machte sich zwar unwiderstehlich, aber erst allmählich geltend. Viel unmittelbarer wirkte die unermeßliche Erweiterung der Weltkenntniß. Vor den erstaunten Augen der Zeitgenossen tauchte eine völlig neue Welt auf, deren Dasein weder das jüdische noch das klassische Alterthum geahnt hatte, und unwiderleglich ward nun die Kugelgestalt der Erde und die lange bestrittene Existenz von Gegenfüßlern bewiesen. Damit brach das unfehlbare Ansehen der abergläubisch verehrten Alten zusammen, und mit dem ihren das der mittelalterlichen Kirche, die ihre Anschauungen zu den ihrigen gemacht hatte. Die Menschheit begann allmählich ihren Erfahrungen und Beobachtungen mehr zu vertrauen als den Aussprüchen der Kirchenväter und der Päpste. So unterstützten die Entdeckungen der fanatisch kirchlichen Spanier und Portugiesen die gewaltige geistige Bewegung, welche in Italien und in Deutschland gegen die mittelalterliche Herrschaft der Kirche sich erhob: die Renaissance und die Reformation.



Wappen des Columbus.

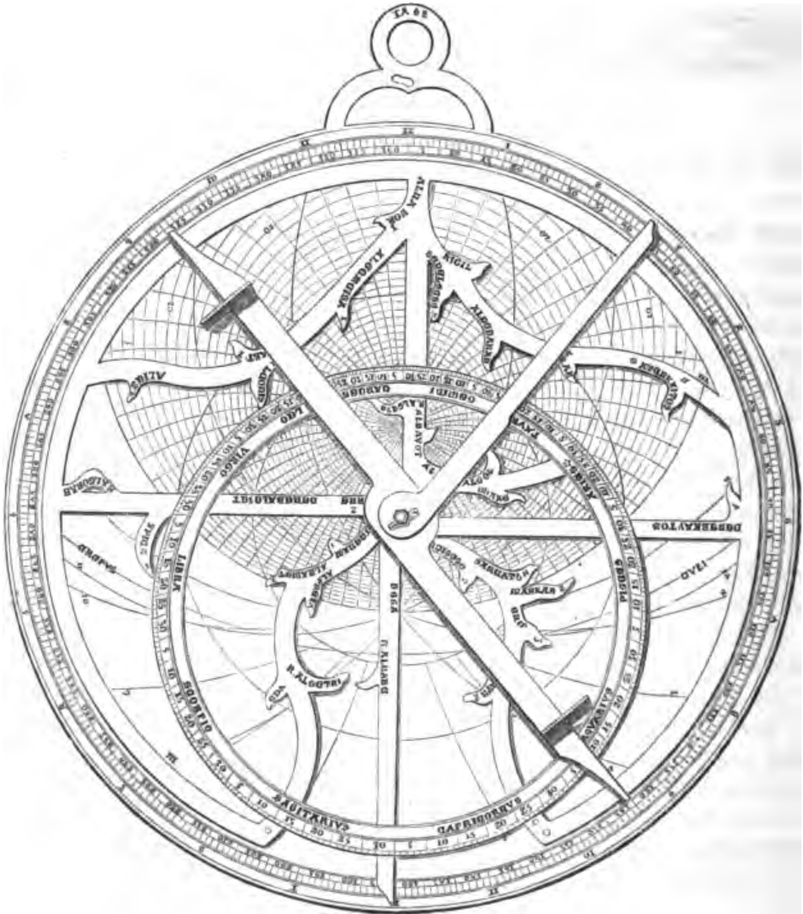


Die italienische Renaissance in ihrer Vollendung.

Während Spanier und Portugiesen die Kenntniß des Erdballs in der unerwartetsten Weise erweiterten und dem Welthandel neue Bahnen wiesen, legten die Italiener den Grund zur modernen Wissenschaft und entwickelten eine wunderbare Kunstblüte, deren Gleichen die Welt vordem nur einmal auf weit beschränkterem Raume, im alten Griechenland, und nachher nie wieder geschaut hat. Die Erregung eines neuen Interesses für das klassische Alterthum, die Sammlung seiner literarischen und künstlerischen Ueberreste, die begeisterte Vertiefung der Gebildeten in diese neu entdeckte antike Welt und die erste Anwendung ihrer Vorbilder auf die bildende Kunst in der „Früh-Renaissance", das Alles fällt bereits in den Verlauf des vierzehnten und namentlich des fünfzehnten Jahrhunderts; die volle Konsequenz dieser Studien aber für Wissenschaft und Kunst zieht erst das sechzehnte gleichzeitig mit der deutschen Reformation. Die Italiener erschöpfen ihre Kraft auf diesen Gebieten. Der große politische Fortschritt in der Durchführung der strengen Staatseinheit und der Zerstörung des mittelalterlichen Lehnswesens blieb auf die Einzelstaaten beschränkt, verhalf Italien weder zur nationalen Einheit noch rettete er es vor der Fremdherrschaft, und die Ansätze zu einer religiösen Reform kamen nicht über einzelne Kreise und Personen hinaus. Es blieb den Deutschen vorbehalten, die Religion auf der Grundlage des Gewissens und der Freiheit neu zu gestalten, indem sie zugleich in der Pflege der Wissenschaft es den Italienern wenigstens gleich thaten, in der künstlerischen Entwicklung sie zwar nicht entfernt erreichten, aber doch in ihrer Weise daran arbeiteten, italienische Formenschönheit mit deutscher Innigkeit und Tiefe zu verschmelzen.

Wissenschaft. Einen andern Weg, zu wissenschaftlicher Betrachtung der Welt allmählich durchzudringen, als die Rückkehr zu den Werken der Alten, gab es nicht, man hätte denn ganz von vorn anfangen wollen. Das christliche Mittelalter hatte die Reste der griechisch-römischen Wissenschaft nur in den unvollkommenen Handbüchern des späten Alterthums, nicht aus den echten Quellen selber kennen gelernt, war überdies, befangen in theologischen Voraussetzungen und zu phantastischer Auffassung geneigt, seinem ganzen Geisteszustande nach nicht geeignet zu eigentlich wissenschaftlicher Thätigkeit. Jetzt lernte man den Umfang des antiken Wissens allmählich kennen, fand erstaunt, um wieviel die Kenntniß und die Methode des Alterthums der des Mittelalters vorausgewesen, und ging eifrig daran, sie sich anzueignen, auf ihr weiterzubauen, sich zu befreien von den Voraussetzungen der kirchlichen Lehre. Am bedeutsamsten mußte das auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften wirken. An der Hand der Alten lernte man allmählich die Natur selber beobachten und die Ergebnisse an die Stelle der früheren Phantasiebilder setzen, so vielfach auch die Gewohnheit, beide zu

vermischen, nachgewirkt hat. An Ptolemäus lernte man die Erdkunde, die Bewegungen der Gestirne studiren. Zwar der astrologische Irrwahn, man könne aus ihnen die Geschicke der Menschen ablesen, behauptete sich noch sehr lange, und auch ein so aufgeklärter Mann wie Petrus Pomponatius hielt an ihm fest, aber bereits bekämpfte ihn Pico von Mirandola aufs Entschiedenste und wollte nur die natürlichen Ursachen zur Erklärung irdischer Vorgänge herangezogen wissen. Die bedeutendsten Leistungen freilich sollten hier den Deutschen vorbehalten bleiben, unter denen vor anderen Regiomontanus glänzte. Auf dem Gebiete der Physik und Mechanik machte zuerst der vielseitige Lionardo da Vinci (1452—1519) Ernst mit der Beobachtung und dem Versuche, aus denen allein die Naturgesetze erkannt werden konnten.



Regiomontanus' Astrolabium.

Er studirte die Lehre vom Stoß und der Reibung fester, von der Wellenbewegung flüssiger Körper, er suchte aus ihr Schall und Licht zu erklären und beobachtete den Widerstand der Luft, wie Ebbe und Flut des Meeres. Seine plastischen und malerischen Arbeiten führten ihn zum Studium der Anatomie, die dann nach ihm Vesalius weiter förderte. Zugleich begann man botanische Gärten anzulegen, und Pandolfo Collenuccio begründete nach Plinius das erste Naturalienkabinet. In der Mathematik wirkten Tartaglia und Cardanus.

Nicht minder brach sich auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften eine neue Auffassung Bahn. Die Italiener zuerst machten sich los von dem mittelalterlichen Schema der Welt- und Stadtchroniken. Jene hatten den Geschichtschreiber gezwungen, sein

Werk mit Erschaffung der Welt zu beginnen und fortzuführen bis auf seine Zeit, diese bannten Schriftsteller wie Leser in den engsten Kreis der Ereignisse. Jetzt lernte man von den Alten die Geschichte eines bestimmten Zeitraumes und Volkes aus dem Flusse der Begebenheiten herausheben, die Thatsachen nicht nur äußerlich an einander reihen, sondern in ihrem Zusammenhange und nur aus sich heraus erklären, statt sie auf die fortwährende direkte Einwirkung höherer Mächte zurückzuführen, die Personen in ihren Eigenthümlichkeiten auffassen und schildern, ja selbst historische Gesetze in dem scheinbaren Wirrsal der irdischen Dinge erkennen. Durch Alles dies wurde der Florentiner Niccolo Machiavelli (1469—1527) der Begründer der modernen Geschichtschreibung und Staatswissenschaft. Praktisch gebildet im Staatsdienste der florentinischen Republik als Kanzler, Staatssekretär und Gesandter (1492—1512), ein aufrichtiger, begeisterter Patriot, mehr alter Römer als moderner Italiener, durchaus weltlich, politisch, von religiösen Interessen gar nicht berührt, sogar ohne sittliches Ideal, hat er zuerst die Staatslehre von der Theologie vollständig abgelöst und die geschichtliche Entwicklung auf bestimmte Gesetze zurückgeführt. In seinen Abhandlungen über Livius (Discorsi) zeigte er an dem Beispiele der Römer, wie ein gesundes Volk durch Gemeinsinn emporkomme, in seiner Geschichte von Florenz („Storia Fiorentina") giebt er das erste große Beispiel eines rein politischen Geschichtswerkes, in seinem berufenen Buche vom „Fürsten" („il Principe") entwickelte er die Mittel, mit denen ein italienischer Fürst seine zerspaltene und von Fremden mißhandelte Nation zur politischen Einheit bringen könne, freilich Mittel, die durchaus nur nach der Zweckmäßigkeit, nicht nach den Grundsätzen der Sittlichkeit bemessen werden, vorwiegend also auf schlauer und gewaltthätiger Benutzung jeder menschlichen Schwäche beruhen und den Namen Machiavelli's in unverdienten Verruf gebracht haben. Dem Papstthume gilt sein bitterster Haß; er hat seine Verderbniß mit dem berühmten Worte gezeichnet, „daß je näher die Völker der römischen Kirche stehen, sie um desto weniger Religion besitzen"; er will „das Eisen aus der Wunde ziehen", d. h. die weltliche Herrschaft des Papstthums zerstören, welches zu schwach sei, Italien zu einigen, aber stark genug, um seine Einheit zu verhindern. Ja selbst dem Christenthume als solchem bringt er Abneigung entgegen, denn seine Demuth und Weltverachtung hindere die Thatkraft.



Papst Leo X. (S. 64.)

Philosophie, Religion und Sittlichkeit. Machiavelli ist in dieser Anschauung ein treffendes Beispiel dafür, bis zu welchem Grade in dieser italienischen Renaissance die Gemüther der Gebildeten sich der Kirche und der Religion entfremdeten. So völlig aufgegangen war die römische Kirche in leerem Formeldienst und rohem Aberglauben, daß sie dem tieferen sittlichen Bedürfniß nichts mehr bieten zu können schien, und so herrlich entfaltete sich die antike Weltanschauung vor den Augen der Humanisten, daß sie bei denen, die überhaupt für religiös-sittliche Ideale empfänglich waren, wie von selber an die Stelle des Christenthums trat. Florenz und der Hof der Mediceer wurde der Sitz einer platonischen Akademie, deren Jünger die Lehre Platon's nicht etwa nur studirten, um sie wissenschaftlich zu kennen, sondern ebenso an sie glaubten wie Andere an die Lehren des Christenthums, so Pico von Mirandola, so Lorenzo de'Medici, der auf seinem Sterbebett sich ein Kapitel aus Platon vorlesen ließ, statt von Savonarola die Absolution zu empfangen (1492). Ja der schon genannte Pomponatius war überzeugt, alle Religionen seien von weisen Leuten nur erfunden, um die Menge auf den rechten Weg zu leiten, und ebenso vergänglich wie alle menschlichen Erfindungen, und der geistvolle Leo X., der echte Sohn seines Landes, sprach von einer „Fabel von Christus“, an die man selber nicht glaube, die man aber nicht entbehren könne, da sie allzu einträglich sei. Hier tritt schon die volle Glaubenslosigkeit hervor, die der Mehrzahl dieser Menschen der italienischen Renaissance eigen ist. Sie führt schließlich zum völligen Verluste nicht blos jedes religiösen, sondern auch jedes sittlichen Gefühls, zu einer Auffassung, die als Aufgabe des Lebens nur den Genuß ansah und die Regeln es zu führen lediglich nach dem Maßstabe der Zweckmäßigkeit, nicht der Sittlichkeit, aufstellte. Daher brachte Italien auf der einen Seite jene feingebildeten Naturen hervor, die als Meister des Lebensgenusses allen voranstehen, auf der andern jene Ungeheuer, die zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke auch das schwärzeste Verbrechen nicht scheuen, falls es zum Ziele führt, wie Cesare Borgia, Erscheinungen, die antik-heidnisch zu nennen ein Unrecht gegen das Alterthum wäre. So die Gebildeten; die Masse des Volkes wurde davon direkt nicht berührt, so wenig wie von der Wissenschaft der Renaissance. Ihr genügte der sinnliche Prunk des katholischen Kultus, die Auflösung des Glaubens an Gott und Christus in die heidnische Anbetung zahlloser Heiliger und die niedrigste Auffassung von dem Verhältniß des Menschen zu den himmlischen Gewalten, deren Verzeihung und Wohlwollen sich um Geldspenden, Gelübde, Andachtsübungen erkaufen ließ. So ganz heidnisch dachte dies Volk, daß noch unter dem frommen Papst Hadrian VI. (1521—1523) in Rom zur Zeit einer verheerenden Seuche ein Stier geopfert wurde!

Literatur. Der tiefe Gegensatz, der so auf wissenschaftlichem und sittlich-religiösem Gebiete zwischen den Gebildeten und der Masse des Volkes klaffte, tritt nicht minder hervor in der Entwicklung der Literatur und der bildenden Kunst. Ist diese ihrer ganzen Natur nach aristokratisch, so hat auch die Poesie im Italien des sechzehnten Jahrhunderts nicht eigentlich zu einer volksthümlichen sich gestaltet, sondern sie blieb im Wesentlichen eine Sache der höheren Kreise. Das Volk fand wie anderwärts Befriedigung an Schwänken, Satiren und Novellen; die Gebildeten thaten sich zusammen in sogenannte „Akademien“, mit oft wunderlichen Namen, so die della Crusca („von der Kleie“) in Florenz, die „Winzer“ und „die arkadischen Schäfer“ in Rom, die „Entflammten“ in Padua u. s. f. Hier wurden antike Dichtungen gelesen, eigene Produktionen vorgetragen und kritisirt. Dabei trat naturgemäß bald das Aeußerliche der Poesie: der sprachliche Ausdruck, die Form des Verses, das mythologische Beiwerk so stark hervor, daß die Hauptsache: Gedanke und Empfindung, als Nebensache erschien. Das Ziel aber war die möglichste Nachbildung aller antiken Gattungen neben einander, ohne Rücksicht darauf, daß jede Gattung der Dichtkunst auf einer ganz bestimmten Bildungsstufe des Volkes beruht, die sich künstlich nicht machen läßt. Vorzüglichstes wurde in der Lyrik geleistet. In klangvollen Sonetten kamen alle Empfindungen und Gedanken der reichen Zeit zum vollendetsten Ausdruck, und die hervorragendsten

Persönlichkeiten haben sich dieser edlen Form bedient: Tasso, Vittoria Colonna, Michelangelo, Machiavelli. Aber den breitesten Raum nahmen die Schäferspiele ein, Nachbildungen namentlich der „Hirtengedichte" des Virgil.



Michelangelo, Tasso und Lodovico Ariosto bei Vittoria Colonna. Zeichnung von H. Vogel.

Die überfeinerte Kultur der Zeit sehnte sich zurück zu der vermeintlichen Unschuld und Reinheit des Hirtenlebens, und so traten an allen Höfen der Halbinsel in prachtvoller Ausstattung, singend und klagend jene phantastischen Schäfer und Schäferinnen auf, die in überschwänglich-weichlichen Versen ihr Liebesleid und Liebesglück schilderten und dabei

Schmeicheleien gegen das erhabene fürstliche Haus, Anspielungen auf Personen und Vorgänge am Hofe keineswegs sparten. So hat Tasso in seinem Schäferspiel „Aminta“ sein eigenes Geschick vergegenwärtigt, so Guarini in seinem „treuen Hirten“ (Pastor fido) ein vielbewundertes und oft nachgeahmtes Beispiel geliefert.

Auch das Heldengedicht war nicht volksthümlich. Dazu fehlte es an einem geeigneten national-italienischen Stoffe, denn das Alterthum lag allzuweit zurück, und im Mittelalter hat Italien keine wirklich nationalen Helden gehabt, es war aber auch die ganze Zeit nicht mehr naiv genug. Also blieb den Italienern, wie den Römern zur Zeit Virgils, nur das Kunstepos. Das meiste Material dazu lieferte die Karlssage, dieses bunte Durcheinander von Kreuzzügen und Liebesabenteuern, von Zauberei und Wunderromantik, ein Erbstück des französisch-gallischen Wesens. Das künstliche phantastische Ritterthum der italienischen Höfe mit seinen ungefährlichen Turnieren und spielenden Liebesabenteuern trug nicht wenig zur Aufnahme und Ausbildung jener innerlich verwandten Stoffe bei, das Alterthum lieferte in Virgil's Aeneïde das formelle Muster. Zur Hauptpflegestätte dieser Kunstdichtung wurde der Hof der Este zu Ferrara, musterhaft durch seine vortreffliche, wohlberechnete Landesverwaltung, seine hochgerühmte Befestigung der für uneinnehmbar geltenden Hauptstadt, seine einsichtsvolle Pflege der bildenden Kunst bei bescheidenen Mitteln, unter Alfonso I. (1505—1535), Ercole (1535—1559) und Alfonso II. (1535 bis 1597) eine Sammelstätte der erlesensten literarischen Größen Italiens. Hier lebte Bojardo Graf Scandiano (1438—1494), der in seinem „Verliebten Roland“ das erste große Beispiel des neuen Kunstepos gab, hier Lodovico Ariosto (1474—1533), ein geborener Ferrarese, lange im Dienste der Medici, dann Alfonso's I. Er setzte das unvollendete Werk Bojardo's in seinem „Rasenden Roland“ (Orlando furioso) fort, zugleich zur Verherrlichung des Hauses Este, das er von dem sagenhaften Liebespaare Rüdiger und Bradamante ableitet. In bunten Farben entfaltet er eine phantastische Zauberwelt, doch seine Gestalten sind Puppen in den Händen höherer Gewalten und tragen keine Verantwortung für das was sie thun, haben demnach auch keine sittlichen Kämpfe in sich durchzufechten, können infolge dessen auch kein wahres Interesse einflößen. Ja, der Dichter selbst steht dem, was er schildert, wie spöttisch lächelnd, ohne inneren Antheil gegenüber. Anders doch Torquato Tasso (1544—1595), sein Nebenbuhler und Ueberwinder. Geboren zu Salerno war er ein Kind des Glückes, und das eben wurde ihm später zum Unglück. Mit siebzehn Jahren hatte er die Universitätsstudien erledigt, mit neunzehn war er durch sein Gedicht „Rinaldo“ schon berühmt. Alfonso II. von Ferrara nahm ihn als Hofkavalier in seine Dienste (1565). Fortan konnte er sorgenlos und ungehindert seinen Neigungen, dem großen Epos und der phantastisch-poetischen Welt leben, die er in seinem Innern sich auferbaute. Da ihm aber das Gegengewicht einer verantwortlichen Thätigkeit fehlte, so stieß er heftig mit der Welt zusammen; seine reizbare Empfindlichkeit steigerte sich bis zur Krankhaftigkeit; er verließ Ferrara, kehrte wieder zurück, wurde vom Herzog wegen heftiger Reden im Hospital zu St. Anna sieben Jahre lang gefangen gehalten (1579—1586) und fand, endlich entlassen, nirgends mehr Ruhe; ja er wurde irre an seinem eigenen Werke und begann es umzuarbeiten. In Rom ist er 1595 gestorben. Niemals ist ein Gedicht mit größerer Spannung erwartet worden als Tasso's „Befreites Jerusalem“ (Gerusalemme liberata), das vollständig zuerst im J. 1581 in Parma erschien. Der Stoff, die Eroberung Jerusalems im ersten Kreuzzuge, erregte an sich das Interesse, weil er an die gleichzeitigen Kämpfe mit den Türken sich anschloß; noch mehr wurde die Ausführung bewundert. Vieles ist den Alten abgesehen, modern-romantisch dagegen ist die Anwendung der Zaubermaschinerie und das starke Hervortreten der Liebe als Motiv bei den berühmten Paaren Rinaldo und Armida, Tancred und Chlorinde, und in der Schilderung solcher Scenen, in denen Tasso's eigene Empfindung mit zum Durchbruch kommt, liegt die Stärke des Gedichts, weniger in der Fügung des Ganzen. Weil es den Anschauungen seiner Zeit und Nation entsprach, ist

es in gewissem Sinne das Lieblingsepos der Italiener geworden und hat zahlreiche Nachahmer gefunden, ohne freilich ein nationales Heldengedicht zu ersetzen.

Ebensowenig wie ein solches konnte es im damaligen Italien ein volksthümliches Drama geben. Denn dies setzt eine einheitliche, in allen Kreisen des Volkes lebendige sittliche Anschauung voraus, vor Allem die Ueberzeugung von einer Weltordnung, die in ausgleichender Gerechtigkeit das Thun des Menschen belohnt und bestraft und die Verantwortung für sein Handeln jedem selber anheimstellt. Solche Ueberzeugung aber war im Italien der Renaissance so wenig allgemein, daß vielmehr eine unglaubliche Stumpfheit des sittlichen Gefühls bei Hoch und Niedrig die Regel bildet. Daher verwechseln die Dichter von Trauerspielen die Begriffe „tragisch" und „schrecklich" und suchen das Wesen der Tragödie in der sinnlosen Anhäufung von Gräuelscenen, wobei in Aeußerlichkeiten das antike Drama als Muster dient. Eine bessere Entwicklung nahm das Lustspiel, wozu die römischen Dichter leichter nachzuahmende Vorbilder boten und das Naturell des Volkes selbst mehr Neigung und Geschick zeigte. Aber auch hier tritt in grellster Weise die Abwesenheit jedes sittlichen Urtheils bei Dichtern und Zuhörern hervor, so bei der „Calandra" des Kardinals Bibiena oder Macchiavelli's an sich geistvoller „Mandragola". Trotzdem wurden beide am römischen Hofe vor Leo X. aufgeführt! Nur solche Zustände erklären es, daß ein unbestrittener Lump, der geistreiche, aber sittlich völlig haltlose Pietro Aretino (1492—1557) über dreißig Jahre lang von Venedig aus die ganze vornehme Gesellschaft Italiens und Südeuropa's überhaupt durch seine boshaften Satiren, gewissenlosen Verleumdungen und hündischen Schmeicheleien in Schach halten und sich förmlich tributpflichtig machen konnte.



Moses von Michelangelo. (Zu S. 70.)

Bildende Kunst. Kann so die italienische Literatur dieser Zeit keinen Anspruch machen auf Mustergiltigkeit, so hat dagegen das Land in der bildenden Kunst aller Gattungen eine so unermeßliche Fülle großartiger und schöner Schöpfungen aufzuweisen, daß darin die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Zeit vor Allem zu suchen ist.

Es gab freilich auch kein Land Europa's, wo so viele Vorbedingungen zu glänzender Kunstentfaltung zusammengetroffen wären wie eben hier: eine altüberlieferte, festgegründete Technik verbunden mit künstlerischem Geschmack, die in größter Fülle entdeckten bildnerischen

und literarischen Denkmäler des Alterthums, der altererbte, durch rege Thätigkeit beständig gesteigerte Reichthum der Gemeinden und Fürsten, der Geistlichkeit und des Adels, der es den Künstlern niemals an großen Aufträgen und glänzender äußerer Stellung fehlen ließ.

So erwuchs noch im fünfzehnten Jahrhundert die neue Bauweise in Anlehnung an die spätrömische; sie findet ihre Hauptaufgabe im Palastbau und überträgt seine Grundsätze auf den Kirchenbau, während das Mittelalter gerade umgekehrt verfahren war. Bildnerei und Malerei lösen sich aus der engen Verbindung mit der Baukunst, in der sie das Mittelalter gefangen gehalten; sie erfrischen sich an dem Vorbilde der Antike und (nach deren Beispiele) der Natur; sie wollen jetzt nicht mehr das kirchlich Ueberlieferte, sondern das Schöne darstellen, widmen sich also auch nicht mehr ausschließlich religiösen Gegenständen, sondern ziehen neben solchen bereits die Landschaft (wenn auch nur als Hintergrund), das Bildniß, die mythologischen und geschichtlichen Vorgänge in den Kreis ihrer Aufgaben. Dabei bedient sich die Bildnerei der althergebrachten Stoffe des Marmors, des Bronzegusses und der gebrannten Erde (Terracotta); der Malerei dagegen gelingt ein gewaltiger Fortschritt, indem sie von der vergänglichen Tempera zum Fresco und zur Oelmalerei übergeht, letzteres nach niederländischem Vorbilde, das Antonello da Messina um 1474 nach Venedig übertrug. So wird die Malerei zum vollendetsten Kunstzweige der neuen Zeit, wie es im klassischen Alterthum die Plastik gewesen war, und übt den größten Einfluß auch auf die anderen Künste aus.


Michelangelo Buonarrotti

Während des fünfzehnten Jahrhunderts, zur Zeit der Frührenaissance (1420—1500), hatte sich das Alles erst in den Anfängen entfaltet. Die Baukunst, am glänzendsten in Florenz und Venedig, wandte da die antiken Bestandtheile noch mehr vereinzelt an, daneben, besonders in Venedig, viele gothische und orientalische Elemente; die schon hoch ausgebildete Plastik, von den Florentinern Ghiberti, Luca della Robbia und Donatello hervorragend vertreten, bewegte sich noch ganz in religiösen Gegenständen und verwandte ihre Werke noch meist zum Schmucke von Kirchen; ebenso offenbart die Malerei in der umbrischen Schule, z. B. in den Werken Perugino's, rein religiöses Interesse, schlug jedoch in Florenz bei Masaccio, Ghirlandajo, Signorelli u. A. in der Darstellungsweise (z. B. der Aufnahme des nackten Menschenkörpers) bereits eine mehr weltliche Richtung ein und wagte sich zuerst in Venedig an das Geschichtsbild durch Mantegna.

Zu einer wahrhaft staunenswürdigen, unübertroffenen Höhe und Vortrefflichkeit entwickelten sich alle Kunstzweige erst in der Hochrenaissance (1500—1580). Von den unglücklichen politischen Verhältnissen, die Italien durch die Schuld seiner Fürsten und Stämme die Unabhängigkeit gekostet und es dem spanisch-französischen Einflusse rettungslos überliefert hatten, zog sich die Theilnahme und die schöpferische Kraft des Volkes gewissermaßen ganz auf die Kunst zurück, ja in ihr hat vorwiegend auch das Streben der edelsten Geister nach einer religiös-sittlichen Erneuerung seinen Ausdruck gefunden. Der patriotische Italiener mochte dabei wenigstens die Genugthuung empfinden, daß sein von Fremden beherrschtes und mißhandeltes Vaterland doch im Reiche des Schönen die unbestrittene Meisterin seiner Besieger wurde.

Herrlich erstanden durch die ganze Halbinsel die Werke der Baukunst, vor Allem die Paläste; ihre Façaden (Stirnseiten), durch Säulen und Pfeiler gegliedert, mit Reliefs, Statuen und Malereien geschmückt, die Treppen weiträumig und prunkvoll, die Säle im Schmucke der Wandmalereien und Stuckdecken, und das Alles gruppirt um offene Höfe mit Säulengalerien und Bogengängen. Dazu traten bald prächtige Landhäuser, mit planvollen Gartenanlagen harmonisch verbunden, in Allem eine durchaus vornehme Baukunst, auf ein prunkvolles, geselliges Leben berechnet, wie von ihm gefordert. Im Kirchenbau wird das mittelalterliche Langschiff vielfach vom quadratischen Grundriß oder der gleicharmigen griechischen Kreuzform und der hochragenden majestätischen Kuppel verdrängt, das Kreuzgewölbe durch die flache Holzdecke oder das Tonnengewölbe, der Spitzbogen durch den Rundbogen oder den wagerechten Fensterabschluß ersetzt.

Und jetzt übernahm das päpstliche Rom die Führung in allen Künsten zugleich. Zwar gab es hier keinen unabhängigen und gebildeten Adel, kein fleißiges und freiheitsstolzes Volk wie in Florenz oder Venedig; vielmehr war Rom nur der Anhang des päpstlichen Hofes mit seinen zahllosen geistlichen Würdenträgern und dem höfisch gewordenen weltlichen Adel; das Volk faul, unwissend, bettelhaft, die Sittlichkeit überall auf tiefster Stufe. Aber ein unermeßlicher Reichthum war hier aufgehäuft durch die frommen Spenden der gläubigen Völker; seit Nicolaus V. (1447—1455) hatten die Humanisten im Vatikan ihren Einzug gehalten, Sixtus IV. hatte zum kapitolinischen Museum den Grund gelegt, und nach dem wüsten Alexander VI. saßen hintereinander zwei Päpste auf dem Stuhle Petri, die, so verschieden sie von einander waren, doch beide, dicht vor dem großen Abfalle in Deutschland, in dem Bewußtsein der ungebrochenen Macht ihrer Kirche schwelgten und beide in großartigen Kunstschöpfungen sie zum Ausdruck zu bringen sich bestrebten: Julius II. della Rovere (1503—1513) und der Mediceer Leo X. (1513—1521), jener ein leidenschaftlicher, wilder Kraftmensch voll maßlosen Selbstbewußtseins, der den Kirchenstaat zur ersten Macht Italiens zu erheben, die Fremden hinauszujagen sich vorgesetzt, dieser in der Politik zufrieden mit der Förderung der Interessen seines Hauses, ohne national-italienische Pläne, alles Störende von sich entfernt zu halten bemüht, ein behaglicher Lebemann, geistvoller Humanist und Kunstkenner, kirchlich ungläubig und sittlich gleichgiltig. Er stattete die römische Universität (die „Sapienza") glänzend aus, stellte für die Alterthümer einen besonderen Aufseher (Konservator) an, deren erster Raffael wurde (1515). Unter ihm und dem Vorgänger baute Donato Lazzari, genannt Bramante (1444—1514) den Palast der Cancellaria mit der Kirche San Lorenzo und die großartigen Säulenhallen des Damasushofes im Vatikan, Baldassare Peruzzi (1481—1536) den Palazzo Massimi mit seinem gewaltigen Säulenhofe und die schmuckvolle Villa Farnesina, die später Raffael ausmalte, Antonio da San



Raffael de' Santi von Urbino.

Gallo (gest. 1546) den großartigen Palazzo Farnese und a. m. Vor allem aber haben jene Päpste das ganz persönliche Verdienst, die beiden größten Meister ihres Jahrhunderts nach Rom berufen oder ihnen große Aufgaben übertragen zu haben, Michelangelo und Raffael, beide auf allen Gebieten der Kunst gleich heimisch, beide gleich Fürsten geehrt.

Michelangelo Buonarrotti, geb. 1475 in Chiusi aus edlem Geschlecht, bildete sich bei Ghirlandajo zum Maler, nach der Antike unter Lorenzo's von Medici Schutz zum Bildhauer und schuf als solcher nach Savonarola's Tode 1498, den er hoch verehrte, jene wundervolle Gruppe der trauernden Maria mit dem Leichnam Christi (Pietà), die ihn sofort den größten Meistern aller Zeiten gleichsetzte, während er in der Malerei mit Lionardo da Vinci in einem großen Schlachtencarton wetteiferte. Im Jahre 1503 berief Julius II. ihn nach Rom. Der junge Künstler hatte etwas in seiner Natur, was ihn dem Kirchenfürsten ähnlich machte; in ihrer Leidenschaft sind sie wol gelegentlich hart an einander gerathen. Selbstbewußte Kraft verband sich bei Michelangelo mit der Urgewalt des Genius und dem Vollbesitze aller technischen Mittel. Aus den Kämpfen seiner großen Seele heraus gestaltet er seine Kunstwerke; deshalb herrscht in ihnen dieselbe Leidenschaft, und mit allen Mitteln bringt er sie in Haltung und Geberde zum Ausdruck, ohne Rücksicht zuweilen selbst auf die Schönheit, aber immer von der gründlichsten anatomischen Kenntniß unterstützt. Die höchste Vorstellung hat er von der Kunst: sie soll Vollendetes schaffen, so strebt sie dem Göttlichen nach. In ihm ist nichts von der Frivolität seiner Zeit. Er bekannte ein Christenthum, das nicht an Formeln und Satzungen sich band, und er übte es, frei von Selbstsucht und Neid; er glühte tief innerlich für die republikanische Freiheit seiner Vaterstadt, und suchte umsonst sie zu retten, ein reiner, ernster, hoher Mensch inmitten einer grundverderbten Umgebung, der von sich selber in einem seiner tief empfundenen Sonette sagt: „Ich wandle einsam unbetretne Wege“.

In Rom sollte er zunächst ein riesenhaftes Grabmal für Julius II. schaffen; es kam nicht so wie gedacht zur Ausführung, aber der gewaltige Moses allein macht es unsterblich. Dann begann er sein malerisches Hauptwerk, die Ausmalung der Sixtinischen Kapelle im Vatikan mit den Darstellungen der Schöpfung, des Sündenfalls und der Sündflut, den zwölf Propheten und Sibyllen, „das Großartigste, was die Malerei geschaffen“, von ihm allein ohne jede Beihülfe — er jagte die Gesellen vom Gerüst — binnen vier Jahren (1508 bis 1512) vollendet. Als er dann zum zweiten Mal nach Rom kam (1534), gab er dem Riesenwerke durch das „Weltgericht“ den großartigsten Abschluß und übernahm endlich 1546 ohne Entgelt, „um Gottes willen“, die Leitung des Baues der Peterskirche. Julius II. hatte sie geplant als ein Denkmal seiner und des Papstthums Größe, Bramante entwarf damals einen riesigen quadratischen Bau mit einer Kuppel, Raffael dachte an ein Langschiff, Peruzzi und San Gallo kamen auf den ursprünglichen Gedanken zurück. Endlich erhob Michelangelo ein Abbild des Pantheons, die riesige und doch schlanke Kuppel, deren Scheitel 407 Fuß über dem Boden schwebt, und errichtete damit sich selber das großartigste Denkmal, zugleich freilich auch dem wieder hergestellten Papstthume, dessen Herrschaft soeben alle freie Geistesbildung in Italien zerschlug. Seiner Zeit müde, die ihn nicht mehr verstand, vollends einsam seit dem Tode der edlen Vittoria Colonna (1547), mit der ihn gleiche Ueberzeugung zu reinster Freundschaft verbunden, ist er zu Rom 1564 gestorben, zu Florenz in Santa Croce bestattet.

Seinem jüngeren Genossen wurde ein glücklicheres Los. Raffael de' Santi (Sanzio), eines Malers Sohn, 1484 im stillen, waldgrünen Urbino in Umbrien geboren, aufgewachsen in glücklichem Familienleben, wurde nach der Eltern Tode Schüler Perugino's, kam 1505 nach dem ewig bewegten Florenz und wurde 1508 nach dem stolzen Rom gerufen, dem er bis an das Ende seines kurzen Lebens angehörte. In diesem Leben aber gab es keinen Kampf, in dieser Seele keine Gegensätze, und so bildete sich Raffael zu einem wunderbar harmonischen Menschen, vor dessen Anblick jeder Streit verstummte, zu einer Natur voll Gesinnungsadel und Herzensgüte, aber auch voll rastlosen Strebens nach dem Höchsten.



Die Peterskirche mit dem Petersplatz in Rom.

So sind auch seine Kunstschöpfungen durchaus edel und harmonisch; in vollendeter Meisterschaft der Technik weiß er die religiöse Innigkeit der Umbrier und die kräftige Naturwahrheit der Florentiner mit der reinen Formenschönheit der Antike, wie er sie in Rom fand, vollkommen zu verschmelzen. Er hat sich auch als Bildner und Baumeister versucht, aber unerreicht ist er als Maler: da bezeichnet er die höchste Vollendung der religiösen Kunst des Mittelalters und den Anfang der modernen Geschichtsmalerei.

Sein großartigstes Werk in Rom ist die Ausmalung der sogenannten „Stanzen“ im Vatikan und der „Loggien“ (offener Bogengänge) im Damasushofe, welche ihren Zugang bilden. Dort stellte Raffael in vier aufeinander folgenden Sälen das menschliche Geistesleben in seinen höchsten Thätigkeiten, in Theologie, Philosophie, Poesie und Rechtswissenschaft dar, nicht durch allegorische Figuren, sondern durch Gruppen handelnd bewegter Menschen (Stanza della segnatura), sodann die Rettung der Kirche aus drängenden Gefahren in dramatisch bewegten Geschichtsbildern (Stanza d'Eliodoro), weiter Kundgebungen der geistlichen Macht (Stanza del Incendio) und endlich die Begründung der weltlichen Macht des Papstthums durch Konstantin den Großen, daher hier das berühmte Gemälde der Schlacht an der Milvischen Brücke im Jahre 312 (s. die Nachbildung Band II, S. 441). Später schmückte er die Deckenwölbungen der Loggien mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte und entwarf für die Sixtinische Kapelle, die Michelangelo ausgemalt, die herrlichen Tapeten (Teppiche) mit Scenen aus der Apostelgeschichte (s. Band II., S. 477 bis 479), welche dann zu Brüssel in Seide und Goldstoff meisterhaft gewebt wurden. Nebenher malte Raffael auch noch den prachtvollen Saal der Villa Farnesina aus (Triumph Galathea's) und schuf eine unglaubliche Fülle von Oelbildern für Kirchen und Klöster, vor Allem in immer neuer, bald lieblicher, bald erhabener Auffassung Darstellungen Maria's mit dem Christuskinde, unter denen die altberühmte Sixtinische Madonna (zu Dresden), ursprünglich ein Altarbild für das Benediktinerkloster San Sisto in Piacenza, mit Recht die oberste Stelle behauptet. Ein Gemälde der Himmelfahrt war seine letzte Arbeit; es stand halb vollendet über seinem Bett, als er verschied (am Charfreitag 6. April 1520).

In seinen und Michelangelo's Schöpfungen hat die Malerei das schlechthin Schönste, das für alle Zeiten Klassische und zugleich das Gedankenreichste geleistet, dessen sie überhaupt fähig ist. Hier vereinigten sich vollendete Formengebung und tiefster Ideengehalt zum wunderbaren Ganzen, und nirgends ist die Verbindung des Christlichen mit dem Antiken, des frommen Glaubens und der forschenden Weisheit, wie sie diese Zeit in ihren edelsten Geistern erstrebte, zu so vollkommenem Ausdruck gebracht worden als in den Werken der beiden Meister im Vatikan.

Auch außerhalb Roms erscheinen Beide gewissermaßen vereint. Im Jahre 1520 ging Michelangelo nach Florenz, der früher ersten Stadt der Renaissance, um hier im Auftrage Papst Leo's X. für Julius und Lorenzo Medici, den Bruder und Neffen des Papstes, die berühmten „Mediceergräber“ in San Lorenzo aufzurichten.

Während dieser Arbeit nahm er leitend an der unglücklichen Vertheidigung seiner Vaterstadt gegen die Spanier Karl's V. Theil (1529—1530) und ließ dann sein Werk grollend zum Theil unvollendet, und so wurde es 1534 aufgestellt, die sitzenden Statuen der beiden Medici, darüber die liegenden Gestalten des Tages und der Nacht, der Morgenröthe und des Abends. Raffael aber baute zu Florenz den edel einfachen Palazzo Pandolfini, daneben Vasari die Uffizien.

Beide, Raffael wie Michelangelo, wurden Gründer bedeutender Schulen, jener der römischen, dieser der florentinischen. Ihre Mitglieder erreichten die Meister nicht; die Römer suchten bald das Wesen der Malerei lediglich in der schönen Form, die Florentiner ahmten das Kraftvolle ihres Vorbildes bis zur Verzerrung nach.

Von Florenz ging auch der größte Meister der lombardischen Schule aus, Lionardo da Vinci (geb. 1452). Schüler Verocchio's, hat er den größten Theil seines Lebens in Florenz zugebracht, aber gerade in Mailand, wo er im Dienste des Hauses Sforza

1492—1499 wirkte, mehrere seiner Hauptwerke geschaffen. Dann berief ihn König Franz I., der 1515 Herr der Lombardei geworden, nach Paris (1516), und in Frankreich ist er auch drei Jahre später gestorben. Ein bildschöner und riesenstarker Mann, Meister in allen körperlichen Uebungen und voll freudiger Lebenslust, aber auch weichen Gemüths und ein trefflicher Vater seiner Familie, konnte er als Ideal eines Mannes gelten. Alle Interessen der reichen Zeit, all ihr Wissen und Können waren in ihm wunderbar vereinigt.

Von seiner wissenschaftlichen Bedeutung ist schon oben die Rede gewesen (S. 62), aber auch als Künstler ist er vielseitig wie Michelangelo und Raffael, voll schärfster Beobachtungsgabe und unermüdlichem Triebe nach Vervollkommnung, weshalb er nur wenig vollendet hat.



Peterskirche von innen.

Als Maler strebte er nach feinster Wiedergabe des seelischen Ausdrucks und plastischer Rundung der Gestalten bei sorgsamster Ausführung und meisterhafter Behandlung der Beleuchtung, deshalb wurde er einer der ersten Porträtmaler aller Zeiten; sein vollendetstes Werk ist das Bildniß der Mona Lisa, der Gattin eines Freundes. Nicht minder treten aber seine Vorzüge in dem berühmten „Abendmahl" hervor, das er in Mailand für das Kloster Sta. Maria delle Grazie in Fresko malte, und in dem Wenigen, was von seinen Florentinischen Geschichtsbildern erhalten ist.

Auf seinen Schultern steht Antonio Allegri da Correggio aus der Gegend von Modena (1494—1534). Er will vor Allem wirken durch die aus Hell und Dunkel wunderbar gemischte Beleuchtung und den sinnlichen Reiz in Gestaltung und Gruppirung ohne tieferen Ernst und große Gedanken. Die heilige Familie bildet seinen Lieblingsgegenstand, so in dem berühmten Gemälde „Heilige Nacht", doch hat er auch üppige mythologische Scenen und namentlich in Parma große Fresken gemalt.

Eine abgesonderte Stellung nimmt wie im Staatsleben so auch in der Kunstentwicklung Venedig ein, die stolze Aristokratie, die mächtige und reiche Welthandelsstadt, die Herrin des östlichen Meeres. Hier haben in der Baukunst länger als sonstwo in Italien orientalische und gothische Erinnerungen nachgewirkt, hier baute Jacopo Sansovino (1479—1570) die Markusbibliothek und den Palazzo Corner, und zu Vicenza der thätige, nach dem Kolossalen strebende Andrea Palladio (1518—1580) seine zahlreichen Paläste. Die Malerei findet entsprechend dem gediegenen Glanze des venetianischen Lebens ihren Gegenstand in seiner Darstellung, in der Vorführung namentlich weiblicher Schönheit und prunkender Kostüme oft auf großartigem architektonischen oder landschaftlichen Hintergrunde, Alles übergossen von prachtvollem Kolorit. So malen die beiden Sansovino, so Giorgione (1477—1511), Palma Vecchio (1480—1528), Tintoretto (1512—1594), der den Dogenpalast ausschmückte, Paolo Veronese (1538—1588), der, auch wenn er biblische Scenen darstellt, doch immer nur venetianische Nobili vorführt. Ihr größter Meister aber wurde Tiziano Vecellio (1477—1576), ein Liebling des Glücks, fröhlich im Strome der vornehmen Gesellschaft schwimmend, ein Günstling der Großen, ohne ihnen zu schmeicheln. Den Menschen zu schildern in voller Lebenswahrheit galt ihm als das Höchste. Das machte ihn zum ersten Porträtmaler des Jahrhunderts — Karl V. wollte nur von ihm gemalt sein — und zum ersten Darsteller der Frauenschönheit; aber auch in kirchlichen Gegenständen wußte er das menschlich Hohe zum vollen Ausdruck zu bringen (so in „Christus mit dem Zinsgroschen"). Die Kämpfe seiner Zeit haben ihn so wenig erschüttert, wie den Staat von Venedig.

Es ist ein Beweis für den lebendigen Zusammenhang der damaligen Kunst mit dem Volksleben, daß auch das Handwerk seine Erzeugnisse künstlerisch, d. h. schön, und dabei dem Zwecke des Gegenstandes entsprechend zu behandeln verstand, daß es also zum Kunsthandwerk wurde (siehe die Tafel S. 75). Die Möbel werden mit stilvollem Schnitzwerk oder eingelegter Elfenbeinarbeit verziert; nach antiken Vorbildern formen sich die Glasgefäße, wie sie namentlich Venedig in unübertroffener Feinheit hervorbringt, ebenso wie die reizvollen glasirten Thongefäße, die unter dem Namen der Majoliken in Urbino und Gubbio, Florenz und Faenza gearbeitet werden; in schwungvollen Pflanzenranken schlingt sich das geschmiedete Eisenwerk der Thüren. Auch die Waffe wird zum Objekt für das Kunsthandwerk. Gefäß und Griff des Degens werden in Eisen geschnitten oder, wie auch die Klinge, ciselirt; Elfenbeineinlagen bedeckten den Kolben des Gewehres; die Flächen vollends der Plattenharnische geben Raum für die reichste Ornamentik, ja für die Darstellung ganzer Gestaltengruppen in getriebener oder ciselirter Arbeit, und auch das feuerspeiende Geschütz wird künstlerisch geadelt. In Arbeiten solcher Art steht Mailand voran, und kein Meister kann sich auf diesem Gebiete des Kunsthandwerks mit Benvenuto Cellini (1500—1572) messen.

Erklärung der kulturgeschichtlichen Tafel: Renaissance.

1. Portal. Anfang d. sechzehnten Jahrhunderts. (Aus Terracottaziegeln.)
2. Oberlichtgitter (Schmiedeeisen). Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.
3. Thürklopfer (Eisen). Um 1550.
4. Kredenzschrank. Ende des sechzehnten Jahrh.
5. Lehnstuhl. Anfang des siebzehnten Jahrh.
6. Tisch. Sechzehntes Jahrh., zweite Hälfte.
7. Musikinstrument (Theorbe). Siebzehntes Jahrhundert.
8. Stoffe: Geschorener gemusterter Sammet.
9. Stoffe: Glatter Seidenstoff.
10. Frauentasche aus Leder. Sechzehntes Jahrhundert, erste Hälfte.
11. Maximilianische (sog. kannelirte) Rüstung. Sechzehntes Jahrhundert, Anfang.
12. Rennstange, dazu gehörig.
13. Becher. Anfang des sechzehnten Jahrh.
14. Gefäße aus vergoldetem Silber. Münzpokal.
15. Becher nach Hans Holbein.
16. Römer aus grünem Glas.
17. Gläser. Venetianisches Flügelglas.
18. Venetianisches Glas.
19. Bartkrug.
20. Nassauer Steinkrug.
21. Gefäße in Stein: Bauchkrug.
22. Raerener brauner Krug.
23. Raerener Pinte.



Kulturgeschichtliche Tafel: Renaissance. Zeichnung von Emil Doepler d. J.
(Verzeichniß der Gegenstände S. 74.)

Mit einer blendenden, fast unbegreiflichen Fülle edler Schöpfungen hat die Kunst der Renaissance Italien übergossen, während gleichzeitig die edelsten Geister an der Begründung der modernen Wissenschaft arbeiteten. Doch das rechte Wort für die Reform der Kirche zu finden blieb ihnen versagt, die Folgerungen von ihrer Verstandesarbeit auf die Religion haben sie nicht gezogen. Die Männer, welche ein vergeistigtes Christenthum glaubten wie manche der großen Künstler, blieben vereinzelt; der einzige, der ernsthaft eine Umgestaltung der Kirche in diesem Sinne erstrebte, wurde als Ketzer verbrannt. Das war Girolamo Savonarola. 1452 in Ferrara geboren, 1475 Dominikanermönch in Bologna, dann Prior des Klosters in Florenz, gewann er durch seine gewaltigen Bußpredigten bald herrschenden Einfluß auf das bewegliche, lebensheitere, kunstfrohe Volk von Florenz; auch Lorenzo Medici scheute den finsteren Eiferer. Als nach dessen Tode (1492) sein Sohn Piero von der Volkspartei verjagt wurde (1494), war der Dominikanerprior die Seele des demokratisch geordneten Freistaats, nur durch die Macht seiner Persönlichkeit. Aber sein Eifer richtete sich nicht nur gegen die sinnliche Lebenslust der Florentiner, sondern auch gegen die ganze kunst- und schönheittrunkene Kultur der Renaissance, und setzte ihn dadurch in unversöhnlichen Widerspruch mit dem Wesen seiner Zeit und seines Volkes. Der florentinische Adel haßte ohnehin den Volksführer, und als nun Alexander VI. den Bann gegen ihn schleuderte, da fiel das Volk von ihm ab, da kein Wunder erfolgte, wie es geglaubt, und als Ketzer endete Savonarola auf dem Holzstoße (23. Mai 1498). Michelangelo und Raffael haben ihn Zeit ihres Lebens hoch verehrt, aber für Italien gewann er keine dauernde Bedeutung, und er fand keinen Nachfolger; Italien brachte der Kirche nicht die Reform.

Denn die meisten humanistisch Gebildeten empfanden heidnisch; sie standen der Kirche gleichgiltig gegenüber, äußerten ihr Interesse an ihr höchstens in Spott und Satire. Die Wenigen, die aufrichtig religiös empfanden, standen doch in unnahbarer Vornehmheit hoch über dem Volke, wie überhaupt die Humanisten, und schließlich waren alle diese Kreise in so reger persönlicher Berührung mit der höheren Geistlichkeit, welche künstlerische und humanistische Interessen eifrig förderte, daß sie an eine ernsthafte Bekämpfung kirchlicher Mißbräuche gar nicht denken konnten, ohne jene, die ihnen doch das Höchste waren, zugleich in Frage zu stellen. Die Masse des Volkes aber fühlte sich befriedigt von dem prunkvollen Kultus und der bequemen Moral, die ihr diese Kirche bot, und war ihrer ganzen Natur nach tieferem Erfassen religiöser Dinge abgeneigt. Und nur ein solches konnte die Kirche neu gestalten, deshalb blieb deutscher Gemüthstiefe diese Aufgabe vorbehalten. Ueber ihrer Lösung hat Deutschland seine besten Kräfte zugesetzt und darüber die dringend nothwendige Reform seiner staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse versäumt.



Pietas von Michelangelo. (Zu S. 70.)



Jllustrirte Weltgeschichte V. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Auszug eines Fähnleins Landsknechte. Zeichnung von H. Vogel.



Deutschland unter Maximilian I.

Das Reich und seine Glieder.



Um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bot Deutschland das Schauspiel eines Volkes, das an Reichthum hinter wenigen zurückblieb, an Wehrhaftigkeit alle übertraf, auf jedem Gebiete des geistigen Lebens täglich Fortschritte machte, während doch seine gemeinsamen politischen Institutionen in völliger Auflösung sich begriffen zeigten, eine steigende Verstimmung alle Stände erfaßt hatte, die Kirche aber trotz alles äußeren Pompes in Kultus und Festen, trotz tiefgreifenden weltlichen Einflusses und umfassenden weltlichen Besitzes, trotz frommer Devotion der Laien doch alle Merkmale fast hoffnungsloser Verderbniß offenbarte.

Die Reichsstände. Das Reich, breit hingelagert durch ganz Mitteleuropa, mit seinen Grenzgebieten tief eingreifend in die romanische und slavische Welt, behauptete immer noch an Ausdehnung den ersten Rang unter den civilisirten Staaten des Erdtheils; immer noch war sein König als der geborene Träger der römischen Kaiserkrone der anerkannt erste Herrscher der Christenheit, und noch galt der Grundsatz, daß jedes Recht in seinen weiten Grenzen auf der Verleihung des Kaisers beruhe; doch thatsächlich war es nur noch eine lose Anhäufung einiger Hundert fürstlicher, städtischer und adliger Gebiete der verschiedensten Größe und Beschaffenheit.

Den ersten Rang wenigstens, wenn auch nicht immer an Umfang und Macht, so doch in der Geltung innerhalb der stolzen Aristokratie deutscher Fürsten, nahmen die kurfürstlichen Territorien ein, das Königreich Böhmen, die Pfalzgrafschaft bei Rhein, das Herzogthum Sachsen-Wittenberg, das Markgrafenthum Brandenburg sammt den reichen Landen der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln. Die letzteren bildeten zugleich die bedeutendsten Glieder in der langen Kette geistlicher Fürstenthümer, welche dem Rheinstrome den Namen der „Pfaffengasse des heiligen römischen Reiches“ verschaffte, wie Basel, Straßburg, Worms, Speier, Utrecht. Geistliche Gebiete beherrschten weiterhin einen großen Theil Westfalens (Bisthum Münster); im Osten lagerten die großen Erzstifter Bremen, Magdeburg, Salzburg, an der oberen Donau Eichstädt, Regensburg,

Passau, während die Stiftslande östlich der Saale und Elbe, wie Zeitz, Naumburg, Merseburg, Meißen, Brandenburg, Havelberg u. a., niemals zur Reichsunmittelbarkeit gelangt waren. Dazu gesellten sich noch beträchtliche Besitzungen des Deutschen und des Johanniterordens im Süden, so daß mindestens der dritte Theil des Reichsbodens unter der Hoheit geistlicher Fürsten stand. Unter den weltlichen Territorien, die nicht den Kurfürsten gehorchten, ragten im Südosten die österreichischen Lande und Bayern, im Südwesten das Herzogthum Württemberg, im Nordwesten die weitgestreckten Besitzungen der Herzöge von Kleve und die reichen burgundischen Landschaften in den Niederlanden hervor. Aber überall im Süden und Westen, wenig oder gar nicht im Norden und Osten, wurden diese fürstlichen Gebiete durch die Besitzungen reichsunmittelbarer Grafen und Ritter wie durch die zum Theil weit ausgedehnten Territorien der Reichsstädte durchbrochen. Unter ihnen behaupteten damals Nürnberg, Ulm, Augsburg, Frankfurt a. M., Straßburg, Metz im Süden, Bremen, Hamburg, Lübeck im Norden den unbestrittenen Vorrang vor den viel zahlreicheren kleineren Genossinnen, die nirgends dichter neben einander lagen als in Schwaben, während östlich des Elbstromes, von Lübeck abgesehen, keine einzige Reichsstadt sich entwickelt hat. — So ist die Gebietsvertheilung in den einzelnen Landschaften des Reiches eine äußerst verschiedene. Große geschlossene Fürstenthümer gab es nur im Osten; hier erscheinen weder reichsunmittelbare Städte noch Grafen und Ritter; der Süden und Westen bietet ein Bild verworrenster Gebietsverhältnisse, ein Durcheinander kleinerer und größerer Trümmer aus dem einst stolzen Ganzen des Reiches.

Grenzen des Reiches. Wer aber damals versucht hätte, die Grenzen des Reiches bestimmt zu ziehen, der würde außer etwa da, wo das Meer sie darstellte, dazu kaum im Stande gewesen sein. Unzweifelhaft war Böhmen mit seinen Nebenlanden, mit Mähren, Schlesien und den Lausitzen, ein Glied des Reiches, sein König der erste weltliche Kurfürst, aber es trug nichts zu den Reichslasten bei; die Vorherrschaft der tschechischen Nationalität im Kernlande in Verbindung mit der hussitischen Landeskirche, endlich das fremde Fürstenhaus der polnischen Jagellonen entfremdeten es völlig dem deutschen Leben und verbanden es näher mit Polen und Ungarn. Unbestritten gehörte sodann das Ordensland Preußen nicht zum Reiche, denn Ostpreußen mit Königsberg war seit 1466 polnisches Lehen, Westpreußen mit Danzig ebenso lange polnischer Besitz; aber die Bevölkerung war ganz überwiegend deutsch, der Hochmeister ein deutscher Fürst und im engsten Zusammenhange mit dem Ordensmeister in Mergentheim, sein Verhältniß also zur Nation ein ungleich engeres als das Böhmens. Weiter zählte zwar Holstein zu den Reichslanden, aber sein Schwesterland Schleswig nicht, und beide waren wiederum seit 1459 durch das Herrscherhaus mit Dänemark verbunden. Vollends an der Westgrenze, wo französische Lehnsansprüche tief in die nun habsburgischen Niederlande reichten, während wiederum das Herzogthum Lothringen und die Freigrafschaft Burgund zwar deutsches Lehen, aber ihrer Bevölkerung nach großentheils französisches Land waren; und im Süden, wo die Schweizer Eidgenossen seit 1499 sich von ihren Pflichten gegen das Reich befreit hatten, Savoyen, Mailand, Genua aber noch immer als Reichslehen galten, da waren deutsche und fremde Beziehungen und Ansprüche so unentwirrbar mit einander verflochten, daß es fast unmöglich zu sagen war, wo die Rechte des Reiches anfingen und wo sie aufhörten. Eben diese Zustände bargen eine Menge Gefahren, mußten das Reich in unaufhörliche Kämpfe verwickeln. — In diesem bunten Gewirr waren am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zwei Mächte im Aufstreben begriffen: in politischer Beziehung die Fürstenthümer, in wirthschaftlicher Hinsicht die Städte.

Das Steigen der fürstlichen Gewalt. Freilich war ein fürstliches Territorium jener Zeit noch weit entfernt davon, ein modernes Staatswesen zu sein.

Allerorten betrachtete das fürstliche Haus das Ganze seiner Güter und Rechte als sein Privateigenthum und behandelte es danach von rein dynastischem Gesichtspunkte aus, ohne

jede Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, ja gelegentlich selbst ohne Rücksicht auf das wirkliche Interesse des eigenen Hauses. Verpfändungen und Verkäufe einzelner Landestheile, Erbtheilungen des ganzen Territoriums an die hinterbliebenen Söhne waren an der Tagesordnung, das Vorrecht des Erstgeborenen fast nirgends anerkannt. Noch bildeten auch die Haupteinnahmequellen des fürstlichen Hauses nicht die regelmäßigen Steuern der Unterthanen, sondern die ausgedehnten Domänen und die möglichst gesteigerten nutzbaren Hoheitsrechte (Regalien), wie Zölle, Münzrecht, Bergwerksregal. Noch waren demgemäß die Aufgaben der fürstlichen Landesverwaltung sehr beschränkte, gar nicht zu vergleichen mit der allumfassenden Wirksamkeit des modernen Staates, wesentlich gerichtet auf die Administration der fürstlichen Einkünfte, auf die oberste Gerichtsbarkeit und die Handhabung des Landfriedens. Dem entsprach die geringe Zahl der fürstlichen Beamten. Am Hofe der Kanzler als der eigentliche Leiter des Ganzen, in den einzelnen Bezirken die Rentmeister und Landvögte oder Hauptleute, das war so ziemlich Alles; ganz zu geschweigen davon, daß alle Sorge für die geistige Bildung lediglich Sache der Stadtgemeinden oder der Kirche blieb.



Ausstellung am Pranger. Nach Ludwig Burger.

Unter solchen Umständen mußte ein großer Theil der Aufgaben, welche heute die Landesregierung übernommen hat, den lokalen Gewalten innerhalb des Territoriums zufallen, den Edelleuten, den geistlichen Stiftern, den Städten. Sie alle übten auf ihren Gebieten über ihre Unterthanen die Polizeigewalt und die niedere, ja so weit die Städte in Betracht kommen, häufig auch die höhere Gerichtsbarkeit aus. Die Stadtgemeinden genossen auch in allen übrigen Dingen fast überall einer wenig beschränkten Selbstverwaltung, die sie mehr zu Verbündeten, als zu Untergebenen ihres Landesherrn machte. Und nun traten wiederum diese Stände dem Fürsten als geschlossene Körperschaft, als Landstände, gegenüber. Meist in drei, seltener in vier oder in zwei Stände, in Geistlichkeit, Edelleute und Städte gegliedert, fanden sie sich eigenmächtig oder auf den Ruf des Landesherrn zu Landtagen ein. Nur in Friesland und Tirol hatten auch die Bauern das Recht der Vertretung behauptet, sonst galt überall der Satz, sie seien durch ihre Grundherren repräsentirt. —

Die Mitglieder des Landtags aber waren dies stets kraft eigenen Rechtes, nicht durch die Wahl irgend welches Bezirks; nur die Städter vertraten als bevollmächtigte Deputirte ihre Gemeinden. Die Verhandlungen mußten um so langwieriger und schwieriger werden, je zäher jeder Stand sein Sonderinteresse vertrat, je weniger in der Regel das Bewußtsein der Gemeinsamkeit lebendig war. Und doch war die Bedeutung dieser schwerfälligen Versammlungen eine sehr große geworden. Die nächste Veranlassung zu ihrer Bildung war das Bedürfniß des Landesherrn nach Vermehrung seiner Einnahmen gewesen, und diese konnte nur durch die Bewilligung von Steuern erreicht werden, die prinzipiell nur als außerordentliche, auf Zeit und zu bestimmten Zwecken, zu Krieg, Bauten, Tilgung landesfürstlicher Schulden u. A. bewilligte Leistungen galten. Denn zu außerordentlichen Anstrengungen reichten die regelmäßigen fürstlichen Einkünfte nicht aus. Betrugen doch um 1500 die Einnahmen von Kur-Köln nur 110,000 Gulden, von Kur-Mainz 80,000 Gulden, von Kur-Trier 60,000 Gulden. Ebenso viel etwa vermochte Kur-Sachsen, Kur-Brandenburg dagegen nur 40,000 Gulden, während Bayern 100,000 Gulden, Württemberg 80,000 Gulden, das Erzstift Magdeburg 50,000 Gulden verrechneten. Wie gewaltig überragte da doch sie alle das Haus Habsburg, das aus seinen deutschen Erblanden 300,000 Gulden, aus Burgund gar 580,000 Gulden zog! Aber auch diese Summen wollten wenig bedeuten gegenüber den enormen Kosten der Söldnertruppen jener Tage, da 100 Fußknechte ein Jahr hindurch 5000 Gulden, 100 Reiter 12,000 Gulden Sold erforderten, beispielsweise also die gesammten Jahreseinkünfte von Kur-Sachsen eben ausreichten, um 1200 Fußknechten oder 500 Reitern ein Jahr lang den Sold zu zahlen! Besser als alles Andere machen diese Daten die Nothwendigkeit, die Steuerkraft des Landes anzuspannen, deutlich; je mehr aber dies der Fall war, desto mehr entwickelte sich das Steuerbewilligungsrecht, also die Macht der Stände. Und sprachen sie die Bewilligung aus, dann nahmen sie sich auch das Recht, die Steuern selbst zu veranlagen, einzuziehen und ihre Verwendung durch ihre Ausschüsse und ihre Beamten zu leiten. Ja für den Fall kriegerischer Rüstung übernahmen ständische Deputirte die Aufbringung der Mannschaften, ständische Mustermeister die Organisation, ständische Offiziere die Führung im Felde. So entwickelte sich neben der landesherrlichen Verwaltung eine ständische, die oft mehr bedeutete als jene und den Territorien häufig mehr das Ansehen aristokratisch als monarchisch geordneter Länder gab. Urkunden fixirten dann wol das Verhältniß der Stände zum Landesherrn, wie das „Libell" von Augsburg im Jahre 1510 in Oesterreich; die Huldigung wurde dem Nachfolger erst dann geleistet, wenn er sie beschworen, jeder Versuch des Fürsten, die ständischen Rechte zu brechen, mit Steuerverweigerung, wenn nicht gar mit Aufruhr beantwortet. Und doch zogen die schwerfälligen, mit Hader und Streit erfüllten Berathungen dieser stolzen Stände ein landschaftliches Gesammtbewußtsein groß, ja unter besonderen Umständen schlossen sich die Gebiete eines Fürstenhauses, die bis dahin nur durch die Dynastie zusammengehalten worden, in ständischen Formen enger an einander, wie z. B. in der Noth der Türkeneinfälle gemeinsame Ausschußlandtage sowol der drei Lande Steiermark, Kärnten und Krain, als auch der fünf, Ober- und Niederösterreich sammt den drei erstgenannten, stattfanden, von jenen zuerst im Jahre 1494, von diesen im Jahre 1496.

Aber gegenüber dieser Macht der Stände begann in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts das Streben nach Steigerung der fürstlichen Gewalt sich geltend zu machen, freilich in den meisten Fällen wenig konsequent und gar nicht zu vergleichen mit der rücksichtslosen Ausbildung des fürstlichen Absolutismus in Italien. Wenn Oesterreich die ständische Macht in höchster Blüte sah, so war in Brandenburg die Macht der Hohenzollern schon hoch gestiegen. Die Kirche des Landes war bereits seit Friedrich II., dem Eisernen (1440—1470), dem Landesherrn völlig unterworfen, den Städten, die ihm trotzig widerstanden, hatte dieser Fürst ihre Bündnisse und den Beitritt zur Hansa verboten; Joachim I. (1499—1536) schrieb in seiner „Polizeiordnung" 1515 den Städten

die Formen ihrer Verwaltung vor und traf eine Reihe tiefeinschneidender Verfügungen. Der Adel freilich wußte, wie bisher, sowol dem Landesherrn wie seinen Bauern gegenüber die volle Gewalt zu behaupten.

Nichts aber hat mehr die Ausbildung der landesherrlichen Gewalt gefördert, als die Einführung des *römischen Rechts*. Gewiß ein seltsames Schauspiel, daß das Recht eines längst untergegangenen fremden Volkes die Herrschaft über Deutschland gewann in demselben Augenblicke, als unsere Nation sich anschickte, das Joch des römischen Papstthums zu zerbrechen, aber erklärlich aus dem Mangel einer wirklich nationalen Rechtsbildung, die eine der traurigsten Folgen des Zerfalls der staatlichen Einheit war und wieder die ordnungslose Mannichfaltigkeit der Rechte mit sich brachte, wie aus dem Interesse fürstlicher Gewalt. Denn streng geschlossen und konsequent durchgebildet trat das römische Recht der Zerfahrenheit des deutschen gegenüber auf, und indem es die Gewalt des römischen Kaisers als unumschränkt auffaßte, förderte es die der deutschen Fürsten, auf deren Stellung dienstfertige Juristen die Idee des kaiserlichen Absolutismus anwandten. Schon im fünfzehnten Jahrhundert war dies römische Recht als „geschriebenes“, als „kaiserliches Recht“ proklamirt, das kaiserliche Gericht zum Theil mit römischen Rechtsgelehrten besetzt worden. In wachsender Zahl erscheinen sodann junge Deutsche auf italienischen Universitäten, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, und seit der Mitte des Jahrhunderts öffnen deutsche Hochschulen ihre Hörsäle den Lehrern des fremden Rechts, so zuerst *Greifswald* und *Erfurt*, während das einheimische Recht keinerlei wissenschaftliche Behandlung erfuhr und so immer weniger im Stande war, die Konkurrenz zu bestehen. Mehr Schwierigkeiten stellten sich der praktischen Einführung entgegen. Nach deutschem Recht entschieden ohne Appellationsinstanz, in öffentlicher Sitzung und mündlichem Verfahren die *Schöffen* aus dem Laienstande als „Urtheilsfinder“ unter Vorsitz des Richters als „Urtheilsfrager“, nach römischem *gelehrte Richter* nach äußeren Normen im geheimen, schriftlichen Prozeß. Auch die Anschauungen und Bestimmungen des fremden Rechts standen denen des deutschen in vieler Beziehung schnurstracks entgegen. Trotzdem gewannen allmählich die fürstlichen Beamten die mächtige Stellung des Richters in römischem Sinne und drängten die ungelehrten Schöffen zurück; die fürstlichen Hofgerichte oder Kammergerichte wurden zum Theil oder auch ganz mit römischen Rechtsgelehrten besetzt (so in Württemberg 1495, in Brandenburg 1516) und gegen deutschen Rechtsbrauch zu Appellationsgerichten gestaltet. Die Einholung von Rechtsbelehrungen bei den sogenannten *Oberhöfen*, wie solche in *Freiburg* i. Br. und *Frankfurt* a. M. für den Süden, ferner in *Köln*, *Lübeck*, *Magdeburg* für den Norden bestanden, kam mehr und mehr in Abnahme, wurde wol geradezu verboten, so in Sachsen schon 1432. So drängte mit überlegener Gewalt römisches Rechtsverfahren und römische Rechtsanschauung das einheimische Wesen zurück, ertödtete allmählich jedes lebendige Verständniß und Interesse für das Recht im Volke und schuf eine tiefe Kluft zwischen den juristisch gebildeten Beamten und ihm. Um so hohen Preis wurde die Förderung der fürstlichen Gewalt und die Herstellung einer annähernden Rechtseinheit erkauft; kein Wunder, daß die ungeheure Mehrheit der Nation zunächst nicht die Wohlthaten, sondern nur den Druck der neuen Ordnung empfand und tiefe Abneigung ihr entgegenbrachte.

Es ist klar, daß die Bestrebungen nach Steigerung der fürstlichen Gewalt sich vor Allem in den weltlichen Gebieten äußern mußten, wo Alles, was der Fürst seiner Macht zufügte, seinem ganzen Geschlechte zugute kam. Anders in den zahlreichen geistlichen Territorien. An Stelle des erblichen Fürsten trat hier der von den Domherren, dem „Kapitel“, gewählte, von ihm berathene und beschränkte Bischof oder Erzbischof, den kein ähnliches Interesse lenkte. So änderten sich die Verhältnisse hier wenig; die Stiftslande blieben, was sie seit lange waren, bequeme Versorgungsanstalten für die jüngeren Söhne der großen Fürstenhäuser und des benachbarten oder dem Stifte lehnspflichtigen Adels, oft ohne jede Rücksicht auf die meist sehr ungeistlichen Neigungen der jungen Herren.

Alles in Allem betrachtet erscheint aber auch in den weltlichen Fürstenthümern der Staatsbau als ein schwaches Gerüst, die Gewalt getheilt zwischen dem Landesherrn und seinen Ständen, überall das fürstliche oder das adlige Sonderinteresse vorherrschend, das gemeinsame Bewußtsein schwach entwickelt.

Die Städte. Gegenüber dem Fürstenthume hatten die Städte, politisch betrachtet, ihr Spiel verloren. Zwar der Zutritt zum Reichstage war den Reichsstädten gewährt worden, aber die großen Städtebündnisse hatten sich im Süden nicht zu behaupten vermocht. Im Norden bestand, abgesehen von kleineren Einigungen von nur landschaftlicher Bedeutung, wie z. B. der damals noch sehr kräftige Sechsstädtebund in der Ober-Lausitz eine war, die ruhmvolle Hansa fort, freilich auch geschwächt durch den Abfall der niederländischen wie durch den Austritt vieler binnenländischen Städte, den ihre Landesherren erzwungen hatten. Doch erscheint auch die Geltung der Reichsstädte in der Reichspolitik erschüttert, städtische Verfassung und Verwaltung sind doch die bei weitem entwickeltsten, die städtischen Gebiete in der That die einzigen wirklich modern organisirten Territorien im Reiche und ihre wirthschaftliche Bedeutung ist beständig im Steigen. Aus den heftigsten Parteikämpfen zwischen den Zünften der Handwerker und den durch Großgrundbesitz und Großhandel hervorragenden Geschlechtern der Patrizier im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert hatte sich die städtische Verfassung fast überall hervorgebildet auf Grundlage einer Vereinbarung, welche einer Anzahl Handwerksmeistern den Eintritt in den Rath, also Antheil am städtischen Regiment verstattete oder auch die Patrizier zu zunftähnlichen Verbindungen vereinigte. Der Charakter der städtischen Verfassung blieb trotzdem im Wesentlichen aristokratisch, das Uebergewicht in den Händen der Geschlechter. Alljährlich wurde aus ihnen und den etwa berechtigten Zünften der Rath neu gebildet, wobei der Wechsel in den Personen faktisch ein sehr geringer war; in seinen Händen lag die gesammte Verwaltung der Finanzen, der Polizei, des Gerichts, des Kriegswesens, der auswärtigen Politik, und er nahm sie theils in seiner Gesammtheit, theils durch einzelne seiner Mitglieder wahr. So oft auch eine solche Regierung durch parteiisches und hartes Verfahren fehlen mochte, die strenge Zusammenfassung aller Gewalt im Rathe, die treffliche Ordnung der Finanzen, die sehr achtungswerthe Wehrfähigkeit, endlich die kühle, berechnende, konsequente, wenn auch stets hart egoistische Interessenpolitik nach Außen machen doch im Ganzen die Städte zu einer der erfreulichsten Erscheinungen dieser gährungsvollen Zeit. — Die Ausbildung einer straffen und folgerichtig arbeitenden Verfassung und Verwaltung war den Städten aber nur deshalb möglich, weil ihre wirthschaftliche Entwicklung die aller anderen Stände übertraf.

Zünfte (Innungen und Gilden). Wie in politischer, so war auch in ökonomischer Beziehung jede Stadt eine kunstvoll gegliederte Genossenschaft, zumal das Handwerk nicht Sache des Einzelnen, sondern der Zunft (Innung, Gilde) war. Jede Innung wiederum erscheint als eine fast sozialistisch organisirte Verbindung der Genossen eines bestimmten Handwerks. Sie verpflichtete ihre Mitglieder zur Arbeit und kontrolirte sie; sie schaffte ihnen das Arbeitsmaterial am liebsten durch Gesammteinkauf, auf Rechnung der Zunft, sie schützte jeden einzelnen gegen die Genossen durch die Fixirung der Produktion auf ein bestimmtes Maximum wie durch Vorschriften über die Zahl der Gesellen und Lehrlinge, nach außen durch das Alleinrecht der Zunft auf dies bestimmte Gewerbe; sie unterstützte sie im Falle des Unvermögens oder der Krankheit aus der gemeinsamen Kasse. Streng regelte sie die Verhältnisse der Lehrlinge und Gesellen zum Meister, als dessen Hausgenossen beide gehalten wurden; sorglich achtete sie auf die Ehre der Zunft und wußte sich nach außen bei Festen wie in ernster Sache würdig und nachdrücklich zu behaupten. Die ganze Organisation konnte um so wuchtiger wirken, je enger die Zünfte desselben Handwerks durch weite Landschaften, ja durch das ganze Reich zusammenhielten; das ermöglichte den Gesellen die freie Wanderschaft und setzte sie, da auch sie ihre besonderen Verbindungen unter sich hatten, wol in den Stand, selbst mit großen Arbeitseinstellungen ihre Sache durchzufechten, wie

die Bäckergesellen in Colmar von 1495—1505 mit Unterstützung der oberrheinischen Genossenschaften, in Nürnberg die Blechschmiedgesellen im Jahre 1475 thaten. Eben diese zunftmäßige Organisation hat das deutsche Handwerk des fünfzehnten Jahrhunderts groß gemacht, zumal eine Trennung zwischen Kunst und Handwerk nicht existirte. Alle die großen Nürnberger Meister der Plastik und Malerei, Adam Kraft, Peter Vischer, Albrecht Dürer, waren ehrsame Mitglieder einer bestimmten Zunft. Glänzend entfaltete sich so zu Nürnberg besonders die Metallarbeit in der Herstellung von Hausgeräthen, Werkzeugen und Waffen aller Art. Augsburg machte sich einen weitberühmten Namen durch seine kunstvollen Harnische und Helme, Ulm durch seine Leinenindustrie; in den Städten des nordöstlichen Deutschland, wie in Görlitz und Breslau, blühte die Tuchfabrikation, und weithin verführte der deutsche Handel die Erzeugnisse der deutschen Industrie.



Die Hanseaten empfangen am Vorort neuerdings Treue gelobende Gesandte abtrünniger Bundesmitglieder.
Nach Ehrhardt.

Der Handel. Zwar hatte der Handel jener Zeit mit zahlreichen, uns jetzt unbekannten Hindernissen und Erschwerungen zu kämpfen. Auf schlechten Straßen zogen mühsam zahlreiche Gäule die kleinen Karren des Kaufmanns daher, häufig bedroht durch eine entbrennende Fehde zwischen seiner Stadt und einem benachbarten Edelmann, wenn es nicht gar einem adligen Schnapphahn beliebte, ohne die Formalitäten einer ritterlichen Absage den Waarenzug auszurauben und die Kaufleute einzuthürmen, bis sie schweres Lösegeld zahlten. Daher zogen die Wagen fast immer in Karawanen von Reisigen gedeckt ihre Straße, wie die Kauffahrteischiffe gegen ähnliche Gefahren zu Flotten sich zusammenschlossen. Doch wenn der Kaufmann den Beraubungen entging, den zahllosen Zollstätten kleiner und großer Herren vermochte er nicht auszuweichen; zahlte man doch von der bayerischen Grenze bis Wien elfmal Zoll! Oder er sah sich gezwungen, in einer Stadt, welche das Stapelrecht, d. h. die Befugniß besaß, bestimmte Waaren, die sie vielleicht zu ihrem Gewerbebetriebe besonders brauchte, auf

11*

dem Durchgange anzuhalten und zu einem theilweisen Verkaufe zu nöthigen, mehrere Wochen hindurch liegen zu bleiben, so Geld und Zeit zu opfern. Solches Recht machten z. B. Großenhain und Görlitz für den Erfurter Waid geltend, dessen blauen Färbestoffs die Tuchmacher damals sich statt des Indigos bedienten. Vielleicht endlich gefiel es gar einer mächtigen Stadt, ganze Straßenzüge, die sie nicht berührten, dem Verkehr zu sperren, wie man im Jahre 1512 einmal den gesammten Handel zwischen den böhmischen Landen und Polen auf die einzige Straße über Breslau zu leiten versuchte. Das wirre Durcheinander der deutschen Münzverhältnisse in Verbindung mit der ganz gewöhnlichen Verschlechterung des Münzgehalts kam noch hinzu. Ja die Kirche stellte sich mit ihrem kanonischen Recht, das vielfach, weil es den älteren wirthschaftlichen Verhältnissen entsprach, in das deutsche Recht Aufnahme gefunden hatte, der Entwicklung des Handels geradezu feindlich gegenüber. Sie schätzte von den Erwerbszweigen mittelalterlicher Anschauung gemäß den Ackerbau am Höchsten, den Handel am Geringsten, sie verwarf gänzlich auch den Eigennutz als Beweggrund wirthschaftlicher Arbeit und verbot infolge dessen kurzweg das Zinsnehmen von einem Geldkapital, hinderte also aufs Aeußerste die Anhäufung von Kapital, damit die Entwicklung des Kredits und somit überhaupt den wirthschaftlichen Fortschritt. Die Folge war zunächst die, daß die Juden, an das kirchliche Zinsenverbot nicht gebunden und von jedem anderen Erwerb durch Gesetz und Vorurtheil ausgeschlossen, sich des gesammten Geldwechsels und Handels bemächtigten und in ihren Truhen um so beträchtlichere Kapitalien sammelten, je höher bei der herrschenden Unsicherheit sie die Zinsen stellen mußten. So brachten sie nicht bloß einzelne Herren, sondern ganze Dorfschaften und Stadtgemeinden in Abhängigkeit und Noth und erregten gegen sich jenen tödtlichen Haß, der, aus kirchlichen wie wirthschaftlichen Motiven entsprossen, mehrfach, so im Beginne der Kreuzzüge, so beim Regierungsantritt König Karls IV. 1347, zu den blutigsten Verfolgungen und noch im fünfzehnten Jahrhundert zur fast allgemeinen Ausweisung der Juden führte. Jedenfalls haben sie aber die Entwicklung des Geldverkehrs wesentlich gefördert, und trotz des kirchlichen Zinsenverbots, das übrigens unter dem übermächtigen Drucke der Verhältnisse in seiner vollen Konsequenz nie aufrecht erhalten werden konnte, entwickelte sich auch in den Händen der Christen der deutsche Handel des fünfzehnten Jahrhunderts in mehr moderner Weise. Schon am Anfange desselben errichtete in Frankfurt a. M. der Rath vier Banken für Geldwechsel und Geldgeschäfte; 1498 konzessionirte Kaiser Maximilian I. eine solche in Nürnberg. Sehr Erhebliches trugen dann die großen Handelsgesellschaften in Süddeutschland zur Steigerung des Verkehrs und zur Entwicklung des Kredits bei. Die Bestrebungen dieser Gesellschaften richteten sich zunächst auf die Beherrschung des südländischen und orientalischen Verkehrs, dessen Betrieb bei der Kostspieligkeit der Waaren und ihres Transports wie dem großen Risiko einem Einzelnen kaum möglich gewesen wäre, dann auch auf den Aufkauf einheimischer Lebensmittel und den Betrieb der Bergwerke. Der große Gewinn lockte zahlreiche kleine Leute, Bauern und Handwerker, ihre Ersparnisse ihnen anzuvertrauen, wie Höchstetter in Augsburg einmal 1 Million Gulden an solchen Einlagen zu verzinsen hatte, und kolossale Vermögen bildeten sich damals. Die Fugger wurden einmal auf 63 Millionen Gulden geschätzt, Ambrosius Höchstetter machte mit 800,000 Gulden Passiva Bankerott. Bei demselben Hause gewann Bartholomäus Rem mit einer Einlage von 500 Gulden in sechs Jahren (1511—1517) 24,500 Gulden.


Jakob Fugger, der Jüngere.

Auch sonst kam Manches dem Aufschwunge des Handels zugute. Zwar die **Entwicklung des Postwesens** wollte noch nicht eben viel bedeuten, da fast nur Briefe befördert wurden. So hatte der deutsche Orden längst seine wohlorganisirte Reitpost, aber nur für seine Zwecke; so unterhielt Danzig Reiter und Läufer, die durch das ganze weitgedehnte Gebiet der Hansa gingen; so bestand schon seit dem vierzehnten Jahrhundert eine regelmäßige Postverbindung zwischen Augsburg und Venedig. Maximilian I. entwickelte dann besonders in dem wichtigen Durchgangslande Tirol das Postwesen und gab 1517 dem Hause Thurn und Taxis das Postregal für die Linie Wien-Brüssel.



Fresken vom Fuggerhaus in Augsburg.

Viel wichtiger war die außerordentliche Vermehrung des Vorraths an Edelmetallen durch die systematische Ausbeutung der österreichischen, ungarischen, böhmischen, sächsischen und Harzer **Bergwerke**. In Tirol brachte z. B. Schwaz eine jährliche Ausbeute von 300,000 Gulden, das erzgebirgische Schneeberg, 1471 fündig geworden, lieferte bis 1501 325,000 Centner Silber, Annaberg gab 1495—99 125,000 Thaler Ueberschuß, bis 1505 über 400,000 Gulden. Deutsche Bergleute arbeiteten in Ungarn, Frankreich, Spanien, Schottland.

Eben diese Verhältnisse, die Monopolisirung ganzer Geschäftszweige durch die Handelsgesellschaften wie die damalige außerordentliche Vermehrung des Edelmetallvorraths machten sich vielfach drückend in einer raschen Steigerung der Preise fühlbar, wie z. B. in Württemberg seit 1510 in wenigen Jahren der Wein um 49 Prozent, das Korn um 32 Prozent im Werthe stiegen. Die öffentliche Meinung machte dafür einfach die Gewinnsucht der großen Kaufherren verantwortlich; dieselbe war so mächtig, daß im Jahre 1512 der Kölner Reichstag die Handelsgesellschaften kurzweg verbot, übrigens ohne sichtlichen Erfolg;

sie äußerte sich ungestüm in der volksthümlichen Literatur wie auf der Kanzel; noch Ulrich von Hutten bezeichnete 1521 die Kaufleute als die schlimmste Sorte von Räubern, Alles Erscheinungen, wie sie mit großen wirthschaftlichen Umgestaltungen immer verbunden gewesen sind.

War die Bedeutung des deutschen Handels im Steigen, so war seine Ausdehnung wenigstens nicht geringer geworden; ja zunächst bewirkte die portugiesische Entdeckung des Seeweges nach Indien keine Verengerung, sondern eine Erweiterung des deutschen Handelsgebiets. Noch stand die Hansa groß und mächtig da, trotz der Schließung ihres Kaufhofes zu St. Peter in Nowgorod durch die Moskowiter im Jahre 1494, wo Waaren im Werthe von 960,000 Mark Silber in Beschlag genommen wurden, trotz der Feindseligkeiten der nordischen Reiche, ja selbst trotz des Abfalls der niederländischen Städte, der „Westerlinge", die mit den Nordländern verbündet den Ostseestädten, den „Osterlingen", schwere Konkurrenz zu machen begannen. Die Hansa behauptete immer noch, gestützt auf ihre großen Kaufhöfe in Bergen, Brügge und London, den altgewohnten Verkehr mit Norwegen, mit Flandern und England, mit Spanien und Portugal. Ihre großen, starken, hochbordigen „Koggen", von denen manche 1600, 1800, ja über 4000 Tonnen hielt, trotzten, gut bemannt und bewaffnet, allen Gefahren der wilden See wie feindlichem Angriff. Lübeck vornehmlich war immer noch, obwol es den Verkehr durch den Sund nicht zu hindern vermochte, der wichtigste Platz für den Umtausch russischer und skandinavischer Rohprodukte mit den Naturerzeugnissen und Industriewaaren des mittleren und westlichen Europa. Von 537 Schiffen die 1475 im Danziger Hafen einliefen, kamen 197 aus Lübeck. Danzig selbst sandte häufig in einem Jahre 600—700 Schiffe mit Getreide nach England, einmal, im Jahre 1481, gar 1100 Fahrzeuge derart nach den Niederlanden. 1474 waren 74 Danziger Schiffe in der „Baie" vor Nantes, dem großen Stapelplatz für den westeuropäischen Handel. In sechs Jahren, 1441—1447, zahlten die Holländer in Danzig über 12 Million Thaler an Zoll. Wiederum die Binnenstädte des deutschen Nordostens unterhielten, noch nicht gestört durch sperrende Zollgrenzen, einen schwunghaften Verkehr bis tief nach Polen und Ungarn hinein, ja bis nach Konstantinopel, theils als Vermittler für Südwestdeutschland, theils zum Vertriebe ihrer eigenen Produkte, namentlich Tuch und Leinwand.

Von Süd- und Westdeutschland aus bewegte sich ein lebhafter Verkehr nach Frankreich, den Rhein hinunter nach den Niederlanden, die Donau hinunter nach Ungarn, über die Alpen nach Venedig. Ulm nahm an Handelsabgaben um 1500 jährlich über eine halbe Million Gulden ein, Frankfurt vermittelte durch seine großen Messen den ober- und niederdeutschen Handel, Augsburg war der Hauptplatz für den italienischen Verkehr. In Venedig vor Allem hatten die Fugger, Welser, Paumgartner, wie die Kaufherren von Nürnberg und Köln ihre festen Kontore; im „deutschen Speicher", dem noch heute stehenden „Fondaco dei Tedeschi" am Canale grande, stapelten die Deutschen ihre Waaren auf und verkehrten dort. Im Jahre 1484 betrugen die Zolleinnahmen Venedigs für die nach Deutschland gehenden Waaren trotz zahlreicher Veruntreuungen 20,000 Dukaten, begreiflich, wenn einmal in einem Monat allein an Spezereien, Zucker u. s. f. für 140,000 Dukaten an die Deutschen verkauft wurden. Die Ausfuhr aus Venedig bestand vorwiegend aus Gewürzen, Südfrüchten, kostbaren Stoffen, Glas, die Einfuhr aus Metallen, Leder, Tuch, Leinwand, Pelzwerk.

Eben die Süddeutschen, die Augsburger Firmen voran, waren es, welche für Deutschland die Theilnahme an dem aufblühenden portugiesisch-afrikanisch-indischen Handel eroberten und besonders den Erträgnissen des deutschen Bergbaus dort gewinnbringenden Absatz sicherten. Im Jahre 1503 gründeten die Welser und andere Augsburger Häuser eine mit großen Vorrechten ausgestattete Niederlassung in Lissabon, und nahmen dann mit eigenen Schiffen an den Fahrten nach Indien Antheil; im Jahre 1504 begabte König Johann die deutschen Kaufleute in Portugal mit besonderem Gerichtsstande. So groß war der Aufschwung des deutsch-portugiesischen Verkehrs, daß einmal eine Handelsgesellschaft mit der Krone Portugal

ein Geschäft von 600,000 Gulden abschloß, ein andermal allein aus Lissabon 36,000 Centner Pfeffer, 24,000 Centner Zimmet ausgeführt wurden. Gewinn und Risiko entsprachen einander. Der Untergang eines mit Spezereien beladenen Schiffes führte den Fall des Hauses Höchstetter herbei, anderseits machten die Welser bei einer Fahrt nach Indien einen Gewinn von 175 Prozent, denn die Preisstellung in der Heimat war ganz in ihrer Hand.

Wohlstand. Wo so Handwerk und Handel wetteifernd zusammenwirkten, da mußte auch gediegener Wohlstand sich entfalten. Gern legten die Kaufherren der Städte ihn in liegenden Gründen, in Schlössern und Landgütern an, wie z. B. der bekannte Georg Emmerich in Görlitz bei seinem Tode im Jahre 1507 fünfzehn Dörfer oder Dorfantheile hinterließ.

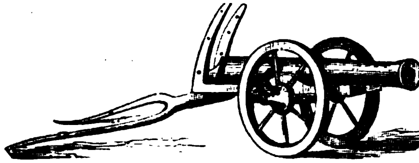


Der Stahlhof oder „der deutschen Hansen Stapelhof" zu London, im siebzehnten Jahrhundert. Nach Merian gezeichnet von Dr. O. Mothes.

Stattlich trugen die reichen Gemeinden ihn auch in großen Bauten zur Schau, in hochgethürmten Kirchen, deren das fünfzehnte Jahrhundert noch eine ganze Reihe entstehen sah, in schön gegiebelten Raths- und Zunfthäusern, schon auch hier und da in wohnlichen Privathäusern mit wohlverwahrten Glasfenstern und mannichfachem Hausrath, während früher das Behagen vielmehr außerhalb als innerhalb des eigenen Hauses gesucht und dies demnach nur dürftig ausgestattet, das Hauptgewicht auf Vorrathsräume und Geschäftslokale gelegt wurde. Allgemein war die Freude an prunkvoller, bunter Tracht, deren Moden kaum weniger häufig wechselten als heute, an kostbarem Schmuck, an geschmackvollen Waffen; nicht weniger fand die derbe Sinnlichkeit der Zeit Behagen an üppigen Gastereien, bei denen die Tische unter der Last starkgewürzter Gerichte beinahe brachen und einheimischer wie fremder, namentlich südländischer Wein, Rivoglio und Malvasier, in Strömen floß. Umsonst eiferten Kleider- und Speiseordnungen einer gestrengen Obrigkeit dagegen. „Welches Gastmahl giebt es bei euch", so ruft um 1450 der weitgereiste Aeneas Sylvius Piccolomini (später Papst Pius II.) den Deutschen zu, „in welchem man nicht aus Silber trinkt? Welche Frau, nicht

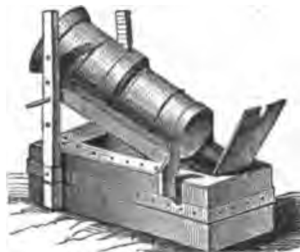
nur von Stande, sondern auch aus dem Volke, glänzt nicht von Gold? Was soll ich von den goldenen Ketten der Reiter und den goldgeschmückten Zügeln der Rosse reden, was von den mit Edelsteinen besetzten Schwerterscheiden, von den Ringen, Gürteln, Panzern und Helmen, die von Golde schimmern? Wievieles kostbare Geräth giebt es in den Kirchen, wieviele mit Perlen und Gold verzierte Reliquien, wie groß ist die Pracht der Altäre und ihrer Priester!"

Dem wachsenden Wohlstande, der dem verwöhnten Auge des Fremden so glänzend sich darstellte, entsprach auch das Wachsthum der städtischen Bevölkerung, wenn auch der heutige Maßstab daran nicht angelegt werden darf. Die Bevölkerung von Nürnberg berechnete man kurz nach 1500 auf 52,000 Seelen, ungefähr ebenso hoch die von Straßburg; Basel zählte 25,000 Einwohner; in Wien wird die Zahl der jährlichen Kommunikanten auf 50,000 angegeben. Danzig hatte schon im Jahre 1415 ungefähr 40,000 Einwohner, Lübeck um dieselbe Zeit sogar 80,000.



Bombarde aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Und nicht nur reich, auch wehrkräftig waren die deutschen Städte. In Wehr und Waffen vertheidigten die Bürger ihre gewaltigen Mauern und zogen gegen benachbarte Adelsburgen zu Felde; manche Stadt wußte auch ihre unterthänigen Bauern in eine streitfertige Miliz zu verwandeln, wie Nürnberg deren 10,000 Mann ins Feld stellen konnte. Die Kunst, mit dem Feuergewehr und dem schweren Geschütz umzugehen, war am frühesten in den Städten heimisch. „Wer die deutschen Zeughäuser gesehen hat", sagt Aeneas Sylvius, „der muß lachen, wenn er andere Waffenmagazine erblickt. So viele große Ballisten, Katapulten und Mauerbrecher, so viel eherne Geschütze von ungewöhnlicher Größe, die man Bombarden nennt, sind da zu sehen." Er findet weiter, die deutschen Knaben lernten eher reiten als reden, und „nicht nur die Edlen, sondern auch die Bürger geringeren Standes haben Rüstkammern in ihren Häusern und eilen bei unerwarteten Ueberfällen oder Alarmirungen sofort bewaffnet herbei." Da befremdet es nicht, wenn Lübeck mit Hamburg zusammen im Jahre 1420 einmal 800 Reiter, 2000 Mann zu Fuß nebst 1000 Schützen ins Feld stellte, wenn sechs Hansastädte im Jahre 1427 eine große Kriegsflotte mit 8000 Mann Besatzung gegen Dänemark in See gehen ließen, wenn das doch eben nicht bedeutende Görlitz im Jahre 1532 an Söldnern 333 Mann mit Geschütz und Heerwagen gegen die Türken sandte.



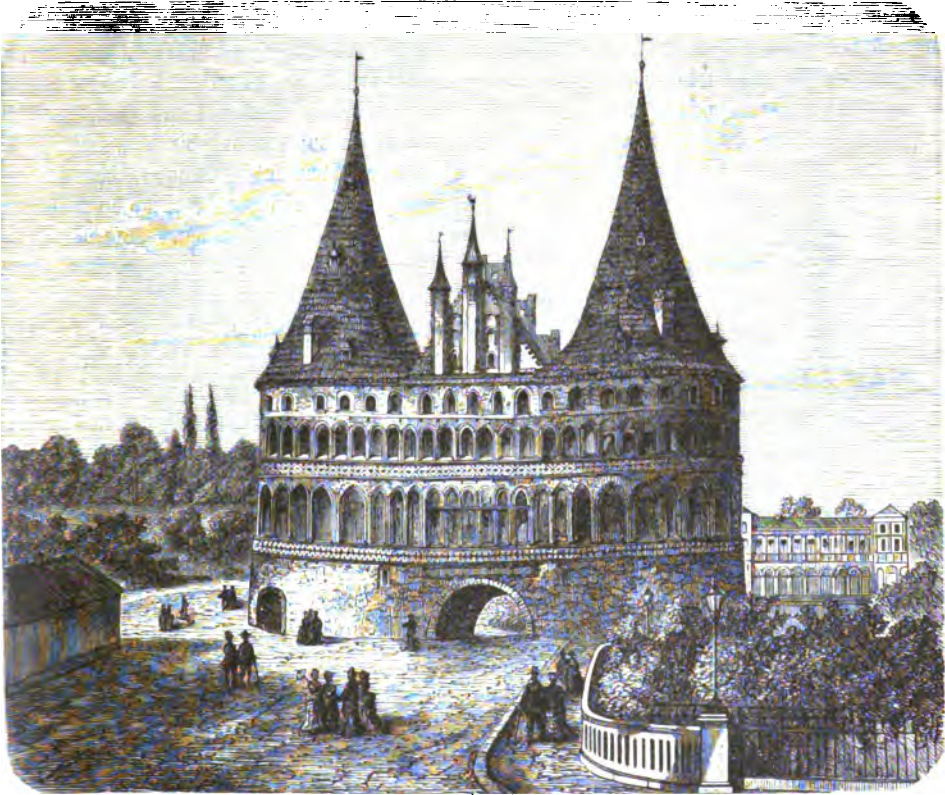
Alte schweizerische Gebirgskanone.

Wieviele anziehende Städtebilder ließen sich da nun im Einzelnen entwerfen! Da war am Rheine Straßburg, von dreifacher Mauer umgeben, wie Venedig durchflossen von zahlreichen schiffbaren Kanälen, überragt von dem herrlichen Münster, dessen vollendeter Thurm „sein Haupt in den Wolken verbirgt", ansehnlich durch stattliche Bürgerhäuser, „die zu bewohnen selbst Könige nicht verschmähen würden". Da breitete sich an der Donau mit weitgedehnten Vorstädten das behäbige Wien mit seinen hochgiebligen, steinernen, aber noch schindelgedeckten Häusern, seinem Stephansdome, von dem ein bosnischer Gesandter einmal sagte, der Thurm sei mehr werth, als das ganze Königreich Bosnien, seinen gut gepflasterten Straßen, auf denen sich ein übermüthiges, reiches, üppiges Leben entfaltete.

Da prangte weit im Norden das ehrwürdige und stolze Lübeck, von dem ein zeitgenössischer Dichter sagt:

„Lubeck aller stete schône,
von richer êre tragestu die Krône."

Weithin blickte damals wie noch heute das spitze Thurmpaar seiner gothischen Marienkirche über Land und Meer, auf den belebten, menschenerfüllten Markt neben dem mit Wappen und Laubengängen geschmückten Rathhause, dem Schauplatze so vieler Hansatage, auf das trotzige Holstenthor, erst 1477 vollendet, auf den schiffwimmelnden Hafen im Travestrome. Und weithin überall im Küstenlande, in Stralsund und Rostock, in Danzig und Riga, ragten die hochgethürmten Backsteinkirchen, noch jetzt stolze Denkmale der Frömmigkeit, des Reichthums und der ausdauernden Thatkraft unserer Altvorderen.



Das Holstenthor zu Lübeck.

Doch von keiner deutschen Stadt aus der letzten Zeit des Mittelalters ist uns ein so liebevoll und eingehend gezeichnetes Bild erhalten, wie dasjenige, welches des Humanisten Konrad Celtes kundige Feder von Nürnberg entworfen hat. Behauptete doch eben diese Stadt einen unzweifelhaften Vorrang vor allen anderen, so daß sie in der That beinahe als die Hauptstadt des damaligen Deutschland erscheinen kann, und so mag mit ihrem Bilde diese Schilderung deutschen Städtewesens geschlossen sein.

Schon wer sie von ferne sah, wie sie, im weiten Umkreise von dem alten Reichswalde umgeben, von der schmalen Pegnitz durchflossen, in sandiger Ebene sich erhob, umkränzt von doppelter Mauer, mit gegen 400 Thürmen hinter dem 20 Klafter breiten Wallgraben gelagert, der empfing einen prächtigen Eindruck. Dieser steigerte sich nur noch, wenn der Wanderer durch eines der sechs mächtigen Thore, über denen der vergoldete Reichsadler prangte, und die mit Fallgittern und Ketten wohl verwahrt waren, das Innere der Stadt betrat. Da lag im Norden auf hohem Sandsteinfelsen die alte Kaiserburg, überragt von dem uralten, schwarzen „Heidenthurme“ und dem schlanken Luginsland. Breite Straßen, weite Plätze, alle sauber und gut gepflastert, waren belebt von zahlreichen öffentlichen Brunnen, deren

Celtes 120 zählt, 23 Röhrbrunnen ungerechnet; dem „schönen Brunnen" auf dem Hauptmarkte widmet er eine genauere Beschreibung. Schattige Baumreihen auf der Insel Schütt inmitten der Stadt und auf der Hallerwiese draußen am Fuße der Burg luden zu Spaziergängen ein. Massiv in Stein aufgeführt prangten die Privathäuser mit zierlich vergitterten, oft blumengeschmückten Glasfenstern; im Innern glänzte schöner, oft kostbarer Hausrath und eine wohlausgestattete Rüstkammer. Ausführlich schildert Celtes die beiden Hauptkirchen zu St. Lorenz und St. Sebald, er rühmt die sieben Mönchs- und die beiden Nonnenklöster. Genauer berichtet er noch über die Verfassung und Verwaltung der Stadt, die uns freilich aus anderen Quellen noch besser bekannt ist als aus seiner Schilderung. Der Rath bestand seit etwa 1350 aus 42 Mitgliedern, nämlich 26 „Bürgermeistern", von denen 13 als Schöffen des Stadtgerichts fungirten, 8 „Genannten", d. i. Mitgliedern des weiteren, übrigens auch patrizischen Rathes, und 8 Handwerksmeistern. Doch fiel das Hauptgewicht durchaus auf die 26 „Bürgermeister", und unter diesen wieder auf die 7 „Aeltesten". Den drei „obersten Hauptleuten" waren die wichtigsten Aemter übertragen, den beiden „Losungern" die Finanzverwaltung, dem dritten das Kriegswesen. Nur einmal im Jahre trat der weitere Rath, die „Genannten", etwa 200 Männer, zusammen. Wie die Verwaltung, so lag auch die Gerichtsbarkeit in den Händen des Rathes oder mindestens des Patriziats, aus dem sich jener ausschließlich rekrutirte. Sehr streng war die Polizei über Maß, Gewicht und Münze, über Luxus und Ordnung in den Straßen. Bewundernswürdig erschien unserem Gewährsmann die Fürsorge für Arme und Kranke durch vier große Hospitäler, mehrere Krankenhäuser selbst für Aussätzige, Herbergen und zahlreiche fromme Stiftungen, nicht minder die Sorge für elternlose Kinder, die trefflichen Anstalten für die nöthige Verpflegung der Stadt im Falle einer Theuerung. In seinem Erwerbsleben war Nürnberg, ohne schiffbaren Fluß, ohne fruchtbare Umgebung, fast allein auf Handwerk und Industrie angewiesen. Ueberall schwirrten die Räder, klapperten Hammer und Meißel. Vor Allem die Pegnitz trieb zahlreiche Werke. Weithin gingen dann die Produkte Nürnbergischen Kunstfleißes, während die Stadt fast alle Lebens- und Genußmittel aus geringerer oder größerer Entfernung herbeizuschaffen hatte. Eben dies machte sie zu einem großen Mittelpunkte des Weltverkehrs, zu einer Stadt, „die Alles erfährt, was in Europa geschieht, und nichts verschweigt."

Industrielle Betriebsamkeit und weitumfassender Verkehr drückten auch der Bevölkerung ihren eigenthümlichen Charakter auf. Sie erschien dem Beobachter äußerlich einnehmend durch kräftige, dabei schlanke Gestalten und freundlichen Ausdruck, ihrem Wesen nach erfinderisch, betriebsam, sprachkundig, begierig nach Neuem, daher wechselnden Moden geneigt, gelegentlich wol herausfordernd im Auftreten. Die Frauen schildert er als sauber und anmuthig, entgegenkommend in ihrem Benehmen, als tüchtige Hausfrauen und sorgsame Mütter, aber auch wohlbewandert in geschäftlichen Dingen, gut unterrichtet, vielfach selbst des Lateinischen kundig als der Weltsprache jener Tage, in ihrer Tracht gegen die Erwartung einfach und prunklos. — So imposant und anziehend zugleich stellte sich einem Manne, der „mancherlei Städt' und Länder geschaut und Sitten erkannt hat", das alte Nürnberg am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts dar.

Doch dem hellen Lichte fehlte weder in Nürnberg noch anderwärts in deutschen Städten dunkler Schatten. So wohl geordnet die Verhältnisse überall erschienen, der alte Gegensatz zwischen Patriziat und Zünften war keineswegs ausgetragen; es gährte allerorten in den unteren Schichten der bürgerlichen Bevölkerung, zumal in jenen Städten, die das Unglück hatten unter dem „mehr als türkischen Joche" geistlicher Fürsten zu stehen. Doch diese Bewegungen hätten schwerlich viel bedeutet, wenn nicht das Aufsteigen fürstlicher Macht und bürgerlichen Reichthums in der großen Masse der Nation als die Ursache wachsenden Druckes empfunden worden wäre. Eben deshalb wurden die an sich konservativsten Elemente jedes Volks, der Adel und die Bauern, damals zu einer furchtbaren revolutionären Macht.



Eine Straße von Nürnberg im fünfzehnten Jahrhundert. Nach einem alten Stiche.

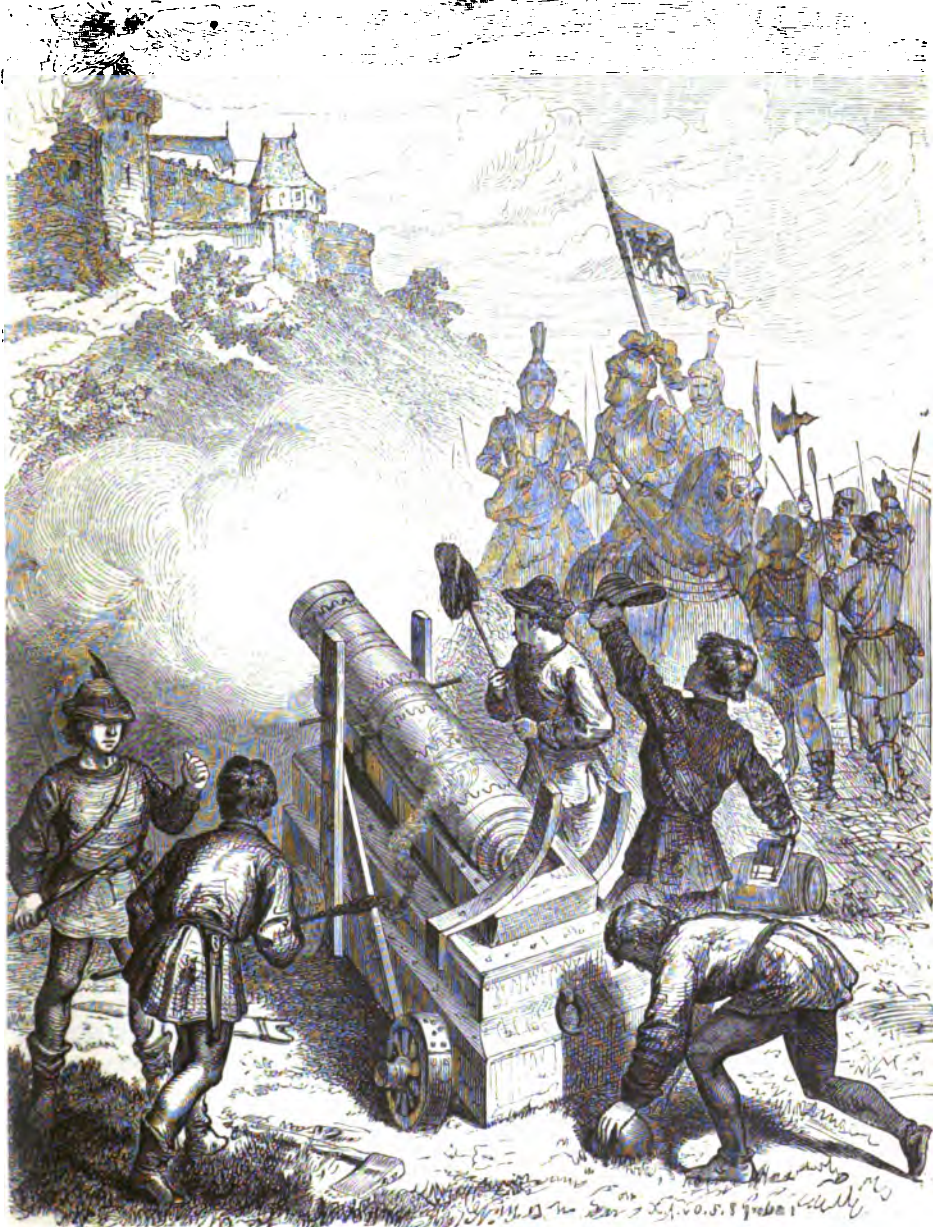
Der mittlere und niedere Adel. Sieht man von dem hohen Adel, den Reichsfürsten ab, so zeigte die ungeheure Mehrheit des deutschen Adels, die Reichsritterschaft des Südwestens wie der gesammte landsässige, den Fürsten lehnspflichtige Adel, alle Merkmale des entschiedensten Verfalles. Die furchtbaren Erfahrungen der französischen Ritterschaft gegenüber den Engländern und Vlamingen, der schwäbischen und österreichischen gegenüber den schweizerischen Eidgenossen, die Schmach endlich großer deutscher Heere im Husitenkriege hatten darüber belehrt, daß die schwere Panzerreiterei, wie sie der Adel darstellte, Jahrhunderte lang die Krone des Kriegsvolkes, nichts vermöge über ein standfestes, mit langen Speeren und Fernwaffen ausgestattetes Fußvolk. Seitdem spielte das geworbene Söldnerfußvolk der Schweizer und der deutschen Landsknechte, wie sie zuerst Kaiser Maximilian I. in seinen niederländischen Kriegen verwendet hatte, die Hauptrolle; die allgemeine Verbreitung der Pulvergeschütze und Handfeuerwaffen drückte die geharnischten Geschwader des Adels vollends in der Geltung herab, so schwerfällig die neue Erfindung im offenen Felde sich auch noch erwies. War seitdem jede leidlich befestigte Stadt den Kriegsmitteln des Adels unangreifbar, so hatte schon mehr als einmal das Gemäuer adliger Burgen die schreckliche Wucht bürgerlichen Geschützfeuers erfahren, und vor den Steinkugeln der „faulen Grete“ waren die Burgen des märkischen Adels gegenüber dem Hohenzoller Friedrich I. zusammengebrochen. Nur sehr wenige Edelleute waren finanziell in der Lage, ihre Schlösser mit der neuen höchst kostspieligen Artillerie auszurüsten, um so weniger, als auch in seinen wirthschaftlichen Verhältnissen der Adel in unaufhaltsamem Rückgange begriffen war. Seine Einkünfte von den meist schlecht bewirthschafteten Gütern blieben im besten Falle dieselben; der Wohlstand der Städte dagegen durch Handel und Gewerbe war beständig im Steigen, so daß das Werthverhältniß zwischen dem Grundbesitz und dem beweglichen Vermögen zu Ungunsten des ersteren sich verschob. Und doch schien es dem Edelmann (und vielleicht noch mehr seiner Frau) Ehrensache, in Kleidung und Schmuck nicht hinter dem „Krämervolk“ der Städte zurückzustehen. Sinnloser Luxus und unverständige Erbtheilungen verwüsteten allmählich eine Unmasse adliger Vermögen, ganze Reihen adliger Schildträger verarmten oder gingen zu Grunde, ihre Güter gingen an Stadtgemeinden oder einzelne Bürger über. „Von der costlichkeit der kleider komt es vil her“, sagt ein Zeitgenosse, „daß es so ser abwerts get mit dem adel in deutschen landen; sie wollen prunken als die richen kaufleute in den stedten tun, und wollen nit lyden, das die frauen und tochter der kaufherren besser und costlicher gecleidet sint, den ire frauen und tochter und sy selbs. Aber sie hant das gelt nit, was jhene hant.“ So verschwand damals ein großer Theil des westfälischen Adels; so gingen in Oberhessen in den letzten Zeiten des Mittelalters etwa 200 Ritterfamilien unter; so gab es in Bayern eine Menge Edelleute, die so ärmlich lebten wie die ärmsten Bauern; so besaß um 1510 das einzige Görlitz nicht weniger als 25 Dörfer, fast alle vorher in adligem Eigenthum, und um dieselbe Zeit standen in der Oberlausitz eine Menge adliger Güter zum Verkauf. Vollends von der feinen ritterlichen Sitte und Bildung der glänzenden Hohenstaufenzeit war auf den adligen Burgen am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts keine Spur mehr zu finden, die Leitung der geistigen Kultur längst in die Hände der Städter übergegangen. Wilde Jagden und wüste Saufgelage bildeten fast die einzige Unterhaltung der Burginsassen, die auf einsamem Felsen, in elenden Räumen zusammengedrängt hausten, wenn nicht eine Fehde mit irgend einer Stadt Abwechslung in das öde Einerlei und Aussicht auf lohnende Beute brachte. Denn das allgemeine Unbehagen, welches der Adel über seine Lage empfand, äußerte sich zunächst in einem unendlichen Haß gegen Bürger und Bauern. Ein fränkisches Reiterlied aus dieser Zeit läßt sich vernehmen:

„Kaufleut sind edel worden,
Das merkt man täglich wohl;
Dann kommt der Reiterorden,
Macht ihren Adel voll.

Heraus soll man sie klauben
Aus ihren fuchsnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben,
Dieselben Kaufleut gut
Um ihren Uebermut.

Wir hab'n uns das vermessen
Im edlen Frankenland;
Die Bauern wolln uns fressen,
Den Adel wohl bekannt.

Das wird Gott nit verhängen,
Wir wolln sie vor uns sprengen,
Sie wie die Säu' besengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Kopf den Galgen rührt."



Die faule Grete vor Friesach. Zeichnung von L. Burger.

Die wildesten, in ihrem Neid und Haß gegen die Bürger fast sinnlosen Edelleute wünschten geradezu Vernichtung aller städtischen Kultur, der Kriegszustand erschien ihnen als das naturgemäße Verhältniß beider Stände. Begreiflich, daß dieser Haß von der anderen Seite eben so ehrlich erwidert wurde. Ein Volkslied von dieser Seite sagt:

„Was soll man vil erzelen
Von dieser buben tat?
Berauben, brennen, stehlen,
Das ist ihr täglich prot.

Deshalb soll man nit baiten,
Jetz tut man strick beraiten,
Daran man wird belaiten
Die buben in gemain
Mit freud zum rabenstain.“

Und es blieb nicht bei diesen beiderseitigen Gefühlen. Der Krieg bildete nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis zwischen Adel und Städten die Regel. Denn tief eingewurzelt war die altgermanische Ueberzeugung, jeder freie Mann sei befugt, sein wirkliches oder vermeintliches Recht in offener Fehde wider den Schädiger zu suchen; sie galt für ehrlich, sobald der Absagebrief rechtzeitig dem Gegner, also in den meisten Fällen einer Stadt, übersandt worden war. Dann hielt die bedrohte Gemeinde gute Wacht auf Mauern und Thürmen, legte Bewaffnete in die ausgesetzten Dörfer und Landsitze und ließ ihre Reiter streifen, um den Fehdesüchtigen nachzuspüren und die bedrohten Waarenzüge zu schützen. Von der andern Seite konnte man fast nie daran denken, die feste Stadt selbst anzugreifen; wohl aber überfielen die feindlichen Reiterhaufen, Edelleute und geworbene Knechte, den Kaufmann auf der Landstraße, raubten seine Ballen, warfen ihn in finsteren Kerker, bis er Lösegeld zahlte, oder sie setzten den Bauern der städtischen Dörfer den rothen Hahn aufs Dach, erschlugen die Männer und trieben die Viehherden fort. Es war im Ganzen ein elender Verderb von Land und Leuten, ohne irgend welche Aussicht auf rasche Entscheidung. Wohl aber wuchs die Erbitterung, und von den feindlichen Edelleuten, die den Bürgern in die Hände fielen, entgingen nur sehr wenige dem Galgen oder dem Henkerschwert. Endlich machte vielleicht ein Vergleich dem wüsten Handel ein Ende, meist zum Nachtheil der Stadt, weil sie ungleich mehr als ihre adligen Gegner zu verlieren hatte.

In solchem Treiben kamen ritterliche Männer empor, wie Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen, Hans von Selbitz, Mangold von Eberstein, Charaktere und Existenzen, wie sie in keiner andern Zeit möglich gewesen wären, in ihrer Stellung zum Theil über die Schranken ihres Standes hinausgewachsen, wie denn Sickingen eine fast fürstliche Macht erwarb, in ihrem Wesen ein wunderliches Gemisch von persönlicher Ehrenhaftigkeit, ja Hochherzigkeit, hartem Egoismus und gefühlloser Roheit, denen wir von unserem sittlichen Standpunkte aus unmöglich gerecht werden können; denn Vieles, was wir schlechthin verdammen müssen, fand jene Zeit gerechtfertigt oder wenigstens entschuldbar. Sickingen, auf dem Landstuhl bei Kaiserslautern und der Ebernburg unweit Kreuznach gesessen, begann im Jahre 1515 eine Fehde mit der Reichsstadt Worms aus keinem andern Grunde, als weil ein von dort ausgewiesener und mit Konfiskation seines Vermögens bestrafter Notar ihm einige Forderungen an Wormser Bürger abgetreten und der Rath zwar sich zu gerichtlicher Verhandlung erboten, aber die sofortige Auszahlung der Summe verweigert hatte. Ohne Fehdebrief warf der Ritter dreißig zur Messe nach Frankfurt ziehende Kaufleute aus Worms bei Oppenheim nieder und sandte erst dann der Stadt seine Absage. Unbekümmert um die Acht des kurz vorher eingesetzten Reichskammergerichts wie um die Versuche des Kaisers, den oberrheinischen Kreis gegen ihn in Waffen zu bringen, bedrängte Sickingen drei Jahre lang Worms durch verheerende Raubzüge, unterstützt unter Anderen auch durch den Ritter Götz von Berlichingen „mit der eisernen Hand“, der seinen ritterlichen Ruf wenige Jahre zuvor durch die Fehde gegen Nürnberg begründet und im späten Alter sich und dem ganzen Treiben seines Standes in seiner Selbstbiographie ein Denkmal von unnachahmlicher Naivetät gesetzt hat.

So sah es allerorten in deutschen Landen aus. Unzweifelhaft war der bei weitem größte Theil des deutschen Adels ein Verderb der Nation, völlig begreiflich deshalb der bittere Haß der Bürgerschaften, berechtigt das Streben der größeren Fürsten, die Selbstständigkeit des ganzen Standes, vor Allem der Reichsritterschaft, in deren Mißbrauch er sich und andere verdarb, einzuschränken, zu vernichten. Doch je mehr dies hervortrat, desto mehr sah der Adel sich auf die Bahnen der Gewalt gedrängt.

Die Bauern. Viel gefährlicher noch war es, daß weithin durch Deutschlands Gauen die dumpfe Gährung im Bauernstande immer mehr zu gewaltsamem Ausbruche trieb. Die verschiedensten Ursachen wirkten dazu mit.



Raubritter überfallen reisende Kaufleute. Nach L. Burger.

Von jeher war ein großer, vielleicht der größte Theil der deutschen Bauern in sehr mannichfacher Form von größeren Grundherren abhängig gewesen. Am Ende des Mittelalters aber war der ganze Stand in Unterthänigkeit gerathen; nur in wenigen Gegenden hatten sich freie Bauernschaften behauptet, so vor Allem in der Schweiz, in Tirol, wo sie sogar den Landtag beschickten, und in den holsteinischen Dithmarschen, deren handfeste Bauern noch im J. 1500 das holsteinische Ritterheer des Königs Johann von Dänemark

in der Mordschlacht bei **Hemmingstedt** am Dusendbüvelswarf vernichteten. Doch dies waren seltene Ausnahmen. Im Uebrigen lassen sich drei wesentliche Stufen der Abhängigkeit unterscheiden, obwol sie vielfach in einander übergingen.

Die **Zinsbauern** lebten in einem fest begrenzten Vertragsverhältniß als Eigenthümer ihres Grundes; sie leisteten der Schutzherrschaft einen gewöhnlich sehr mäßig bemessenen Zins meist in Naturalien, wie Eier, Hühner, Schweine und dergleichen mehr, zu bestimmten Terminen; ihre Gemeinden regierten sich im Ganzen selbst; der vom Herrn ernannte Schulze hegte das Dorfgericht mit ein paar Schöffen über kleinere Sachen, und die gemeine Mark oder die Allmende, d. i. der in Gemeinbesitz verbliebene und deshalb unangebaute Theil der Dorfflur (Wald, Weide, Wasser) stand für eigenen Bedarf jedem einzelnen Gemeindegenossen zu freier Benutzung, so daß er Holz schlagen, das Vieh auf die Weide treiben, fischen und jagen durfte.

Die **Hörigen** dagegen bewohnten und bebauten Grund und Boden ihres Herrn, waren zu stärkeren Leistungen an Naturalien und zu Frohndiensten auf dem herrschaftlichen Gute verpflichtet und auch sonst mannichfach gebunden, z. B. verhindert, ihr Gut ohne Erlaubniß des Herrn zu verlassen, und gezwungen, ihre Kinder dem Grundherrn eine Zeit lang zum Gesindedienste zu überlassen. Die Nutzung der gemeinen Mark war ihnen wol gestattet, aber nur gegen Zins.

Endlich die **Leibeigenen** waren, was der Name sagt, Sklaven ihres Herrn, an die Scholle gefesselt und mit dieser verkäuflich, im Ganzen hart gehalten und zu „ungemessenen" Diensten und Leistungen verwandt. Indeß wog diese Form der Abhängigkeit keineswegs vor, und das läßt sich im Allgemeinen als Regel aufstellen: die milderen Formen der Unterthänigkeit herrschten im Süden und Westen, die härteren im Osten, wo die Unterwerfung slavischer Bevölkerung unter deutsche Herrschaft größeren Druck hervorgebracht und schließlich auch auf die Behandlung der eingewanderten deutschen Bauern hinübergewirkt hatte.

Alles in Allem betrachtet war der deutsche Bauer des Mittelalters keineswegs das geplagte Lastthier, zu welchem er besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege erniedrigt worden ist. Zwar am öffentlichen Leben in größeren Verhältnissen nahm er keinen Antheil, aber seine Gemeindeangelegenheiten durfte er meist frei besorgen; und waren die Leistungen nicht allzu drückend und die Herrschaft wohlgesinnt, so konnte er zu ansehnlichem Wohlstande gelangen. Denn Landbau und Viehzucht blühten, wenn auch fast durchgängig die Dreifelderwirthschaft noch vorherrschte und also ein großer Theil der Dorfflur, ganz abgesehen von der gemeinen Mark, als Weide liegen blieb; nur in den nördlichen Küstenlandschaften und in den Alpen blühte die Feldgraswirthschaft mit Vorwiegen der Viehzucht; am Unterrhein und in Flandern trieb man sogar bereits Fruchtwechselwirthschaft. Einsichtige Grundherren, wie namentlich kirchliche Herrschaften, leiteten ihre Wirthschaften in großartigem, sorgfältig geregeltem Betriebe, wie ihn das Wirthschaftsbuch des Nikolaus Engelmann, der von 1495—1516 dem kurmainzischen Hofe in Erfurt vorstand, in trefflicher Weise vergegenwärtigt. Selbst die Hörigen und Leibeigenen, die auf dem Hofe als Tagelöhner verwendet wurden, hatten, meist reichlich, namentlich mit derber Fleisch- und Gemüsekost verpflegt und nicht schlecht bezahlt, eine auskömmliche Existenz.

Darüber stimmen denn nun auch alle Berichte überein: der Wohlstand der Bauern war am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nicht etwa im Sinken, sondern im Aufsteigen, und mit ihm ihr Selbstgefühl. Im üppigen Aufwande bei Festtafeln, in reicher Tracht und kostbarem Schmuck thaten es viele Bauern den städtischen Patriziern gleich, den Landjunkern oft zuvor. Die Altenburger Bauern, noch jetzt wohlhäbig, trugen Mützen aus Bärenpelz, Korallenketten mit Goldstücken und seidene Bänder, die pommerschen trugen „nur englisch und ander gut gewandt", die elsässischen machten nach des Straßburgers Wimpheling Versicherung oft solchen Aufwand bei Kindtaufen und Hochzeiten, daß man dafür ein Haus oder ein Ackergütchen hätte kaufen können.



Bäuerliches Fest im sechzehnten Jahrhundert. Zeichnung von H. Vogel.

„Sie sind grob, stolz, unnütze,
Treiben jetzt die größte Pracht“ ꝛc.

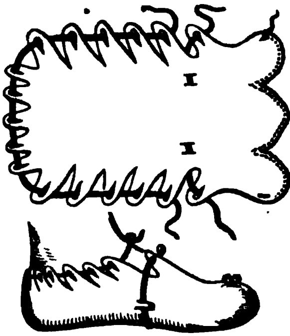
sagt ein Volkslied von den Bauern, und ein Nürnberger Fastnachtsspiel faßt kurz und bündig das Ergebniß vieler Beobachtungen in die Worte zusammen: „Die Pauerschaft hochsteiget, und ritterschaft niedersteiget.“ Aber nicht nur der wachsende Wohlstand steigerte das bäuerliche Selbstgefühl, auch der Landsknechtsdienst, vornehmlich der süddeutschen Bauern. Wer vielleicht jahredurch in Italien oder Frankreich gefochten, Schlachten gewonnen und Städte geplündert, als Herr über zitternde Besiegte durch die Gewalt des Schwertes sich gefühlt hatte, wer jetzt in Sammt und Seide einherprunkte, auf den Hut die kostbare Feder steckte und um den Hals die goldne Kette schlang, der war schwerlich geneigt in der Heimat vor dem Edelmann seinen Nacken zu beugen, und dessen Beispiel mußte, wenn er prangend, von gaffender Jugend umringt, in seinem Dorfe einzog und seine Hellebarde vor dem Wirthshause in die Erde stieß, auch die Landsleute mit ähnlichem Selbstgefühl erfüllen. Nicht nur militärisch, sondern auch gesellschaftlich wurden diese Landsknechte die gefährlichsten Gegner des Adels.

Auf diesen im Ganzen wohlhäbigen, mit starkem Selbstgefühl erfüllten Bauernstand legte sich nun gesteigerter Druck der Grundherrschaften. Je weniger der Edelmann mit dem Bürger in Lebensweise und Auftreten Schritt zu halten vermochte, je höher zugleich die fürstlichen Steuerforderungen sich stellten, desto mehr versuchte er an seinen Bauern sich zu erholen. Größere Herren, namentlich geistliche Fürsten, verfuhren nicht anders, hier und da schon von römisch-rechtlichen Anschauungen geleitet, die nur Kolonen und Sklaven kannten und auf die deutschen Verhältnisse gar nicht paßten. So begannen die Grundherren allerorten die bäuerlichen Lasten zu steigern, die Rechte und Freiheiten zu verkürzen. Namentlich die gemeine Mark, unentbehrlich für die ganze Wirthschaft jener Zeit, und besonders den Wald mit dem Jagdrecht nahmen sie als ihr Eigenthum in Anspruch und gestatteten eine beschränkte Benutzung, wenn überhaupt, nur gegen Zins. So verfuhr der Fürstabt von Kempten gegenüber der gleichnamigen Reichsstadt, welcher noch ausgedehnte Rechte an den Stiftswaldungen, als Ausfluß der gemeinen Mark, zugestanden. So nahm der Rath von Görlitz dem Dorfe Langenau das bis dahin gegen Forstzins behauptete Nutzungsrecht in der Heide (1506). Derselbe Fürstabt drückte systematisch die freien Zinsleute des Stiftes zu Leibeigenen herab. Höchst nachtheilig wirkte insbesondere die leidenschaftliche Jagdlust der Fürsten und Herren. Pfalzgraf Friedrich I. legte sich auf den Rath seiner römischen Juristen das Obereigenthumsrecht über sämmtliche Waldungen seines Landes bei. Ulrich von Württemberg bedrohte im Jahre 1517 jeden, der in fürstlichen Waldungen mit Schießgewehr betroffen werde, auch wenn er nicht schieße, mit Blendung. Nicht weniger wurde streng gestraft, wer einen Hirsch oder ein Wildschwein, die seinen Acker verwüsteten, niederschoß; dazu wurden den Bauern schwere Jagdfrohnden aufgebürdet. Ohnehin wurden die landesfürstlichen Steuern, die der Adel mit bewilligte, fast stets auf die Bauern abgewälzt. So allgemein und heftig sind die Klagen über Verkürzung der Rechte und Steigerung der Lasten, daß an ihrer allgemeinen Begründung kein Zweifel bestehen kann. Rohe Mißhandlung der Person verstand sich bei der Roheit des damaligen Adels ganz von selbst.

Da war es nur natürlich, daß längst vor dem großen Bauernkriege vielfach bereits lokale Unruhen sich zeigten, oder wo es dazu nicht kam, Brandstiftungen und Mordanschläge die wachsende Erbitterung verriethen. Zeigte doch das Beispiel der Husiten und mehr noch der freien Schweizer, was bäuerliche Kraft zu leisten vermöge. Solchen Unruhen lagen nun zunächst lediglich lokale Beschwerden, nicht allgemeine Motive zu Grunde. So erhob sich im Jahre 1432 ein Bauernaufstand um Worms gegen die Wucherzinsen der Juden, so 1462 im Erzstift Salzburg gegen drückende Steuern. Auch die Erhebung der Bauern um Kempten im Jahre 1492 galt nur der Behauptung oder Wiederherstellung der alten Rechte. Schon aber wurde dazwischen eine sozialistische Strömung sichtbar, welche nicht der Beseitigung

einzelner Uebelstände galt, sondern auf den Umsturz alles Bestehenden und eine ganz neue Ordnung der Dinge hinstrebte. Husitische Lehren waren es, die auch in Deutschland dergleichen radikal-revolutionäre Bestrebungen hervorriefen. Im Jahre 1476 tauchte plötzlich im Würzburgischen Gebiete ein geistig beschränkter, aber von mystischen Anschauungen erfüllter junger Mann, Namens Johannes Böhm, auf. Umringt von Tausenden, die aus Bayern, Schwaben, vom Rhein, aus Hessen, Thüringen, Sachsen herbeiströmten, predigte er in Nicklashausen den Sturz aller bestehenden weltlichen und geistlichen Ordnung, die gleichmäßige Vertheilung der Güter, Gemeinsamkeit vor Allem von Wald, Wasser und Weide, Ermordung aller Priester u. s. w. Zwar wurde Böhm verhaftet, um später den Feuertod zu sterben, und die regellosen Haufen, die zu seiner Befreiung gegen Würzburg zogen, stoben vor den Geschützen der Marienburg aus einander, aber die sozialistischen Gedanken wucherten unter dem deutschen Landvolke fort und prägten seinen Bewegungen einen prinzipiellen, radikalen Zug auf, den sie bisher durchaus noch nicht gehabt hatten.

Geheime Bünde. War der Aufruhr von Nicklashausen infolge seines phantastischen Charakters rasch zusammengefallen, so führte sechzehn Jahre später (1492) die steigende Erbitterung zu einer weitverzweigten Verschwörung am Oberrhein, die entdeckt und mehrfach bestraft, doch niemals wirklich unterdrückt werden konnte und den großen Bauernaufstand der Jahre 1524—1525 vorbereitete. Sie zeigt zum ersten Mal eine höchst gefährliche Verbindung des ländlichen mit dem städtischen Proletariat und bezweckte auch eine politische Umwälzung. Ihr Zeichen war der Bundschuh, d. i. der mit Bändern oder Riemen zusammengehaltene Schuh der Bauern, den um dieselbe Zeit die Kemptener Rebellen auf die Stange steckten, ihr Haupt war Hans Ullmann, der Bürgermeister von Schlettstadt im Elsaß; ihre Forderungen gingen auf Ausplünderung oder gar Ausrottung der Juden, Aufhebung aller Schulden, Abschaffung des geistlichen Gerichts und Ersatz desselben durch Volksgerichte, Aufhebung drückender Zölle, aber auch schon auf Abschaffung aller Klöster.


Der Bundschuh.

Die Sache wurde entdeckt und unterdrückt, aber 1502 tauchte plötzlich der „Bundschuh“ im Bisthum Speier von Neuem auf; 7000 Mann waren damals verschworen, eine allgemeine Erhebung des Landvolks am ganzen Oberrhein war beabsichtigt. Diesmal stand neben den alten Forderungen auch die Freiheit der gemeinen Mark und die Aufhebung von Steuern, Zinsen und Zehnten auf dem Programm, ja sogar das rein politische Verlangen nach dem deutschen Einheitsstaate unter der kaiserlichen Monarchie. Wiederum wurde die Empörung vereitelt, aber einer der Leiter, Joß Fritz, überzog von der Gegend von Freiburg i. Br. aus das ganze Land bis Speier hinab, bis nach Württemberg und ins Elsaß hinein mit einem dichten Netze von Verschwörungen; Hausirer und Bettler trugen die Bewegung von Ort zu Ort; in zwölf Artikeln waren die Forderungen formulirt, im Wesentlichen die früheren, aber diesmal motivirt mit Berufung auf die Bibel, so daß sie als Ausfluß der göttlichen Wahrheit, ihre Verfechtung demnach als religiöse Pflicht erschienen, fast in husitischer Weise. Dabei rechnete man auf den Beistand der nahen Schweizer. Aber dieser kam nicht, und im Oktober 1513 wurde der Bund abermals unterdrückt. Doch Joß Fritz entfloh und setzte seine Aufwiegelung fort.

Ein Jahr später erhob in Württemberg der „arme Konrad“ sein Haupt, der wenigstens im Anfange Land und Städte vereinigte. Zwar hatte hier die Bewegung zum großen Theil nicht soziale Gründe, sondern richtete sich im Wesentlichen gegen die Mißwirthschaft des Herzogs Ulrich; aber die Beschwerden über die Entfremdung der gemeinen Mark und die Härte der Forstgesetze treten doch auch hier hervor, daneben zum ersten Mal die Klagen

über die Mißstände der römischen Rechtspflege. Erreicht wurde dort für die Bauern eben so wenig als sonst, vielmehr der Aufstand durch die Besetzung und Plünderung Schorndorf's und zahlreiche Blutgerichte niedergeworfen, aber die Gährung dauerte auch hier fort.

Einen viel gefährlicheren Charakter noch gewann der fast gleichzeitig ausbrechende Aufstand des Landvolks im innern Oesterreich, der schon ein Bauernkrieg genannt werden kann. Die Verwüstungen der Türkeneinfälle und die Steigerung der gutsherrlichen Forderungen infolge der Kriegslasten wirkten hier zusammen mit dem Beispiele des greuelvollen Kuruzen- und Zabanzenkrieges im nahen Ungarn (1514).

Der Bauernkönig Dozsa. Das Landvolk, welches in den südlichen Theilen Ungarns gegen die Türken aufgerufen worden war, blieb beisammen und wandte sich unter der Führung des tüchtigen Dozsa gegen seine adligen Unterdrücker. Bei mehrfachen Zusammenstößen, vornehmlich bei Czanad, nahm es blutige Rache an dem wider die Bauern zu Felde gezogenen Adel. Es wäre diesem nicht so leicht gelungen, seinen Gegner zu Paaren zu treiben, wenn nicht der zu Hülfe gerufene kriegerische Großfürst Zapolya von Siebenbürgen sich gegen den mächtigsten Haufen der aufständischen Kuruzen unter Dozsa selbst gewandt und den „Bauernkönig“ niedergeworfen hätte. Dozsa büßte den Versuch, für seine Landsleute bessere Zustände herbeizuführen, auf einem glühend gemachten Eisenthrone, auf welchem ihn der fürchterliche Szeklerfürst zu Tode martern ließ.



Der Bauernkönig Dozsa auf dem glühenden Eisenthrone.
Zeichnung von G. Reßel.

Aber auch in anderen Theilen der habsburgischen Staaten sah man schon 1512 den hellen Aufstand vor der Thür; drei Jahre darauf erhob sich zuerst um Gottschen in Krain das deutsche, dann, unter dem Feldgeschrei: „Stara pravda“ (das alte Recht) auch das slavische Landvolk. Reißend schnell ergriff die Empörung ganz Krain, Untersteiermark und Unterkärnten; auch die kleinen Städte, selbst der niedere Klerus, fielen der Sache der Bauern als einer „gottgefälligen“ zu. Dutzende von Burgen, selbst das feste Schloß von Cilli, fielen, vielfach unter blutigen Greueln, in ihre Hände. Friedliche Vermittlung, wie sie namentlich Kaiser Maximilian wollte, schlug fehl; erst dem bewaffneten Eingreifen des Adels unter Georg von Herberstein, Sigmund von Dietrichstein und Hans von Auersperg gelang es im Sommer 1515 nach harten Kämpfen des Aufstandes Herr zu werden; aber umsonst drangen die landesherrlichen Kommissare auf Abhülfe der begründeten Beschwerden, und so glimmte auch hier das Feuer unter der Asche fort.

Aus Allem ist ersichtlich, daß mehrere ganz verschiedene Strömungen in einem Bette sich zu sammeln begannen. Das Streben nach der Wiederherstellung der alten Markrechte, nach der Erleichterung oder Abschaffung der bäuerlichen Lasten überhaupt verbindet sich mit völlig revolutionären, sozialistischen Tendenzen. Dazu treten dann eine Reihe rein politisch-kirchlicher Forderungen, und mehr und mehr beginnt man das ganze Programm auf die biblische Lehre zu stützen, auf gottgebotenes Recht sich zu berufen. Damit wurde der Bewegung eine unabsehbare Aussicht eröffnet.

Begreiflich war es nun freilich, wenn durch solche Erfahrungen der Haß der herrschenden Stände gegen die Bauern mehr und mehr anschwoll. Erschien ihnen doch der seiner ganzen Natur nach konservativste Stand des Volkes als der revolutionärste! Die zeitgenössische Literatur, so weit sie vom Adel und den städtischen Patriziern beeinflußt ist, wird denn auch nicht müde, den Landmann zu verspotten. Er ist die komische Figur in Volksliedern und Fastnachtsspielen: grob, unnütz, üppig, Flegel, Ackertrappen, so lauten die Liebkosungen, mit denen man ihn überschüttet. Der große Satiriker Sebastian Brant jammert in seinem „Narrenschiff“ über die Hoffahrt der Bauern und erkennt als Grund derselben ganz richtig den gesteigerten Wohlstand; konsequenter Weise ist deshalb der Züricher Felix Hemmerlin der Meinung, es wäre gut, wenn ihnen alle fünfzig Jahre etwa Haus und Hof abgebrannt würden, damit sie nicht zu üppig würden. Derselbe Schriftsteller faßt denn auch äußerlich den Rusticus, der im Dialog den Bauernstand gegenüber dem Ritter vertritt, als Inbegriff alles Unschönen, Widerwärtigen und Rohen. Dem entgegen macht endlich der Rusticus seinem Grimme über die ritterlichen und fürstlichen Gewaltthaten Luft und bricht zum Schlusse in die racheathmenden Worte des Psalmisten aus: „Gieße Deine Ungnade auf sie, und Dein grimmiger Zorn ergreife sie. Ihre Wohnung müsse wüste werden und sei Niemand, der in ihren Hütten wohne. Denn ich weiß, der Herr wird des Elenden Sache und des Armen Recht ausführen!“

So war auf der andern Seite die Stimmung. Wie deshalb die Vertreter der bisherigen Ordnung die Bauern fürchteten als die revolutionäre Kraft, welche sie aus ihren Angeln heben könnte, so sahen alle diejenigen, die jene Ordnung und die auf ihr beruhenden Zustände für ungerecht hielten, und ihre Zahl war groß, mit unverhehlter Hoffnung auf die am meisten von ihnen gedrückten Bauern als auf die Werkzeuge der Reform oder auch der Revolution. Prophezeiungen und astrologischer Wahn bestärkten darin. Allgemein war der Glaube an die Wiederkehr Kaiser Friedrich's II. als eines erbitterten Pfaffenfeindes und Freundes des „armen Mannes.“ Schon im Jahre 1456 schien ein Komet auf Erniedrigung der Gewaltigen, Erhöhung der Niedrigen zu deuten; die zahlreichen illustrirten Kalender trugen solche Anschauungen in jede Hütte. Da wird nun die längst vorhandene, schon aus der Zeit des Baseler Konzils (1431—1449) stammende Schrift: „König Sigismunds Reformation“ zur „Trompete des Bauernkrieges“. Der unbekannte Verfasser erstrebt vor Allem eine gründliche Reform der Kirche, worauf noch später näher einzugehen sein wird, aber auch Umbildung der sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse; doch er verzweifelt an der friedlichen Durchführung: „Hülfe kann nur durch Gotteskraft und das weltliche Schwert werden.“ Dies Schwert aber sollen „die Gemeinen“ führen. Nicht nur der Bauernstand, auch die Bürger sind unter den „Gemeinen“ zu verstehen. Denn Stadt und Land müssen gleichmäßig „reformirt“ werden. Die Leibeigenschaft und alle Unterthänigkeit ist aufzuheben, da alle Menschen durch die Erlösung frei geworden sind. Der Bann (d. i. der private Besitz) von Wald, Wasser und Feld, die Zehnten und Zinsen müssen fallen. In den Städten sind die Zünfte und die großen Handelsgesellschaften abzuthun; Preise und Löhne müssen fixirt werden. „Es setzt sich Niemand wider die göttliche Ordnung denn die Gelehrten, Weisen und Gewaltigen, die Kleinen aber rufen und schreien Gott an um Hülfe und um eine gute Ordnung.“ Deshalb sollen sie „es kecklich angreifen, fröhlich zuschlagen, alles Unheil zerstören, das Schwert brauchen. Die Zeit der christlichen Freiheit ist gekommen.“

Waren die „Kleinen“, voran die Bauern, zur Durchführung der Umgestaltung berufen, so lag es sehr nahe, aus dem „armen Manne“ ein Ideal aller Vortrefflichkeit zu machen. Sowol vom sittlich-religiösen, als vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus wurde die Arbeit des Landmanns als eine ganz besonders verdienstliche betrachtet, von jenem, weil in Brot sich Christi Leib beim Abendmahle verwandle, von diesem, weil der Ackerbau alle Stände ernähre.

„Ich lob dich, du edler baur, für alle Herren auf erden;
für alle creataur, der kayser muß dir gleich werden“,

so feiert der Nürnberger Hans Rosenplüt in „Des Bauern Lob“ die ländliche Arbeit.

Gährung auf allen Gebieten. Eine gewaltige Gährung also hatte die unteren Schichten der städtischen wie der ländlichen Bevölkerung ergriffen. Und wie sie, so bäumte sich der Adel gegen die bestehende oder sich entwickelnde Ordnung. Aber beide revolutionäre Elemente waren in grimmiger Feindschaft von einander geschieden und konnten unmöglich zu einem Ziele mit einander wirken. Und wie Adel und Bauern einander entgegenstanden, so stand wieder jener gegen Fürsten und Städte, wie die Fürsten ihrerseits alle Stände beinahe sich verfeindet gegenüber sahen. Alle Stände unter einander entzweit, jede Hand wider die andere, das war das bezeichnende Merkmal des Zeitalters.



Sebastian Brant. Nach einem Bildniß in Reusner's „Icones“.

Die Reichsgewalten. Nur eine starke Monarchie wäre im Stande gewesen, die feindlichen Gegensätze zu versöhnen, die Revolution zu verhindern durch die Reform. Es war das Unglück Deutschlands, daß es keine solche Monarchie, ja kaum noch eine feste Reichsordnung besaß.

Das Königthum hatte diese Bedeutung längst nicht mehr; ja es war, seitdem es mit dem Jahre 1437 thatsächlich in den erblichen Besitz des Hauses Habsburg übergegangen war, kaum noch ein nationales Institut. Hatte schon die Verbindung mit dem römischen Kaiserthum, das, wenn auch nur dem Worte nach, den Anspruch auf die Weltherrschaft in sich schloß, die nationale Königsgewalt ihrer nächsten Bestimmung entfremdet, so drohte jetzt die ausgreifende Hauspolitik Maximilians I., der nicht nur die alten burgundischen Reichslande, sondern auch Ungarn und die spanische Monarchie seiner Familie zu gewinnen strebte, den Träger der Kaiser- und Königskrone vollends von einer wahrhaft deutsch-nationalen Politik abzuziehen. Und diese hätte ihm vor Allem die Neubegründung einer festen Reichsgewalt zur Pflicht gemacht. Denn eine solche existirte nicht mehr. Der Kaiser ertheilte noch Belehnungen, was bei der durchgebildeten Erblichkeit der Lehen zu einer reinen Formalität geworden war, er verlieh Standeserhöhungen und bezog als Rest der alten umfassenden

Ansprüche auf die Regalien im Reiche noch gewisse Einkünfte, die schon Kaiser Sigismund 1412 auf volle 13,000 Gulden angab. Die Rechte des Kriegsherrn, des Gesetzgebers und des höchsten Richters übte er entweder nur noch gemeinsam mit den Ständen des Reiches, oder sie hatten wenig Bedeutung. Das kaiserliche Gericht, an sich höchst ungenügend, weil an den wechselnden Sitz des Kaisers gebunden und nicht von festangestellten Richtern besetzt, sondern nur nach Bedürfniß gebildet, besaß über die kurfürstlichen Territorien gar keine, über die übrigen nur eine sehr geringe Autorität und namentlich gar nicht die Mittel, um seinen Urtheilssprüchen Geltung zu verschaffen. Alle übrigen Rechte übte der Kaiser nur gemeinsam mit dem Reichstage, über dessen Zusammentritt nach Ort und Zeit das Bedürfniß entschied; doch war eine süddeutsche Reichsstadt regelmäßig sein Sitz. Seine Zusammensetzung hatte sich erst allmählich fixirt; die Reichsstädte erschienen in ihrer Gesammtheit erst 1487; seit 1489 traten die drei Kollegien der Kurfürsten, Fürsten und Städte hervor. Die Schwerfälligkeit der Verhandlungen, welche sich aus dieser Zusammensetzung ergab, wurde damals wenigstens dadurch einigermaßen verringert, daß die Fürsten persönlich erschienen und zur Stelle ihre Meinung abgaben; sie war aber trotzdem noch groß genug, da zu einem giltigen Beschlusse die Einstimmigkeit aller Kollegien gehörte. Gewöhnlich wurde denn auch wenig erreicht. Namentlich das Kriegswesen und die auswärtige Politik des Reiches ließen die Schwächen der Reichsverwaltung in grellster Weise hervortreten; es gab weder ein einheitliches Reichsheer noch eine einheitliche Reichspolitik nach außen, ja nicht einmal eine wirksame Vertheidigung ließ sich ermöglichen. Das wehrkräftigste Land der Welt, das Söldner für alle anderen stellte, sah den Angriffen Karl's des Kühnen auf die Reichslande Schweiz und Lothringen unthätig zu; es ließ Wien und Niederösterreich jahrelang in den Händen der Ungarn, es gestattete, daß ein fremdes Fürstenhaus in Böhmen herrschte und das Land thatsächlich vom Reiche trennte; es hatte der husitischen Dreschflegel und Speere sich nicht zu erwehren gewußt. Wo irgend etwas Kraftvolles geschah, da ging es von einzelnen Fürsten oder von Sonderbündnissen der Reichsstände aus, die das nothdürftig ersetzen mußten, was das Reich als Ganzes nicht mehr vermochte: von der Hansa, dem Schwäbischen Bunde (seit 1488), der schweizerischen Eidgenossenschaft, die man freilich kaum noch zum Reiche rechnen durfte.

So war die Reform der Reichsverfassung die dringendste Aufgabe, welche Deutschland zu lösen hatte. Gelang sie nicht, so trieb die Nation unabsehbaren Katastrophen entgegen.





Vor dem Reichstage. Nach Historia des Hrn. G. von Frundsberg. Frankfurt 1608.

Versuche zur Reform der deutschen Reichsverfassung.

Die Einsicht in die Mängel der bestehenden Verhältnisse und die Nothwendigkeit ihrer Abhülfe war allgemein vorhanden; über die Art derselben aber bestand keinerlei durchgreifende Anschauung; nur darin stimmten die Wenigen, welche über die Frage nachgedacht, überein, daß eine Verstärkung der kaiserlichen Macht das Mittel sei, um aus unerträglichen Zuständen herauszukommen. Die Idee mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit wirkte dabei bestimmend mit. Es war natürlich, daß zumeist in den Reichsstädten solche Anschauungen sich bildeten, denn eben ihre Interessen litten unter der Zerrüttung im Reiche am meisten und ihre Bürger standen in den nächsten Beziehungen zum Kaiserthum. Da fordert ein Schriftsteller, der Maximilian's Krieg gegen die Venetianer (1508—1510) gefeiert hat, die deutschen Fürsten auf, ihre Hoheitsrechte dem Kaiser zurückzugeben, da sie doch nichts für das Reich thun, wie denn auch Abt Tritheim (Trithemius) gegen jede Steigerung fürstlicher Gewalt sich erklärt und ein Rheinfranke, indem er sich an das deutsche Königthum wendet, geradezu ausruft:

„Die Fürsten sind die Räuber, die Räuber deines Ruhms;
O daß ein Rächer käme des Volks- und Königthums!“

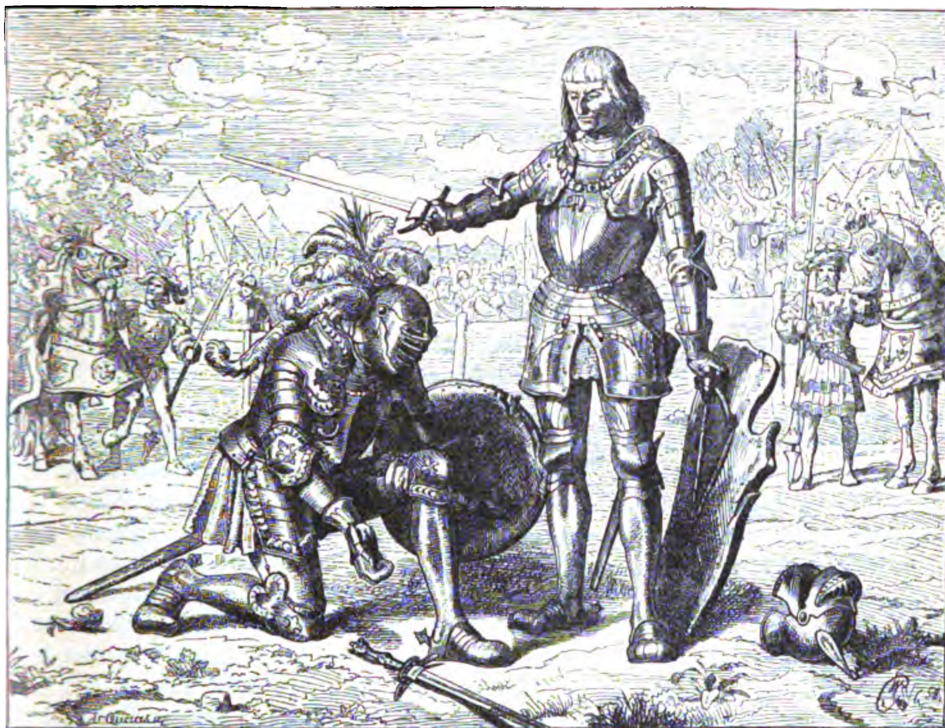
Die in Straßburg 1513 erschienene „Welschgattung“ sieht ohne eine starke Kaisergewalt bürgerliche Kriege und kirchliche Spaltung voraus, womit sie nur zu sehr Recht behalten sollte. Auch populäre Kreise setzten ihre Hoffnung auf die nationale Monarchie: der oberrheinische Bundschuh proklamirte den deutschen Einheitsstaat.

Freilich praktische Vorschläge, wie nun die Reformen durchzuführen seien, tauchen nur ganz vereinzelt auf. So empfiehlt die „Reformation Kaiser Sigismund's“ die Einziehung der Kirchengüter und die Uebernahme der Zölle auf das Reich; so entwickelt der Kardinal Nikolaus von Cues (Cusanus) um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in eingehendster Weise seine Reformideen auf Grund der Verstärkung kaiserlicher Gewalt. Er will völlige Aufhebung des Fehderechts durch einen ewigen Landfrieden und Neuordnung von Recht und Gericht. Deshalb soll das ganze Reich in zwölf Kreise getheilt, in jedem ein Reichsgericht mit fest besoldeten Beisitzern aus allen Ständen niedergesetzt werden; die von ihnen auferlegten Bußen fließen in die Reichskasse. Jährlich einmal zu festbestimmter Zeit tritt auf wenigstens einen Monat der Reichstag in Frankfurt a. M. zusammen, bei welchem auch der Bürgerstand durch Abgeordnete der größeren Städte — nicht blos der Reichsstädte — Vertretung findet. Seine Kompetenz erstreckt sich besonders auf die Gesetzgebung, die allmählich auf ein einheitliches Recht in ganz Deutschland auf deutscher Grundlage hinarbeiten soll. Um das Reich finanziell selbständig zu machen, sollen ihm die Zölle und außerdem eine Reichssteuer überwiesen werden, aus denen die Kosten für ein stehendes Reichsheer und den kaiserlichen Hofhalt fließen sollen. Gewiß große und würdige Gedanken; doch in den Kreisen, denen ihre Ausführung am ehesten obgelegen hätte, waren sie am wenigsten lebendig.

Denn die deutschen Fürsten des ausgehenden Mittelalters hatten überhaupt — mit wenigen Ausnahmen — nur noch ein dynastisches Interesse, das sie mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit verfolgten, unbekümmert um das Wohl des Ganzen. Die im Westen pflogen bereits ungescheut Verbindungen mit Frankreich. Schon im Jahre 1501 fand es Jakob Wimpheling von Straßburg (gest. 1528) nöthig, nachzuweisen, daß Elsaß von jeher ein deutsches Land gewesen. Dazu drohten tagtäglich die schwersten Gefahren von außen. Im Osten verwüsteten türkische Raubscharen alljährlich die innerösterreichischen Länder, im Norden lag die Hansa in schwerer Fehde mit Dänemark, im Süden tobte der Kampf der Spanier und Franzosen um den Besitz Italiens. Alles mahnte dringend zum Vorgehen.

Wege zur Reichsreform. Es gab für ein solches zwei Wege. Entweder mußte die aufsteigende Macht der größeren Fürsten, die das Reich zu zerreißen drohte, gebrochen, die kaiserliche Monarchie des Hauses Habsburg auf ihren Trümmern begründet werden; oder man mußte die Entwicklung der Territorialhoheit als zu Recht bestehend anerkennen und den Ständen einen sicheren, weitgreifenden Antheil an der Reichsregierung gestatten, der sie zwang, sich für das Reich zu interessiren. Der erste Weg führte zu einer dem Einheitsstaate sich nähernden Ordnung, der zweite zur Verwandlung des Reiches in einen Bundesstaat. So weit es in dieser Frage überhaupt eine öffentliche Meinung gab, war sie für den ersten Weg.

Schlug ihn das Haus Habsburg ein, dann mußte es vor Allem die Nation in ihrer Masse für sich gewinnen, d. h. es mußte die ungeheure Aufgabe übernehmen, zugleich die kirchlichen, sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse zu reformiren. Von dem Momente an stand Habsburg an der Spitze der nationalen Bewegung, hatte es die Massen für sich, und vor ihnen wäre jeder Widerstand morsch zusammengebrochen. Denn schon damals sollte sich Uhland's Wort erfüllen: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist.“ Konnte Habsburg das nicht, dann blieb nur der andere Weg.



Kaiser Max besiegt den französischen Ritter Claudius de Barre. Von W. Camphausen.

Kaiser Maximilian I. (1493—1519) hat es nicht vermocht. Aber er hat den andern Weg zur Reform, so viel an ihm war, abgeschnitten. Deutschland blieb ein Chaos.

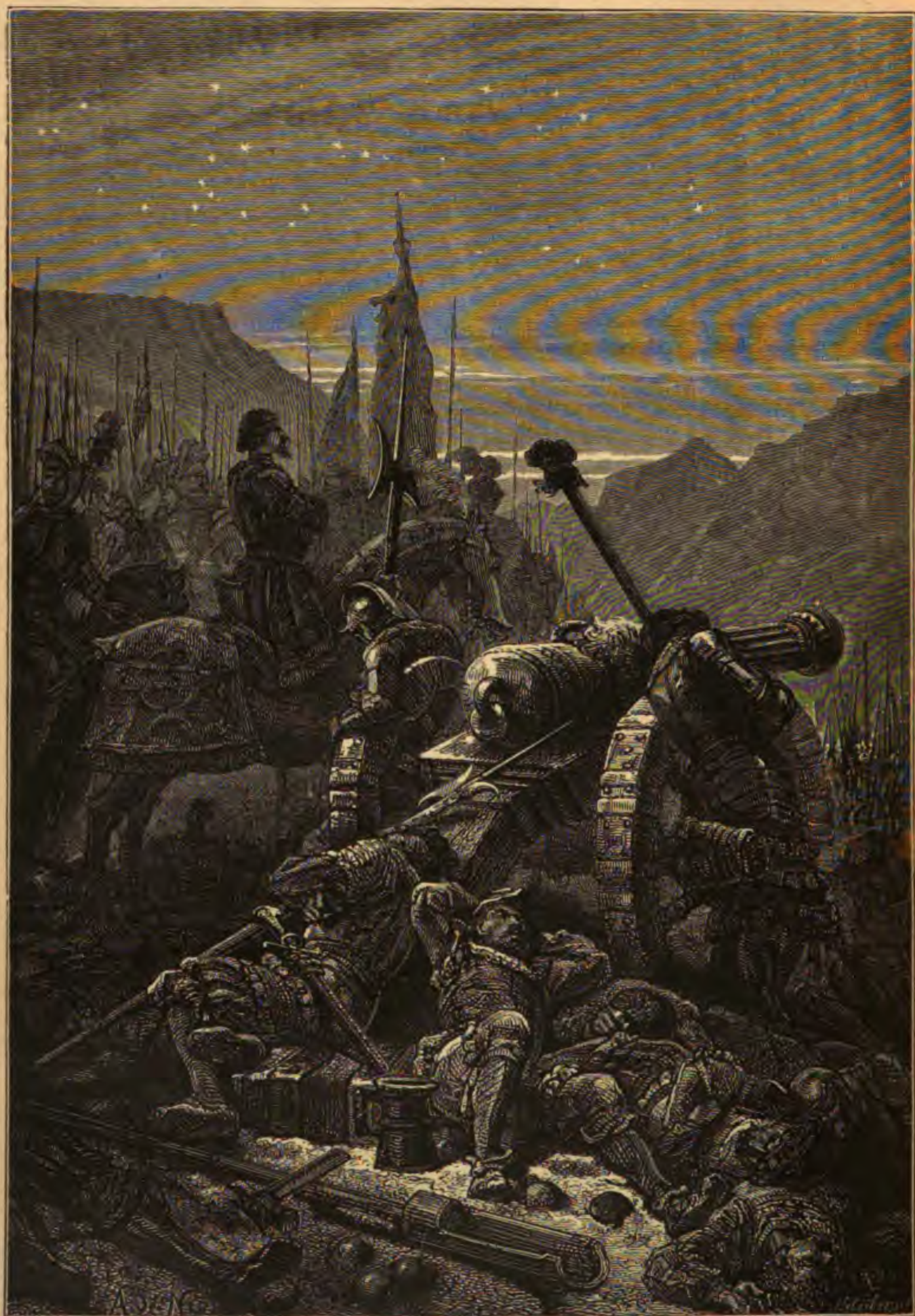
Welch eine liebenswürdige, bezaubernde Persönlichkeit war aber doch dieser Max, und wie populär ist er gewesen! Eine hohe breitschultrige Gestalt, blondlockig und blauäugig, voll Adel und Würde, prachtvoll anzuschauen, wenn er in glänzender Silberrüstung auf hohem Braunen seinen Einzug hielt oder als Kriegsherr leuchtenden Auges seine Tapferen führte; eine offene, fröhliche Natur voll Lebenslust und Lebenskraft. Leutselig war er und gewinnend im Umgang, ein glänzender Redner, dem das Wort leicht von der Lippe floß, barmherzig gegen Mühselige und Beladene, aber auch ein Meister in jeder männlichen und ritterlichen Kunst, ein reisiger Reiter, der voll Kraft und Gewandtheit den gepanzerten Hengst im Turnier tummelte und jeden Gegner in den Sand warf — so jenen übermüthigen Franzosen Claudius de Barre zu Worms, der sich stolz gerühmt, jedem Gegner obgesiegt zu haben — ein verwegener Jäger, dessen schwindelnde Abenteuer noch spätere Geschlechter mit schaudernden Entzücken begleiteten. In seinen Kenntnissen und Fertigkeiten zeigt er eine bewundernswerthe Vielseitigkeit. Ein erfahrener Artillerist richtete er mit dem Genusse des Kunstverständigen seine schweren Geschütze gegen das Gemäuer feindlicher Burgen; er kannte jedes persönlich und nannte sie mit ironisch=zärtlichen Namen: die „schöne Kathl", den „Weckauf", den „Purlepaux", die „Singerin". Als trefflicher Exerziermeister wußte er mit Spieß und Feuerrohr so gut oder besser umzugehen wie jeder Landsknecht. Und als Sachkenner begutachtete er die Arbeit der Plattner (Harnischschmiede), wie er denn zuerst das kunstvolle Eisenkleid ausbildete, das den ganzen Mann von Kopf bis zu Fuß bedeckte. Ueberhaupt gab es kaum eine Richtung des Interesses, welcher er fremd geblieben wäre. — Sieben fremde Sprachen hatte er sich angeeignet; die humanistischen Studien fanden in ihm einen eifrigen und verständnißvollen Förderer; bis zum eigenen Schaffen pflegte er Poesie und Literatur. Im „Theuerdank" berichtete er über seine Brautfahrt nach dem „Fräulein von

Burgund" (Maria), im „Weißkunig" über die Thaten seiner Jugend. Lebendiges Interesse hegte er für die Kunst; Albrecht Dürer hat für ihn gezeichnet und sein Grabmal zu Innsbruck mit den ehernen Gestalten deutscher Helden legt noch heute Zeugniß von des Kaisers Neigung ab. — Unter günstigeren Verhältnissen hätte Max für sein Volk das werden können, was für Frankreich sein jüngerer Zeitgenosse Franz I. wurde, dem er in manchen Stücken ähnelt. Aber er war leider ein Deutscher, an Zustände gefesselt, die er nicht zu beherrschen verstand. Von der zähen Beharrlichkeit, der opferwilligen Selbstverleugnung, dem durchdringenden Scharfblick, die dem Reformator Deutschlands unentbehrlich waren, besaß er nichts. Ihn berauschte der alte phantastische Traum mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit; über Italien seine Hoheit zu begründen und an der Spitze der Christenheit die Türken aus Europa zu verjagen, das waren seine Ideale. Aus dem Zwiespalt zwischen hochstrebendem Wollen und bitterem Mißmuth über mangelhaftes Können kam er niemals heraus. Nur in der Arbeit für die Macht seines Hauses war er ein nüchterner Realist, und nur hier hat er Erfolge gehabt.

Reformberathungen in Worms (1495). In drei Phasen verlaufen die Versuche zur Reform der Reichsverfassung. Hoffnungsvoll ließ sich die erste an mit dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495, freilich nicht im Sinne des Kaisers, sondern der Stände, an deren Spitze Berthold von Henneberg, Erzbischofkurfürst von Mainz, erschien. Auf ihren Antrag wurde beschlossen, einen Reichsrath, d. h. eine aus den bedeutendsten Fürsten bestehende Reichsregierung mit voller Kompetenz über die Finanzen, Aufrechterhaltung des Friedens und äußere Politik zu bilden. Ein „ewiger Landfriede" sollte geboten, damit jede Streitigkeit vom Wege der Selbsthülfe durch Fehde auf den Weg der Klage vor dem Reichskammergericht gewiesen werden. Dieses sollte seinen festen Sitz in Frankfurt am Main erhalten; seine Mitglieder ernannten die Stände, der König nur den Vorsitzenden. Der Reichstag sollte jährlich am 1. Februar zusammentreten, über auswärtige Politik wie über die Verwendung der eingehenden Reichssteuer hatte er die Entscheidung. Diese letztere, der sogenannte „gemeine Pfennig", sollte direkt von jedem Reichsangehörigen gezahlt, von sieben Reichsschatzmeistern eingehoben, zum Unterhalt des Reichsgerichts und zur Führung des Krieges in Italien und gegen die Türken verwendet werden. Nur zögernd nahm Maximilian am 1. August diese Entwürfe an; er meinte damit „hinausgewiesen zu werden aus aller Macht und Gewalt", aber er hoffte so die Mittel zum Kampfe gegen Karl VIII. von Frankreich zu erhalten, der soeben Neapel erobert hatte.

In der That wurde das Reichsgericht am 3. November 1495 eröffnet, aber bald traten die größten Schwierigkeiten hervor. Die Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rhein weigerte kurzweg die Unterwerfung unter Reichsgericht und Reichssteuer, ebenso Lothringen; Danzig und Elbing wiesen als „polnische" Städte beides zurück. So löste sich schon im Juni 1496 das Reichskammergericht wieder auf, weil seine Mitglieder nicht bezahlt wurden. Deshalb erneuerte der Tag von Lindau (1496/7) die Wormser Beschlüsse; aber ohne Geld, wie er war, weigerte er dem Kaiser die geforderte Hülfe gegen Frankreich, so daß Max voll Verdruß die Stadt verließ. Trotzdem wurde das Reichsgericht wieder eröffnet, die Erhebung des gemeinen Pfennigs wenigstens in Angriff genommen. Die Reichsstädte zahlten alle bis auf drei, Brandenburg und Sachsen waren zum Theil fertig. Max selbst brachte aus den österreichischen Erblanden etwa 27,000 Gulden zusammen. Doch vielfach stockte die Erhebung, und im Ganzen kamen von den 250,000 Gulden, die man in Aussicht genommen, nur 50,000 Gulden ein. Die Schweizer weigerten gar die Unterwerfung unter den Spruch des Kammergerichts und begannen den offenen Kampf mit Maximilian, der dann mit dem Baseler Frieden im Jahre 1499 unglücklich für ihn ausging. Das kam einer thatsächlichen Lösung vom Reichsverbande gleich.

Da berief der Kaiser im Jahre 1498 den Reichstag von Neuem nach Freiburg. In feuriger Rede forderte er die Unterstützung der Stände gegen Frankreich, das eben Anstalten



Illustrirte Weltgeschichte V. Zeichnung von A. de Neuville.

Franz I. hält bei Marignano seine Reiterei während der Nacht zum Angriff bereit.

machte, sich Mailands zu bemächtigen, und wirklich bewilligte der Reichstag die sofortige Zahlung der auf die Reichssteuer eingegangenen Summen, wies auch die französischen Anträge, gegen den Verzicht auf Mailand dem Könige Ludwig XII. Genua und Neapel zu überlassen, zurück, da ersteres eine Camera imperii, letzteres ein Lehen des päpstlichen Stuhles sei und der Kaiser als Vogt der heiligen römischen Kirche diese bei ihren Rechten schützen müsse. So vollkommen mittelalterlich empfanden noch die Reichsfürsten.

Aber Anfang 1500 setzte sich Ludwig XII. ungehindert in Mailand fest, und der Krieg Maximilian's gegen die Schweiz endete mit einer Niederlage.

Aufs Neue berief in einem schwungvollen Ausschreiben der Kaiser die Stände des Reiches nach Worms (April 1500). Hier wurde in der That beschlossen, an Stelle des nur sehr langsam eingehenden gemeinen Pfennigs ein Reichsheer durch direkte Aushebung nach den Pfarreien zu bilden, so daß je 400 Einwohner einen Fußknecht auszurüsten, die Fürsten, Grafen und Herren die Reiterei zu stellen hätten. Zugleich verschritt man zur Bildung des **Reichsregiments** als eines stehenden Ausschusses der Reichsstände mit dem Sitze in Nürnberg. Es bestand aus den Vertretern der Kurfürsten und aus einem fürstlich-städtischen Kolleg; seine Mitglieder waren von jedem Eide ihrer Landesherrschaft gegenüber entbunden. Ein Kurfürst sollte beständig in Person zugegen sein, der Kaiser führte nur den Vorsitz oder ernannte einen Stellvertreter. So gestaltete sich das Reich aus einer Monarchie zu einer fürstlichen Oligarchie, zum „gemeinen Wesen deutscher Nation", mit einer festen Hauptstadt, wie sie nur zu lange gefehlt hatte und zweckmäßiger damals gar nicht gefunden werden konnte. Das Kaiserthum allerdings war zu einer Ehrenpräsidentschaft herabgedrückt, gewaltig hob sich die fürstliche Macht ihm gegenüber wie gegenüber den eigenen Landtagen.

Scheitern der ständischen Versuche. Begreiflich deshalb, aber auch beklagenswerth ist es, daß der Kaiser Alles that, um dem kaum gebildeten ständischen Reichsregiment die Wege zu kreuzen. Als dieses mit Kaiser Ludwig XII. über einen Waffenstillstand verhandelte, belehnte er eigenmächtig den König mit Mailand und verhinderte den Zusammentritt des Reichstages. Anfang 1502 war deshalb schon Alles wieder in voller Auflösung; ja die Kurfürsten, Berthold von Mainz voran, dachten an Entsetzung des Kaisers. Dazu kam es nun freilich nicht, wol aber zerrannen die ständischen Reformprojekte, und Maximilian schickte sich an, den monarchischen Weg zu betreten.

Versuche des Kaisers. Ein glänzender Kriegserfolg verschaffte ihm mit einem Male weitreichendes Ansehen. Gegen einen früheren Erbfolgevertrag wollte **Georg** der Reiche, Herzog von Bayern-Landshut, der letzte seines Stammes, statt seines Vetters **Albrecht's** IV. **von Bayern-München** seinen Schwiegersohn **Ruprecht von der Pfalz** zum Erben einsetzen und übergab wirklich kurz vor seinem Tode (1. Dezember 1503) an diesen Schatz, Geschütz und Hauptstadt. Der Kaiser, zur Entscheidung aufgefordert, verfügte nach mehrfachen vergeblichen Unterhandlungen Theilung des Besitzes zwischen den beiden Prätendenten in der Art, daß Albrecht alles Land südlich der Donau, Ruprecht das Gebiet nördlich des Stromes (die sogenannte Oberpfalz) erhalten sollte; er selbst behielt sich erhebliche Abtretungen vor. Statt sich dem Spruche zu fügen, eröffnete Pfalz den Krieg mit der Besetzung von Landshut am 24. April 1504. Schon am 28. April aber verfiel es der Reichsacht und sah sich, nur von Böhmen kräftig unterstützt, einer überlegenen Macht gegenüber, denn zum Kaiser hielten der Schwäbische Bund, Württemberg, Hessen, Brandenburg, Bayern-München und zahlreiche Reichsstädte; auch die öffentliche Meinung stand durchaus auf des Kaisers Seite und begrüßte mit lautem Jubel den glänzenden Sieg, den Maximilian am 12. September 1504 unweit **Regensburg** über die ketzerischen Böhmen erfocht. Kurze Zeit darau fnahm er das damals bayerische Kufstein nach heftiger Beschießung. Ueberwunden, mußten die Söhne Ruprecht's (gest. 20. Juli 1504) den Frieden suchen. In Köln kam dieser am 3. Juli 1505 zu Stande auf Grundlage des kaiserlichen Theilungsprojektes.

Max stand glänzender, imponirender da als je. Eine starke habsburgische Partei umgab ihn, durch persönliche Vortheile gewonnen, auf weitere hoffend. Die ständische Reformpartei aber war zersprengt, vollends, als am 1. Dezember 1504 auch Kurfürst Berthold von Mainz gestorben war. — Jetzt mußte sich's zeigen, ob der habsburgische Weg zum Ziele führte. Wenigstens betreten hat ihn der Kaiser.

Unter dem Eindrucke seines Sieges im Landshuter Kriege schlug er zu Köln die Errichtung einer Reichsregierung und die Erhebung des gemeinen Pfennigs von Neuem vor. Da er aber die Entscheidung über wichtigere Fälle sich selber vorbehielt und für die Reichssteuer die gemachten Erfahrungen nicht eben sprachen, so lehnte der Reichstag die kaiserlichen Anträge ab und beschloß statt dessen die Aufstellung einer sogenannten Matrikel mit Zugrundelegung der einzelnen Territorien, so daß jedes einzelne auf eine bestimmte Leistung an Truppen, beziehentlich Geld verpflichtet wurde. Daraufhin wurde eine mäßige Rüstung zur Sicherung der habsburgischen Erbfolge in Ungarn bewilligt, damit dies Land „dem heiligen Reiche wieder verwandt gemacht werde". Diese hatte auch wirklich den gewünschten Erfolg; Max erzwang im Juni 1506 den Frieden von Wien.

Maximilian in den italienischen Kämpfen. Ermuthigt, dachte er nun daran, zur Kaiserkrönung gen Rom zu ziehen. Da ihm aber die Venetianer den bewaffneten Durchmarsch verweigerten, überdies alte Grenzstreitigkeiten mit ihnen schwebten, so forderte und erhielt der Kaiser im Jahre 1507 zu Konstanz die Bewilligung von 12,000 Mann auf Grund der Matrikel zum Römerzug und gab dagegen die Wiedereröffnung des Reichskammergerichtes zu. Zugleich sprach er gegen das Versprechen, 6000 Mann für den italienischen Krieg zu stellen, die Schweizer vom Gerichte des Reiches förmlich los; sie waren seitdem nur „Reichsverwandte". Darauf nahm er im Januar 1508 zu Trient den Titel „erwählter römischer Kaiser" an und erklärte damit das Kaiserthum für unabhängig von der päpstlichen Krönung.

Aber so stolzem Anfange entsprach mit nichten der Fortgang. Von der Reichshülfe erschien wenig, von der schweizerischen gar nichts; der Angriff auf das Venetianische scheiterte, und in stürmischer Offensive entrissen dann die Venetianer den Kaiserlichen Triest, Görz und ganz Istrien. Max mußte froh sein einen Waffenstillstand zu schließen. Als er nun, bereits mit Frankreich und Spanien gegen die Republik von San Marco im Bunde, im April 1509 zu dem Reichstage in Worms einzog, stießen seine erneuerten Hülfsanträge auf den entschiedensten Widerstand vor Allem der Städte, die im Reichsgericht zu wenig vertreten zu sein klagten und voll Abneigung den Krieg gegen Venedig, das Muster einer städtischen Republik, verfolgten. Keine bessere Aufnahme fanden die kaiserlichen Hülfegesuche im nächsten Jahre zu Augsburg, als die Venetianer trotz ihrer furchtbaren Niederlage von Agnadello (Vaila) am 14. Mai 1509 Padua tapfer gegen den Kaiser behauptet hatten. Zudem erregten seine beständigen Eingriffe in den Geschäftskreis des Reichsgerichts die lebhafteste Verstimmung. Es stellte sich immer mehr heraus: er selbst war ganz unfähig und auch gar nicht geneigt, die Verfassungsreform zu Stande zu bringen, aber er störte noch das Wenige, was aus der ständischen Anregung hervorgegangen war.

Mittlerweile mußte er zusehen, wie Papst Julius II. (1503—1513) sich mit Venedig versöhnte und schließlich, mit diesem und Spanien verbündet, sich anschickte die Franzosen aus Italien zu verjagen. Ihr glänzender Sieg bei Ravenna am Ostersonntage (12. April) des Jahres 1512 blieb fruchtlos, da die Schweizer inzwischen ins Mailändische einmarschirten; der ganze Feldzug endete mit dem Abzuge der Franzosen aus Oberitalien, und Spanien gebot als die einzige Großmacht auf der Halbinsel. Da mußte der Kaiser auf dem Reichstage zu Köln 1512 zufrieden sein, eine neue Bewilligung auf Grund des freilich stark reduzirten gemeinen Pfennigs zu erhalten, dagegen aber den Widerstand gegen die ständischen Reformen fallen lassen. Für die Exekution der kammergerichtlichen Urtheile sollte das Reich in zehn Kreise, jeder unter einem von den Fürsten ernannten Kreishauptmann, getheilt, auch ein

ständischer Reichsrath dem kaiserlichen Hofe beigegeben werden. Doch es blieb auch hier bei den Beschlüssen; zur Ausführung kam nichts.

So konnte der Kaiser an der Seite Spaniens und Englands zwar an dem Kriege theilnehmen, der im Jahre 1513 abermals gegen Frankreich ausbrach und zu dem Siege bei Guinegate in Flandern führte (16. August), aber den kühnen Zug des jugendlichen Königs Franz I. von Frankreich über die Alpen, sodann dessen Einmarsch in Mailand, wo die Schweizer den Herzog Maximilian Sforza kurz vorher eingesetzt hatten, und den entscheidenden Sieg der Franzosen über die bis dahin unbezwungenen Schweizer in der „Riesenschlacht“ von Marignano am 13. und 14. September 1515 mit seinen Folgen vermochte er nicht zu hindern. Fortan gebot in Oberitalien Frankreich, im Süden Spanien; kaum daß Maximilian den Venetianern ein paar Grenzstriche in Friaul und eine Kriegsentschädigung abzugewinnen vermochte.


Papst Julius II. Nach Raffael.

Drohender noch erschienen die inneren Verhältnisse: allerorten Gährung, Fehde, die Autorität der Reichsgewalt hinfällig. Unter so trüben Aussichten eröffnete man am 1. Juli 1517 den Reichstag zu Mainz. Eine Kommission ward niedergesetzt, um über die Ursachen des inneren Unfriedens zu berathen. Ihr Bericht gab ein trauriges Bild. Der Geschäftsgang des Reichsgerichts erschien ihr zu langsam, die Ausführung seiner Urtheile höchst zweifelhaft, die Acht ohne Geltung, die Unsicherheit allgemein, die Ausbeutung durch Rom ungeheuer, im Bauernstande drohende Bewegung. Worms und Speier klagten über Franz von Sickingen, Lübeck über Dänemark. Wie zu helfen sei, wußte keiner zu sagen. Das war das Ende so großer Hoffnungen, so mühevoller Versuche. „Unsere inneren Zustände sind friedlos geworden“, schrieb Abt Trithemius.

Ursachen des Mißerfolges. Das Reichskammergericht. Warum mußte es doch eben ein solches Ende sein? Beide Parteien, der Kaiser und die Stände, wollten die Reform, aber in einem durchaus entgegengesetzten Sinne, diese auf der Grundlage einer ausgedehnten Betheiligung der Fürsten am Reichsregiment, jener durch eine Verstärkung der kaiserlichen Macht, aber beide ohne Konsequenz, ohne den leisesten Versuch, die ungeheure Aufgabe der allgemeinen Reform in Angriff zu nehmen und so die öffentliche Meinung des Volkes auf ihre Seite zu ziehen. Beide Mächte waren gerade stark genug, ihre Wirkung gegenseitig aufzuheben, keine stark genug, die andere zu bewältigen. Aber die ständischen Reformvorschläge gingen auch über die damalige Stufe der Volkswirthschaft und Staatsverwaltung zum Theil hinaus. Die Reichssteuer- und Reichsmilitärprojekte setzten bei allen Ständen einen geordneten, auf statistischer Erkenntniß beruhenden Haushalt und eine starke obrigkeitliche Gewalt voraus. Doch nur die Städte erfüllten diese Bedingungen; alle übrigen nicht. Dazu waren alle, außer den Städten, in ihren Einkünften noch wesentlich auf Naturalien

angewiesen, mußten also jede Geldsteuer als eine drückende Last empfinden. So kam denn nichts zu Stande als die Matrikel und das Reichskammergericht; alles andere blieb Entwurf.

Beginn der habsburgisch-spanischen Weltmonarchie. Es war ein schlechter Ersatz, wenn zu gleicher Zeit die ungestalten Umrisse der habsburgisch-spanischen Weltmonarchie aus dem Dunkel der Zukunft hervorzutreten begannen.

Durch seine Vermählung mit Karl's des Kühnen (gest. 1477) Tochter Maria (1477 bis 1482) hatte Maximilian die burgundischen Lande, mit Ausnahme des eigentlichen Herzogthums Burgund, in seinen Besitz gebracht und sie auch glücklich gegen die Franzosen behauptet. Sein Sohn aus dieser Ehe, Herzog Philipp, der nächste Erbe dieser Lande (geb. 21. Juni 1478), eröffnete sich und seinem Hause durch die Vermählung mit Johanna (Juana) von Kastilien, Ferdinand's und Isabella's Tochter, wenigstens entfernte Aussichten auch auf den spanischen Besitz (1496). Diese verwirklichten sich jedoch erst, als Juana's Schwester Isabella wie ihr und Emanuels von Portugal Sohn Miguel rasch hinter einander starben (1498 und 1500) und nach ihnen auch die Mutter am 26. November 1504 ins Grab sank. Jetzt war unzweifelhaft Juana Königin von Kastilien, nach ihres Vaters Tode auch Erbin Aragoniens. Doch nach dem jähen Tode des Gemahls (25. September 1506) versank die Unglückliche in hoffnungslose Schwermuth, und als Vertreter ihrer Söhne Karl und Ferdinand (geb. 24. Februar 1500 und 10. März 1503) übernahm der aragonische Großvater die Verwaltung auch Kastiliens, während Maximilian in den Niederlanden regierte (S. 21 ff.). Da dieser selbst von seiner zweiten Gemahlin Maria Bianca Sforza von Mailand (1494—1511) keine Kinder hatte, so mußten jene beiden Enkel auch in den österreichischen Erblanden ihm folgen. In ihren Dispositionen für die Zukunft stimmten freilich beide Großväter keineswegs überein. Der staatsmännische Ferdinand dachte aus der gesammten Ländermasse zwei Reiche zu bilden: für Karl (I.) bestimmte er Oesterreich, die Niederlande, eventuell Ungarn mit Böhmen und die Kaiserkrone, für Ferdinand Spanien und Neapel. Eine solche Gestaltung wäre haltbar gewesen und hätte zugleich dem Hause Habsburg eine beherrschende Stellung in Deutschland verschafft, ohne es doch allzu sehr mit auswärtigen Beziehungen zu belasten. Doch der phantastische Maximilian wünschte alle Kronen auf dem Haupte des älteren Enkels Karl zu versammeln. Unter dem gewaltigen Eindrucke der Schlacht von Marignano, die Frankreichs Macht ein dauerndes Uebergewicht zu verschaffen schien, ließ auch Ferdinand seinen Widerspruch fallen und gab die Vereinigung aller spanischen und habsburgischen Lande unter Karl's I. Scepter zu. Sein Tod am 23. Januar 1516 führte den Enkel zunächst auf den Thron Spaniens.

Fast im selben Momente wurde das Anrecht der Habsburger auf Böhmen und Ungarn, die seit 1490 unter dem schwachen Jagellonen Wladislaw (seit 1471 König von Böhmen) vereinigt waren, durch die Verhandlungen in Preßburg und die feierliche Zusammenkunft in Wien (März und Juli 1515) gesichert. Maximilians I. Enkel Ferdinand wurde zum Gemahl Anna's von Ungarn und Böhmen, seine Enkelin Maria zur Gemahlin Ludwig's, der dem Vater Wladislaw in beiden Reichen folgen mußte, bestimmt. Die päpstliche Bestätigung gab im Januar 1516 der ganzen Abkunft die Weihe.

Fürwahr, majestätische Aussichten für die Habsburger! Freilich, der künftige Herr der deutschen, burgundischen, spanischen und italienischen Lande konnte sich niemals nur als Deutscher fühlen, und die ungelösten Aufgaben im Reiche zu lösen war er wahrscheinlich nicht im Stande.

Die Verfassungsreform unvollendet, alle Stände wider einander verbittert, in den Volksmassen und im Adel tiefe Gährung, die Kirche von Grund aus verderbt und schon im unversöhnlichen Gegensatze mit der neuen Bildung, das Reich ohne jede feste, durchgreifende Leitung — so trieb die Nation einer ungeheuren geistigen Bewegung entgegen, welche sie in ihren tiefsten Empfindungen, in allen Schichten erregen sollte.

Denn wenige Monate nach dem hoffnungslosen Schlusse des Reichstages von Mainz schlug Martin Luther seine Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg.



Die alte Kirche und die neue Bildung.

Wenn es am Ende des Mittelalters eine starke Monarchie nicht gab, so hatte dazu nichts so sehr beigetragen, als der lange heiße Kampf der deutschen Könige als römischer Kaiser mit den Ansprüchen des Papstthums, ein prinzipieller Kampf, den das Mittelalter überhaupt nicht austragen konnte und den auch die Neuzeit vielleicht nicht austragen wird. Denn neben dem päpstlichen Systeme war überhaupt keine Selbständigkeit der staatlichen Gewalten möglich. Als Stellvertreter Gottes auf Erden trat seit Gregor VII. (1073 bis 1085) der Papst sämmtlichen weltlichen Fürsten mit dem Anspruche auf Oberlehnsherrlichkeit entgegen; er hatte das Recht, die Eide der Unterthanen zu binden und zu lösen. Die Kirche war nicht im Staate, sondern die einzelnen Staaten waren in der römischen Kirche enthalten; der Staat war eine Institution untergeordneten Ranges, lediglich ein Werkzeug der Kirche, ein Nothbehelf für dies kurze Erdenleben, die Kirche göttlicher Stiftung, ewig die Herrscherin des Himmels und der Erde. Mit dem Falle der Hohenstaufen war diese Theorie beinahe Wirklichkeit geworden, niemals freilich volle Wirklichkeit. Rasch erhob sich dann im Verlaufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine wachsende Opposition innerhalb wie außerhalb der Kirche. Sie betonte die Selbständigkeit staatlicher Ordnung, sie wollte an die Stelle der schrankenlosen Alleinherrschaft der Päpste in der Kirche die Autorität der Kirchengemeinschaft setzen, wie sie die Konzilien darstellten. Solche Bestrebungen scheiterten nicht ganz. Während zum ersten Mal eine thatsächlich ketzerische Landeskirche, die husitische in Böhmen, sich die Anerkennung Roms erzwang, sicherten Frankreich

und England, kurz darauf auch die spanischen Reiche, Dank einer kräftigen Monarchie, sich unter Wahrung der Kircheneinheit eigene Landeskirchen mit weitgehender Selbständigkeit gegenüber Rom und einem tiefgreifenden Einflusse der staatlichen Gewalt. Aber prinzipiell wurde die Stellung des Papstthums nicht erschüttert; ja Pius II. konnte es wagen, jede Appellation vom Spruche des Papstes an ein Konzil, also die Ueberordnung der Konzilien überhaupt, mit kirchlichen Strafen und Verwünschungen zu belegen (1460 und 1463).

Für Deutschland aber war nicht einmal eine landeskirchliche Organisation möglich gewesen; vielmehr hatte hier das Konkordat von Wien im Jahre 1448 einen Zustand geschaffen oder wieder hergestellt, wie er sonst nirgends im weiten Umfange der römischen Kirche bestand. Schrankenlos waltete hier die Macht Roms, und auf allen Gebieten des Lebens behauptete die Kirche eine herrschende Stellung.

Die römische Herrschaft in Deutschland seit 1448. Jeder Erzbischof mußte das Pallium, das Abzeichen seiner Würde, jeder Bischof die päpstliche Bestätigung mit schwerem Gelde in Rom erkaufen und beständig wurden diese Summen gesteigert. Für das Erzstift Mainz wurden 1517 z. B. 30,000 Gulden verlangt; Regensburg zahlte am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts 12 Goldgulden, 1507 dagegen 1400 Gulden. Die fettesten Pfründen ferner waren als „Reservationen“ der Vergebung durch den Papst vorbehalten und wurden von ihm oft genug an unwürdige Individuen verliehen, die, dem Lande und seiner Sprache meist fremd, sich damit begnügten, die Einkünfte ihrer Stellen zu beziehen und sie durch elend besoldete Vikare verwalten zu lassen. Ja sämmtliche geistliche Aemter, die in den ungeraden Monaten des Jahres erledigt wurden, fielen päpstlicher Besetzung anheim. Päpstliche Legaten, stolz wie Könige, erschienen beständig in Deutschland und griffen in die regelmäßige Verwaltung der Sprengel willkürlich ein. Jeder Anlaß wurde außerdem benutzt, um durch „Türkenzehnten“ und Ablaß ungeheure Summen nach Rom zu ziehen. Und doch lag schon ein ganz unverhältnißmäßig großer Theil des deutschen Volksvermögens in den Händen der Kirche. Die schönsten Landschaften standen direkt unter ihrer Herrschaft, wie das Rheingebiet und Franken mit nur wenigen Ausnahmen; mindestens ein Drittel des gesammten Grund und Bodens, berechnet man, gehörte der Todten Hand, und beständig mehrte sich ihr Besitz durch Schenkungen und Käufe.

Ansätze zu Landeskirchen. Nur in einzelnen Landschaften hatte etwa ein stolzes Fürstenhaus oder eine kräftige Stadtgemeinde die ärgsten Eingriffe abgewendet; durch Sonderverträge mit Rom war hier eine Art landeskirchlicher Ordnung entstanden, welche der Regierung ein weitgehendes Vorschlags- oder Anstellungsrecht für geistliche Aemter, selbst für Bisthümer, sogar ein Oberaufsichtsrecht über die Geistlichkeit, namentlich über die Klöster einräumte. So stand es in Oesterreich (seit 1446), so in Brandenburg (seit 1447), ja selbst in kleineren Territorien wie Kleve (seit 1444) und Sachsen, wo seit 1476 Meißen, seit 1484 Naumburg und Merseburg landesherrlicher Besetzung unterlagen. Auch Städte, wie z. B. Nürnberg, wußten ähnliche Rechte zu gewinnen und festzuhalten.

Aber das waren eben doch nur Ausnahmen; im Ganzen regierte Rom nirgends durchgreifender und rücksichtsloser als in Deutschland.

Organisation der deutschen Kirche. Und in welcher breiten Ausdehnung war nun doch die Kirche in Deutschland gelagert! Sechs Erzbischöfe standen über mehr als dreißig Bischöfen, sie alle umgeben von den Domherren ihrer Kapitel, meist jüngeren Söhnen adliger Geschlechter, die sie wählten, beriethen und beschränkten; unter ihnen wieder über den einzelnen Bezirken der Sprengel Dekane, Archidiakonen und Erzpriester; in den einzelnen Gemeinden die Pfarrer (Plebani) mit ihrem Gefolge von Kaplänen, Altaristen und Prädikanten für Messelesen, Verwaltung der Sakramente und Predigen. Dazu gesellten sich eine Menge Kollegiatstifter, deren Mitglieder, obwol Weltgeistliche, in klösterlicher Ordnung lebten. Und dieser zahlreichen Weltgeistlichkeit, die kein Ordensgelübde band, stand eine noch viel stärkere Ordensgeistlichkeit in Mönchs- und Nonnenklöstern gegenüber. Die Orden

älterer Stiftung, die Benediktiner, Prämonstratenser und Cistercienser, waren in ihrem Einflusse weit überflügelt worden von den Dominikanern, Franziskanern, Augustinern, die nicht in vornehmer und bequemer Abgeschlossenheit und ländlicher Abgeschiedenheit, sondern in dem Getümmel der Städte lebten, durch Predigt, Beichtehören und Betteln in engster Berührung mit dem Volke, aus dem ihre Angehörigen meist auch hervorgingen. Die Gesammtzahl der geistlichen Stifter und Genossenschaften oder gar ihrer Mitglieder ist schwer zu schätzen. In Brandenburg z. B. gab es neun Dom- und Kollegiatstifter neben 85 Klöstern; Nürnberg zählte bei 50,000 Einwohnern sieben Mönchs- und zwei Nonnenklöster; zu Breslau versahen in der Kirche St. Elisabeth 122, in St. Maria Magdalena 124 Altaristen den Dienst. Zu Köln wurden in dem einen Dominikanerkloster jährlich an 17,000 Messen gelesen und die Stadt sollte so viele Gotteshäuser zählen als das Jahr Tage. Selbst das mäßig große Görlitz bedurfte eines Pfarrers, eines Predigers, fünf Kapläne und fünfzig Altaristen, besaß außerdem ein Franziskanerkloster.


Dominikaner und Franziskaner.

Mit einer fast unermeßlichen Autorität stand dieser zahllose Klerus dem Volke gegenüber. Er war der Mittler zwischen den Menschen und Gott, sein war das Recht zu binden und zu lösen, er hatte, so war der Glaube, Seligkeit und Verdammniß jedes einzelnen in der Hand.

Antheil der Laien an der Kirche. Auf dieser Anschauung und auf der Ueberzeugung von der seligmachenden Kraft der „guten Werke“ beruhte der Antheil der Laien an der Kirche. — „Gute Werke“ waren das Gebet, die Theilnahme am Gottesdienst, in dessen Mittelpunkt nicht die Predigt, sondern die Messe stand, wie an den großen Kirchenfesten, welche durch figurenreiche Aufzüge oder dramatische Darstellungen die Schaulust lockten und befriedigten. Wer besonders eifrig sich erweisen wollte, der trat etwa einer der zahllosen frommen Brüderschaften bei, die oft die gesammte Bevölkerung einer Stadt in sich aufnahmen und auf der Anschauung beruhten, daß die guten Werke jedes einzelnen der Gesammtheit zugute kämen. Ueber solche wurde dann natürlich sorgfältig Buch und Rechnung geführt. So hatte die Brüderschaft der elftausend Jungfrauen, der auch Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen angehörte, im Laufe der Jahre aufgesammelt: 6455 Messen, 3550 Psalter, 200,000 Rosenkränze, 200,000 Te deum laudamus, 1600 Gloria, 11,000 Gebete für St. Ursula, 630 Mal 11,000 Paternoster und Ave Maria. Verdienstlicher noch erschien eine Wallfahrt zu Gnadenörtern, nach einheimischen, wie etwa Wilsnack in Brandenburg und Aachen, oder weit entlegenen, wie Rom, Jerusalem und St. Jago im spanischen Galicien. Alle Stände waren daran betheiligt, auch Frauen, selbst nach fremden Orten. Bekannt ist z. B. die Wallfahrt des Herzogs Albrecht von Sachsen nach Jerusalem

im Jahre 1476, oder die doppelte Pilgerreise des Georg Emmerich von Görlitz nach demselben Ziele, nur zu dem Zwecke, eine genaue Nachbildung der Leidensstätten Christi in der Heimat herzustellen. Wer es vermochte, konnte durch die Stiftung von Messen, Altären, Kapellen oder durch Geschenke an ein Gotteshaus sich eine weitere Stufe in den Himmel bauen, und wurde vollends von Rom ein Jubeljahr ausgeschrieben, dann hatte auch der Geringste Gelegenheit, sich Ablaß von seinen Sünden durch einfache Geldzahlung zu erkaufen. — Es wäre unbillig zu verkennen, daß das ganze System der guten Werke eine unübersehbare Masse wohlthätiger Stiftungen ins Leben gerufen und dadurch eine großartige Barmherzigkeitspflege ermöglicht hat, daß weiter der enge Zusammenhang der gesammten Bevölkerung mit der Kirche ein reiches Kunstleben entfaltete. Auf der andern Seite kann jedoch ebenso wenig verborgen bleiben, wie äußerlich doch vieles in dieser Antheilnahme der Laien an der Kirche war; wie dies Aufgehen aller Frömmigkeit in guten Werken die wahre Sittlichkeit nicht förderte, sondern untergrub; wie deshalb sittliche Rohheit mit kirchlicher Devotion sich sehr wohl vertrug. Niemals ist ohne Zweifel die äußerliche Kirchlichkeit größer, die innere Herzensbildung geringer gewesen als am Ausgange des Mittelalters. — Doch auf die Leitung des sittlich-religiösen Lebens beschränkte sich keineswegs die Wirksamkeit der Kirche, sie griff schlechtweg in alle Beziehungen ein. Sie erhob den Anspruch, die gesammte geistige Bildung zu beherrschen, unabhängig vom Staate und über dem Staate zu stehen, selbst den bürgerlichen Handel und Wandel in allen seinen Formen dem, was sie als göttliches Recht betrachtete, zu unterwerfen.

Die Universitäten und die Scholastik. Die Universitäten zunächst waren prinzipiell geistliche Anstalten, durch päpstliche Bullen gestiftet oder mindestens bestätigt, unter Oberleitung eines geistlichen Herrn, gewöhnlich eines Bischofs, als ihres Kanzlers, und eines gewählten Rektors, durchaus selbständig, jeder weltlichen Gerichtsbarkeit enthoben, meist mit Stiftungen und liegenden Gründen reich ausgestattet, stets in vier Fakultäten unter ihren Dekanen gegliedert, denen häufig, doch nicht immer, die Eintheilung der Lehrer und Studenten in „Landsmannschaften" (Nationen) zur Seite ging. Sie fehlte z. B. in Erfurt, Rostock, Köln. In festgegliederten Genossenschaften, in „Bursen" oder „Kollegien", die auf Stiftungen beruhten, lebten auch Professoren und Hörer vereinigt. Aufs Strengste war die Studienordnung geregelt. Alle Inskribirten waren gehalten, die sogenannte artistische oder philosophische Fakultät durchzumachen, welche für sehr viele in jugendlichem Alter (mit vierzehn oder fünfzehn Jahren) Aufgenommene die Stelle unserer heutigen Gymnasien vertreten mußte, da die der Universität vorarbeitenden Anstalten damals durchschnittlich nur eine höchst ungenügende Vorbildung vermittelten. Dem einleitenden philosophischen Studium lagen die logischen und einige naturwissenschaftliche Schriften des Aristoteles zu Grunde, oder vielmehr Lehrbücher, die auf ihnen beruhten. Die Meisten erlangten in dieser Fakultät wenigstens den Grad des Baccalaureus, wer es irgend vermochte, den höheren des Magister der freien Künste. Dann erst war der Uebergang zu den eigentlichen Fachstudien möglich. Unter ihnen behauptete weitaus den höchsten Rang die Theologie, „die Königin der Wissenschaften", und in ihr herrschte unbedingt die Auctorität des Thomas von Aquino, des großen Theoretikers der päpstlichen und kirchlichen Weltherrschaft. Das ganze Gebäude der kirchlichen Dogmatik war hier mit einem gewaltigen Gerüst logischer Begründung umgeben, die es für den Verstand unanfechtbar machen sollte. Eine riesige Geistesarbeit vieler Jahrhunderte hatte diese „Scholastik" geschaffen; kein Wunder deshalb, daß bis zur Graduirung als Licentiatus theologiae hier ein elfjähriges Studium erforderlich war. Ebenso lange brachte meist der Jurist mit dem Studium des kirchlichen (kanonischen) und bürgerlichen (d. i. römischen) Rechtes zu, ehe er sich mit dem Doktorhute schmücken konnte, der Mediziner dagegen bis zum gleichen Ziele nur vier Jahre. Denn gerade dieses Fach litt unter dem Mangel an empirischer Kenntniß und dem beständigen Drucke theologischer Bevormundung. Und so mühevoll und langwierig nun überhaupt das Universitätsstudium war,

ein frischer, wissenschaftlicher Geist fehlte fast allerorten. Der ganze akademische Unterricht war streng an die Kirchenlehre und die Tradition gebunden, wie z. B. in Prag und nach seinem Muster in Leipzig die Baccalaurei liberalium artium nur nach Heften der Professoren von Prag, Oxford und Paris vortragen durften, infolge dessen eine beständige Wiederholung ererbter, zum Theil nicht einmal richtig verstandener Kenntnisse, ohne jede Freiheit der Forschung und der Lehre, daher im Grunde unfruchtbar und gedrängt, in den zahllosen Disputationen den Scharfsinn an nutzlosen Spitzfindigkeiten zu üben, wie etwa Fragen erörtert wurden gleich diesen: „In welcher Sprache hat die Schlange zu Adam gesprochen? Wo liegt das Haupt Johannes des Täufers begraben? Wenn eine Maus eine geweihte Hostie verzehrt, hat dann dieselbe auch die Wirkung, welche sie auf den Menschen hat, und wenn sie diese hat, was wird dann aus der Maus?“ Die Gelehrsamkeit war überall groß, echte Wissenschaftlichkeit dagegen fast nirgends vorhanden.



Fahrende Schüler. Nach Burger.

Die geistlichen Schulen und die Stadtschulen. Für die Bildung des Volkes in weiteren Kreisen zu sorgen war dem Klerus niemals als Pflicht erschienen. Zwar hatten die alten Mönchsorden, die Benediktiner voran, stets Schulen an ihren Klöstern errichtet, aber sie waren nur für die Heranbildung von Geistlichen bestimmt und, so groß auch in ihrer Blütezeit ihre Verdienste um die wissenschaftliche Bildung gewesen sind, mit dem Ordenswesen selber mehr und mehr verfallen. Außer ihnen bestand an jeder bischöflichen Kirche eine Schule unter der Leitung des Domscholastikus; auch sie war der Heranbildung von Geistlichen gewidmet. So genügten nirgends die kirchlichen Schulen dem Bildungsbedürfnisse des aufstrebenden Bürgerthums, weder durch ihre Zahl noch durch ihren rein kirchlichen Zwecken angepaßten, zudem meist mangelhaften Unterricht. Da arbeiteten denn überall kräftige Gemeinden an der Errichtung von Stadtschulen, von Anstalten, die weiteren Kreisen dienen und von der Gemeinde unterhalten werden sollten, der erste Anfang eines weltlichen

Schulwesens. Freilich gab es mit dem Domscholastikus und den Bischöfen harte Kämpfe um das Patronatsrecht zu bestehen, da dieses zunächst als Ausfluß des Aufsichtsrechtes jenen zustand. So bannte z. B. im Jahre 1338 Bischof Albrecht von Halberstadt den Rath zu Stendal wegen Errichtung einer Stadtschule; so wollte der Rath zu Leipzig mit päpstlicher Genehmigung im Jahre 1395 eine Schule zu St. Nikolai stiften, aber der Widerstand des Propstes verhinderte ihn daran bis 1511. Indeß im Ganzen ließ sich die Bewegung doch nicht hemmen. Unter Anerkennung des geistlichen Aufsichtsrechtes gewannen die Städte nach und nach das Patronat, d. h. die Besetzung der Lehrerstellen, bezw. des Rektorats. Freilich haben sich keineswegs überall in deutschen Landen Stadtschulen entwickelt. In der Hochburg des Klerus, in den rheinischen und westfälischen Stiftslanden, behaupteten sich die geistlichen Anstalten fast ohne Mitbewerb; nur die Stadtschule von Wesel gewann einen größeren Namen. Dasselbe gilt von dem größten Theile Frankens und von Oesterreich, wo die Schule zu St. Stephan in Wien um 1296 in die Hände des Rathes überging. Wo dagegen im Norden und Osten, im Süden und Westen das städtische Wesen sich besonders kräftig entfaltete, da kamen auch allerorten städtische Schulen empor. So namentlich in Schwaben — hier erhielt Ulm 1383 das Patronat —, dann in den Binnen- und Küstenlanden des Nordostens, dessen trotziges Bürgerthum die Hansa gegründet. Die Stadtschule zu Zwickau zählte Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Schüler nach Hunderten; die sächsischen Bergstädte brachten es rasch zu eigenen Anstalten; in der von Görlitz sammelten sich um 1490 jährlich 5—600 Schüler. In Breslau entstand die erste Stadtschule im Jahre 1266 bei St. Maria Magdalena, bis zum Ende des Mittelalters dann noch sechs andere. Selbst im größtentheils slavischen Mähren besaßen Olmütz (seit 1288) und Iglau städtische Anstalten.

Ueberall beweist der starke Zudrang, wie lebhaft das Bildungsbedürfniß in weiten Kreisen empfunden wurde. Und doch erhoben sich die Stadtschulen durchschnittlich nicht über das Niveau ihrer geistlichen Nebenbuhlerinnen, ja sie mußten selbst vielfach kirchlichen Zwecken dienen. Den Rektor (Schulmeister) ernannte der Rath; ihm blieb dann überlassen, nach Bedürfniß und auf Kündigung sich Hülfslehrer anzunehmen (locati, baccalaurei). Die Besoldung floß größtentheils aus dem Schulgelde, dazu kamen Einnahmen aus kirchlichen Verrichtungen und Stiftungen. Bunt zusammengewürfelt war die Schülerschaft. Neben den Stadtkindern stellten die in Banden vereinigt „fahrenden Schüler“ von auswärts, die als „Schützen“ unter der tyrannischen Leitung älterer Genossen, der „Bacchanten“, bettelnd, stehlend und hungernd von Stadt zu Stadt zogen, ein sehr bedeutendes, aber der Disziplin nicht eben förderliches Kontingent. Dürftig war der Unterricht, im Wesentlichen blos berechnet auf Aneignung der Elementarkenntnisse, auf Erlernung eines schwachen Latein mit Hülfe des alten Donatus und auf Abrichtung für den Kirchendienst. Denn ein großer Theil der Zeit verging Lehrern und Schülern mit kirchlichen Verrichtungen, über der Mitwirkung beim Gottesdienst und bei Kirchenfesten. Unabhängig von der Kirche sich zu machen waren die Stadtschulen um so weniger im Stande, als ihre Lehrer entweder selbst Geistliche waren oder doch wenigstens unter kirchlichem Einfluß auf den Universitäten ihre Ausbildung erhalten hatten. Wo sich etwa freiere Gelüste regten, wurden sie rasch unterdrückt, wie z. B. im Jahre 1504 der Bischof von Meißen das Lesen der Bibel in den Schulen kurzweg verbot. — Alles in Allem betrachtet, beherrschte die Kirche den Unterricht der Stadtschulen nicht weniger als den an ihren eigenen Anstalten, war also verantwortlich für das, was dort geleistet und nicht geleistet wurde.

Das Volksschulwesen. So ausgedehnt nun auch die Kreise des Volkes sein mochten, die in diesen Schulen ihre Bildung suchten, ein eigentliches Volksschulwesen ersetzten sie doch nicht, und für die Massen des Landvolkes vollends kamen sie nur wenig in Betracht. Einen systematischen Schulunterricht für diese Schichten gab es überhaupt nicht; erst die Reformation hat ihn für das protestantische Deutschland geschaffen. So blieb die Masse

des Volks auf die religiöse Bildung angewiesen, welche ihr die Predigt, die Schaustellungen und Erzählungen aus der heiligen Geschichte, wie sie bei großen Kirchenfesten vorgeführt wurden, endlich der reiche Bilderschmuck in den Kirchen selber vermittelten. Niemand wird jedoch behaupten wollen, daß diese ungeregelten und zufälligen Eindrücke den Mangel einer wirklichen Schulbildung ersetzt hätten.

Mit der Herrschaft über das religiöse Leben wie über alle Bildung und Wissenschaft ausgestattet, stand nur der Klerus unabhängig von jeder weltlichen Gewalt, befreit von weltlicher Gerichtsbarkeit auch in rein weltlichen Sachen, nur dem Gericht seiner Oberen unterworfen, und doch wiederum in Allem, was das kirchliche Gebiet berührte, berechtigt, die Laien vor sein Forum zu ziehen, wie z. B. alle Ehesachen geistlichem Richterspruche unterlagen. Allerorten sah sich so die staatliche Behörde in ihren Aufgaben gehemmt, und jeder, der mit einem Geistlichen prozessirte, sich in der Gefahr, schließlich den ganzen Handel nach Rom zur Aburtheilung gebracht zu sehen. Auch finanziell waren die Ansprüche der Kirche schon durch die Forderung des Zehnten nicht gering. In der That stand sie, einheitlich organisirt, auf der Grundlage einer uralten, ununterbrochenen Ueberlieferung gebaut, mit unermeßlichem Reichthum und durch die zahlreichen geistlichen Fürstenthümer ganz direkt mit politischer Macht ausgestattet, von dem Glauben der Völker getragen, nicht sowohl neben, als über dem Staate; sie nöthigte ihn, ihr Arm zu sein wider die Ungehorsamen und die Ketzer; sie nahm sich das Recht, selbst die wirthschaftliche Arbeit ihrem Gesetze zu unterwerfen, das, wenn es nicht vollständig durchgeführt wurde, so doch z. B. das Zinsenverbot — außer für Hypotheken auf Grundbesitz — erzwang und dadurch die Entwicklung der wirthschaftlichen Kräfte empfindlich hemmte. Die kirchliche Universalherrschaft, wie sie Gregor VII. geträumt, war nicht mehr ein Traum zu nennen.


In der Schule. Aus dem Weißkuning.

Sittlicher Verfall des Klerus. Doch zum Segen war diese Herrschaft ihren Trägern nicht geworden. In dem Gefühle ihres — wie sie meinten — in göttlichem Gesetze begründeten Vorrechts war ihnen allmählich, und am meisten den Höchstgestellten, jedes Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit abhanden gekommen. Gewiß war die Entsittlichung des höheren Klerus in Rom am schlimmsten, aber sie war doch auch in Deutschland sehr arg. Wer prunkvolles, üppiges Hofleben, Jagden und Gelage, Turniere und Liebeshändel in breitester Entfaltung sehen wollte, der mußte die Residenzen deutscher Bischöfe aufsuchen. An ihr geistliches Amt dachten die Herren wenig, und ihre Domkapitularen thaten es ihnen darin gleich. Da sieht man, klagt ein Mönch dieser Zeit, aufgeblasene Gestalten einherschreiten, gekleidet in feinste englische Tuche, auf dem Kopfe das Baret, die mit kostbaren Ringen geschmückte Hand entweder auf dem Rücken oder hochmüthig in die Seite

gestemmt. Oder sie reiten stolz zu Pferde, gefolgt von zahlreicher, buntfarbig gekleideter Dienerschaft. Da werden prachtvolle Wohnungen erbaut mit hohen, herrlich bemalten Hallen; da wird gepraßt bei prunkenden Mahlen, das Gut frommer Stiftungen vergeudet in Bädern, Aufwand getrieben mit seltenen Pferden, Hunden und Jagdfalken. Herren solcher Art vereinigten wohl mehrere Pfründen und ließen die Aemter durch Vikare verwalten. Auch in den Reihen des niederen Klerus riß arge Unsittlichkeit ein, oder mindestens eine sehr äußerliche Auffassung des geistlichen Berufes. Von den Klöstern waren die der älteren Orden meist reich und bequem geworden und kümmerten sich weder um Unterricht noch um Wissenschaft; bei anderen herrschte oft genug Unwissenheit und Roheit und eine Sittenfäulniß, wie sie ärger niemals dagewesen ist. Wie die Drohnen im Bienenstock erschienen den Zeitgenossen diese Ordensleute in ihren zahllosen Klöstern, die gar keinen anderen Zweck mehr zu haben schienen, als vielen Hunderttausenden unnützer und oft verworfener Menschen ein oft schwelgerisches Dasein zu verschaffen. Auch damals gab es unzweifelhaft zahlreiche tüchtige, pflichtgetreue Geistliche, die schlecht und recht mit ihrer Gemeinde lebten und ihres Amtes warteten, ebenso einzelne eifrige Bischöfe, wie Friedrich und Johann von Magdeburg (gest. 1464, bez. 1475), Rudolf von Würzburg (gest. 1495), die unermüdlich auf Provinzial- und Diözesansynoden gegen die Verderbniß des Klerus wirkten; aber sie litten mit unter dem Fluche, dem der ganze Stand verfallen war.

Je greller nun der Widerspruch hervortrat zwischen dem Verfall der Geistlichkeit in ihrer Mehrzahl, und der Beherrschung aller Kreise des menschlichen Daseins, wie sie dieser Klerus beanspruchte und thatsächlich ausübte, desto energischer mußte die Opposition gegen seine Herrschaft sich geltend machen und desto mehr mußten kirchlich gesinnte Männer auf die Beseitigung der schweren Schäden dringen, welche den Widerspruch herausforderten. Nirgends aber trat die Bewegung gegen die kirchliche Herrschaft nachhaltiger, erfolgreicher, schöpferischer auf als auf dem Gebiete der geistigen Bildung.

Eindringen der humanistischen Bildung. Glanzvoll hatte sich in Italien die Kultur der Renaissance entfaltet; sie hatte eine Bildung geschaffen rein weltlicher Art, unabhängig von der Kirche, der sie in ironischer Gleichgiltigkeit gegenüber stand, sie hatte die Anfänge der modernen Wissenschaft hervorgebracht, sie hatte eine Blüte der Kunst gezeitigt, die höchstens in den glänzendsten Epochen altgriechischer Geisteskultur ein Verwandtes findet. Wie hätte das nun Alles bei der engen Verbindung Deutschlands mit Italien durch Handel und Kirchenregiment ohne Einfluß nordwärts der Alpen bleiben können! Zwar ein Hauptmotiv, welches die Begeisterung der Italiener für das römisch-griechische Alterthum entzündet hatte, der Gedanke, daß diese Zeit zugleich die ruhmvollste Periode des eignen Landes sei, fiel in Deutschland naturgemäß weg, denn seine historischen Erinnerungen zeigten es in jener Epoche in den Anfängen der Gesittung und im Kampfe gegen die römische Welt; und auch die Reste der römischen Kultur am Rhein und an der Donau waren an überwältigender Herrlichkeit mit den römischen Ruinen Italiens nicht zu vergleichen. Aber das ästhetisch-wissenschaftliche Interesse an den Schriften der Alten, die Freude an der Darstellung edler Gedanken und großer Thaten in vollendeter Form mußte um so lebhafter erwachen, je mehr die Scholastik schwerfällig und unschön immer und immer wieder das hundertmal Durchgearbeitete wiederholte und jede freie Regung des Gedankens lästigster theologischer Bevormundung unterwarf. Die großen Zeiten aber der altdeutschen Literatur, deren Lyrik namentlich an Grazie und Formvollendung der antiken kaum nachstand, waren längst vorüber, ihre Erzeugnisse vergessen, ersetzt durch die pedantisch-nüchternen Produkte der Meistersingerschulen und die noch formlosen Leistungen der Passionsspiele. Mit wahrem Jubel warf sich deshalb Alles in Deutschland, was den engen Schranken des Althergebrachten zu entkommen strebte, auf die neuen Studien, sobald nur die ersten Anregungen gegeben waren. Die großen Reformkonzilien am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts waren es, welche sie vermittelten.



Franz I. bei Meister Robert Etienne. Zeichnung von A. de Neuville.
(Man vergleiche den später folgenden Abschnitt über die französische Renaissance.)

Italienische Humanisten kamen im Gefolge welscher Prälaten nach Konstanz (1414—18) und Basel (1434—44), dorthin unter Anderen Vergerio, welcher Kaiser Sigismund's Interesse für die neue Bildung zu gewinnen wußte, wie dieser denn 1431 selbst in Italien sehr sympathische Aufnahme fand; nach Basel Poggio und Enea Silvio de' Piccolomini, ersterer unermüdlich im Aufspüren antiker Handschriften auf deutschem Boden, dieser später Geheimschreiber König Friedrichs III. und von Einfluß auf seine Kollegen in Wien, bei denen er das Interesse für die antike wie humanistische Literatur erregte. Bedeutsamer war es dann, als einzelne Italiener oder in Italien humanistisch gebildete Deutsche sich an Universitäten oder Fürstenhöfen Eingang verschafften, so Peter Luder in Heidelberg und Erfurt, nach ihm hier Publicius Rufus, auf der Plassenburg beim Markgrafen Johann von Brandenburg-Kulmbach Pietro Arrighino. Immer stärker wurde dann die Zahl der Deutschen, die, an italienischen Universitäten gebildet, für die neue Richtung in der Heimat eintraten. Bahnbrechend vor Allen wirkte da Rudolf Agricola (1445—1485), im Besitze aller Bildung seiner Zeit und glänzender Gewandtheit im Gebrauche beider klassischen Sprachen, auf fortwährenden Wanderungen unermüdlich thätig für die Förderung antiker Studien, die er vornehmlich als Bildungsmittel der Nation angesehen wissen wollte.

Buchdruck und Buchhandel. Nichts hat dann mehr zur Verbreitung dieser Studien beigetragen, als die neue Kunst des Buchdrucks in Verbindung mit dem Buchhandel. Bis 1500 wurden in Deutschland gegen 1000 Druckereien gezählt; in Mainz gab es zu dieser Zeit fünf, in Basel 16, in Köln 21, in Nürnberg gar 25 Offizinen. In schönen, klaren Lettern, in der Verzierung mit kräftigen Holzschnitten hervorragender Meister erreichten ihre Leistungen bald eine hohe Stufe der Vollendung. Vielfach waren die Drucker zugleich auch Buchhändler, die dann durch zahlreiche wandernde „Buchführer" ihre Waare nach allen Richtungen vertrieben. Koburger in Nürnberg, der mit 24 Pressen und 100 Gesellen arbeitete, hatte um 1500 in allen größeren Städten Geschäfte, im Ganzen sechzehn, Faktoren aber fast in allen Ländern; aus seinem Verlage gingen bis 1500 über 200 Werke hervor. In Basel zeichnete sich besonders Johann Froben, in Köln Franz Birckmann aus, der Hauptvermittler mit England und den Niederlanden. Allerdings hatte auch in Italien und Frankreich der Buchdruckereibetrieb große Fortschritte gemacht. In Paris genoß Robert Etienne solches Ansehen, daß sogar König Franz den Meister in seiner Werkstätte aufsuchte. Immerhin aber durfte Jakob Wimpheling im Jahre 1507 mit gerechtem Stolze schreiben: „Wir Deutsche beherrschen fast den gesammten geistigen Markt des gebildeten Europa."

Die deutschen Humanisten. Ein eigenthümliches Völkchen nun, diese deutschen Humanisten, diese Propheten einer neuen Bildung! Männer von einer staunenswerthen Vielseitigkeit des Interesses und der Leistungen, voll regen, unverdrossenen, selbstlosen Eifers; die meisten wanderlustig und unstet, eben deshalb häufig genug auch in ihrer Weltauffassung Kosmopoliten, obwol gerade die edelsten warme Patrioten gewesen sind; meist gar keine unbeholfenen Stubengelehrten, sondern Männer von Welt, gewöhnt mit den Großen dieser Erde zu verkehren, ja sehr oft darauf angewiesen, ihre Gunst zu gewinnen, und doch voll hohen Selbstgefühls; sich bewußt, eine große Sache zu vertreten, eine Macht zu sein, und daher trotz zahlloser persönlicher Eifersüchteleien und literarischer Fehden wie eine große Genossenschaft ihren Feinden gegenüber. Sie waren wol alle für die Alten begeistert, sie strebten danach ein glänzendes Latein zu schreiben und zu sprechen, das ihnen wie zur Muttersprache wurde; sie setzten den höchsten Stolz darein, den antiken Dichtern es gleich zu thun, sie nachzuahmen; sie modelten an ihren ehrlichen deutschen Namen so lange, bis sie lateinisch oder griechisch, wenn nicht wurden, so doch mindestens klangen. (So „Melanchthon" für Schwarzert, „Oekolampadius" für Hausschein [eigentlich Hußgen oder Heußgen], „Capito" für Köpfel, „Agricola" für Schnitter, „Mutianus Rufus" für Konrad Muth u. A.) Aber so sehr sie sich bemühten, Geist und Empfindung ihrer Zeit in antike Formen zu zwängen, den Bedeutenderen von ihnen war doch bald klar, daß es gelte, die neugewonnene

Kenntniß auf die Bedürfnisse des Lebens anzuwenden. So gewinnt rasch der deutsche Humanismus eine viel praktischere Richtung als der italienische, indem er in den Dienst nicht nur der geistigen, sondern auch der sittlich-religiösen Wiedergeburt der Nation sich stellte.

Betrachten wir zunächst einige seiner Hauptvertreter, dann seine bedeutendsten Centren und die verschiedenen Richtungen seines Einflusses auf das Leben unseres Volkes.

Desiderius Erasmus. Keiner in der großen Heerschar der Humanisten kann sich an tiefgreifender Wirksamkeit und beherrschendem Ansehen mit Desiderius Erasmus von Rotterdam vergleichen. Geboren am 28. Oktober 1467 zu Gouda, kam er früh nach Deventer, wo damals der berühmte Alexander Hegius die von den „Brüdern zum gemeinsamen Leben" begründete Schule in humanistischem Sinne umzugestalten begann. Hier empfing er die ersten Anregungen, sah sich aber schon im Jahre 1480 durch jähen Tod beider Eltern beraubt und endlich, da seine Vormünder sich des Knaben zu entledigen wünschten, nach langem Widerstreben genöthigt, in das Kloster Emmaus (Stein) bei Gouda einzutreten (1487). Dort ließ ihm der Abt volle Freiheit zu seinen Lieblingsstudien; nichtsdestoweniger wurde allmählich der Widerstreit zwischen seiner äußeren Lage und seinem Streben ihm so unerträglich, daß er ein Anerbieten des Bischofs von Cambrai, Heinrich von Berghes, in seinen Dienst zu treten, als eine Erlösung begrüßte (1491). Damals erhielt er auch die Priesterweihe. 1496 sandte ihn aber zur Fortsetzung seiner Studien der Bischof nach Paris, der ersten Hochschule Europa's. Damit begann er ein unruhiges Wanderleben, das ihn bis 1516 so ziemlich durch alle Länder Westeuropa's führte. Schon 1497 kam er in Begleitung eines jungen Lords nach England, wo er noch mehrmals in den nächsten Jahren verweilte und zahlreiche Verbindungen mit hochstehenden Gönnern des Humanismus anknüpfte. Durch sie sah er sich 1506 in den Stand gesetzt, das Land seiner Sehnsucht, Italien, aufzusuchen. Ueber Turin kam er nach Bologna, verweilte längere Zeit zu Venedig im Verkehr mit dem gelehrten Buchdrucker Aldus Manutius und vornehmen Humanisten der stolzen Republik, dann in Padua; endlich gelangte er 1508 über Siena nach Rom. Aber eine glänzende Aussicht lockte ihn von dort hinweg nach England, dessen junger König Heinrich VIII. (1509—1547) mit seiner Gemahlin Katharina von Aragonien der neuen Bildung verständnißvolle Förderung entgegenbrachte. Aber die Professur zu Cambridge, die ihm Bischof Fisher verschaffte, behagte ihm wenig, und troß des anregenden Umganges mit Männern wie Thomas Morus, Colet, Warnham und andern, sehnte er sich doch oft genug zurück nach Rom, an den glänzenden Hof Leo's X. Mehrfache Reisen nach Basel zu seinem Verleger Johann Froben brachten ihn in engere Beziehungen zu Deutschland und seinen Humanisten, die mit begeisterter Verehrung sich um ihn scharten, und endlich im Jahre 1516 machte die Berufung als königlicher Rath an den Hof Karl's I. (V.) seinem unruhigen Wanderleben wenigstens zunächst ein Ende. Ohne eigentlich zu amtlichen Geschäften verwendet zu werden, wählte er sich seinen Sitz in der stillen Universitätsstadt Löwen, kam aber auch häufig nach Antwerpen, einmal auch nach England (1517). Seine literarischen Interessen bewogen ihn jedoch 1521 ganz nach Basel überzusiedeln, wo er bis 1529 geblieben ist. Die mit der Reformation dort verbundenen Unruhen führten ihn nach Freiburg i. Br., ohne daß er sich doch daselbst recht wohl gefühlt hätte. Bei einem Aufenthalte in Basel ist er am 11. Juli 1536 dort gestorben.



Aldus Manutius.

Erasmus ist ganz wesentlich Gelehrter und Lehrer von unermeßlichem Einfluß durch seine Schriften und eine außerordentlich ausgedehnte Korrespondenz, weit weniger durch persönliches Wirken, an welchem ihn andauernde Kränklichkeit hinderte. In die gewaltigen Kämpfe seiner Zeit griff er, ängstlich und die Aufregung des Streites scheuend, nur wenig und fast immer gezwungen zur Abwehr persönlicher Angriffe ein. War er doch überhaupt vorwiegend ein Mann des klaren, scharfen Verstandes, an kein Land durch ein warmes Vaterlandsgefühl gefesselt, überall zu Hause und nirgends heimisch, keines Volkes Kind, wie er denn nirgends die Sprache, die um ihn herum gesprochen wurde, verstand oder es auch nur der Mühe werth hielt sie zu lernen, ein echter Vertreter des kosmopolitischen Humanismus, ein wahrer Bürger jenes Habsburgischen Weltreichs, das auf der Niederhaltung aller Nationalitäten beruhte.

Aber eben deshalb war auch seine Wirksamkeit durch keine staatlichen Schranken eingeengt und behindert. Und sie war doch von einer wunderbaren Vielseitigkeit. Zwar die exakten Wissenschaften und die eigentlich historischen Studien blieben ihm fremd, aber unermeßlich ist seine Thätigkeit in der Herausgabe antiker Klassiker, von denen er die griechischen gewöhnlich mit lateinischer Uebersetzung versah. Ebenso gut hat er die Werke der Kirchenväter herausgegeben, und bahnbrechend vor Allem wirkte seine Ausgabe des griechischen Urtextes des Neuen Testaments mit lateinischer Uebertragung (zuerst 1516), durch die er wider Willen der Lutherischen Reformation Vorschub leistete und sich selbst heftigen Anfeindungen aussetzte. So wesentlich reproduzirender Thätigkeit zugewandt, gab er doch auch praktische Anweisungen für den Unterricht in den klassischen Sprachen und hat auf der andern Seite Erbauungsbücher geschrieben. In den weitesten Kreisen hat er mit seinen „Adagia", einer Sammlung von Sentenzen und Sprichwörtern, gewirkt (zuerst 1506) und den Ton feinster Satire zu treffen gewußt in seinem „Encomium moriae" (Lob der Narrheit, zuerst 1509). Da läßt die Thorheit als mächtigste Königin alle Stände sich huldigen, vom hochmüthigen Prälaten bis zum armen Bauern herab, keiner wird verschont. Die 1800 Exemplare der ersten Auflage waren in wenigen Monaten vergriffen.



Erasmus von Rotterdam.

Allumfassend wie seine Thätigkeit waren die literarischen oder persönlichen Verbindungen des Erasmus. Es gab kein Land, mit welchem er nicht Beziehungen gehabt, keinen Humanisten, der sich ihm nicht zu nähern gesucht hätte. Wetteifernd warben Friedrich der Weise von Sachsen, Ernst von Bayern, Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England um sein Interesse und seine Person. Wie einen König ehrten ihn die Genossen. Der kleine, blasse und oft kränkliche Mann in seiner einsamen Studirstube war eine Macht für sich, das unfehlbare Orakel seiner Zeit.

Wilibald Pirkheimer. Wie mächtig die neue Bildung den höheren Bürgerstand zu ergreifen vermochte, das beweist Niemand besser als die imposante Erscheinung des Wilibald Pirkheimer von Nürnberg. Aus einem der vornehmsten und reichsten Geschlechter der alten Reichsstadt entstammt, 1470 als Sohn des Johannes Pirkheimer geboren, der damals im Dienste des Bischofs von Eichstädt, später des Herzogs Albrecht von Bayern und Sigismund's von Tirol stand, genoß er eine treffliche Erziehung, erwarb sich aber früh auch praktische Erfahrung als Reisebegleiter seines Vaters und in den Fehden des Bisthums. Sieben Jahre brachte er darauf in Padua und Pavia mit dem Studium des römischen Rechtes zu, beschäftigte sich aber eifrig auch mit humanistischen Studien und lernte Griechisch und Italienisch. 1497 kehrte er nach der Heimat zurück, vermählte sich mit der Tochter eines angesehenen Hauses und trat in den Rath. Seine Kriegserfahrung verschaffte ihm 1499 das Kommando des Nürnbergischen Fähnleins, an dessen Spitze er den unglücklichen Schweizerkrieg Maximilian's ehrenvoll mitfocht und das Vertrauen des Habsburgers so gewann, daß er den Rang eines kaiserlichen Rathes empfing. Mannichfache Anfeindungen jedoch und der Tod des Vaters bewogen ihn im Jahre 1501 aus dem Rathe zu scheiden. Auch seine glückliche Ehe trennte der Tod seiner Gemahlin 1504. Obwol sein einziger Sohn ihr kurz darauf nachstarb, so hat er sich doch nie wieder vermählt. Er fand seine ganze Genugthuung in öffentlicher und wissenschaftlicher Thätigkeit; 1505 wieder in den Rath gewählt und zu zahlreichen auswärtigen Sendungen verwendet, hielt er in dieser Stellung aus, und wiewol einmal der stolze Mann, tief verletzt durch neue Angriffe, abermals seinen Abschied erbat, seine Kollegen wußten ihn, durch Bitten noch mehr als durch Erhöhung seines Gehalts und Entbindung von den mühseligen Gesandtschaftsreisen, doch wieder zu fesseln.


Wilibald Pirkheimer.

Es war nichts Kleines in diesem Manne. Eine wuchtige Gestalt, auf trotzigem Nacken ein großes Haupt mit dichtem Haar, kräftigen Zügen, festem Kinn, großen Augen unter buschigen Brauen, so glich er in seinem Aeußeren nicht einem Gelehrten, sondern eher einem Krieger. Er wollte auch nicht nur ein Gelehrter sein. Für ihn war das antike Leben nicht blos ein Gegenstand des Studiums, sondern der praktischen Bethätigung in Gesinnung und Handlungsweise. Wie ein altrömischer Senator stand er da als Regent seiner stolzen Stadtrepublik, die er mit Rom oder auch mit Venedig vergleichen konnte, und in der großartigen Liberalität seines Hauses. Mit solider Pracht war es ausgestattet, ein wahres Museum von Antiken; es barg eine kostbare Bibliothek, die mit Handschriften und schönen Druckwerken zu vermehren ihr Besitzer keine Mühe und keinen Aufwand scheute; es öffnete sich gastfrei allen Jüngern der neuen Bildung, als eine „Herberge der Gelehrten“, wie es in Deutschland kaum eine zweite gab. Neidlos förderte er die Arbeiten Anderer mit seinen

eigenen Mitteln. Es gab kein Land, mit dem er nicht Verbindungen unterhalten, keinen bedeutenden Mann der reichen Zeit, mit dem er nicht verkehrt hätte, kein Fach des Wissens, das ihm fremd geblieben wäre. Aus Italien sandte ihm Graf Pico von Mirandola kostbare Handschriften, oder fragte der Venetianer Baptista Egnatius über die Entwicklung der deutschen Städte bei ihm an; aus Spanien schrieb ihm sein Neffe Gregor Geuder über die neuesten Entdeckungen im Westmeere. Aeußerst lebhaft war seine Korrespondenz mit Erasmus; Hutten's aufstrebendem Talente schenkte er freudige Theilnahme; mit ganzer Seele nahm er an dem Kampfe Reuchlin's gegen die „Dunkelmänner" theil und war stolz auf den Namen eines Reuchlinisten. Dem Konrad Celtes gewährte er gastfreie Aufnahme in seinem Hause, und wohl auch zum Theil das Material zu seiner schönen Schilderung Nürnbergs. Andere ehrte er durch Widmung seiner Schriften. Denn er war auch literarisch rastlos thätig. Eine Reihe namentlich griechischer Autoren hat er herausgegeben oder übersetzt, manches auch ins Deutsche. Ueber römische Münzen stellte er sorgfältige Beobachtungen an und versuchte ihren Werth auf den Nürnberger Fuß zu reduziren. Den Kirchenvätern widmete er namentlich in späteren Jahren ein eifriges Studium. Die Geographie des Ptolemäus gab er nicht blos lateinisch heraus, sondern er entwarf danach eine Beschreibung des alten Germanien und bemühte sich, die Angaben des griechischen Gelehrten über Asien mit den Entdeckungen der Portugiesen, die er bis China hin kannte, in Einklang zu bringen. Vortrefflich bewandert zeigt er sich auch im Westmeere, wo eben ein neuer Kontinent den Spaniern sich entschleierte. Wie Cäsar hat er endlich die Geschichte seines eigenen Feldzuges in der Schweiz beschrieben..

So zeigte er, wie das Studium der Alten auf jeden Kreis menschlichen Wissens befruchtend einwirken könne, wie sein Werth nicht wesentlich beruhe auf der äußeren Nachahmung ihrer literarischen Schöpfungen. Und auch das entspricht ganz antikem Wesen, daß er der bildenden Kunst seine lebhafteste Theilnahme schenkte. Mit dem großen Albrecht Dürer verband ihn innigste Freundschaft, auf Pirkheimer's Anregung entwarf der Maler den Triumphwagen Kaiser Maximilian's (1518), und als der Freund starb (1528, 6. April), da setzte ihm der Patrizier in seinen Elegien ein Denkmal, das sie beide ehrt.

Es war ganz wesentlich das Verdienst der Nürnberger Patrizierfamilien, der Pirkheimer, Schreyer, Walther, wenn ihre Stadt zu einem der Mittelpunkte der deutschen Renaissance sich gestaltete. Schon Johann Pirkheimer hatte die Berufung eines in Italien gebildeten Humanisten als öffentlichen Lehrers bewirkt. Die bereits am Beginne des Jahrhunderts bestehenden vier Schulen erhielten 1509 durch W. Pirkheimer und den Propst Johann Kreß eine treffliche Schulordnung. Daneben bestand noch eine Schola poetica unter Cochläus' Leitung. Doch Aehnliches geschah auch anderwärts.

Nürnberg als Hauptsitz der exakten Wissenschaften. Charakteristisch für Nürnberg war, daß es einer bestimmten Gruppe von Wissenschaften, die sich unter dem Einflusse der neu entdeckten antiken Quellen zu entfalten begannen, der Mathematik und Astronomie, eine Heimstätte bot.

Denn im Jahre 1471 schon war der berühmte Regiomontanus (Johann Müller aus Königsberg in Franken) dahin übergesiedelt. In Wien war er mit dem ausgezeichneten Georg von Peurbach in Verbindung gekommen, welcher mit höchst mangelhaften Instrumenten ausgerüstet ein bahnbrechendes Werk über die Bewegungen der Planeten zu Stande gebracht und unendliche Mühe angewendet hatte, um aus einer schlechten lateinischen Uebersetzung des Ptolemäus, die erst wieder auf der arabischen Uebertragung desselben beruhte, die Ansichten des Griechen zu enträthseln. Darüber starb er 1461; doch Regiomontan, dem Versprechen treu, das er dem Lehrer gegeben, ging nach Italien, lernte dort Griechisch, um den Ptolemäus im Urtext verstehen zu können, vollendete zugleich sein trigonometrisches Lehrgebäude und kehrte 1468, im Besitze fast der gesammten mathematischen Literatur des Abendlandes, nach Wien zurück. Da ihm diese Stadt jedoch die nöthigen technischen Hülfsmittel

nicht bot, so siedelte er 1471 nach Nürnberg über, das, durch seine Handelsbeziehungen „der Mittelpunkt Europa's", zugleich durch seinen hochentwickelten Gewerbfleiß und den rührigen, praktischen Geist seiner Bürger für die Zwecke Regiomontan's sehr geeignet war. In gemeinverständlichen Vorlesungen gewann er zunächst das Interesse der Gebildeten, legte dann große Werkstätten für die Herstellung mathematischer und astronomischer Instrumente wie für Landkarten an, auch eine Druckerei für mathematische und astronomische Werke und erbaute auf Kosten des Patriziers Bernhard Walther die erste Sternwarte Europa's. Von ihm ging die Erfindung des sogenannten Jakobsstabes zur Gradmessung, unentbehrlich für die großen Entdeckungsfahrten, und die Berechnung der ersten Sternentafeln (Ephemeriden), welche Columbus mitnahm, aus. Was er gepflanzt, hat Martin Behaim (geb. um 1459) aus vornehmem Hause weiter gepflegt und praktisch zur Anwendung gebracht. Er verfertigte den ersten Erdglobus (1492) und nahm mehrfach an portugiesischen Fahrten theil, starb auch in Lissabon (1506).



Die beiden Erdkugeln nach dem Globus Behaim's
(Vergl. die Karte Toscanelli's S. 39.)

So wurde Nürnberg der Hauptsitz für mathematische, astronomische und geographische Studien, die erste Werkstätte für ihre Instrumente wie für die rationelle Kartenzeichnung. Ohne seine, ohne die Leistungen der Deutschen wären die glänzenden Entdeckungen der Spanier unmöglich gewesen, und erst die deutsche Wissenschaft hat sie verarbeitet und der allgemeinen Kenntniß vermittelt.

Geschichtschreibung und Theologie. Wahrhaft befruchtend erscheint nun auch der deutsche Humanismus auf dem Gebiete der Geschichtsforschung und der Geschichtschreibung, und oberdeutsche Städte, Heidelberg, Straßburg und Augsburg voran, sind es, in denen sie am regsten sich entfaltet. In der schönen Neckarstadt war es die Universität, seit 1476 besonders durch Pfalzgraf Philipp zu hoher Blüte gelangt, die unter der Leitung ihres eifrigen Kurators Johann von Dalberg, Bischofs von Worms (1445—1503), einen glänzenden Kreis von Gelehrten vereinigte, wie Jakob Wimpheling, Johann Reuchlin und Andere. Noch viel weiter griff die Societas literaria Rhenana, welche der ruhelose Konrad Celtes 1491 gründete und Dalberg sorgfältig pflegte. Eine Reihe großer Namen fanden sich in ihr zusammen; außer den genannten z. B. der große Jurist Ulrich Zasius in Freiburg, der allgelehrte Abt Johann Trithemius von Sponheim (bei Kreuznach),

der Augsburger Konrad Peutinger, Wilibald Pirkheimer, Heinrich Bebel in Tübingen u. A. Vor Allem hat sie deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung gepflegt. Denn weit entfernt, daß die Bewunderung der Alten den patriotischen Sinn dieser Humanisten untergraben hätte, belebte ihn vielmehr das Beispiel antiker Vaterlandsliebe. Emsig vertieften sie sich in das deutsche Alterthum, wie es ihnen die Germania des Tacitus erschloß, die zuerst 1470 in Venedig, schon 1473 in zwei Ausgaben zu Nürnberg erschien. Wimpheling, schon in Straßburg mit Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brant in einer gelehrten Gesellschaft zum Studium der deutschen Geschichte verbunden, schrieb in seiner Epitome rerum germanicarum die erste allgemeine Geschichte Deutschlands, Trithem die erste Literaturgeschichte; Celtes, hervorragend als Anreger und Sammler, häufte unermeßlichen Stoff zu einer Germania illustrata auf, deren Vollendung freilich sein früher Tod (1508) verhinderte. Der eng mit ihm befreundete Peutinger brachte, angeregt durch die römische Vergangenheit Augsburgs, eine stattliche Sammlung von Antiken und eine große Bibliothek zu Stande. Eine Reihe Quellenschriftsteller zur älteren deutschen Geschichte hat er edirt; die römische Weltkarte, welche Celtes aufgefunden, trägt noch seinen Namen (Tabula Peutingeriana).



Johannes Müller von Königsberg, genannt Regiomontanus.

Wie hätte nun Kaiser Maximilian nicht solchen Studien seine fördernde Theilnahme zuwenden sollen! Mit seiner Unterstützung reifte und sammelte Celtes; für ihn sollte Peutinger ein Kaiserbuch und habsburgische Urkundenregister bearbeiten. Hat er doch auch für die Ueberlieferung seiner eignen Thaten gesorgt.

Unmöglich konnte nun die Wissenschaft, wie sie unter dem belebenden Sonnenscheine des neuerstandenen Alterthums sich entwickelte, vor den Schranken der Kirche Halt machen. Huldigten ihr doch auch zahlreiche Geistliche. Das Studium der Kirchenväter wurde durch die Arbeiten eines Erasmus und Pirkheimer gefördert, für die Kirchengeschichte wirkte Trithemius. Aber noch viel bedeutsamer wurde es doch, daß Erasmus den griechischen Urtext des Neuen Testamentes zugänglich machte (zuerst 1516), Reuchlin durch seine Rudimenta linguae hebraicae in die schwierige, bis dahin außerhalb jüdischer Kreise völlig unbekannte Sprache des alten Testamentes einführte (1506). Dem gegenüber war die altüberlieferte Autorität der Vulgata, der lateinischen Bibelübersetzung des fünften Jahrhunderts, keinen Augenblick länger haltbar.

Wenn so aus antiker Wurzel die moderne Wissenschaft hervorzusprießen begann, so war doch auch der formale Einfluß dieser Studien ein großer Gewinn. Gewiß wurde durch das Latein die Muttersprache in den Hintergrund gedrängt, über dem fremden Idiom vernachlässigt, gewiß — was das Bedenklichste war — durch die Herrschaft des Lateinischen auf Schulen und Universitäten, in Wissenschaft und Dichtung eine unheilvolle Scheidung der Nation in Gelehrte und Ungelehrte herbeigeführt, die seitdem fortdauerte und besonders nachtheilig auf dem Gebiete der Literatur gewesen ist; allein es lag doch auch in der Aneignung und Handhabung des Lateinischen eine gewaltige bildende Kraft, die schließlich auch der deutschen Sprache zugute kommen mußte, sobald man es versuchte, in ihr mit der unvergleichlich

durchgebildeten Römersprache zu ringen. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen auch die Bemühungen der Humanisten, neben wissenschaftlicher lateinischer Prosa eine lateinische Poesie ins Leben zu rufen, erhöhtes Interesse. Keine Stadt ist für diese Bestrebungen bedeutsamer geworden als Erfurt, von welchem noch in anderm Zusammenhange zu reden sein wird.

Nächstdem dürfte Wien zu nennen sein. Schon seit 1457 wurde hier über griechische Autoren gelesen, dann der lateinische Sprachunterricht verbessert. Seit 1497 trat Konrad Celtes, selbst poeta laureatus, an die Spitze eines Dichterkollegiums, gleichzeitig einer „Donaugesellschaft", deren Mitglieder in freier Hausgenossenschaft mit einander lebten. An ähnlichen Bestrebungen fehlte es überhaupt nirgends, wo der Humanismus sich festgesetzt hatte.

Der Humanismus in den Schulen. Eben seine formale Seite ist nun auch für den Jugendunterricht von durchgreifender Bedeutung geworden. Jakob Wimpheling wurde der erste pädagogische Schriftsteller der Zeit. Neue Lehrbücher begannen die alten schwerfälligen Hülfsmittel zu verdrängen, und so wandelten sich die alten ungenügenden Anstalten in „Lateinschulen" um. So wirkte in der Schule zu Deventer der treffliche Alexander Hegius (1474—1498); sein Schüler Rudolf von Langen reformirte die Domschule in Münster; in Nürnberg arbeitete Cochläus; im sächsischen Zwickau entstand damals eine griechische Schule. In Sachsen war auch das Fürstenhaus der neuen Bildung geneigt, wie denn Ernst und Albrecht, die Stammväter beider Linien, in ihrem Sinne unterrichtet wurden.



Geiler von Kaisersberg.

Ja, es war eine wahrhafte „Wiedergeburt", die sich damals in Deutschland vollzog. Ueberall frisches Streben, begeisterte Wärme, glänzende Erfolge. Wie aber stand diese ganze Richtung zur Kirche und zwar zu der Kirche, wie sie damals war?

Der Humanismus und die Kirche. Eine gegen die Kirche an sich, so weit sie in der Pflege wahrer Religiosität ihre Aufgabe erkannte, gerichtete Tendenz hatte der Humanismus zunächst gar nicht. Er kämpfte im Anfange nur gegen die geschmacklosen und pedantischen Formen, in denen sich die Scholastik bewegte. Zählte er doch auch zahlreiche, aufrichtig der Kirche ergebene Männer in seinen Reihen. Ein Bischof von Worms brachte Heidelberg zur Blüte; Trithem war Abt von Sponheim, Wimpheling eine tief religiöse Natur.

Der Reformplan des Erasmus war in seiner Art wirklich großartig. Er wollte aus der verlebten Scholastik herauskommen, mit Hülfe des Humanismus die Christenheit zurückführen zu den ersten Quellen christlicher Erkenntniß, zu der heiligen Schrift und zu den Zuständen der ersten christlichen Jahrhunderte, wie sie in den Schriften der älteren Kirchenväter erscheinen. Nach diesen Vorbildern „beruhte das Wesen der Religion nicht in dem Glauben an ein System von Lehrsätzen und dogmatischen Wahrheiten, sondern in dem innigen Anschluß an die Person des Erlösers", in der frommen Gesinnung des Menschen, bestätigt durch die Sittlichkeit des Wandels. Eine großartige Thätigkeit entfaltete er, um diese Anschauungen immer tiefer zu begründen, in immer weitere Kreise zu tragen. In seinem Encomion moriae machte er muthig Front gegen die Verkommenheit der Scholastik und des Klosterwesens; seine eigene Lehre entwickelte er in dem trefflichen Enchiridion militis christiani (Handbuch des christlichen Streiters) und in seiner Vorrede zu den Anmerkungen des Lorenzo Valla zum neuen Testament; er gab ihnen dann durch seine Ausgaben und Erklärungen des griechischen Urtextes (1516) und der älteren Kirchenväter eine feste Grundlage.

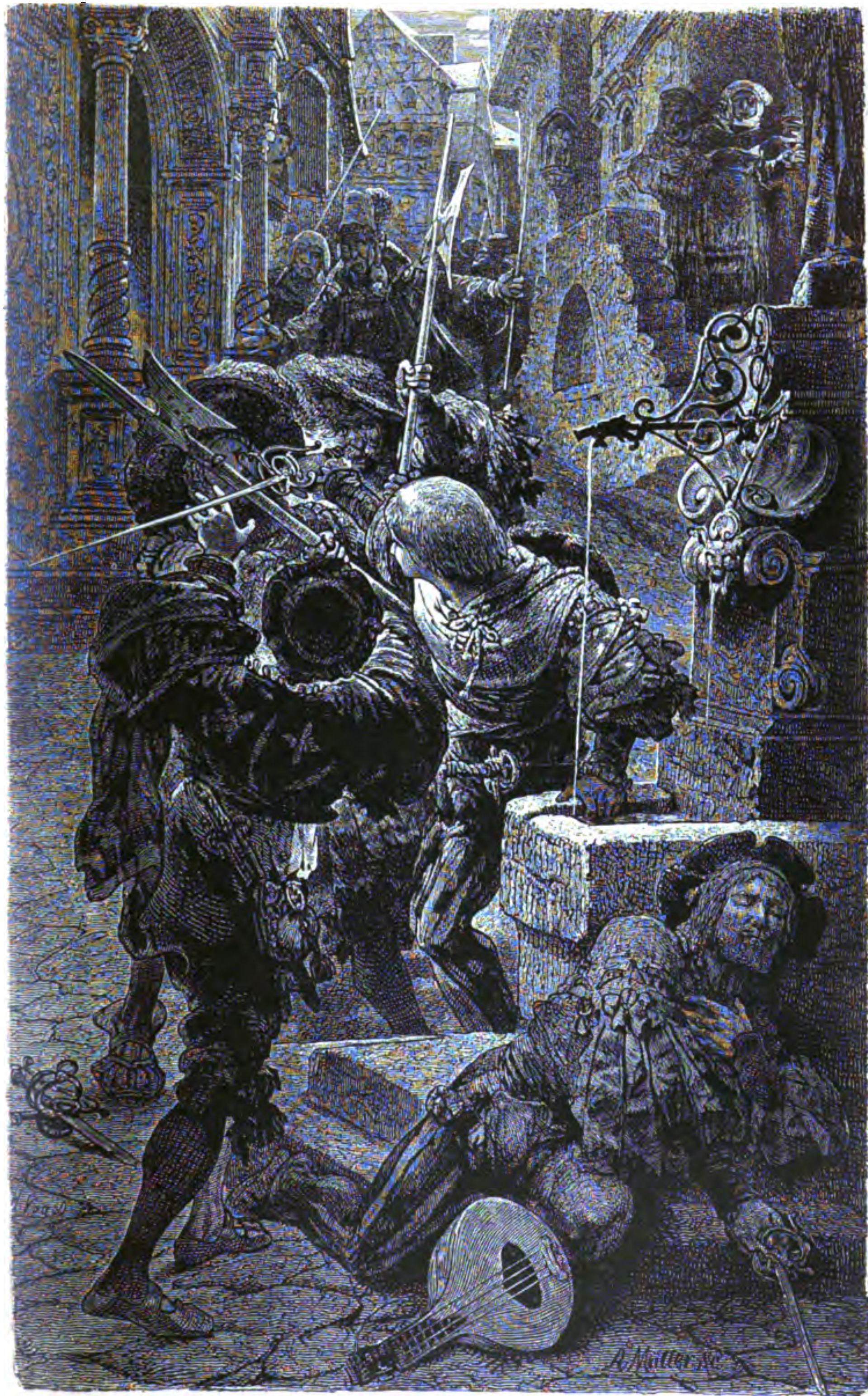
„Ebenso sehr gegen das Heidenthum mancher Humanisten wie gegen die mönchische Unwissenheit sollte die geläuterte Theologie und Religion auftreten", und in engster Anlehnung an die großen Gewalten des Staates und der Kirche, mit denen er persönlich im besten Einvernehmen blieb, hoffte Erasmus seine humanistische Reformation durchzusetzen. War doch Karl V. voll von reformatorischen Tendenzen, und hatte doch Leo X. die Widmung seines großen Bibelwerkes mit wärmstem Lobe entgegengenommen.

Doch unfraglich täuschte sich Erasmus in dem Hauptpunkte: von der Kirche, wie sie damals sich darstellte, trennte den Humanismus, auch den seinen, ein innerer Gegensatz, der zwar eine Zeit lang vielleicht verhüllt, aber nicht aufgehoben werden konnte. Er beruhte auf Zweierlei. Die neu aufkommende Wissenschaft mußte, bewußt oder unbewußt, die Freiheit der Forschung als ihr Lebenselement erkennen, denn sie hatte von den Alten gelernt zu denken ohne theologische Voraussetzung. Diesen Anspruch konnte die mittelalterliche Kirche niemals zugestehen, denn sie unterwarf Wissen und Glauben ihrer unfehlbaren Entscheidung.

Weiter hatten die historischen Studien das nationale Selbstgefühl bei den meisten und besten Vertretern des Humanismus eben so wohl tiefer begründet als auch gesteigert. Wimpheling, Trithemius, Pirkheimer, Bebel waren stolze Deutsche, entschiedene Anhänger der kaiserlichen Gewalt. Wenn es aber etwas gab, was das Nationalgefühl herausfordern konnte, so war es die dreiste Ausbeutung der Deutschen durch eine fremde, tief verderbte, hochmüthige Priesterschaft. — Da war denn der Kampf unvermeidlich.

Die Humanisten in Erfurt. Auf beiden Seiten ist der Gegensatz früh genug zum Bewußtsein gekommen. Die Vertreter der Scholastik begegneten allerorten den Humanisten mit offener Feindschaft, und die Universitäten, welche jene beherrschten, erwehrten sich deshalb der neuen Bildung, so lange es irgend ging, so vor Allem Köln, dann Leipzig, Rostock, Ingolstadt. Auf der andern Seite erstritt sich der Humanismus in Erfurt eine herrschende Stellung und brachte hier seinen Anhängern den Gegensatz zur Scholastik besonders lebhaft zum Bewußtsein. Hatte doch in keiner andern Universität der Humanismus so rasch feste Wurzel geschlagen; denn die Stadt selbst war durch die ihr tief verhaßte Herrschaft des Erzstifts Mainz kirchlichen Ansprüchen überhaupt abgeneigt, die Universität aber zur Zeit des großen Schisma's von der mächtigen Bürgerschaft 1379 gegründet (bestätigt 1389, eröffnet 1392), als die päpstliche Autorität tief erschüttert war, daher freierer Richtung zugethan. Hier hatte seit 1466 Publicius Rufus gelehrt, hier wurde dann Maternus Piporis das Centrum eines großen Kreises von Poeten, denen die Nachahmung lateinischer Dichtung als das Höchste galt, unter ihnen der feine Spötter Crotus Rubianus und der lebenslustige Helius Eobanus Hessus. Von irgend welcher Feindseligkeit gegen die Scholastik war bei Maternus noch nicht die Rede; um so mehr tritt sie bei seinem Nachfolger Mutianus Rufus (eigentlich Konrad Muth) bestimmend hervor.

Konrad Muth, geboren 1471 in Homburg als Sohn wohlhabender und angesehener Eltern, dann in Deventer, Erfurt, Italien gebildet, später am Hofe des Landgrafen von Hessen, endlich seit 1502 Kanonikus in Gotha, bekleidete zwar keine Stellung an der Universität Erfurt, machte aber sein gastfreies Haus im nahen Gotha zu einem Sammelpunkte junger Humanisten. Da wurden poetische Aufgaben gestellt und gelöst, da sollte in solchen Leistungen nicht nur die Sprache, sondern auch die Anschauung nach dem Muster der Alten sich modeln, wie denn beide in dem bedeutendsten Werke, das Mutian's Anregung entstammt, Eoban's Bucolica (Hirtengedicht) in der That vereinigt erscheinen. Vor Allem aber machte der Meister den prinzipiellen Gegensatz, der ihr Streben von der Scholastik trennte, den Schülern klar. In seinem Kreise wurde sie der abfälligsten Kritik unterzogen, selbst die akademischen Würden, die ihre Universitäten verliehen, wurden geringschätzig behandelt, da sie durch pedantischen Formelkram erworben werden mußten. Der Umsturz der Erfurter Stadtverfassung durch eine stürmische demokratische Bewegung im Jahre 1510 erschütterte auch die Stellung der dortigen Scholastiker, die mit dem gestürzten Rathe in engen Beziehungen gestanden hatten.



Zusammenstoß der Studenten und Landsknechte in Erfurt. Zeichnung von H. Vogel.

Die rohe Verwüstung der theologischen Bursen durch Volkshaufen und Landsknechte 1511 brach ihre Herrschaft vollends, knickte aber auch freilich die Blüte der Universität, deren Frequenz seitdem reißend schnell sank. Auch die Mutianer verließen zum Theil das verödete Erfurt, aber sie lernten draußen das Leben kennen und kehrten als gestählte Kämpfer zurück.

Ulrich von Hutten. Mit diesen Erfurter Humanisten stand in engster Verbindung der Reichsritter Ulrich von Hutten. Einem weit in Franken, Schwaben und Hessen verbreiteten Geschlechte entsprossen, wurde er als Sohn Ulrich's von Hutten und der Ottilia von Eberstein am 21. April 1488 auf der Steckelburg, sechs Stunden von Fulda, geboren.



Hutten's Dichterkrönung. Nach B. Mörlins.

Den schwächlichen aber begabten Knaben bestimmten die Eltern dem geistlichen Stande und ließen ihn deshalb 1499 als Novize ins Kloster Fulda eintreten; doch der Aufforderung, die Gelübde abzulegen, widerstand er entschlossen und flüchtete endlich 1505 mit Hülfe seines älteren Jugendfreundes Crotus Rubianus hinweg nach Köln, um sich humanistischen Studien zu widmen. Von seinem Vater hart verstoßen, frühzeitig von schwerem Leiden befallen, das ihn nie ganz verließ, besuchte er in mühseligem Wanderleben, oft bettelarm und elend, die Universitäten zu Erfurt und Frankfurt a. O., Leipzig und Greifswald, Rostock und Wittenberg, kam dann durch Böhmen und Mähren nach Wien, endlich im Frühjahr 1512 nach Italien,

ohne jedoch Rom zu sehen, und eignete sich während dieser unruhigen Jahre eine Beherrschung des Lateinischen an, die zwar an sich damals nicht ungewöhnlich, aber unter seinen Verhältnissen erstaunlich ist. 1513 zurückgekehrt fand er schlechten Empfang bei seinen ritterlichen Verwandten, die Hutten's Studien und Arbeiten für nichts achteten, aber dann durch seinen Gönner, den feingebildeten Ethelwolf von Stein, Aufnahme bei dem eben gewählten jungen Erzbischof Albrecht von Mainz, wo er nun anregende Monate verlebte, auch Erasmus kennen lernte. Vom Fürsten und auch von seiner Familie mit Geld versehen, hielt sich Hutten von 1515—1517 zum zweiten Male in Italien auf, um nach dem Wunsche der Seinen das juristische Studium aufzunehmen. Er verweilte deshalb nicht nur in Rom, sondern auch in Bologna, aber ein Jurist wurde er nicht; vielmehr blieb er der Humanist und Literat, der er gewesen war. Als solcher fand er auch in Venedig bei den ersten Männern der Stadt die schmeichelhafteste Aufnahme. Im Juni 1517 traf er wieder in Augsburg ein, und dort wurde ihm die größte Anerkennung, die ein „Poet" jener Tage nur erstreben konnte: vor glänzender Versammlung krönte ihn Kaiser Maximilian am 12. Juli mit dem Lorberkranze des Dichters, den Konstanze Peutinger geflochten. Kurze Zeit nachher trat er in die Dienste des Erzbischofs von Mainz. Sein Wanderleben schien zu Ende zu sein.

Unstet und ruhelos gelangte er aber niemals zu einer festgeschlossenen Wirksamkeit. Des Lateinischen im seltenen Grade mächtig, hat er doch eine belehrende, unterrichtende Thätigkeit wie Erasmus u. A. fast gar nicht entfaltet. Ihm kam Alles darauf an, auf seine Zeit unmittelbar zu wirken als Dichter und Publizist. Denn so sehr Erasmus den Streit scheut, so begierig sucht ihn die kampfesfrohe Seele des Reichsritters; in seinen Schriften klingt es wie Rossewiehern und Trompetengeschmetter. Und mit jeder Faser seines Herzens gehört er seinem Volke an, ein stolzer, leidenschaftlicher Deutscher. Deshalb hat er mit einer Energie und einer hinreißenden Wirksamkeit in die Kämpfe seiner Zeit eingegriffen, wie Keiner mehr außer Luther. — Er war der einzige große weltliche Publizist der Reformationszeit. Daß er lange nur lateinisch schrieb, hat die Wirkung seiner Worte allerdings beeinträchtigt, aber doch in dem Maße nicht, wie es heute der Fall sein würde. Denn auch im Bürgerstande war damals die Kenntniß des Lateinischen, dank der wesentlich lateinischen Bildung aller Schulen, weit verbreitet, und an Dolmetschern konnte es Unkundigen nirgends fehlen. Beinahe Alles nun, was Hutten in poetischer Form geschrieben, ist doch eben nicht sowol poetisch als satirisch oder rhetorisch gedacht, und Alles, mit Ausnahme seiner „Klagen gegen die Lötze" in Greifswald, die ihn mehr als unfreundlich behandelt, wendet sich allgemeinen, öffentlichen Angelegenheiten zu. Es ist der deutsche Patriot und der adelsstolze Reichsritter, der hier spricht. Eifrig nimmt er Antheil an dem Kriege Maximilian's gegen die Venetianer; wie höhnt er diese „Frösche", die es wagen, von ihrem Sumpfe aus den Adler anzuquaken; in ihr früheres Nichts will er die stolze Stadt zurückgeschleudert wissen. Wie spottet er über den gallischen Hahn, der „mit blutigem Kamm und zerrauftem Gefieder" vor dem Adler aus Italien entflieht (Sommer 1512). Wie er so mannhaft für seinen Kaiser eintritt, dessen Ruhm er auch einmal mit dem Degen tapfer gegen ein paar übermüthige Franzosen zu Viterbo vertheidigte (1515), so wendet er bald die Stacheln seiner Worte auch gegen das päpstliche Rom, das er auf seiner zweiten italienischen Reise genügend kennen gelernt hatte. In gerechtem Zorn schleudert er gegen den Ablaß die trotzigen Verse:

— — — — — Wer mag hoffen zu kaufen,
Was, wer's etwa besitzt, sicher verkaufen nicht mag?
Wollt' er jedoch, so könnt' er es nicht verkaufen. Der Himmel
Steht um den einzigen Preis redlichen Wandels zum Kauf.

Und gegen Papst Julius II. wagt er zu sagen:

Julius, dieser Bandit, den sämmtliche Laster beflecken,
Er verschlösse den Himmel nach Willkür Diesem, und schlösse
Jenem ihn auf? Sein Wink beseligte oder verdammte?
Nein, nur eigenes Thun und nimmer der heiligste Vater

Macht uns gerecht, die Tugend allein erschließt uns den Himmel,
Nicht der Schlüssel Gewalt, mit denen der römische Gaukler
Klappert und so das Volk, das arme, betrog'ne, sich nachzieht."

Ein andermal schildert er die schwelgerischen, üppigen Prälaten in Rom:

„Welche mit Lust schlecht sind, und mit Vollmacht; ach, und in deren
Joch das teutonische Volk leider so willig sich fügt.

Er fragt seine Landsleute vorwurfsvoll:

„Wann doch kommt es dahin, daß Deutschlands Augen sich öffnen,
Einzusehen, wie ganz Rom es zur Beute gemacht?"

So sprach keineswegs nur der ehrliche Mann, welchen der freche Schacher mit dem Heiligsten erbittert, der Stolz des Deutschen bäumt sich hier auf gegen die Ausbeutung seines Volkes durch eine fremde Gewalt. Und in solchen Versen klingt nicht das ironische Lachen der italienischen Humanisten, sondern das Pathos sittlichen Zornes. Das war der tiefe Unterschied zwischen der Opposition, die wol auch Italiener gegen die kirchliche Verderbniß erhoben, und der der Deutschen, daß jene mit dem Verstande und diese mit dem Herzen bei der Sache waren.

Doch zum allgemeinen Bewußtsein kam den Humanisten ihr Gegensatz zu der Kirche ihrer Zeit und zur Scholastik erst durch die literarische Fehde, in welche sich einer ihrer Führer verwickelt sah.

Johannes Reuchlin. Das war Johannes Reuchlin, 1455 von armen Eltern geboren — sein Vater war Dienstmann der Dominikaner in Pforzheim — dann wegen seiner schönen Stimme an den markgräflich badischen Hof gerufen, gewann er die Mittel, sich den Wissenschaften zu widmen, wobei er theologische, juristische und humanistische Studien vereinigte. Er betrieb sie außer in Basel besonders in Frankreich, wo er sich zweimal aufhielt, und trat dann als Geheimschreiber in den Dienst Herzog Eberhard's von Württemberg. In dessen Gefolge besuchte er im Jahre 1482 zum ersten Male Italien und lernte dort Lorenzo de' Medici wie andere Häupter der Renaissancekultur kennen. Einige Gesandtschaften an den kaiserlichen Hof brachten ihm dann den Rang eines kaiserlichen Rathes. Trotz solcher Erfolge zog er sich doch nach Eberhard's Tode 1496 ganz auf gelehrte Studien zurück und lebte in Heidelberg, dessen schöne Bibliothek er erheblich vermehrte, besuchte auch wiederum Italien 1498, namentlich um des Hebräischen willen. Später wandte er zwar wieder der praktischen Laufbahn sich zu, wurde Richter des Schwäbischen Bundes in Stuttgart (1502 bis 1515), pflegte aber nach wie vor mit Vorliebe wissenschaftliche Studien. Seinem Berufe nach Jurist, hat er auch sonst Manches, was ihn von den eigentlichen Humanisten innerlich unterscheidet. Das Hebräische, von ihnen als eine barbarische Sprache geringgeschätzt, hatte er von jüdischen Rabbinern besonders in Rom und Wien erlernt und, auf die Arbeiten jüdischer Grammatiker und Lexikographen gestützt, im Jahre 1506 die erste hebräische Grammatik zu Stande gebracht. Ihn führte aber dabei besonders eine mystisch-theologische Neigung, daher seine Vorliebe für die Kabbala, jene wunderlich phantastische Philosophie des späteren Judenthums, die allerlei Geheimnisse aus den Buchstaben der heiligen Schriften zu enträthseln glaubte, auf der andern Seite für die ebenso phantastische Zahlenmystik der spätgriechischen Neupythagoreer. So meinte er aus einem einzigen Verse des zweiten Buches Mose die zweiundsiebzig unaussprechlichen Namen Gottes herauslesen zu können; in den drei Konsonanten des Wortes baráh (schaffen) fand er ein Symbol der Dreieinigkeit. Daher hatten die spätjüdischen Schriften für ihn denselben Werth wie die biblischen Bücher.

Die Reuchlinisten-Fehde. Frühzeitig trat er nun auch vermöge seiner Sprachkenntniß irrthümlichen Uebersetzungen der Vulgata entgegen, ohne deshalb in wirklichen Konflikt zu gerathen. Ein solcher wurde ihm erst durch die Kölner Theologen, meist Dominikaner, aufgedrängt. Und so entwickelte sich die Reuchlinistenfehde, in welcher zum ersten Male die Vertreter der alten Kirche und der neuen Bildung ihre Kräfte im offenen Kampfe maßen.

Johann Pfefferkorn, ein 1506 zum Christenthum übergetretener Jude, geärgert durch vergebliche Bemühungen, seine früheren Glaubensgenossen zu bekehren, erwirkte im Sommer 1509 von Kaiser Maximilian vor Padua ein Mandat, das alle jüdischen Schriften, welche Schmähungen gegen das Christenthum enthielten, wegzunehmen und zu verbrennen befahl. Als Kenner der hebräischen Literatur wurde Reuchlin nebst fünf Universitäten zu einem Gutachten aufgefordert und gab dasselbe im November 1510 dahin ab, daß der Talmud, den er übrigens nur aus Widerlegungsschriften kenne, wol Manches gegen das Christenthum vorbringen möge (was beiläufig in hohem Grade der Fall ist), aber auch sicher manches Gute enthalte, andere Bücher theils für die Auslegung des Alten Testaments oder der „Heimlichkeit der Reden und Wörter Gottes“, theils für den jüdischen Kultus unentbehrlich seien; immerhin möge man die Besitzer solcher Bücher, die nachweislich Schmähungen gegen das Christenthum enthielten, zur Strafe ziehen und diese Bücher verbrennen. Da aber die anderen Gutachen die Auslieferung aller Bücher zur Untersuchung anempfahlen, so entschied die Kommission in diesem Sinne und verwies die ganze Frage an den Reichstag. Erbittert nun über die Vereitlung seiner Racheplàne richtete Ostern 1511 Johann Pfefferkorn, ohne Zweifel im Sinne der Kölner, seinen „Handspiegel“ gegen Reuchlin und beschuldigte den ehrenhaften Mann der Bestechung durch die Juden. Dieser vergalt in seinem „Augenspiegel“ gereizt Schmähung mit Schmähung und deckte 34 Lügen der Gegner auf. Die Kölner aber, offenbar erfreut, in einem anerkannten Haupte der neuen Bildung die ganze verhaßte Richtung treffen zu können, setzten sofort den ganzen kirchlichen Apparat in Bewegung: die theologische Fakultät forderte Widerruf und Zurücknahme des „Augenspiegels“ und drohte im Weigerungsfalle mit dem Prozeß durch die Inquisition. Anfangs war nun Reuchlin, kränklich und etwas ängstlich, zur Demüthigung bereit; dann aber sammelte er sich, weigerte, was man forderte, ließ sich auch durch die nun verfügte Beschlagnahme des „Augenspiegels“ nicht schrecken, sondern schleuderte im Sommer 1513 eine leidenschaftliche „Vertheidigung gegen die Kölnischen Verleumder“. Da nun aber die namhaftesten Universitäten — außer Köln auch Löwen und Paris — den „Augenspiegel“ verdammten und den Widerruf forderten, so instruirte der Ketzermeister Hoogstraten von Köln den Prozeß in Mainz. Doch erwirkte Reuchlin vom Erzbischof die Erlaubniß, nach Rom appelliren zu dürfen, und die schon unter großem Zulaufe begonnene Prozedur mußte zum schweren Verdruß der Dominikaner unterbrochen werden (13. Oktober). Eine noch günstigere Wendung nahm die Sache, als Papst Leo X., ein Gönner der Humanisten und wenig erbaut von der pfäffischen Verfolgungssucht, die Führung des Prozesses dem Bischofe von Speier auftrug. Denn dieser sprach im April 1514 Reuchlin frei und verurtheite Hoogstraten in die Kosten. Doch die Dominikaner kannten die Gründe, die in Rom am ehesten Gehör fanden; durch reichliche Geldspenden an passender Stelle setzte Hoogstraten persönlich die Wiederaufnahme des Prozesses in Rom durch. Nun aber zeigte sich, in welchem Grade bereits der Handel die Sympathien für den geplagten Reuchlin in Deutschland erweckt hatte. Fürsten, Bischöfe und Städte unterstützten sein Gesuch, die Sache rasch und endgiltig zu entscheiden und legten für seinen erbaulichen



Johannes Reuchlin.
Vom Lutherdenkmal in Worms.

Wandel Zeugniß ab. Vor allen Dingen aber scharten sich die Humanisten um den bedrohten Genossen. Voll Stolz auf solchen Beistand gab Reuchlin 1514 die in dieser Angelegenheit an ihn gerichteten Briefe als Clarorum virorum epistolae heraus; die gefeiertsten Namen: Erasmus, Hutten, Eoban, Crotus, Pirkheimer, Melanchthon waren darunter.

Das gebildete Deutschland zerfiel jetzt in zwei feindliche Lager; zum vollen Bewußtsein war nunmehr der Gegensatz zwischen der Autoritätsknechtschaft der alten Kirche und der Freiheit der neuen Bildung gelangt, und mit lautem Jubel begrüßten die „Reuchlinisten" die Nachricht, das römische Gericht habe gegen eine Stimme den Angeklagten freigesprochen, der Papst aber den ganzen Prozeß niedergeschlagen (Sommer 1516). Sie durften sich als die Sieger fühlen, und sie säumten nicht, den schwer erkämpften Sieg zu benutzen.

Epistolae obscurorum virorum. Schon im Herbste 1515 war die geistvollste und wirksamste Satire erschienen, welche jemals gegen eine hochmüthige und beschränkte Hierarchie geschleudert worden ist: die Epistolae obscurorum virorum ersten Theils. Zwei neue Auflagen kamen noch 1516 heraus, 1517 ein zweiter Theil, der beste Beweis, welche Aufnahme die geniale Leistung fand. Der Name ist gewählt als ein Gegenstück zu den Epistolae clarorum virorum, welche Reuchlin 1514 veröffentlicht hatte; das Wortspiel aber, das in der deutschen Uebersetzung des Titels mit „Dunkelmänner-Briefe" liegt, ist dem Lateinischen fremd.



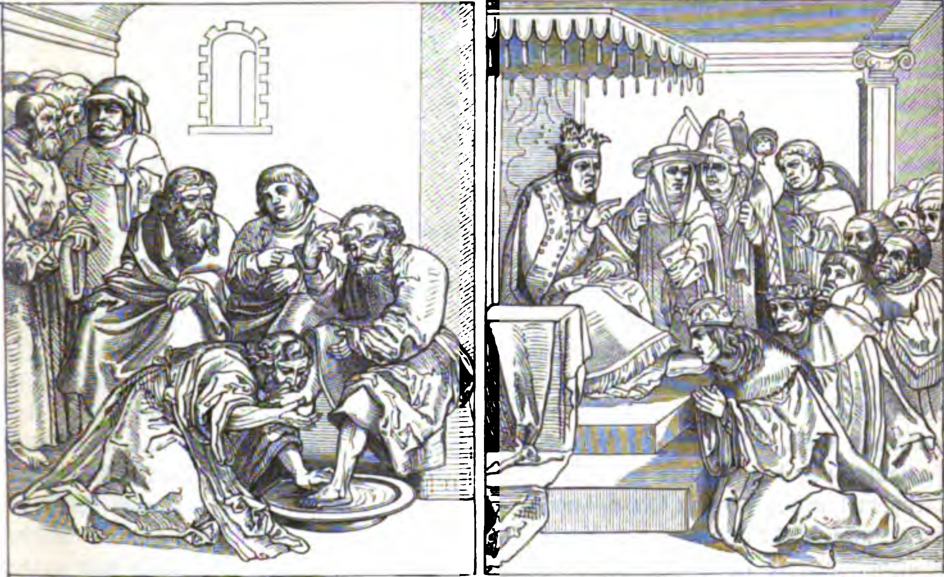
Abt Johann Trithemius.

In einem Latein, welches, obwol verzerrt, doch der deutsch-lateinischen Umgangssprache der scholastischen Kreise nachgebildet ist, entwickelt sich in naiver Unbefangenheit das ganze Wesen der „Sophisten". Ihren haarspaltenden Scharfsinn üben sie in Nichtigkeiten zuweilen unsauberster Art; in allen humanistischen Dingen verrathen sie die gröbste Unwissenheit und bilden sich doch dabei viel darauf ein, daß sie selbst sehr wohl im Stande seien, in klassischer Gelehrsamkeit etwas zu leisten, wovon dann in einigen poetischen Versuchen die ergötzlichsten Proben geliefert werden. Ihre Feinde, die Poeten, geben den Schreibern fortwährend Gelegenheit zu herzbrechenden Klagen; bald drängen sie frech sich in die Universitäten ein, bald treiben sie ihren ruchlosen Spott mit würdigen Vertretern scholastischer Wissenschaft. Und wie verliebt, wie sehr den Freuden der Tafel ergeben zeigen sich dabei doch die frommen Herren! In die ganze Reihe der Briefe kommt nun dadurch eine Art poetischer Einheit, daß sie alle an den Magister Ortvinus Gratius zu Köln, einen der eifrigsten Gegner Reuchlin's, gerichtet sind und die Reuchlinistenfehde sich wie ein rother Faden durch das Ganze hindurchzieht. „Die Briefe sind einem figurenreichen Relief zu vergleichen, auf welchem Silen und Esel, Satyr und Bacchantin sich durch einander treiben."

Als Verfasser bekennt sich auf dem Titel des ersten Theils Rochus Bochus Muselmannus. Doch hinter dieser Maske sieht deutlich das ironische Gesicht des Crotus Rubianus hervor, der durch satirisches Talent und die Neigung, es literarisch zu verwerthen, eben so wohl bekannt war, wie er auf der andern Seite während seines Aufenthalts in Köln zur Zeit des Reuchlinistenstreites Gelegenheit genug gehabt hatte, seine Studien zu der Karikatur zu machen, die er dann lieferte. Am zweiten Theile haben aber außer ihm noch andere Humanisten mitgearbeitet, so vor Allen Hutten.

Die Maske war so meisterhaft, daß die betroffenen Kreise zunächst von der beißenden Satire gar nichts merkten. Die Bettelmönche in England jubelten, daß sie nun eine Schrift zu ihren Gunsten hätten; ja ein Dominikanerprior in Brabant kaufte eine Anzahl Exemplare, um seinen Vorgesetzten ein Geschenk damit zu machen! Die Humanisten triumphirten. Selbst der ängstliche Erasmus fand Einzelnes vortrefflich, das Ganze freilich in seiner herausfordernden Kühnheit erweckte ihm kein Wohlgefallen.

Dem würdigen Reuchlin erschien der tolle Mummenschanz, der um seinen Namen spielte, etwas bunt, aber er ließ ihn sich gefallen. Daß eine Nachahmung der Briefe durch Ortwin, „eine unerlaubt geistlose Erwiderung“, daß ein päpstliches Breve, welches die Besitzer der Satire mit dem Banne bedrohte, sie selbst zu verbrennen befahl, wirkungslos blieb, ist selbstverständlich.



Aus dem „Passionale Christi und Antichristi“. Nach Lukas Cranach dem Aelteren.

Volksthümliche Bewegung gegen die kirchlichen Mißstände. Die deutsche Welt war bereits in einer Aufregung gegen Rom und seinen Anhang, welche weit über die humanistischen Kreise hinausging. Die gesammte volksthümliche Literatur der Zeit ist wie durchtränkt von der Opposition gegen die schreienden Mißbräuche in der Kirche.

Ueber dies weltliche Leben der hohen Prälaten, die ohne allen Beruf zu ihrem geistlichen Amte kommen, sagt der Nürnberger Hans Rosenplüt:

„Erst so lebt er ym saus,
Als er sein tag hat vor getan,
Des hengt ym ein guter Zipfel an,
So wirt er dann ym lande rauben und prennen,
Und eins reißen, das ander trennen.“

„Dem Kriegsmann das Feld, dem Pfaffen das Chor;
Wenn sich's verkehrt, dann siehe dich vor!“

sang das Volk.

Und Sebastian Brant urtheilt in seinem „Narrenschiff“, das alle Narren aller Stände und Länder nach Narragonien führt, über die Jagd nach Pfründen:

„Merk, wer vil pfrunden haben will,
Der letsten wart' er in der Hell!“

Derselbe Satiriker tadelt an den Universitätslehrern:

„das sie der rechten Kunst nit achten,
Unnütz geschwätz allein betrachten“.

Eben am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts hielt die niederdeutsche Bearbeitung der uralten Thiersage, Reinke de Vos (v. J. 1498), der Menschenwelt einen satirischen Spiegel vor in der Schilderung des Thierstaats, in welchem der Fuchs nicht nur jede erdenkliche Heimtücke straflos ausübt, sondern auch seine Schlechtigkeit mit dem Mantel kirchlichen Wandels und heuchlerischer Demuth zu decken weiß. Bald gaben selbst Meister wie Albrecht Dürer, Lukas Cranach der Aeltere und Andere auch in satirischen Zeitbildern der Bewegung der Geister mittels Stichel und Palette Ausdruck.

Bereits gewann hier und da die volksthümliche Opposition Gestalt in ganz greifbaren Forderungen. Der oberrheinische Bundschuh verlangte schon Abschaffung des geistlichen Gerichts in weltlichen Dingen, Aufhebung der Klöster, Beseitigung der Pfründenanhäufung in einer Hand, Abstellung der Ohrenbeichte. Und auch die höchsten Kreise der Nation machten sich zum Organ ähnlicher Bestrebungen: der Reichstag von 1517 erhob laute Klage über die Ausbeutung Deutschlands durch den römischen Hof.

So beherrschte die Verstimmung gegen die alte Kirche alle Kreise. Diese Bewegung war freilich zum großen Theil noch unklar in ihren Zielen; sie wurde auch vielfach nicht von nationalen Gesichtspunkten geleitet, zu denen sich eben nur Einzelne erhoben, sondern mehr von allgemein menschlichen Erwägungen, aber sie war im raschen Anschwellen. Wenn es nicht bald gelang, den unvergänglichen sittlichen Gehalt der christlichen Religion von den entstellenden Formen zu befreien, die ihn beinahe erstickten, und das religiöse Bedürfniß in Einklang zu bringen mit den Forderungen der neuen Bildung, die sich unabweisbar aufdrängten, dann drohte eine Entfremdung von der Kirche ohne befriedigenden Ersatz, wie sie in Italien zum Schaden der Nation unter den Gebildeten schon längst bestand und in Deutschland wenigstens bereits hier und da sich zeigte. „Entweder“, so durfte der aufgeklärtere Geist schließen, „die Menschenseele bedarf zu ihrem inneren Frieden der Rechtfertigung, und dann sind es nicht die ‚guten Werke‘, welche sie bringen, oder Alles, was die Religion dem Menschen zu seinem inneren Frieden gewähren kann, ist in dem, was die Kirche bietet, umfaßt; dann ist es von der Art, daß es füglich entbehrt werden kann.“ Kaiser Maximilian legte 1508 in der That dem Abt Trithemius eine Reihe von Fragen vor, welche Zweifel an jeder christlich-religiösen Grundlage erkennen lassen. Erasmus ferner begann Grundlehren des Christenthums anzufechten, ja für ihn schob sich unmerklich an die Stelle des überlieferten Glaubens eine antik-heidnische Lebensphilosophie, welche die Aussprüche der Bibel eben nicht anders betrachtete, als die Lehren des Sokrates oder Platon und diese Männer in eine Linie stellte mit den Evangelisten und Aposteln. Mutianus Rufus vollends faßte das Christenthum als die allgemeine Religion, die lange vor Christus vorhanden gewesen und in einzelnen Strahlungen bei den Juden, Griechen, Römern, Germanen hervorgetreten sei. Demnach galten ihm heidnische Götter und christliche Heilige nur als Gestalten des einen Gottes. Und er war nicht der einzige, der so dachte. Griffen Anschauungen derart in weiteren Kreisen um sich, dann verfielen entweder die Gebildeten einem modernen Heidenthume, die Massen sittlicher Verwilderung, oder diese blieben in den Banden der alten Kirche, jene aber sahen hochmüthig auf den gemeinen „Aberglauben“ herab, und die häßlichste Scheidung trat ein, welche die Stände eines Volkes trennen kann.

Die Hülfe konnte nur von der Kirche selber kommen. Daß freilich das verrottete Papstthum mit seinem Anhange sie nicht bringen werde, war nicht zweifelhaft. Und ob die Bewegung, die in der Kirche selbst sich regte, durchdringen werde auch ohne Rom und gegen Rom, ohne daß eine starke Reichsgewalt sie schützte und stützte, wer mochte diese Frage zuversichtlich bejahen?



Die deutsche Reformation und Karl V. bis 1532.

Kaiser Karl V. und Martin Luther.

(1517 [1519]—1521.)

Von den Italienern eine Reform der verderbten Kirche zu erwarten, konnte damals Niemand in den Sinn kommen, der sie kannte. Es war den Spaniern und den Deutschen vorbehalten, dieses große Werk zu beginnen. Jene haben mit Schonung des mittelalterlichen Kirchenthums dasselbe von seinen ärgsten Auswüchsen befreit; diese fielen ab von Rom und errichteten einen neuen Bau. Jene Gestaltung hat die romanischen Nationen für das Papstthum gerettet und einen Theil auch Deutschlands ihm theils erhalten, theils zurückerobert; diese gewann die germanischen Völker und trieb ihren Einfluß bis tief in die slavische und romanische Welt. Beider Ringen mit einander erfüllt die Geschichte der nächsten anderthalb Jahrhunderte; sie haben sich eine berechtigte Geltung neben einander erkämpft.

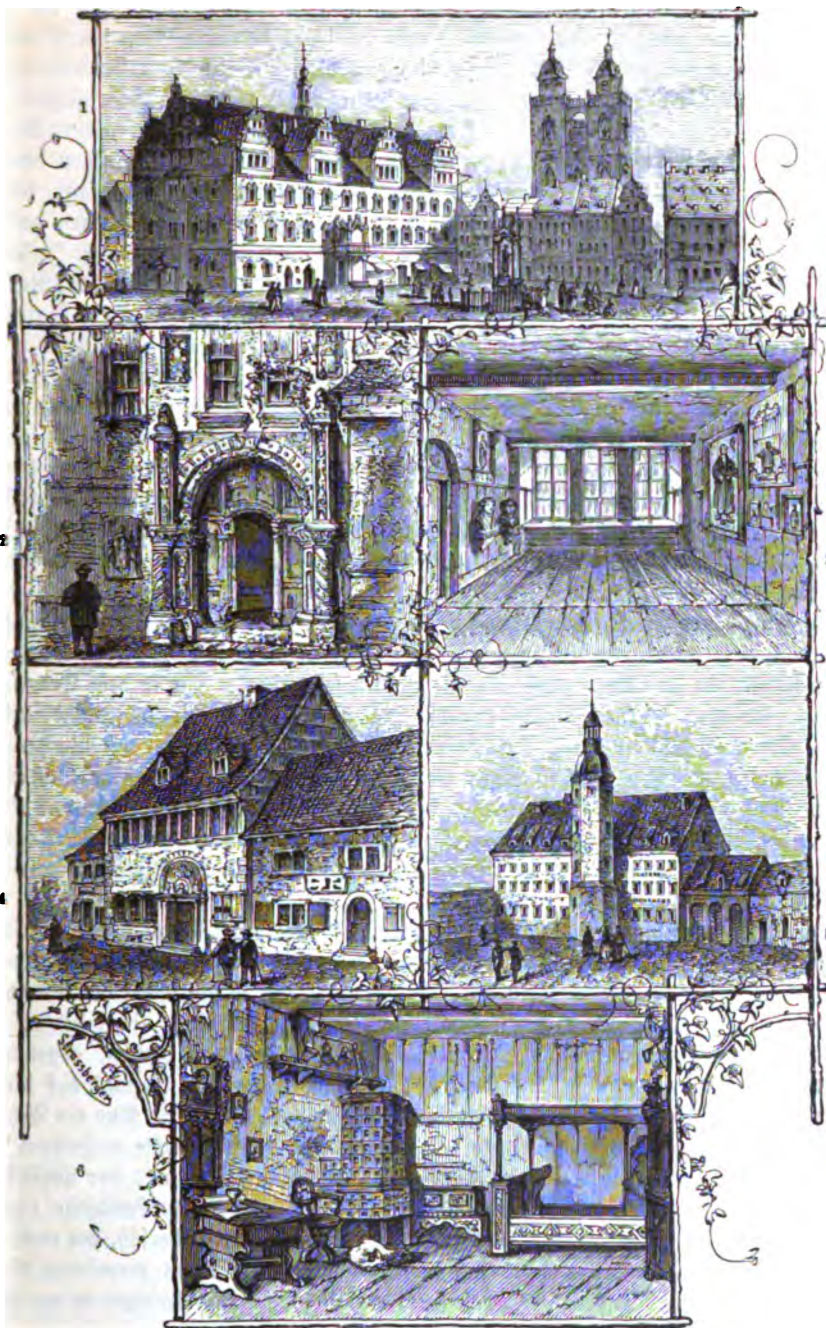
Reformatorische Regungen in der deutschen Kirche. An Bestrebungen, die Kirche auf ihre ursprünglichen Grundlagen zurückzuführen und gegenüber den späteren Bildungen diese Grundlagen zur Geltung zu bringen, hatte es im Mittelalter niemals gefehlt, und zwei „ketzerische" Sekten, die Waldenser und die Husiten, hatten sich sogar behauptet. Aber auch innerhalb der sich als rechtgläubig betrachtenden Kirche, welche jene Sekten von sich gestoßen, tauchten ähnliche Anschauungen auf. Johann (Rucherath) von (Ober=) Wesel erklärte sich gegen den Ablaß, Johann Pupper von Goch betrachtete die heilige Schrift als die alleinige Quelle des Glaubens und maß den Schriften der Kirchenväter nur soweit Autorität bei, als sie mit der biblischen Wahrheit übereinstimmten. Johann Wessel aus Gröningen endlich leugnete bereits die Stellung des Priesters als des Mittlers zwischen Gott und dem Gläubigen und setzte seine Hoffnung auf die göttliche Gnade schon wesentlich in die Rechtfertigung durch den Versöhnungstod Christi. Doch es gab auch Richtungen, welche von einer Opposition gegen die herrschende Kirchenlehre ganz absahen und lediglich eine Vertiefung des religiös=sittlichen Lebens im einzelnen Menschen erstrebten. Da war vor Allem der Mystizismus, wie ihn Johann Tauler und Andere schon im vierzehnten Jahrhundert vertrat, das innige, sehnsüchtige Streben nach der Gemeinschaft mit Gott durch Verzicht auf jede Selbstsucht und Unterdrückung jeder leidenschaftlichen Regung; so bildete er ein Gegengewicht gegen die grenzenlose Veräußerlichung des religiösen Lebens durch die Werkheiligkeit. — Auf solcher Grundlage bildete sich, von Groot in Deventer gestiftet, die Genossenschaft der „Brüder des gemeinsamen Lebens". Sie umfaßte bald zahlreiche Klöster

im ganzen Norden und arbeitete eifrig an der Förderung der Jugendbildung und der für das kirchliche Leben bedeutsamen Wissenschaften, wie an der Zurückführung der Mönchsorden, namentlich der Franziskaner und Augustiner, zu strengerer Zucht. Aus diesen Kreisen ging das Edelste hervor, was die vorreformatorische Kirche geschaffen: das Buch des Thomas von Kempen „von der Nachfolge Jesu Christi". — Und wie tief mußte doch die Sehnsucht des deutschen Volkes nach religiöser Erkenntniß sein, wenn bis zum Beginne der lutherischen Reformation nicht weniger als fünfzehn vollständige Bibelausgaben in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart erscheinen konnten, ungerechnet die Uebersetzungen der Psalmen, Episteln und Evangelien! Auch die Entwicklung der deutschen Predigt durch Männer, wie Geiler von Kaisersberg in Straßburg, und ganze Orden, wie die Dominikaner und Augustiner; die Fürsorge, welche diesem Zweige des Gottesdienstes durch Beschlüsse der Synoden und Stiftung besonderer Predigtämter gewidmet wurde; die rege Thätigkeit, welche sich auf die Ausbildung deutschen Kirchengesanges, namentlich in den Kreisen der Dominikaner und Franziskaner richtete und die Menge der Gebet- und Andachtbücher, der Predigtsammlungen und Katechismen — Alles das läßt erkennen, wie lebhaft das Bedürfniß nach Verinnerlichung des religiösen Lebens war.

Die Erfurter Theologie. Nirgends war eine freiere kirchliche Anschauung stärker vertreten als in Erfurt, wie ja auch hier der Humanismus ganz besonders tiefe Wurzeln getrieben hatte. Die Universität hatte für das Reformkonzil von Basel eifrig Partei genommen und seine Beschlüsse festgehalten, auch als alle anderen deutschen Universitäten sich dem Papstthume wieder anschlossen. Dann hatte hier Johann von Wesel zwanzig Jahre lang (1440—1460) gelehrt und im höchsten Ansehen gestanden, das sich nicht verminderte, auch als er von einem Inquisitionsgerichte zu Mainz zum Widerruf gezwungen worden war. „Johann von Wesel hat die hohe Schule mit seinen Büchern regiert", sagt Luther von ihm. Ihm folgten andere Männer von verwandter Richtung, wie z. B. Johann Grebinstein, freilich nur gelegentlich und schüchtern, behauptete, Johann Hus sei ungerecht verbrannt worden. Ueberhaupt stand zu Erfurt die Scholastik keineswegs in unbedingter Geltung, die Autorität des Thomas von Aquino wurde sogar bestritten, und die scholastischen Disputationen wurden hier ohne den sonst üblichen Glanz abgehalten. Dagegen blühte das Studium der Bibel und der älteren Kirchenväter. Die steigende Frequenz der Universität beweist, wie sehr doch diese Richtung dem Bedürfnisse wieder entgegenkam.

Dieses Erfurt wurde die geistige Heimat Martin Luther's.

Luther's Entwicklung bis 1517. Ein Thüringer Kind, Sohn des Hans Luther und der Margarethe Ziegler, wurde der Knabe am 10. November 1483 zu Eisleben geboren, wohin der Vater sich kurz zuvor von Möhra, der Heimat seines Geschlechts, als Bergmann gewendet hatte, und nach dem kriegerischen Heiligen des Tages Martinus getauft. Die Eltern mußten sich zunächst kümmerlich durchschlagen und hielten den Sohn gar hart, wie er denn selbst erzählt, seine Mutter habe ihn um einer Nuß willen blutig geschlagen. Aber der Vater wollte etwas Besseres aus dem Martin machen, als er selber hatte werden können, und so brachte er ihn denn 1497 auf die „Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben" zu Magdeburg, ein Jahr später auf die Georgsschule nach Eisenach, wo die Mutter Verwandte besaß. Doch ersparte ihm das nicht das mühselige Leben des armen Schülers. Mit den Genossen zog er als „Kurrendschüler" singend durch die Gassen, bis ihn die Cotta, eine junge Frau aus guter Familie, durch seine schöne Stimme aufmerksam gemacht, in ihr Haus aufnahm und ihm den Unterricht ihrer Kinder übertrug. Im Jahre 1501 bezog dann Martin Luther die Universität Erfurt, vom Vater, der inzwischen durch energischen Fleiß in bessere Verhältnisse gekommen war, ausreichend unterstützt. Der Alte wollte aus dem begabten Sohne einen Rechtsgelehrten machen, der einmal etwa als fürstlicher Rath die Welt regieren helfe, und so hörte denn der Sohn Philosophie bei Trutvetter, später Jura bei Henning Göde, schaffte sich auch ein Corpus juris an.



Erinnerungen an Martin Luther.

1 Marktplatz zu Wittenberg mit dem Lutherdenkmal. 2 Lutherhaus zu Eisenach. 3 Stube zu Eisleben, in der Luther geboren ward. 4 Lutherhaus zu Eisleben. 5 Augustinerkloster zu Erfurt. 6 Lutherstube auf der Wartburg.

Indeß trieb er auch seit 1503 klassische Studien, obwol er mit Mutianus Rufus nicht in Verbindung kam; nur mit einzelnen Männern seines Kreises, wie Johann Lange und Crotus Rubianus, hatte er Verkehr. So wurde er 1503 baccalaureus, 1505 magister liberalium artium und nahm auch an dem geselligen Leben seiner Altersgenossen unbefangenen und fröhlichen Antheil. Doch bald erfaßte den Jüngling in schärfstem Gegensatze zu dem, was er trieb, mit steigender Gewalt die Frage nach dem Verhältniß zwischen dem Menschen und Gott. Immer weniger schien es ihm möglich, sich seiner Gnade zu versichern durch das eigene Verdienst, durch die „guten Werke"; immer drohender trat ihm die Gefahr, der Verdammniß zu verfallen, vor die geängstete Seele. Ein plötzliches Ereigniß führte zu einem ebenso plötzlichen, wenigstens plötzlich scheinenden Entschluß. Er war am 2. Juli 1505 auf der Rückreise von einem Besuche bei seinen Eltern bis in die Nähe des Dorfes Stotternheim bei Erfurt gelangt, als ihn im freien Felde ein grimmiges Gewitter überfiel. Unter Blitz und Donner, die Schlag auf Schlag sich folgten, erkannte er die Nähe der rächenden Gottheit; fürchterlich trat ihm die Gefahr vor Augen, mitten in seinen Sünden dahingerafft zu werden, da rief er in der Angst zu St. Anna um Rettung und gelobte ein Mönch zu werden Das Wetter zog vorüber, er kam glücklich nach Erfurt. Umsonst redeten die Freunde ab, umsonst bat der alte Vater, dessen beste Hoffnung der Sohn zu vernichten drohte; er hielt sich ans Gelübde gefesselt. Noch einmal versammelte er die Genossen zu fröhlicher Geselligkeit, wie er sie liebte; am nächsten Tage, am 17. Juli, begleiteten sie ihn traurig an die Pforte des Augustinerklosters. In seinen Räumen hoffte der Bruder Martinus den Zorn des richtenden Gottes zu versöhnen.

Die Augustiner-Eremiten, in deren Genossenschaft er eintrat, nannten sich nach Augustinus, aber von der eigenthümlichen Lehre desselben, daß der Mensch vor Gott gerecht werde allein durch den Glauben an Christi Verdienst, nicht durch seine Werke, war in dem Orden nichts lebendig. Er machte seinen Mitgliedern die strengste Werkheiligkeit zur Pflicht, wie alle anderen Orden. Fünfundzwanzig Paternoster z. B. mußte der Augustiner am Morgen beten, jeden, auch den kleinsten Verstoß gegen die Regel beichten und durch neue Bußübungen sühnen. Auch die sogenannte Reformation des Ordens durch den Vikar Andreas Proles hatte nur die Wiederherstellung der strengen Ordensregel bezweckt. Zudem waren die Augustiner streng päpstlich, und gerade das Erfurter Kloster hatte in den Jahren 1502 und 1504 reiche Ablässe erhalten.

In dieser Umgebung mußte Luther in seiner Ueberzeugung, durch eigene Kraft, vornehmlich durch „gute Werke", durch Bußübungen und Kasteiungen die göttliche Gnade zu erringen, nur bestärkt werden. Mit aller Anstrengung gab er sich ihnen hin bis zur Erschöpfung aller geistigen und körperlichen Kräfte. Er fand die Ruhe nicht, die er suchte. Da war es der Ordensprovinzial Johann Staupitz, der dem blassen, abgemagerten Bruder Martinus, wie er ihm einmal seine Anschauungen vortrug, hinwies auf die Vergebung der Sünde durch den Glauben an den Versöhnungstod Christi. Wie ein Lichtstrahl fiel diese Lehre in die verdüsterte Seele des Mönches, und eifrig suchte er seitdem sich in ihr zu befestigen durch das Studium des Paulus, des Augustinus und der Mystiker des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, vornehmlich Tauler's. Im Frühjahr 1507 erhielt er die Priesterweihe, wobei er zum ersten Mal seinen Vater wiedersah, der noch immer nicht in das neue Leben des Sohnes sich finden konnte; Ende 1508 vermittelte Staupitz seine Berufung nach Wittenberg als Professor der Philosophie und Prediger an der Schloßkirche am Allerheiligenstift.

Die Universität zu Wittenberg war die jüngste im Deutschen Reiche, 1502 vom Kurfürsten Friedrich gestiftet, 1507 vom Papste bestätigt. Ihre Professoren, meist Augustiner, waren zugleich an der Stiftskirche, welche der Kurfürst reich ausgestattet, Kanonike und bezogen ihre Einkünfte theils als solche, theils von den Pfarreien, die sie durch Vikare verwalten ließen. Noch war die Anstalt im Werden, die Stadt, die sie umschloß, klein und

dürftig — sie zählte noch 1519 nur 356 steuerpflichtige Häuser —; Alles kam daher für die Hebung der Universität auf tüchtige Lehrer an. Und diese huldigten durchschnittlich einer kirchlich freieren Richtung. Rektor war Dr. Pollich, ein Freund der Humanisten und Gegner der Scholastik, erster theologischer Dekan Staupitz, ein eifriger Anhänger des Augustinus. In diesen geistig belebten Kreis trat Luther ein. Bald darauf machte er sich auch als Prediger einen Namen; zwar trat er Anfangs scheu und befangen auf, aber was er sprach, machte den Eindruck, daß es aus innerster Ueberzeugung käme. Mit seinem Orden blieb er fortwährend in enger Beziehung, so daß ihm 1511 die Erledigung eines Streites, welcher in demselben ausgebrochen war, vor dem päpstlichen Gerichte in Rom aufgetragen wurde.

In Begleitung eines andern Ordensbruders machte er sich dahin auf. Zu Fuß, von Kloster zu Kloster herbergend, so durchzog er Süddeutschland und Italien. Wol erfreute ihn der Reiz italienischer Natur und die Schönheit der Städte, aber die leichtfertige Art, wie die Klöster ihre geistlichen Aufgaben behandelten, mißfiel ihm gar sehr.

Um so größer war seine Erwartung in Rom: als die ewige Stadt vor ihm lag, da fiel der deutsche Mönch demüthig zur Erde und rief aus: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom!" Staunend betrachtete er die riesigen Baureste des Alterthums, aber von der wundervollen Blüte der Kunst, die sich dort eben entfaltete — neben einander arbeiteten damals Raffael und Michelangelo! — sah er nichts. Eifrig besuchte er vor Allem die zahllosen Kirchen, las Messe im St. Peter und verrichtete die Andachten, an denen der Ablaß hing. Doch er erfuhr auch erschreckt von der Zuchtlosigkeit und Frivolität bis in die höchsten Kreise hinauf und hörte entsetzt den Ausspruch: „Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut". Indeß seine strenge Kirchlichkeit wurde durch solche Beobachtungen keineswegs erschüttert; erst in späterer Zeit, als er sich von der alten Kirche zu lösen im Begriffe stand, haben ihn diese römischen Erinnerungen in seinem Vorhaben bekräftigt. Wahrscheinlich erst Anfang 1512 zurückgekehrt, wurde er Doktor der heiligen Schrift.

Mehr und mehr bildete er sich auch sein theologisches System aus. Daß alles menschliche Thun von Natur sündhaft und der Wille unfrei sei, das Gute zu erstreben, daß also die Gnade Gottes erworben werde allein durch den Glauben an das Verdienst Christi, diese Grundzüge standen in ihm schon 1516 fest. Er trug sie in seinen Vorlesungen wie in seinen Predigten vor, und bereits Anfangs 1517 konnte er an seinen Freund Johann Lange in Erfurt schreiben: „Unsere Theologie und St. Augustin machen Fortschritte und herrschen auf unserer Hochschule." Wirklich wurden im selben Jahre die Vorträge über Thomas von Aquino durch solche über klassische Schriftsteller ersetzt. Allgemein wurde die Bedeutung Luther's anerkannt, von Niemand wärmer, als von Georg Spalatin, dem Hofkaplan des Kurfürsten Friedrich.

Kein Zweifel: jene Anschauungen, die Luther mit steigendem Erfolge vertrat, waren keineswegs ketzerisch, aber sie standen allerdings der Werkheiligkeit, wie sie die herrschende Kirche vorschrieb, schnurstracks entgegen. Ein geringer Anlaß brachte den verhüllten Gegensatz zum offenen Ausbruch.

Der Ablaßstreit und die 95 Thesen. Wenn es irgend ein Gnadenmittel gab, dessen frivoler Mißbrauch jedes einfache sittliche Gefühl empören mußte, so war das der Ablaß. Nach der Theorie, auf der er beruhte, hatten die zahllosen Heiligen der Kirche viel mehr gute Werke verrichtet, als sie zu ihrer Seligkeit bedurften. So war im Himmel ein unermeßlicher Schatz angehäuft worden, über welchen dem Papste die freie Verfügung zu Gunsten der Gläubigen zustand, die durch bestimmte Andachten oder andere fromme Werke sich eine Anweisung auf diesen Schatz zu erwerben vermochten. Ursprünglich bewirkte nun eine Anweisung derart nicht den Erlaß der Sünde selbst, sondern nur der kirchlichen Strafen, welche für die Sünde auferlegt waren, und Reue und Buße waren die Voraussetzung dabei. Aber mehr und mehr wurde beides mit einander vermischt, und

vollends für das Gefühl des Volkes wurde der Ablaß ein bequemes Mittel, sich der ärgsten Sündenschuld zu entledigen.

Schließlich schrumpfte die ganze Leistung des Ablaßbedürftigen in eine Geldzahlung zu irgendwelchem „frommen" Werke zusammen. In schlechthin frivoler Weise beutete Rom diese Anschauungen zu seinen selbstsüchtigen, oft rein weltlichen Zwecken aus. Von 1500 bis 1517 gingen nicht weniger als fünf Ablässe über Deutschland, und Unsummen Geldes fanden ihren Weg über die Alpen.

So hatte wiederum für 1517 Papst Leo X. angeblich zur Förderung des Baues der Peterskirche einen Ablaß in Deutschland ausgeschrieben und dem Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg die Hälfte der in seinen Sprengeln eingehenden Gelder zur Bezahlung des Palliums (30,000 Gulden) zugewiesen. Mehrere Unterkommissare bereisten das Land.



Tetzel's Ablaßkram. Nach Trenkwald.

Sie verhießen den Empfängern des Ablasses vollkommene Vergebung aller Sünden und Erlösung aus der Pein des Fegefeuers, Antheil an allen guten Werken der Kirche und Erlösung auch der Seelen der schon Abgeschiedenen aus dem Fegefeuer. Nur für die erste Gnade, nicht auch für die Uebrigen wurde Buße und Beichte gefordert, doch vor einem freigewählten Beichtvater. Mit solchen Verheißungen durchzog der Dominikanermönch Johann Tetzel, ein Mensch zweifelhaften Rufes, obwol Prior des Klosters zu Pirna, die sächsischen Lande, in prunkendem Aufzuge, er selbst auf reichgeschirrtem Maulthier, gefolgt von einem Schwarm von Geistlichen, in jeder Stadt empfangen durch die Behörden, den Klerus und zahlloses Volk. In den Kirchen ließ er das rothe Ablaßkreuz mit dem päpstlichen Wappen aufrichten, das soviel vermöge wie das Kreuz Christi, und in der Weise eines Marktschreiers pries er dem zuströmenden Volke die Kraft des Ablasses an, den er verkündigte. So trat er auch in Zerbst und Jüterbogk auf, unfern Wittenberg.

Die 95 Thesen. Luther hatte sich schon 1516 scharf gegen den Ablaß ausgesprochen; jetzt empört und geängstigt durch den Mißbrauch, entschloß er sich, seine Zweifel öffentlich zu erkennen zu geben. Am Tage vor Allerheiligen, dem Kirchweihfeste der Schloßkirche, das zahlreiche Geistliche und Laien aus der ganzen Umgegend anlockte, am 31. Oktober 1517, Nachmittags, schlug er seine 95 Thesen in lateinischer Sprache an die Kirchthüren.

Er meinte damit keineswegs etwas Ungewöhnliches zu thun. Es war die Herausforderung zu einer akademischen Disputation, wie deren damals häufig vorkamen. Etwas besonders Aufregendes sollte nicht darin liegen. Denn die Thesen waren durchaus vorsichtig und gemäßigt abgefaßt. Sie wollten die Wirkung des Ablasses auf die zeitlichen Strafen, welche die Kirche auflegte, beschränkt und also auch keinesfalls auf die Seelen im Fegefeuer ausgedehnt wissen. Die Sünde selbst vergiebt die Gnade Gottes auch ohne Ablaß und ohne Dazwischenkunft des Priesters, der eben nur die göttliche Vergebung zu verkündigen hat.



Luther in Wittenberg. Nach Trenkwald.

Am Schlusse machte Luther auf die verderblichen Folgen aufmerksam, welche die leichtfertige Art vieler Ablaßprediger haben müsse und schon habe, Alles in dem ehrlichen Glauben, daß der Papst selbst seine Anschauungen billige und von den Mißbräuchen nichts wisse.

Doch die Thesen hatten eine Wirkung, wie sie am allerwenigsten ihr Urheber erwartete. Zwar zur Disputation meldete sich Niemand, und die nächste Umgebung Luther's, namentlich seine Ordensbrüder, zeigten Aengstlichkeit über Das, was ihnen ein verwegenes Beginnen schien. Auch Kurfürst Friedrich, so sehr er die Ausbeutung des Volkes durch die römischen Ablässe mißbilligte, konnte von dem Auftreten Luther's für sein Allerheiligenstift fürchten. Aber die Thesen liefen in vierzehn Tagen durch Deutschland, in vier Wochen durch die ganze Christenheit und riefen bald die heftigsten Entgegnungen hervor. Denn daß sie einen harten Angriff auf die päpstliche Allgewalt in sich schlossen, konnte nicht geleugnet werden; und eben i. J. 1515 hatte das Laterankonzil diese Gewalt in der schroffsten Form festgestellt.

Die 106 Antithesen. Von diesem Standpunkte aus richtete Tetzel mit Hülfe Johann Koch's (Wimpina) in Frankfurt a. O. seine 106 Antithesen gegen Luther, und, was mehr bedeutete, noch vor Ende des Jahres erfolgte direkt von Rom aus von Sylvester Mazzolini da Prierio, dem Minister des heiligen (päpstlichen) Palastes, eine überaus heftige Erwiderung. In einer groben, beleidigenden Sprache behauptete der Verfasser die unfehlbare Gewalt des Papstes in Sachen des Glaubens und faßte Luther's Thesen als einen Angriff auf diese Gewalt auf. Mit sicherem Instinkt hatte der Italiener ihre Bedeutung herausgefühlt. Luther erschrak, denn wenn Leo X. diesen Theorien beistimmte, dann war er ein Ketzer. Aber das war vorübergehend; bald setzte er sich, auch von Hoogstraten in Köln und Dr. Eck in Ingolstadt bekämpft, tapfer zur Wehr, disputirte am 26. April 1518 zu Heidelberg, wohin er in Ordensgeschäften gegangen war, unter großem Zulauf und sandte nach Rom eine Rechtfertigungsschrift, in der er päpstlicher Entscheidung sich zu unterwerfen versprach.


Kurfürst Friedrich von Sachsen.
Vom Lutherdenkmal in Worms.

Luther vor Cajetanus. In der That eilte man in Rom, mit dem unbequemen Augustiner, der das Ablaßgeschäft so arg verdarb, ein Ende zu machen. Am 7. August 1518 erhielt Luther die Vorladung, sich binnen sechzig Tagen in Rom vor zwei besonderen Richtern, darunter sein Gegner Sylvester Mazzolini, zur Vernehmung zu stellen. Er war verloren, wenn er der Forderung folgte. Doch der sächsische Mönch war den Deutschen schon wichtiger geworden als man in Rom ahnte, die Stimmung bis in die höchsten Kreise hinauf den römischen Ansprüchen durchaus feindlich. Das sollte der Reichstag zeigen, welchen Kaiser Maximilian soeben in Augsburg eröffnete.

Schon früher hatte Leo X. zum Türkenkriege aufgefordert, im März 1517 das Laterankonzil den Beschluß zu einem allgemeinen Kreuzzuge gefaßt. Um dieselbe Zeit war zu Cambrai eine Verständigung darüber zwischen dem Kaiser, Spanien und Frankreich zu Stande gekommen und am 13. März 1518 hatte dann Leo X. den Kreuzzug feierlich proklamirt. Mit großem Gepränge erschien zu Augsburg der Kardinal Thomas de Vio aus Gaëta (Cajetanus) als päpstlicher Legat, um dem Kaiser einen geweihten Helm mit Schwert zu überreichen und den Reichsständen Vorschläge über die Aufbringung der Kosten zu machen. An sich konnte nun die Nothwendigkeit gemeinsamer Abwehr nicht wol bezweifelt werden. Kroatien, Ungarn, Inneröstérreich durch fortgesetzte Raubzüge verwüstet, Italien mit türkischen Landungen bedroht: das war die Lage. Auf der andern Seite beherrschte das tiefe und wahrlich nicht unbegründete Mißtrauen die Stände, alles Geld, das sie bewilligten, würde nicht gegen die Türken, sondern zur Füllung des päpstlichen Schatzes verwendet werden. Rücksichtslos sprach dies die Schrift des Würzburger Domherrn Friedrich Fischer aus, der mit im Ausschusse saß: „Den Türken wollt ihr schlagen?“ rief er den Deutschen zu, „ihr irrt euch im Namen. Suchet ihn nicht in Asien, suchet ihn in Italien. Gegen den asiatischen kann jeder Fürst sich selber wehren, den andern zu bändigen reicht die ganze christliche Welt nicht aus. — Ihr könnt diesen Höllenhund nur mit

Strömen Goldes besänftigen." So verwarf denn der Reichstag am 27. August die Türkensteuer in allen Punkten als „eine unerhörte Neuerung" und knüpfte daran laute Klagen über die unerträglichen Mißbräuche des römischen Hofes in Deutschland. Ein ganzer Tag, ein dickes Buch reiche nicht aus, um sie alle aufzuzählen, so sagte eine Denkschrift des Bischofs von Lüttich. In dieser Stimmung hätte ein deutscher Fürst den Martin Luther der Rache Roms ausliefern sollen?

Schon war auch Kaiser Maximilian, dessen letzter Reichstag der zu Augsburg werden sollte, auf den kühnen Augustiner aufmerksam geworden. Ein Gutachten, das er sich von Jakob Wimpheling erbat, rieth ihm, er möge den Streit zwischen Luther und dem Papste in die Länge ziehen, bis die deutschen Bischöfe die Reformation selbst fordern würden; dann solle der Kaiser als Schirmherr der deutschen Kirche ganz energisch für sie eintreten. Deshalb forderte denn auch Maximilian den Kurfürsten Friedrich auf, „den Mönch fleißig zu bewahren", und er selbst hatte auch in der That allen Grund, Luther's Landesherrn zu schonen.


Philipp Melanchthon.
Vom Lutherdenkmal in Worms.

Denn ihn beschäftigte der Plan, seinem Enkel Karl I. von Spanien die Würde des römischen Königs, d. i. faktisch die Nachfolge im Reiche, zuzuwenden, und dafür bedurfte er um so mehr der guten Meinung der Kurfürsten, als Franz I. von Frankreich die größten Anstrengungen machte, die Wahl auf sich selber zu lenken, und bereits mit Mainz, Trier, Pfalz und Brandenburg darüber in Verhandlungen stand, der Papst aber diese französische Bewerbung unterstützte, um nicht die Macht Habsburgs zu gefährlichster Höhe anschwellen zu lassen. Den Anstrengungen Karl's I. und Maximilian's gelang es nun wirklich, am 27. August von Mainz, Köln, Pfalz, Böhmen und Brandenburg bindende Erklärungen zu erhalten und so die französisch-päpstliche Politik aus dem Felde zu schlagen. Hatte so der Kaiser keinerlei Ursache, dem römischen Hofe in Luther's Sache entgegen zu kommen, so mußte ihm dagegen sehr viel daran liegen, auch Friedrich von Sachsen, welcher sich bis jetzt unzugänglich erwiesen, für sich zu gewinnen.

So wirkten die mannichfachsten Beweggründe zusammen, um Luther gegen Rom zu decken und den Kardinal Thomas de Vio zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Zwar bewilligte er nicht die Vernehmung des Augustiners vor unparteiischen Richtern in Deutschland, wol aber entschloß er sich, ihn selber in Augsburg zu verhören.

Als Luther die Aufforderung seines Fürsten erhielt, sich dem Kardinal zu stellen, riethen ihm die Freunde dringend ab; er aber ging ohne Widerrede, wenn auch nicht ohne Zagen. „Nun muß ich sterben", so hat er damals gedacht, er sah den Scheiterhaufen vor Augen. Mit einem Ordensbruder wanderte er zu Fuß über Weimar, Koburg, Nürnberg nach Augsburg, wo er am 7. Oktober anlangte, bereits von einflußreichen Gönnern, wie Konrad Peutinger, dem Kanonikus Langemantel u. A. erwartet — auch Staupitz kam kurz nachher von Salzburg herbei — und im Karmeliterkloster vom Prior Johann Frosch freundlich aufgenommen. Am 12. Oktober stand er zum ersten Male vor Cajetan. Er fiel nieder vor dem stolzen Kirchenfürsten, der aber erklärte, er wolle seine Sache „väterlich beilegen", nicht mit ihm disputiren und stellte ihm sofort die Forderungen: Luther sollte seine Irrthümer widerrufen, versprechen, sich ihrer künftig zu enthalten und alle Dinge meiden, welche den Frieden der Kirche stören könnten. Da jedoch der Mönch diese Irrthümer

genannt wissen wollte, so kam es ganz gegen den Willen des Kardinals zu einem lebhaften Wortgefecht, das Luther endlich mit der Bitte schloß, ihm Zeit zur Ueberlegung zu gewähren. Schon am nächsten Tage gab er die schriftliche Erklärung ab, er könne nur dann widerrufen, wenn er widerlegt sei, und obwol der Kardinal darüber lächelte, so gab er doch zu, daß er eine schriftliche Erwiderung aufsetze.

Es war für Luther ein kaum weniger ernster Moment als der vor Kaiser und Reich zu Worms zweiundeinhalb Jahre nachher, als er am 14. Oktober seine Entgegnung in des Kirchenfürsten Hände legte. Denn mit größter Schärfe betonte er darin: der Papst könne irren, wie ja selbst Petrus geirrt habe, deshalb habe jeder Gläubige das Recht, päpstliche Aussprüche an der Hand der Heiligen Schrift zu prüfen und sie zu verwerfen, wenn sie nicht mit ihr zusammenstimmten. Und wahrhaft ergreifend, weil er den schweren Seelenkampf Luther's erkennen läßt, lautet der Schluß: „So lange diese (angeführten) Beweisstellen feststehen, kann ich nichts Anderes thun und weiß nur, daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen. Auch wolle Ew. Hochwürden bei unserem heiligsten Vater Leo X. Fürsprache thun, daß er nicht mit so ungnädiger Strenge meine Seele in die Finsterniß hinausstoße, die nur das Licht der Wahrheit sucht und ganz bereit ist, Alles nachzugeben und zu widerrufen, wenn sie eines Besseren belehrt sein wird. Nur daß man mich nicht nöthige, etwas gegen mein Gewissen zu thun, denn ich glaube ohne jeglichen Zweifel, daß dieses die Lehre der Heiligen Schrift sei."

So Luther. Doch der Kardinal befahl kurzweg den Widerruf, donnerte mit scholastischen Argumenten den Augustiner an, bis dieser auch in Eifer gerieth und ohne viel Hochachtung tapfer Widerpart hielt. „Es ist genug, widerrufe!" herrschte ihm Cajetan entgegen, und als der Mönch flehentlich bat, das nicht zu verlangen, da erhob er sich zornig: „Geh, widerrufe, oder komme mir nicht wieder vor die Augen!" So ging Luther hinweg, dem Italiener aber war es unheimlich geworden gegenüber dieser unerschütterlichen Ueberzeugungstreue. „Ich mag nicht weiter mit dieser Bestie reden", sagte er später, „denn er hat tiefe Augen und wunderbare Spekulationen im Kopfe."

„Nicht eine Silbe werde ich widerrufen", so schrieb noch am selben Abend Luther an Spalatin. Dann legte er vor Notar und Zeugen die „Appellation von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden" nieder und ritt, gewarnt von wohlmeinenden Freunden vor einem Gewaltschritt des erzürnten Gegners, am 20. Abends von Augsburg auf der Straße nach Nürnberg hinweg, am ersten Tage acht Meilen in einem Zuge, so daß er zum Tode erschöpft am Abend auf das Stroh fiel. In Nürnberg erreichte ihn ein päpstliches Breve vom 23. August, das Cajetan bevollmächtigte, ihn, der schon für einen Ketzer erklärt worden, mit Hülfe der weltlichen Macht in seine Gewalt zu bringen, und alle Orte, wohin er sich etwa wenden möge, mit dem Interdikt zu belegen. So sehr hastete der römische Hof mit der Vernichtung des gefährlichen Mannes! Dieser aber kam am 31. Oktober glücklich nach Wittenberg, und belehrt über die Gesinnungen des Papstes appellirte er von ihm an den Spruch eines Konzils.

Indeß die Lage war nicht derart, daß Rom jenes Breve hätte zur Ausführung bringen können. Vor Allem galt es Rücksicht zu nehmen auf Kurfürst Friedrich, der offenkundig den Mönch beschützte. Denn seine Stimme war für die Wahl eines römischen Königs von größtem Gewicht. Deshalb erhielt der Sachse **Karl von Miltitz**, päpstlicher Kammerherr, den Auftrag, dem Kurfürsten als Zeichen der Anerkennung seiner Tugenden die goldene Rose in Aussicht zu stellen und die Lutherische Angelegenheit möglichst geräuschlos aus der Welt zu schaffen. Am 3. Januar 1519 traf Miltitz in Altenburg mit Luther zusammen und bewog ihn zu einem förmlichen Vertrage: seine Sache sollte, wie er immer verlangt hatte, einem deutschen Bischof zur Entscheidung vorgelegt werden, bis dahin sollten beide Parteien den Streit ruhen lassen. Von der Forderung des Widerrufs oder gar von dem Breve vom 23. August war weiter nicht die Rede.

Maximilian's I. Tod. Während so in dem heißen theologischen Kampfe eine Ruhepause eintrat, nahmen die Angelegenheiten des Reiches eine entscheidende Wendung. — Am 12. Januar 1519 starb in dem Schlosse zu Wels an der Traun auf der Reise in seine österreichischen Erblande Kaiser Maximilian I. Eine Zwischenregierung trat ein, in Norddeutschland übernahm während dieser Zeit Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen das Reichsvikariat; er deckte eben dadurch, daß er in der kirchlichen Frage nichts that, die Sache Luther's.

Dieser selbst aber erlangte eben damals die Muße, seine Studien zu vertiefen, seine Ueberzeugung fester zu begründen. Und eben jetzt gewann er sich einen Gehülfen, in dessen Person die humanistische Wissenschaft sich in den Dienst der kirchlichen Umgestaltung stellte. Das war Philipp Melanchthon (Schwarzert).

Philipp Melanchthon. Ein Süddeutscher, 1497 geboren, ein Verwandter Reuchlin's, der sein Lehrer wurde, erweckte er durch eine seltene Frühreife das Erstaunen der Zeitgenossen. Mit dreizehn Jahren hatte er die Universität Heidelberg bezogen, mit fünfzehn war er nach Tübingen übergesiedelt und zwei Jahre später magister liberalium artium geworden. Seitdem hatte er die akademische Laufbahn eingeschlagen und bald als Lateiner, noch mehr als Kenner des Griechischen und Hebräischen hohe und verdiente Anerkennung gefunden. Wie Reuchlin den Grund zum wissenschaftlichen Studium des Hebräischen gelegt, so leistete Melanchthon dasselbe für das Griechische durch seine Grammatik. Als Professor des Griechischen kam er 1519 nach Wittenberg. Eine kleine, schmale Gestalt, blaß, blond, schüchtern und scheu, schwach von Stimme, so nahm er auf den ersten Blick wenig für sich ein. Aber Luther fand bald die seltene Kraft des Zweiundzwanzigjährigen heraus, und rasch schloß sich zwischen Beiden ein Herzensbündniß, in dem die stürmische, leidenschaftliche, kampfesmuthige Seele Luther's ihr Gegengewicht fand in der stillen, bescheidenen, maßvollen und mäßigenden Natur des Genossen. Und wie kam zugleich das sprachliche Wissen Melanchthon's dem Bibelstudium des Freundes zu Hülfe! Jetzt erst begann Luther das Neue Testament im Urtext zu verstehen, und wie ein Lichtstrahl ging es in ihm auf, als er fand, daß an der Stelle von poenitentia in der Vulgata einem Worte, das man allgemein im Sinne äußerlicher Bußübung (Pönitenz) auffaßte, das griechische μετάνοια (metánoia) stehe, das „Sinnesänderung" bedeutet, also Luther's Anschauung von der Verwerflichkeit äußerer Bußübung bestätigte.

Die Disputation von Leipzig (1519). Doch jeder Fortschritt in der Erkenntniß mußte Luther in neuen Streit verwickeln. Schon in Augsburg hatte er im Interesse seines Kollegen Dr. (Andreas Bodenstein aus) Karlstadt den Ingolstädter Dr. Johann Eck, einen der hervorragendsten Vertreter der Scholastik, ersucht, zu einer Disputation mit diesem in Leipzig sich einzufinden, ohne jedoch selbst daran Theil nehmen zu wollen. Als nun aber ihm die Thesen Eck's zukamen, fand er seine eigenen Lehren darin angegriffen und also den Altenburger Vertrag von der andern Seite her verletzt. Streitfertig wie er war, richtete er schon im Februar seine Gegenthesen an Eck, welche die biblische Begründung des päpstlichen Primats verwarfen und das allgemeine Priesterthum aller Christen predigten, und begehrte an der Disputation persönlich Antheil zu nehmen.

Obwol nun der Bischof von Merseburg dieselbe als Kanzler der Universität bei Strafe des Bannes verbot, so befahl doch der Herzog Georg von Sachsen die Abhaltung der Disputation, indem er dem Bischof drohend erklärte, wenn die Theologen fortführen, die Unterredung ferner zu hindern, so werde er sie als Betrüger betrachten, die nur ihre große Unwissenheit zu verbergen suchten; er gab selbst den prächtigen Saal der Pleißenburg her und kam persönlich nach Leipzig.

Am 27. Juni 1519 begann das Redeturnier zunächst zwischen Eck und Karlstadt unter Theilnahme zahlreicher Zuhörer mit einer Eröffnungsrede des Universitätsrektors Petrus Mosellanus. Aeußerlich war Eck dem Gegner weit überlegen, überaus gewandt in

theologischer Polemik, siegesgewiß und von einem riesigen Gedächtniß unterstützt, während Karlstadt etwas unbeholfen und weniger zuversichtlich stets die Beweisstellen anzog und oft erst am nächsten Tage eine Behauptung Eck's zurückwies. Zu einer Entscheidung führte der Streit nicht; um so gespannter war Alles auf das Auftreten Luther's. Wie verschieden zeigten sich doch da auch äußerlich die Gegner! Eck groß, robust, von einem gewissen schauspielerischen Wesen, **Luther** blaß und hager, nur die tiefen dunklen Augen verriethen die feurige Seele.

Zwei Tage lang stritten sie um die Lehre von der Rechtfertigung und den guten Werken, ohne sich irgendwie näher zu kommen; brennender wurde der Streit erst, als Eck ihn auf das Gebiet der päpstlichen Autorität hinüberspielte und den Satz aufstellte, sie gehe zurück auf die Einsetzung durch Christus und die Apostel. Luther leugnete das rundweg und warf dem Gegner endlich die unbequeme Wahrheit entgegen, die griechisch-katholische Kirche habe doch die päpstliche Gewalt niemals anerkannt und trotzdem viele treffliche Heilige und Kirchenväter hervorgebracht. Ja, meinte Eck, diese Anschauung hätten bereits Wicliffe und Hus gehabt, und sie sei von den Konzilien doch als ketzerisch verdammt worden. Der Kampf näherte sich der Krisis, die Spannung ward allgemein. Luther schwankte nicht; das beweise nichts, denn manche der Meinungen, welche von den Konzilien verdammt worden, seien grundevangelisch. Trotzdem seien sie ketzerisch, beharrte Eck, denn ein rechtmäßig versammeltes Konzil könne nicht irren. Darauf Luther: „Womit wollt Ihr beweisen, daß ein Konzil nicht irren könne?“ —

Ringsum flog die Aufregung durch die Versammlung, Herzog Georg fuhr heftig empor, und Eck entgegnete: „Wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Konzil irren könne, so seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner.“ Man hat die Disputation noch ein paar Tage fortgesetzt, doch die Entscheidung war gefallen: Luther erkannte nicht nur die Autorität des Papstes nicht mehr an, er hatte auch die Unfehlbarkeit der Konzilien geleugnet; er **stand nicht mehr auf dem Boden der römischen Kirche.**

Wahl Karl's I. von Spanien zum deutschen Kaiser. Fast in demselben Momente war zu Frankfurt a. M. eine wichtige Entscheidung gefallen, welche die deutschen Dinge in die verhängnißvollste Bahn hineingetrieben hat: die Kurfürsten hatten am 28. Juni 1519 einstimmig Karl I. von Spanien zum deutschen König erwählt.

Nach dem Tode Maximilian's war der Wahlkampf aufs Heftigste entbrannt. An die früheren Abmachungen, die sich auf die Wahl zum römischen Könige bezogen hatten, betrachteten sich die Kurfürsten nicht mehr gebunden; deshalb gelang es Franz I., Joachim I. von Brandenburg, dessen Bruder Albrecht von Mainz sammt Pfalz und Trier für seine Kandidatur zu gewinnen, während Köln und Friedrich von Sachsen sich keinerlei Zusage ablocken ließen. Es war nicht blos der Ehrgeiz, der den König dabei lenkte, vielmehr die schwere Bedrängniß, in welche Frankreich gerathen mußte, wenn Karl I. mit seiner ohnehin schon überragenden Macht auch noch die Stellung des Kaisers vereinigte; eben deshalb mußte Franz die Wahl des Spaniers zu verhindern suchen, und konnte er selbst nicht an seine Stelle treten, doch wenigstens einem Andern zur Krone verhelfen. Das war für den Nothfall in seinem Sinne Joachim I., der sich selbst, der Einzige unter den Kurfürsten, nicht für zu gering hielt, die Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken. Er hatte sich zunächst für Franz I. verpflichtet, sogar anheischig gemacht, ein Heer für ihn aufzubringen, wie im Süden Herzog Ulrich von Württemberg mit Frankreich in Verbindung stand. Dem gegenüber hatte auch Karl I. von Spanien alle Mittel aufgeboten. Seit Februar 1519 arbeiteten seine Gesandten an allen Kurhöfen, doch nur in Mainz mit Erfolg. Denn auch die römische Kurie wirkte gegen seine Wahl und wünschte im Geheimen weder ihm noch dem Franzosen den Sieg. „Die Kurfürsten wären Narren“, meinten die nüchternen Römer, „wenn sie nicht einen aus ihrer Mitte wählten“; sie dachten an **Friedrich von Sachsen** oder **Joachim von Brandenburg.**



Disputation zwischen Dr. Eck, Karlstadt und Dr. Martin Luther. Nach Trenkwald.

Doch nicht mit solchen Mitteln sollte die Frage schließlich entschieden werden. Ein großer Kriegserfolg verschaffte dem Habsburger plötzlich ein beherrschendes Ansehen, und die Volksmeinung im Südwesten wogte stürmisch gegen den Franzosen auf.

Herzog Ulrich von Württemberg, jung zur Regierung gekommen, gewaltthätig und leidenschaftlich, hatte sich schon 1514 in eine gefährliche Bewegung seiner Städte und Bauern verflochten gesehen (s. S. 99 ff.), war dann gereizt aus dem Schwäbischen Bunde ausgetreten und hatte obendrein den Zorn der gesammten fränkischen Reichsritterschaft erregt durch die Ermordung des Hans von Hutten, an dessen junge schöne Gemahlin ihn eine leidenschaftliche Neigung fesselte, während ihn der herrische Sinn seiner eigenen Frau Sibylla von Bayern immer mehr abstieß. Die scharfe Feder Ulrich's von Hutten, dessen Vetter der Gemordete war, und das Schwert des fränkischen Adels sollte die Rache übernehmen, doch gelang es, den Ausbruch offenen Kampfes zu verhindern. Als aber nun Herzog Ulrich am 29. Januar 1519 die schwäbische Bundesstadt Reutlingen, weil die Bürger seinen Burgvogt auf Achalm erstochen hatten, in raschem Angriff nahm, da beschloß der Schwäbische Bund unter dem Einflusse Habsburgs, dessen vorderösterreichische Lande zum Bunde gehörten, den Angriff auf den Friedensbrecher. In ihm traf man zugleich den Führer der französischen Partei im Süden und einen Fürsten, gegen den die Reichsritterschaft sofort in Waffen zu bringen war. Das führte auch Franz von Sickingen und in seinem Gefolge Ulrich von Hutten mit ins Feld. Im März 1519 marschirte das Bundesheer von Ulm aus in Württemberg ein, die schweizerische Tagsatzung rief, von Karl's I. Diplomatie gewonnen, ihre Landsleute, die besten Truppen Ulrich's, zurück; in wenigen Wochen war das ganze Land in den Händen des Bundes, der Herzog nach der Pfalz geflüchtet.

Der leichte Erfolg löste die französische Partei im Süden beinahe auf und stärkte gewaltig die des Habsburgers. Dazu bäumte sich aller Orten längs des ganzen Rheines die Empfindung des Volkes gegen die Wahl des Franzosen auf. Der rheinische Adel wie die rheinischen Städte zeigten sich entschlossen, sie niemals zu dulden, und sie waren wol im Stande, sich Gehör zu verschaffen; denn eben rückten im Solde Karl's I. Sickingen und Georg von Frundsberg mit stattlichem Heere gegen Frankfurt heran, um die Wahlstadt gegen eine etwaige französische Bedrohung zu schützen. — So war die Stimmung, als die Kurfürsten zusammentraten. Franz I. hatte jede Aussicht verloren, seine Wahl hätte Jeden, der dafür stimmte, persönlicher Gefährdung ausgesetzt. Es blieb nur Karl I.

Doch blieb wirklich nur die Wahl zwischen dem Franzosen und dem Spanier? Joachim I. dachte an sich selbst, er fand keine Unterstützung. Wie aber, wenn Friedrich von Sachsen die Kaiserkrone nahm? Sie lag lockend vor seinen Augen; er durfte nur die Hand danach ausstrecken, so fiel sie ihm zu. Als er in Frankfurt landete, empfingen ihn sämmtliche Kurfürsten; noch am Abende vor dem Wahltage beschwor ihn Richard von Trier, die Krone zu nehmen, und erbot sich, einen Theil der Regierungslast auf seine jüngeren Schultern abzuladen; der bedächtige Sachse lehnte jedoch ab. Er hatte nicht den begehrenden Ehrgeiz, der den Brandenburger beseelte; er fürchtete mit den Kräften seines Stammlandes die schwere Last der Krone nicht tragen zu können, und so wies er den goldenen Reif zurück, der nur einmal dem Sterblichen geboten zu werden pflegt. Ja er selbst faßte alle Gründe für Karl's I. Wahl abschließend zusammen: die Verwandtschaft mit Maximilian I., die gewaltige Hausmacht, die einen großen Theil der Reichslasten werde zu tragen vermögen, während man bei der drohenden Gährung im Bauernstande nicht daran denken könne, neue Steuern für das Reich aufzulegen; und sein Ansehen entschied die einstimmige Wahl Karl's I. am 28. Juni 1519. Die öffentliche Meinung war es gewesen, welche dies Ergebniß herbeigeführt, und mit frohen Hoffnungen begrüßten Ritter und Städte, begrüßten die nationalgesinnten Humanisten und Luther selbst die Wahl des Habsburgers; die Lösung aller Schwierigkeiten erwarteten sie von ihm. Nie hat sich ein großes Volk schwerer über das getäuscht, was seiner Zukunft frommte.



Karl V. Nach Tizian unter Benutzung anderer Zeitbilder.

Bund der Humanisten und Reichsritter mit Luther. Doch zunächst sah man das nicht. Ja, in eben diesen Monaten vollzog sich die Verbindung der humanistisch-reichsritterlichen mit der kirchlichen Bewegungspartei. Der Träger dieser Verbindung wurde **Ulrich von Hutten.**

Niemals war Hutten nur Humanist und Patriot, er fühlte sich eben so gut als Edelmann und seine politischen Ideale waren die des Reichsritters. Hatte er gegen Rom die

Fehde begonnen, so war das durchaus von weltlichen, nationalen, gar nicht von religiösen Gesichtspunkten geschehen. Eben deshalb brachte er Luther im Anfange weder Verständniß noch Theilnahme entgegen; er war gleichzeitig mit ihm in Augsburg, ohne irgend welche Notiz von ihm zu nehmen, er setzte deshalb auch die Bekämpfung Roms in seinen kurz darauf erschienenen Dialogen: „Das Fieber" und „Die Anschauenden", die beide in Augsburg spielen, selbständig fort, ohne Beziehung auf Luther, wesentlich aus Opposition gegen die sittliche Entartung und den Uebermuth des römischen Hofes gegenüber Deutschland. Ja, er betrachtete den Handel Luther's mit einer gewissen Schadenfreude. „Fresset euch unter einander, damit ihr von einander gefressen werdet," sagte er damals einem Ordensbruder. Luther wiederum war von seiner religiösen Ueberzeugung aus zur Bekämpfung der alten Kirche gelangt; auf die schreienden Mißbräuche der römischen Kirchenverwaltung wurde er erst durch die Verhandlungen von Augsburg aufmerksam. So liefen die humanistisch-nationale und die religiöse Opposition nebeneinander her, ohne sich zu berühren oder gar zu verbinden.

Die Kunde von der Leipziger Disputation änderte dies mit einem Schlage. Jetzt erkannte Hutten, daß Luther's Beginnen die Herrschaft des Papstthums an der Wurzel fasse, daß ihre Ziele sich berührten. Auf der Stelle warf er sich für Luther in den Kampf. Nach allen Seiten warb er durch Briefe für ihn um Beistand; er entwickelte vor Allem persönlich eine unermeßliche literarische Thätigkeit, schleuderte Flugschrift auf Flugschrift in die deutsche Welt hinaus. Anfangs 1520 erschien eine ganze Sammlung von Dialogen, keiner schneidiger, rücksichtsloser als der Vadiscus oder die Trias Romana. „An drei Dingen, heißt es da, hat Rom Ueberfluß, an Alterthümern, Gift und Verwüstung. Drei Waaren halten die römischen Händler feil: Christus, Pfründen und Weiber. Drei Dinge stehen zu Rom im höchsten Preis: schöne Frauen, prächtige Pferde und Bullen". Der Schluß aber charakterisirt Rom folgendermaßen: „Sehet da die große Scheune des Erdkreises, in die zusammengeschleppt wird, was in allen Ländern geraubt worden, in welcher der unersättliche Kornwurm sitzt, der ungeheure Haufen Korn verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und Alles, was noch übrig ist, zermalmen. Das sind die Plünderer unseres Volkes, die früher mit Gier, jetzt mit Frechheit und Wuth die erste Nation der Welt berauben, vom Blut und Schweiß des deutschen Volkes schwelgen, aus den Eingeweiden der Armen ihren Wanst füllen, ihre Ueppigkeit nähren." Der Eindruck solcher leidenschaftlichen Angriffe war unermeßlich. „Nichts ist jetzt den meisten Deutschen so verhaßt, als der Name Rom", schrieb damals Cochläus in Nürnberg.

Die Universitäten über die Leipziger Disputation. Inzwischen war Luther's Angelegenheit weiter vorgerückt. Die Universitäten Löwen und Köln hatten auf Grund der ihnen zur Entscheidung eingeschickten Akten der Leipziger Disputation Luther's Sätze für ketzerisch erklärt, Erfurt freilich jedes Urtheil verweigert, denn dort war die Luther'sche Partei völlig zur Herrschaft gelangt, die Humanisten vor Allem standen seit der Leipziger Disputation begeistert für den Wittenberger ein; einige von ihnen, wie Euricius Cordus, Justus Jonas, sogar Eobanus begannen theologische Vorlesungen in antirömischem Sinne. Aber eben, weil die Universität für Luther war, konnte sie ein Urtheil über seine Leipziger Sätze nicht abgeben, denn vom Standpunkte der römischen Kirche waren sie ohne Zweifel ketzerisch. Ihre Weigerung freilich half Luther wenig; höchstens ermuthigen konnte sie ihn.

Zu gleichem Resultate wirkte mit, was jetzt von Hutten und seinen Genossen ausging. Ostern 1520 traf er mit Crotus Rubianus, der eben aus Italien kam, in Bamberg zusammen; hier verständigten sich Beide. Kurz darauf schrieb Crotus ermunternd an Luther; am 4. Juni wandte sich Hutten selbst von Mainz aus zum ersten Male direkt an ihn. Er betonte die Einheit ihrer Ziele und forderte herzliches Vertrauen. „Befreien wir das unterdrückte Vaterland! Gott haben wir auf unserer Seite. Ist Gott für uns, wer will wider uns sein?" Zuletzt bot er ihm Sickingen's Schutz an.

Denn diesen mächtigsten und einsichtigsten der Reichsritter hatte Hutten für Luther's Sache gewonnen. Damit trat die Ritterschaft, der eine der beiden auf eine Umgestaltung hinstrebenden Stände, mit dem kirchlichen Reformator und der humanistisch-nationalen Opposition in Verbindung und deckte sie mit ihrem Schilde. — Auf Luther blieb dies keineswegs ohne Eindruck. Von der Menschenfurcht fühle er sich durch Sickingen befreit, schrieb er an Spalatin; er wandte das Hutten'sche Wort auf sein Beginnen an: „Der Würfel ist geworfen“ (Jacta est alea); er trat mit Hutten in brieflichen Verkehr.

Der Bann gegen Luther 1520. In der That schien er des weltlichen Schutzes eben jetzt dringend zu bedürfen. Zögernd, auf das Drängen Ecks, der taktlos genug war, wider seinen Gegner in der Disputation die kirchlichen Strafmittel in Bewegung zu setzen, hatte man sich in Rom auf Grundlage der Urtheile von Köln und Löwen, obwol erst nach langen, eingehenden Berathungen, entschlossen, die Bannbulle gegen Martin Luther zu schleudern (16. Juni 1520). Sie verdammte 41 seiner Sätze, forderte den Widerruf derselben binnen sechzig Tagen von der Publikation der Bulle in Meißen, Merseburg und Brandenburg an gerechnet und befahl im Weigerungsfalle allen weltlichen Obrigkeiten, den Gebannten zu fassen und dem Papste zu überliefern. Rom erklärte somit in vollster Form der ganzen deutschen Bewegung den Krieg. — In der That konnte Rom nicht anders. Denn ohne Zweifel war Luther ein Ketzer und ohne Zweifel hatte er den Widerruf, die Unterwerfung unter die kirchliche Autorität verweigert. Aber eben, daß Rom so handeln mußte, wie es that, bewies die Unversöhnlichkeit der alten Kirche, wie sie damals war, mit dem Geiste der Freiheit, der neuen Zeit, der sich in Martin Luther regte.


Dr. Johannes Eck.

Luther's Reformationsprogramm. Und jetzt erst, als ihm die Kunde von der Ausfertigung der Bannbulle zukam und er durch die Verbindung mit den Humanisten und Reichsrittern inne wurde, er werde von einer gewaltigen Strömung getragen, jetzt wurde er zum nationalen Reformator und schritt zu wuchtigem Angriff auf das ganze System der römischen Herrschaft vor. Anfang August 1520 erließ er sein gewaltiges „Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung“; er richtete es an den Kaiser und die Ritterschaft.

Drei Mauern legt er zunächst nieder, welche die „Romanisten“ aufgeführt hatten, die drei Grundsätze: daß die weltliche Gewalt kein Recht habe über die Geistlichkeit, vielmehr der geistlichen Gewalt durchaus untergeordnet sei; daß Niemandem die Heilige Schrift auszulegen gebühre, als allein dem Papste; daß endlich nur der Papst ein Konzil berufen könne. Sodann legt er die reformatorischen Forderungen, scharf präzisirt und ganz offenbar mit Benutzung der humanistischen Oppositionsschriften dem christlichen Adel vor: Beschränkung der Ueppigkeit des päpstlichen Hofes, Sicherung des deutschen Volkes gegen die römische Habgier, freie Besetzung der Kirchenämter mit Deutschen, Entscheidung der Prozesse vor deutschem Gericht, Abschaffung des knechtischen Eides der Bischöfe, Beseitigung der weltlichen Gewalt des Papstes, Beschränkung der Bettelorden und Zurückführung der Klöster auf ihre ursprüngliche Bestimmung, christliche Schulen zu sein, Aufhebung des erzwungenen Cölibats, endlich Reform der Universitäten und Schulen nach dem Sinne der Humanisten und im Interesse des Bibelstudiums.

Es war noch nicht die unbedingte Loslösung von Rom, die Luther damals predigte, wol aber die Neugestaltung der deutschen Kirche auf der Grundlage einer weitgehenden Selbständigkeit als einer Nationalkirche nach dem Vorbilde etwa der spanischen und französischen. Dieser Reform konnten auch die deutschen Bischöfe beistimmen, und wenn eine kräftige Reichsgewalt sie in großem Sinne in Angriff nahm, dann konnte sie gelingen.

Aber freilich, nicht nur die Mißbräuche Roms und seine Herrschaft über Deutschland griff Luther an, vielmehr erschütterte seine (biblische) Lehre von dem allgemeinen Priesterthume aller Christen die ganze Stellung des Klerus als des Mittlers zwischen Gott und dem Menschen in ihren Grundfesten, und seine Anschauung von dem Rechte eines jeden Christen, am Maßstabe der Bibel jeden Ausspruch des Papstes und der Konzilien zu messen, verwarf prinzipiell jeden Anspruch derselben auf unfehlbare Autorität. Und in demselben Augenblicke, als er die Umgestaltung der deutschen Kirchenverfassung forderte, griff er in seiner Schrift „Ueber die babylonische Gefangenschaft der Kirche" auch die Lehre von den (sieben) Sakramenten an, welche mit der Mittlerstellung des Klerus aufs Engste verflochten war, verlangte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auch für die Laien, Beseitigung des Meßopfers und Beschränkung der Sakramente auf Taufe, Buße und Abendmahl.

Die Grundfesten der römischen Kirche erzitterten unter diesen Schlägen. Wurzelte sie wirklich noch im Bewußtsein des deutschen Volkes, so mußte das Beginnen des Wittenbergers ein verwegenes Abenteuer bleiben. Das Gegentheil sollte sich offenbaren.

Aufnahme der Bulle. Karl V. gab zwar den Befehl, die Schriften Luther's nach Anweisung der Bannbulle zu verbrennen, was denn auch in seinen burgundischen Erblanden — z. B. in Löwen — wie in Köln und Mainz geschah; aber anderwärts wiesen selbst mehrere Bischöfe, wie die von Bamberg und Passau, die Bulle zurück, und Herzog Wilhelm von Bayern suchte bei Eck geradezu um Zurücknahme des Bannes nach. In Erfurt vollends, wo Eck persönlich erschien, stürmten die Studenten die Druckerei und zerrissen die fertigen Exemplare der Bulle, deren Anschlag die Universität rundweg verweigert hatte; in Leipzig gerieth Eck sogar in Lebensgefahr. In Kursachsen war an ihre Veröffentlichung gleich gar nicht zu denken. Kein Zweifel, die öffentliche Meinung stand in weiten Kreisen auf Seiten Luther's.

Die Reformpartei und Karl V. Und wie wirkten von der andern Seite die nationalen Humanisten auf diese Stimmung! Wie Luther, lebten auch sie noch des ehrlichen Glaubens, König Karl V. werde der großen Volkssache sich annehmen. Vor Allen ging Hutten mit vollster Leidenschaft vor. Freilich, seine Hoffnungen auf die Habsburger hatte er gar bald herabgestimmt, da seine Reise an den Hof zu Brüssel (Juni und Juli 1520) ergebnißlos geblieben war; um so unermüdlicher warf er jetzt Schrift auf Schrift ins Volk, persönlich überdies gereizt durch das Begehren Leo's X. an den Erzbischof von Mainz, ihn, der in seinen Diensten stand, zur Rechenschaft zu ziehen (12. Juli). Nicht mehr lateinisch, sondern deutsch, schrieb jetzt der Reichsritter für sein Volk:

„Latein ich zuvor geschrieben hab';
Das war eim jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Deutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach."

Noch vor Ende 1520 erschien seine „Klag' und Vermahnung gegen die unchristliche Gewalt des Papstes und der ungeistlichen Geistlichen", eine Zusammenfassung aller Anschuldigungen gegen Rom mit der Ermahnung, sich um Hutten und Luther zu scharen und Deutschland von der Pfaffenherrschaft zu befreien, wenn nöthig, mit Gewalt. Noch hatte er auch die Hoffnung auf Karl V. nicht ganz aufgegeben; er fordert ihn auf, das römische Unwesen auszurotten:

„Des solt ein Haubtmann, du allein
Anheber, auch Vollender sein."

Dann faßte er seine früheren lateinischen Dialoge in deutscher Bearbeitung als „Gesprächbüchlein" zusammen; auf dem Titel erschienen Luther und Hutten neben einander,

und in tief empfundenen Versen bricht das Bewußtsein des Reichsritters von dem schweren Ernste seines Beginnens durch:

„Von Wahrheit will ich nimmer lân,
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Daß ich die Sach hätt' gfangen an;
Gott wöll sie trösten, es muß gâhn,
Und sollt' es brechen auch vorm End,
Will's Gott, es mag nit werden gewendt
Darum will brauchen Händ und Fuß;
Ich hab's gewagt!"



Luther verbrennt die Bannbulle zu Wittenberg. Nach Trentwald.

Das war sein Wahlspruch geworden, wie er ihn kurz nachher in dem herrlichen Liede voranstellte, dessen erste Strophe lautet:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag des noch kein Reu.
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu.
Damit ich mein:
Nit eim allein,
Wen man es wollt' erkennen,
Dem Land zu gut,
Wiewol man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen."

Es war ihm bitterer Ernst mit seiner Sache; war mit der Presse, mit friedlichen Mitteln nichts auszurichten, dann sollten die Reichsritter ihr gutes Schwert aus der Scheide ziehen. Schon war ihr Gewaltigster, Franz von Sickingen, durch Hutten der Sache Luther's gewonnen. Im Winter von 1520 war Hutten Sickingen's Gast auf der Ebernburg; er öffnete ihm die Augen über den römischen Druck und las ihm aus Luther's Schriften vor. Noch hofften Beide auf den Kaiser, zu dem sich Sickingen begeben wollte. Wiederum vermittelte Hutten die Verbindung mit Luther, noch am 9. Dezember schrieb er an ihn.

Mochte aber der Reformator auch sich des Eifers freuen, der für seine Lehre sich regte, die Gewalt der Waffen, die Hutten stürmisch begehrte, wies er weit von sich. „Ich wünsche nicht", schrieb er an Spalatin, „daß mit Gewalt und Blut für das Evangelium gestritten werde.

Durch das Wort ist die Welt überwunden, ist die Kirche gerettet worden, mit dem Worte wird sie wiederhergestellt werden." Auch Hutten gegenüber lehnte der friedliche Sinn Luther's jede Gewaltanwendung ab.

Verbrennung der Bannbulle. Trotzdem, gestützt allein auf sein ruhiges Gottvertrauen und gehoben durch die begeisterte Zustimmung, die sich rings um ihn regte, wagte Luther noch vor Ende des Jahres 1520 den äußersten Schritt, der ihn unwiderruflich von der römischen Kirche schied: am 10. Dezember Vormittags 9 Uhr warf er vor dem Elsterthore inmitten der Professoren und Studenten die Bannbulle und die päpstlichen Dekretalien ins Feuer des Scheiterhaufens mit den Worten: „Weil Du den Heiligen des Herrn betrübt hast, also verzehre Dich das ewige Feuer!"

Karl's V. Krönung. In diesem Augenblicke war Karl V. schon auf deutschem Boden. Umgeben von den Kurfürsten — nur Friedrich von Sachsen fehlte — war er unter dem Jubel des Volkes auf silbergepanzertem Rosse in ernster, ruhiger Haltung zu Aachen eingezogen, hatte am 23. Oktober 1520 die deutsche Krone empfangen und dabei jenen alten Eid geleistet, der ihn verpflichtete, ein getreuer Vogt der römischen Kirche zu sein wider Heiden und Ketzer. Aber er unterzeichnete auch die Wahlkapitulation, die ihn verpflichtete, in deutschen Angelegenheiten sich nur des Rathes von Deutschen und des Deutschen als Amtssprache zu bedienen, auch keine fremden Truppen ins Reich einzuführen.

Hoffnungen und Aussichten. Aller Augen richteten sich auf ihn, eine unermeßliche Aufregung durchwogte das Reich. Luther war für Tausende und wieder Tausende der nationale Held, und er hatte unwiderruflich mit Rom gebrochen. Die Reichsritter und Humanisten drängten stürmisch vorwärts. Im Januar 1521 ließ Hutten eine neue Sammlung lateinischer Dialoge ausgehen von mächtig aufregender Wirkung. Im (zweiten) „Warner" will Sickingen dem Kaiser im Interesse Luther's dienen, ist dies aber nicht möglich — und Hoffnung auf eine solche Wendung hegte Hutten selbst kaum noch — etwas auf eigene Hand unternehmen, wobei er offen den Böhmen Zizka in seinen kirchenumgestaltenden Maßregeln als sein Vorbild preist. In den „Räubern" predigt der Verfasser die engste Verbindung zwischen den Reichsrittern und den Städten als den beiden reformfreundlich gesinnten Ständen; als das Ziel erscheint ihm die Befreiung von der Pfaffenherrschaft, deshalb auch die Einziehung der Kirchengüter, wenn nöthig, selbst durch einen „Pfaffenkrieg". Kein Zweifel, Hutten trieb zur Revolution auch ohne den Kaiser.

Und solche Stimmungen gingen durch alle Kreise. Die Luther'schen Schriften, überall hin vertrieben, fanden reißenden Absatz. Von dem Aufruf an den christlichen Adel hatte der Verleger in kürzester Zeit 4000 Exemplare gedruckt und verkauft; auf der Frankfurter Messe setzte ein einziger Buchhändler 1400 Exemplare Luther'scher Sachen ab. Eifrig, ja leidenschaftlich traten die Erfurter Humanisten für Luther ein. Auch sonst regte sich die Bewegungspartei kräftig in dem, was man heute Journalistik nennen würde. Eberlein von Günzburg stellte in seinen „Fünfzehn Bundesgenossen" Hutten und Luther als „zwei Gottesboten" neben einander; eine „germanische Litanei" enthielt Gebete für Beide; Volkslieder feierten Hutten als den Verfechter der Gerechtigkeit; das eine fordert ihn auf:

„Du solt beistahn dem Rechten,
Mit andern Rittern und Knechten,
Mit frommen Kriegsleuten gut
Beschirmen der Christen Blut."

Zahlreiche beistimmende Briefe gingen ihm von allen Seiten zu; die Böhmen schickten ihm die Schriften von Hus. Freilich fehlte es auch nicht an Gegenstimmen. Thomas Murner in Straßburg beklagte in einem Trauerliede den Untergang des christlichen Glaubens und betonte in einer Erwiderung auf Luther's Schreiben an den christlichen Adel, Reformen seien vorzunehmen, aber durch die geordnete Obrigkeit, den Kaiser, die Stände, ein Konzil, nicht aber durch Aufruhr. Schon damals wurden dem Wittenberger die revolutionären Bewegungen, die Andere planten und welche die undeutsche Politik des Kaisers zum Ausbruch brachte, mit auf die Rechnung gesetzt.

Aber was sich gegen Luther regte, das waren nur vereinzelte Stimmen. Die meisten Juristen und Humanisten, d. h. die Anhänger der neuen Bildung, so fand der päpstliche Nuntius Aleander, seien gegen Rom aufgebracht, dazu sehr viele Geistliche und der Adel durchweg; alle Welt rufe nach einem Konzil auf deutschem Boden, Unzählige verschmähten schon das Bußsakrament; eine allgemeine Aufregung gegen Rom habe Deutschland ergriffen. Und hinter den Gebildeten, den leitenden Ständen, standen in dumpfer Gährung die Massen des Landvolkes.

Immer unabweislicher drängte die schicksalsschwere Frage heran: Reformation oder Revolution? Sie zu entscheiden vermochte allein der Kaiser. Wenn er sie nicht im nationalen Sinne löste, dann ergossen sich die aufgeregten Fluten verheerend über das deutsche Leben. — War Karl V. der, für den man ihn gehalten, war er die Hoffnung der Nation?

Karl's V. Persönlichkeit. Als ihn die Kurfürsten zum deutschen König wählten, war er, am 24. Februar 1500 zu Gent geboren, wenig über neunzehn Jahre alt. Eine glückliche, von liebenden Eltern behütete Jugend hatte er niemals gehabt. Schon im Dezember 1501 reisten die Eltern, Herzog Philipp und Juana, nach Spanien ab und ließen ihn unter der Obhut seiner Tante Margaretha zurück; und als nun vollends die Mutter seit 1503 in Schwermuth versank, der Vater im September 1506 in Spanien starb, da fiel jener die Sorge um den verwaisten Knaben, der seine Eltern nie gekannt, völlig anheim. Er entwickelte sich langsam. Sein Hofmeister war Wilhelm von Croy, Herzog von Chièvres, ein Lebemann von behaglichen Formen, sein Lehrer Adrian von Utrecht (seit 1507), ein ernster, gewissenhafter, etwas pedantischer Professor der Theologie, von streng katholischer Richtung, der Karl's V. religiöse Ueberzeugung für das ganze Leben bestimmte. Er begleitete ihn dann auch nach Spanien, wo der König 1517—1520 verweilte, ohne sich bei seinen neuen Unterthanen irgend welche Sympathien zu erwerben. Der junge Fürst hatte in der That wenig Anziehendes: eine Gestalt unter Mittelgröße, blaß und hager, das spärliche Haar röthlich blond, das Kinn, an dem der Bart nur dünn sich entfaltete, etwas vorstehend, die Haltung schlaff, nur das Auge scharf, ja stechend. Auch sein Wesen ließ ihn wenig bedeutend erscheinen, er war äußerlich apathisch, theilnahmlos. Aber die ihn näher kannten, wußten, daß er außerordentlich reizbar sei, furchtbar heftig werden könne und in Zorn und Rache nichts von Versöhnung wisse. Seine politischen Entschlüsse standen zunächst ganz unter dem Einflusse Chièvres', Gattinara's, Margaretha's; nur in Einem war er selbständig: in seiner kirchlichen Richtung. Hier ist seine Seele nie unschlüssig gewesen. Und er war strenger Katholik, freilich nach spanischer, nicht nach römischer Weise. Damit war für Luther und seine Parteigenossen Alles gesagt. Und was hätte ihn weiter bestimmen können, von national-deutschen Gesichtspunkten sich leiten zu lassen? Ihn beherrschte bis an sein Ende wie seinen Großvater Maximilian I., von dem er sie überkommen, die stolze, aber unausführbare Idee kaiserlicher Weltherrschaft. Deutschland war ein Bestandtheil seiner Weltmacht, vielleicht ein sehr wichtiger, aber doch eben nur ein Theil. Daneben herrschte er über die burgundischen Lande, über Spanien und halb Italien; seine Politik konnte niemals eine deutsche sein, selbst wenn er es wollte. Und er wollte es nicht. Er war ein Habsburger, in den Niederlanden einigermaßen heimisch, sehr wenig in Spanien, am allerwenigsten in Deutschland. Am liebsten sprach er Französisch, Spanisch lernte er erst später, Deutsch verstand er damals nur mangelhaft und hat es nie geläufig gehandhabt. Das war der Herrscher, an dessen Entscheidung jetzt die politische, soziale und religiöse Zukunft eines großen Volkes hing. Seine Stellung sollte nicht lange zweifelhaft bleiben.

Karl's V. erste Maßregeln gegen Luther. In den Niederlanden waren auf seinen Befehl Luther's Schriften verbrannt worden. Dasselbe geschah fast unter seinen Augen in Köln. Trotzdem sah er rasch ein, daß es bei der herrschenden Stimmung ganz unmöglich sei, Luther etwa sofort an Rom zu geeigneter Bestrafung auszuliefern, und da auch Kurfürst Friedrich auf Erasmus' Rath für seinen Schützling ein unparteiisches Gericht auf deutschem

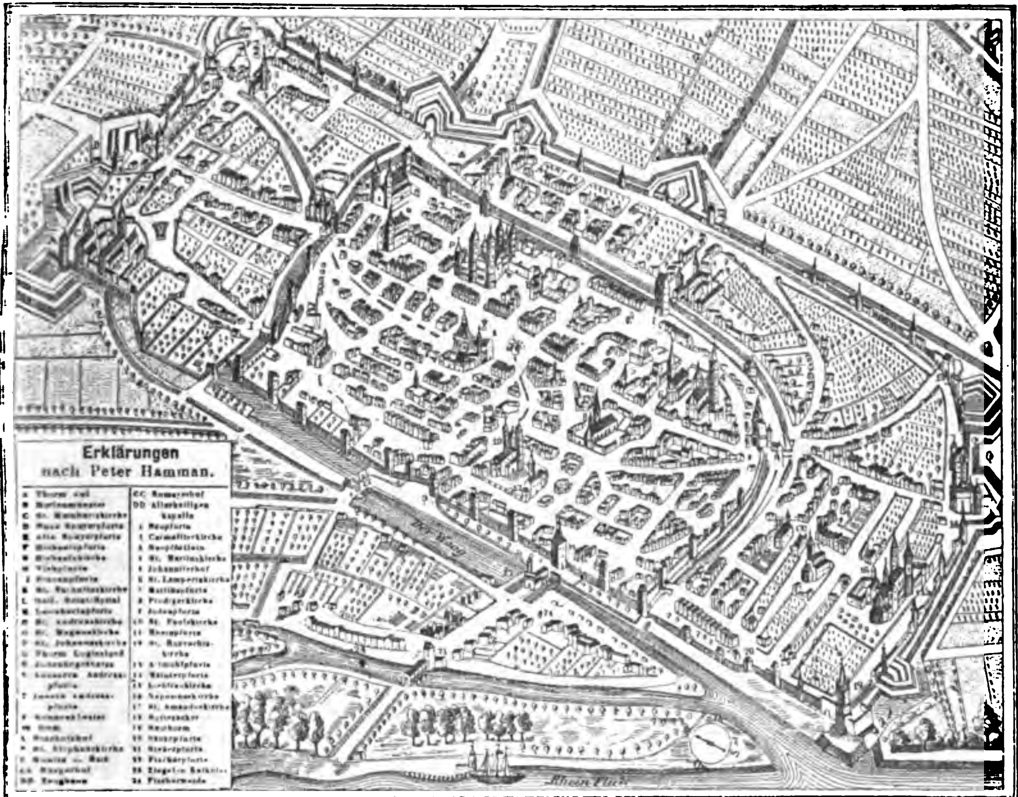
Boden forderte, so befahl ihm der Kaiser am 28. November 1520, den Mönch mit auf den Reichstag nach Worms zu bringen. Auf die Kunde von der Verbrennung der Bannbulle widerrief er freilich diesen Befehl, weil ihm jetzt jede Verhandlung mit einem so hartnäckigen Ketzer unmöglich schien, doch sollte er sehr bald inne werden, daß die Stimmung der Nation auch dies scheinbar Unmögliche erzwang.

Die Anfänge des Wormser Reichstages. Als er in Worms am 28. Januar 1521 den verhängnißvollen Reichstag eröffnete, schien zunächst allerdings die kirchliche Frage hinter den wichtigsten politischen Verhandlungen weit zurückzutreten. Zunächst bewilligten die Stände die Einsetzung eines Reichsregiments zu Nürnberg, das, aus einem kaiserlichen „Statthalter“ und 22 Räthen, darunter vier vom Kaiser ernannten, bestehen, während der Abwesenheit desselben mit voller Gewalt alle inneren, auch die kirchlichen Angelegenheiten entscheiden, in seiner Anwesenheit aber nur eine berathende Stimme haben sollte. Gleichzeitig sollte das Reichskammergericht — ebenfalls in Nürnberg — wieder gebildet und die schon längst beschlossene Eintheilung des Reiches in zehn Kreise zur Sicherung des Landfriedens endlich zur Ausführung gebracht werden. Weiter bewilligten die Stände zur Eroberung des französischen Italien, zum Romzuge und Türkenkriege auf sechs Monate, vom September 1522 an gerechnet, falls Ruhe im Reiche bleibe, eine Reichshülfe von 4000 Reitern und 20,000 Mann zu Fuß. Sie sollten auf Grund der Konstanzer Matrikel von 1507, die von nun an in fester Geltung blieb, veranlagt werden, und zwar wurde die einfache Leistung (Simplum) aller Stände zusammen auf 2500 Pferde und 12,000 Mann zu Fuß festgesetzt, deren damaliger Monatssold einem Geldbetrage von 118,000 Gulden rheinisch oder etwa 150,000 Mark entsprach. Diese Leistung, gewöhnlich in Geld ausgedrückt, hieß seitdem „Römermonat“, und es wurde üblich, alle Bewilligungen der Reichsstände nach dieser Einheit zu bemessen. Endlich übertrug Karl V. seinem jüngeren Bruder Ferdinand die deutsch-österreichischen Lande sammt der Anwartschaft auf Böhmen und Ungarn, und wurde so der Gründer einer deutschen Linie seines Hauses.

Die Debatten über Luther's Vorladung. Was aber wollte das Alles bedeuten, gegenüber der Lutherischen Sache! Hier in Worms war der Kaiser umgeben von den deutschen Fürsten, inmitten der Aufregung der Massen. Daß eine Reform der Kirche unumgänglich sei, darin stimmten alle Parteien überein, auch der Kaiser. Selbst der päpstliche Nuntius, Kardinal Aleander, der für die Ausführung des Bannes wirken sollte, aber mit unruhigem Erstaunen die ungeheure Erregung rings um sich wahrgenommen, schrieb nach Rom, man möge „um Gotteswillen“ die ärgsten Mißbräuche sofort abschaffen, sonst drohe der Abfall Deutschlands. Der Beichtvater Karl's V. aber, der spanische Franziskaner Glapion, versuchte eine Vermittlung zwischen der spanischen Art der Kirchenreform und Luther's Weise, um die gewaltige Kraft des Wittenbergers für jene zu gewinnen. Er billigte Luther's anfängliche Aufstellungen, verwarf nur die zuletzt entwickelten als ketzerisch. Luther jedoch forderte nach wie vor Widerlegung aus der Heiligen Schrift. Trotzdem lehnte der Kaiser zu Aleander's großem Verdruß die sofortige Verhängung der Reichsacht über Luther mit dem Hinweis auf die Stimmung der Stände ab. Als nun ein päpstliches Breve die Forderung des Legaten wiederholte, da vermochte auch eine dreistündige Rede Aleander's (am 13. Februar) die deutschen Fürsten nicht zu überzeugen; nur der Kaiser gab endlich nach und legte dem Reichstage ein Edikt vor, welches Verbrennung der Lutherischen Schriften und Gefangennahme des Reformators befahl. Es war umsonst. Nach siebentägigen, überaus erregten Debatten — Joachim von Brandenburg und Friedrich von Sachsen wurden fast handgemein — gaben die Stände am 2. März ihre Meinung dahin ab: bei der ungeheuren Aufregung sei eine Vernehmung Luther's unumgänglich; wolle er die wider den Glauben der Väter laufenden Artikel widerrufen, so solle er in anderen Punkten auch ferner gehört werden. Wolle er nichts widerrufen, dann solle der Kaiser die nöthigen Befehle ausgehen lassen. Daraufhin ließ der Kaiser am 6. März die Citation ausfertigen, welche

Luther aufforderte, binnen einundzwanzig Tagen nach Empfang sich zu stellen, und ihm freies Geleit zur Hin- und Rückreise zusicherte.

Es war ein neuer Versuch, die Richtung, die der Wittenberger eingeschlagen, hinüberzulenken zu der Bahn der Reform, welche auch strengkatholische Männer für unaufschiebbar hielten. Denn zur selben Zeit mahnten die Fürsten den Kaiser an seine Pflicht, die Rechte Deutschlands gegenüber Rom zu wahren, und überreichten ihm eine ausführliche Schrift über die Mißbräuche des römischen Hofes in Deutschland, die zum Theil viel schärfer lautete, als Luther's Sätze. Als unvermeidlich wurde ein Konzil bezeichnet. Aleander war in Verzweiflung. Gerüchte von einem beabsichtigten Handstreiche der Ritter gegen alles Geistliche umschwirrten ihn; neun Zehntel aller Deutschen, so hieß es, ständen auf Luther's Seite



Die Reichsstadt Worms. Nach P. Hammann.

Von der nahen Ebernburg drohte Hutten in leidenschaftlichen Aufrufen den päpstlichen Legaten Tod und Verderben; in Worms arbeitete eine Druckerei an der Vervielfältigung revolutionärer und Luther'scher Schriften und eifrig liefen die Boten zwischen dem Sitze des Reichstages und dem Hauptquartiere der schlaglustigen Ritterschaft hin und her. „Unsere Hoffnung zu siegen beruht einzig und allein auf dem Kaiser“, schrieb Aleander nach Rom.

Luther's Reise nach Worms. Inmitten der ungeheueren Aufregung war der, dem sie galt und dessen Name auf Aller Lippen schwebte, der allerruhigste. Nach Worms zu gehen war Luther lange bereit. Schon am 21. Dezember 1520 schrieb er an Spalatin die herrlichen Worte: „Wenn ich gerufen werde, so werde ich kommen selbst als ein kranker Mann, falls ich gesund nicht kommen kann. Denn man darf nicht zweifeln, daß Gott ruft, wenn der Kaiser ruft. Wenn sie Gewalt anwenden wollen, wie es wahrscheinlich ist, dann müssen wir dem Herrn die Sache befehlen. Will er nicht retten, so kommt auf mein Haupt

wenig an, mit Christus verglichen. Sicher ist es nicht unsere Sache zu entscheiden, ob aus meinem Leben oder aus meinem Tode mehr oder weniger Gefahr für das Evangelium und das Heil des Vaterlandes entstehen wird. Vermuthe Alles von mir, nur nicht Flucht und Widerruf; ich will nicht fliehen, noch viel weniger widerrufen." Er bedauerte dann, nicht gehen zu müssen (s. S. 160), und zeigte sich um so mehr entschlossen, der Vorladung zu folgen, als ihm am 19. März die erste Kunde von derselben zukam. Am 26. März empfing er den kaiserlichen Herold Caspar Sturm. Der Rath zu Wittenberg stellte ihm für die Reise einen „Rollwagen", in seiner Begleitung waren Georg Amsdorf, der Ordensbruder Johann Pezensteiner und ein junger pommerscher Edelmann. So fuhr Luther am 2. April seinem Schicksal entgegen, getragen von einer öffentlichen Theilnahme, die sich ihm täglich in immer neuen Beweisen offenbarte.

In Leipzig ehrte ihn der Rath mit dem für vornehme Reisende üblichen Weintrunk; als er sich am 6. April Erfurt näherte, empfing ihn an der Grenze des Gebietes der Rektor Crotus Rubianus an der Spitze von vierzig Reitern und unzählbaren Volksmassen; alle Straßen und Fenster waren von Menschen erfüllt, als er einfuhr. Vor dichtgedrängter Gemeinde predigte er am Sonntage in der Augustinerkirche; die Universität gab ihm ein Festmahl, der Rath überhäufte ihn mit Ehren, das Volk glaubte ihn sogar im Besitze göttlicher Wunderkraft. So fuhr er am 8. April weiter über Gotha, Eisenach und Frankfurt a. M.; überall strömte das Volk zusammen, den „Wundermann" zu sehen. Unterwegs erfuhr er, daß ein kaiserliches Edikt die Verbrennung seiner Bücher befehle; die Römlinge hofften ihn dadurch von der Weiterreise abzuschrecken; er aber kannte keine Furcht. Als er in Oppenheim zwischen Frankfurt und Worms anlangte, kam ihm von der Ebernburg die Aufforderung, er möge Sickingen's Schutz annehmen; er wies ihn mit den Worten zurück: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, ich wollte wohl hineinkommen." Es war am 16. April Vormittags 10 Uhr, als ein Hornstoß des Thürmers seine Ankunft meldete. Im offnen Wagen fuhr er daher, vor ihm zu Roß der kaiserliche Herold, hinter ihm Justus Jonas und zahlreiche Herren vom Adel; mit hundert Pferden, meldete Aleander nach Rom, sei „der große Ketzer" in Worms eingezogen. Tausende von Menschen umdrängten den kühnen Mönch, der aus seinen „dämonischen" Augen frei und offen auf die Massen sah. Als er vor seinem Quartier — in der Nähe des Kurfürsten Friedrich — abstieg, sagte er zu den Freunden, die ihn besorgt begrüßten: „Gott wird mit mir sein!" Bis tief in die Nacht empfing er Besuche.

Luther vor dem Reichstage 17. und 18. April. Schon am nächsten Morgen erhielt er die Vorladung vor den Reichstag für Nachmittags 4 Uhr. Auf Umwegen mußte man ihn nach dem Bischofshofe geleiten, denn alle Straßen sperrten dichte Menschenmassen. Erst um 6 Uhr trat er vor die hohe Versammlung, begleitet von Dr. Hieronymus Schurf und anderen Rechtsbeiständen. Im Namen des Kaisers legte ihm der Offizial des Erzbischofs von Trier, Dr. Johann von Eck, die Frage vor, ob er die vor ihm aufgeschichteten Schriften als die seinen anerkenne. Er bejahte das, als ihm die Titel verlesen worden. Auf die zweite Frage jedoch, ob er die darin als ketzerisch bezeichneten Sätze widerrufen wollte, bat er sich Bedenkzeit aus und erhielt sie auf vierundzwanzig Stunden. Er schien befangen und schüchtern; die Spanier und Italiener vermißten den weltmännischen Schliff an dem Bauernsohne; der Kaiser meinte geringschätzig: „Der wird mich nicht zum Ketzer machen!" Er wollte ihm diese aufrührenden Schriften gar nicht zutrauen.

Doch Luther mochte äußerlich unsicher erscheinen — denn von der Eventualität des Widerrufs hatte nicht eine Silbe in der Citation gestanden — innerlich war er es durchaus nicht. „Nicht einen Strich werde ich widerrufen", schrieb er am Abend an den kaiserlichen Rath Cuspinianus in Wien. Am 18. April begab er sich abermals nach dem Bischofshofe. Ein paar Stunden lang mußte er im Gedränge warten, heiter unterhielt er sich mit dem Augsburger Peutinger. Erst um 6 Uhr kam er vor. Er stand vor einem welthistorischen Moment.



Luther auf dem Reichstage in Worms. Nach Jakob's Gemälde.

Die Fackeln brannten im Saale und warfen ihr flackerndes Licht auf die reichen Gewänder und erregten Mienen der Hunderte von Fürsten und Edlen, die in dem weiten Raume voll Spannung sich drängten. Abermals legte ihm Eck die zweite Frage vor, erst lateinisch, dann deutsch. In längerer Rede antwortete Luther fest und männlich mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme; niemals ist er größer gewesen. Er theilte seine Schriften in drei Klassen, in Lehrschriften, Schriften gegen die Mißbräuche des Papstthums und Streitschriften gegen Privatpersonen. Die ersten könne er nicht widerrufen, denn sie seien auf die Bibel begründet, die zweiten wolle er nicht widerrufen, weil dies den Romanisten nur Anlaß geben werde, Deutschland noch mehr zu unterdrücken; die dritten möge er eben so wenig zurücknehmen, denn er würde seinen Feinden dadurch nur Muth machen. Da bemerkte Eck in strafendem Tone: es handle sich hier nicht um eine Disputation; er möge erklären, ob er sich den Konzilien unterwerfe und eine kurze, klare Antwort geben. Hierauf Luther: „Weil denn Ew. Kaiserl. Majestät, Kurfürsten, Fürsten und Grafen eine schlichte Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner oder Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien alleine nicht, weil am Tage liegt, daß sie oft geirret und sich selbst widersprochen haben, — so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort. Widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, weil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist."

Nochmals fragte da Eck, ob er denn wirklich glaube, daß die Konzilien geirrt hätten. Und als Luther diese Frage ohne Umschweife bejahte, da befahl der Kaiser, entsetzt über solche Worte, die Verhandlung abzubrechen. In die schwellende Aufregung hinein rief da Luther die berühmten Worte: „Hie steh ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen." Mit Zischen und Höhnen verfolgten ihn die Spanier, als er abging, die Deutschen aber freuten sich des muthigen Landsmanns, auch sein Fürst; nur meinte er am Abend in seiner bedächtigen Weise zu Spalatin: „Er ist mir viel zu kühn." Doch Luther rief den in seiner Wohnung harrenden Freunden zu: „Ich bin hindurch!"

Luther und die Reichskommission. Der Kaiser meinte nun mit ihm fertig zu sein und legte bereits am nächsten Tage ein eigenhändig geschriebenes Dekret vor: er habe beschlossen, mit Luther als mit einem Ketzer zu verfahren. Doch abermals widersprachen die Stände. Sie erlangten, daß eine Reichskommission niedergesetzt wurde, um abermals mit Luther zu verhandeln. Denn hinter diesem einen Manne standen Hunderttausende. Am 24. April früh erschien der Reformator vor dem achtgliedrigen Ausschuß, in welchem der Erzbischof Richard von Trier, Joachim von Brandenburg und Georg von Sachsen die hervorragendsten Mitglieder waren. Nochmals forderten sie nun von Luther, daß er wenigstens seine Sätze gegen die Konzilien zurücknehme; es war umsonst. Noch weiter ging man am 25. ihm entgegen: er möge nur versprechen, sich einem neuen Konzil zu unterwerfen, womit der päpstliche Bann thatsächlich beiseite geschoben und die Berufung Luther's an ein Konzil (vom November 1518) vom Reiche offiziell anerkannt worden wäre. Luther lehnte dies nicht geradezu ab, aber er knüpfte seine Einwilligung an die Bedingung, daß dort nichts gegen Gottes Wort beschlossen werde; von einer Unterwerfung unter die kirchliche Autorität schlechtweg wollte er nichts hören, und dann war eine Verständigung von kirchlich-katholischem Standpunkte aus nicht möglich. Den Erzbischof von Trier ergriff der ganze furchtbare Ernst der Stunde; er redete noch einmal unter vier Augen mit dem Augustiner: er selber möge Vorschläge machen. „Ehrwürdiger Herr", entgegnete Luther, „ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie in zwei bis drei Jahren untergehen; ist sie aus Gott, so werdet Ihr sie nicht dämpfen!" Und als nochmals der Kirchenfürst drängte: „Da kann ich nicht weichen; es gehe, wie Gott will." — Es war zu Ende. — Gefaßt ging Luther hinweg.

Luther's Abreise. Noch am Abend kündigte ihm Eck im Namen des Kaisers an: da er nicht nachgebe, so müsse gegen ihn verfahren werden; er habe 21 Tage lang auf freies Geleit zu rechnen. Am 26. April früh 10 Uhr fuhr er still hinweg. Von Frankfurt aus betheuerte er nochmals in zwei Schreiben an den Kaiser und die Fürsten seine Bereitwilligkeit, sich vor einem unparteiischen Gerichte zu stellen und zu widerrufen, wenn er aus der heiligen Schrift widerlegt werde; dann ging es dem Norden zu.

Angesichts der erschütternden Ereignisse, welche infolge der Kirchentrennung über Europa und namentlich über Deutschland hereingebrochen sind, hat man wol gefragt: Warum hat Luther in Worms die Verständigung mit der spanischen Kirchenreformation verschmäht? Die so fragen, vergessen zweierlei: Für Luther gab es niemals Fragen der Zweckmäßigkeit, sondern stets nur Fragen des Gewissens; und sein Gewissen verbot ihm, sich zu unterwerfen. Sodann in Worms standen sich in jenen entscheidenden Tagen zwei Prinzipien leibhaftig gegenüber: der Grundsatz der unfehlbaren kirchlichen Autorität und der der Gewissensfreiheit. Ihr Gegensatz war ein unversöhnlicher; in ihrem Kampfe schieden sich Mittelalter und Neuzeit.

Die Acht. Der Kaiser hatte sich für das Mittelalter entschieden. Am 8. Mai kam sein Bündniß mit Leo X. gegen Frankreich zu Stande; mit der Abfassung des Edikts gegen Luther beauftragte er Aleander. Doch so wenig sicher war er der Zustimmung der Fürsten auch jetzt noch, daß er die meisten, darunter die Kurfürsten von der Pfalz und Sachsen, abreisen ließ und erst am 25. Mai das Edikt den vier übrigen, nicht dem gesammten Reichstage vorlegte. Sie stimmten zu, und am 28. wurde des Reiches Acht und Aberacht über Luther verhängt, seine Bücher der Vernichtung preisgegeben und außerdem verfügt, daß hinfort kein Buch ohne Wissen und Willen der geistlichen Oberen gedruckt und verkauft werden dürfe. Um aber den Schein zu erwecken, als habe der Reichstag in seiner Gesammtheit der Acht zugestimmt, wurde das verhängnißvolle Aktenstück auf den 8. Mai zurückdatirt. Es war thatsächlich erschlichen, selbst formell seine Geltung zweifelhaft.

So setzte sich das Haus Habsburg und mit ihm das Kaiserthum der stärksten Geistesströmung in Deutschland feindselig entgegen, und um alle die zahlreichen Fragen des nationalen Lebens zu lösen, rührte es nicht einen Finger. Damit führte es gegen sich selber den vernichtenden Stoß. Denn die Erwartung, das Wormser Edikt werde die ungeheure Bewegung niederwerfen, konnte kein Verständiger hegen; blieb es aber wirkungslos, dann enthüllte sich kläglich die Ohnmacht der deutschen Monarchie. Doch der Kaiser, der geschworen hatte, der Vogt der römischen Kirche zu sein, konnte nicht anders. Daß er es nicht konnte, bewies freilich nur allzudeutlich: dies Kaiserthum war nicht mehr national. Was an seine Stelle treten und wie von dem Grundsatze der Gewissensfreiheit aus sich eine neue Kirche aufbauen sollte, wer konnte das sagen?



Ruinen des Klosters Nimbsch.



Illustrirte Weltgeschichte. V. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Franz von Sickingen tödtlich verwundet. Zeichnung von Hermann Vogel.



Abführung Luther's nach der Wartburg. Nach Trentwald.

Die Revolutionsjahre.

(1521—1525.)

Die Lage nach dem Reichstage. Nichts konnte trostloser sein als der Ausgang des Wormser Reichstages. Den drängenden Forderungen der deutschen Nation setzte der Kaiser einfach Schweigen entgegen, der Lutherischen Richtung, die viele Hunderttausende theilten, erklärte er den Vernichtungskrieg. Der große, unwiederbringliche Augenblick ging jammervoll verloren. Aber auch die so leidenschaftlich geforderte, so sicher vorher verkündigte Revolution des reichsritterlichen Standes brach nicht aus; Sickingen versagte sich ihr im entscheidenden Moment, um in kaiserlichen Diensten gegen Frankreich Ruhm und Beute zu gewinnen, und Hutten trieb während der nächsten Monate in meist recht kleinlichen Fehden sich herum. „Das sind Hunde, die nur bellen, nicht beißen", meinten schadenfroh die Gegner, und gewiß hatte Erasmus mit seiner kühlen Bemerkung ganz recht: „Wer so redet, so droht, der muß schlagfertige Truppen hinter sich haben." Die ganze Bewegung, auch die rein kirchliche, schien führerlos.

Luther auf der Wartburg. Denn auch Luther war verschwunden, vielleicht von den Gegnern überfallen, ermordet oder ins Verließ geworfen, wer wußte es! Ihm selbst war schon bei seiner Abreise von Worms im Auftrage seines Landesherrn unter der Hand mitgetheilt worden, man werde ihn auf der Heimreise beiseite bringen. Denn auf jeden Fall mußte ihn der Kurfürst vor den Gefahren schützen, die ihm von der Feindschaft des Kaisers drohten, und offen war das nicht möglich. Deshalb ergingen auch die Befehle so vorsichtig, daß der Kurfürst selbst zunächst über den Ort des Versteckes in Ungewißheit blieb. Luther hatte sich in Eisenach von seinen übrigen Reisegefährten verabschiedet und

war nur mit Petzensteiner und Amsdorf nach Möhra, der alten Heimat seines Geschlechts, gefahren, wo er bei seinem Oheim Hans Luther wohnte, auch einmal predigte. Am 4. Mai brach er wieder auf, um die Straße zu gewinnen, welche östlich an Ruhla vorbei über das Gebirge führt. Als nun am Nachmittage das Fuhrwerk sich mühsam die steile Strecke hinter Altenstein durch dichten Buchenwald emporwand, da sprengte dort, wo heute etwas seitwärts von der Straße das Lutherdenkmal steht, ein Reitertrupp aus dem Gebüsch, die Helme geschlossen, das Schwert gezogen. Schreiend entlief der Ordensbruder, und während Amsdorf mit Worten gegen die Reiter heftig focht, wol nur, damit der Kutscher glaube, es handle sich um einen ernsthaften Ueberfall, hoben diese unbekümmert um den Gefährten Luther aus dem Wagen und zwangen ihn, zwischen ihren Pferden im Trabe ins Gebüsch zu laufen. Dort aber stand ein Roß für ihn bereit, der Führer des Trupps schlug das Visir zurück, und herausblickte das ehrliche Gesicht des Hans von Berlepsch, des kurfürstlichen Schloßhauptmanns. Dann ging es ostwärts über Berg und Thal auf Brotterode zu; erst als die Nacht hereingebrochen, lenkte der Zug nordwärts und kurz vor Mitternacht polterte der Hufschlag der Heimkehrenden auf der Zugbrücke der Wartburg.

In der Vorburg im Ritterhause hielt der „Junker Georg", der angebliche Staatsgefangene, als welcher er der Schloßbesatzung gegenüber galt, sein Zimmer angewiesen. Dort schaute er aus engem Fenster über das wogende Wipfelmeer des thüringer Buchenwaldes und auf die fernen blauen Kegelberge der Rhön. Gewiß ein Raum, so recht geeignet zu ruhigem Studium und beschaulicher Betrachtung. Freilich mußte er einstweilen die ihm aufgedrungene Rolle weiter spielen. Als ein Kriegsmann ging er einher, ließ sich den Bart wachsen, saß zu Pferde und ritt mit auf die Jagd. Aber sein Herz war wenig dabei. Er fühlte sich noch wie im Mittelpunkte des Streites, trat bald mit Wittenberg in geheime Verbindung und schleuderte unermüdlich Sendschreiben und Streitschriften von seinem „Patmos" aus in die Welt. Heftig wandte er sich gegen die Theologen von Löwen und Paris, die seine Verdammung näher zu begründen suchten; er forderte vom Erzbischof Albrecht in drohendem Tone die Abstellung mancher Ungebührnisse und hatte die Genugthuung, daß der erste Kurfürst des Reiches ihm, dem gebannten und geächteten Mönch, ganz demüthig versicherte, die gerügten Uebelstände seien bereits abgestellt. Daneben liefen Arbeiten rein theologischer Art, wie die Fortsetzung seiner lateinischen „Erklärung der Psalmen" und die „deutsche Kirchenpostille" eine Sammlung von 24 Predigten, meist einfache Auslegungen der biblischen Texte. Vor Allem aber begann er hier das Werk, das ihn ebensowol zum großen Erzieher des evangelischen Volkes wie zum Bildner der neuhochdeutschen Sprache machen sollte.

Die Bibelübersetzung. Schon früher hatte er die sieben Bußpsalmen übertragen; jetzt begab er sich an die umfassende Arbeit, das Neue Testament nach der Ausgabe des Erasmus aus dem griechischen Urtexte (nicht, wie alle seine Vorgänger gethan, aus dem fehlerhaften Latein der Vulgata) in deutscher Sprache wiederzugeben, eine in der That erstaunliche Leistung. Denn in der Einsamkeit der Wartburg entbehrte Luther ganz und gar eigentlich literarischer Hülfsmittel; er hatte außer der Vulgata nichts als seine Sprachkenntnisse und seine innige Vertrautheit mit der Bibel wie mit der volksthümlichen Sprechweise. Aber noch auf der Wartburg hat er die Arbeit vollendet und einen Theil bereits damals nach Wittenberg geschickt.

Und das Alles, während ihn schwere Sorgen quälten um den Fortgang seines Werkes und körperliche Beängstigungen, Folgen der gänzlich veränderten Lebensweise, ihn ergriffen. Da sah er wol die schwarze Gestalt des teuflischen Versuchers vor sich aufsteigen, an dessen Existenz er so fest glaubte wie die ganze damalige Welt. Und er hatte Grund zu quälender Besorgniß. Denn seine Wittenberger Freunde waren ohne ihn wenig, keiner von ihnen hatte etwas von seiner Löwennatur, und manche wiederum handelten so ungestüm, daß sie die ärgsten Feinde der eigenen Sache wurden.



Luther und die Bibelübersetzung. Zeichnung von A. Noak.

Unruhen in Wittenberg und Zwickau. Da führte Karlstadt, in ehrlicher Ueberzeugung, aber ohne Ueberlegung, bereits wuchtige Schläge gegen die alte Kirchenordnung. Nicht daß er sie führte, war bedenklich, sondern daß er sie eben jetzt führte. Laut forderte er die deutsche Kirchensprache, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Abschaffung des Cölibats. Bereits im Oktober 1521 schafften die Augustiner zu Wittenberg die Messe ab, um Weihnachten ging man noch stürmischer vor; denn nun gewann eine leidenschaftliche

Richtung Einfluß auf die Wittenberger. In Zwickau hatte der Tuchmacher Nikolaus Storch eine Sekte gebildet, die auch die Autorität der Bibel verwarf und auf die unmittelbare göttliche Eingebung baute. Sie erklärte sich gegen die Kindertaufe und predigte die baldige Wiederkunft Christi; aber sie griff auch schon auf das soziale Gebiet über und forderte nach dem Vorbilde der ersten Christengemeinden die Gütergemeinschaft als eine von Gott gebotene Einrichtung.

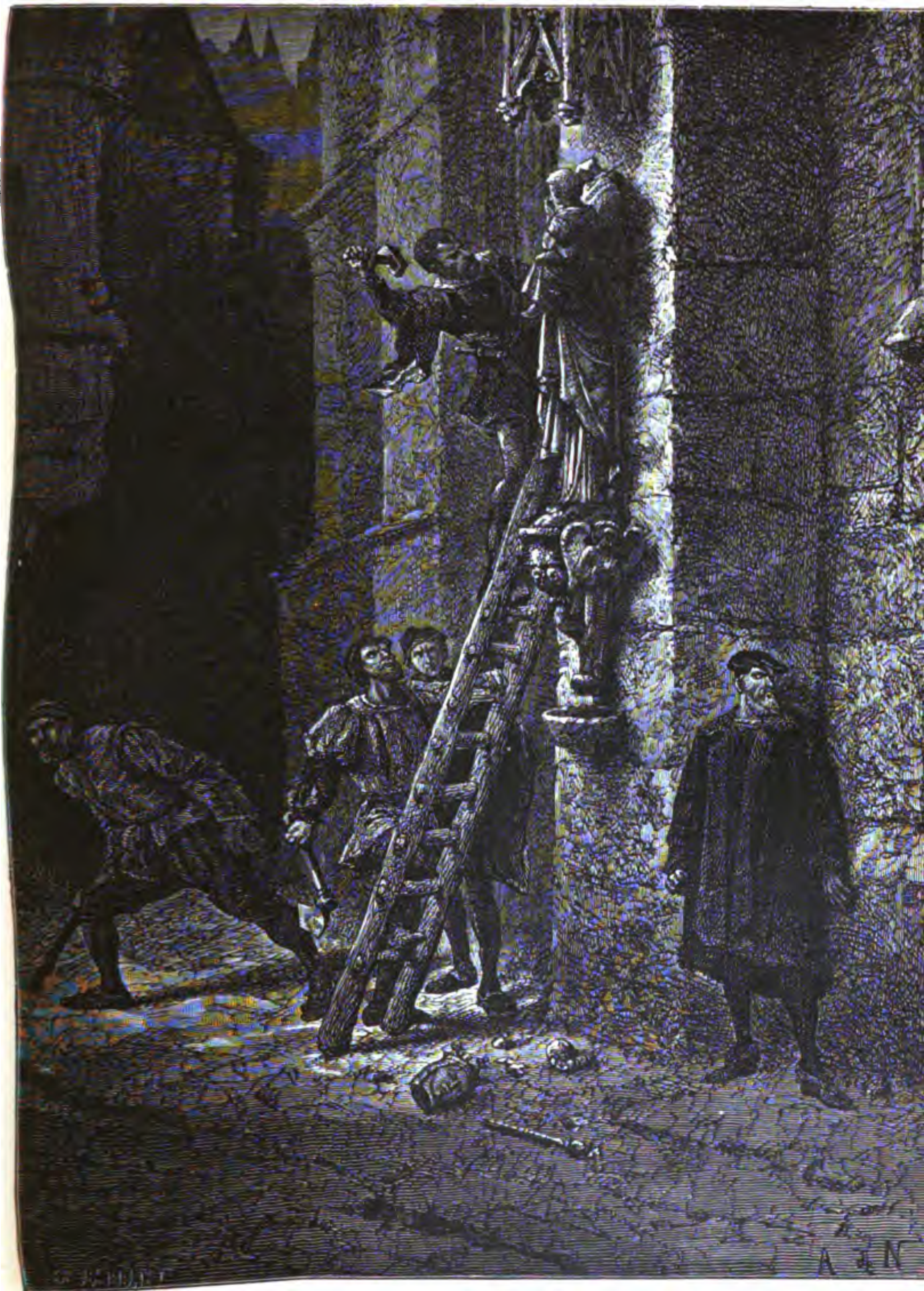
Thomas Münzer. Eifrig nahm an der Bewegung der Prediger an der Marienkirche Thomas Münzer Theil; Sendboten, 12 Apostel und 72 Jünger, sollten nach allen Richtungen das neue Evangelium tragen. Da Kurfürst Friedrich, innerlich selbst unsicher, mit dem Einschreiten zögerte, so griffen endlich der Stadtpfarrer Nikolaus Hausmann und der Amtshauptmann Wolf von Weißenbach kräftig ein, die Sektirer wurden entweder verjagt oder verhaftet, die meisten Verbannten wandten sich nach Wittenberg. Hier erregte ihre Ankunft um Weihnachten 1521 neue Stürme; jetzt fiel allgemein die Messe sowie die lateinische Kirchensprache, und als abgöttisch wurden Altäre, Bilder, Statuen in den Kirchen zertrümmert oder hinausgeworfen.

Der Fanatismus, der sich gegen die geweihten und ungeweihten Denkmäler der Kunst richtete, blieb nicht auf Sachsen beschränkt. Er tobte sich um dieselbe Zeit auch in der Schweiz aus, wo die Reformation sich Bahn gebrochen, und verbreitete sich bis nach den Niederlanden, ja selbst in Paris nahmen erregte Menschen Anstoß an Standbildern der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde und wagten in einer Nacht das an der Kirche Notre-Dame de Pierre befindliche Steinbild mit Hammer und Beil zu zertrümmern. Wo sie eine Mehrheit hinter sich hatten, trieben die von der herrschenden Kirche als Ketzer bezeichneten Sektirer und Bilderstürmer außerhalb Frankreichs das Werk der Vernichtung nicht im Schutze der Nacht, so in Westdeutschland und in den niederländischen Orten, wo sich die Erregtheit steigerte.

Der Kurfürst von Sachsen fühlte sich gegenüber den sich in seinem Lande mehrenden Ausschreitungen rathlos, Amsdorf und Melanchthon geriethen in Angst. Endlich erwirkte Herzog Georg, der mit steigendem Unmuth dem Treiben zusah, ein strenges Mandat des Reichsregiments, das den Bischöfen von Merseburg und Meißen befahl, gegen die kirchlichen Neuerungen einzuschreiten. Geschah dies in der von Georg beabsichtigten Weise, dann hätte die Maßregel ebenso gut Luther wie Karlstadt getroffen, und dabei wäre mit dem Unkraut der Weizen ausgereutet worden.

Heimkehr Luther's. Diese Kunde trieb Luther von der Wartburg. Er vergaß alle Gefahr und alle Weisungen seines Landesherrn, dem er in einem groß gedachten Briefe seinen Entschluß anzeigte; allein, ohne Begleitung, setzte er sich in Reitwams und Reitstiefeln zu Pferde und ritt auf Wittenberg zu. In Jena ist er mit ein paar Schweizer Studenten zusammengetroffen, die ihn erst beim Abschiede erkannten, und nichts in ihrer naiven Schilderung von der Begegnung ist charakteristischer als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann mutterseelenallein durch Thüringen reitet, im Herzen schwere Sorge um den Unverstand fanatischer Parteigenossen. Am 7. März kam er in Wittenberg an; acht Tage hintereinander predigte er gegen die Sektirer und stillte die leidenschaftliche Bewegung, welche seiner eignen Sache gefährlicher zu werden drohte, als der alten Kirche, gegen die sie sich richtete. Karlstadt und Münzer verschwanden aus Wittenberg.

Wie aber konnte Luther, für den sein ängstlicher Landesherr offen nicht aufzutreten wagte, sich halten gegen des Reiches Acht, die über seinem Haupte hing? Hätte das deutsche Reich noch als eigentliche Monarchie bestanden, so wäre er freilich verloren gewesen. Aber es war das ja längst nicht mehr, und seine Acht erwies sich als stumpfe Waffe. Doch nicht blos dies. „Kaiserlicher Majestät Regiment im Reiche", im Herbst 1521 zu Nürnberg unter dem halbjährlich wechselnden Vorsitze eines der größeren Reichsfürsten eröffnet, fühlte sich von Anfang an viel mehr als eine Vertretung der Stände, denn als solche des Kaisers. Nicht wenige der Stände waren geneigt, die formelle Giltigkeit des Wormser Edikts in Zweifel zu ziehen; hatte doch selbst Kurfürst Albrecht von Mainz sich geweigert, es zu unterzeichnen.



Sektirer zertrümmern das Steinbild der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde an der Kirche Notre-Dame de Pierre in Paris. Zeichnung von A. de Neuville.

Für Luther's Sache direkt wirkte besonders der kursächsische Vertreter **Hans von der Planitz**, der unermüdlich betonte, wenn man Luther entferne, so würden andere an seine Stelle treten, nur nicht Männer von seiner Bedeutung. So gestimmt hatte zwar im Januar 1522 das Reichsregiment jenes scharfe Mandat gegen die kirchlichen Neuerungen erlassen, aber es duldete unter seinen Augen in Nürnberg die Ausbreitung der lutherischen Lehre und lutherischer Schriften. Bald that es noch mehr.

Papst Hadrian VI. und das Reichsregiment. Damals saß auf dem päpstlichen Stuhle (von Januar 1522 bis September 1523) Papst Hadrian VI., eines Handwerkers Sohn aus Utrecht, der alte Lehrer Karl's V. und der letzte Deutsche, welcher die dreifache Krone getragen hat. Das gerade Gegentheil des religiös-indifferenten, durchaus der humanistischen Bildung ergebenen Leo's X., der für sein hohes Amt kaum ein Verständniß hatte, war dieser Niederländer nach Rom mit dem festen Entschlusse gekommen, die unvermeidliche Reform der Kirche durchzuführen. Er begann mit dem päpstlichen Hofe und mit Rom. Welche Fäulniß hatte da doch die glänzende Regierung des Vorgängers verdeckt! Die päpstlichen Kassen leer, eine enorme Schuldenlast von über 1 Mill. Dukaten aufgehäuft, alle Kostbarkeiten, selbst die päpstlichen Tiaren, verpfändet, in der Stadt und um dieselbe das Räuberwesen in vollster Blüte, die Paläste der Kardinäle vermöge des ihnen zustehenden Asylrechtes, welches jeden Verbrecher vor Strafe schützte, oft wahre Räuberhöhlen, — das war es, was Hadrian in Rom vorfand. Rücksichtslos begann er aufzuräumen. Die Künstler und Poeten, „diese Heiden und Schmarotzer“, verschwanden von seinem Hofe; er selbst lebte nach wie vor in klösterlicher Einfachheit. Das Waffentragen in den Straßen Roms wurde verboten, das Asylrecht der Kardinalspaläste aufgehoben. Tiefer griff es ein, als er alle Anhäufung von Pfründen in Einer Hand und alle Anwartschaften und Gnaden abzuschaffen, den Ablaß zu beschränken sich anschickte. Aber die Kardinäle widerstrebten nach Kräften. **Cajetan** erklärte ihm: gewiß sei beim Ablaß die Buße die Hauptsache, aber wenn man dies so sehr betone, werde man den Ablaß ganz entwerthen, und Rom brauche Geld. Ein anderer Kardinal, **Soterini**, sagte rund heraus: solche Maßregeln würden nur Luther's Sache fördern; gegen Ketzereien gebe es nur ein Mittel: die Ausrottung, der Kreuzzug — jede Reform würde die Einnahmen des römischen Hofes schmälern! Mit so empörender Leichtfertigkeit wagten diese Kirchenfürsten die wichtigste Frage ihrer Zeit zu behandeln. Da kann die Leidenschaftlichkeit der Angriffe Hutten's und Luthers auf den römischen Hof wahrlich nicht mehr befremden. Man sah in Rom sehr wohl ein, die bestehenden Zustände seien nichtswürdig, aber man befand sich wohl dabei, und also mußten sie bleiben, der darunter nothleidenden Christenheit zum Trotze.

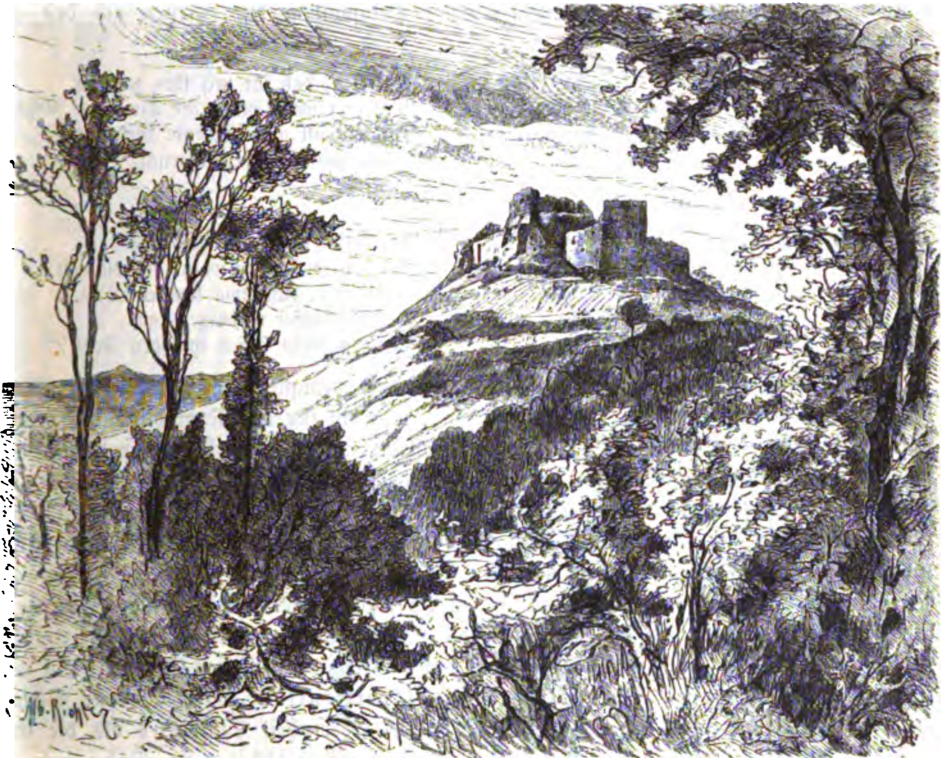


Papst Hadrian VI.

Hadrian freilich ließ sich durch solche Stimmen nicht beirren. Er sandte seinen Legaten Franz **Chieregati** zum Reichstage nach Nürnberg, der im November 1522 eröffnet wurde. Weitgehende Reformen bot er an, selbst ein Konzil auf deutschem Boden, aber er forderte auch die strenge Ausführung des Wormser Ediktes, denn den Bann gegen Martin Luther konnte auch ein Hadrian nicht zurücknehmen; die Reformen, die er wollte, konnten doch eben nur unter Wahrung der päpstlichen Gewalt und des hierarchischen Systems erfolgen. Doch der Reichstag, an seiner Spitze Erzherzog **Ferdinand** als kaiserlicher Statthalter, erklärte in seiner Antwort, die dem Legaten am 8. Februar 1523 übergeben wurde, die geforderte Vollstreckung des Wormser Edikts für unmöglich, zählte von Neuem die Beschwerden

Deutschlands gegen den römischen Stuhl auf und forderte ein allgemeines Konzil auf deutschem Boden binnen einem Jahre. Bis dahin sollte die Predigt des Evangeliums nach der von der Kirche angenommenen Auslegung frei sein, aber Schmähschriften verboten bleiben. Mit dieser Antwort machte das Reichsregiment zwar nicht gerade Luther's Sache zu der seinigen, wol aber schob es Acht und Bann, die gegen ihn ergangen waren, zur Seite und stellte sich offen an die Spitze derer, welche für eine gründliche Reform der Kirche Partei ergriffen. Von einem Einschreiten gegen die Lutherische Bewegung war keine Rede mehr.

Es schien beinahe, als könne die verhängnißvolle Entscheidung von Worms wieder rückgängig gemacht, die Reform in die Hände der Reichsgewalt gelegt werden. Aber in diesem Augenblick erschütterte eine von Anfang an aussichtslose Bewegung das Ansehen des Regiments aufs Tiefste und offenbarte die hoffnungslose Zerfahrenheit der deutschen Zustände.



Die Ebernburg bei Kreuznach. Zeichnung von Albert Richter.

Der Aufstand der Reichsritter unter Franz von Sickingen 1522—23.

Seit Hutten die Beziehungen des Reichsritters zu Martin Luther vermittelt hatte, war Sickingen der eifrigste Förderer der neuen Lehre geworden. Manche ihrer flüchtigen Anhänger, wie der ausgetretene Dominikaner Martin Butzer, hatten Aufnahme auf seinen Burgen gefunden; Johann Oecolampadius aus Weinsberg, früher Mönch im Brigittenkloster Altenmünster, war seit März 1522 Schloßkaplan auf der im Nahethal gelegenen Ebernburg geworden und hatte dort den ersten Gottesdienst nach lutherischem Ritus eingerichtet. Jetzt sah der Ritter seine Hoffnungen, die er auf die kaiserlichen Kriegsdienste gebaut, zerstoben; da tauchten die alten Pläne wieder bei ihm auf, die er schon zur Zeit des Wormser Reichstages gehegt. Sie richteten sich vor Allem auf die Sicherung der Selbständigkeit der Reichsritterschaft, die Vernichtung der geistlichen Fürstenthümer und

die gewaltsame Durchführung der kirchlichen Reformation. Wie weit seine vielfachen Verbindungen reichten, wurde auf dem großen Rittertage zu Landau im August 1522 offenbar. Aus dem Kraichgau und dem Westrich, vom Hunsrück, von der Nahe und vom Rheingau, vom Wasgau und von der Ortenau war die rheinische, fränkische und schwäbische Reichsritterschaft zusammengeströmt.

Am 13. August unterzeichneten die Versammelten die Urkunde eines „brüderlichen Verständnisses" zur Ablehnung fremder Gerichtsbarkeit und Entscheidung gegenseitiger Streitigkeiten ohne weitere Appellation. Franz von Sickingen, umgeben von zwölf Vertrauensmännern nach den einzelnen Kreisen, sollte der Hauptmann des Bundes sein. Schon früher hatte Hutten für die Sache seiner Standesgenossen mit feuriger Energie die Feder ergriffen. Hatte er schon in den „Räubern" vom Januar 1521 der Aussöhnung zwischen Rittern und Städten das Wort geredet, so rief er jetzt in der „Beklagung der Freistette teutscher Nation" die Reichsstädte offen zu gemeinsamer Bekämpfung der Fürsten als des gemeinsamen Feindes auf:

„Ihr frommen Städt, nun habet Acht
Des gemeinen deutschen Adels Macht
Zieht den zu euch, vertraut ihm wohl!
Ich sterb', wo's euch gereuen soll.
Ihr seht, daß ihr mit ihm zugleich
B'schwert werdt durch der Tirannen Reich,
Die jetzt all ander Stendt verdruckt,
Allein sich hand herfürgeruckt."

Und dann an die Fürsten gewendet ruft er aus:

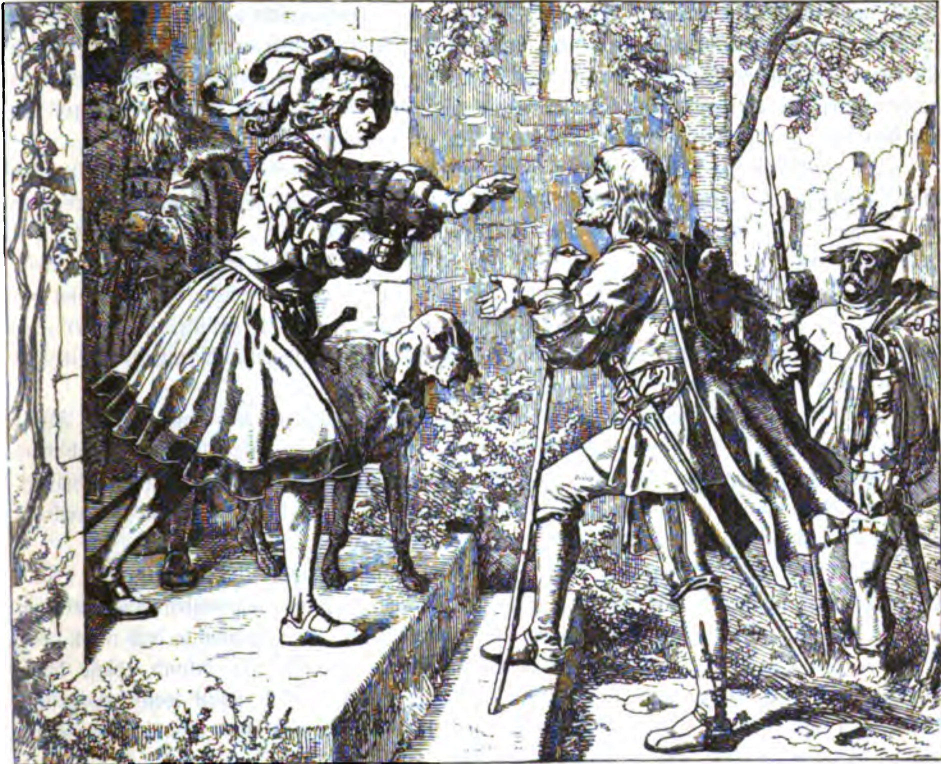
„Ist auch ein Fürst, der hab' zuviel?
Ich frag, ist einer, der hab' gnug,
Und nicht auf weitre Nutzung lug?
Den Adel hat er g'fressen schon,
Jetzt will er zu den Städten gon.
Den setzt er auf ein neuen Zoll.
Sag an, du Wolf, wann bist du voll?
Denkst nit, daß etwa käm ein Tag,
Der dir bisher verborgen lag,
Daß du mußt speien aus den Fraß?"

Ein Dialog, der, wenn nicht von Hutten selbst, doch wenigstens aus dem Sickingen'schen Kreise hervorgegangen ist, der „Neu Karsthans", tritt ein für die Verbindung des Adels mit den Bauern, der beiden Stände also, die von der aufsteigenden fürstlichen Macht am meisten sich bedrückt fühlten. In den angefügten „Dreißig Artikeln" wird bereits das Programm einer kirchlichen Umgestaltung gepredigt. Wenn diese Verbindung so, wie Hutten sie plante, sich verwirklichte, dann blieb von der bestehenden staatlichen und kirchlichen Ordnung kein Stein auf dem andern.

Ernsthaft genug war der Anfang. Schon im Spätsommer 1522 verfügte Sickingen, ebenso gut Reichsritter wie im Felde beliebter Landsknechtführer, über eine Streitmacht von 5000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern mit zahlreichem trefflichem Geschütz. Auf den Kurfürsten-Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, sollte der erste Schlag fallen. Gegen ihn sprach ebensowol die persönliche Gereiztheit Sickingen's als die Erwägung, daß man in ihm zugleich die weltliche Macht der Geistlichkeit treffe. Dabei rechnete der Reichsritter auf Spaltungen in Trier selbst, wo ein Theil der Bevölkerung für die Reformation gestimmt schien, wie auf die Neutralität der benachbarten geistlichen Kurfürsten von Mainz und Köln. In der That zogen ihm Vasallen des Mainzer Erzstifts zu Hülfe, und die Fähren des Mainzischen Rheingaus führten seine Bundesgenossen über den Strom. So brach er los.

Nach kurzer Beschießung zwang er die kleine Stadt St. Wendel zur Uebergabe, dann ging er über den Hunsrück gegen Trier selbst vor. Er und sein Heer waren voll der Zuversicht des Gelingens. In Kurzem werde der Reichsritter Kurfürst von Trier sein, hieß es unter seinen Truppen; er selbst hielt sich wol für eine Geißel Gottes über die Geistlichen, und trotzig wies er deshalb die Aufforderung des Reichsregiments, das ihm bei Strafe der Acht schleunige Einstellung seiner rechtlosen Fehde gebot, zurück; er sei so gut des Kaisers Diener wie die Herren vom Regiment, und wolle ein besseres Recht im Reiche machen, als diese bisher gethan hätten.

Doch wer zum Schwerte greift gegen das formelle Recht, der muß zu siegen verstehen. Und das verstand Sickingen nicht. Als am 8. September seine Kolonnen ins Thal der Mosel hinunterstiegen, da fanden sie die kurfürstliche Hauptstadt in vollem Vertheidigungszustande. Unter seinen Augen hatte der Erzbischof die Abtei St. Maximin vor den Mauern in Brand stecken lassen, um ihre reichen Vorräthe dem Feinde zu entziehen. Der Stiftsadel war dem Lehnsherrn gehorsam zur Stelle, die Bürgerschaft, durch Söldner verstärkt, gerüstet auf den Wällen. Die Aufforderung zur Uebergabe wies Richard ab, die heftige Beschießung ließ er kräftig erwidern, ja die Belagerten fielen aus und vernagelten ein paar feindliche Geschütze. Die Versuche Sickingen's, durch aufreizende Briefe, die er über die Mauern schießen ließ, die Unzufriedenen in der Stadt zum Aufruhr zu bringen, blieben vergeblich.



Ankunft Ulrich's von Hutten bei Franz von Sickingen. Von Camphausen.

Dazu wurden einige Zuzüge, die er vom Norden erwartete, abgefangen, und andere ließen sich dadurch abschrecken. In kaum einer Woche erkannte er, daß er der Schwächere sei; am 14. September hob er die Belagerung auf und zog heimwärts, unterwegs Kirchen, Klöster und Dörfer verheerend. Das kecke Unternehmen war gescheitert, und der Rückschlag traf vernichtend die Reichsritterschaft sammt ihrem Führer.

Im Frühjahr 1523 rüsteten sich Kurfürst Richard von Trier, Ludwig von der Pfalz und Landgraf Philipp von Hessen zum Vorgehen gegen die Erhebung, welche dem gesammten Fürstenstande drohte. Ihre Söldner warfen zunächst die Bundesgenossen Sickingen's um Fulda nnd Frankfurt zu Boden, vereinigten sich dann bei Kreuznach und die Nahe aufwärts ziehend wandten sie sich gegen Sickingen's stärkste Burg, den Landstuhl bei Kaiserslautern. Hier harrte der Reichsritter selber des Angriffs, denn ein Heer vermochte er nicht mehr im Felde zu halten. Alle seine Botschaften um Hülfe, die er bis in die Schweiz und nach Böhmen sandte, trafen auf taube Ohren; wie gelähmt saßen seine

Standesgenossen auf ihren Schlössern und ließen ihren Führer im Stich. Noch hoffte er auf das feste Gemäuer seiner Burg, das er erst kürzlich hatte aufführen lassen. Doch auch diese Hoffnung trog ihn nur zu bald.

Belagerung und Fall von Landstuhl. Mit Ende April standen die drei Fürsten vor Landstuhl. Schon am 29. begann die Beschießung mit aller Wucht; zerschmetternd schlug eine Steinkugel nach der andern gegen die Mauern, gleich am ersten Tage ihrer 600; der Hauptthurm der Burg brach schon nach wenigen Stunden zusammen, die Brustwehren zerflogen in Staub. Und als Sickingen am 1. Mai, um die Wirkungen der Beschießung genauer zu betrachten, hinter einer Mauerlücke stand, zerschmetterte eine Triersche Kugel einen Balken neben ihm, und ein abgeschlagener Splitter riß dem Ritter die Seite auf, so daß Lunge und Leber sichtbar wurden. Man trug den Todtwunden in ein unterirdisches Gewölbe, den einzigen noch schußfesten Raum. In den nächsten Tagen verstummte das Geschütz der Burg gänzlich, ihre Mauern waren nur noch ungestalte Trümmerhaufen; am 7. Mai dachten die Belagerer zu stürmen. Doch es kam nicht so weit. Schon am 6. kapitulirte der Landstuhl gegen freien Abzug der Besatzung. Noch lebend, aber im Sterben trafen die siegreichen Fürsten den Burgherrn; wenige Stunden später ist Sickingen verschieden.

In rascher Folge fielen nun auch seine übrigen Burgen, nach langer Gegenwehr auch die Ebernburg, wo 36 schöne Geschütze erbeutet wurden. Die Eroberungen vertheilten die Sieger unter sich. Aber auch den fränkischen Reichsadel, der, obwol ihm verbündet, doch Sickingen's Fall unthätig zugesehen, traf dasselbe Geschick; in wenigen Wochen nahm das Heer des Schwäbischen Bundes unter Georg Truchseß von Waldburg, von den Städten mit Geschütz unterstützt, 26 Schlösser ein und übergab sie größtentheils der Zerstörung. Es war nicht nur mit den hochfliegenden Plänen, sondern auch mit der politischen Geltung der Reichsritterschaft für immer zu Ende.

Die öffentliche Meinung begleitete den jähen Fall Sickingen's hier und da mit Theilnahme, die Landsknechte sangen Lieder zu seinem Andenken. Luther aber, tief erschüttert durch den Untergang des Mannes, der ihm einst hochsinnig seinen Schutz in gefährlicher Zeit angeboten und sich als einen Verfechter des Evangeliums betrachtet hatte, schrieb an Spalatin: „Gott ist ein gerechter, aber wunderbarer Richter."

Sickingen's Fall ist in der That weder unverschuldet noch schwer erklärlich. Sein Gedanke war nur dann kein Traum, wenn es ihm gelang, den gesammten Adel mit sich fortzureißen, die Städte und die Bauern sich zu verbünden. Er vermochte das nicht, weil jener in den einzelnen Landschaften in ganz verschiedener Lage sich befand, diese durch hundertjährigen Haß von der Ritterschaft getrennt waren. Und selbst wenn er gesiegt hätte, aus Deutschland wäre nichts geworden, als ein unermeßliches Chaos kämpfender Parteien. So war es gewissermaßen ein Glück, daß er fiel, noch ehe er die Verwirrung in weitere Kreise getragen hatte.

Hutten's Ende. In seine Katastrophe verwickelte Sickingen auch den größten Zeitschriftsteller der Bewegungspartei, Ulrich von Hutten. Wiederum von seiner alten Krankheit befallen, hatte er sich nach Sickingen's Tode nach Basel gewendet. Doch Erasmus hatte ihn abgewiesen, hülflos gelassen; erst Ulrich Zwingli in Zürich nahm ihn auf und brachte ihn in einer Heilanstalt auf der Insel Ufenau unter. Hier verschied er Ende August oder Anfang September 1523 in äußerster Armuth. Für ihn war es ein Glück, daß er starb, denn dem, wofür er gestritten, brachte die Folgezeit nur halbe Erfüllung.

Sturz des Reichsregiments. Die Sieger in dem Kampfe gegen die Erhebung des Adels waren in erster Linie die Fürsten, in zweiter die Städte, nicht die Nürnberger Reichsregierung. Ja sie hatte nur schwankend in diesem Zerwürfniß überhaupt Stellung genommen. Denn im Anfange hatten die Sympathien für Luther, dessen Sache Sickingen zu führen erklärte, ein entschiedenes Vorgehen verhindert, nur zögernd war endlich die Regierung zur Verhängung der Acht vorgeschritten. Jetzt bäumte sich gegen sie das hochgesteigerte

Selbstgefühl und die Selbstsucht der fürstlichen Sieger auf: sie wagten, das günstige Urtheil des Regiments für Frowin von Hutten, den sie vertrieben, für ungiltig zu erklären. Und auch die Reichsstädte zeigten sich der Nürnberger Regierung feindselig, gereizt schon dadurch, daß ihnen die Fürsten unbillig und unklug die althergebrachte Reichsstandschaft versagten, noch mehr aber durch den großen Plan, das ganze Reich mit einer Zollgrenze zu umgeben und die Einkünfte aus diesem Zoll, der nur auf die nicht für den Lebensunterhalt unentbehrlichen Waaren gelegt werden und vier Prozent des Werthes betragen sollte, zum Unterhalt der Reichsbehörden, vor Allem zur Sicherung des Landfriedens zu verwenden. In kläglicher Kurzsichtigkeit verkannten die Städte, welcher unermeßliche Vortheil ihnen vor Allem aus einer gesteigerten Sicherheit des Verkehrs erwachsen müsse; sie sahen nur die Lasten der neuen Auflage und sie, in denen meistentheils schon damals die kirchliche Umgestaltung im Gange war, beschlossen, gegen dasselbe Reichsregiment, das so eben an die Spitze der kirchlichen Reformbewegung sich gestellt, die Hülfe des Kaisers, des Todfeindes der neuen Lehre, anzurufen. Eine städtische Gesandtschaft ging zu ihm nach Valladolid (2. August 1523) und erhielt tröstliche Zusicherungen. Der kaiserliche Rath Johann Hannart wurde mit Instruktionen nach Nürnberg geschickt.



Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Medaillons vom Lutherdenkmal in Worms.

Am 14. Januar 1524 wurde hier der Reichstag eröffnet. Die heftigste Gegnerschaft erhob sich da von allen Seiten gegen das Reichsregiment. Hessen, Trier und Pfalz klagten es der Begünstigung Sickingen's an, die Städte beschwerten sich über seine Eingriffe in ihre Freiheiten, Herzog Georg von Sachsen und der Bischof von Würzburg über die Begünstigung des Lutherthums.

Immer deutlicher stellte es sich heraus, daß die Stände überhaupt keine Reichsregierung mehr wollten; höchstens einen römischen König, der nichts bedeutete, hätten sie sich als Stellvertreter des abwesenden Kaisers gefallen lassen. Tief gekränkt und körperlich leidend verließ Friedrich von Sachsen schon am 26. Februar Nürnberg; er mochte es nicht ruhig mit ansehen, wie die Stände in Verblendung und Selbstsucht die Regierungsbehörde zerstörten, welche sie selber als Schutzwehr gegen den fremdländischen Kaiser geschaffen hatten. Und da nun auch der kaiserliche Gesandte sich dafür erklärte, so kam es endlich zu dem Beschlusse, sämmtliche Mitglieder des Regiments zu entlassen und die ganze Behörde zwar noch nicht völlig aufzulösen, wol aber sie nach dem kleinen schwäbischen Eßlingen zu verlegen, wo sie völlig unter dem Einfluß des Schwäbischen Bundes und also der österreichischen Regierung in Württemberg stand. Thatsächlich war es dort zu traurigster Ohnmacht verurtheilt, das Reich „in seine Glieder gelöst".

Der Reichstag von Nürnberg 1524. Da war es nun auch ganz unsicher, ob die Frage der kirchlichen Reform irgend wie im nationalen Sinne werde entschieden werden. Zunächst hielt wenigstens der Nürnberger Reichstag an dem Gedanken fest. Sein Abschied vom 18. April 1524 enthielt die Beschlüsse, das Wormser Edikt durchzuführen nur so weit möglich und auf einem neuen Reichstage zu Speier gemeinsame Bestimmungen über die kirchlichen Verhältnisse zu treffen, wie sie bis zu dem geforderten Konzil geregelt werden sollten. Zugleich wurden dem Kardinal Campeggio, dem Legaten des Papstes Clemens VII. — Hadrian VI. war am 14. September 1523 gestorben — aufs Neue die Beschwerden der Nation überreicht. Noch schien also die Möglichkeit einer Kirchenreform von Reichswegen sich zu bieten.

Der katholische Sonderbund von Regensburg 1524. Zur Durchführung gehörte freilich mehr Einheit der Gesinnung, als in Deutschland damals vorhanden war. Rom legte gegen den Reichsabschied, der die Entscheidung über kirchliche Verhältnisse einer weltlichen Versammlung übertragen wollte, sofort Verwahrung ein, und von gleicher Gesinnung zeigte sich Karl V. erfüllt. Ohne Rücksicht auf die große Aufregung im Reiche verbot er die Abhaltung des Reichstags von Speier und zerstörte damit die letzte Hoffnung auf Verständigung in der kirchlichen Frage (15. Juli). Fast gleichzeitig gelang der römischen Politik noch ein anderer Erfolg: am 6. Juli schlossen in Regensburg Oesterreich, Bayern, Salzburg und elf süddeutsche Bischöfe ein förmliches Bündniß, das sie verpflichtete, an der alten Kirche festzuhalten, das Wormser Edikt durchzuführen und in ihren Landen die ärgsten Mißbräuche abzustellen. Willkürlich, eigenmächtig trennten sich die Verbündeten von der Gesammtheit der Reichsstände und gaben damit das Signal zur konfessionellen Spaltung der Nation und zu einer Alles in Frage stellenden Revolution.



Verlobungs- und Trauringe Luther's.

Es gab keine Reichsgewalt mehr; mit eigenen Händen hatten die Stände den letzten Ansatz zu einer solchen zerstört; eben deshalb geschah für die Reform der schon zusammenbrechenden kirchlichen Verhältnisse von Seiten des Reiches nichts, nichts auch für die Lösung der sozialen Wirren. Für alle diese unabweisbaren Forderungen hatten die geordneten Gewalten des Reiches nicht das Geringste gethan.

Anfänge der kirchlichen Neugestaltung. Zugleich aber hatte an zahlreichen Punkten die kirchliche Umgestaltung in Luther's Sinne trotz Bann und Acht begonnen. Unermeßlich wuchs in diesen Jahren die Autorität des Wittenberger Reformators; für alle Fragen verlangte, erwartete man von ihm die Entscheidung; geradezu erstaunlich wurde dem entsprechend seine literarische Thätigkeit und seine Korrespondenz. Er, der bescheidene Professor, war für Hunderttausende die bestimmende Macht; eine Stellung nahm er ein, wie sie niemals weder vorher noch nachher ein einfacher deutscher Mann besessen hat.

Damit übernahm er die ungeheure Aufgabe, auf der Grundlage, die er allein anerkannte, auf Grundlage der Heiligen Schrift und ihrer freien Auslegung, die Kirche neu zu gestalten.

Wenn er die Entscheidung von Papst und Konzilien ablehnte, die Gewalt der Bischöfe verwarf — so vor Allem in der Schrift: „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe" vom August 1522 —, wenn er das allgemeine Priesterthum der Christen verkündigte, also einen durch besondere Weihen geschaffenen geistlichen Stand nicht anerkannte, so blieb für die Regelung der kirchlichen Verhältnisse nur eine Autorität: ideell die Gesammtheit der Gemeindeglieder, thatsächlich die ordnungsmäßige Vertretung derselben, der Rath. Ihm fielen die entscheidenden Beschlüsse, ihm die Wahl der Pfarrer und die Verwaltung der kirchlichen Güter zu. Von diesem Grundsatze aus gelangte die neue Lehre

zunächst nicht zu einer Gesammtkirche, sondern nur zu zahlreichen selbständigen Gemeinden. Allmählich vollzogen sich nun die Neuerungen im Kultus: der Opfercharakter der Messe schwand, an ihre Stelle trat das Abendmahl unter beiderlei Gestalt; die deutsche Sprache verdrängte die dem Volke unverständliche lateinische bei Taufe und Abendmahl; in den Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes trat die Predigt. Solche Umgestaltung wurde zuerst in der Pfarrkirche zu Wittenberg durchgeführt; die Stiftsherren in der Schloßkirche blieben bis 1524 altgläubig. Kaum minder wichtig war es, daß die erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen und damit auch das Klosterwesen im Prinzipe fiel. Schon Karlstadt hatte sich gegen beides in seiner leidenschaftlichen Weise ausgesprochen; dann hatte ein großer Augustinerkonvent im Dezember 1521 zu Wittenberg sich gegen die bindende Kraft der Klostergelübde und Ordensregeln erklärt. Seitdem waren Priesterehen beständig im Zunehmen, die Klöster, zunächst in Sachsen, begannen sich aufzulösen. Luther selbst billigte beides, da er Cölibat und Klosterwesen grundsätzlich als gegen Gottes Wort streitend verworfen hatte.



Martin Luther und Katharina von Bora.

Luther hat gelegentlich wol selbst die Ehe eines Priesters eingesegnet, so die Bugenhagen's im Oktober 1522. Austritte aus dem Kloster konnten auf seine Beistimmung oder gar Unterstützung rechnen, so die von neun Nonnen aus Nimtschen bei Grimma Ostern 1523. In einer kleinen Schrift erzählte er selbst, wie ein junges Mädchen gegen ihren Willen von ihren Angehörigen zum Eintritt in das Kloster gezwungen worden sei und wie sie dann unter heftigen Kämpfen sich von dem abgenöthigten Gelübde losgesagt habe („Geschichte einer Nonne"). Trotz Allem blieb jedoch der Reformator noch im Augustinerkloster und trug die Kutte; erst im Oktober 1524 legte er sie ab, denn sie war gar schadhaft geworden, und that einen bürgerlichen Rock an, wie er sich in naiver Freude rühmte: „Gott zu Ehren, Vielen zur Freude, dem Satan zu Trutz und Schmach".

Verheirathung Luther's. Aber erst im folgenden Jahre that er den letzten Schritt, er vermählte sich mit der aus Nimtschen entflohenen Nonne Katharina von Bora (14. Juni 1525). Was damals von seinen Feinden mit schadenfrohem Hohne begleitet wurde, das ist in der That von unermeßlichem Segen für das deutsche Volk geworden. Der unnatürliche Zwang, den der fanatische Sinn des mönchischen Gregor VII. gegen alten Brauch der Geistlichkeit auferlegt hatte, war beseitigt; als Gatte und Vater stand seitdem der evangelische Priester in seinem Volke, und Luther's eigenes Haus wurde bald

das Vorbild für die Gestaltung einer der wichtigsten und segensreichsten Kulturmächte der protestantischen Welt: für das evangelische Pfarrhaus.

Die Frage wegen des Kirchenvermögens. War die Lösung des Cölibats vor Allem von großer sittlicher Bedeutung, so beanspruchte die Frage des Kirchenvermögens die größte materielle Wichtigkeit; ja sie hat auf den Gang der großen Bewegung einen entscheidenden Einfluß geübt. Luther wollte das bisherige Einkommen der Pfarren den evangelischen Geistlichen gewahrt wissen; das Kapital der Stiftungen für nunmehr verworfene Zwecke, wie Seelmessen, sollte zum Theil etwaigen bedürftigen Nachkommen der Stifter ausgezahlt, sonst zu kirchlichen Zwecken verwendet werden und in den „gemeinen Kasten" (kirchliche Gemeindekasse) fließen. Die Klöster wünschte er in Krankenhäuser oder Schulen verwandelt zu sehen; was etwa von ihren Gütern übrig bliebe, sei den Städten zu überlassen. Mit einer Organisation derart ist zuerst — schon 1523 — das kleine Leisnig vorgegangen; freilich blieb häufig genug hier wie anderwärts die Ausführung hinter der Absicht zurück, und nicht wenige Hände griffen begehrlich zu, wo eine starke Autorität das nicht zu hindern vermochte. — Mit der beginnenden Auflösung der altkirchlichen Institute kam aber auch das gesammte Unterrichtswesen in Gefahr, wie denn auch, da der bisher so hoch geachtete und vielfach so einträgliche Beruf der Geistlichkeit in seiner bisherigen Gestaltung plötzlich als widerchristlich erschien, der Besuch der Universitäten und Schulen rasch abnahm. Energisch griff da Luther ein mit seiner bahnbrechenden Flugschrift: „An die Bürgermeister und Rathsherren der Städte in deutschen Landen, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollten" (1524). Hatten die städtischen Behörden das Recht, die kirchlichen Verhältnisse zu regeln, so erwuchs ihnen auch die Pflicht, diese Aufgabe von der Kirche zu übernehmen. Denn, so führte der Reformator aus, die Schulen seien nothwendig zum Studium der alten Sprachen, die für das Verständniß der Heiligen Schrift unentbehrlich seien, wie zur Bildung für den praktischen Beruf, namentlich für die Verwaltung von Staat und Gemeinde. Außer den antiken Sprachen wünschte Luther noch Musik und Mathematik in den Lehrplan aufgenommen, auch „Poeten und Historien" sollten fleißig gelesen werden. So fanden die humanistischen Studien ihren Weg in die deutschen Schulen, und erst dadurch wurden sie ein wirksames Bildungsmittel der Nation. Die Anregung trug die besten Früchte; mit der Neugestaltung der Kirche ist seitdem die Neugestaltung des Unterrichtswesens überall Hand in Hand gegangen.

So wenig Luther Einfluß auf politischem Gebiete begehrte, seine Lehre, wie er sie namentlich in der Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit" 1523 entwickelte, ist doch auch für den Staat der Anfang einer neuen Epoche geworden. Die alte Kirche betrachtete den Staat als eine Einrichtung niederen Ranges, als ein abhängiges Werkzeug; Luther befreite ihn von dieser Vormundschaft durch den Satz: die weltliche Obrigkeit habe ihr Recht von Gott gleichwie die Kirche. Ihre Aufgabe ist Frieden zu schaffen und zu erhalten, in Glaubenssachen soll sie sich nicht mischen, so wenig wie der Kirche eine weltliche Gewalt zusteht. Krieg mögen die Fürsten führen, wenn es um ihrer Unterthanen willen geschieht. Daß der Reformator von den Fürsten seiner Zeit wenig hielt, vielmehr rund heraus erklärte: „Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden", und kluge Fürsten als eine sehr seltene Erscheinung bezeichnete, das änderte nichts an der prinzipiellen Bedeutung seiner Staatslehre.

Zunächst nur vereinzelt, unsystematisch und in sehr verschiedener Weise gelangten nun diese Grundsätze zur praktischen Durchführung. Da die Fürsten zum allergrößten Theile entweder feindlich oder wenigstens unthätig blieben, so fiel diese Aufgabe den Gemeinden zu, die ja Luther als die Trägerinnen der Kirchengewalt betrachtete. Mannichfache äußere Motive haben dabei mitgewirkt: vor Allem der Widerwille der Städte gegen die bischöfliche Macht, besonders da, wo diese auch die weltliche Herrschaft besaß, zuweilen auch das Streben nach dem Besitze des Kirchenguts. Aber der Hauptbeweggrund blieb doch überall

und immer die feste Ueberzeugung von der Wahrheit der neuen Lehre. Sehr häufig gab für die Durchführung den Anstoß die Stimmung der Gemeinde, auf welche lutherische Prediger wirkten; seltener trat der Rath anfängliche an die Spitze der Bewegung.



Städtische Unruhen zur Zeit der Reformation. Zeichnung von H. Vogel.

Kursachsen. Auch hier ist die Neugestaltung zuerst von den Gemeinden ausgegangen, nicht von der Regierung. Vielmehr hielt sich der Landesherr Friedrich, theils weil er sich innerlich unsicher fühlte, theils aus Rücksicht auf den streng katholischen Vetter Herzog Georg und Anfangs auch auf das Reichsregiment, im Wesentlichen neutral, aber er that auch nichts gegen die Reformation. So wirkte zu Zwickau seit 1521 Nikolaus Hausmann in Luther's Sinne, in Altenburg berief der Rath Luther's Freund Link als Geistlichen; im Amte Borna richtete der Reformator selber das neue Kirchenwesen ein.

Die deutschen Städte. Von Kursachsen wirkte der Anstoß frühzeitig nach den benachbarten Besitzungen der Erzstifter Mainz (Erfurt) und Magdeburg hinüber. In beiden Städten trieb hauptsächlich die Abneigung gegen die weltliche Herrschaft der Kirche vorwärts, in beiden erscheint deshalb der Rath als Leiter der Bewegung. Zu Erfurt war es bereits 1521 zu tumultuarischen Auftritten gekommen, Volkshaufen und Studenten

hatten die Häuser der Geistlichen verwüstet; seit dem Herbste desselben Jahres begannen die Klöster sich aufzulösen. Als Prediger wirkte hier namentlich Luther's Freund Johann Lange. In Magdeburg war schon 1524 der größte Theil der Bürgerschaft lutherisch, der Rath erbat sich dann von Kurfürst Friedrich Nikolaus Amsdorf als Prediger und führte die Neugestaltung durch; Luther selbst predigte einmal in dieser Stadt. Von den mächtigen Nordseestädten wandten sich Bremen und Hamburg frühzeitig der neuen Lehre zu, doch folgte hier der Rath nur zögernd dem Andringen der Bürgerschaft, und zu systematischer Neugestaltung kam es noch nicht.

Auch im Süden stand eine blühende, starke Gemeinde an der Spitze der kirchlichen Neugestaltung, Nürnberg, eine der wichtigsten Heimstätten des Humanismus, einige Jahre hindurch auch die politische Hauptstadt des Reiches. Eben Mitglieder der Geschlechter und höhere Geistliche waren hier die Leiter, von jenen der Rathsschreiber Lazarus Spengler und die beiden Losunger (Schatzmeister) Hieronymus Ebner und Kaspar Nützel, von diesen die Pröpste der beiden Hauptkirchen, besonders Osiander, ein plumper Fanatiker, aber ein bedeutender Theolog. Die Stimmung in der Bürgerschaft sprach Hans Sachs schon 1523 in seiner „Wittenbergischen Nachtigall" aus; auch Albrecht Dürer gehörte zu den Anhängern der neuen Lehre. Seit 1524 wurde der Gottesdienst lutherisch eingerichtet, Anfang 1525 nach einem mehrtägigen Religionsgespräche auf dem Rathhause die Einführung der Neuerungen im ganzen Stadtgebiete beschlossen und allen Geistlichen das Gelöbniß des Gehorsams vom Rathe abgefordert. Da lösten auch die Klöster sich auf, wobei es nicht ohne manche Härte abging, zu der z. B. das Klarissenkloster unter seiner trefflichen Aebtissin Charitas Pirkheimer keine Veranlassung geboten hätte. Erfahrungen dieser Art haben auch die letzten Jahre ihres Bruders Wilibald verbittert und ihn schließlich aus einem eifrigen Vorkämpfer zu einem ohnmächtigen Gegner der Reformation gemacht (gest. 22. Dezember 1530). Auch in Ulm wurde 1524 vom Rathe ein evangelischer Prediger berufen, in Straßburg war schon 1523 der größte Theil der Bürgerschaft evangelisch, dagegen widerstrebte in Augsburg noch der Rath. — Vollends in Bayern schritt, besonders seit dem Regensburger Vertrage, die Regierung mit großer Schärfe gegen die Anhänger Luther's ein, doch traten evangelische Prediger bereits in Salzburg, Tirol und Steiermark auf.

Die böhmischen Lande. Wo in den Landen der böhmischen Krone sich wie in Böhmen selbst die husitische Kirche behauptet hatte, da fand die neue Lehre bereiten Boden; aber auch, wo das nicht der Fall war, brach sie sich rasch Bahn. So in Schlesien. Zu Breslau, das fortwährend in widerwärtige Streitigkeiten mit dem Klerus sich verflochten sah, nahm das Lutherthum so rasch überhand, daß schon 1523 der Rath Johann Heß von Nürnberg als Pfarrer zu Sanct Maria Magdalena berief und im nächsten Jahre die Umgestaltung durchführte; Herzog Friedrich von Liegnitz war schon 1523 übergetreten. In der benachbarten Oberlausitz gingen die Sechsstädte voran. In Görlitz z. B. predigte schon 1522 der Pfarrer Rothbart im Lutherischen Sinne, von den Zünften gegen den in seiner Mehrheit noch altgläubigen Rath gestützt; im Jahre 1525 sagte sogar der Pfarrklerus der gesammten östlichen Lausitz dem Bischof von Meißen den Gehorsam auf.

Gründung des Herzogthums Preußen. Seine bedeutsamste That konnte das Lutherthum im Ordenslande Preußen verzeichnen. Seit dem Jahre 1541 trug das goldene Kreuz des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg. Hochsinnig hatte er den Kampf mit Polen aufgenommen, um sich von der drückenden polnischen Oberhoheit zu lösen, aber schon 1522 wurde ihm ein nachtheiliger Waffenstillstand auferlegt. Da ging er hülfesuchend ins Reich. In dessen hoffnungsloser Zerrüttung fand er nun zwar nicht die begehrte Unterstützung, aber er lernte in Nürnberg die Lehre Luther's näher kennen und sprach im September 1523 auf der Durchreise nach Berlin beim Reformator selber vor. Der hatte schon im März in seinem Schreiben „an die Herren deutsches Ordens" die mönchischen Ritter ermahnt, ihr

Gelübde von sich zu werfen, da die Verbindung mönchischer und kriegerischer Pflichten ein Unding sei; jetzt, als der Hochmeister selber ihm in seiner Zelle gegenüber saß, da mahnte er den Fürsten, dem Zwitterwesen des Ordens ein Ende zu machen, das Land Preußen in einen weltlichen Staat zu verwandeln. Albrecht schwieg lächelnd. Aber inzwischen war in seinem Lande die neue Lehre in reißend schneller Ausbreitung begriffen; nicht nur die Städte — auch die in Livland, wie Riga, Reval, Dorpat — nahmen sie an; ferner erklärte sich der Bischof von Samland, Georg von Polenz, zu Weihnachten 1523 in Königsberg offen für Luther und begann auf eigene Hand die Durchführung der Neugestaltung; ihm schloß sich der Bischof von Pomesanien, Erhard von Queis, an; die meisten Ordensritter legten den weißen Mantel ab. Das Land wäre abgefallen, hätte der Hochmeister dem Allen zu wehren versucht; so trieben ihn Noth und eigene Ueberzeugung in neue Bahnen. Da nun auch die polnische Regierung den Deutschen Orden in seinem Anspruche auf Unabhängigkeit nicht mehr dulden wollte, so kam sie auf halbem Wege ihrem Vasallen entgegen. Mit Zustimmung der preußischen Landstände empfing so am 10. April 1525 Markgraf Albrecht auf dem Markte zu Krakau das Land Preußen als erbliches Herzogthum von der Krone Polen zu Lehen. So vollzog sich die erste Einziehung eines geistlichen Fürstenthums und zugleich die Gründung des ersten evangelischen Staates; in einer ihrer glorreichsten Eroberungen brach die alte Kirche binnen wenigen Monaten morsch zusammen.


Albrecht von Brandenburg.

Es war ein ungeheurer Abfall, unerhört in den Annalen der Geschichte. Was den Deutschen Jahrhunderte hindurch als das Heiligste und Ehrwürdigste gegolten, das war jetzt plötzlich von dem Glauben der Hunderttausende verlassen, als Menschensatzung und Teufelswerk dem Hasse, der Verachtung preisgegeben. Und immer weiter drang die Aufwiegelung in Wort und Schrift, oft ungestüm und maßlos; denn wäre den Menschen jener Zeit eine andere Auffassung möglich gewesen, sie wären nicht von der alten Kirche abgefallen. Wenn aber die kirchliche Autorität jäh zusammenbrach, so wurde alle Autorität überhaupt erschüttert; was stand noch fest im Himmel und auf Erden, wenn diese tausendjährige Kirche fiel! Eine leidenschaftliche Kritik warf sich auf alle bestehende Ordnung; an der Heiligen Schrift als an der einzig giltigen Norm prüften unruhig Tausende nicht nur die Ueberlieferungen der Kirche, sondern alle Zustände in Staat und Gesellschaft, und nicht nur als ein Recht, sondern als eine religiöse Pflicht erschien es, Allem ein Ende zu machen, was gegen die Schrift sei. In dieser Anschauung lag eine unermeßliche revolutionäre Kraft; wehe der Nation, wenn sie wie ein zündender Funke in die seit Jahrzehnten schon gährenden Massen des Landvolks fiel! Dann war eine furchtbare, zerstörende Erhebung unausbleiblich. Daß sie kommen werde, sahen viele auf beiden Seiten längst voraus; Luther faßte sie als die Folge des Widerstandes, den die Bischöfe, „des Teufels Boten und Statthalter", dem Evangelium leisteten, seine Gegner, wie Hieronymus Emser, als das Ergebniß der lutherischen Lehre. Astrologische Prophezeiungen verkündeten große Umwälzungen und vermehrten die Aufregung.

Nur eine starke Regierung wäre noch im Stande gewesen, die Bewegung zu zügeln, indem sie die unvermeidlichen Reformen durchsetzte; doch nirgends gab es eine solche, und nirgends that sich die Aussicht auf umfassende Reformen auf; selbst die kirchliche Umgestaltung erschien noch in den Anfängen: noch hatte kein größerer Fürst sich für sie erklärt.

Die Hoffnungslosigkeit dieser Lage trieb den entsetzlichsten Bürgerkrieg hervor, den Deutschland jemals gesehen hat.

Der Bauernkrieg.

Der Bauernkrieg hatte seinen Ursprung und seine größte Stärke in den Landschaften des Südwestens, in Schwaben und Franken, wo die politische Zersplitterung am größten, die geistlichen Herrschaften am meisten verbreitet und das Gefühl des Druckes im Landvolke am lebhaftesten war, denn hier hatte der Bauer zum großen Theil in günstigen Verhältnissen gelebt und sah das aufmunternde Beispiel der Schweizer nahe vor Augen. Er verbreitete sich von dort aus weiter, einerseits nach dem Salzburgischen und einigen österreichischen Landen, andrerseits nach Thüringen und einigen Theilen Sachsens, niemals also war er eine Erhebung der gesammten deutschen Bauernschaft; namentlich niederdeutsche Gebiete hat er gar nicht berührt und von den ostdeutschen nur wenige. Aber diejenigen, in denen damals die größte Kultur war, die riß er allesammt in seinen Wirbel herein. Die edelsten und die gemeinsten Motive haben hier zusammen gewirkt wie noch bei allen großen Bewegungen: der Drang nach kirchlicher, politischer, sozialer Freiheit, wüthender Haß und blinder Fanatismus gegen die Unterdrücker, Habsucht und Mordgier arbeiteten entfesselt durcheinander. Wo war die Kraft, die sie zu beherrschen vermochte?



Herzog Ulrich von Württemberg.

Anfänge der Erhebung in Schwaben. Schon im Juni 1524 erfolgte die erste Erhebung, dicht an der Schweizer Grenze, da wo der junge Rhein aus dem Bodensee nach Westen sich Bahn bricht. Hier brach in der Grafschaft Stühlingen, dann im nahen Kletgau und Hegau, endlich im Thurgau der Aufstand los. Unter einem gescheiten und kühnen Demagogen, Hans Müller von Bulgenbach, schworen die Bauern in Waldshut sich zu einer „evangelischen Bruderschaft“ zusammen, und Sendlinge verbreiteten von dort aus die Aufregung durch ganz Schwaben. Ja ein fürstlicher Führer schien sich hier an die Spitze stellen zu wollen, der 1519 verjagte Herzog Ulrich von Württemberg. Der saß auf dem Hohentwiel, den er mit französischem Gelde sich erkauft, verjagte Reichsritter zogen ihm zu; bis nach Böhmen hin gingen seine Werbungen. Er selbst rüstete 32 Fähnlein unter einem Banner mit weißem Kreuz und wartete nur der Gelegenheit, in Württemberg einzubrechen und mit Hülfe der bäuerlichen Erhebung, mit dem „Schuh“, da es mit dem „Stiefel“ nicht ging, sein Herzogthum wieder zu erobern. Im Februar 1525 schien ihm die Zeit gekommen zu sein; mit 10,000 Mann brach er auf. Obwol die Leute zum Theil schlecht bewaffnet waren und unterwegs schon viele entliefen, so kam er doch bis Stuttgart. Aber die Kunde von der Schlacht bei Pavia (24. Februar) und die Abberufung seiner Schweizer trieben ihn zurück.

Trotz dieses Fehlschlags gewann jedoch die Empörung täglich Boden. Noch im Februar erhoben sich die Bauern des Algäu gegen den Abt von Kempten und den Bischof von

Augsburg, dann die im Norden des Bodensees. Einzelne Städte wie Memmingen und Kempten schlossen sich an. Dann wälzten sich die erregten Wogen nordwärts nach der oberen Donau: im März scharten sich hier um Leipheim östlich von Ulm 6000 Bauern zum „rothen Haufen" zusammen. Im April folgten dann die Bauern Württembergs, nahmen am 25. Stuttgart, von wo der österreichische Statthalter flüchtete, und insurgirten den ganzen östlichen Schwarzwald. Wie ein Waldbrand lief gleichzeitig der Aufstand durch das vielgetheilte Elsaß; hier wurde das stark befestigte Zabern der Mittelpunkt eines „christlichen Bundes", dem sich auch Weißenburg anschloß; selbst in Straßburg war die Aufregung so groß, daß der Rath einen Handstreich der Empörer fürchtete. Im Mai brachen auch die Bauern des österreichischen Breisgau los, am 21. erschienen sie, 12,000 Mann stark, vor Freiburg und zwangen am 24. durch heftige Beschießung die Stadt zur Uebergabe.



Aufrührerische Bauernhaufen im Elsaß. Zeichnung von Joh. Schönberg.

Es war vielleicht ein Unglück für die schwäbische Bewegung, daß Herzog Ulrich, obwol in steter Verbindung mit ihr, nicht die Oberleitung in die Hand zu nehmen vermochte. Seine Hauptmannschaft hätte dem Aufstande wahrscheinlich die Einheit verliehen, die ihm in Schwaben völlig fehlte, und hätte ihn vielleicht einigermaßen gezügelt. So aber durchtobte er entfesselt die schwäbischen Gaue. Nur einzelne Haufen, kein Heer, bildeten sich vielfach unter Leitung städtisch gebildeter Männer, kleiner Beamten und „evangelischer" Prediger; sie waren es zumeist, welche der wilden Bewegung eine gewisse Richtung gaben, sie vor Allem gegen die Kirche lenkten. Da fielen zahlreiche Klöster der Zerstörung anheim: so das berühmte St. Blasien im Schwarzwald, das herrliche Maßmünster im südlichen Elsaß, das Kloster Lorch mit seinen Hohenstaufengräbern, aber auch zahlreiche Burgen erlagen der entfesselten Wuth; am 2. Mai brannte ein Bauernhaufe von Schwäbisch Gmünd die alte Kaiserburg Hohenstaufen aus, an welche dieses Geschlecht keine ehrwürdige Erinnerung mehr knüpfte.

Die „zwölf Artikel“. Monate hindurch wußten die Aufständischen nur, was sie zerstören, nicht, was sie an die Stelle des Zerstörten setzen wollten. Da tauchte etwa im April ein ganz verständiges Programm auf und gab der Empörung Ziel und Richtung. Das waren „die zwölf Artikel der gemeinen deutschen Bauernschaft“. Sie forderten unter Berufung auf die Heilige Schrift freie Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden und freie Predigt des Evangeliums, Abschaffung aller Zehntabgaben, mit Ausnahme des sogenannten großen Zehnten, und der Leibeigenschaft, freie Jagd, Fischerei und Waldnutzung, das heißt im Wesentlichen die Herstellung der gemeinen Mark (s. S. 96), daher auch Zurückgabe der den Gemeinden entzogenen Gemeindeländereien (Allmenden), Beschränkung der Frohnden, Abstellung der willkürlich geforderten Dienste, Abschaffung der willkürlichen Strafen, Beseitigung endlich des Todfalles (Besthauptes). Am Schlusse wird die Bereitwilligkeit erklärt, in den Artikeln zu ändern, was etwa nicht der Heiligen Schrift gemäß sein sollte. In wenigen Wochen verbreitete sich das Flugblatt in vielen Tausenden von Exemplaren durch den ganzen Süden, und soweit die Bewegung überhaupt ein klares Ziel gehabt hat, ist es in diesen Sätzen enthalten gewesen.



Florian Geyer.

Der Aufstand in Franken. Inzwischen hatte der Aufstand auch nach Franken hinein sich verbreitet und dort mit größerer Einheit auch größere Kraft gewonnen. Zuerst erhob er in und um die freie Reichsstadt Rothenburg an der Tauber sein Haupt. In der Stadt lebte seit lange der Rath in heftigem Zwist mit den Zünften; in ihrem Gebiete hauste ein kräftiges, in den Waffen geübtes Landvolk. Dies erhob sich zuerst gegen Ende März; ihm folgte die Stadtgemeinde, aufgeregt durch mehrere Prädikanten, unter denen auch der flüchtige Karlstadt sich befand; der bisherige Rath wurde gestürzt, durch einen revolutionären ersetzt, der katholische Kultus verschwand. Schon gährte es auch im benachbarten Stifte Würzburg; in Bamberg brach am 11. April die offene Empörung los, eindringende Bauernhaufen verwüsteten in Gemeinschaft mit dem städtischen Pöbel die Hofburg und die Häuser der Domherren, kaum daß der herrliche Dom gerettet wurde; und obwol am 15., am Sonnabend vor Ostern, der Bischof die Einsetzung eines Ausschusses zur Prüfung der Beschwerden genehmigte, so dauerten doch die Unruhen fort: über siebzig Schlösser wurden im Gebiete des Stiftes verwüstet. Auch im nahen Fürstenthum Ansbach brachen Unruhen aus. — Viel bedenklicher gestalteten sich noch die Dinge, als sich im Odenwalde ein gewaltiges Bauernheer sammelte. Es nannte sich das „evangelische Heer“ oder der „helle Haufe“; an seiner Spitze standen Georg Metzler und Wendelin Hipler, früher fürstlich Hohenlohischer Kanzler, ein entschlossener und besonders fähiger Führer, weitsichtiger als die meisten seiner Genossen. Er wurde die Seele des ganzen fränkischen Aufstandes. Am 4. April sammelte sich zunächst der „helle Haufe“ bei dem schönen Benediktinerkloster Schönthal an der Jagst, plünderte es gründlich und zog dann vereinigt mit dem „schwarzen Haufen“, der sich unter dem Ritter Florian Geyer in der Gegend um Jagst und Kocher gebildet hatte, am 10. April südwärts.



Florian Geyer nach seinem Siege über die Besatzung von Weinsberg.
Zeichnung von A. de Neuville. (Z. S. 188).

Die Grafen von Wertheim und Löwenstein wurden zur Anerkennung der zwölf Artikel gezwungen; am Ostersonntage erschien das Bauernheer vor **Weinsberg**. Die Stadt und das sagenberühmte Schloß Weibertreu waren durch eine schwache Besatzung des Schwäbischen Bundes unter dem Grafen **von Helfenstein** gedeckt. In Hoffnung auf baldigen Entsatz ermahnte er seine Leute und die Bürger zu tapferem Ausharren und wies die Aufforderung des Bauernanführers zur Uebergabe ab. Gereizt dadurch und noch mehr durch die Verwundung eines ihrer Parlamentäre gingen die Bauern mit größtem Ungestüm zum Sturme vor.



Götz von Berlichingen von den Bauern zum Feldhauptmann erkoren (1525). Nach W. Camphausen.

Florian Geyer überwältigte in kurzer Zeit das Schloß, andere Kolonnen warfen sich auf die Mauern der Stadt, rissen die Palissaden heraus und legten schnell die Leitern an. Das heftige Feuer der Besatzung vermehrte nur die Erbitterung der Angreifer; „wie die Katzen" klommen Geyer's Leute die Leitern empor, und als nun vollends ein Ausfallspförtchen aufgesprengt wurde, da verließen die Vertheidiger in wilder Flucht die Mauern, und in dichten Haufen ergossen sich die Stürmer, zu blinder Wuth entflammt, in die Gassen. Die Bürger schonten sie, doch was Stiefeln und Sporen trug, das war dem Verderben bestimmt. Nur einige zwanzig Edelleute, darunter Graf Helfenstein, geriethen nach tapferer Gegenwehr in der Kirche gefangen den Bauern in die Hände, aber nur, um zu einer besonderen barbarischen Exekution, dem Tode „beim Gassenlaufen" nach Landsknechtssitte, aufgespart zu werden. Am dritten Ostertage führte man die Unglücklichen hinaus. Umsonst bot der Graf Helfenstein eine Summe von 30,000 Gulden den Empörern als Lösegeld; umsonst warf sich seine unglückliche Gemahlin, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilian's, ihren zweijährigen Knaben auf dem Arme, um Gnade flehend den Führern der Bauern

zu Füßen; erbarmungslos wurden erst der Graf, dann seine Gefährten in die speerstarrende Gasse gejagt, wo gar bald Einer nach dem Andern sterbend zusammen brach.

Ermuthigt durch den Weinsberger Erfolg und durch den Schrecken, den er weithin verbreitete — der ganze Adel vom Odenwalde bis zur schwäbischen Grenze nahm die zwölf Artikel an — beschlossen die Bauernführer, alle Edelleute und Klöster „abzuthun", zunächst Heilbronn in die „christliche Bruderschaft" aufzunehmen, dann die Mainzischen und Würzburgischen Stiftslande zu unterwerfen. In Heilbronn bestand schon seit längerer Zeit, besonders unter den Weingärtnern, eine revolutionäre Verbindung; als jetzt am 18. April der „helle Haufe" vor der Stadt ankam, erzwang er die Uebergabe und den Anschluß an das Bündniß. Dasselbe geschah im nahen Wimpfen; beide Städte stellten Mannschaften, lieferten Waffen und Geschütz. Hier siegreich, wandte sich das nun wieder vereinigte Bauernheer unter dem bekannten Reichsritter **Götz von Berlichingen** (der es, nicht gerade freiwillig, seit dem 24. April führte) nordwärts ins Mainzische Gebiet, plünderte am 30. April das reiche Benediktinerkloster Amorbach und erzwang am 7. Mai von dem Statthalter, Bischof **Wilhelm von Straßburg**, der im Aschaffenburger Schlosse von den aufständischen Bürgern und Spessarter Bauern eingeschlossen war, für das ganze Erzstift einen Vertrag auf Grund der zwölf Artikel. Ebenso huldigte der Graf von Wertheim, ja er schloß sich selber dem Heere an. Angesichts solcher Erfolge brach auch in Frankfurt a. M. die Bewegung los, längst vorbereitet durch eine „evangelische Bruderschaft" unter Dr. Gerhard Westerburg von Köln, einem Schwager Karlstadt's; ein Revolutionsausschuß trat an die Spitze und zwang den Rath zur Annahme seiner (41) Artikel. Weithin am Rheine hinab verbreitete sich von da aus die Gährung.

Inzwischen war das fränkische Bauernheer ins Würzburgische einmarschirt. Der nach Heidelberg geflüchtete Bischof hatte die Aufforderung zum Anschlusse abgewiesen; um so leidenschaftlicher flammte der Aufstand im ganzen Stiftsgebiete empor. Selbst die Stadt Würzburg schloß sich an. In Menge wurden Schlösser und Klöster geplündert und ausgebrannt; doch die Festung Würzburg, am linken Mainufer auf steiler Höhe Fluß und Thal überragend, hielt unter **Sebastian von Rotenhan** tapfer Stand; an ihr brachen sich wie an einem Felsen die schäumenden Wogen des fränkischen Bauernaufstandes.

Das Reichsreformprogramm von Heilbronn. Aber wohin sonst die Führer blickten, waren sie siegreich in Franken und Schwaben; im Norden war Thüringen in den Händen Thomas Münzer's, und bis in die Alpenlande hinein flutete die stürmische Bewegung. Da war es begreiflich, wenn in den Köpfen der Leiter der süddeutschen Revolution der verwegene Gedanke auftauchte, die so oft schon versuchte und immer wieder gescheiterte Reform der Reichsverfassung selber in die Hand zu nehmen. Aus der Feder wahrscheinlich **Wendelin Hipler's** floß ein Entwurf, so großartig angelegt, daß er unter den Programmen der nationalen Entwicklung einen hervorragenden Platz verdient, zugleich der letzte Versuch derart vor 1848. Hipler forderte außer der schon formulirten Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse Einziehung aller geistlichen Güter auf Rechnung des gemeinen Nutzens, Beseitigung des römischen Rechts, Wiedereinführung des deutschen Rechts mit Volksgerichten aus allen Ständen, als höchste Instanz das Reichskammergericht, keine Steuer außer der Kaisersteuer, Einheit von Münze, Maß und Gewicht im ganzen Reiche, Beschränkung des Wuchers der großen Handelshäuser, Sicherheit der Landstraßen. Eine provisorische Reichsregierung sollte in Heilbronn gebildet, ein organisirtes Heer im Felde gehalten, ein Parlament nach Heilbronn berufen werden. Wäre das durchzuführen gewesen, so wäre der deutsche Einheitsstaat unter einem starken Königthume aus der furchtbaren Bewegung hervorgegangen und unsägliches Elend der Nation erspart geblieben. Es war ein Unglück für die Bauern nicht blos, sondern für Deutschland, daß die Führer die Massen nicht zu bemeistern, ihre wilden Leidenschaften, die sich auf Zerstörung und Rache, aber nicht auf die Reichsreform richteten, nicht zu zügeln vermochten.

Der Aufstand in Thüringen. Obendrein hatte die Revolution in Thüringen einen schlechthin radikal-sozialistischen und fanatisch-religiösen Charakter angenommen. Aus Wittenberg 1522 verjagt, hatte sich Münzer zunächst nach Böhmen gewandt, trat aber, nach kurzem Aufenthalt in Nordhausen, Ostern 1523 als Prediger in Allstädt bei der Sachsenburg auf. Hier stiftete er einen weitverzweigten kommunistischen Geheimbund zum Umsturz alles Bestehenden und proklamirte als einzige Autorität die unmittelbar auf den Menschen wirkende göttliche Erleuchtung. Infolge der großen Aufregung, die er weithin hervorrief, verwies ihn die kursächsische Regierung des Landes. Doch fand Münzer Zuflucht in der freien Reichsstadt Mühlhausen, wo ein ausgetretener Mönch Pfeiffer bereits viel Anhang unter dem Volke gefunden. Von hier abermals vertrieben (September 1524), wandte sich Münzer nach Schwaben, wohin damals auch Karlstadt kam, der in Orlamünde eine Gemeinde nach seinem eigenen Kopfe eingerichtet hatte und schließlich auf Luther's Rath ausgewiesen worden war. Nun gelang es unterdessen Pfeiffer und Münzer, in Mühlhausen festen Fuß zu fassen. Der Rath wurde gestürzt und durch eine revolutionäre Behörde ersetzt, die Bilder in den Kirchen zertrümmert, das Dominikanerkloster verwüstet, die geistlichen Güter eingezogen, der Kommunismus proklamirt. Mit der Autorität eines gottgesandten Propheten verbreitete Münzer überallhin durch seine Sendboten den Aufstand, forderte den Beitritt zu dem „neuen Bunde der Brüder in neuer Freiheit und Gleichheit“, predigte den Vertilgungskrieg gegen Fürsten und Herren. „Lasset euer Schwert nicht kalt werden von Blut“, so rief eines seiner Sendschreiben den Mansfelder Bergleuten zu. Die Grafen von Mansfeld, Stolberg, Hohenstein fügten sich; der Rath von Erfurt öffnete (28. April) den Aufständischen die Thore und gab, um sich selbst zu retten, die geistlichen Güter der Plünderung preis, was freilich seinen Sturz durch einen revolutionären Ausschuß nur aufhielt, aber nicht hinderte. Zahlreiche Klöster — mindestens 70, darunter das schöne Reinhardsbrunn — fielen der Zerstörung oder Plünderung anheim. Von Thüringen her lief der Aufstand hinüber ins Vogtland und Erzgebirge, wo besonders die Bergleute eifrig bei der Sache waren; es gährte in der Oberlausitz und in Schlesien.



Thomas Münzer.
Nach einem Holzschnitt aus der Reformationszeit.

Mit den „zwölf Artikeln“ hatte sich verhandeln lassen, auch mit dem Heilbronner Programm wäre eine Verständigung der weltlichen Fürsten möglich gewesen; denn wenn diese auch zu Gunsten des Kaiserthums auf zahlreiche Rechte hätten verzichten müssen, so hätten ihnen doch aus den geistlichen Gütern reichliche Entschädigungen gewährt werden können; mit dem Münzer'schen Aufruhr gab es keinen Vertrag; die neue Ordnung, die er erstrebte, mußte siegen und siegend alle bestehenden Verhältnisse in Stücke schlagen — oder untergehen. Aber es ließ sich ja denken, daß diese thüringische Erhebung unterlag und die gemäßigteren Gedanken zur Ausführung kamen. Freilich mußte dann der bürgerliche Mittelstand sich in weit größerem Maßstabe als bisher der Bewegung anschließen. Ob das geschehen werde, das hing in der That von dem Worte des Mannes ab, der damals die Meinungen der Deutschen mächtiger als je ein König regierte. Wenn jetzt Martin Luther sich für die Sache des Aufstandes aussprach, so war sein Sieg aller Voraussicht nach entschieden und damit brach zugleich das System des Katholizismus morsch zusammen.

Luther's Haltung. Wäre in Luther ein Funken weltlichen Ehrgeizes lebendig gewesen, hätte er jemals sich leiten lassen von Gründen der Zweckmäßigkeit, statt von der Entscheidung des Gewissens, er hätte sich auf die Seite der Bauern gestellt. Doch niemals hat er dazu einen Versuch gemacht. Die zwölf Artikel hatte er mit einer „Ermahnung zum Frieden" beantwortet, den Bauern ihren Aufruhr, den Herren ihre Härte energisch vorgehalten und zur Einsetzung von Schiedsgerichten, zu friedlicher Verständigung gerathen. Es fehlte ihm weder der Muth, es mit beiden Parteien zu verderben, noch im Momente der höchsten Gefahr, als der Aufstand fessellos tobte, die Entschlossenheit, sich gradwegs ihm entgegenzuwerfen. Erregt durch die Greuel in Weinsberg und in Thüringen, schleuderte er das leidenschaftliche Pamphlet „Wider die räubischen und mörderischen Bauern" in die Welt. Zum rücksichtslosen Zuschlagen forderte er die Fürsten auf, das sei die göttliche Pflicht, die ihnen obliege; „drum soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann"; wer in diesem Dienste umkomme, der sei ein Märtyrer Christi. So kühn er die bestehende geistliche Ordnung angegriffen, so unerschütterlich hielt er an der weltlichen fest; er gab Die preis, welche im Namen des Evangeliums sich gegen sie erhoben hatten.

Damit gewann die Sache dieser Ordnung ein gewaltiges moralisches Uebergewicht. Und sobald die Fürsten sich ermannt hatten, waren auch ihre kriegsgeübten Reisigen und Landsknechte den zwar zahlreichen, aber schlecht bewaffneten und kaum disziplinirten Bauernheeren zweifellos weit überlegen, zumal keinerlei einheitliche Leitung unter ihnen bestand.

Ende des thüringischen Aufstandes. Zuerst erhob sich im Westen Philipp von Hessen, brachte zunächst die Bauern in Hersfeld und Fulda zur Ruhe und rückte dann in Thüringen ein. Von der andern Seite kamen die Scharen Herzog Georg's und Kurfürst Johann's, welcher in diesen drangvollen Tagen nach dem friedlichen Tode seines Bruders auf Schloß Lochau bei Torgau (5. Mai 1525) die Regierung übernommen hatte. Bei Frankenhausen auf dem „Schlachtenberge" lagerten die Bauern, zwar zahlreich und mit mächtigen Geschützen versehen, aber schlecht gerüstet und ohne Munitionsvorräthe, mehr als auf ihre Waffen und ihre Wagenburg auf die Verheißungen ihres Propheten vertrauend. Als aber am 15. Mai das fürstliche Heer heranzog, 3400 Reisige und 8400 Fußknechte stark, da begann beim Einschlagen der ersten Geschützkugeln das Bauernheer sich aufzulösen; fast ohne Widerstand wurde das Lager genommen, 5000 Bauern wurden erschlagen, die Stadt selbst erstürmt und gebrandschatzt, Münzer und Pfeiffer gefangen und hingerichtet. Auch Mühlhausen unterwarf sich und zahlte 40,000 Gulden, in Erfurt gewann der alte Rath wieder die Oberhand und strafte blutig den Aufruhr. Auf diese Nachrichten verliefen sich die Haufen im Vogtlande und im Erzgebirge, und schwere Strafgelder wurden den Gemeinden auferlegt. Auch im Süden folgten nun rasch die Entscheidungen.

Niedergang der Bauernbewegung im Elsaß, in Würtemberg und Franken. Herzog Anton von Lothringen schloß die elsässischen Bauern in Zabern ein und zwang sie am 17. Mai zur Uebergabe gegen freien Abzug; doch wurde ihnen der Vertrag nicht gehalten und sie sämmtlich, an 17,000, beim Ausmarsche zusammengehauen. Fast zu derselben Zeit ging das Heer des Schwäbischen Bundes unter Georg Truchseß von Waldburg gegen die Württemberger vor und sprengte sie bei Sindelfingen (südwestlich von Stuttgart) aus einander. Schon am 18. Mai nahm es dann, sich nordwärts wendend, Weinsberg und steckte es zur Strafe für die Greuel der Ostertage in Brand.

Inzwischen hatte auch der Kurfürst Ludwig von der Pfalz zu Heidelberg ein Heer gesammelt und führte es, verstärkt durch hessische und triersche Zuzüge, gegen Bruchsal, wo die aufständischen Bauern des Bisthums Speier lagerten. Am 25. Mai bereits kapitulirten sie, lieferten die Waffen und die Rädelsführer aus und zahlten Strafe. Dann wandten sich die Sieger ostwärts und vereinigten sich in der Nähe von Neckarsulm mit dem Heere des Schwäbischen Bundes (28. Mai); 2500 Reiter und 8000 Mann Fußvolk stark rückten sie darauf in Franken ein.

Die Entscheidung in Franken. Noch lagerten die fränkischen Bauernheere vor der unbezwungenen Marienburg. Am 15. Mai hatten sie Alles zum Angriffe fertig. Als schon die Nacht hereingebrochen war, Abends 9 Uhr, brachen ihre Haufen unter dem Schmettern der Trompeten mit fliegenden Fahnen und lautem Kriegsgeschrei zum Sturme vor. Ueber dem dunklen Thale stand das hochragende Schloß wie in Feuer getaucht, denn ununterbrochen zuckten die Blitze der Schüsse durch die Nacht, dazwischen flogen rothflammende Pechkränze und blauleuchtende Schwefelringe gegen die Angreifer. Alle Anstrengungen waren umsonst; mit schwerem Verluste wichen um 2 Uhr nach Mitternacht die Stürmer zurück, die „Frauenburg“ blieb ihnen unbezwinglich. Kurz darauf kamen die niederschlagenden Nachrichten von Sindelfingen; da zog der „helle Haufe“ unter Götz von Berlichingen südwärts, um den Württembergern Hülfe zu bringen.



Thomas Münzer in der Schlacht von Frankenhausen. Zeichnung nach Trentwald.

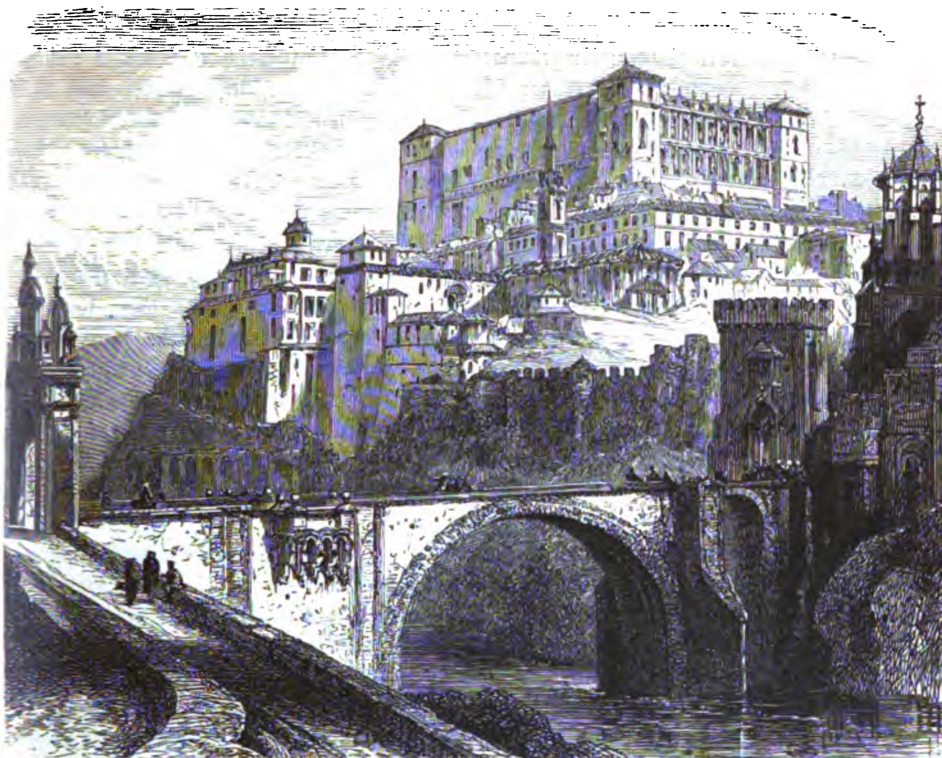
Doch der Reichsritter verließ heimlich seine Scharen, und dadurch schon entmuthigt stießen die Führerlosen am 2. Juni bei **Königshofen** an der Tauber auf das von Süden heranziehende fürstliche Heer. Schon beim Anblicke seiner wohlgerüsteten Massen lösten die Bauernhaufen in verwirrter Flucht sich auf; in Menge erlagen sie den verfolgenden Reisigen. Zwei Tage später, am 4. Juni, hatte der „schwarze Haufe“, der unter Florian Geyer, von Würzburg ablassend, südwärts gezogen war, bei **Ingolstadt** und **Sulzdorf** zwischen Main und Tauber das gleiche Schicksal; nur der Führer brach nach tapferem Widerstande in der Kirche von Ingolstadt mit nur einigen Hunderten durch. Wenige Tage nachher starb er bei Schwäbisch-Hall einen ehrlichen Kriegertod. — Nun fielen auch rasch hinter einander Würzburg (7. Juni) und Rothenburg (28. Juni), und als die pfälzisch-trierschen Truppen sich mainabwärts wandten, unterwarfen sich auch die mainzischen Bauern wie Frankfurt durch Vertrag (26. Juni).

Am obern Main stellten die Scharen des Schwäbischen Bundes und Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach die Ordnung wieder her. Danach rückte Georg Truchseß südwärts nach Schwaben vor, zerstreute die Algäuer oder schloß mit ihnen Vertrag; die Bauern des südlichen Schwarzwald trieb Graf Felix von Werdenberg bei Hilzingen (nordöstlich von Schaffhausen) ohne Mühe auseinander (16. Juli). Nur Waldshut wehrte sich bis in den Dezember. — Wo nicht Verträge gelangen, da wüthete erbarmungslos die Rache der erbitterten Sieger. Hunderte verbluteten auf dem Hochgericht, schwere Bußen drückten die Geschlagenen vollends darnieder. Auf Jahrhunderte haben die Niederlagen und die Blutgerichte des Jahres 1525 die Kraft des süddeutschen Bauernstandes gebrochen.

Bauernaufstände in Salzburg, Steiermark und Tirol. In mancher Beziehung verschieden von der südwest-deutschen Bewegung gestaltete sich die Revolution in Salzburg und in den österreichischen Landschaften. In jenem Erzstift ging sie vor Allem von den evangelisch gesinnten Bergleuten des Gasteiner Thales aus und verbreitete sich im Mai 1525 von dort rasch über das ganze Land. Selbst die Stadt Salzburg fiel in die Hände der Aufständischen, der Erzbischof Matthäus Lang sah sich auf der Hohensalzburg belagert. Aus dem Erzbisthum schlug dann der Aufstand ins steirische Ennsthal hinüber und fand ganz besonders an den Bergorten Eisenerz und Schladming festen Halt. Ja als der Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein zu seiner Bewältigung heranzog, wurde er am 2. Juli bei Schladming, da seine unzuverlässigen Söldner ihn verließen, geschlagen und gefangen nach dem Salzburgischen gebracht. Der Aufstand erschien um so aussichtsvoller, als sowol die bayerische wie die österreichische Regierung nicht abgeneigt war, die Revolution zur Einziehung des Erzstiftes zu benutzen; nur daß beide es für sich begehrten, verhinderte die Ausführung. Endlich rückten auch hier bayerisch-schwäbische Truppen ein, erzwangen am 1. September die Unterwerfung der Salzburger Rebellen durch Vertrag und machten dann im Verein mit österreichischen Streitkräften dem Aufstande auch im Ennsthale ein blutiges Ende. Doch bäumte 1526 im Salzburgischen die Empörung von neuem auf; erst das Blutgericht von Radstadt warf sie im Juli zu Boden. In Ober- und Niederösterreich hatte es nur unruhig gegährt; weiteres verhütete der Adel, indem er sich seiner Bauern gegen die Brandschatzungen der Regierung kräftig annahm.

Dagegen errang in Tirol die Revolution einen großen und dauernden Erfolg. Schon seit 1519 waren dort mehrfach Unruhen zu stillen gewesen, die zum Theil mit dem Eindringen evangelischer Lehrmeinungen zusammenhingen. Als nun die Nachbarlande in Flammen geriethen, schlug unter Michael Gaismayr's Führung zuerst das Landvolk im südtirolischen Stifte Brixen los, und ein Bauernparlament in Meran forderte in 106 Artikeln Einziehung der geistlichen Güter, einheitliches deutsches Recht, Volksgerichte, Abschaffung aller bäuerlichen Lasten, freie Jagd und Fischerei, endlich Durchführung der kirchlichen Reform. Da Erzherzog Ferdinand rasch begriff, daß die Bewegung nicht sowol gegen ihn, als gegen die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit sich richte, so berief er die Stände Nordtirols nach Innsbruck und verhandelte mit den Aufständischen. Zwar die kirchliche Reform wies er ab, aber die neue Landesordnung (17. Juli) genehmigte die übrigen Forderungen der Bauern zum großen Theil, und erzherzogliche Truppen besetzten darauf auch das Stift Brixen für die landesfürstliche Verwaltung.

Tirol war beinahe das einzige deutsche Land, wo der Aufstand der Bauern eine dauernde Erleichterung verschaffte; sonst war ihre Lage nach der Revolution allerorten schlimmer als vorher. Allmählich erstarb unter hartem Druck jedes politische Interesse und Verständniß in der großen Masse des deutschen Volkes. Die Reformbewegung aber, welche mit dem Anfange des Jahrhunderts so kräftig und in so großem Stile begonnen, kam auf staatlich-sozialem Gebiete völlig ins Stocken; denn der Sieg im Bauernkriege war dem deutschen Fürstenthume geblieben, das eine Reform der Reichsverfassung nicht wollte. So beschränkte sich seitdem die ganze Bewegung auf die Umgestaltung der Kirche.



Alcazar zu Toledo.

Die Zeit des ersten italienischen Krieges.

(1521—1526.)

Kein Geringerer als Napoleon I. hat einmal seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Karl V. den Bauernaufstand nicht benutzt habe, um die fürstliche Gewalt zu zertrümmern und den monarchischen Einheitsstaat in Deutschland aufzurichten. Nichts beweist besser, wie völlig verschieden die Stellung beider Herrscher war. Karl V. fühlte sich nicht nur an keinem Punkte in innerem Zusammenhange mit dem deutschen Leben, stand ihm vielmehr fremd, ja feindselig gegenüber; er hat auch nie etwas Anderes gewollt als die Behauptung, Befestigung und Erweiterung seiner Macht auf den gegebenen Grundlagen, mit den Mitteln der neuen italienischen Politik, ohne irgend welche neue, schöpferische Gedanken, und er erkannte nur ein Interesse an, von dem er sich leiten ließ, nämlich das seines Hauses.

Schon in der unglücklichen Zusammensetzung seines Reiches, in dieser Anhäufung spanischer, italienischer, niederländischer, deutscher Gebiete, tritt dieser Gesichtspunkt maßgebend hervor, er hat dann vierzig Jahre lang die kaiserliche Politik beherrscht. — Die feste Grundlage seiner Macht bildete aber doch vor Allem Spanien, in zweiter Linie die Niederlande, und Spanier und Niederländer sind es doch auch wesentlich, die der Durchführung der Pläne Karl's V. sich widmen. Freilich hat der Kaiser erst durch schweren Kampf sich in den festen Besitz Spaniens zu bringen vermocht.

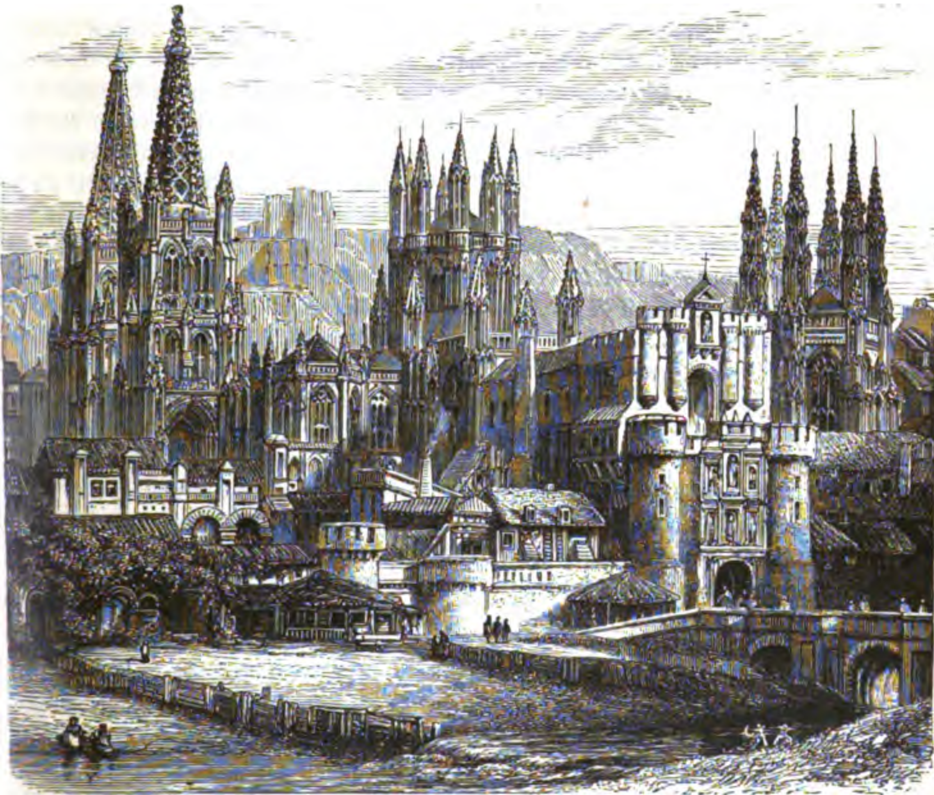
Karl's Regiment in Spanien. Als Karl, nach dem Tode seines Großvaters Ferdinand (23. Jan. 1516) und bei der Unfähigkeit seiner trübsinnigen Mutter Juana Erbe der spanischen Reiche, am 17. September 1517 zu Villaviciosa ans Land stieg, da fand er zunächst eine nationalspanische Regierung unter dem greisen Kardinal Ximenez, Erzbischof von Toledo, vor. Aber der junge Fürst stand damals noch völlig unter dem

Einflusse seiner niederländischen Umgebung; er entließ deshalb gleich nach seiner Ankunft den Kardinal, der im Kummer darüber schon im November desselben Jahres starb, gab alle einflußreichen Stellen an Niederländer und legte zugleich schwere Steuerlasten den Unterthanen auf, ohne die Zustimmung der Reichsstände (Cortes) dazu einzuholen. Der schweren Mißstimmung, welche dies erregte, gaben zunächst die kastilianischen Cortes dadurch Ausdruck, daß sie im Februar 1518 zu Valladolid den Eid Karl's I. auf die kastilianische Verfassung forderten und erzwangen; dann erst bewilligten sie 600000 Dukaten auf drei Jahre. Unter ähnlichen Bedingungen huldigten die aragonesischen Cortes in Saragossa (Mai 1518), die katalonischen in Barcelona (Februar 1519). Die kaum beschwichtigte Mißstimmung schwoll jedoch sofort wieder an, als bekannt wurde, Karl gedenke sich nach Deutschland zu begeben und zuvor einen allgemeinen Tribut in Spanien einzukassiren. Umsonst widerstrebten die kastilischen Stände, umsonst forderten die Städte, die die neue Steuer besonders traf, wenigstens einen Antheil an der Landesregierung; Karl schlug die Bitte ab, setzte so recht im Gegensatz zu allen Wünschen der stolzen Kastilianer den Kardinal Hadrian von Utrecht ihnen als Regenten ein und ging am 20. Mai 1520 von Coruña aus nach den Niederlanden in See.

Der Aufstand der kastilischen Städte 1520/22. Karl ließ die tiefste Mißstimmung hinter sich zurück. Vor Allem die Städte Kastiliens waren erbittert über die Herrschaft der Fremden wie über die neue verfassungswidrige Steuer; aber auch die Geistlichkeit war vielfach aufgeregt durch die päpstliche Bewilligung des Türkenzehnten von den geistlichen Gütern für die Bedürfnisse des Königs. Schon im Mai 1520 brachen darauf Unruhen in Segovia, Madrid und Burgos aus; es folgte auch Toledo, schwer gereizt durch die Ernennung eines unbedeutenden jungen Menschen zum Erzbischof, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er der Neffe des Herzogs von Chièvres, und vorwärts getrieben war durch Juan Padilla, auf den wiederum seine stolze, freiheitsliebende, hochbegabte Gemahlin Maria Pacheco, Gräfin von Tendilla, den größten Einfluß übte. Im Juni schon waren fast alle Stadtgemeinden Kastiliens in Bewegung; eine Junta zu Avila trat an die Spitze und formulirte die Forderungen der Städter (Comuñeros) auf Auflösuug der Regentschaft, Entfernung der Fremden aus allen Aemtern, Besteuerung des Adels und der Geistlichkeit, regelmäßige Berufung der Cortes aller drei Jahre, Freiheit der Rede und der Person für jeden Abgeordneten. Ueber die Grenzen Kastiliens hinaus verbreitete sich der Aufstand nur an einer Stelle. In Valencia erhoben sich gegen die Herrschaft des Adels, der alle städtischen Aemter in den Händen hatte, die alten Waffenbrüderschaften der Gemeinden, verjagten den Adel sammt dem königlichen Statthalter und legten die ganze Gewalt in die Hände eines revolutionären Ausschusses von dreizehn Männern, der sie zu Gunsten der Massen ausübte. Rasch verbreitete sich hierauf der Aufruhr über das ganze Königreich Valencia. An seiner Spitze stand zuerst in Xativa, dann in Valencia selber Juan de Bilbao, Sohn eines kastilischen Juden, der sich Don Enriquez Manrique de Ribera nannte, sich für einen Enkel der katholischen Könige ausgab und durch „Zauberkünste" abergläubische Furcht um sich zu breiten verstand. Bald schloß sich auch die nahe Insel Majorca an, und hier wie in Valencia gewann die Revolution einen kommunistisch-demokratischen Charakter, der in mancher Beziehung an den deutschen Bauernkrieg erinnert.

Der kastilischen Erhebung blieb ein solcher fern. Ja ihre Führer versuchten ihr ein legitimes Ansehen zu geben, indem sie die trübsinnige Juana als die legitime Königin gegen den von Fremden beeinflußten Karl I. auf den Schild erhoben. Am 23 August drangen sie im Schlosse von Tordesillas (am Duero) ein, wo sich die Königin unter Obhut des Marquis von Denia befand, entfernten den bisherigen Hüter und wußten in der That den Schein einer Regierung Juana's dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie über Alles, was etwa die Königin auf ihr Drängen sagte, ein beglaubigtes Protokoll aufnahmen und in dieser Form ihre Befehle ausgehen ließen. Freilich zu irgendwelcher Unterschrift war Juana

nicht zu bewegen, und daß sie trotz einzelner lichten Momente im Ganzen unzurechnungsfähig blieb, daran zweifelten auch die Comuñeros nicht. Aber die Junta verlegte des Scheines wegen ihren Sitz nach Tordesillas und berief dahin für den Oktober 1520 auch die Cortes. — Da gelang der Regentschaft, die zunächst von Valladolid nach Medina del Rio secco hatte flüchten müssen, ein staatsmännisches Meisterstück. Isabella hatte einst mit Hülfe der Städte den Adel gebändigt; jetzt verstand es die Regentschaft, diesen gebändigten Adel gegen die empörten Städte zu gewinnen, indem sie zwei der hervorragendsten kastilischen Granden zur Theilnahme an der Regierung berief. Um so williger schloß sich der hohe Adel ihnen an, als die Pläne der Comuñeros seine bevorrechtete Stellung bedrohten.



Burgos.

Damit gewann die Regentschaft schnell ein schlagfertiges Heer. Obendrein wußte sie in Andalusien einen loyalen Bund der bedeutendsten Städte ins Leben zu rufen, und auch von den kastilischen fiel im November das wichtige Burgos ab. Als nun auch Tordesillas durch einen raschen Angriff in die Hände der königlichen Truppen gefallen war, da nahte die Entscheidung. Um Torlebaton nördlich von Tordesillas hatte Padilla als Oberbefehlshaber die Truppen der Comuñeros konzentrirt; da er aber die Ueberlegenheit der Gegner im freien Felde fürchtete, so setzte er sich den Duero abwärts nach dem festen Toro in Bewegung, um dort Zuzüge abzuwarten. Während dieses Marsches wurde er am Morgen des 21. April 1521 bei strömendem Regen auf aufgeweichtem Boden in der Nähe von Villalar von den königlichen Truppen angegriffen und völlig geschlagen. Er selbst, mit einigen anderen Führern gefangen, starb am 24. April den Tod durch Henkershand als ein tapferer Mann und frommer Christ. Darauf unterwarf sich fast das ganze Land; nur in Toledo wehrte sich die hochsinnige Maria Pacheco bis in den Februar 1522; dann entkam sie verkleidet nach Portugal, wo sie 1531 gestorben ist. Noch später gelang es dem Adel

und den besitzenden Klassen in Valencia, der kommunistischen Massen Herr zu werden; Xativa wurde nach hartnäckiger Vertheidigung erst im September 1522 erstürmt, dann auch die Balearen beruhigt.

Befestigung der königlichen Gewalt. Inzwischen war bereits Karl V. mit einigen Tausenden deutscher Landsknechte gelandet. Während er langsam nach Valladolid zog, behielt die Regentschaft Zeit, eine Anzahl unumgänglicher Strafurtheile zu vollstrecken; die Ankunft des Königs in seiner Hauptstadt aber wurde durch die Gewährung einer allgemeinen Amnestie gefeiert (November 1522). Schonende Milde bezeichnete seitdem sein ganzes Verfahren. Beflissene Denunziationen diensteifriger Höflinge wies er zurück: „es ist genug Blut geflossen", bemerkte er. Aber er benutzte seinen Sieg, um seine königliche Gewalt fester als bisher zu gründen. Die Cortes von Kastilien und Aragonien blieben nebeneinander bestehen, wie die formelle Selbständigkeit der beiden Reiche, aber die verschiedenen Stände beriethen seitdem getrennt, und das Wahlrecht in den Gemeinden wurde beschränkt. Wenn sodann bisher stets die Erledigung der ständischen Beschwerden (peticiones) der Bewilligung der königlichen Geldforderungen (servicios) vorangegangen war, so wurden nun diese zuerst berathen und jene dadurch unwirksam gemacht, und bald bestand die ganze Thätigkeit der Cortes in der anstandslosen Bewilligung der geforderten servicios. Ja seit 1538 erschienen überhaupt fast nur noch die Deputirten der Städte in den Cortes und die allgemeinen Reichsstände hörten in der Praxis ganz auf. Die feierliche Erneuerung des kastilischen Staatsgrundgesetzes in Valladolid 1523 änderte nichts an der Thatsache, daß fortan die Krone mit nahezu absoluter Gewalt in Spanien gebot. War seitdem die politische Geltung der kastilischen Städte gebrochen, so fand der Adel Entschädigung für den Verlust seiner Selbständigkeit im Dienste der Krone; er gewöhnte sich daran, alle habsburgischen Länder als die Gebiete seiner Herrschaft anzusehen und Alles, was außerhalb Kastiliens lag, als unterthänige Provinzen des Hauptlandes zu betrachten. So wurde der kastilische Adel zur stärksten und hingebendsten Stütze jener Pläne, welche die Aufrichtung des habsburgisch-katholischen Weltreichs bezweckten, nicht zum Heile des Landes, das sich ihrer Verwirklichung mit dem Eifer eines glühenden Fanatismus widmete.

Veranlassung der Kriege mit Frankreich. Ueberall wurden diese Pläne an die dynastischen Ansprüche Karl's V. geknüpft, und überall geriethen sie in Zwiespalt mit ähnlichen Ansprüchen, zuweilen sogar mit den Lebensinteressen der Nachbarn, vor Allem Frankreichs. Da begründete der Kaiser sein Anrecht auf das seit 1515 französische Mailand durch die alte Schenkung Renata's, der Tochter Ludwig's XII., die einst mit ihm verlobt gewesen, während wieder Frankreich auf Neapel zu verzichten noch keineswegs gesonnen war; dann nahm er als Enkel Maria's von Burgund das Herzogthum Burgund in Anspruch, das schon Ludwig XI. nach Karl's des Kühnen Tode (1477) für Frankreich okkupirt hatte, und wollte zugleich seine niederländischen Grafschaften Flandern und Artois von der lästigen französischen Oberlehnsherrlichkeit befreien. Endlich fügte zu den vielen alten Gründen des Streites einen neuen der Hader um das kleine Königreich Navarra, das, in seiner spanischen Hauptmasse zwischen dem oberen Ebro und der Felsmauer der Pyrenäen eingezwängt, doch auch über das Gebirge nach dem südlichen Frankreich hinübergriff und so auch in enge Beziehungen zum französischen Leben getreten war. So war die Nachfolgerin des Königs Franz (gest. 1483), seine Schwester Katharina, vermählt mit Johann II., Herzog des nahen Albret, und wurde von König Ludwig XII. unterstützt, als König Ferdinand von Aragonien auf Grund seiner Vermählung mit Germaine von Foix, der Cousine Katharina's, Navarra im Jahre 1512 angriff, um die Pyrenäengrenze zu schließen, und es 1515 mit seinem Reiche vereinigte. Von ihm ging durch förmliche Abtretung seitens Germaine's die Herrschaft an Karl V. über (Mai 1518), und Papst Leo X. bestätigte bereitwillig die Vereinigung Navarra's mit Spanien, während Johann von Albret an König Franz I. Anlehnung fand.

Das waren Alles Ansprüche dynastischer Natur, doch ging Karl V. noch weit über sie hinaus. Alles, was dem römisch-deutschen Reiche in den letzten Jahrhunderten entfremdet worden war, wollte er wieder „herbeibringen": die „Reichskammerländer" Mailand und Genua wie die altburgundischen Territorien Dauphiné und Provence. Neben einer solchen Herrschaft hätte keine andere in Europa noch etwas bedeutet; vor Allem wäre Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden.

Eben weil dies unvermeidlich schien, hatte König Franz I. sich um die deutsche Kaiserkrone beworben, oder wenigstens ihre Erwerbung durch den König von Spanien zu verhindern gestrebt; als dies mißlungen, war der Zusammenstoß nicht abzuwenden. Und nicht Frankreich war die angreifende Macht, es sah sich vielmehr zur Vertheidigung seines Bestandes, ja seiner Existenz gezwungen und hat in diesen Kämpfen zugleich für die Selbstständigkeit der europäischen Nationen gestritten.

Das französische Königthum. Dazu war es fähig als ein Einheitsstaat unter einem starken Königthume. Noch konnte man diese Monarchie keine unumschränkte nennen. Die Provinzen, zum Theil ausgedehnte Landschaften mit selbständiger Eigenart, standen unter adligen Gouverneuren aus altem Hause, die in ihnen reich begütert mit der Provinz sich verwachsen fühlten; große Landestheile, Bourbonnais, Marche und Auvergne, Périgord, Gascogne und Foix, befanden sich ferner in den Händen von Nebenlinien des königlichen Hauses, der Orléans, der Bourbon-Montpensier und Bourbon-Vendôme, und ihre Herren übten in ihnen nicht die Befugnisse von königlichen Beamten, sondern von Landesherren aus. In allen Provinzen hatten ständische Versammlungen, wie sie sich namentlich unter Ludwig XI. (1461 bis 1488) entwickelt hatten, das Recht der Steuerbewilligung; nur selten allerdings und gewöhnlich in Zeiten schwerer Krisen wurden die Reichsstände (États généraux) berufen. Auch die Stadtgemeinden erfreuten sich selbständiger Verwaltung unter selbstgewählten Beamten und der Theilnahme an den ständischen Versammlungen. Dazu war die Rechtspflege in hohem Grade unabhängig, weil in den Händen der provinzialen Parlamente, großer Gerichtshöfe, deren Richterstellen in den Händen eines geschlossenen, erblichen Standes sich befanden.

Die Parlamente übten eine weit über die Rechtspflege hinausgehende Macht dadurch aus, daß sie bei den königlichen Reskripten untersuchen konnten, ob sie mit Recht und Billigkeit übereinstimmten, und unter Umständen deren Eintragung in ihre Register verweigerten. So war das französische Königthum von zahlreichen und starken Schranken umgeben, und dennoch stärker als irgend eine Monarchie des Festlandes. Mitten in den Stürmen des englischen Krieges hatte Karl VII. die festen Pfeiler gegründet, das stehende Heer und die von ständischer Bewilligung ein- für allemal unabhängige Steuer, die Taille, welche zwar Adel und Geistlichkeit frei ließ, um so mehr aber die Bürger und Bauern traf. Jene Schöpfung ergänzte dann Ludwig XI. durch einen Vertrag mit der Schweizer Eidgenossenschaft, welcher gegen feste Zahlungen an die Häupter der Kantone — so erhielt Zürich jährlich 11,000 Livres — das streitbarste Fußvolk der Welt in den Dienst der französischen Krone stellte. Dazu fügte Franz I. die Herrschaft über die französische Kirche durch das Konkordat von 1516. Indem er die alte, durch die Synode von Bourges im Jahre 1438 gegründete Selbständigkeit der „gallikanischen" Kirche an Rom preisgab, dem Papste die volle geistliche Gerichtsbarkeit und die Annaten zugestand, gewann der König die fast unbeschränkte Besetzung aller zehn Erzbisthümer, der 83 Bisthümer und der 527 Abteien, damit eine unermeßliche Menge von Mitteln, die Persönlichkeiten an die Krone zu binden. Außerdem legte der König seit dem Jahre 1532 der Geistlichkeit beliebig oft den Zehnten auf, im Jahre gelegentlich vier- bis fünfmal in einer jedesmaligen Höhe von 400,000 Dukaten, und indem er weiter die Aemter der Rechtspflege und Verwaltung verkaufte, was ihm jährlich etwa 400,000 Franken einbrachte, die altgewöhnte Taille aber um das Vier- oder Fünffache erhöhte, gelangte er zu so sicheren und ergiebigen Einnahmen,

wie sie sonst kein Fürst Europa's besaß. Dieselben gewährten ihm ganz besonders auch für den Krieg ungeheuren Vortheil in diesem Zeitalter der Söldnerheere.

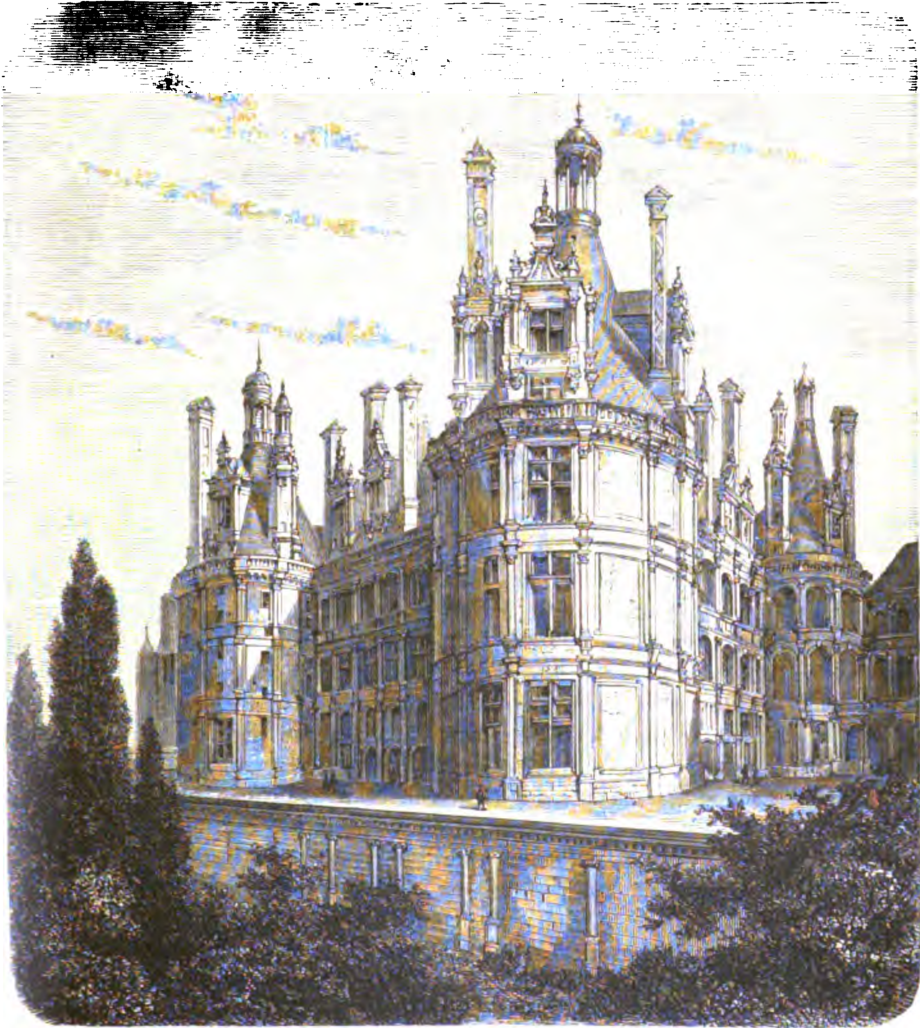
Franz I. und sein Hof. Nicht wenig zur Befestigung des französischen Königthums trug die glänzende Hofhaltung bei, wie sie Franz I. führte. Noch hatte der Hof keinen festen Sitz, wiewol Paris die anerkannte Hauptstadt des Landes war; wandernd bewegte er sich von Schloß zu Schloß, Tausende von Menschen zählend, die 6000, 12,000, ja 18,000 Pferde bedurften. Dieser Hof war „eine Vereinigung von Allem, was es Namhaftes, Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab, immer wechselnd und immer derselbe", der Sammelplatz des glänzenden Adels, der sich so an den König fesseln ließ, die Stätte feinster Geselligkeit, wie sie eben unter Franz I. sich ausbildete, der Mittelpunkt endlich auch des neuen geistigen Lebens, das unter dem Einflusse der italienischen Renaissance glänzend aufblühte, in seiner Gesammtwirkung schwerlich mit einem andern Fürstenhofe dieser Zeit vergleichbar. Und seinen Mittelpunkt bildete der ritterliche König, ein kräftiger, schöner Mann, hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem braunen Haupthaar, frischer Gesichtsfarbe. Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen, aber Alles athmete Mannheit und Lebenslust, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm.



Franz I. von Frankreich.

Franz I. hielt darauf, daß es an Damen nicht fehle, ohne welche der Hof ihm vorkomme „wie eine Wiese ohne Blumen". In ihrer Mitte gefiel er sich in dem golddurchwirkten Wams, durch dessen Oeffnungen das feinste Linnen hervorbauschte, im Ueberwurf mit Stickereien und goldenen Trobbeln. Er wünschte persönlich Eindruck zu machen. Nicht Alles mag wahr sein, was man von seiner Sinnlichkeit erzählt; aber wir wissen genug, um zu sagen, daß er, der Schranken von Zucht und Sitte nicht achtend, Zeitgenossen und Nachkommen ein schlechtes Beispiel gab. Er lebte und webte in den körperlichen Uebungen, welche der Begriff des erneuten Ritterthums zur Pflicht machte. Man sah ihn des Waffenspiels in brennender Sonnenhitze pflegen; er suchte sich gern den stärksten Gegner aus, um sich mit ihm zu messen; an einem Tage hat er sechzigmal seine Lanze gebrochen. Leidenschaftlich ergab er sich dem Vergnügen der Jagd. Er ist mehr als einmal in Lebensgefahr gerathen; ein Hirsch hat ihn mit seinem Geweih einst aus dem Sattel gehoben, doch machte ihm das keinen Eindruck. Um Wind und Wetter bekümmerte er sich nie; keine Hütte war ihm zu schlecht, um die Nacht darin zuzubringen" (Ranke). Doch nicht weniger lebhaft war seine Theilnahme an den

Interessen der neuen Bildung; ja eben unter ihm vollzog sich die enge Verbindung Frankreichs mit der italienischen Kultur. Zahlreiche Gelehrte und Künstler zog er an seinen Hof; er selbst las eifrig die Klassiker in französischen Uebersetzungen, die er veranlaßte; eben wegen seines vielseitigen Wissens nahm er Leonardo da Vinci aus Italien mit sich (1516). Das alte düstere gothische Schloß des Louvre ließ er in den heiteren, großartigen Palast umschaffen, der den Bedürfnissen seines glänzenden Hofes wie dem neuen Kunstgeschmack entsprach.



Schloß Chambord in der Nähe von Blois.

Dem alten Schloß von Blois ward der vielbewunderte Treppenvorbau, ein Meisterstück der Renaissance, hinzugefügt, das in unseren Tagen oft genannte Schloß von Chambord durch Pierre Nepveu, genannt Triquet, in großem Stil errichtet u. s. w.

Franz I. hatte das Glück, ein echtes Kind seines Volkes und dadurch diesem sympathisch zu sein, der Bildung seiner Nation in dieser Uebergangszeit voranzugehen und endlich ihre Selbständigkeit, Einheit und Geltung gegen eine gewaltige Uebermacht erfolgreich zu verfechten. Eben dieser lange Kampf mit Habsburg belebte und stärkte das Bewußtsein der Nationalität und kräftigte zugleich das Königthum, das ihn erfolgreich zu führen verstand.

Beginn des ersten italienischen Krieges. Als Karl V. zur Krönung nach Deutschland ging, beschäftigten ihn bereits lebhafte Verhandlungen mit Rom, die nicht wenig dazu beigetragen haben, seine Haltung der deutschen Reformation gegenüber zu bestimmen. Eben in Worms kam am 8. Mai 1521 das Bündniß mit Leo X. zu Stande, das den Papst verpflichtete, dem Kaiser zur Eroberung Mailands beizustehen. Fast zu derselben Zeit hatte Frankreich den Krieg bereits gegen das spanische Navarra eröffnet, als zugleich der Aufstand der kastilischen Städte emporflammte; Pamplona war gefallen, und nur die tapfere Vertheidigung von Logroño am Ebro hemmte den Vormarsch der Franzosen den Comuneros zu Hülfe so lange, bis ein spanisches Heer sie zur Aufhebung der Belagerung und nach einem Siege bei Pamplona (11. Juni 1521) auch zur Rückkehr über die Pyrenäen zwang.

Zwar versuchte König Heinrich VIII. von England, der mit beiden Mächten gleichmäßig in Beziehung stand, eine Vermittlung, aber Konferenzen zu Calais im August 1521 führten zu keiner Verständigung, da die Gesandten Karl's V. die Herausgabe der gesammten burgundischen Erbschaft Karl's des Kühnen, dazu den Verzicht auf Mailand und auf die französische Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois forderten. Die Lage Franz' I. wurde aber um so bedenklicher, als auch Heinrich VIII. unter dem Einflusse des Kardinals Wolsey sich an Karl V. anschloß. Nur Venedig stand auf der Seite Frankreichs. So begann der erste italienische Krieg unter den günstigsten Aussichten für Karl V. Aber die hohen Herren, die ihn führten, waren in ihren Maßnahmen viel weniger selbständig als es scheint; mehr als sie selber hat die Beschaffenheit ihrer Heere den Gang dieses wie aller Kriege der Zeit bestimmt, und es ist deshalb nöthig, einen Blick auf die Truppen zu werfen, die damals ins Feld zogen.

Die Heere und die Kriegführung des 16. Jahrhunderts. Die Epoche der ritterlichen Lehnsaufgebote, deren schwergepanzerte Reiterhaufen einst die Stärke des Heeres gebildet, war längst vorüber; durch Söldnerfußvolk wurden die Schlachten entschieden. Der Kaiser führte deutsche Landsknechte, spanische und neapolitanische Scharen heran; für Franz I. fochten die Gewalthaufen der Schweizer, gelegentlich wol auch deutsche Söldner, daneben die nationalfranzösische Reiterei der Gensd'armes (hommes d'armes). Im kaiserlichen Heere standen an Tüchtigkeit die deutschen Landsknechte sicher obenan. Zuerst von Maximilian I. unter diesem Namen gebildet, wurden sie meist in Oberdeutschland geworben. Bedurfte man ihrer, so wandte man sich zunächst an einen versuchten und populären Feldhauptmann, wie Georg von Frundsberg, Franz von Sickingen, Marx Sittich von Ems u. A., mit dem Auftrage, eine bestimmte Anzahl von Knechten anzunehmen. Dieser wiederum trat mit Hauptleuten in Verbindung, welche ihre Werbebureaus (Musterplätze) aufschlugen, die Trommel rühren ließen und das Volk auf Handgeld und gegen Zusicherung der Soldzahlung annahmen. Dann wurden die „Fähnlein" gebildet — nach Karl's V. Kriegsordnung sollte ein solches 400 Mann zählen — und der Fahneneid für eine bestimmte Zeit oder für einen bestimmten Feldzug geleistet. Das ganze Verhältniß beruhte also auf einem Vertrage zwischen den Söldnern und dem Kriegsherrn, und ein solcher Vertrag wurde von selber hinfällig, wenn der eine oder der andere Theil die Bedingungen nicht erfüllte.

Für Kleidung und Bewaffnung hatte jeder Söldner selbst zu sorgen, daher war jene überaus bunt, diese dagegen im Wesentlichen gleich. Der Landsknecht trug einen Leder- oder Eisenpanzer, auf dem Kopfe den breitkrämpigen Hut mit wallenden Federn, seltener eine Helmkappe von Eisenblech, als Trutzwaffen die lange Lanze und das starke, kurze Schwert. Kleinere Abtheilungen trugen statt der Lanze die schwere Hakenbüchse mit Luntenschloß. — Ganz ähnlich waren die Schweizer gerüstet, nur daß viele an Stelle der Speere Hellebarden führten, die sie beim Zusammenstoß mit feindlichem Fußvolk in schrägem Hiebe auf dessen Lanzen fallen ließen, um ihnen die Eisen abzuschlagen. Kriegstüchtig unzweifelhaft waren Landsknechte wie Schweizer, aber die Leistungen dieser hingen von den jeweiligen

Interessen der Kantone und ihrer Häupter ab; jene bildeten in jedem Heere eine freie Bruderschaft mit eigenen Bräuchen und Rechten; sie richteten selbst in versammelter Gemeinde über die Uebelthaten ihrer Genossen und erhoben den Anspruch, vor Schlachten oder vor einem Sturmangriff gehört zu werden, ob sie fechten wollten oder nicht. So fehlte beiden die Grundbedingung aller eigentlich militärischen Erfolge, der strenge Gehorsam.



Truppen Franz' I. von Frankreich. Nach dem Grabdenkmal Franz' I.
a Arkebusier. b Gensd'arm. c, d Tambour und Pfeifer. e Hauptmann vom Fußvolk. f u. g Pikenmänner und Hellebardiere. h Schweizer Hauptmann und Fähndrich.

Nicht viel anders war es bei den Spaniern. Auch sie waren geworbene, aber stehende Truppen, deren Fußvolk seit den unaufhörlichen Maurenkriegen und seit dem berühmten Feldherrn Gonsalvo de Cordova eines durchaus wohlbegründeten Rufes genoß, gewaffnet mit Helm, Harnisch und Schienen, außerdem mit Degen und langer Lanze.



Landsknechte zum Angriff vorrückend. Nach dem Grabdenkmal Franz' I.
i Musketier. k Fahnenträger. l Hauptmann. m Oberster. n Hellebardier. o u. p Tambour und Pfeifer. q Arkebusier.

Dieselben waren aber, weil außer Landes unbesoldet, habgierig, raublustig und grausam, und zwar weniger eigenwillig als die Deutschen und Schweizer, doch weit entfernt von unbedingtem Gehorsam. So das Fußvolk. Unter der Reiterei glänzten die französischen Gensd'armen durch vollständige Ritterrüstung auf gepanzerten Rossen mit langer Rennlanze, doch ohne Schild; die sonst auftretenden Geschwader waren leichter bewaffnet.

Ging es zur Schlacht, so formirte das Fußvolk sich zu viereckigen Massen, in den ersten Reihen die stärksten und verwegensten Knechte, zum Theil mit zweihändigen Schlachtschwertern bewaffnet, die Fahnen erst in der vierten oder fünften Reihe. Dann liefen zunächst die Hakenschützen an, um durch ihr Feuer den feindlichen Haufen für den Einbruch zu lockern; doch die Entscheidung gab der Anprall der speerstarrenden Vierecke, ein furchtbarer, mörderischer Anprall, ein Hin- und Herstoßen der drängenden Massen unter wüthendem Geschrei und aufwirbelndem Staub, bis endlich der eine Theil wich, den Verfolger im Nacken und deshalb hart mitgenommen von dem Sieger.



Georg von Frundsberg, kaiserlicher Feldoberster; rechts Hauptmann nebst Bannerträger der Landsknechte.

Für Reiterei erschienen diese Vierecke unangreifbar, außer wenn es gelang, ihnen in die Flanke zu kommen, dann freilich waren die Fußknechte verloren, weil ihre schwerfällige Ordnung sich nicht zu wenden vermochte. Deshalb focht denn auch die Reiterei, dem eigenen Fußvolk zur Seite auf den Flügeln aufgerückt, fast nur gegen die Reiterei des Feindes. Die Artillerie trug sehr wenig zur Entscheidung bei. Die Geschütze waren noch viel zu schwerfällig, um rasche Bewegung, ihre Konstruktion zu unentwickelt, um rasches Feuern zu ermöglichen; deshalb wechselte diese Waffengattung während der Schlacht ihren Platz fast nie und begnügte sich am Beginne derselben theilzunehmen; die Entscheidung mußte sie dem Kampfe mit der blanken Waffe überlassen.

Wie die Bewaffnung der Heere dem Gefechte seinen Charakter aufdrückte, so ihre Organisation dem Gange des Krieges. Die unverhältnißmäßig hohen Kosten und die schwachen Mittel der meisten Staaten verboten die Aufstellung großer Armeen, zumal obendrein der große Troß an Weibern und Buben, an Karren- und Packthieren die Zahl der zu versorgenden Mäuler sehr erheblich vergrößerte, wie z. B. das französische Heer bei

Fornuovo 1495 auf 9000 Streiter nicht weniger als 6000 Saumpferde zählte. Infolge der geringen Heeresstärke war eine Beherrschung großer Landschaften oder ein Stoß ins Herz des feindlichen Landes fast unmöglich; der Krieg bewegte sich im Wesentlichen in den Grenzstrichen, und jede größere Stadt hemmte ein vordringendes Heer, da es zu schwach war, um sie zugleich einzuschließen und die Hauptmasse weiter vorgehen zu lassen. Da weiter die Dienstzeit kurz, die Ergänzung der Verluste höchst unregelmäßig, die Zuverlässigkeit der Söldner sehr gering war, so ging ein eben erreichter Erfolg zuweilen eben so rasch wieder verloren, weil das siegreiche Heer vielleicht sich auflöste. Daher das auffällige Schwanken des Glückes, die lange Dauer des Krieges und die ganz unverhältnißmäßigen Verluste, die er dem Volkswohlstande zufügte.



Wallbüchse; Büchsenmeister und Constabler. Zeichnung von A. Beck.

Eroberung Mailands durch die Kaiserlichen. Schlacht bei Bicocca. Die Kriege Karl's V. gegen Frankreich haben zwar nicht ihren alleinigen, aber ihren wichtigsten Schauplatz in Italien gehabt, wie denn auch der Preis des Kampfes die Herrschaft über Italien wurde. Dies trat gleich im Anfange des ersten italienischen Krieges hervor. Ihn eröffnete ein Einbruch kaiserlicher Truppen in die Champagne, an dem auch Franz von Sickingen theilnahm; indeß drängten die Franzosen unter ihrem Könige die Gegner rasch zurück. Großartiger gestalteten sich die Ereignisse in Italien. Hier eröffnete der kaiserliche Feldherr Prospero Colonna den Krieg mit der Belagerung von Parma; da aber die Schweizertruppen, auf welche er gerechnet, ausblieben, weil es Franz I. gelang, durch das Bündniß von Luzern aufs Neue die Häupter der Kantone zu gewinnen, so sah sich Colonna zum Abzuge gezwungen (18. September). Doch die Käuflichkeit der Schweizer Patrizier ließ sich durch kaiserliche und päpstliche Gesandte abermals zum Wechsel der kaum ergriffenen Partei bestimmen; während die französischen Schweizer nach Hause zogen und dadurch den französischen Oberbefehlshaber Lautrec zum Rückzuge nöthigten, verstärkten andere Scharen

die Kaiserlichen, und durch einen raschen Handstreich, unterstützt von einem Aufstande der Bevölkerung, brachte am Abend des 19. November der Marquis von Pescara an der Spitze der spanischen, deutschen und schweizerischen Scharen Mailand in seine Gewalt. Die Franzosen wichen nach Cremona.

Abermals jedoch wußten sie die Schweizer an sich zu fesseln, während dichte Scharen deutscher Landsknechte unter Georg von Frundsberg von den Alpen in die lombardischen Ebenen herniederstiegen. Um Schloß Bicocca nördlich von Mailand nahmen sie eine feste Aufstellung hinter Hecken und Hohlwegen, Gräben und Sümpfen und erwarteten hier am 27. April 1522 den Ansturm der Schweizer und der schimmernden Geschwader der französischen Gensd'armerie. In erbittertem Handgemenge stießen die Massen aufeinander; da aber die Gensd'armen abprallten und in ihre Flucht auch einen Theil der Schweizer mit fortrissen, so ging die Schlacht für die Franzosen verloren, und sie wichen nunmehr ganz über die Alpen zurück. Das lieferte auch Genua, welches unter französischer Schutzherrlichkeit stand, in die Hände der Sieger (30. Mai), die durch eine gründliche Plünderung der reichen Stadt sich für die Mühen und Sorgen des Feldzuges entschädigten. Damit war ganz Ober-Italien den Franzosen verloren, und Franz Sforza wurde als Herzog in Mailand eingesetzt.

Abfall Karl's von Bourbon. Noch größere Hoffnungen für den Kaiser knüpften sich an den Abfall eines der ersten französischen Großen, des Herzogs Karl von Bourbon-Montpensier. Der Herzog, im Besitze eines fast selbständigen Fürstenthums in Südfrankreich und eigener Truppen und Festungen, führte einen Hofhalt, der fast den des Königs überstrahlte, und war zum Connétable von Frankreich und Statthalter von Mailand aufgestiegen. Aber seine Größe erregte die Besorgniß und den Argwohn des Königs; er entzog ihm seine Statthalterschaft und machte dann sogar den Versuch, den Besitz des Herzogs an sich zu bringen, indem die Mutter Franz' I., Luise von Savoyen, als Nichte Susanna's, der verstorbenen Gemahlin Karl's, Ansprüche erhob auf alle Lande und Güter, welche sie dem Herzog zugebracht, und diese bildeten den weitaus größten Theil seiner Besitzungen. Tief erbittert darüber, trat der Bourbon in hochverrätherische Verbindungen mit Karl V., stellte ihm für den Fall einer kaiserlichen Invasion in Südfrankreich seinen Abfall, ja den des ganzen Südens in Aussicht und empfing dafür die Zusicherung der französischen Königskrone und der Hand einer Schwester Karl's V., der verwittweten Eleonore von Portugal. Gleichzeitig sollten Deutsche, Engländer und Spanier gegen Frankreich vorgehen. Doch da zeigte sich, wie fest gefügt schon die nationale Einheit Frankreichs sei; für einen Landesverräther gab es hier keinen Raum, auch wenn er Herzog war: die Umtriebe Karl's von Bourbon wurden entdeckt und nur durch schleunige Flucht rettete er sich nach Savoyen (August 1523); keine Hand erhob sich für ihn. Das englisch-niederländische Heer, welches bis an die Oise vordrang und Paris bedrohte, richtete deshalb auch nichts aus; vielmehr brach im Herbst 1523 aufs Neue ein mächtiges französisches Heer unter Admiral Bonnivet in Italien ein.

Dem gelang es nun zwar, die Kaiserlichen auf die vier Festungen Mailand, Como, Pavia und Cremona zu beschränken, aber Prospero Colonna widerstand, unterstützt von der Bevölkerung, tapfer im wohlversehenen und gutbefestigten Mailand, bis Schnee und Unwetter Bonnivet zum Abzuge nöthigten (1523). Inzwischen rückten deutsche Landsknechte, Venetianer, Neapolitaner (unter dem Vizekönig Karl von Lannoy) zur Vereinigung mit den Spaniern unter Pescara vor. Den Oberbefehl übernahm Karl von Bourbon. Unter kleinen Gefechten drängte er die Franzosen über den Ticino westwärts bis an die Sesia; beim Uebergange über dieselbe kam es am 30. April 1524 zu einem größeren Treffen, das mit dem ordnungslosen Weichen der Franzosen endigte und ihrem ersten Helden Bayard, dem „Ritter ohne Furcht und Tadel", das Leben kostete. Nur Trümmer rettete Bonnivet über den Großen St. Bernhard. Ihm fast auf dem Fuße folgten die Kaiserlichen unter Bourbon und Pescara. Sie nahmen ihren Weg längs der Küste, besetzten Antibes, Frejus, Toulon und forderten überall Huldigung für Karl von Bourbon als Grafen von Provence.

Aber das feste Marseille leistete allen Anstrengungen entschlossenen Widerstand, und die Stimmung des Volkes erwies sich als höchst feindselig, namentlich gegen Bourbon. So konnte Franz I., dem der Patriotismus seiner Stände ohne Widerrede eine dreifache Taille im Betrage von 5 Millionen Francs zur Verfügung stellte, rasch ein stattliches Heer zusammenbringen, unter das er 7000 Bauern des Dauphiné einreihte; drohend stand er bei Avignon. Da hoben die Kaiserlichen am 28. September 1524 die Belagerung auf und wichen ohne Verlust auf demselben Wege nach Italien zurück.

Franz I. vor Pavia (1524—25). Mit betäubender Schnelligkeit folgte ihnen Franz an der Spitze eines glänzenden Heeres von Franzosen, Schweizern und Niederdeutschen über Briançon und Pignerolo. So rasch waren seine Bewegungen, daß er an demselben Tage wie die Kaiserlichen den Ticino überschritt. Sie verschwanden aus dem Felde wie weggefegt; nur die Kastelle von Mailand, Lodi, Cremona, Pavia hielten sie fest. Vor Pavia erschien Franz am 27. Okt. Hier aber stand erprobtes spanisches und deutsches Kriegsvolk unter Antonio de Leyva, Baptista von Lodron und Kaspar v. Frundsberg; der Kommandant Antonio von Leyva war seiner Aufgabe gewachsen, und unbedingt zuverlässig zeigte sich die Einwohnerschaft. So lagen denn Deutsche und Spanier „die winterlange Nacht zu Pavia auf der Mauer"; alle Stürme schlugen sie ab, den baldigen Entsatz erwartend. Wirklich warb Bourbon 18 Fähnlein Landsknechte unter Marx Sittich von Ems; andere 11 Fähnlein musterte Georg von Frundsberg zu Meran; bei Lodi vereinigten sich beide Heerhaufen mit Pescara's Spaniern. Eile that noth. Denn das Geld war knapp, und die Lebensmittel gingen im Heere wie in Pavia zu Ende. „Dort im feindlichen Lager giebt's Brot, Fleisch, Wein und Karpfen vom Gardasee; wir müssen es haben, wir müssen die Feinde hinausjagen," so rief Pescara seinen Spaniern zu, als die Kaiserlichen, am 2. Februar bei Pavia angekommen, ostwärts der Franzosen ihr Lager geschlagen hatten.



Tod Bayard's, des Ritters sonder Furcht und Tadel.
Zeichnung von A. de Neuville.

Pavia liegt auf dem linken (nördlichen) Ufer des Ticino. Von Norden her läuft zwischen steilen Rändern ein Bach, die Vernacula, der an der nordwestlichen Ecke der Stadt scharf nach Osten umbiegt und an ihrer Nordfront vorüber in den Ticino fließt. Ihm von Nord nach Süd parallel läuft ein Kanal oberhalb Pavia's in den Fluß. Der große Wildpark

von Certosa bedeckt die Ufer beider Gewässer, im Osten von starker Mauer umschlossen, die der Vernacula parallel lief. An den Park lehnte sich auf beiden Ufern der Vernacula das verschanzte französische Lager mit seiner linken (westlichen) Flanke, die Front nach Nordosten gewendet. Jene war weiter nicht befestigt, und eben darauf bauten die kaiserlichen Feldherren ihren Plan.

Schlacht bei Pavia. In der Nacht vom 23. zum 24. Februar sollte die östliche Mauer des Parks durchbrochen und das feindliche Lager in seiner offenen linken Flanke gefaßt werden. Doch der Durchbruch geschah zu langsam, und der Morgen war bereits da, als der junge Alfonso Gasta, Pescara's Liebling, mit drei Neufahnen und 5000 Knechten durch die Bresche in den Park eindrang. Ihm folgte Pescara's spanisches Fußvolk, dann Lannoy und Bourbon mit der Reiterei und dem Geschütz, endlich Frundsberg's deutsche Landsknechte. Doch Franz erkannte rasch die Gefahr; sein Geschütz feuerte mit Erfolg in die Flanke der kaiserlichen Kolonnen, seine Gensd'armen zersprengten Bedienung und Bedeckung der feindlichen Artillerie. Aber indem er zu ungestüm vordrang, gerieth er in die Feuerlinie seiner eignen Geschütze und hemmte ihr Spiel; gleich darauf sah er sich von verschiedenen Seiten durch die ausschwärmenden spanischen Hakenschützen angefallen und vermochte sie nicht von sich abzuschütteln. Inzwischen vernichteten die Landsknechte bei dem furchtbarem Zusammenstoß die niederdeutschen Söldner Franz' I., „die schwarze Bande“; dann wandten sie sich plötzlich mit dem spanischen Fußvolke zusammen gegen die Schweizer. Und da gleichzeitig die Besatzung Pavia's herausbrach, so verloren die Schweizer ihre Haltung und begannen zu weichen. Auf Franz und seine Gensd'armen fiel jetzt die ganze Wucht des feindlichen Heeres. Während der König sich noch vergeblich bemühte, die Schweizer zum Stehen zu bringen, wurde ihm selbst das Roß unter dem Leibe erschossen, er schwebte in Lebensgefahr. Da eilte Lannoy heran; ihm ergab sich der Fürst. Kaum zwei Stunden waren seit dem Beginne der Schlacht verflossen, da war sie auch schon für die Franzosen verloren, nur geringe Reste kehrten heim. Sehr groß waren die Verluste der Sieger, etwa 10,000 Mann, aber unermeßlich die Beute und schwindelnd der Erfolg. Ganz Italien lag dem Kaiser zu Füßen, und welche Aussichten knüpften sich erst an die Gefangennahme des Königs von Frankreich! Deshalb ist auch der große Sieg vielfach in Volksliedern gefeiert worden, nirgends freudiger als in der Heimat des Kaisers, in den Niederlanden, wo man ihn pries als „dat edel bloet, die nu sijnen vyand heft bedwonghen, en plat gheworpen onder den voet,“ und triumphirte:



Plan der Schlacht von Pavia.

„De vrancsche coninc, de is gevhanghen,
veur ons en quam noyt blijderen dach!“

Verhandlungen über den Frieden. Karl V. lag fieberkrank zu Madrid in schweren Sorgen um das Schicksal seines italienischen Heeres, als ein Kurier die überwältigende Siegeskunde von Pavia überbrachte. Einen Augenblick war der Kaiser wie versteinert.

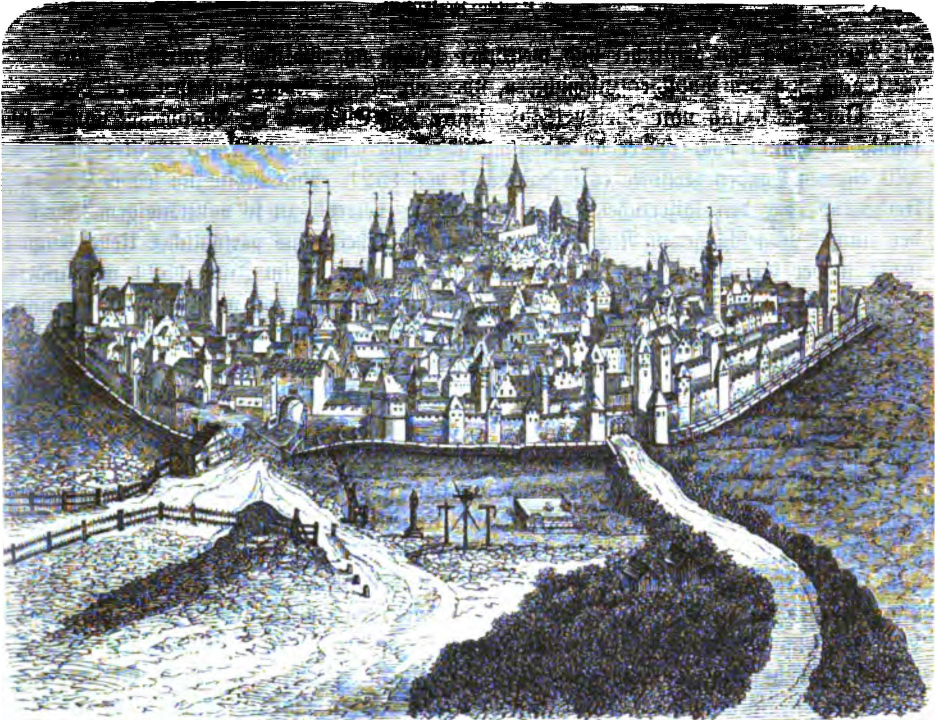


Gefangennahme Franz I. vor Pavia. Zeichnung von A. de Neuville.

Mehrmals wiederholte er wie halb abwesend die Worte: „Der König von Frankreich ist gefangen und in meiner Gewalt"; endlich kniete er nieder zum Gebet. Er war entschlossen, die Noth des Gegners aufs Aeußerste auszunützen. Von Lannoy zur See nach Spanien gebracht, vernahm Franz I. die harten Forderungen des Gegners: außer dem Verzicht auf Neapel und Mailand, auf die französische Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois wurde ihm auch noch die Abtretung des Herzogthums Burgund zugemuthet. Und auch das war schon ein Zurückweichen des Kaisers, der, ebenso wie er seine eigenen Ansprüche reduzirte, dem phantastischen Plane des Königs Heinrich VIII. von England, die französische Krone für sich selber zu fordern, durchaus entgegen war. Denn entschlossen rüsteten die französischen Stände unter Louisen's von Savoyen verständiger Leitung gegen seine drohende Invasion, und schon regte es sich auch in Italien gegen die erdrückende Uebermacht der Spanier. Papst Clemens VII. aus dem Hause Medici (seit 18. November 1523), für seine Hülfe im italienischen Kriege mit der Entziehung Reggio's zu Gunsten des Herzogs von Urbino, seines Vasallen, belohnt, kam auf den alten Plan zurück, die spanische Macht mit Hülfe des nun ungefährlichen Frankreich in Italien zu brechen. Während er im tiefsten Geheimniß mit dem gefangenen Könige Franz und mit dem Herzoge Franz Sforza von Mailand, der noch vergeblich auf die kaiserliche Belehnung wartete, über ein Bündniß verhandeln ließ, versuchte zugleich der mailändische Geheimsekretär Hieronymus Morone den bedeutendsten Feldherrn des Kaisers, den Marchese Pescara, durch die Aussicht auf die Krone Neapels zum Abfall von Spanien zu verführen. Die Italiener taxirten eben den Mann als einen von ihrer Art. Doch der Marchese war zwar von Geburt Italiener, aber in Spanien aufgezogen, glücklich in der Führung des spanischen Fußvolks, das ihm wiederum hingebende Verehrung widmete, und durch und durch erfüllt von der Gesinnung des loyalen spanischen Adels. Er schwankte deshalb keinen Augenblick; wol aber setzte er die Besprechungen mit Morone und Sforza fort, bis er alle Fäden in seinen Händen hatte; dann verhaftete er Morone und forderte vom Herzoge die Uebergabe seiner sämmtlichen Festungen (14. Okt. 1525). Als Sforza mit der Räumung der Citadelle von Mailand zögerte, schritt er zur Gewalt. Mitten in der Aufregung des neu beginnenden Kampfes ist er, erst 35 Jahre alt, gestorben (30. November), aber Mailand hat er für Karl V. gerettet.

Der Friede von Madrid und die Ligue von Cognac. Diese glückliche Wendung veranlaßte den Kaiser, auch an seiner härtesten Forderung gegenüber Franz I., der Abtretung Burgunds, unentwegt festzuhalten. Endlich brach auch die Widerstandskraft des gefangenen Königs zusammen: am 14. Januar 1526 unterzeichnete und beschwor er auf die Bedingungen des Gegners den Frieden zu Madrid. Doch nicht um ihn zu halten. Nach der Weise seiner gewissenlosen Zeit hatte er vielmehr schon am Tage vorher im tiefsten Geheimniß eine Urkunde ausgefertigt, in welcher er alle Verpflichtungen des abzuschließenden Friedens für null und nichtig erklärte. Der Kaiser ahnte davon natürlich nichts; er entließ den König aus der Gefangenschaft gegen die Ueberlieferung seiner beiden Söhne. Am 19. März fuhr Franz über die Bidassoa, bestieg sein Pferd, und im vollen Gefühle der lang entbehrten Freiheit und Macht jagte er ins schöne, im Frühlingsgrün prangende Frankreich hinein mit dem Rufe: „Ich bin der König, der König!"

Bald zeigte sich's, wie er den Frieden verstand und wie sehr er dabei sein Volk hinter sich hatte. Die Stände von Burgund, ebenso wie eine nach Paris berufene Notablenversammlung erklärten einmüthig, der König habe gar kein Recht gehabt, die Abtretung Burgunds zu versprechen. Dazu entband Papst Clemens VII. den König seines Eides auf den Frieden von Madrid, und schon am 22. Mai 1526 schloß er mit Frankreich, Franz Sforza und Venedig die Ligue zu Cognac zur Verjagung der Spanier aus Italien. Neapel sollte als päpstliches Lehen an einen italienischen Fürsten, Mailand als unabhängiger Staat an Sforza, an Frankreich nur Genua und Asti fallen. So keimte aus dem Frieden von Madrid der zweite italienische Krieg hervor.



Nürnberg zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach einem zeitgenössischen Stiche.

Weiterentwicklung der Reformation bis zur Protestation von Speier.

(1526—1529.)

Bündnisse und Gegenbündnisse. Ein schweres Kriegswetter zog im Frühjahr 1526 abermals über Europa herauf und brachte den deutschen Lutheranern die Rettung aus großer Gefahr. In den entscheidenden Jahren seit dem Wormser Reichstage hatte die kaiserliche Politik nur immer vorübergehend in die deutschen Verhältnisse eingegriffen und die Ausbreitung der neuen Lehre zwar gestört, aber nicht verhindert und sich begnügt, die Sonderbündnisse katholischer Reichsfürsten, wie dasjenige süddeutscher zu Regensburg vom Juni 1524 oder das norddeutscher zu Dessau am 2. Juli 1525, an welchem Georg von Sachsen, Joachim I. von Brandenburg und Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg theilnahmen, zu begünstigen und zu unterstützen.

Jetzt, nach dem Frieden von Madrid, hatte der Kaiser die Hände frei für Deutschland und sofort wandte er sich gegen die deutschen Ketzer. Als im Mai 1526 der Reichstag zu Speier zusammentrat, erhielten die kaiserlichen Kommissare die Weisung, auf die strikte Ausführung des Wormser Ediktes zu bringen. Eine solche war nun freilich ohne Gewaltanwendung gar nicht mehr möglich; denn schon hatten auch evangelische Fürsten, wie Johann von Sachsen und Philipp von Hessen, in Torgau zu einem Schutzbündniß sich vereinigt (März 1526), welchem sich dann auch die Fürsten von Braunschweig-Lüneburg und -Grubenhagen, von Mecklenburg und Anhalt, sowie das mächtige Magdeburg anschlossen. Aber zur Gewalt schien in diesem Augenblicke Karl V. sehr wohl im Stande. Da rettete das Bündniß des Papstthums mit Frankreich, die Ligue zu Cognac, die deutschen Lande vor dem drohenden Kampfe. Denn der Kaiser, welcher mit dem Papst als italienischem Fürsten Krieg führte, konnte nicht geneigt sein, auf kirchlichem Gebiete die Lehre des Statthalters Petri zu verfechten, und so rächte sich wieder einmal

die Verquickung von geistlicher und weltlicher Macht am römischen Pontifikate selber. Ja Karl ging, um den Papst einzuschüchtern, über ein bloßes Gewährenlassen weit hinaus.

Der Reichstag von Speier 1526. Unter dem Eindrucke des Bündnisses von Cognac sandte der Kaiser nach Speier die Weisung, für Aufhebung des Wormser Edikts zu wirken. Mit eigenen Händen zerstörte er so das Werk von 1521. Nun fühlte sich jedoch Erzherzog Ferdinand, der den kaiserlichen Bruder in Speier vertrat, zu so vollständigem Verlassen der einmal eingeschlagenen Richtung außer Stande, theils aus persönlicher Ueberzeugung, theils in der Erwägung, daß die mit ihm zu Regensburg im Juni 1524 verbundenen Fürsten eben diesem Bündniß und der Vereinbarung mit Rom untreu werden mußten, wenn der kaiserliche Antrag durchging. Ein vermittelnder Vorschlag half aus der Verlegenheit und bestimmte für immer den Charakter der neuen wie der alten Kirche in Deutschland; im August 1526 faßte der Reichstag zu Speier den Beschluß: daß in Sachen der Religion „jeder Reichsstand so leben, regieren und sich halten sollte, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue".

Damit war jede Möglichkeit einer nationalen Kirchenverfassung für immer ebenso zerstört, wie schon vorher alle Versuche einer Umgestaltung der Reichsverfassung im Sinne nationaler Einheit gescheitert waren; der Partikularismus hielt seinen fröhlichen Einzug auch in das kirchliche Leben der Nation. Nicht eine nationale Kirche ging aus den Wirren und Kämpfen der Reformationsperiode hervor, sondern ein Nothbehelf, die evangelischen Landeskirchen. Indem dann die Kirchengewalt an die Territorialherrschaften gelangte, wurde zugleich auch das Lutherische Gemeindeprinzip verkümmert. Doch wie die Dinge einmal lagen, so mußten die Evangelischen den Speierer Abschied immer noch als einen leidlichen Ausweg begrüßen; sie hatten jetzt wenigstens einen Rechtsboden unter den Füßen.

Philipp von Hessen stellte sich zuerst entschlossen auf diesen Boden. Von Speier zurückgekehrt, berief der junge Landgraf im Oktober 1526 die weltlichen und geistlichen Stände seines Landes zu einer Synode nach Homberg. Ihre Beschlüsse, unter dem Einflusse der feurigen Beredtsamkeit des flüchtigen Minoriten Lambert aus Avignon gefaßt, konstituirten die hessische Kirche als eine demokratische Gemeinschaft aller Gläubigen, die ihre gesetzgebende Gewalt durch eine jährliche, von den Geistlichen und den Abgeordneten der Gemeinden gebildete Synode ausübte, sich in der Zwischenzeit durch einen dreizehngliedrigen Ausschuß regierte, ihre Vorsteher (Bischöfe) sich selber wählte und eine strenge Kirchenzucht über ihre Glieder führte, während die Kosten für kirchliche und wohlthätige Zwecke aus einem „gemeinen Kasten" bestritten werden sollten. Für ihn wurden vor Allem die Einkünfte der aufgehobenen Klöster bestimmt. Eine neue Organisation der Universität Marburg 1527 sollte dann der neuen Kirche die Geistlichen ausbilden, deren sie bedurfte.

Die kursächsischen Kirchenvisitationen. Freilich das war sehr die Frage, ob diese hessische Kirchenverfassung, welche die fürstliche Leitung kurzweg bei Seite schob, in anderen monarchischen Territorien des Reichs sich würde entwickeln lassen. In Kursachsen war davon von vornherein keine Rede. Luther selbst hatte von dem Bauernkriege, der gerade in seiner Heimat so furchtbar zerstörend aufgetreten war, einen viel zu tiefen Eindruck empfangen, als daß er seine Kirche auf die Entscheidung der Massen des Volkes hätte stellen, die monarchische Gewalt für die Neubildung hätte entbehren mögen. So erwuchs in Kursachsen die Kirche unter dem leitenden Einflusse der Landesregierung, deren Autorität an die Stelle der bischöflichen trat.

Das Mittel zu diesem Neubau waren die berühmten sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen, wie sie vereinzelt schon 1524 und 1526, systematisch aber erst seit Oktober 1528 in Angriff genommen wurden. An ihnen nahm Luther natürlich den lebendigsten Antheil; wie er sie veranlaßte, so gab er ihnen die Richtung durch das „Visitationsbüchlein" und unterzog sich selbst den nicht geringen Mühen der Durchführung. Die Visitatoren hatten zunächst die vorhandenen Zustände bis ins Einzelne hinein genau zu prüfen,

dann die neuen Formen des Kultus und der Seelsorge zu ordnen; dabei sollten sie auf den wesentlichen Dingen fest bestehen, in minder wichtigen jedoch freiere Bewegung lassen, wie sie denn z. B. selbst die Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt nur empfahlen, nicht forderten, und auch gegen die Beibehaltung der zahlreichen bisherigen Feiertage nichts einzuwenden hatten, wenn nur die Anrufung der Heiligen dabei unterblieb, Alles in einem Geiste versöhnlicher Milde, der in diesem Zeitalter heftigster Parteiung den leitenden Männern zur höchsten Ehre gereicht.



Darreichung des Abendmahls in beiderlei Gestalt. Nach L. Burger.

Die Zustände freilich, welche die Visitatoren vorfanden, erscheinen im Ganzen überaus elend; so tief war der Verfall der alten Kirche, daß eine bloße Beseitigung einiger Mißbräuche, wie sie seit langer Zeit gefordert wurde, an der Sache selbst nichts geändert hätte. Zunächst war die materielle Ausstattung der Geistlichen dieser alten Kirche, die sich ihres Reichthums rühmte, so kläglich als möglich: die Pfarrhäuser fehlten vielfach oder drohten den Einsturz, Aecker und Wiesen hatten leichtsinnige Vorgänger verkauft oder die Gemeinden in Besitz genommen; die Kapitalien der kirchlichen Stiftungen waren entweder an sie oder an die benachbarten Edelleute gefallen. So lebten die Geistlichen zum großen Theil von den dürftigen Naturalleistungen oder Geldspenden ihrer Pfarrkinder, die obendrein immer widerwilliger gewährt wurden, immer mehr abnahmen. Doch diese Zustände hatten sich allerdings in mancher

Beziehung unter der Auflösung der alten Kirche herausgebildet; durchaus ihr zur Last fallen dagegen Sittenlosigkeit und Unbildung so vieler Geistlichen. Daß die meisten von ihnen mit ihren „Köchinnen" in wilder Ehe lebten, war notorisch, Völlerei und Trunksucht nicht selten, gewissenlose Verwaltung des Amtes an der Tagesordnung und um so erklärlicher, je kläglicher es mit der Bildung dieser Männer bestellt war. Ein Pfarrer im Kurkreise vermochte das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß nur mit gebrochenen Worten herzusagen; ein thüringischer Kandidat brachte nicht die einfachste Erzählung in deutscher Sprache fertig. Da erwies sich denn die Zahl der Unfähigen selbst dem milden Maßstabe der Visitatoren gegenüber erschreckend groß: in den fränkischen Gebieten genügten ihnen von 187 Geistlichen völlig nur 31, leidlich 26, die übrigen gar nicht; im thüringischen Saalkreise wurde ein volles Drittel für untauglich befunden. Dazu zeigten sich nicht wenige als papistisch oder sie trugen auf zwei Achseln, um es mit keiner Partei zu verderben. Daß unter solchen Seelsorgern die Gemeinden arg verwilderten, kann nicht befremden. Vielfach herrschte unter ihnen die äußerste Gleichgiltigkeit gegen alles Kirchliche, die gröbste Unwissenheit in allem Religiösen; ganze Dorfschaften waren verrufen wegen arger Zügellosigkeit und Unsitte. Und ganz jammervollen Eindruck machten die Schulen. Nur in den Städten genügten sie einigermaßen; auf den Dörfern waren sie entweder gar nicht vorhanden, oder der elende Unterricht lag in den Händen des Küsters oder des Gemeindehirten, wenn nicht eine Person beide Aemter vereinigte. Freilich ließen auch die ihnen zu Gebote stehenden Mittel bessere Leistungen kaum zu. Wirkliches Vermögen besaßen die Schulen fast gar nicht; es sahen sich also die Lehrer auf das Schulgeld angewiesen, das z. B. im sächsischen Vogtlande 16 Pfennige bis 2 Groschen vierteljährlich betrug, obendrein in nicht eben volkreichen Ortschaften. Nur in wenigen Gegenden fanden die Visitatoren Besseres vor; so erfreute sie das behäbige Zwickau, dank seiner trefflichen städtischen Verwaltung, durch vorzügliche Ordnung des Kirchen- und Schulwesens.

In der That von unten auf mußte die neue Ordnung in Kursachsen sich gründen. Ueberaus schwierig war es schon, eine hinlängliche Ausstattung der Pfarreien zu schaffen, da die Besitzungen der aufgehobenen Klöster durch den Bauernkrieg oder gieriges Zugreifen des Adels sehr geschwunden waren, die sächsischen Bisthümer aber angesichts der feindlichen Haltung der albertinischen Vettern nicht wohl angetastet werden durften. So ist das Werk erst viel später zu einem theilweisen Abschlusse gediehen. Auch die neue Ordnung des Kultus und der Seelsorge konnte nur ganz allmählich durchgeführt werden, da die mangelnden Kräfte nur langsam sich ersetzen ließen. Das Volksschulwesen aber wurde völlig neugestaltet, und hierin eben liegt eines der Hauptverdienste der Reformation und Luther's persönlich. Daß beim Unterrichte die Religionslehre in den Vordergrund trat, war selbstverständlich und nothwendig; für diese Zwecke schrieb Luther seine „Katechismen" (1529), Muster pädagogischer und populärer Weisheit. Es war die fürstliche Gewalt, mit deren Unterstützung er sein Werk durchsetzte; ihr erkannte er die Funktionen des Landesbischofs zu. Konsistorien traten dem landesherrlichen Kirchenregiment zur Seite; unter ihnen führten Superintendenten die Aufsicht über die Pfarrer, die im Allgemeinen sehr frei sich bewegen durften, und übten die Gerichtsbarkeit in Ehesachen. Damit hörte natürlich die Gewalt der bisherigen Bischöfe auf, das kanonische Recht wurde abgeschafft.

Kursachsen wurde so sehr das klassische Land der Reformation, daß nach seinem Vorbilde mehr oder weniger auch die übrigen Territorien sich richteten; auch in Hessen trat sehr bald das landesherrliche Kirchenregiment an die Stelle der Verfassung, welche die Synode zu Homberg entworfen hatte. — So standen fortan nicht mehr einzelne evangelische Gemeinden, sondern geschlossene evangelische Territorien einander gegenüber. Damit war die kirchliche Einheit der Nation allerdings so gut wie unmöglich gemacht, aber doch auch der Bestand der neuen Ordnung so weit gesichert, daß eine Zerstörung derselben nur um den Preis blutigen Krieges denkbar schien.



Luther im Kreise seiner Familie. Zeichnung von A. Noack.

Charakteristik Luther's. Gewaltig stand in diesen Jahren die Gestalt des Wittenberger Reformators vor den Augen der Zeitgenossen. Es wäre unmöglich zu sagen, wann er größer gewesen, ob damals, als er, ein einzelner Mann, den Kampf gegen die römische Weltkirche begann, oder jetzt, als auf seine Schultern die ungeheure Last und Verantwortung für die Gründung seiner neuen Kirche sich legte. Aber nie ist ein welthistorischer Charakter seiner Aufgabe mehr gewachsen gewesen als er. Die Grundzüge seines Wesens, die tiefe Innerlichkeit und die unerbittliche Wahrhaftigkeit, hatten in ihm früher jene Gewissenskämpfe erregt, die seinen Uebergang von der alten Kirchenlehre zu einem neuen Glauben

begleiteten. Aber aus jenen Wurzeln seines Charakters erwuchs ihm auch die ungeheure Arbeitskraft, die er bis an sein Ende entfaltete in zahllosen Gutachten, Briefen und Denkschriften, in der Polemik wie in der populären Belehrung und der wissenschaftlichen Forschung. Nicht minder jene tiefinnerliche Leidenschaft, die dem großen Manne unentbehrlich ist; er vermied nicht den Kampf, er suchte ihn, mit zornigen Keulenschlägen zermalmte er den Gegner, auch wenn er fürstlichen Ranges war, wie Heinrich VIII. von England und Georg von Sachsen. Wol erscheint er uns, wie schon den Zeitgenossen, zuweilen maßlos heftig, aber wäre seine Natur minder stürmisch gewesen, nie hätte er sein Werk vollbracht. Und doch war dieser selbe stürmische Eiferer im Grunde seines Herzens eine liebebedürftige und gemüthreiche Natur. Zu seinem Gott stand er in einem ganz persönlichen Verhältniß: in heißem Gebet suchte er seine Gnade und bessere Erkenntniß; jedes wissenschaftliche Resultat machte er für sich selber fest in heißem Flehen. Alles, das Größte wie das Kleinste, bezog er auf Gott; der Anblick eines nestbauenden Vögleins erweckte ihm den Gedanken an den himmlischen Hausvater, der selbst für die Geringsten sorgt. Persönlich dachte er sich auch die Macht des Bösen; wie oft hat er den Satan leibhaftig vor sich zu sehen geglaubt, und überall, wo der Widerstand gegen die evangelische Wahrheit sich regte, da meinte er ihn geschäftig, in zerstörender Thätigkeit zu erblicken.

Und wie herzlich und liebevoll stand er unter den Seinen! Wie kindlich-naiv wußte er mit seinem Sohne Hans zu reden, und mit prächtiger Laune fügte er sich dem häuslichen Regiment seiner Frau, des „Dominus Käthe", wie er sie gern nannte, auch wenn sie einmal Einsprache erhob gegen die häufig recht unwirthschaftliche Freigebigkeit und Gastfreiheit des Gatten. Denn er war geneigt, sich selbst in Schulden zu stecken, um Anderen zu helfen, — Lukas Cranach weigerte sich zuletzt, seine Bürgschaft anzunehmen — und zahlreiche Tischgänger, arme Dozenten und Studenten, pflegte er um sich zu versammeln; nicht nur allerdings, weil er ihnen Gutes erweisen wollte, sondern auch, weil eine heitere Geselligkeit ihm Bedürfniß war. Wer ihn so sah unter seinen Tischgästen oder auch mit ein paar guten Freunden beim Glase Wein im Garten, der mußte den Doktor lieb haben. Da gab es nichts von feierlicher Stille und steifer Form, unerschöpflich, heiter einmal und dann wieder ernst und tief, das Höchste wie das Alltäglichste streifend, floß ihm die Rede von den Lippen. Erzählungen aus seinem Leben wechselten mit gemüthlich moralisirenden Betrachtungen; gern verweilte er vor Allem bei den Gestalten der heiligen Schrift, mit denen er vertraut war wie mit lebenden Zeitgenossen, die ihm greifbar vor Augen standen, als hätte er sie selber gesehen. Dann stellte er sich wol Jesus Christus vor, wie er als Knabe seinem Vater das Essen auf den Zimmermannsplatz habe tragen müssen, Maria erschien ihm als ein „feines Mädchen", Paulus, meinte er, werde ein kleines hageres Männchen gewesen sein, etwa wie Freund Melanchthon. So malen Albrecht Dürer und seine Genossen die heiligen Gestalten im Kostüme und umgeben von den Menschen des 16. Jahrhunderts. Zu all diesen sittlichen Eigenschaften aber gesellte sich bei Luther eine wundervolle Klarheit des Geistes und eine einzige Beherrschung der Sprache in Schrift und Wort. Welch ein Werk ist allein seine Bibelübersetzung (vollständig erschienen zuerst 1521), bei der doch mehr als alle Gelehrsamkeit, die ihm Melanchthon u. A. zur Verfügung stellten, die innere Verwandtschaft mit dem Geiste der Bibel entscheidend war; und wie verstand er es auch, in seinen Kirchenliedern den Ton echter tiefer Glaubensempfindung anzuschlagen! Wie tief und allverständlich zugleich weiß er zu reden in seinen „Katechismen" und „Postillen"! — Ein Bildner unserer Sprache, ein Lehrer unseres Volkes ist er geworden, wie es keinen sonst jemals gehabt hat!

So war der Mann, der Deutschland von der päpstlichen Kirche losriß, der die Bahn brach für die Gewissensfreiheit und die freie Wissenschaft, der die neuhochdeutsche Sprache gestaltete und einer ihrer größten Schriftsteller wurde. „Die Herrschaft der Deutschen im Reiche des Geistes ruht auf ihm."



Prediger der Reformation in der Schweiz.

Die Reformation in der deutschen Schweiz bis 1529.

Diesen Gestaltungen in Deutschland parallel gingen verwandte in der Schweiz, dem Lande der Eidgenossen, die zwar seit 1499 nur noch „Reichsverwandte" hießen, aber nicht aufgehört hatten, im engsten Verkehr mit dem Mutterlande zu stehen. Allerdings entfaltete sich hier in selbständiger und eigenartiger Weise die Umgestaltung der Kirche. Ihr Urheber war Ulrich Zwingli auf einem Boden, der durch Verbreitung der humanistischen Studien besonders von Basel aus, wo Erasmus seit 1500 wirkte, wie durch den überall hervortretenden Widerstand gegen die Ueberspannung der kirchlichen Ansprüche und die sittliche Entartung und Unbildung der Geistlichkeit vorbereitet war, während die republikanische Regierungsform zu größerer Selbständigkeit des Denkens und Handelns erzog. Die alte Schweiz war aber zugleich politisch ein so überaus verwickeltes Gebilde, daß jede kirchliche Umänderung auch sofort auf das staatliche Gebiet hinüberwirken und den ganzen Zusammenhang der Bundesrepublik erschüttern mußte. Den Kern der Eidgenossenschaft bildeten die acht „alten Orte", Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Glarus, Bern und Zürich (so seit 1353); zu ihnen waren im Laufe der Zeit noch fünf Kantone getreten: Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell. Ihre Vertreter bildeten zusammen die Tagsatzung, aber in ihr besaßen die vier Waldstätte ebenso viel Gewicht wie alle anderen Orte zusammengenommen, und da gewöhnlich Zug sich zu ihnen hielt, so übten diese „Fünforte" ein politisches Uebergewicht, welches der Macht, dem Reichthume und der Bildung der übrigen Kantone gegenüber keineswegs gerecht heißen konnte. Keinen Antheil an der Tagsatzung hatten die „zugewandten Orte": St. Gallen, Biel, Bisthum Basel, Mühlhausen, Wallis, Neuenburg, Graubünden, aber sie regierten sich selbst und genossen des Schutzes der Eidgenossen. In dritter Linie endlich standen die zwölf deutschen und die sieben italienischen „gemeinen Herrschaften" (Vogteien), eroberte

Lande, in denen die Vögte der Kantone neben einander oder auch abwechselnd ein hartes Regiment führten; so herrschten z. B. acht Orte im Thurgau, während das später erworbene Waadtland unter Bern stand. In allen Kantonen aber, mit Ausnahme der alten Bauernlandschaften der Urschweiz, waren eng mit einander versippte Patriziergeschlechter am Ruder, eine stolze, habsüchtige Aristokratie, durch alte Soldverträge und reiche Pensionen an Frankreich gefesselt. Wie nun in der republikanischen Schweiz das politische Interesse ein weit allgemeineres war als in den kleinen deutschen Fürstenthümern, so ist auch der kirchliche Reformator der Schweiz ihr kühnster politischer Reformer geworden, im Gegensatze zu Luther.

Zwingli stammte aus einer angesehenen und begüterten Familie im Toggenburgischen und wurde dort im Wildenhaus am Fuße des Säntis als Sohn des Ammann der Gemeinde am 1. Januar 1484 geboren. In äußerlich günstiger, nicht in gedrückter Lage, wie Luther, wuchs er auf. Seine Schulstudien machte er zu Bern und Basel; in letzterer Stadt und vorübergehend auch in Wien widmete er sich der Theologie und Philosophie, neigte aber von Anfang an mehr als Luther zu humanistischen Studien, die ihn denn auch auf das Studium des Neuen Testaments im griechischen Urtext führten. Mächtigen Einfluß gewann auf ihn namentlich Thomas Wittenbach in Basel, der öffentlich zu lehren wagte, das ganze Ablaßwesen sei eitel Blendwerk. Im Jahre 1506 erwarb Zwingli das Magisterium der freien Künste, in demselben Jahre erhielt er das Pfarramt zu Glarus. Emsig setzte er hier seine humanistischen und theologischen Studien fort; auf Grund selbständiger Forschung namentlich in den Paulinischen Briefen bildete er sich seine selbständige theologische Anschauung. Und wie sein ganz wesentlich humanistisches Interesse ihn von Luther von vornherein unterscheidet, so auch sein frühes Eingreifen in das politische Leben seines Landes, das dem Wittenberger immer fremd geblieben ist. Zweimal, 1512 und 1515, begleitete er als Feldprediger ein Heer seiner Landsleute nach Italien, erlebte ihre furchtbare Niederlage bei Marignano und gewann tiefen Einblick in die Ruchlosigkeit und Schmach des Söldnerdienstes für fremde Zwecke, der die Fahnen der Eidgenossenschaft entehrte, ihre Dörfer entvölkerte, ihre Jugend durch unstätes Kriegerleben und leichten Gewinn sittlich verwüstete. Nach zehnjähriger Wirksamkeit in Glarus ging er 1516 nach der reichen Abtei Maria-Einsiedeln, die durch ein wunderthätiges Gnadenbild der Himmelskönigin alljährlich viele Tausende von Wallfahrern an sich zog. Hier zuerst trat Zwingli gegen das Verdienst der Heiligen und das Gottwohlgefällige der Wallfahrten auf und erregte weithin Befremden wie begeisterte Zustimmung; schon wagte er es, bei hochgestellten Geistlichen der Schweiz auf gründliche Reformen zu dringen, natürlich hier so vergeblich wie anderwärts; ja Rom versuchte durch glänzende Anerbietungen den jungen Geistlichen an sich zu fesseln.


Anna Reinhard, Zwingli's Frau.

Abfall von Rom. Inzwischen war er Anfang 1519 als Leutpriester an das Münster zu Zürich berufen worden. Hier begann er wie Luther den offenen Kampf mit einem schonungslosen Angriff auf den Ablaßkrämer Bernhardin Samson, der aus den Waldstätten nach Zürich kam. Aber während Luther um Tetzel's willen mit Rom selbst in Fehde gerieth, sah sich hier die Kurie veranlaßt, etwas schonender aufzutreten, denn sie konnte die Schweizer Söldner nicht entbehren und mußte sich deshalb hüten, Mißstimmung zu erzeugen. So setzte Zwingli nicht blos bei der Tagsatzung die Ausweisung des Samson durch, sondern

erlebte es sogar, daß der päpstliche Vikar ihn wegen seines Eifers belobte. Bald ging er weiter. Auf Grund der Paulinischen Briefe predigte er in „einfältiger Schweizersprache“ die Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christi Verdienst; aber er drang zugleich auf strenge Sittenzucht in dem leichtfertigen Zürich und eiferte gegen die Söldnerei. In Konflikt mit der geistlichen Oberbehörde, dem Bischof von Konstanz, brachte ihn jedoch erst seine Verwerfung der Fastengebote im April 1522; jetzt forderte ein bischöflicher Hirtenbrief Unterlassung jeder Neuerung. Auch in Zürich selbst regte sich die Gegenpartei, vor Allem unter den Klosterleuten und — aus politischen Gründen — bei der französischen Partei, welche die Söldnerei nicht lassen wollte. Da verlangte Zwingli vom Rathe die Entscheidung durch eine Disputation und stellte als deren Grundlage 67 Sätze auf.

Wie Luther sah er in der Kirche die „Gemeinsame der Frommen“; ihr, die ihm mit der politischen Gemeinde zusammenfiel, erkannte er die souveräne Gewalt in allen kirchlichen Dingen zu; sie übt sie aber nicht in ihrer Gesammtheit, sondern durch ihre gesetzliche Vertretung, den Rath, dem somit die bischöfliche Gewalt zufällt, und zwar lediglich nach der Heiligen Schrift, ohne jede Rücksicht auf „Menschensatzung“. Auf Grund dieser Sätze fand am 29. Januar 1523 vor einer Versammlung von etwa 600 Geistlichen und Laien die Disputation im Rathhaussaale statt. Die Gegenpartei war jedoch nur von dem Konstanzer Generalvikar **Johann Faber** vertreten und zwar so kläglich, daß Zwingli ohne alle Frage den Sieg behauptete und der Rath ihn denn auch anwies, in der bisherigen Weise fortzufahren. So begann mit Anfang 1523 die praktische Durchführung der Zwingli'schen Ideen; Zürich löste sich vom Bisthum Konstanz; im Kultus galt fortan nur die deutsche Sprache, die Klöster wurden aufgelöst, das Münster sofort säkularisirt, der geistliche Cölibat aufgehoben. Zwingli selbst vermählte sich im April 1524 mit einer adligen Wittwe **Anna Reinhard**. Die Frage der Messe und Bilderverehrung brachte erst eine neue Disputation am 26. Oktober 1524 in Zwingli's Sinne zur Entscheidung. Auch im Gebiete von Zürich bahnten sich dieselben Veränderungen an, und sämmtliche Gemeinden desselben schlossen sich dann zu einer Züricher Landeskirche zusammen, so daß man hier auf republikanischem Boden von dem Gemeindeprinzip aus zur Gesammtkirche gelangte, was in Deutschland infolge des landesherrlichen Eingreifens nicht geschah. Seit 1525 entwickelte sich nun voll und ganz die neue Form.


Ulrich (Huldreich) Zwingli.

In Zwingli war nichts von dem mystischen Tiefsinne Luther's, er hat nicht die heißen, qualvollen Gewissenskämpfe durchgemacht, die der Thüringer bestand; wie die Mehrzahl seiner Landsleute eine nüchtern-praktische Natur, hat er die ganze Reform mehr als Sache des Verstandes als des Gemüths, mehr der Sittenlehre als des Glaubens aufgefaßt. Luther schonte das Ueberlieferte auch in Aeußerlichkeiten, soweit es nicht direkt der Bibel widersprach; Zwingli verwarf Alles, was die Bibel nicht direkt gebot. Daher auch der phantasielose, fast erkältende Eindruck des Gotteshauses und des Gottesdienstes. Da verschwand aller künstlerische Schmuck von den Wänden; an die Stelle des Altars trat der Tisch; selbst die Orgel und der Kirchengesang verstummte; das Abendmahl wurde zum einfachen Gedächtnißmahl

ohne jeden geheimnißvollen Hintergrund, Brod und Wein zu bloßen Symbolen von Fleisch und Blut. Daher der tiefe, innerliche Gegensatz zu Luther, der rasch zu einem erbitterten Federkriege führte und endlich die beiden Konfessionen geschieden hat. Und doch ruhen beide auf der gemeinsamen Grundlage des apostolisch-christlichen Glaubens und sind bestimmt, einander zu ergänzen. — Wie aber Luther vielleicht den härtesten Kampf mit der ungestümen Ueberspanntheit seiner eigenen Genossen zu bestehen hatte, so auch Zwingli. Fast gewaltsam mußten im Jahre 1525 Zürich, Bern, Basel, St. Gallen und Schaffhausen die Anhänger Münzer's, der selbst vorübergehend in Basel sich aufgehalten, unterdrücken. Aber schon regten sich kräftiger außerhalb Zürichs die Altgläubigen nebst der patrizischen Partei.

Ausbreitung der Zwingli'schen Reformation. In Zürich hatte Zwingli durchgesetzt, daß die Söldnerei aufhörte, demnach der Bund mit Frankreich gekündigt wurde. Dagegen aber erhob sich in den vier Waldstätten die heftigste Opposition. Denn so unwürdig jener alte Mißbrauch war, so einträglich war er doch für die herrschenden Geschlechter. Dazu hatte in diesen abgeschlossenen Bergkantonen die alte Kirche ihren festesten Halt. Auf sie gestützt, versuchte Joh. Faber einen Gegenschlag; er veranlaßte den alten Gegner Luther's von Leipzig her, Johann Eck, zu einer Disputation mit den Neugläubigen in Baden, im Mai 1526, die, da Zwingli's Erscheinen vom Züricher Rathe verboten wurde, mit dem Siege der Altgläubigen endete. Infolge dessen untersagten neun Kantone jede Neuerung. Statt daß dies nun die Bewegung zum Stillstande gebracht hätte, siegte bei den Rathswahlen im mächtigen Bern die evangelische Partei und führte darauf seit Februar 1528, als Zwingli seine Sache auch dort persönlich in einem Religionsgespräche vertreten, im ganzen Gebiete die Reformation durch. Ein Jahr danach erfolgte unter stürmischer Aufregung dasselbe zu Basel, wo Oecolampadius seit Jahren für Zwingli arbeitete. Mißvergnügt verließen damals Viele, auch Erasmus, der unbehaglich die ganze Bewegung seit langem betrachtete und zu egoistisch war, um sich irgend etwas auszusetzen, die erregte Stadt. Sie aber trat mit Bern und Zürich in ein „christliches Bündniß", dem sich auch das elsässische Mühlhausen, nur ein Schutzort der Eidgenossenschaft, anschloß. Desgleichen siegten die Neuerer in Schaffhausen und St. Gallen, wo die Gemeinde an die Säkularisation des uralten Benediktinerstiftes ging, sowie in Graubünden, welches nur in lockerem Bundesverhältniß zu den Eidgenossen stand; ja die Bündner befreiten die Evangelischen im nahen Chur von der Gefahr der Unterdrückung durch Oesterreich. Dagegen behaupteten sich in Solothurn die Altgläubigen.

Doch die Verfassung der Schweiz war so komplizirt, daß der kirchliche Gegensatz sie auseinander zu sprengen drohte. Wie sollte es denn in den „gemeinen Vogteien" gehalten werden, wenn die hier regierenden Kantone selber in der kirchlichen Frage sich nicht verständigten, sondern jeder das Gegentheil des andern wollte? Darüber kam es zum Zerwürfniß. Im Juni 1529 standen sich beide Theile schlachtgerüstet gegenüber, die Fünforte auf ihr Bündniß mit Oesterreich, die Evangelischen auf die oberdeutschen Reichsstädte gestützt. Zwingli selbst, auch hierin weit verschieden von Luther, trieb zur Waffenentscheidung, für die bei der Uebermacht seiner Partei die Aussicht niemals günstiger war; zu Roß, die Hellebarde im Arm, zog er mit dem Züricher Aufgebote gegen die Zuger Grenze. Doch wohlmeinende aber kurzsichtige Vermittler, Ammann Aelbli von Glarus voran, brachten gegen seinen Rath und Willen den Landfrieden von Kappel zu Stande (25. Juni 1529). Die Fünforte gaben das Bündniß mit Oesterreich auf, zahlten die Kriegskosten, erhielten den „Rath", die Söldnerei abzuschaffen, versprachen die Evangelischen in ihren Gebieten nicht zu bestrafen und überließen in den gemeinen Vogteien der Mehrheit in den einzelnen Gemeinden die Entscheidung über die kirchliche Frage. Aber das war kein festbegründeter Friede, nur ein Stillstand, und sorgenvoll blickte Zwingli in eine ungewisse Zukunft.

Denn damals erstieg Habsburg eine solche Höhe der Macht, daß es geneigt sein konnte, seine siegreichen Waffen gegen die deutsche „Ketzerei" zu kehren. Nach ihrem Untergange hätte auch die Zwingli'sche Reformation sich keinen Augenblick länger behaupten können.



Engelsburg und Engelsbrücke in Rom.

Der zweite italienische Krieg.

(1526—1529.)

Der zweite italienische Krieg nahm nach anfänglichen Schwankungen einen für die kaiserlichen Waffen glänzenden Verlauf, und Ferdinand von Oesterreich setzte sich fast zu gleicher Zeit die Kronen Böhmens und Ungarns aufs Haupt.

Nach Pescara's Tode, der den Kampf in Oberitalien durch die Wegnahme Mailands eröffnet hatte, war das Kriegsglück den kaiserlichen Waffen zunächst untreu geworden. Das Heer der Liga unter dem Herzog von Urbino überschwemmte das Land und schloß die Kaiserlichen unter ihrem Führer Bourbon in Mailand selber ein. Nur der Anmarsch eines neuen Heeres konnte helfen. So ließ der greise Georg von Frundsberg noch einmal die Werbetrommel für Karl V. rühren, und obwol er nur niedrigen Sold zu bieten vermochte, so lockte doch die Einen die Aussicht auf die Beute bei einer etwaigen Einnahme Roms, die Anderen der brennende Haß gegen den Papst, der jetzt gegen den Kaiser stand. Mit etwa 12,000 Mann, die er in Trient gesammelt, überschritt Frundsberg im November 1526 auf kaum gangbaren Pfaden das wilde, schon in Eis und Schnee starrende Gebirge zwischen dem Sarcathale und dem Idrosee. Aber außer Stande, direkt auf das belagerte Mailand vorzurücken, nahm der alte Held seinen Weg südwärts nach dem Po; trotz strömender Winterregen und hochangeschwollener Flüsse, trotz Mangel an Geld und Proviant brachen seine Haufen sich Bahn, wiesen den Ligisten, die sie mehrfach anfielen, die Eisenrechen ihrer Vierecke, erzwangen sogar am 25. November unter blutigem Gefecht den Uebergang über den Mincio bei Governolo und überschritten drei Tage später den breiten Po bei Ostiglia auf Kähnen, die ihnen der Herzog von Ferrara geliefert. Am rechten Ufer aufwärts ziehend, bewerkstelligten sie dann wirklich ihre Vereinigung mit dem Bourbon bei Fiorenzuola (südöstlich von Piacenza, 7. Februar 1527); denn da der Herzog von Urbino die Deutschen für

die Gefährlicheren hielt, so war es Jenem gelungen, aus Mailand zu entkommen und über den Po zu gehen. Während Urbino nun ruhig in Mantua stehen blieb, beschlossen die Kaiserlichen in großem Kriegsrath den Marsch über den Apennin gegen Florenz oder Rom. Am 22. Februar brach das Heer mit entrollten Fahnen auf; der alten Aemilischen Straße folgend, näherte es sich dem winterlichen Gebirge.

Wie die furchtbare Wetterwolke sich drohend herniedersenkte, schloß erschreckt Clemens VII. Frieden mit Lannoy, dem spanischen Vizekönige von Neapel; er erkannte die spanische Herrschaft daselbst an, erhielt die Zusicherung, daß Mailand dem Sforza bleibe, und versprach für die Befriedigung der Söldner Bourbon's 60,000 Scudi zu zahlen (15. März). Zugleich entließ er aus Sparsamkeitsrücksichten sein Heer bis auf einige Tausend; die Gefahr schien ja vorüber zu sein, und ohne Zweifel wollte die spanische Regierung den Frieden mit Rom. Es war nur die Frage, ob das Heer Bourbon's und Frundsberg's ihn wollte.



Der Connetable Karl von Bourbon. Nach Tizian.

Unter unendlichen Strapazen, auf Nebenwegen die festen Städte umgehend, zu deren Einnahme man keine Mittel besaß, in dem ausgesogenen Lande kümmerlich ernährt, war es inzwischen bis in die Nähe Bologna's gelangt, das ihm die Thore sperrte. Dort erfuhren die Söldner, daß Verhandlungen im Gange seien, welche ihnen die sicher geglaubte Beute zu entziehen drohten. Da brachen in wilder Empörung zuerst die Spanier los, stürmten und plünderten Bourbon's Quartier; kaum daß er das nackte Leben rettete (14. März). Dadurch angesteckt, revoltirten auch die Deutschen. Um sie zu beruhigen und seiner altgewohnten Autorität vertrauend, läßt Frundsberg sie nach dem Brauche zur Versammlung laden; doch wie er im Ringe zu ihnen spricht, da empfängt ihn wüthendes Geschrei und die Wildesten senken die Speere gegen die Brust des alten Führers. Der aber bricht, durch solche Zügellosigkeit im Innersten erschüttert, vom Schlage getroffen zusammen. Er erholte sich zwar wieder, verließ aber das Heer und ging nach Ferrara; am 20. August 1528 starb er in seiner Tiroler Heimat. Mit seinem Weggange waren seine Knechte so gut wie führerlos, denn es gab Keinen mehr, der sie zu bändigen vermochte. Bourbon mußte vorwärts, um nur sich selber zu retten; denn auch das „Bettelgeld“ von 60,000 Scudi, welches der Papst jetzt mit Lannoy bot, wiesen seine Söldner mit Hohn zurück; „sie müßten nach Rom ihrer Sünden wegen!“ Wenn man nichts Anderes fand, sie aufzuhalten, so drohte das Schlimmste.

Bereits drang das Heer auf völlig grundlosen Wegen das Rancothal aufwärts über den Apennin nach Toscana hinüber. Im Quellengebiet des Arno und Tiber angelangt, bedrohte es gleichmäßig Florenz und Rom. Umsonst kam jetzt Lannoy selber zu Bourbon: dieser aber forderte 240,000 Scudi für seine Truppen, und da soviel dem Andern nicht zur Verfügung stand, so rückte er vor. Am 25. April lagerte er bei Arezzo, wenige Märsche von Florenz. Da aber Urbino diese Stadt deckte, so beschloß der Connetable, jetzt endlich

auf Rom zu gehen. Sein letztes Geschütz sandte er nach Siena, um sich zu erleichtern; in rasender Eile, wie ein reißender Bergstrom, von Hunger getrieben, hinter sich das Heer der Liga, drangen die Söldner geradaus südwärts gegen Rom. Am 2. Mai lagerten sie in Viterbo, am 3. in Isola Farnese, auf der Stätte des alten Veji, nur drei Stunden von der Hauptstadt.

Entsetzen und Furcht hatte dort beim Nahen des schrecklichen Heeres die Bevölkerung ergriffen. Scharenweise flüchtete sie zu allen Thoren hinaus, bis ein päpstliches Edikt dies bei Todesstrafe verbot. Zugleich traf Clemens VII. Anstalten, die Stadt zu vertheidigen, wenigstens bis das ligistische Heer heran sei; er nahm die kaum entlassenen Söldner um schweres Geld wieder an und befahl die Compagnien oder Fähnlein der Bürgermiliz aufzustellen.



Kriegsrath des Connetable von Bourbon vor Rom. Nach W. Camphausen.

Doch es fehlte überall an Kraft und gutem Willen. „Schwärme von Prälatendienern und Schmeichlern, von Bullenschreibern und Pharisäern, ein in Müßiggang genährter Pöbel, ein verfeinertes aber verderbtes Bürgerthum ohne Staat, ohne Selbstgefühl, ein träger und thatenloser Adel, Tausende von lasterhaften Priestern“, das waren die Bestandtheile der Bevölkerung in diesem Rom der glänzenden Renaissance, die mit feinster Bildung des Geistes und raffinirtem Lebensgenuß elende Schwäche des Charakters und bodenlose Sittenverderbniß verband. Jetzt hatte dies Volk zu beweisen, ob es wenigstens so viel Kraft habe, um seine eigene Stadt gegen außerordentliche Noth und ungeahnte Gefahren zu vertheidigen.

Erstürmung und Plünderung Roms. Am 5. Mai lagerten die Söldner vor Rom, 40,000 Mann Deutsche, Spanier und Neapolitaner. In weitem Bogen vom Monte Mario bis zum Pancratiusthore auf dem Janiculus umgaben sie die Leo-Stadt mit dem Vatikan und der Peterskirche und schauten von den Höhen hinunter gierigen Blickes auf das Häusermeer, auf die ragenden Thürme und Kuppeln der zahllosen Kirchen und Paläste, auf die großartigen Reste des Alterthums und das unermeßliche Ruinenfeld, das sich um sie

ausbreitete. Diese wilden Banden wußten nichts von der Herrlichkeit der modernen und der antiken Kultur, deren Sitz dies Rom gewesen und noch war; sie wußten nur, daß da drinnen unermeßliche Schätze des dreisten Griffes harrten, zusammengeraubt aus der ganzen katholischen Welt und Eigenthum einer feilen und feigen Bevölkerung. Doch nicht nur die Beutegier trieb sie vorwärts, sondern auch die Noth: zwischen dem ligistischen Heere und der festen Stadt eingekeilt in der öden Campagna mußten die Söldner zu Grunde gehen. So beschlossen die Führer in einem Kriegsrath noch am Nachmittage, Rom am nächsten Morgen zu stürmen, ohne Geschütz und Angriffsgeräth, nur mit Handfeuerrohren und Speeren.

Mit dem Morgengrauen des 6. Mai eröffneten die Kaiserlichen den Sturm auf die Leo-Stadt, links die Spanier gegen die Porta Pertusa, rechts die Deutschen gegen den Campo Santo. Dichte Nebelschleier verhüllten die Kolonnen und deckten sie gegen das Feuer der Engelsburg; aber der erste Anlauf wurde abgeschlagen. Da zog sich Alles weiter rechts, und während die Sonne hervorbrach, rückten die Kolonnen zum zweiten Sturme heran. In dem Momente wird Bourbon, der eben eine Leiter anlegt und weithin kenntlich ist durch seinen blauen silbergestickten Waffenrock, von einer Kugel tödlich im Unterleibe verwundet; unter dem Lärme des Angriffs verschied er eine halbe Stunde nachher. „Nach Rom, nach Rom!" waren die letzten Worte des Sterbenden. Zur Wuth entflammt durch den Fall des Führers, setzten Spanier und Deutsche von Neuem an. Ein Deutscher, der Profoß Claus Seidenstücker, faßt zuerst Fuß auf der Mauer, und indem er mit zweihändigem Schlachtschwert um sich mäht, macht er den folgenden Kameraden blutige Bahn. Fast zur selben Zeit ersteigen die Spanier die Mauer; unter tosendem Kriegsruf, mit gezücktem Degen brechen die Kaiserlichen in die Stadt ein. Ganze Compagnien der römischen Miliz, Hunderte von Schweizern erliegen bis auf den letzten Mann ihren wüthenden Streichen; kaum daß der Papst vom Vatikan durch den bedeckten Gang in die Engelsburg zu gelangen vermag, Scharen von Flüchtigen mit ihm.

Die Leo-Stadt war erobert, aber damit noch wenig gewonnen. So beschlossen die Kaiserlichen, da der Papst die geforderte Räumung und Geldzahlung weigerte, auch das Trastevere zu stürmen, und sie nahmen es nach kurzem Kampfe. Noch wäre auch jetzt der bei weitem größte Theil der Stadt auf dem linken Tiberufer zu retten gewesen, wenn man die Brücken abgeworfen hätte, doch Niemand wußte das Nothwendige zu befehlen, und wie gelähmt erwarteten die Römer ihr Schicksal, kaum daß ein paar hundert Mann die Sixtusbrücke hielten. Aber im raschen Stoße warfen die Sturmkolonnen diese Vertheidiger zurück und drangen in die innere Stadt. Es war Abends gegen sechs Uhr.

Kaum wagten die Sieger selbst an die Wirklichkeit des ungeheuren Erfolges zu glauben. Einen Angriff erwartend blieben sie unter Waffen, die Deutschen auf dem Campo di Fiore, die Spanier auf der Navona, die Italiener an der Engelsbrücke. Erst um Mitternacht lösten sich die Rotten, und 40,000 hungrige, beutegierige, zügellose Kriegsknechte stürzten sich über das zitternde Rom zur Plünderung.

Ein entsetzliches Schauspiel in der That, das sich am nächsten Morgen von der Höhe der Engelsburg herab den Blicken darbot! Häuser und Kirchen in Flammen und Rauch, Straßen und Plätze bedeckt mit Leichen und Trümmern, überall ein gräßliches Gewühl von Flucht und Verfolgung, Raub und Mord. Die Sieger brachen in die Häuser, erschlugen, was ihnen widerstand, schleppten die Frauen und Mädchen in Herden mit sich fort, erpreßten durch Drohungen und Martern Unsummen als Lösegeld. Was sie nicht mitnehmen konnten, das verdarben sie: kostbare Kunstdenkmäler, werthvolle Archive; was ihre Habgier lockte, das nahmen sie; in prächtigen Gewändern stolzirten sie einher, flochten Perlenschnüre in Haar und Schnurrbart, gewannen und verloren im Würfelspiel unglaubliche Summen, schwelgten an üppiger Tafel und zwangen die Eigenthümer sie zu bedienen. Deutsche Landsknechte bekleideten einen aus ihrer Mitte mit geistlichem Ornat und führten ihn auf einem Esel unter Hohn und Spott vor die Engelsburg, Papst und Kardinälen zur Schau, ja sie riefen



Illustrirte Weltgeschichte V. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Plünderung Roms durch die deutschen Landsknechte.
Zeichnung von Hermann Vogel.

Luther zum Papste aus und huldigten ihm. „Ob 6000 Mann haben wir zu todt geschlagen, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, einen guten Theil der Stadt abgebrannt und seltzam Haus gehalten, alle Copistereyen, Register, Briefe und Cortisaney zerrissen, zerschlagen“ — mit diesen kühlen Worten faßt ein Theilnehmer die Ereignisse zusammen.

Wochenlang währte dies, die Plünderung durch die Vandalen im Jahre 455 war dagegen ein Kinderspiel gewesen. In Blut und Thränen, in Trümmern und Rauch ging das Rom der Renaissance zu Grunde. Wol war das fürchterlich und beklagenswerth, aber der „sacco di Roma“ war für diese Bevölkerung auch ein wohlverdientes Strafgericht, eine gerechte Vergeltung für Alles, was sie an sich und an der Welt gefrevelt hatte.

Wie eine Insel im brandenden Meere hielt noch Wochen hindurch die Engelsburg einer regelmäßigen Belagerung Stand, immer noch in der Hoffnung auf Entsatz durch Urbino. Ein rascher Angriff hätte fast ohne Blutvergießen den völlig aufgelösten und sorglosen Scharen der Sieger die unglückliche Stadt entreißen können, aber diesen wagte der Herzog nicht; in Veji kehrte er um (31. Mai). Da ergab sich am 5. Juni die Engelsburg. Clemens VII. versprach in drei Terminen 400,000 Dukaten zu zahlen — vor der Plünderung war ihm die Hälfte zu viel gewesen — stellte Geiseln, unterwarf sich selbst und die Kardinäle der Bewachung durch Deutsche und Spanier und räumte die Festungen den kaiserlichen Truppen ein.

Karl V. wußte den Erfolg seines Heeres, den er weder befohlen noch gewollt, für die Zwecke seiner Politik zu benutzen; vollständiger als jemals beherrschte er Italien; ja er schien, im Stande zu sein, den völlig gedemüthigten Papst zur Berufung des längst erstrebten Konzils, zur Vornahme der unerläßlichen Reformen zu bestimmen.

Aber freilich, dann hätte der Kaiser die katholische Welt hinter sich haben müssen, und er hatte sie doch durch die Mißhandlung Roms gegen sich aufgebracht. Dies machte sich sofort auch politisch fühlbar: Heinrich VIII. von England schloß sich jetzt der Liga von Cognac an, und Karl V. wurde gezwungen, durch einen neuen Vertrag die Versöhnung mit dem gefangenen Papste zu erkaufen: nach dem Abkommen vom 26. November 1527 gab er ihm den Kirchenstaat bis auf wenige Plätze zurück und begnügte sich mit seinem Rücktritte von der Liga von Cognac. Und doch war schon dies ein bedeutender Erfolg, der die spanische Herrschaft in Italien sicherstellte.

In demselben Jahre gewannen die Habsburger auch die Kronen von Böhmen und Ungarn; die Umrisse ihres Donaureiches traten hervor.

Erwerbung Böhmens und Ungarns durch die Habsburger.

Seit dem Jahre 1490, seit Matthias Corvinus' Tode, waren Ungarn und Böhmen unter der Herrschaft des Jagellonen Wladislaw II. vereinigt gewesen, der in Böhmen schon seit 1471 regierte. Doch hatte dies keine innigere Verbindung zwischen beiden Staaten begründet, vielmehr zu mannichfachen Reibungen Veranlassung gegeben, da Ungarn auf Schlesien Ansprüche zu erheben geneigt war. Auch innerhalb der einzelnen Staaten selbst herrschte durchaus keine strenge Einheit. Unter der Krone Böhmen standen außer dem Hauptlande noch Mähren, Schlesien, die Ober- und Niederlausitz. Jedes dieser Territorien besaß seine eigene Landesverwaltung und seinen Landtag. In Böhmen und Mähren bildeten diesen die drei Stände der Herren, Ritter und Städte; jene wurde, soweit es die königlichen Lehnsleute und Städte betraf, von der Hofregierung, im Uebrigen von der Landesregierung geführt, unter welcher die Hauptleute der einzelnen Kreise standen. In der Oberlausitz dagegen gab es nur zwei Stände, Adel und Städte, in der Niederlausitz wiederum vier, weil hier die Prälaten selbständig am Landtage theilnahmen; in beiden Territorien stand ein königlicher Landvogt an der Spitze. Verwickelter gestalteten sich die Verhältnisse Schlesiens. Denn diese große Landschaft bildete nicht einmal in sich eine Einheit. Vielmehr besaßen die Herzogthümer Oppeln und Ratibor, Teschen, Liegnitz, Brieg und Wohlau noch eigene Landesherren aus dem Stamme der polnischen Piasten,

und nur ungefähr die Hälfte des Landes gehorchte unmittelbar der Krone Böhmen, die durch ihren Oberhauptmann und ihr Oberamt in Breslau ihre Rechte wahrnehmen ließ und in den einzelnen Erbfürstenthümern durch Landeshauptleute vertreten wurde. Da nun jedes dieser Fürstenthümer wiederum seinen besonderen Landtag hatte, die Interessen ganz Schlesiens aber durch die Fürstentage (Fürsten, Standesherren, Ritter und Städte) berathen wurden, so wurde schon die schlesische Staatsmaschine eine überaus komplizirte, um wie viel mehr die der gesammten böhmischen Kronlande! Sie wäre noch komplizirter gewesen, wenn eine Gleichberechtigung der einzelnen Gebiete bestanden hätte. Statt dessen behauptete Böhmen durchaus die entscheidende Stimme; ja es drückte ganz direkt auf die Verwaltung der „einverleibten Lande", insofern z. B. die Oberlausitz stets ein böhmischer Herr als Landvogt verwaltete, wol auch sie und andere überwiegend deutsche Nebenlande sich gefallen lassen mußten, königlich böhmische Befehle oder Anträge in tschechischer Sprache entgegenzunehmen. Eben dieser tschechische Charakter der böhmischen Regierung schärfte das Gefühl des Gegensatzes in diesen Gebieten. Böhmen selbst war in den Stürmen des Husitenkrieges, der im Grunde weit mehr ein Rassenkampf zwischen Deutschen und Slaven als ein Religionskrieg gewesen, fast völlig tschechisirt worden; bis an den Fuß des Erzgebirges herrschte das Tschechische und mit ihm der husitische Utraquismus, der freilich bald ermattete und den Katholiken als ketzerisch galt. Nur in den demokratisch organisirten Gemeinden der „Brüder" lebte etwas von dem alten Husitengeist fort und beherrschte damit zugleich namentlich die Bürger und den niederen Adel. So spalteten nationale und kirchliche Gegensätze die Lande der böhmischen Krone. Die feindliche Spannung zwischen Adel und Städten trat hinzu. Die Regierung Böhmens selbst lag durchaus in den Händen des tschechischen Adels; die Bauern hielt er in voller Leibeigenschaft, den Städten bestritt er ihr Stimmrecht im Landtage, und nur mit großer Anstrengung vermochten diese es zu behaupten. Kräftiger zeigte sich der Bürgerstand in der Oberlausitz und in Schlesien; dort wußte der Sechs-Städte-Bund, begünstigt durch die Stimmenvertheilung im Landtage, seine Sache tapfer und glücklich zu vertreten, die mächtigeren Städte sogar als Verwalter der königlichen Erbgerichte die Gerichtsbarkeit über den Adel ihrer Landschaft zu behaupten; hier warfen starke Gemeinden, wie Breslau, ein schweres Gewicht in die Wagschale. Bei solcher Uebermacht der Stände und namentlich des böhmischen Adels war das Königthum unter dem gutmüthigen, aber schwachen Wladislaw nur noch ein Schatten seiner selbst; abhängig von der Macht der Stände, in ewiger finanzieller Verlegenheit, umgeben und berathen von böhmischen Herren, bedeutete der König kaum mehr als der Präsident einer Adelsrepublik.

Nicht viel anders war es in Ungarn. Auch hier gab es weder eine politische noch vollends eine nationale Einheit. Neben Ungarn standen Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien in großer Selbständigkeit; selbst in Ungarn bildeten und bilden die Magyaren zwar den herrschenden Stamm, aber die Minderheit neben Ruthenen und Slovaken, Juden und Deutschen. Auch in Siebenbürgen lebten sie neben stammverwandten Szeklern, deutschen Kolonisten und romänischem Landvolk, während in Slavonien und Kroatien nur Südslaven hausten. In Ungarn selbst herrschte der magyarische Adel, fürstlich reiche Grundbesitzer neben kleinen, armen Edelleuten. Er herrschte im Komitat, dessen leitenden Beamten, den Vizegespan, er aus seiner Mitte wählte; er hatte die magyarischen und slavischen Bauern in schwere Abhängigkeit niedergedrückt, die seit der Niederwerfung des Bauernaufstandes unter Dozsa 1514 zu voller Leibeigenschaft geworden war; er bildete mit seinem Aufgebote das Heer. Dem vermochten die Städte kein volles Gegengewicht zu bieten. Fast ausschließlich oder überwiegend deutsche Gemeinden, zahlreich besonders im herrlichen Gebirgslande der Karpathen, wo namentlich die Gruppen der Bergstädte und der Zipser Städte hervortraten, wohlhabend durch blühenden Bergbau, Handel und Gewerbe, waren sie von der wüsten Komitatsverwaltung frei und standen zum Theil in festen Bündnissen mit einander, wie seit dem fünfzehnten Jahrhundert die „Fünfstädte" Leutschau, Kaschau, Eperies,

Bartfeld und Klein-Zeben, nahmen auch an den Reichstagen Theil. Aber im Ganzen war Ungarn thatsächlich eine Ansammlung selbständiger Adelsbezirke, in deren jedem wieder jeder Edelmann wie ein kleiner Fürst, oft als erbarmungsloser Tyrann, über seine Bauern schaltete. Siebenbürgen setzte staatsrechtlich sich sogar aus drei ständischen „Nationen", aus den Szeklern, Magyaren und Sachsen zusammen, während die viel zahlreicheren Rumänen nur abhängige Bauern waren; gemeinsame Landtage aller drei Nationen fanden aber erst seit der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts statt, als die Türkengefahr zur Einigkeit nöthigte. Nach eigenem Rechte und von Adelsversammlungen berathen, regierte endlich der „Banus" Kroatien und Slavonien. Was bedeutete nun in diesem Lande der Adelsfreiheit die königliche Gewalt! Schon die „Goldene Bulle" von 1222 hatte den Ständen das Recht des Widerstandes gegen den Mißbrauch königlicher Rechte verliehen; seit 1458 war Ungarn, eben so wie Böhmen, Wahlreich geworden, und nur eine so kraftvolle Persönlichkeit, wie die des Matthias, hatte es vermocht, trotzdem die adelige Willkür zu bändigen und dem Volke unparteiisches Gericht zu sichern. Aber nach seinem Tode (1490) ging der Ruf durch das gemißhandelte Landvolk: „König Matthias ist todt, dahin ist die Gerechtigkeit!" Dazu sanken rasch die Einnahmen der Krone, da der Adel sich des größten Theils der Krongüter bemächtigte; in den beiden Jahren 1494 bis 1495 betrugen die gesammten Einkünfte nur 136,000 Gulden, die Ausgaben 138,000 Gulden; ja 1502 mußte König Wladislaw zur Bestreitung seiner Hochzeit die geringfügige Summe von 2000 Gulden leihen. So vorübergehend wie die Stärke der Königsmacht unter Matthias war auch die Blüte der geistigen Bildung gewesen, die sein Herrscherwille hervortrieb; Fremde, namentlich Italiener, hatten sie gepflegt, höchstens einige höhere Geistliche sich ihrer noch angenommen; der Masse des Adels blieb sie fremd, und wer etwas von geistiger Regsamkeit sehen wollte, der mußte in die deutschen Städte und zu den Siebenbürger Sachsen gehen.



König Ludwig II. von Ungarn. Nach einem zeitgenössischen Bilde.

Die Türken an den Grenzen Ungarns. Auf diese weiten Lande der böhmischen und ungarischen Krone hatten die Habsburger nur für den Fall das nächste Anrecht, daß das regierende Haus der Jagellonen ausstürbe. Das schien freilich in weiter Ferne zu liegen, denn König Ludwig II., seit 1521 der Gemahl der Habsburgerin Maria, Nachfolger Wladislaw's seit 1516, stand im kräftigsten Jugendalter. Doch ein einziger Schlachttag vernichtete Ungarns Selbständigkeit und erledigte beide Kronen.

Wie eine drohende Wetterwolke stand seit Jahrzehnten die türkische Kriegsmacht an der südlichen Grenze. Gelenkt von einem Herrscher, der die absolute Gewalt mit der höchsten geistlichen Autorität, mit dem Khalifat, vereinigte, ausgerüstet mit einem auf einer Art Lehnseinrichtung beruhenden, durch das unüberwundene Fußvolk der Janitscharen verstärkten

Reiterheere (den Spahis), das an Zahl und Organisation damals nirgends seines Gleichen fand, mit unermeßlichen materiellen Mitteln ausgestattet, und dies Alles in der Hand eines gewaltigen Mannes, wie Sultan Soliman der „Prächtige" war, der mit dem Glaubenseifer des Moslem den Stolz verband, der wahre Nachfolger der römischen Kaiser zu sein — so beschaffen war in der That das Osmanische Reich jeder einzelnen europäischen Macht, ja selbst einer Verbindung mehrerer um so sicherer weit überlegen, als diese, meist abhängig von den Geldbewillungen widerstrebender Stände, nur über unbotmäßige Söldnerhaufen oder nicht zuverlässigere Landesaufgebote verfügten. Und wie sollte nun gar dies Ungarn mit seinem meisterlosen Adel und seiner ohnmächtigen Krone widerstandsfähig sein, zerklüftet obendrein durch den Gegensatz der Hofpartei, die auf die Habsburger und damit auf die Deutschen sich stützte, und der national-magyarischen Adelspartei?

Johann Zápolya. An ihrer Spitze stand Johann Zápolya, Wojewode von Siebenbürgen und Graf der Zips, der Herr von 78 Burgen, ein Mann von unruhigem Ehrgeiz, der sich nicht für zu gering gehalten, um die Hand Anna's, der Schwester Königs Ludwig, zu werben und jetzt tief erbittert war, als sie sich mit Erzherzog Ferdinand vermählte, aber noch keineswegs gewillt, seine Hoffnung auf die Königskrone aufzugeben.



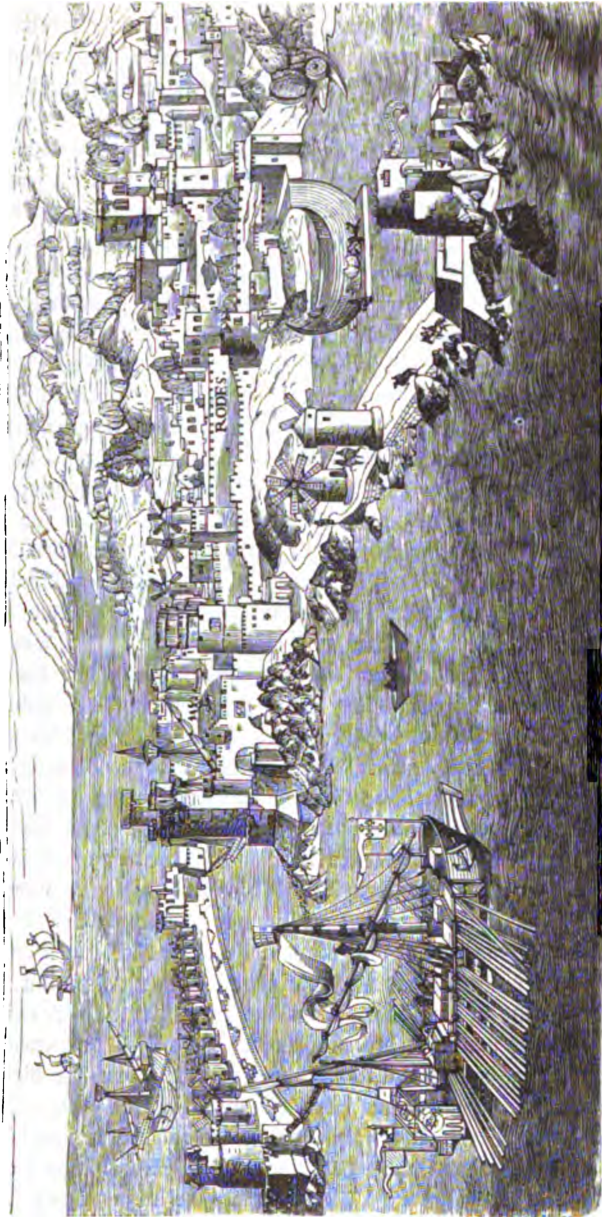
Rhodiser Ritter. Nach Jost Amann.

Unter solchen Umständen warf Sultan Soliman seine furchtbare Macht auf Ungarn, die Vormauer der gesammten Christenheit. Am 29. August 1521 fiel Belgrad, der Schlüssel Ungarns, wegen Geldmangels ohne Unterstützung gelassen, in seine Hand. Nur die Belagerung von Rhodos, welche das dringendste Interesse des Osmanischen Reiches zu erfordern schien, fristete noch einige Jahre hindurch den Frieden mit Ungarn.

Belagerung von Rhodos. Rhodos, seit 1310 in den Händen des Johanniterordens, beherrschte das östliche Mittelmeer, unterbrach die Seeverbindung Aegyptens und Syriens mit Konstantinopel und bedrohte die türkischen Küsten mit beständigen Angriffen. Deshalb führte der Sultan persönlich im Juni 1522 eine Flotte von 300 Schiffen und ein Landheer von 100,000 Mann gegen die Insel. Angriff und Vertheidigung waren einander werth. Unter der Leitung des tapfern Großmeisters Philipp de Villiers de l'Isle-Adam schlugen die Rhodiser zwanzig Stürme ab und widerstanden einer furchtbaren Beschießung, die gegen 80,000 Kugeln auf ihre Werke schleuderte. Erst als jede Hoffnung auf Hülfe schwand, als die Kraft der Vertheidiger gebrochen, die Munition erschöpft war, kapitulirte die Festung am 21. Dezember gegen freien Abzug der Ritter und Duldung des christlichen Kultus. In Malta fand dann der Orden durch Karl V. Aufnahme und ist auch später noch seines Amtes als Vorkämpfer gegen die Osmanen im Mittelmeere eingedenk geblieben.

Die Türken in Ungarn. Endlich im Jahre 1526 nahte auch für Ungarn das Verhängniß. Am 24. April verließ der Sultan mit seinen Scharen Konstantinopel. Ihm war der Großvezier Ibrahim vorangegangen, um Peterwardein zu belagern. Am 2. Juli stand Soliman vor Belgrad, zum Einbruch fertig, als in Ungarn noch nichts vorbereitet war. Furchtbar rächte sich jetzt die rohe Selbstsucht der Magnaten; sie hatten dem Königthume nicht die Kraft gelassen, um das Land zu retten. Wohl flogen nach allen Seiten die

Sendschreiben des Königs, um die Vasallen zum Zuzuge aufzurufen, und das „blutige Schwert" wurde nach altem Brauch im Lande umhergesendet, damit jedem der schwere Ernst des Augenblickes deutlich werde. Aber nur schwache Scharen sammelten sich in Ofen um den jungen König; mit nicht mehr als 3000 Mann zog er am 24. Juli ins Feld.



Ansicht der Stadt Rhodos. Nach einem zeitgenössischen Bilde. (Zu S. 228.)

Wol verstärkte sich unterwegs sein Heer auf 20,000 Mann, doch gerade die mächtigsten Vasallen, der Wojewode von Siebenbürgen und der Banus von Slavonien, fehlten, und so hoffnungslos schien die Lage, daß Niemand die schreckliche Verantwortung des Oberbefehls übernehmen wollte, bis ihn der König dem streitbaren Erzbischof von Kalocsa, Paul Tomory, aufzwang. Inzwischen war Peterwardein gefallen (27. Juli), und bei Esség überschritt der Sultan ungestört die Drau, um nach türkischer Weise unverweilt das Herz der feindlichen Macht, ihr

Heer oder ihre Hauptstadt oder beide, mit vernichtendem Stoße zu treffen. Noch war es vielleicht möglich, durch Anerkennung der türkischen Oberhoheit dem Zusammenstoß auszuweichen, aber der feurige Kriegsmuth der Ungarn, das beste Erbtheil ihres Stammes, wies das zurück und drängte zur Schlacht. — Auf der Ebene von Mohács, südlich von Kalocsa, am rechten Donauufer, sahen die Ungarn am 29. August das Heer der Osmanen.

Schlacht bei Mohács. In unermeßlicher Ausdehnung erstreckte sich die türkische Schlachtlinie, im Centrum das Fußvolk in mehreren Treffen, als Reserve die Janitscharen, vor der Front 300 Geschütze, durch Reiterschwärme verhüllt, an den Flügeln die dichten Geschwader der Spahis. Todtenblässe überflog das Antlitz des jungen Ungarnkönigs, als er sich den Helm aufsetzte; es war die erste und letzte Schlacht, in die er hineinritt. Nach fruchtloser Kanonade ungeduldig hervorbrechend werfen seine Reiterscharen in stürmischem Anprall die Osmanenkavallerie des Mitteltreffens, aber dahinter empfängt sie das vernichtende Feuer der türkischen Geschütze, und während die Glieder der Ungarn in Verwirrung sich lösen, schwenken die Spahis zum Einhauen in ihre Flanken ein. Da ergießt sich das geschlagene Heer in wilder Flucht nach rückwärts; König Ludwig selbst wird mit fortgerissen, kommt glücklich durch den Csellyebach, aber am andern Uferrande gleitet sein Pferd zurück, überschlägt sich und schleudert den Reiter in das sumpfige Wasser. Sein Begleiter, ein schlesischer Edelmann, bringt die Trauernachricht nach Ofen. Mit dem Könige fielen Paul Tomory und zahlreiche Edle; 1500 Gefangene ließ der Sultan nach der Schlacht köpfen. Dann brach er auf, nahm Ofen durch Uebergabe und feierte das Beiramfest in der Hauptstadt des Feindes, begnügte sich aber mit dem gewonnenen Erfolge und kehrte nach Konstantinopel zurück, ohne Ungarn durch Besatzungen sich zu sichern.

Die Schlacht bei Mohács ist eine jener welthistorischen, die das Geschick großer Nationen auf Jahrhunderte hinaus bestimmen. Sie entschied den Anfall Ungarns und Böhmens an die Habsburger und machte ersteres auf fast zweihundert Jahre zu einem großen Schlachtfelde.

Ferdinand I. König von Böhmen (1527). In Böhmen waren alle Parteien einig, an dem Wahlrechte gegenüber dem Erbanspruche der Habsburger festzuhalten und eben deshalb war die Erhebung Erzherzog Ferdinands keineswegs zweifellos, zumal Herzog Wilhelm von Bayern das Geld nicht sparte. Sehr geschickt wußten jedoch die österreichischen Gesandten das Mißtrauen der böhmischen Stände zu beschwichtigen, indem sie nur um die Wahl sich bemühten, das Erbrecht möglichst wenig betonten. Entscheidend war dann die Uebernahme der Landesschulden und die Anerkennung der husitischen Landeskirche, welche Ferdinand in Aussicht stellen ließ; auch an Bestechung maßgebender Herren, wie namentlich des Oberstburggrafen Lew von Rozmital, fehlte es nicht. So wurde am 23. Oktober 1526 Erzherzog Ferdinand einstimmig zum König von Böhmen gewählt und nachdem er die Verfassung beschworen, am 24. Februar 1527 im Dome zu Prag feierlich gekrönt.

Ferdinand I. im Kampfe gegen Johann Zapolya. Schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse in Ungarn. Denn hier war Zápolya's Partei noch im Uebergewicht. Schon im Oktober war der ehrgeizige Wojewode in Ofen erschienen, hatte sich in Stuhlweißenburg zum Könige wählen lassen und dort am 12. November die Stephanskrone auf sein Haupt empfangen. Hinter ihm stand die Mehrheit des Adels; ja er knüpfte mit Venedig und Frankreich Verbindungen an. Für Ferdinand waren nur die Komitate diesseit der Donau, dann die deutschen Städte der Zips und die Siebenbürger Sachsen. Deren Vertreter wählten nun auch wirklich am 16. Dezember den Erzherzog zum König. Da eine polnische Vermittlung zwischen den beiden Prätendenten fehlschlug, so überschritt Ferdinand am 31. Juli 1527 bei Heimburg die ungarische Grenze mit etwa 17,000 Mann meist deutscher Truppen unter Nikolaus von Salm und Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach. Rasch fielen Komorn und Gran, manche Komitate sagten Zápolya ab, so daß er nach dem Nordosten wich. Dort ereilte ihn Salm bei Tokaj, schlug ihn völlig (27. September) und zwang ihn zur Flucht nach Galizien. Am 3. November empfing Ferdinand die Krone zu Stuhlweißenburg.

Aber hinter dem geschlagenen Gegner stand die drohende und als unbesieglich gefürchtete türkische Macht. Soliman betrachtete Ungarn als sein rechtmäßiges Eigenthum, Johann Zápolya als seinen Vasallen; auch eine Sendung Ferdinand's nach Konstantinopel Anfang 1528 änderte nichts daran. So blieb der Besitz Ungarns immer noch ein bestrittener, und zu ihren übrigen Aufgaben übernahmen die Habsburger auch noch die schwerste, die abendländische Christenheit gegen die Osmanen zu decken.



Tod König Ludwig's in der Schlacht bei Mohács.
Nach Barth. Székely's Gemälde im Nationalmuseum zu Pest.

Ende des zweiten italienischen Krieges. Doch mochten sie jetzt mit geringerer Besorgniß in die Zukunft blicken, da sich in Italien die Dinge völlig zu ihren Gunsten wandten. Zwar gegen Ende des Jahres 1527 schien dort der Krieg einen sehr ungünstigen Gang nehmen zu wollen, denn in Oberitalien, das der Abzug Bourbon's fast ganz von Truppen entblößte, erschien ein starkes französisches Heer unter Lautrec, nahm das vielgeplagte kaisertreue Pavia (August) und plünderte es acht Tage lang; auch Alessandria fiel, und im Oktober brach Lautrec über den Po gegen Rom auf. Hier hatten inzwischen Desertion und Krankheiten, natürliche Folgen des ungewohnten Klimas, der Ausschweifungen und Anstrengungen, das kaiserliche Heer auf 12—13,000 Mann vermindert. Mit diesen schwachen Kräften fühlten sich die Führer, an ihrer Spitze Philibert von Oranien, außer Stande, die Stadt zu halten oder eine Schlacht zu wagen; sie räumten Rom und richteten sich in Neapel zu hartnäckiger Vertheidigung ein (Anfang 1528). Die Franzosen folgten ihnen, bemächtigten sich eines großen Theils des Königreiches und erschienen im April vor der Hauptstadt, die zugleich von der Seeseite her Andrea Doria mit der genuesisch-französischen Flotte blockirte. Die eng umschlossene Stadt ängstigte dann gar bald schon die größte Noth, so daß man die Uebergabe täglich erwartete. Da brachte ein

plötzlicher Zwischenfall die Wendung. Andrea Doria, trotz treuer Dienste von König Franz I. persönlich verletzt und schwer gereizt durch den Versuch der Franzosen, an Stelle Genua's, dem sie nie recht trauten, das eben genommene Savona zu einem großen Handelsplatze zu machen, trat mit Karl V. in Verhandlungen und erhielt die Zusicherung der Unabhängigkeit Genua's als Preis des Abfalls von Frankreich. So vereinigte er sein Geschwader mit dem kaiserlichen und verwandelte die Blockadeflotte in eine Hülfsflotte für Neapel. Da nun im französischen Lager ansteckende Krankheiten die Soldaten hinwegrafften — am 2. August waren von 25,000 Mann nur noch 4000 waffenfähig — und auch Lautrec ihnen erlag (15. August), so hoben die Franzosen Ende des Monats die Belagerung auf und suchten den Rückweg. Aber hart verfolgt ging auch der Rest völlig zu Grunde; nicht eine Compagnie kehrte nach Frankreich zurück. Zwar erschienen nochmals französische Truppen unter Saint-Pol in Oberitalien, aber Antonio de Leyva, durch Deutsche und Spanier verstärkt und durch erbarmungslosen Terrorismus Mailands sicher, zersprengte die Gegner in nächtlichem Ueberfall bei Landriano und nahm Saint-Pol selber gefangen (21. Juni 1529).

Friedensschlüsse in Barcelona und Cambrai. Etwas Weiteres gab es für Karl V. in Italien kaum zu erobern; überdies trieb die Erschöpfung des verzweifelten Landes, die Rücksicht auf die Verstimmung der katholischen Welt — auch Spaniens — über die Mißhandlung des Papstes, wie über das Umsichgreifen der „Ketzerei", endlich der Hinblick auf den drohenden Einbruch Soliman's in Ungarn die Habsburgische Politik zum Frieden mindestens mit Rom; und auch Clemens VII. mußte ihn wünschen, denn er war in seiner eigenen Hauptstadt so gut wie Gefangener. Am 29. Juni 1529 kam der Friede in Barcelona zu Stande. Der Kaiser räumte den Kirchenstaat und versprach Florenz unter die Herrschaft des päpstlichen Hauses, der Medici, zurückzuführen. Dafür sprach Clemens VII. die Plünderer Roms vom Banne los und verhieß die Belehnung Karl's V. mit Neapel. Wenige Wochen später folgte zu Cambrai der „Damenfriede" zwischen Frankreich und Spanien (15. August 1529). Zwei erlauchte Damen waren es, deren Hände das feine Gespinst woben: Margarethe von Oesterreich, Karl's V. Tante, und Luise von Savoyen, Franz' I. Mutter. Beide Parteien wichen einen Schritt von ihren Ansprüchen zurück: Franz I. verzichtete schweren Herzens auf seine Rechte über Flandern und Artois, Mailand, Genua und Neapel, Karl V. gab das alte Erbe seines Hauses, das Herzogthum Burgund, an Frankreich preis. Diese Abkunft bezeichnete, obwol in der Folgezeit noch mehrmals bestritten, doch die Grundlage der Territorialverhältnisse zwischen Frankreich und Spanien für mehr als ein Jahrhundert und überlieferte Italien der spanischen Herrschaft. Aber nicht blos Frieden schlossen die beiden Mächte zu Cambrai; sie gelobten einander, wie schon zuvor Kaiser und Papst in Barcelona gethan, gemeinsames Vorgehen gegen alle Feinde der Kirche.

Deutschland bis zum Nürnberger Religionsfrieden.

Die Pack'schen Händel (1528). Schon standen sich in Deutschland die Parteien so gespannt gegenüber, daß der freche Betrug eines geldgierigen Menschen sie beinahe gegen einander in Waffen gebracht hätte. Das war Dr. Otto von Pack, Kanzleibeamter des Herzogs Georg von Sachsen. Der Mann lieferte gegen eine Zahlung von 10,000 Gulden dem Landgrafen Philipp von Hessen die angebliche Originalurkunde eines Bündnißvertrages zwischen König Ferdinand, den Kurfürsten von Brandenburg und Mainz, den Herzögen von Sachsen und Bayern und einigen süddeutschen Bischöfen, nach welchem diese beabsichtigten, gemeinsam von Kursachsen die Auslieferung Luthers zu fordern, im Weigerungsfalle über das Land und das verbündete Hessen herzufallen und beide unter die Sieger zu vertheilen. In höchster Aufregung — denn jeder Zweifel schien ausgeschlossen — bewog der Landgraf den Kurfürsten zu einem Schutzbündniß in Weimar für gemeinsamen Widerstand (9. März 1528) und rückte sofort in die überraschten fränkischen Stiftslande ein, die er zu beträchtlichen Zahlungen nöthigte. Zum Glück war Kurfürst Johann etwas weniger

leichtgläubig als Philipp; er fragte geradezu bei Herzog Georg an und empfing die entrüstete Antwort, wer das Original eines solchen Vertrages gesehen zu haben behaupte, der sei ein meineidiger Bösewicht. Eine Vernehmung Pack's brachte wirklich den böswilligen Betrug an den Tag, und die Gemüther beruhigten sich wieder, aber beide Parteien hatten gesehen, was jede der andern zutraute, und die Stimmung blieb gereizt.

Die Protestation der Evangelischen 1529. Jetzt griff abermals der Kaiser, der äußeren Feinde im Wesentlichen ledig, in die kirchlichen Händel bestimmend ein. Seine Politik bot den katholischen Fürsten, die mit ihren protestantischen Mitständen im Frühjahr 1529 in Speier zu einem zweiten Reichstage sich versammelten, den festen Rückhalt. Sie besaßen die überwältigende Mehrheit in den beiden maßgebenden Kollegien: von den sieben Kurfürsten wie von den anwesenden neun Fürsten war nur je einer evangelisch. Da fand denn zuerst im vorberathenden Ausschuß, dann im Plenum der kaiserliche Antrag Annahme, daß der Beschluß des Reichstags von 1526 aufgehoben sei, den Bischöfen ihre Rechte, allen geistlichen Ständen ihre Besitzungen und Einkünfte bei der Strafe der Reichsacht gelassen und keine weiteren Neuerungen vorgenommen würden. Die Evangelischen sahen sich vor die schwere Wahl gestellt, entweder Alles, was sie bisher errungen, preiszugeben oder sich gegen die Mehrheit der Stände und die Autorität des Kaisers aufzulehnen. Versuche zur Vermittlung blieben naturgemäß ohne Resultat; vielmehr erklärte König Ferdinand am 19. April rund heraus, nach altem löblichen Gebrauche habe die Minderheit der Mehrheit sich zu fügen. Da unterzeichneten an demselben Tage die Evangelischen die Protestation von Speier, die ihnen von nun an den Namen gab; sie leugneten das Recht der Mehrheit, in kirchlichen Dingen einen Beschluß zu fassen, und hielten demgemäß an dem Reichstagsabschiede von 1526 fest. In das Reichsrecht führten sie damit einen neuen Grundsatz ein, aber sie zogen nur die Konsequenz der Thatsache, daß drei Jahre zuvor jedem Reichsstande die souveräne Entscheidung der kirchlichen Frage überlassen worden war. Nur einem allgemeinen oder einem deutschen Konzil erklärten sie sich unterwerfen zu können. Sieben Fürsten: Johann von Sachsen, Philipp von Hessen, Georg von Brandenburg-Ansbach, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt, und dreizehn Reichsstädte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Isny, St. Gallen, Weißenburg, Windsheim, unterzeichneten diese Protestation, die, da ihre Aufnahme in den Reichstagsabschied nicht durchzusetzen war, sofort durch den Druck veröffentlicht wurde.

So war der Gegensatz offen erklärt, und die schlimmsten Befürchtungen mußten aufsteigen, als man die Abmachungen von Barcelona und Cambrai erfuhr, während von Osten her gegen das zerspaltene Reich aufs Neue die Türkengefahr verderbendrohend heranzog. Da schien nichts dringender als der enge Zusammenschluß der „protestirenden Stände" unter sich und mit den Glaubensgenossen in der deutschen Schweiz.

Luther und Zwingli in Marburg, Oktober 1529. Auch in der Schweiz war die Lage eine äußerst gespannte, der offene Kampf nur eine Frage der Zeit, und deshalb befürwortete auch Zwingli in seinem nüchternen Scharfblick ein Vertheidigungsbündniß mit den deutschen Protestanten. Die oberdeutschen Reichsstädte, mit den Schweizern in vielfachem Verkehr, namentlich Straßburg, das seine Kirche im Ganzen nach Zwingli's Muster eingerichtet, waren die natürlichen Mittelglieder, und eifrig arbeitete auch Philipp von Hessen für den Plan. Doch in jener schroffen Härte, die nur die Kehrseite seiner Ueberzeugungstreue war, drang Luther bei seinem Kurfürsten darauf, daß kein politisches Bündniß abgeschlossen werde, wenn man sich nicht zuvor über den Glauben geeinigt habe. Dieser Bedingung zu genügen brachte Landgraf Philipp ein Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zu Marburg in Vorschlag. Von 1. bis 3. Oktober 1529 fand es statt. Doch wenn auch die Anschauung der beiden großen Männer über die Göttlichkeit Christi, die Erbsünde und die Taufe sich als wesentlich übereinstimmend erwiesen, in der Lehre vom Abendmahle

schieden sie sich. Hier stand Luther's mystisch-tiefe Auffassung der verstandesmäßig-nüchternen Zwingli's unversöhnlich gegenüber. „Ihr habt einen andern Geist", rief er dem Schweizer zu; Zwingli's ausgestreckte Hand, der mit Thränen in den Augen ihn bat, wenn sie sich nicht verständigen könnten, so möchten sie doch wenigstens sich als Brüder betrachten und dies öffentlich erklären, wies er finster zurück. Nie war er furchtbarer als in Marburg, aber es war dieselbe felsenfeste, in heißen Seelenkämpfen gewonnene Ueberzeugungstreue wie in Worms, die der Verständigung widerstrebte. So schieden sich die beiden protestantischen Kirchen; nur die Zusammenstellung der ihnen gemeinsamen Sätze und dazu das Versprechen, „christliche Liebe zu üben", waren positive Resultate der Marburger Zusammenkunft. Und da sie nun zu keiner theologischen Uebereinstimmung geführt, so unterblieb auch jede politische Vereinbarung; denn Luther setzte unmittelbar nach der Marburger Zusammenkunft in Schleiz, wo Johann von Sachsen und Georg von Brandenburg sich begegneten, den Beschluß durch, daß ein Bund nur auf dem Grunde vollkommener Glaubensgemeinschaft abgeschlossen werden solle. — Infolge dessen konnte man sich nicht einmal mit den oberländischen Reichsstädten verständigen, denn Ulm und Straßburg wiesen in Schwabach die Marburger Artikel Luther's ab (Dezember 1529). Und doch hatte soeben der Kaiser eine Abordnung der „protestirenden Stände" ungnädig empfangen und die Protestation selbst gar nicht angenommen. Es war nicht zweifelhaft: er dachte die Ketzerei mit Gewalt niederzuschlagen. Aber selbst jede Gegenwehr verwarf Luther als gerichtet gegen die rechtmäßige Obrigkeit, die des Kaisers Majestät trotz Alledem blieb. So traten ungerüstet und unverbunden die protestantischen Stände dem zürnenden Reichsoberhaupte gegenüber, nur weil es ihr Gewissen so gebot. „Klug ist das nicht, aber es ist groß."

In derselben Gesinnung haben die deutschen Protestanten in demselben Jahre 1529 ihre Reichspflicht treulich erfüllt, als die Türkengefahr in furchtbarster Gestalt wieder heranzog. Und doch bedrohte sie zunächst die habsburgischen Lande, und es konnte für die protestantischen Interessen vortheilhaft scheinen, wenn die kaiserliche Politik sich gefesselt sah, wenn dort in Ungarn etwa Johann Zápolya sich behauptete.

Soliman gegen Ungarn und Wien 1529. Zápolya's Glückstern war in der That wieder im Aufsteigen; am 25. September 1528 hatte sein Feldherr Báthory über Ferdinand's Truppen bei Sarospatak gesiegt und mit dem Beginne des nächsten Jahres rüstete Soliman zu neuem Heereszuge, entschlossen, das ganze Abendland zu bezwingen, dessen Zerrüttung er sehr wohl kannte. Dem gegenüber hielt König Ferdinand in allen seinen Gebieten Landtage, um sich Geld und Streiter bewilligen zu lassen; aber Ungarn war so gut wie unvertheidigt oder bereit zum Abfall, als der Sultan, am 10. Mai von Konstantinopel aufgebrochen, hier einmarschirte.

Im Lager von Mohács begrüßte Johann Zápolya seinen Oberlehnsherrn an der Spitze zahlreicher Magnaten seiner Partei, ja er überlieferte ihm die Stephanskrone, das Palladium der ungarischen Selbständigkeit. Am 3. September erschienen die Türken vor Ofen. Hier lagen in der Königsburg, von aller Hülfe verlassen, 700 deutsche Landsknechte. Diese Tapferen wiesen elf Stürme ab; erst als die Feste nur noch einem Steinhaufen glich, kapitulirte der Rest gegen freien Abzug, und auch ihm bereitete türkische und ungarische Treulosigkeit beim Ausmarsche ein blutiges Ende. Ungarn war gänzlich in den Händen der Osmanen, der Angriff nahte sich der deutschen Grenze.

Zu ihrem Schutze stand kein Heer bereit. Zwar der entsetzlichen Gefahr gegenüber, die Deutschland mit barbarischer Unterjochung bedrohte, schwieg der kirchliche Zwist; Luther selbst hatte früher, um Ostern, in seiner Schrift: „Vom Heerzuge wider den Türken" seine zaudernden Glaubensgenossen zum Kriege gemahnt, und die Zuzüge der protestantischen Stände hatten sich nunmehr auch in Bewegung gesetzt. Aber dies Reichsheer sammelte sich erst jetzt unter Pfalzgraf Friedrich bei Linz, und ehe es wirklich schlagfertig war, überschritten die Türken die Grenze.



Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli. Nach Prof. Noack's Gemälde.

Da beruhte die einzige Hoffnung auf Wien. Doch die Stadt war nur von einer einfachen Ringmauer umgeben und einer ernsten Belagerung in keiner Weise gewachsen. Gab man Wien aber auf, so wälzten sich die osmanischen Heersäulen widerstandslos die Donau hinauf und nach Mähren und Böhmen hinein; der Himmel mochte wissen, was ihren Fortschritt hemmte. So entschlossen sich die kaiserlichen Feldhauptleute, der einundsiebzigjährige Nikolaus von Salm voran, Wien zu behaupten. 16,000—17,000 Mann Deutsche, Böhmen und Spanier standen ihm zur Verfügung, genug, um die Werke ausgiebig zu besetzen, wenn sie nur hielten. Die Vorstädte ließ er niederbrennen, die nicht Kampffähigen aus der Stadt bringen, Geschütze auf die Mauern führen, während schon bei Nacht die Feuersäulen der brennenden Dörfer im Osten die Annäherung des wilden Feindes verkündeten. Am 24. September standen die Türken vor Wien. In unermeßlicher Ausdehnung dehnten sich ihre Gezelte im Halbkreis, weithin glänzend mit goldenen Knäufen das des Großherrn bei Sievering; die Segel ihrer Proviantflotte bedeckten den Strom, die Geschwader ihrer leichten Reiter die Ebene. Entschlossen gingen die Belagerer weniger mit Batteriefeuer als mit Minen gegen die Mauern vor; zwar gelang es mehrmals durch Gegenminen den Anschlag zu vereiteln, aber am 9. Oktober flog eine Mine auf zwischen der Hofburg und dem Kärntnerthore und riß eine weite Bresche. Mit wildem Schlachtgeschrei liefen die Janitscharen an, doch der krumme Säbel erlag dem Speer und dem Feuerrohr der Landsknechte, die mit hundertstimmigem „Her!" die Gegner empfingen. Zwei Tage später ging eine zweite Mine in die Luft, und wiederum wiesen die Vertheidiger den dreimal wiederholten Sturm mit furchtbarem Verluste der Türken ab. So gewaltig war der Eindruck dieses ehernen Widerstandes, daß bei einer dritten Bresche, die eine Mine am 12. Oktober riß, gar kein Sturm unternommen wurde. Wider alles Erwarten mußte sich der Sultan geschlagen geben. Denn vor Wien vermochte er nicht länger auszuhalten, weil das rauhe Herbstwetter und Mangel an Lebensmitteln sein Heer dezimirten. Am 14. Oktober brach er das Lager ab und wich nach Ungarn zurück. Die ungeheure Gefahr war abgewendet. Doch Ungarn hielt er fest. Hier gebot sein Vasall Johann Zápolya; nur das nördliche Gebirgsland und den westlichen Grenzstreifen vermochte Ferdinand zu behaupten.

Karl V. in Italien, 1529—1530. Den deutschen Protestanten sollte die Hülfe, die sie pflichtmäßig gegen die Türken geleistet, nicht zugute kommen. Denn schon war der Kaiser, des französischen und des türkischen Krieges ledig, in Italien, um dessen verwickelte Verhältnisse persönlich zu ordnen und seine Herrschaft wie sein Einvernehmen mit dem Papste zu befestigen. Die ihm lange nicht nahegekommen waren, erkannten ihn kaum wieder, so verwandelt erschien er. So unselbständig und theilnahmlos er früher gewesen, so thätig und eigenwillig war er jetzt. Er drückte seine Minister (Cobos, Granvella) zu dienstbaren Werkzeugen seines Herrscherwillens herab und gönnte ihnen höchstens eine berathende Stimme. Bis dahin hatte er Jahre hindurch in Spanien gesessen; seitdem führte er alle seine wichtigen Verhandlungen selber, flog von einem Schauplatz der Ereignisse zum andern, setzte sich selbst an der Spitze seiner Heere den Gefahren und Anstrengungen des Krieges aus und entwickelte dabei militärische Talente, die das Urtheil rechtfertigten, der beste Feldherr, den er jemals gehabt, sei er selber gewesen. Langsam, bedächtig kam er zum Entschlusse; doch den gefaßten hielt er eisenfest, und war sein Plan gescheitert, man wußte, er ließ ihn nicht fallen, verschob nur seine Ausführung, wartete geduldig der Stunde, um dann vielleicht mit zerschmetternden Schlägen seine Feinde zu treffen. Das sollten die Deutschen an sich erfahren. Gleich die Erfolge der Jahre 1529 und 1530 in Italien waren sein persönliches Werk.

In Bologna traf er mit Papst Clemens VII. zusammen. Großartig waren die Gesichtspunkte nicht, von denen Beide sich leiten ließen. Denn der Papst opferte seinen Plan, Italien von der spanischen Herrschaft zu befreien, dem Vortheile seines Hauses, erhielt von Karl V. das Versprechen, den Medici Florenz als Herzogthum zu übergeben, und der Kaiser wiederum opferte dem Interesse seiner Herrschaft die Aussichten auf eine wirksame Kirchenreform,

welche ihm die Einnahme Roms und die Gefangenschaft Clemens VII. verschafft hatte; er dachte sich ihn und sein Haus für immer durch die Uebergabe von Florenz zu verpflichten, die nach hartnäckiger Vertheidigung der Stadt wirklich erfolgte (Oktober 1530).

In Mailand wurde Franz Sforza als Vasall des Kaisers eingesetzt, Genua war durch die Doria an Spanien gefesselt. So lag Italien zu Füßen nicht des Kaisers, sondern des Königs von Spanien; nicht die deutsche, sondern die spanische Herrschaft hat dort Karl damals begründet.



Graf Nikolaus von Salm im Kampfe gegen die Türken. Zeichnung von Bernh. Mörlins.

Doppelkrönung zu Bologna, 1530. Deutlich kam das erst zum Ausdruck bei der doppelten Krönung, als zu Bologna ihm am 22. Februar 1530 die eiserne Krone Italiens, am 24. die des römischen Kaisers aufs Haupt gesetzt wurde. War an sich schon diese letzte Kaiserkrönung auf italienischem Boden nur ein schwaches Abbild früherer Vorgänge, so bot sie auch im Einzelnen einen völlig verschiedenen Anblick. Spanier und Italiener bildeten Karl's Umgebung und trugen die Insignien; kein deutscher Fürst war zugegen, ja, keiner war überhaupt nur eingeladen. Nur 3000 Landsknechte repräsentirten die deutsche Nation; sie hätten ebenso gut bei der Krönung eines Königs von Frankreich oder Polen paradiren können.

Der Reichstag von Augsburg und die Konfession, 1530. Die Wiederherstellung des Einvernehmens zwischen den beiden Häuptern der Christenheit konnte für die deutschen Protestanten ebenso verhängnißvoll werden, wie es neun Jahre zuvor die Haltung Karl's V. Luther gegenüber hatte bestimmen helfen. Zunächst freilich mochte darüber der versöhnliche Ton des kaiserlichen Ausschreibens täuschen, mit dem er die Stände zum Reichstage nach Augsburg berief, während er selber bereits in Innsbruck mit katholischen Fürsten Verhandlungen pflog. So waren die Stände zahlreich erschienen, Johann von Sachsen und Philipp von Hessen voran, begleitet von ihren Theologen; Luther freilich, über dem noch Bann und Acht schwebten, war auf der sicheren Feste Koburg zurückgeblieben.

Am 15. Juni gegen Abend endlich zog der Kaiser in Augsburg ein, feierlich eingeholt von den Fürsten, von den Behörden und Reisigen der Stadt. Aber gleich in den ersten Stunden enthüllte sich sein Standpunkt. Denn in einer privaten Unterredung mit Johann von Sachsen, Philipp von Hessen, Georg von Brandenburg und Franz von Lüneburg stellte er den Herren das Ansinnen, die gewohnte lutherische Predigt während des Reichstages zu unterlassen und am nächsten Tage der Frohnleichnamsprozession beizuwohnen. Er aber erfuhr, daß er damit eine protestantische Gewissenssache berührte. Rund heraus weigerte sich Philipp, der greise Brandenburger aber gab zur Antwort: „Herr, ehe ich Gott und sein Evangelium verleugne, will ich auf der Stelle niederknieen und mir den Kopf abschlagen lassen!“ Vor diesem stürmischen Ausbruch des alten Herrn erschrak der Kaiser: „Lieber Fürst, nicht Kopf ab, nicht Kopf ab!“ erwiderte er in gebrochenem Niederdeutsch, dem Erregten auf die Schulter klopfend. An der Prozession aber nahmen die Protestanten nicht Theil, nur Unterlassen jeder Polemik wurde den beiderseitigen Geistlichen auferlegt.

Unter solchen sich rasch trübenden Aussichten begannen die Verhandlungen am 20. Juni im Rathhaussaale. Der Kaiser forderte sofort die Stände auf, „ihr Gutdünken, Opinion und Meinung“ über die religiösen Streitigkeiten schriftlich lateinisch und deutsch ihm zu erkennen zu geben. Die Protestanten waren längst darauf vorbereitet; Melanchthon hatte mit Luther gemeinsam gleich nach dem Ausschreiben des Reichstages die große Bekenntnißschrift ausgearbeitet, welche unter möglichster Vermeidung jeder Polemik einfach die Begründung des lutherischen Lehrbegriffes in der Heiligen Schrift, wie des Kultus und der Verfassung in der Uebereinstimmung mit der Bibel und der älteren Kirche versuchte und dabei überall das mit der katholischen Lehre Uebereinstimmende hervorhob. Auf die Zwinglianer freilich nahm diese Konfession keine Rücksicht; ein letzter Versuch Landgraf Philipp's zur Versöhnung war gescheitert; ja auch vier deutsche Reichsstädte: Straßburg, Lindau, Memmingen und Konstanz, weigerten sich der Unterzeichnung und gaben ein besonderes Bekenntniß ein (Confessio tetrapolitana). Es kostete große Mühe, vom Kaiser überhaupt nur die Erlaubniß zur Verlesung zu erhalten, und auch dann erfolgte sie nicht im Rathhaussaale, sondern in der Kapelle des Bischofshofes, die nur etwa 200 Menschen faßte (25. Juni). Aber der sächsische Vizekanzler Christian Bayer verlas die Konfession in deutscher Sprache mit so kräftiger Stimme, daß sie weit über die Kapelle hinaus vernehmlich wurde. Das lateinische Exemplar nahm der Kaiser an sich, das deutsche Albrecht von Mainz, der Erzkanzler des Reiches.

Gewaltig war der Eindruck der Konfession selbst auf die Gegner gewesen. Zum ersten Male kam es ihnen zum Bewußtsein, daß sie es nicht zu thun hätten mit vereinzelten, ketzerischen Lehrmeinungen, sondern vor einem großen, tief gegründeten Gebäude stünden. Um so mehr hofften die Protestanten, der Kaiser werde die katholische Mehrheit veranlassen, nun ebenfalls ihre Sätze vorzulegen, und dann den Schiedsspruch fällen. Allein jene betrachtete sich nicht mehr als Partei, sondern als allein berechtigt, und nöthigte den Kaiser, als ihr Vertreter zu verfahren. Demnach ließ sie sich auch nur zu einer vermeintlichen Widerlegung der Konfession, nicht zur Aufstellung ihres Lehrsystems herbei, zur „Konfutation“, die von Eck, Wimpina, Cochläus u. A. ausgearbeitet, am 3. August zur Verlesung kam. Karl V. forderte nunmehr ohne Weiteres, die „Protestanten“ sollten sich jetzt als widerlegt betrachten und demgemäß sich unterwerfen, widrigenfalls er gegen sie verfahren werde, wie es ihm als Schirmvogt der römischen Kirche zukäme.

In dieser drangvollen Lage wandten sich aller Blicke auf Kurfürst Johann von Sachsen. Eine stille, in sich gekehrte Natur, rauschender Lebensfreude abgeneigt und deshalb am glänzenden Hofe Maximilians I. niemals heimisch, voll religiöser Wärme und seitdem er Luther's Lehre angenommen, an sie gefesselt mit der ganzen Kraft tiefinnerer Ueberzeugung, hat er sich damals zu Augsburg den ehrenvollen Beinamen des „Beständigen“ verdient und Anderen dieselbe Standhaftigkeit eingeflößt. Stand doch auch hinter ihm die gewaltige Persönlichkeit des Reformators. In quälender Sorge saß Luther auf der Koburger Feste.

Er kannte Augsburg und seine Verlockungen, er wußte, daß Melanchthon's Natur oft allzu sehr der Vermittelung günstig sei, wo nichts zu vermitteln war; daß Philipp von Hessen in manchem Punkte mehr zu Zwingli neige als zu den Wittenbergern. Und er saß fern, durch Tagereisen getrennt, wo oft die Stunde kostbar war, statt des lebendigen Wortes angewiesen auf die todte Schrift. Aber seine Mahnungen und Briefe drangen wie Pfeile in die Seelen; kein Abfall, kein Schwanken war zu schauen, nicht bei den Fürsten, nicht bei den Gesandten der Städte. So wurden auch die Vermittelungsverhandlungen zu Schanden, die man besonders auf Melanchthon's Drängen während des August in einem Ausschuß aus je fünf Theologen und zwei Fürsten versuchte. Denn so nahe sich die Parteien in wichtigen Lehrmeinungen kamen, über die prinzipiellen Gegensätze der Anschauungen, über die hierarchische Ordnung, die den Katholiken von Gott eingesetzt, den Protestanten als Menschenwerk galt, gelangte man nicht hinaus; nachdrücklich wahrte hier der päpstliche Nuntius Campeggio den Standpunkt seiner Kirche, und Luther schrieb an Spalatin (26. August): „Ich höre, ihr habt ein wunderbarlich Werk angefangen, den Papst und Luthern zu vertragen; aber der Papst will nicht, und Luther verbittet es sich“.

Als auch dies fruchtlos blieb, wandte sich der Kaiser an Clemens VII. mit dem Antrage auf die Berufung eines Konzils. Doch dem graute vor den Stürmen, wie sie Konstanz und Basel gesehen, und er knüpfte die Berufung eines solchen an eine Bedingung, deren Zurückweisung er voraussah: daß zuvor die Protestanten alle Neuerungen abstellen müßten. Nun, da die Protestanten sich dessen weigerten (7. September), ging der Kaiser zu scharfen Drohungen über; er nahm die „Apologie der Konfession“, welche Melanchthon zur Widerlegung der „Konfutation“ verfaßt, gar nicht an, und theilte den Evangelischen den Entwurf eines überaus feindseligen Abschiedes mit.

Da verließ Kurfürst Johann die Stadt; schweren Herzens, aber ungebeugt nahm er Abschied vom Kaiser, mit ihm alle protestantischen Fürsten, später auch die Städte. Erst nach ihrer Abreise nahm die katholische Mehrheit den Reichstagsabschied an (19. November 1530). Unter Androhung von Bann und Reichsacht befahl er die Abstellung aller Neuerungen bis zur Entscheidung durch ein Konzil. Gegen Ungehorsame sollte das Kammergericht mit Prozessen vorgehen. Nur eine Bedenkzeit bis zum 5. Mai 1531 wurde noch gewährt.

Deutschland stand am Rande des Bürgerkrieges. Denn der Kaiser war in der That zum Aeußersten entschlossen; um der Ausübung seiner kaiserlichen Macht eine feste Grundlage zu geben, beabsichtigte er seinem Bruder Ferdinand die Würde des römischen Königs, also des Stellvertreters und Mitregenten, übertragen zu lassen und hatte für den Plan bereits außer den drei geistlichen Kurfürsten auch Brandenburg und Pfalz gewonnen, auch den Wahltag nach Köln ausgeschrieben. Ueberdies war das Reichskammergericht, mit streng katholisch gesinnten Räthen besetzt, ein bereites Werkzeug. Sollten die Protestanten solchen Gefahren ebenso unthätig, ebenso unverbündet gegenübertreten wie 1529?

Der Schmalkaldische Bund. Die Noth der Zeit überwand die Gewissensbedenken auch Luther's; vor Allem aber machte ein Argument auf ihn Eindruck: der Kaiser sei den Fürsten gegenüber nicht Obrigkeit in dem Sinne, wie die Fürsten den Unterthanen, denn die Verfassung des Reiches sei nicht sowol monarchisch als aristokratisch, das Regiment in den Händen des Kaisers und der Stände, nicht des Kaisers allein. Da ließ er den Widerspruch gegen ein Vertheidigungsbündniß fallen und vertrat selbst in der „Warnung an meine lieben Deutschen“ die Anschauung, ein den Evangelischen aufgedrungener Krieg sei als Nothwehr aufzufassen. Ueber die Grundlagen eines Bündnisses verständigten sich Ende Dezember 1530 in der kleinen thüringischen Bergstadt Schmalkalden Johann von Sachsen und Philipp von Hessen, sowie die Fürsten von Braunschweig-Lüneburg, Anhalt und Mansfeld und die Abgeordneten von 24 Städten. Sie gelobten sich Rechtshülfe bei Kammergerichtsprozessen, selbst Kriegshülfe bei einem Angriffe seitens katholischer Fürsten und beschlossen gemeinsam gegen die Wahl Ferdinand's zum römischen König zu protestiren.

Ferdinand I. römischer König. Das freilich blieb nutzlos. Denn trotz der Verwahrung des Kurfürsten Johann erfolgte die Wahl zu Köln am 3. Januar, die Krönung am 11. zu Aachen. Ausdrücklich auf die Beobachtung des Augsburger Abschiedes wurde Ferdinand verpflichtet. Je entschiedener von dieser Seite an der einmal ergriffenen Fahne festgehalten wurde, um so dringender schien es für die Schmalkaldener, alle Protestanten, auch die Schweizer, zum Anschluß zu gewinnen. Aber dies scheiterte auch diesmal an dem theologischen Gegensatz, und selbst einige oberdeutsche Städte traten aus demselben Grunde dem Bündnisse nicht bei. So nahten die Schweizer Dinge ohne Eingriff von deutscher Seite der Entscheidung.

Die Entscheidung in der Schweiz. Der Landfrieden von Kappel (29. Juni 1529) hatte in Wahrheit den Streit nicht geschlichtet, und die altgläubigen Kantone kehrten sich nicht daran, sondern setzten die Verfolgung der Evangelischen fort. Immer deutlicher trat hervor, daß nur ein Krieg die Entscheidung bringen könne. Aber nicht die kirchlichen Verhältnisse allein hatte Zwingli dabei im Auge, er wollte auch die politische Umgestaltung der Schweiz. Das ungerechte Uebergewicht der Fünforte sollte gebrochen, Bern und Zürich sollten an die Spitze der Eidgenossenschaft gesetzt, die Rechte nach Maßgabe der Leistungen zugemessen werden. Doch dem kühnen Gedanken des Reformers widerstand die Mehrheit auf dem Tage zu Aarau (Mai 1531), und nur eine halbe Maßregel wurde beschlossen, die nicht Krieg und nicht Frieden war, eine Lebensmittelsperre gegen die armen Gebirgskantone der inneren Schweiz, um sie zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. Eben diese Maßregel trieb die Fünforte zu einem verzweifelten Schlage.

Am 9. Oktober standen, in aller Stille gesammelt, 8000 Mann aus den Waldstätten bei Zug zum Angriff fertig. Zwei Tage später gingen sie gegen die Grenze vor. Dort lagerten bei Kappel 1200 Züricher unter dem Hauptmann Göldli. Als dieser den Anmarsch sah, die Banner der Lande über bewaffneten Schiffen auf dem See erblickte und das Horn von Uri hörte, sandte er Eilboten nach Zürich um Hülfe. Doch nur 700 Mann, meist ältere Bürger, stellten sich unter das große Banner, mit ihnen Zwingli als Feldprediger. Als sie am 11. Oktober über den Albis stiegen, hörten sie bereits den Lärm des beginnenden Gefechtes; sie hielten an. Aber Zwingli drängte vorwärts, den angegriffenen Landesgenossen zu Hülfe. Auf einem Hügel nahmen die vereinigten Streitkräfte Stellung und wiesen mit Heldenmuth in blutigem Ringen den Ansturm der überlegenen Gegner stundenlang zurück. Doch als 300 Urner Schützen ihnen in die Flanke kamen, und gleichzeitig ein neuer Frontangriff des Gewalthaufens folgte, da lösten sich die Reihen der Züricher.

Zwingli's Tod. Der einbrechende Abend deckte die Fliehenden, aber 500 Bürger lagen todt auf dem Platze, unter ihnen auch Ulrich Zwingli. Ein Speerstich hatte ihn tödlich getroffen, wie er zu einem Verwundeten sich beugte. Betend erwartete er sein Ende. Da kommen feindliche Krieger heran, einer erkennt ihn und giebt ihm den Todesstreich. So starb der große Reformator den Tod des Kriegers; ihn konnte Niemand ersetzen. Aber das Werk, das er geschaffen, hat ihn überlebt.

Zu spät rüsteten jetzt die reformirten Kantone und eröffneten mit 24,000 Mann den Angriffskrieg gegen Zug. Doch leider fehlten Eifer und Einigkeit, und ein kecker Ueberfall in der Nacht des 21. Oktober, welcher den Evangelischen 800 Mann kostete, machte sie vollends der Fortsetzung des ungleichen Kampfes abgeneigt; ihr Heer löste sich nach diesen Mißerfolgen auf. Wenige Wochen nachher diktirten die Sieger den Frieden (16. November 1531). Die Reformirten zahlten die Kriegskosten, lösten ihr Bündniß mit den süddeutschen Städten und gestatteten in den gemeinen Vogteien eine neue Abstimmung, welche größtentheils zu Gunsten der Katholiken ausfiel. Auch in Glarus, St. Gallen, Aargau und Solothurn gewann die alte Kirche bald wieder das Uebergewicht. So vollzog sich in der Schweiz dieselbe verhängnißvolle Glaubensspaltung wie im Reiche. Und wie hier, ist sie auch dort bis zur Stunde bestehen geblieben.

Anwachsen des Schmalkaldischen Bundes. Die Katastrophe in der Schweiz war eine ernste Mahnung für die deutschen Protestanten, und sie blieb nicht unbenutzt. Zunächst erklärten die süddeutschen Reichsstädte ihren Beitritt zum Schmalkaldischen Bunde, und eine Versammlung zu Frankfurt a. M. im Dezember 1531 vollendete seine Organisation. Acht Fürsten und Grafen, sieben niederdeutsche und sieben oberdeutsche Städte bildeten ihn jetzt. Jedes Mitglied verpflichtete sich zu Leistungen an Geld und Mannschaften, die bei dem einfachen Satze 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter betragen sollte. Ein Bundesrath übernahm die Oberleitung, die Führung im Kriege fiel den Fürsten von Kursachsen und Hessen anheim.

So war im Reich ein Sonderbund aufgerichtet, dessen Glieder über den weiten Raum vom Bodensee bis zum Meere sich vertheilten, wohl im Stande sich tapfer zu vertheidigen und als Hort der protestantischen Sache bald überall gerühmt und in Anspruch genommen.



Zwingli's Tod bei Kappel. Nach Weckesser.

Die Wirkungen zeigten sich sehr schnell. Daß ohne ernsten Kampf die Protestanten nicht niederzuwerfen seien, war sofort klar, und auch auf katholischer Seite regten sich schwere Bedenken gegen einen solchen Krieg, der, wenn er siegreich ausging, die ohnehin gewaltige Macht des Hauses Habsburg noch mehr verstärken und die hergebrachte Selbständigkeit aller deutschen Fürsten, ihr höchstes Kleinod, schwer bedrohen mußte.

Aber auch das Haus Habsburg war zu einem Religionskriege nicht im Stande; denn alle Verhandlungen mit Johann Zápolya wie mit dem Sultan hatten zu nichts geholfen, ein Angriff auf Ofen war Ende 1530 gescheitert; nur ein Stillstand hatte den Krieg auf ein Jahr unterbrochen (Dezember 1530 bis gegen Ende 1531), und selbst das letzte Anerbieten Ferdinand's, auf Ungarn gänzlich zu verzichten gegen Anerkennung seines Erbrechts nach Zápolya's Tode, hatte schnöde Zurückweisung erfahren; ja für das Jahr 1532 wurde ein

neuer Heereszug Soliman's angekündigt. Schon am 24. April 1532 brach der Großherr zum dritten Male gegen Ungarn und Oesterreich mit 250,000 Mann von Konstantinopel auf.

Der Religionsfriede zu Nürnberg. Jetzt rieth selbst König Ferdinand dem kaiserlichen Bruder, den Protestanten Zugeständnisse zu machen, um alle Kräfte des schwer bedrohten Reiches zur Abwehr zu vereinigen. So begannen die Verhandlungen des Reichstages, zunächst in Regensburg; da jedoch diese Stadt fortwährend durch gewaltige Durchmärsche in Anspruch genommen wurde, so verlegte man ihn bald nach dem stilleren Nürnberg. Und hier kam am 27. Juli 1532 der Religionsfriede zu Stande, der zum ersten Male den deutschen Protestanten eine vertragsmäßige Anerkennung wenigstens auf Zeit gewährte. Die Prozesse am Reichskammergericht wurden eingestellt. Die bischöfliche Gewalt und Verwendung der geistlichen Güter verblieb im bisherigen Zustande, d. h. die bisher vollzogenen Neuerungen sollten bestehen bleiben, das Alles bis zur Entscheidung durch ein Konzil oder einen neuen Reichstag. Dagegen erstreckte sich die Abkunft nicht auf die künftig der neuen Lehre etwa Zutretenden, und eine Ausdehnung des Bundes auf die Zwinglianer wurde ausdrücklich für ausgeschlossen erklärt. Eben deshalb fehlten auf Seite der Schmalkaldischen schwere Bedenken nicht, und Landgraf Philipp unterzeichnete erst nach langem Widerstreben einen Vertrag, welcher die künftigen Glaubensgenossen engherzig der Bedrängniß preisgab.

Der dritte Türkenkrieg. Immerhin war für die Schmalkaldener Bedeutendes erreicht, und gern stellten sie jetzt der Abkunft entsprechend ihre Kontingente zum Türkenkriege. Gewaltige Massen gingen zu Land und Wasser hinunter nach der ungarischen Grenze, und auf dem Tullnerfelde, westlich des Wiener Waldes, sammelte sich ein Heer von 80,000 Mann, Deutsche, Böhmen, Spanier und Italiener, „ein unübertrefflich schön Volk, dergleichen kein lebendig Mensch gesehen". Der Kaiser selbst war herbeigekommen, und Alles brannte darauf, unter seinen Augen dem gefürchteten Erbfeinde in großer Schlacht entgegenzutreten.

Doch dazu kam es nicht. Drei volle Wochen lang, bis zum 29. August, hatte der Großherr sich aufhalten lassen vor einer kleinen, schwach befestigten Stadt, durch eine Handvoll Leute. Das war Güns im westlichen Ungarn, und der Held, der es vertheidigte, der Kroat Nikolaus Jurischiz mit 30 Reitern und 700 schlecht bewaffneten Bauern. „Ich hatte meine Sach' in gewissen Tod gestellt", erzählte er später. Aber er hatte sich zum Ausharren entschlossen, denn die Tausende von Flüchtlingen aus der Umgegend wären sonst elendem Verderben preisgegeben worden. Vierzehn Stürme schlugen die Tapferen ab; erst beim letzten drangen die Türken in die Stadt. Aber der heroische Widerstand war ihnen schon lange übermenschlich vorgekommen; jetzt, als sie gegen den letzten Verhack anliefen, scholl ihnen von dort ein tausendstimmiger Verzweiflungsschrei entgegen, sie wichen zurück, und der Sultan gab sich damit zufrieden, daß zehn Janitscharen auf eine Stunde in die Stadt gelassen wurden, um die türkische Fahne aufzurichten; dann zog er vorüber.

Doch die Kunde von der Sammlung des kaiserlichen Heeres schreckte ihn ab; er wagte mit seinen vor Güns entmuthigten Truppen nicht die Schlacht, sondern bog westwärts ab nach Steiermark hinein und erschien vor Graz (12. September). Nur Kasimbeg überschritt mit 14,000 Reitern die deutsche Grenze und drang verheerend und Tausende von Gefangenen mit sich schleppend über den Wiener Wald quer durch Niederösterreich bis an die Enns vor. Als er nun wiederum den Rückweg suchte, während der Sultan bereits die Berennung von Graz aufgegeben, fand er, vom Wiener Wald herunterkommend, das Thal der Triesting bei Pottenstein (die sogen. Schwarzach) durch deutsche Scharen unter Sebastian Schertlin, Feldhauptmann von Augsburg, gesperrt. In heißem Gefechte wurden seine Leute fast gänzlich aufgerieben, er selber fiel (19. September). Nur eine andere Kolonne seines Corps entkam, indem sie über den Schneeberg durch pfadlose Oede sich durchschlug.

Abermals war Deutschland von großer Gefahr gerettet, doch zum Einmarsch in Ungarn vermochte König Ferdinand die deutschen Fürsten und Hauptleute nicht zu bewegen. An der Grenze löste das Heer sich auf; Ungarn blieb in Zápolya's und des Sultans Händen.



Reformation und Revolution
in Niederdeutschland und in Skandinavien.

Eine so gewaltige Bewegung wie die Reformation konnte unmöglich auf das Land, in welchem sie entstanden, beschränkt bleiben. Sie mußte am ehesten in die Länder übergreifen, die mit Deutschland durch Verkehr und Stammesart besonders eng verbunden waren, also nach Skandinavien. Hier aber war sie ebenso wie dort, nur in anderer Weise, mit politischen Umgestaltungen verknüpft, und diese übten wiederum einen gewaltigen Rückschlag auf das nördliche Deutschland, vor Allem auf die Städte, deren Interessen wesentlich in skandinavischen Norden lagen, auf die Hansa. Schon längst im Niedergange begriffen, erlitt diese durch den nationalen Aufschwung, der sich in Dänemark und Schweden mit der Kirchenreformation verband, den letzten Stoß, und auch abgesehen davon erlebten ihre Städte infolge der kirchlichen Umgestaltung tiefgehende Erschütterungen.

Der Verfall der Hansa. Um die Wende des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts hatte der stolze Seebund seine glänzendste Entfaltung gesehen. Er umschlang die Städte niederdeutscher Zunge von Brügge bis Narwa; seine Kaufhöfe beherrschten fast ohne Konkurrenz den Handel in England und Flandern, in Norwegen uud Rußland, seine Handelsflotten bedeckten die Ost- und Nordsee, sie erschienen im Kanal und in der spanischen See. Aber der Gegensatz der Interessen zwischen den Niederländern, den Westerlingen, und den Deutschen, den Osterlingen, zerriß den Bund noch vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, da jene, den Fortschritten der Schiffahrt entsprechend, die direkte Fahrt durch den Sund erstrebten, diese, Lübeck voran, den Verkehr an die alte Linie über Hamburg binden wollten, mit deren Behauptung die Größe der Travestadt stand und fiel. Nun brach obendrein die Herrschaft des Deutschen Ordens in Preußen zusammen (1466) und die preußischen Seestädte begannen, sich von der Hansa abzuwenden. Nicht lange darauf zogen die Moskowiter Iwan's III. in Nowgorod ein (1478) und schlossen 1494 den hanseatischen Kaufhof zu St. Peter, den bedeutendsten des ganzen Bundes, der den gesammten russischen Verkehr beherrschte. Mit größter Mühe erwehrte sich wenig später der deutsche Orden in Livland des Andrängens der Russen in den gewaltigen Siegen bei Maholm (7. September 1501) und Pleskau (Pskow, 13. September 1502), die der heldenhafte Landmeister Walther von Plettenberg erfocht. So sahen die deutschen Städte an der Ostsee Feinde von allen Seiten gegen sich aufsteigen, auch vom deutschen Binnenlande her. Denn die erstarkende deutsche Fürstenmacht konnte ihren Städten unmöglich eine so freie Bewegung verstatten, wie sie die Hansa voraussetzte, und so sank eine nach der anderen aus dem Bunde. Fast nur noch

die sogenannten „wendischen“ Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald dazu etwa noch Hamburg, Lüneburg, Bremen und von den Binnenstädten Magdeburg hielten an der alten Verbindung fest.

Die skandinavischen Lande am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Am bedenklichsten jedoch gestalteten sich die Verhältnisse in den skandinavischen Landen. Zwar die Union von Kalmar 1397, welche die drei Reiche unter einer Krone vereinigte, blieb rein dynastisch und ohne Boden in den Völkern, deshalb sehr häufig von Empörungen bedroht. Schlimmer war es, daß seit 1450 Schleswig-Holstein mit Dänemark unter einem Herrscherhause verbunden war. Denn obwol die Verbindung in einer reinen Personalunion bestand und die alte Zusammengehörigkeit der beiden Herzogthümer aufs Neue verbrieft wurde (sie sollten „up ewig ungedeelt“ bleiben), obwol dann nach Christian's I. Tode 1481 der ältere Sohn König Johann zu Dänemark nur einen Theil Schleswig-Holsteins, den seitdem sogenannten „königlichen Antheil“, erhielt, der andere mit dem Herrschersitze Gottorp bei Schleswig dem jüngeren Bruder Friedrich zufiel, so bestand doch seitdem thatsächlich eine enge Gemeinschaft mit Dänemark, und die Herzogthümer, von ihrem reichen und trotzigen Adel beherrscht, entfremdeten sich ihren deutschen Nachbarn, vor Allem Lübeck und Hamburg, deren stolzes Bürgerthum dem holsteinischen Adel ein Dorn im Auge war.

Wie in den Elbherzogthümern so herrschte auch im nahen Dänemark der Adel weltlichen und geistlichen Standes, und eben diese Aehnlichkeit der Verhältnisse in beiden Staaten schlang das Band fester. Der König war in der That weit entfernt, hier wirklich zu sein, was er hieß. Dänemark wurde nicht vom Könige, sondern vom Reichsrathe regiert. Ihn bildeten die Erzbischöfe und Bischöfe, dazu lebenslänglich erwählte Edelleute, welche etwaige Lücken durch eigene Wahl ergänzten. An die Mehrheitsbeschlüsse dieser Behörde war der König gebunden. Der Reichsrath richtete über jeden Edelmann, den der König anklagte, er wachte über die Adelsrechte, die er beständig erweiterte. Nur Edelleute konnten Güter zu Lehen tragen oder Aemter bekleiden; ihre Güter, weit über die Hälfte des ganzen Reiches, waren steuerfrei, sie übten das Fehderecht. Was bei solchen Verhältnissen die Städte und Bauern bedeuteten, oder was dem Könige von Macht übrig blieb, liegt auf der Hand. Von Städten gab es überhaupt nur zwei größere, Kopenhagen und Malmö (ganz Südschweden, d. h. die Landschaften Schonen, Halland, Blekingen, war damals dänisch); die Bauern hatten ihre alte Freiheit längst verloren und standen in Hörigkeit oder Leibeigenschaft. Der König aber verpflichtete sich durch die „Handfeste“ eidlich auf diese Verfassung, die ihm nichts übrig ließ als den leeren Schein. Ja die Vasallen hatten thatsächlich die Wahlmonarchie durchgesetzt, denn sie weigerten sich, den Sohn des Königs im Voraus als Thronfolger anzuerkennen.

Dieser Schattenkönig gebot zugleich über Norwegen, das in seiner Abgeschiedenheit sich wenig an der großen Politik des Nordens betheiligte, und über Schweden, das die Herrschaft eines dänischen Königs als Fremdherrschaft empfand. Eben deshalb hatte es zur Wahrung seiner Selbständigkeit einen eigenen Reichsverweser ertrotzt: seit 1471 waltete als solcher Sten Sture. Nur mit großer Mühe erreichte deshalb König Johann im Jahre 1483 die neue Anerkennung der Union von Kalmar und das Versprechen der Huldigung; aber diese erfolgte nicht, bis endlich nach langem, fruchtlosem Verhandeln dem Könige die Geduld riß und er im Jahre 1497 mit starkem dänischem Heere, dessen Kern die berufene „schwarze Garde“ bildete, ein Gemisch aus Abenteurern aller Länder des Nordens, in Schweden erschien. Der Sieg an der „rothen Brücke“ unterwarf das Land, und am 25. November folgte die Huldigung, am 26. die Krönung Johann's zum König von Schweden. Sten Sture wurde Reichshofmeister; doch alle Gnaden, mit denen der Monarch ihn überhäufte, vermochten den Stolzen nicht zu gewinnen. Er wartete nur auf die Gelegenheit zu einem neuen Abfalle. — Sie blieb nicht aus. Denn einige Jahre später erlitt König Johann eine furchtbare Niederlage durch die Ditmarscher Bauern, welche gleich schwer den dänischen wie den schleswig-holsteinischen Adel traf.

Die Schlacht bei Hemmingstedt (1500). Die Ditmarschen an der Westküste Holsteins im fetten Marschlande, das sie durch gewaltige Dämme gegen die wilde Nordsee schützten, und auf der höheren Geest angesessen, waren dem Namen nach Vasallen des Erzstifts Bremen, thatsächlich ganz selbständig unter ihren selbstgewählten fünf Vögten und dem Rathe der Achtundvierzig, eine wohlhäbige, freiheitstrotzige, waffenstarke Genossenschaft freier Bauern. Alle Bemühungen der Holsten, die kleine Landschaft sich zu gewinnen, waren bisher gescheitert; noch im Jahre 1489 hatten die Ditmarschen zu Itzehoe die geforderte Huldigung abgelehnt und sich mit Lübeck, Hamburg und Lüneburg verbündet.



Sieg der Ditmarscher Bauern bei Hemmingstedt. Zeichnung von A. Beck.

Indeß verlor König Johann sein Ziel nicht aus dem Auge, und als die Ditmarschen auch mit seinem Bruder, dem Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, über den Besitz von Helgoland in Zwist geriethen, da hielt sich der König, obendrein über die Schweden Sieger, der Hülfe des ihm sonst wenig geneigten Bruders versichert und die Zeit der Unterwerfung für gekommen. Seine Bevollmächtigten forderten zu Rendsburg im Jahre 1499 von den Bauern eine Schatzung von 15,000 Mark Silbers und die Erbauung dreier Schlösser im Lande. Doch die bäuerlichen Abgesandten lehnten solche Zumuthung entschieden ab, und im Lande klang ein trotziges Lied:

„Wir wollen drum wagen Hals und Gut,
Und wöllen alle drum sterben,
Ehe daß uns der König von Dänemark
Unser schönes Land soll verderben.

So beschloß König Johann den Krieg. Begierig mit den Bauern abzurechnen, saß die schleswig-holsteinische und theilweise auch die dänische Ritterschaft auf; dazu kamen ritterliche Zuzüge aus Oldenburg, Braunschweig, Lauenburg, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg u. s. f., vor Allem aber die „Schwarze Garde“ unter Junker Thomas Slenitz aus Köln, gegen 3000 Mann, sammt anderen Söldnern und dem Aufgebote der Herzogthümer und Jütlands, im Ganzen etwa 1500 Pferde und 12,000 Mann zu Fuß, Alles

unter König Johann, dem Bruder und den Vettern des Königs, den Grafen Adolf und Otto von Oldenburg. Ende Januar 1500 stand das Heer um Neumünster zusammengezogen. Es rechnete auf den harten Frost, als es sich westwärts gegen die Ditmarschen in Bewegung setzte. — Die Grenze war unvertheidigt und die sandige Geest leicht passirbar. So nahm das Heer am 13. Februar Meldorp nach unbedeutendem Gefecht und hauste gräulich in dem Orte; gegen 120 wehrlose Weiber, Kinder und Greise wurden erschlagen, drei Dörfer der Umgegend angezündet. Inzwischen stand das Landesaufgebot der Ditmarscher ein paar Stunden weiter nordwärts, nur etwa 6000 Mann stark, darunter wenige Söldner. Erst auf die Kunde, die ein aufgefangener Kundschafter brachte, der König gedenke, sie zu umgehen, verschanzten etwa 1000 entschlossene Männer unter Wolf Isebrand einen Punkt der Straße von Meldorp nach Heide in der Nähe von Hemmingstedt, an einer durch Teufelsspuk berufenen Stelle, dem „Dusendbüwwelswarf". Rechts und links dehnten sich die Felder, durch breite Wassergräben von einander getrennt, die nur mit Springstöcken zu überschreiten waren.

Es war am 17. Februar, einem Montage, als das feindliche Heer von Meldorp heranzog, voran die Garde mit den Geschützen, mit Faschinen und Bretern, dann die Fußknechte, die Ritter und der endlose Troß, Alles auf einer einzigen schmalen, dammartigen Straße. Das Wetter war in volles Thauwetter umgeschlagen, Regen und Graupeln trieb der Nordwestwind den Königlichen ins Gesicht, und schon sanken die schweren Rosse bis an die Kniee in den Schlamm der Straße ein. Da begrüßten Mittag ein Uhr die Geschütze der Bauern das heranziehende Heer. Es machte Halt, und unter dem Rufe: „Wehr di, Bur, die Garde kommt!" breitete sich die Garde mühselig auf beiden Seiten der Straße zum Angriff aus, schlug auch einen Ausfall der Ditmarschen zurück. Doch nun „drangen plötzlich ihrer drei- oder vierhundert, langbärtige Männer nach Landesart, aus der Schanze hervor zum Todeskampfe gegen so viele Tausende, eine Jungfrau voran mit dem Bilde des Gekreuzigten und der Lanze. Sie warfen den schweren Brustharnisch von sich, den Eisenhut, den Schild und selbst die Schuhe, sprangen barfuß, leichtfüßig über die Gräben, warfen sich auf die Männer der Garde, schleuderten sie in die Wassergräben hinein." Zweimal noch wies die Garde sie ab, beim dritten Male aber begann unter dem Drucke des Nordweststurms, der die Fluten der Nordsee durch die geöffneten Schleusen hereinwälzte, das Wasser in den Gräben zu steigen, und bald waren Felder und Gräben eine einzige ununterscheidbare Wasserfläche. Da kam die Garde ins Weichen; die Ritterschaft und das Aufgebot vermochten keine Hülfe zu bringen, denn sie standen festgekeilt zwischen der flüchtenden Garde und der Wagenburg des Trosses, rechts und links die trüben, gurgelnden Fluthen. Im wirren Knäuel zusammengedrängt, Fußvolk, Reiter und Wagen, wurden so die fast Wehrlosen ertränkt, zertreten, erschlagen. Von der Hellebarde des langen Reimer von Wimmerstedt fiel Junker Slenitz; kaum daß König und Herzog sich nach Meldorp retteten. Die Blüte des schleswig-holsteinischen und des dänischen Adels kam an diesem Tage um, dazu die Oldenburger Grafen, von der Garde die Hälfte, über 1400 Mann, im Ganzen mindestens 6000. Unermeßlich war auch die Beute, und als stolzes Siegeszeichen prangte seitdem der „Danebrog", das weiße Kreuz im blutrothen Felde, in der Kirche zu Oldenwörden.

Die Schlacht von Hemmingstedt, ein würdiges Seitenstück zu den Heldenkämpfen der Schweizer bei Morgarten und Sempach, sicherte den Ditmarschen die Unabhängigkeit auf mehr als fünfzig Jahre. Denn im Frieden von 15. Mai 1500, den Hamburg und Lübeck vermittelen, erkannte König Johann die alte Stellung des Landes aufs Neue an, und die weiteren Verwicklungen, in die er bald mit Schweden gerieth, machten alle ferneren Entwürfe gegen die Bauernrepublik zu nichte.

Aufstand in Schweden. Auf die Kunde von Hemmingstedt gährte es nämlich sofort wieder in Schweden. Eine kurze Anwesenheit des Königs in Stockholm beschwichtigte nur vorübergehend; bald trat Sten Sture wieder als Reichsverweser auf, gewann die meisten Schlösser des Reiches durch Uebergabe, nur das von Stockholm erst nach langer Belagerung

(9. Mai 1502), da der König ein paar Tage zu spät anlangte, um es zu entsetzen. Dabei fiel auch die Königin Christine gefangen in die Händen der Schweden und wurde erst auf Lübecks Vermittlung im nächsten Jahre wieder frei. Es half dem Könige wenig, daß kurz nachher Sten Sture eines plötzlichen Todes starb (13. Dez. 1503), denn Swante Sture trat an seine Stelle, und erst als Dänemark ernsthaft rüstete, ließ sich der schwedische Reichsrath zur Bewilligung einer Jahresrente von 13,000 Stockholmer Mark bewegen (17. Aug. 1509).

Dänemark und die Hansa. Aber auch diese Versöhnung blieb nicht von Dauer. Denn schon war König Johann in heftigen Zwist mit Lübeck und seinen Bundesgenossen verwickelt. Er war unausbleiblich, kein Vertrag konnte über den Gegensatz zwischen der Hansa und dem Norden hinweghelfen. Denn die direkte Fahrt durch den Sund, welche die Osterlinge nicht dulden wollten, mußten die Dänen begünstigen, und das höchste Interesse aller nordischen Völker war es, der drückenden Handelsherrschaft der Hanseaten, welche die Nordländer vom Verkehr auf ihren eigenen Meeren, ja in ihren eigenen Hafenstädten fast vollständig ausschloß, ein Ende zu machen. So war denn der Gegensatz seiner Natur nach ganz unausgleichbar, und die jeweilige besondere Veranlassung zur Fehde von verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung. Diesmal hing sie mit dem Kampfe Dänemarks gegen Schweden zusammen. — Die Hansa hatte nämlich der Forderung des Königs, während der Fehde mit Schweden allen Verkehr dahin zu unterlassen, nicht nachkommen können und wollen, Johann dagegen hanseatische Kauffahrer aufbringen lassen und die hanseatischen Privilegien namentlich auf Schonen verletzt. Da erschien eine hanseatische Kriegsflotte vor Stockholm, und sofort gewannen dort die Dänenfeinde im Reichsrathe unter Führung des greisen Bischofs Hemming Gadd von Linköping das Uebergewicht: am 14. Oktober 1509 schloß Schweden mit Lübeck das Kriegsbündniß gegen Dänemark. Auch Wismar, Rostock, Stralsund und Lüneburg sagten den Dänen ab und begannen den Seekrieg. Ihre Geschwader plünderten die kleinen dänischen Inseln und kaperten dänische Schiffe, schlugen bei Bornholm ein dänisches Geschwader und nahmen bei Hela ein holländisches weg. Doch auch die Hanseaten erlitten Verluste: am 5. Juni 1511 ließ sich Wismar während des Jahrmarkts von dänischen Schiffen überfallen, seine Vorstädte verbrennen und 14 Schiffe wegführen, und die Lähmung des Handels begann man allerorten schmerzlich zu empfinden. So kam es denn am 23. April 1512 in Malmö zum Frieden mit Dänemark. König Johann stellte die hanseatischen Vorrechte wieder her, aber die Hansa mußte den Verkehr mit Schweden aufgeben und



Christian II. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche. (Zu S. 248.)

gestatten, daß den Niederländern der Sund, Norwegen, Schonen und Gothland geöffnet wurden. An demselben Tage unterzeichneten auch die Schweden einen Stillstand. Denn Swante Sture war kurz zuvor gestorben (2. Januar 1512) und das Reich ohne Führer.

Entschieden aber war damit nach keiner Seite hin etwas. Da trat eine Wendung ein, welche die gelockerte Verbindung der nordischen Mächte zum Bruche trieb, und zugleich drang von Süden her die Lehre Luther's ins Land.

König Christian II. in Dänemark. Am 21. Februar 1513 starb König Johann in seiner Geburtsstadt Aalborg an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Ihm folgte sein Sohn Christiern (Christian) II. Geboren am 2. Juli 1481, damals also im dreiunddreißigsten Lebensjahre, hatte er sich rasch entwickelt und schon als Statthalter von Norwegen seinen Charakter gezeigt, der Kühnheit und Ehrgeiz mit Maßlosigkeit und Gewaltsamkeit verband. Ein solcher Fürst mußte versuchen, die einengenden Fesseln seiner Königsmacht zu sprengen. Hatte er doch auch eine Rathgeberin bei sich, die nach dieser Richtung hin drängte das war Sigbritt Willums aus Amsterdam, die Mutter seiner Geliebten, der Düweke (Täubchen), „welcher in einem Zeitalter des Hasses keine Feder einen Tadel anzuhängen weiß, es müßte denn diese Liebe sein". Sigbritt's Einfluß wurde nicht gebrochen, sondern verstärkt, als der König 1515 sich auf das Drängen seiner Umgebung mit Isabella (Elisabeth), Karl's V. Schwester, vermählte, denn die Niederländerin fand in Sigbritt eine Landsmännin in der einsamen Fremde. Diese aber wurde nicht müde, dem Könige zu erzählen von dem Reichthume der niederländischen Städte, die sich in glücklicher Selbständigkeit behaupteten trotz Adel und Geistlichkeit und Hanseaten. Warum sollte in Dänemark nicht Aehnliches möglich sein? So entwickelte sich in Christian's lebhaftem Geiste der Gedanke, die Macht des Adels und des Klerus zu brechen, die hartgedrückten Städter und Bauern emporzuheben. Dazu war die Zerstörung der hanseatischen Privilegien unerläßlich. So verbot er den direkten Handel von Deutschland mit Dänemark und Norwegen; in Kopenhagen, wohin er auch den Sundzoll verlegte, sollte der ganze Verkehr zusammenfließen. Er beschränkte ferner die hanseatischen Fischereien und begünstigte die Niederländer. Reizte er so die Hanseaten, so verfeindete er sich mit seinem Adel, indem er Torben Oxe wegen eines angeblichen Verhältnisses mit der Düweke — sie war tiefbeklagt im Jahre 1517 plötzlich gestorben — durch ein Bauerngericht entgegen der beschworenen Handfeste zum Tode verurtheilen und hinrichten ließ. Seitdem war Sigbritt vollends übermächtig, der Reichsrath beiseite geschoben.

Christian II. in Schweden. Während der König so rings um sich her Alles in Gährung setzte, begann er auch mit Schweden den Streit; die Union sollte wiederum zur Wahrheit werden. Dort war Swante Sture's Sohn Sten dem Vater als Reichsverweser gefolgt. Ihm gegenüber vertrat die dänische Partei Gustav Trolle, Erzbischof von Upsala. Aber er wurde 1517 vom Reichsverweser in seinem Schlosse Stäke bei Stockholm belagert, zur Uebergabe genöthigt, da eine dänische Flotte ihn nicht zu befreien vermochte, und seines Erzbisthums entsetzt. So ging König Christian selbst im nächsten Jahre mit Flotte und Heer gegen Stockholm, doch auch er wurde unweit der Hauptstadt bei Bränkyrka geschlagen, wobei Gustav Wasa das schwedische Hauptbanner trug (22. Juli 1518), und es glückte ihm nur durch listige Gewaltthat, eine Anzahl schwedischer Geiseln mit sich nach Dänemark zu entführen.

Die nächsten Jahre vergingen mit diplomatischen und kriegerischen Vorbereitungen. Von seinem Schwager, Karl V., erlangte er eine Abschlagszahlung von 100,000 Brabanter Gulden auf die Mitgift seiner Gemahlin, von König Franz I. die Zusicherung von 1000 Mann französischer Söldner. Die erschienen auch wirklich; schottische und deutsche Knechte kamen hinzu, auch das Land Dänemark rüstete eifrig, Rom schleuderte den Bann gegen Sture als Rebellen, und so rückte im Januar 1520 ein stattliches Heer im winterlichen Schweden ein.

Zwei Gefechte, bei Bogesund und dann am Walde Tiweden, bahnten ihm den Weg nach der Hauptstadt. Sten Sture selber, gleich im ersten Zusammenstoße tödlich verwundet,

starb wenige Tage nachher, und so huldigte schon am 7. März der führerlose Adel dem siegreichen Könige zu Upsala. Länger wehrte sich Stockholm; erst am 3. Sept. kapitulirte es gegen Zusicherung völliger Amnestie. Am 1. Nov. huldigte auf dem Brunkeberge Schweden König Christan II., am 4. ließ dieser sich, als Erbfürst anerkannt, in Stockholm krönen. Das Land lag ihm zu Füßen, die Union war wiederhergestellt, wie es schien, fester als jemals.

Da vernichtete eine blutige, sinnlose Gewaltthat alles Erreichte, säte unaustilgbaren Dänenhaß in Schweden und entschied die Zersprengung der Union von Kalmar.



König Christian belagert Stockholm. Nach einem gleichzeitigen Wandgemälde.

Das Stockholmer Blutbad. Auf Anklage des rachsüchtigen Gustav Trolle gegen Sten Sture und seinen Anhang ließ der König trotz der Amnestie — sie galt ja nicht für die Gebannten! — eine ganze Reihe schwedischer Männer formlos zum Tode verurtheilen. Am 8. November wurden sie vom Schlosse auf den großen Markt geführt. Zuerst starben die Bischöfe von Strengnäs und von Skara, nach ihnen dreizehn Edelleute, drei Bürgermeister, dreizehn von den Rathsherren, dreizehn Bürger; ein am Schaffot Stehender sah 94 Häupter fallen. Der strömende Regen vermischte sich mit dem fließenden Blute, und rothe Bäche rannen vom hohen Markte die steilen Gassen hinunter in den Mälarsee. Am Abend lagen drei Leichenhaufen, nach den Ständen geschichtet, auf dem Platze; erst zwei Tage nachher wurden sie auf Södermalm bestattet. Aber damit nicht genug. Durch ganz Schweden wüthete der König, noch gegen 600 ließ er richten, im Nydala-Kloster den Prior mit elf Mönchen ertränken. Wahnsinnige Thaten, fast ohne Beispiel in der europäischen Geschichte! Dann setzte Christian in Schweden seinen Vertrauten, den Westfalen Didrik Slaghök als Statthalter ein, sicherte Stockholm durch eine starke Besatzung, befahl die Entwaffnung der Bauern und ging, überall blutige Spuren hinterlassend, nach Kopenhagen.

Christian's II. Reformversuche in Dänemark. Kaum zurückgekehrt, leitete der König auch in Dänemark den Umsturz ein. Wenn er hier die Macht der Geistlichkeit und des Adels brechen wollte, so konnte ihm nichts mehr zustatten kommen als Luther's Lehre.

Wirklich berief er Ende 1520 Martin Reinhard aus Wittenberg als Prediger an die Nikolaikirche, schickte ihn aber schon im Februar 1521 hinweg, um womöglich Luther selbst zur Uebersiedelung nach Kopenhagen zu bewegen. Für diesen wurde nun freilich besserer Rath gefunden, als ihn zum Werkzeuge eines launenhaften und gewaltthätigen Despoten zu machen. An seiner Stelle kam Karlstadt zum Könige. Doch folgerichtiges Verfahren war Christian's Sache nicht; als der päpstliche Legat Rechenschaft forderte wegen der Hinrichtung der Prälaten zu Stockholm, da warf er alle Schuld auf Slaghök, den er eben erst zum Erzbischof von Lund gemacht hatte, ließ ihn verurtheilen und hinrichten (Januar 1522). Auch seine Verbindung mit Karl V. veranlaßte den König zum Einlenken. Dabei gediehen seine sozialpolitischen Reformpläne nicht. Das projektirte allgemeine Gesetzbuch wurde nicht veröffentlicht, statt dessen nur die wohlthätige Verordnung, welche das barbarische Strandrecht beseitigte, und eine Städteordnung, die die Verwaltung der Städte neu regelte, Handel und Handwerk allein ihnen vorbehielt, zugleich die Appellationen nach Rom verbot und ein höchstes Reichsgericht in Roeskilde anordnete. Doch wie sollten diese an sich verständigen und wohlthätigen Reformen durchgesetzt werden, die Geistlichkeit und Adel gleichmäßig erbitterten, da doch die Städte allein zu schwach waren, um den König zu halten und Schweden bereits im vollen Aufstande sich befand?

Gustav Wasa in Dalarna. An der Spitze des Aufstandes stand Gustav Eriksson Wasa, als Sohn Erik Johanson's am 12. Mai 1496 geboren, aus einer Familie, die mehrere ihrer Glieder schon im Reichsrathe gehabt hatte. Der Unterricht in der Schule gedieh bei ihm nicht, da der Lehrer ein Däne war und der junge Gustav aus seiner dänenfeindlichen Gesinnung kein Hehl machte. Dann kam er an den Hof Sten Sture's II. und führte bei Bränkyrka das Hauptbanner gegen Christian II., der aber nahm ihn als Geißel mit nach Dänemark. Dort saß er gefangen im nördlichen Jütland. Als jedoch Dänemark eifrig gegen sein geliebtes Vaterland rüstete, entkam er, als Ochsentreiber verkleidet, nach Lübeck (September 1519), wo man ihn nicht ungern sah und dann Sorge trug ihn nach Schweden zu bringen. Auf einem Rostocker Schiffe landete er am 31. Mai 1520 zu Kalmar, als Stockholm sich noch behauptete, und suchte dann Südschweden aufzuwiegeln, zunächst ohne Erfolg. Da kam das Stockholmer Blutbad. Gustav's eigener Vater war unter den Gemordeten, auf seinen Kopf ein Preis gesetzt. Flüchtig gelangte Gustav nach Dalarna, einem Lande mit tiefen Bergseen, düsteren Tannenwäldern, lieblichen Thälern und reichen Mineralschätzen, von einem kernigen Volke bewohnt. Monate lang irrte er hier umher von Ort zu Ort flüchtend, verfolgt und doch immer wieder durch die Treue seiner Landsleute geschützt. Noch jetzt bewahrt das Volk in treuem Andenken die Erinnerungen an die Gefahren und Rettungen seines Helden.

Aber zur Empörung vermochte er die Dalekarlier (d. i. die Thalbewohner; Dalarna = Thäler) noch nicht fortzureißen; erst als die näheren Nachrichten vom Blutbade sich verbreiteten, als die Entwaffnung der Bauern und neue Steuern gefordert wurden, da raffte sich das Volk auf; durch Schneeschuhläufer wurde Gustav, schon im Begriff nach Norwegen zu gehen, zurückberufen und im Januar 1521 zu Mora am Siljansee zum „Herrn und Hauptmann der Herren und Gemeinen des schwedischen Reiches“ erhoben.

Gustav Wasa's Sieg. Der Anfang war schwer. Nur einige hundert Bewaffnete hatte er um sich. Aber schon im Februar nahm er das reiche Kupferbergwerk Fahlun mit allen seinen Kassen und Vorräthen, brachte die Umgegend von Gefle und die Fischer der Skären in seine Hand. Schon vermochten seine Scharen einen dänischen Angriff an der Dalelf abzuwehren, dann rüstete er selbst zur Befreiung Stockholms. Um Romfertunakyrka hielt er Heerschau über 15—20,000 Mann, Bauern und Hirten, ohne Schießwaffen, mit Aexten und Armbrüsten ausgerüstet und langen Piken, aber harte Männer, im Nothfall zufrieden mit Wasser und Rindenbrot und voll glühenden Dänenhasses. In diesen Scharen erklang damals das Lied:

„In Gottes Namen fahren wir,
Seine Gnade begehren wir.
Nun ziehen wir nach Stockholm hin;
Gott gebe, daß König Christiern nicht mag flieh'n!“

So erfochten sie am 29. April 1521 bei Westerås einen glänzenden Sieg über die Dänen, deren Reiterei an ihren langen Piken abprallte. Darauf erhob sich das ganze mittlere Schweden, nur die Burgen blieben zumeist noch den Dänen. Aber am 18. Mai nahm der Wasa Upsala ein, im Juni begann er die Einschließung von Stockholm, ein unendlich langwieriges Beginnen, denn die Dänenflotte unter Severin (Sören) Norby deckte die Zufuhr zur See, und Gustav verfügte nur über seine Bauernaufgebote, die immer nur auf einige Monate Dienste thaten, aber dann in die Heimath zurückkehrten; dazu waren seine Mittel knapp, fast nur mit Kupfergeld mußte er sich behelfen. Doch zähe harrte er aus, und bald stand er nicht mehr allein.

Die Hansa im Bunde mit Gustav Wasa. Gereizt durch die feindseligen Maßregeln Christian's hatte Lübeck die ganze Hansa in Bewegung zu setzen versucht und da das auf dem Hansatage vom 9. Mai nicht gelang, zunächst auf eigene Hand gerüstet. Am 15. März 1522 schloß es dann mit Danzig ein Schutz- und Trutzbündniß ab zur Unterstützung Schwedens und ließ im Juni ein Geschwader in See gehen, welches Stockholm auch von der Seeseite her faßte. Jetzt begehrte nun freilich Christian kaiserliche Vermittlung, aber Lübeck wies sie zurück und setzte seine staatsmännischen Künste in Bewegung, um auch Schleswig-Holstein gegen den König zu gewinnen.

Das hielt nicht eben schwer. Schon am 5. Januar 1523 verständigte sich Herzog Friedrich mit Lübeck über seine eigene Erhebung auf den dänischen Thron. Da faßte die Erregung auch Dänemark. Tief erbittert über die nur geplante oder auch schon ausgeführte Verletzung ihrer Vorrechte kündigten Adel und Prälaten des Reiches zu Wiborg förmlich den Gehorsam auf, und am 26. März 1523 huldigten die jütischen Stände dem Herzog Friedrich als ihrem König. — Noch gehorchten Christian II. seine Inseln sammt Norwegen, und auf die Bürger und Bauern konnte er zählen; doch er erwies sich so zaghaft im Unglück wie übermüthig im Glück, gab seine Sache selber verloren und dachte nur an Flucht.

Flucht Christian's II. Am 13. April schon segelte er mit zwanzig Schiffen aus dem Hafen seiner Hauptstadt hinweg, während Tausende die Thürme, die Mauern und den Strand erfüllten und dem Geschwader nachsahen, das den König entführte. Sie wußten wol, daß mit dem Siege Friedrich's von Holstein der herrische Adel das Uebergewicht wieder gewinnen werde, das Christian vergeblich zu brechen sich bemüht hatte, und sie blieben deshalb ihm länger treu, als er selber es gethan.

So endete in Schweden der Kampf eher als in Dänemark. Die dänische Besatzung, ohne jede Hoffnung auf Befreiung, übergab Stockholm am 20. Juni. Aber die Bevollmächtigten legten die Schlüssel in die Hände der Lübecker Rathsherren, welche die hansische Flotte leiteten, nicht „des Schelms Gustav Eriksson". Dies änderte nichts an der Thatsache.

Gustav Wasa König von Schweden. Schon trug Gustav die schwedische Krone, die ihm am 6. Juni der Reichstag zu Strengnäs aufs Haupt gesetzt, und schon am 23 ritt er in Stockholm ein. — Erst im nächsten Jahre, nach enger Belagerung und Verwüstung Seelands durch eine hansische Flotte fügte sich auch Kopenhagen dem König Friedrich.

Gustav Wasa wie Friedrich verdankte den Lübeckern zuviel, um ihnen recht dankbar sein zu können, und als gute Kaufleute hatten diese sich ihre Hülfe theuer bezahlen lassen. Ersterer hatte alle Privilegien der Hansa bestätigt, ihr Handels- und Zollfreiheit in den vier Haupthäfen gewährt, alle Fremden vom Bürgerrecht und vom Verkehr im Lande ausgeschlossen, den schwedischen Aktivhandel auf den Verkehr mit Danzig und Lübeck beschränkt (10. Juni 1523). In ähnlicher Weise erneute König Friedrich I. in Dänemark alle Vorrechte der Hanseaten und gestattete ihren sieben wichtigsten Städten freie Fahrt durch den Sund, verpfändete überdies auf fünfzig Jahre Bornholm als Ersatz für Kriegskosten und Schaden an Lübeck. — Die Lübeckische Politik konnte sich eines glänzenden Sieges rühmen: ihre Stellung im Norden neu befestigt, die verhaßte Union zersprengt, das waren die bedeutsamen Ergebnisse des langen Ringens.

Das Lutherthum in Dänemark. Für die nordischen Reiche bedeutete die Auflösung einer Verbindung, die niemals — außer in Dänemark — populär gewesen, den Anfang eines neuen Lebens, für keines im höheren Sinne als für Schweden. Denn fast zugleich mit der Zersprengung der Union drang von Süden her die Lehre Luther's ins Land, und sie wurde zur Veranlassung und zum Werkzeuge mächtiger Umgestaltungen im Leben der Staaten, in Dänemark freilich viel weniger als in Schweden. Dort hat die kirchliche Umwälzung nur die Adelsherrschaft gestärkt, hier verstand es ein großer König, mit ihrer Hülfe eine starke Monarchie zu gründen und dadurch die entscheidende Rolle vorzubereiten, die Schweden im siebzehnten Jahrhundert spielen sollte.

Als Friedrich von Schleswig-Holstein König von Dänemark wurde, neigte er bereits wie sein Land zur lutherischen Lehre. Auch der jütische Adel war ihr fast ganz gewonnen, und selbst über die Inseln hin hatten protestantische Ideen sich verbreitet. Freilich hinderte den König an entschiedenem Vorgehen sein Krönungseid, in welchem auf das Andringen der Geistlichkeit noch die alte Verpflichtung zum Schutze der katholischen Kirche Aufnahme gefunden hatte, aber er that auch wenigstens nichts gegen das Lutherthum, und schon 1527 gewährte trotz des Widerstandes der Bischöfe der Reichstag von Odense die freie Predigt der neuen Lehre, gestattete die Priesterehe und wies die Bischöfe zum Gehorsam gegen den König an. Rasch bildeten sich nun bereits einzelne lutherische Gemeinden; das Neue Testament wurde ins Dänische übersetzt, dänische Kirchenlieder belebten den Gottesdienst. Und wenige Jahre nachher übergaben die Evangelischen in Dänemark zu Kopenhagen ihr Glaubensbekenntniß, das von Hans Taußen, einem Schüler Luther's, verfaßt, im Wesentlichen mit dem fast zu derselben Zeit in Augsburg übergebenen der deutschen Protestanten übereinstimmte (Juli 1530). Die Folge war die Bestätigung des Edikts von Odense.



Hans Taußen.

Die Reformation in Schweden. Großartiger entwickelten sich die Verhältnisse in Schweden. Wollte Gustav ein starkes Königthum und ein wahrhaft selbständiges Reich, so galt es die Macht des Klerus und Adels zu brechen und das Land von der kommerziellen Uebermacht der Hansa zu befreien. Denn der Monarch bedeutete, als Gustav die Regierung antrat, hier so wenig wie in Dänemark. Zwei Drittel des gesammten Grund und Bodens besaß die Kirche, den größten Theil des übrigen der Adel. Der Krone blieben etwa 24,000 Mark Silber Einkünfte gegenüber 60,000 Mark regelmäßiger Ausgaben und einer Schuldenlast von 1 Million, einer Folge des Unabhängigkeitskrieges. So verzweifelter Lage konnten nur tiefeinschneidende Umgestaltungen ein Ende machen. Da kam dem König die protestantische Stimmung der Laienwelt zu Hülfe. Fiel die alte Kirche, dann konnte die Krone ihrer überreichen Güter sich bemächtigen und ihre Gewalt fester gründen.

Freilich war Gustav weit davon entfernt, gewaltsam vorzugehen. Er ließ nur der Bewegung freien Lauf, gestattete, daß Lorenz Anderson, Olav und Lorenz Peterson offen für Luther's Lehre eintraten und mahnte nur zuweilen zur Mäßigung. Denn heftige Scenen blieben auch hier nicht aus. In Stockholm kam es zu einem Bildersturm, der mit Mühe gestillt wurde; auch wiedertäuferische Regungen traten hervor. Der König griff nicht direkt ein, nur wußte er die gegen die alte Kirche erregte Stimmung vortrefflich für seine politischen Zwecke auszubeuten. Die Reichstage zu Wädstena und Stockholm (Januar

und Juli 1526) gewährten ihm den Zehnten, soweit er nicht für die Kirchenverwaltung nöthig sei, und acht Neuntel vom gesammten Jahreseinkommen des Klerus. Denn nur so konnte er die drängenden Gläubiger in Lübeck befriedigen.



Gustav Wasa und Peter Sunnavåder. Nach dem Gemälde von Hellquist.

Dabei hatte er zuweilen mit hartnäckigem Widerstande der Geistlichkeit zu kämpfen. Der erst 1523 auf seine Veranlassung gewählte Bischof von Westerås, Peter Sunnavåder, wurde schon im Jahre darauf hochverrätherischer Umtriebe überführt und zwar durch Briefe, die König Gustav selbst dem Domkapitel vorlegte. Daraufhin seines Amtes entsetzt, erregte

er um Ostern 1525 Unruhen in Dalarna, mußte jedoch nach Norwegen flüchten und wurde, von dort ausgeliefert, in Stockholm hingerichtet (Februar 1527).

Unter dem Eindrucke der Fortschritte des deutschen Protestantismus ging dann Gustav über zur entscheidenden That. Auf dem Reichstage zu Westerås, der zum ersten Male alle vier Stände: Klerus, Adel, Bürger und Bauern vereinigte, stellte er die Unmöglichkeit vor, bei der bestehenden Vertheilung des Grundbesitzes, der Handelsherrschaft der Fremden, der allgemeinen Unbotmäßigkeit die Regierung weiter zu führen, begehrte den Rath der Stände über eine Reform, namentlich eine unbedingt nöthige Erhöhung der königlichen Einnahmen, die von den Ausgaben um das zweiundeinhalbfache übertroffen würden, drohte, wenn kein Rath gefunden werde, mit seiner Abdankung. Der Adel wußte nicht zu helfen, der Klerus konnte Hülfe bringen, aber sein Sprecher, der Bischof Brask von Linköping, erklärte, ohne päpstliche Zustimmung sei eine Abtretung von Kirchengütern unmöglich. Da rief der König dem Reichstage zu: „Dann mag ich nicht länger euer König sein", und verließ schnell, indem Thränen den Schluß seiner Rede erstickten, den Saal. Darauf Rathlosigkeit und Bestürzung unter den Ständen, denn wer sollte den gewaltigen Mann in diesem Augenblick ersetzen! Umsonst bemühten sich dreimal Abgesandte der Bürger und Bauern, zuletzt mit fußfälligen Bitten, den Monarchen zur Rücknahme seines Verzichtes zu bewegen, er wies sie ab. Erst am vierten Tage gab er nach. Denn die ständischen Deputirten versprachen die unbedingte Annahme seiner Forderungen, und so setzten die drei weltlichen Stände gegenüber dem widerstrebenden Klerus den entscheidenden „Rezeß von Westerås" durch (21. Juni 1527). Er gewährte der Krone das Recht, die Schlösser der Bischöfe einzuziehen, ihre und der Domherren Einkünfte zu bestimmen, die bisher an sie bezahlten Strafgelder zu erheben. endlich über die Klöster zu verfügen, dem Adel aber die Befugniß, die von ihm seit 1454 der Kirche geschenkten Güter zurückzunehmen; außerdem wurde die Verkündigung des reinen Wortes Gottes freigegeben. Was noch fehlte, ergänzte die Ordonnanz von Westerås. Nach ihr wurden die Kirchenämter nur mit der Einwilligung des Königs besetzt, die Priester in weltlichen Dingen weltlichem Gericht unterworfen, der evangelischen Lehre auch die Schulen geöffnet.

Es war ein vollkommener Sieg des Königthums und der Reformation; mit einem Schlage gewann ersteres, indem es dem Adel einen Theil der Beute überließ, eine feste Grundlage, letztere die volle Freiheit der Entwicklung. — Die Ausführung ließ nicht auf sich warten. Königliche Besatzungen nahmen zahlreiche Schlösser der Bischöfe ein, der König selbst erschien mit 14,000 Mann unter den abermals unruhigen Darlekarlen und erzwang die Auslieferung der Anstifter. Die kirchliche Neuerung wurde beendet auf der Kirchenversammlung zu Oerebro unter Lorenz Anderson's Vorsitz. Sie nahm den lutherischen Lehrbegriff an und gestattete auch die Priesterehe, behielt aber, anders wie die deutschen Lutheraner, die bischöfliche Verfassung der Landeskirche bei (Februar 1529). Einer Aufhebung der Klöster bedurfte es nicht, sie hörten von selber auf, da die Mönche austraten, die Einkünfte eingezogen wurden. — So vollzog sich ohne schwere Erschütterungen in Schweden die Reformation. Ein großer Staatsmann wußte damit die Neugestaltung des Königthums zu verbinden. Noch blieb ihm die wirthschaftliche Befreiung; sie war nur einem kraftvollen Monarchen möglich, und nicht möglich ohne schweren Kampf gegen die Hansa.

Konflikt mit der Hansa. „Die drei edlen Kronen sind eine Kramwaare der Hansa geworden" hatte König Gustav gesagt. Der so dachte, erkannte eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Lübeck nur insoweit an, als sein Interesse reichte. Und das Lebensinteresse seines Landes verlangte die Zerstörung der drückenden Handelsherrschaft der Deutschen; daher hatte er schon 1525 den Niederländern seine Häfen geöffnet. Aber einen Bruch mit der mächtigen Stadt verboten ihm die inneren Schwierigkeiten. Die Lübecker selber im Grunde führten ihn herbei und eröffneten damit den letzten, entscheidenden Kampf um die Herrschaft der Ostsee. — Das geschah unter den Wirkungen der kirchlichen Umgestaltungen, die zu Lübeck mit politischer Revolution sich verknüpften.



Jürgen Wullenwever.

Jürgen Wullenwever von Lübeck.

In Lübecks Umgebung hatte die Reformation frühzeitig Boden gewonnen. Zu **Bremen** waren schon 1525 alle Kirchen mit Ausnahme des Domes evangelisch, 1527 wurde das eine der beiden Klöster in eine Schule, das andere in ein Hospital verwandelt. Aber mit dem Domkapitel entbrannte heftiger Streit um liegende Gründe, und da der Rath die Sache der Stadt nicht kräftig genug zu vertreten schien, so erzwang die Bürgerschaft die Einsetzung einer demokratischen Regierung. Indeß gelang es dem Patriziat, der Bewegung Herr zu werden und so politischen Umsturz zu verhüten. Im nahen **Hamburg** waren es die Vorsteher der vier Kirchspiele, welche, gestützt auf die Bürgerschaft, dem Rathe die Berufung evangelischer Prediger und endlich nach siegreicher Disputation im Jahre 1528 die Einführung des lutherischen Kultus abzwangen. Fortan gewann die Gemeinde durch ihre „Kirchengeschworene" und „Oberalten" Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens; zu einer politischen Umgestaltung in demokratischem Sinne dagegen wurde hier kein Versuch gemacht.

Anders in **Lübeck**. Hier siegte mit der Reformation die städtische Demokratie, und ihr Führer hob noch einmal das Banner der Hansa hoch empor. Das war **Jürgen Wullenwever**, ein ahnenloser Mann, nicht von den stolzen Erinnerungen und reichen Mitteln eines alten Geschlechtes innerlich gehoben, äußerlich begünstigt. Er stammte aus Hamburg, wo seine Familie seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erwähnt wird; dort lebte noch sein Bruder, Joachim; aber die Familie war sonst namenlos. So ist es erklärlich, daß nicht einmal sein Geburtsjahr genau bekannt ist; es muß 1492 oder 1493 gewesen sein. Zeitig ist er dann nach Lübeck gekommen, unbekannt unter seinen neuen Mitbürgern,

lange nicht einmal im Besitze des Bürgerrechts. Erst die ausbrechende Bewegung brachte ihn zur Geltung; und er verdiente sie, denn er war kein gewöhnlicher Mensch. Der Grundzug seines Wesens ist eine ungemeine Beweglichkeit, Lebendigkeit, ja Leidenschaftlichkeit des Charakters; seine Fehler wie seine Vorzüge entspringen daraus. Es fehlt ihm an der ruhigen Consequenz, der festen Selbstbeherrschung, auch wol der rechten Unabhängigkeit des Entschlusses, die den Staatsmann ersten Ranges machen; fremden Einflüssen ist er leicht zugänglich, und zu verwegenem, ja abenteuerlichem Beginnen läßt er sich fortreißen. Aber auf der andern Seite ist er kühn und wagemuthig, auch in verzweifelten Fällen zuversichtlich, fast sanguinisch; Verzagen kennt er nicht. Seine Stellung zu den religiösen und politischen Bewegungen seiner Zeit entschied er rasch, wie er pflegte. Energisch schließt er sich an die Reformation an; ein tief religiöser Zug geht seitdem durch sein ganzes Dasein. Politisch aber ist es ein feuriger, fast leidenschaftlicher Patriotismus für seine neue Heimath Lübeck, ein brennender Haß gegen den Adel und die städtische Aristokratie, die ihn beseelen. Mit diesen nicht gemeinen Charaktereigenschaften verbindet er hervorragende Intelligenz. Seine noch zahlreich vorhandenen Briefe (meist in heimischer, plattdeutscher Mundart) zeigen eine frische, lebendige Auffassung der Dinge und verrathen eine gewandte Feder.

Besonders hat er sein Verständniß bewährt im Kampfe gegen den lübischen Rath, noch viel mehr im Kampfe um die Herrschaft der Ostsee; schon daß er diesen unternahm, daß er unbeirrt durch die stumpfe Krämerpolitik der übrigen Hansastädte die furchtbare Gefahr der Lage sah, die Tausenden verborgen blieb, das allein würde ihn hoch erheben über die Masse seiner Mitbürger. Und nicht weniger thut das die Art wie er den Kampf führte: auch in verzweifelter Lage war er um Mittel nie verlegen, und oft griff er zu den kühnsten, nicht selten überraschenden Kombinationen. Und wenn er durch Geist und Charakter wie geschaffen war zum Volksführer und Staatsmann in diesen Tagen, so war er es nicht weniger durch seine Beredsamkeit, die mehr als einmal den Ausschlag gegeben hat. — Ein Portrait Wullenwevers auf der Lübecker Bibliothek zeigt eine hohe Gestalt, hohe freie Stirn, die untere Partie des Gesichtes zu stark vortretend, schlichtes, blondes Haar, vollen Bart, eine merkwürdig feine, weiße Gesichtsfarbe, unter flach gewölbten Brauen ein Paar tiefliegende Augen von fast schwermüthigem Ausdruck.

Schon hatte er seine Fähigkeit und seine Gesinnung mehrfach bewährt; er hatte in den demokratischen Ausschüssen eine hervorragende Rolle gespielt, dann an der Umwälzung des April 1531 bestimmenden Antheil genommen. Jetzt ergriff er im gefährlichsten Moment das Steuer des lübischen Staatsschiffs.

Umwälzung in Lübeck. Die Herrschaft der Stadt lag damals fast ohne Beschränkung in den Händen einer geschlossenen Zahl reicher und vornehmer Familien, etwa 90, welche den Rath und die wichtigsten Aemter aus ihrer Mitte besetzten und alle übrigen Bürger, namentlich die Zünfte der Handwerker von jeder Theilnahme am Stadtregiment herrisch ausschlossen. Aber am Ende der zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts fanden sich diese Geschlechter einer doppelten Erhebung gegenüber. Trotz aller Zwangsmaßregeln hatten in der alten Stadt die reformatorischen Ideen sich Bahn gebrochen und fast die ganze Bürgerschaft ergriffen. Und zu böser Stunde sah sich der Rath infolge der letzten Kriege mit Dänemark in bedrohlicher finanzieller Verlegenheit. Wie es in solcher Lage hergebracht war, berief er einen außerordentlichen Ausschuß mit Hinzuziehung der sonst von der Regierung ausgeschlossenen Bürgerschaft, erst von 36, dann (December 1529) von 48 Männern, zur Berathung von Finanzmaßregeln. Aber kaum ist der Ausschuß beisammen, als er trotzig Freiheit für das protestantische Bekenntniß fordert, als Bedingung jeder Bewilligung in der Geldfrage. Zögernd giebt der Rath nach; protestantische Prediger werden angestellt, die neue Sakramentsordnung wenigstens in einer Kirche gestattet. Wie nun aber die Geldangelegenheit beglichen ist, wird der widerwilligen Oligarchie ein bleibender Ausschuß von 64 Bürgern zur Verwaltung der neuen Steuern aufgenöthigt.

Während in Lübeck rasch durch den Reformator Niederdeutschlands, Bugenhagen, Alles auf protestantischem Fuße eingerichtet wurde, versuchte die Regierung Kaiser Karl's V. die beginnende „Empörung" möglichst zu dämmen. Ein kaiserliches Mandat (October 1530) verlangte, daß Alles auf den alten Fuß gesetzt werde. Es hatte das Gegentheil des Beabsichtigten zur Folge. Jetzt erst schwoll die Flut der politischen Revolution an. Den Vierundsechzig mußte der Rath vollen Antheil an den wichtigsten Regierungsgeschäften gestatten, sie durch einen neuen Ausschuß von hundert Bürgern ergänzen (12., 13. Oct. 1530), ihnen endlich auch eigene „Wortführer" zugestehen (17. Januar 1531).



Marktplatz mit dem Rathhaus zu Lübeck.

Wie so Alles in wachsender Spannung sich befand, versuchten die beiden aristokratisch und katholisch gesinnten Bürgermeister, Plönnies und Brömse, die Hilfe des gleichgesinnten Herzogs Albrecht von Mecklenburg anzurufen. Sie verließen heimlich die Stadt (8. April 1531). Doch dies ward nur das Signal neuer Aufregung. Auf die erste Kunde des Geschehenen versammelten sich die Ausschüsse; die Rathmannen erhielten Haft auf dem Rathhause oder in den Häusern, und am 9. April, am Ostersonntage, wurde die leidenschaftlich erregte Gemeinde zur Versammlung berufen. Während aber hier sich die gesammte Bürgerschaft eidlich gelobte: „bei Gottes Wort zu bleiben, oder zu sterben",

ging man daran, dem ohnmächtig dem demokratischen Sturme gegenüberstehenden Rathe Männer der Bürgerschaft aufzudringen, so daß diese oberste Behörde der Stadt fast ganz in demokratische Hände gerieth. Dem folgte im September die Einsetzung zweier neuer Bürgermeister, von denen einer der Bewegungspartei angehörte. Die politische wie die kirchliche Umwälzung war somit vollendet, und bereits hatte auch die Stadt Anlehnung auswärts gesucht; am 3. Mai 1531 war sie dem großen Bunde der Protestanten, der eben in Schmalkalden abgeschlossen war, beigetreten.

Christian's II. Versuch auf Norwegen. Es war hohe Zeit, daß in Lübeck der Kampf beendigt wurde und die Herrschaft unbestritten in die Hände der Bewegungspartei überging. Denn der entscheidende Kampf zwischen der Hansa und den nordischen Reichen nahte heran.

Christian II. versuchte nochmals die Kronen des Nordens sich zu erstreiten. Unterstützt von seinem kaiserlichen Schwager und den Niederländern, die selbstverständlich für ihre Hülfe die freie Fahrt nach der Ostsee zu erlangen dachten, rechnend auf den noch zum großen Theil katholischen Adel Norwegens, auf die Sympathien der ihm treu anhangenden Bürger und Bauern Dänemarks, war der unermüdliche Prätendent am 9. November 1531 in der Nähe von Christiania gelandet. Gewann er wirklich die Herrschaft des Nordens wieder, dann hatte Lübeck in ihm den doppelt erbitterten Gegner zu fürchten, ganz sicher namentlich die Zulassung der Holländer zu befahren. So schlug es in Kopenhagen ein Bündniß gegen Christian II. und die Niederländer vor. Es setzte nicht Alles durch, was es wollte; zwar vereinigten sich Dänemark und Lübeck gegen Christian II., aber den Ausschluß der Niederländer zu versprechen konnte Friedrich I. nicht vermocht werden; höchstens eine Beschränkung ihres Verkehrs wollte er, nöthigenfalls mit Waffengewalt an der Seite Lübecks erzwingen, und die Holländer selbst verzichteten dem gegenüber auch vorläufig auf die Fahrt nach der Ostsee. Nur die Noth hatte jedoch die alten Gegner zusammengeführt; als sie verschwand, da brach der alte Zwiespalt wieder aus. Bei der Belagerung von Schloß Aggershus (Christiania) wurde Christian selber von einer hansischen Flotte angegriffen. Ohne Aussicht auf Erfolg willigte er in Verhandlungen und begab sich gegen Zusicherung freien Geleits an Bord eines dänischen Schiffes nach Kopenhagen (8. Juli). Die Verbündeten aber beschlossen, den gefährlichen Mann nicht wieder frei zu lassen, und so brachten sie ihn nach Sonderburg auf Alsen, wo er in Haft gehalten wurde. Auch sein Grab hat man ihm später nicht in den dänischen Königsgrüften zu Roeskilde bereitet. Mit seiner Gefangennahme brach auch der Bund aus einander; Dänemark zögerte, den eben geschlossenen Vertrag auszuführen; Lübeck war isolirt.

Bruch Lübecks mit den nordischen Mächten. Da rückte plötzlich ein Todesfall den Entscheidungskampf in unmittelbare Nähe. König Friedrich I. von Dänemark starb am 10. April 1533. Die Wahl des Adels mußte über den neuen König entscheiden. Der eine Sohn Friedrichs, Christian (III.) von Schleswig-Holstein war der Hauptbewerber. Für ihn aber war es von höchster Bedeutung den Beistand des Kaisers zu gewinnen, ihn dem gefangenen Christian II. zu entziehen. So gerieth er aber auch in Verbindung mit den Niederländern, den Unterthanen Karl's V. Und dieser Verbindung schloß sich auch der dänische Adel an; denn gewiß war es im Interesse Holsteins wie Dänemarks, den freiesten Verkehr mit den Holländern zu eröffnen. Wullenwever sah die drohende Koalition sich bilden und beschloß sie zu kreuzen; fest verlangte er in Kopenhagen das Beharren bei dem Vertrage gegen die Niederlande. Aber umsonst; der Bund zwischen Dänemark, Norwegen, Schleswig-Holstein, den Niederlanden und dem Kaiser als deren Landesherrn schloß sich: auf dreißig Jahre sagten sich alle Parteien gegenseitig Hilfe zu; Karl V. gab Christian's II. Sache auf, und den Niederländern ward die Ostsee geöffnet (9. September 1533).

Verlassen von den Dänen, von den eigenen Genossen nicht unterstützt, mit den Niederländern in wenig glücklicher Fehde, einer übermächtigen Koalition, ja dem eignen kaiserlichen Oberherrn gegenüber entschloß sich Wullenwever, den Weg der Verhandlungen wenigstens

zu betreten, vielleicht nur, um Zeit zu gewinnen. Aber wie er in Hamburg, dem Orte der Konferenz, trotzig einzog, im vollen Harnisch, hoch zu Roß, von 60 lübischen Reitern begleitet, und wie er dann heftig und leidenschaftlich den unbeugsamen Gegnern zurief: so lange er lebe, wolle er ihnen entgelten lassen, was sie an Lübeck gethan, da zeigte es sich doch, daß an eine Versöhnung zwischen so verfeindeten Parteien nicht zu denken sei. — Es war dies um so weniger, als gleichzeitig seine Feinde in Lübeck im Einverständniß mit den Feinden der Stadt nochmals versuchten, den Verhaßten zu stürzen. Aber der rasche Mann kommt ihnen zuvor, und was zu seinem Sturze dienen soll, weiß er zu seinem vollen Triumphe zu wenden. Auf die erste Kunde setzt er sich zu Roß, seinen Kollegen erklärend, er habe das Spiel angefangen, er wolle es auch enden, und erscheint unerwartet in Lübeck. Eben sind seine Gegner mit den schwersten Anklagen vor dem Rathe erschienen; aber der Rath, selbst zum Theil aus seinen Anhängern gebildet, bringt die Sache vor die Gemeinde. Am 13. März 1534 versammelt sich das Volk in den weiten Hallen der schönen Kirche zu St. Marien; von der Kanzel herab rechtfertigt sich Wullenweber, enthüllt die staatsfeindlichen Pläne seiner Feinde und reißt Alles mit sich fort. Sein Sieg war entschieden; am 11. April wurden die bedeutendsten Aristokraten aus dem Rathe gestoßen. Erst damit war die demokratische Revolution vollendet; die Regierung lag unbestritten in den Händen der Bewegungspartei und ihres Führers Wullenweber, der seit dem 15. Februar 1533 als Bürgermeister an der Spitze Lübecks stand. — Jetzt, auf dem Gipfel seiner Macht, entfaltete er seine großen Pläne. Die so oft bestrittene Ostseeherrschaft seiner Stadt wollte er um jeden Preis behaupten. Eben jetzt waren sie aufs Gefährlichste bedroht. Schon hatten Holstein und Dänemark die Ostsee den Niederländern geöffnet; gelangte Herzog Christian auch im dänischen Reiche zur Regierung, so kam mit ihm der holsteinische Adel auch dort ans Ruder und von ihm, dem geschworenen Feinde Lübecks, hatte die Stadt unzweifelhaft die Vernichtung aller ihrer Privilegien zu gewärtigen. Beides, die Zulassung der Niederländer zum baltischen Meere und die Vernichtung der Handelsherrschaft im Norden, galt es zu verhindern. Deshalb konnte Wullenweber später schreiben: „Diese Fehde ist meist um der Burgunder (Niederländer) willen angefangen, daß wir sie nicht im Reiche Dänemark haben wollten“. Die alten Mittel, die hansische Obmacht zu behaupten, friedliche Verträge, waren — davon hatte sich Wullenweber selber überzeugen können — gänzlich wirkungslos geworden. Und doch war er fest entschlossen, jene Stellung nicht aufzugeben.

Aber wenn die alten Mittel verbraucht waren, welche neuen Mittel wollte er anwenden? Es gab nur eins: Eroberung! Nicht ganz Dänemark sollte sich Lübeck unterwerfen, wol aber die Positionen am Eingange des Sundes, Helsingör und Helsingborg, sich sichern, Kopenhagen und Malmö, wie das ganze südliche Schweden, vom dänischen Reiche losreißen, in die engste Verbindung mit sich selber bringen, Gothland und Bornholm, „das Gibraltar der Ostsee“, sich gewinnen. Gelangen diese kühnen Pläne, fürwahr, dann hatte Lübeck die Herrschaft der baltischen See sich auf lange Zeit hinaus gesichert, wie das moderne England durch Gibraltar, Malta und Cypern die des Mittelmeeres, oder zu Wullenwevers Zeit die Portugiesen die des indischen Oceans.

Das politische Mittel zur Erreichung dieser weitgesteckten Ziele war eben die dänische Thronfrage. Einen eigenen Prätendenten wollte Wullenweber gegen Christian III. aufstellen. Es fragte sich nur: Wer gab sich dazu her, der deutschen Reichsstadt Lübeck Thronkandidat für Dänemark zu sein?

Den richtigen Mann glaubte Wullenweber gefunden zu haben: es war der Gefangene von Sonderburg, der alte Gegner Lübecks, Christian II.! Zwar ihn wirklich zu erheben, das ist dem Bürgermeister wol niemals eingefallen. Allein sein Name gestattete es, gewaltige politische Hebel anzusetzen. Für den „Bürgerfreund“ Christian II. waren Bürger und Bauern Dänemarks bereit, Alles in die Schanze zu schlagen, jetzt vor Allem, wo sie sich, wenn Christian III. zur Regierung kam, dem tödlich gehaßten Adel ausgeliefert sahen, der jenen

33*

beherrschte. Ja selbst wenn dies nicht geschah, so drohte wenigstens dem evangelischen Bekenntniß in Dänemark arge Gefahr. Schon hatten die Bischöfe die Aufhebung des Toleranzedikts von Odense erzwungen, ihre Gewalt wiederherzustellen begonnen; Tausen war entsetzt und zur Verbannung verurtheilt worden. Zwar die Ausführung dieses Urtheils verhinderte ein Volksaufstand in Kopenhagen, aber wenn den noch katholisch gesinnten Ständen die Wahl eines katholischen Königs gelang, dann konnte doch Alles verloren sein. Dagegen hatte Christian II. sich der neuen Lehre eine Zeit lang keineswegs ungünstig gezeigt. Eine gewaltige demokratisch-protestantische Bewegung also beabsichtigte der lübische Volksführer zu entzünden. War sie entzündet, dann war es leicht, sich der erstrebten Positionen zu bemächtigen. Das Andere fand sich. Das militärische Mittel zur Durchführung so verwegener Pläne bot wieder jene Volksbewegung. Mit den Haufen der Bauern und den Milizen der Städte dachte Wullenwever die Landsknechtscharen und die ritterlichen Geschwader seiner Gegner zu schlagen. Im Uebrigen vertraute er auf die Kräfte seiner Gemeinde, vor allem auf ihre Seemacht und finanziellen Hülfsquellen, auf den Beistand der wendischen Städte, auf die Hülfe deutscher Fürsten.

Beginn der „Grafenfehde". So begann der Kampf, der in zwei kurzen Jahren den Fall Lübecks entschied, der letzte Aufschwung der Hansa, trotzdem, daß Lübeck fast allein ihn führte, denn in ihm allein war noch der hansische Geist lebendig. Aber nicht nur um die Herrschaft der Ostsee handelte es sich, auch die selbstständige Entwickelung der nordischen Reiche, nicht weniger um die Frage, ob im dänischen Reiche Bürger und Bauern sich befreien sollten von der Herrschaft ihres Adels. Der Ausgang mußte zugleich darüber entscheiden, ob in Lübeck die demokratische Verfassung und die eng mit ihr verbündete Umgestaltung der Kirche sich behaupten würde. Eben weil um große Prinzipien gefochten wurde, hat der Kampf so allgemeine Theilnahme gefunden, von den Niederlanden bis Livland, von Norwegen bis tief in's Innere Deutschlands.

Der erste Bundesgenosse, den Wullenwever gewann, war Christoph, Graf von Oldenburg, ein Verwandter Christians II., ein jüngerer Sohn seines Hauses, der mit nicht gewöhnlicher klassischer Bildung — er pflegte den Homer mit sich ins Feld zu führen — und eifrigem Protestantismus eine sinnliche Natur und verwegenen Kriegsmuth verband. Dem stellte Wullenwever die Regentschaft Dänemarks in Aussicht bis zu Christian's II. Befreiung und fand ihn willig. Der Verabredung gemäß erschien der Graf am 12. Mai 1534 vor Lübeck mit starken Landsknechthaufen, und seine Ankunft brachte die Entscheidung. Wullenwever beruft die Bürgerschaft zur Versammlung; in feuriger Rede hält er ihr vor, was er wolle: Befreiung Christian's II., Herrschaft über die Ostsee; der Graf sei bereit, man möge sich ihm anschließen. Aufgeregt von stolzen Erinnerungen und von noch stolzeren Hoffnungen fällt ihm die Menge bei; kein Widerspruch wird geduldet, die entscheidenden Beschlüsse werden gefaßt. An jenem 13. Mai 1534 sind die Würfel über das Schicksal Lübecks und der deutschen Ostseeherrschaft gefallen.

Sieg Lübecks. Der Feind, den man zu bekämpfen hatte, war Christian von Holstein und der dänische Adel. Was man also thun mußte, lag klar vor: gleichmäßig in Holstein wie in Dänemark mußte der Angriff erfolgen. Durch raschen Ueberfall nahm der lübische Söldnerführer, Marx Mayer, bewährt im Türkenfeldzuge von 1532, Schloß Trittau, das die Straße nach Hamburg beherrschte (14. Mai); in den nächsten Tagen rückte Graf Christoph in Holstein ein. Ihm vorauf ging ein Aufruf an die Bauern, sich wider den Adel zu erheben; mit geflissentlicher Schonung des gemeinen Mannes wurden die adligen Güter und einige Klöster verwüstet, der Bischof von Lübeck aus Eutin verjagt, eine Reihe von Orten genommen, das Schloß Segeberg belagert. In alter Feindschaft erhoben sich die Dithmarscher Bauern gegen die Holsten.

Herzog Christian war doch überrascht. Aber die Bedrohung durch eine Bauernrevolution brachte den Adel zum festesten Anschluß an seinen Herrn, mit Macht warf er sich in den Krieg.

Die Lübecker mußten das Land wieder räumen. Die Holsten drangen bis Ratkau vor, nicht drei Stunden von der Stadt, verbrannten die Fähre bei Travemünde und drohten ihren Feinden die See zu sperren. Es that noth auch auf dem zweiten Kriegsschauplatz das Spiel zu beginnen. Wullenwever war fest entschlossen dazu. Ehe man, meinte er, die dänische Königswahl im Sinne der Niederländer, Schweden und Holsteiner zulasse, wolle er lieber, daß von seiner Stadt kein Stein auf dem andern bliebe. Im Hafen der Stadt setzte man das Geschwader in Stand, das Landungscorps sammelte sich unter dem Oldenburger Grafen.



Erscheinen der hanseatischen Flotte an der feindlichen Küste.

Was Wullenwever wollte, gab der Vertrag zu erkennen, den die Stadt am 3. Juni mit dem Grafen schloß: Einräumung von Helsingborg und Helsingör mit dem Sundzoll, von Bornholm und eventuell von Gothland; Sicherung aller hansischen Rechte in Dänemark, Abtrennung Malmö's und Kopenhagens vom Reiche, eine entscheidende Stimme der Stadt bei der dänischen Königswahl, überdies in Holstein Ueberlassung von Trittau und Segeberg zur Beherrschung der Hamburger Straße. Das waren die Ziele, zu deren Erlangung der Graf der Stadt behülflich sein sollte. Dafür gestand sie ihm die Regentschaft in Dänemark zu

bis zur Befreiung Christian's II. Es war am 19. Juni, daß das lübische Geschwader die Anker lichtete, 16 stattliche Kriegsschiffe mit 3000 Landsknechten und 200 Reitern an Bord.

Während so auf beiden Schauplätzen die Parteien sich begegneten, begannen beide auch ihren diplomatischen Feldzug: es galt Bundesgenossen zu gewinnen. Da hatte nun der Herzog dem Bürgermeister bald den Rang abgelaufen. Das Mißtrauen der deutschen Fürsten gegen die demokratische Bewegung, an deren Spitze sich Lübeck gestellt, trieb viele von ihnen zu thatkräftiger Unterstützung des Herzogs von Holstein, auch Philipp von Hessen, das eine Haupt des Schmalkaldischen Bundes. Auf der andern Seite suchte Wullenwever Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen durch das Anerbieten der dänischen Krone zu gewinnen und denselben Preis bot er Herzog Albrecht von Mecklenburg, beidemale ohne Erfolg.

So waren es schließlich doch nur die wendischen Städte, auf die Wullenwever baute, aber auch diese unterstützten ihn erst, als er durch seine Agenten die demokratische Bewegung auch hier hervorgerufen hatte. Hamburg dagegen und Lüneburg hielten sich zurück.

Doch wenn Lübecks diplomatische Erfolge mehr als zweifelhaft waren, seine kriegerischen waren zunächst überaus glänzend. Am 23. Juni 1534 war Christoph eine Meile südlich von Kopenhagen gelandet. Seine bloße Ankunft genügte, um die Flamme des Kampfes zu entzünden; Malmö war die erste Stadt, die sich für ihn und Christian II. erklärte. Auf Seeland aber begann zunächst der schreckliche Rachekrieg der unterdrückten Bauern gegen den herrischen Adel. Denn Freiheit von Frohnden hatte Graf Christoph den Bauern verheißen. Was Deutschland vor neun oder zehn Jahren gesehen, das geschah jetzt in Dänemark: aller Orten erhoben sich die Bauern; unterstützt von den lübischen Kriegshaufen zogen sie von Schloß zu Schloß; eins nach dem andern fiel in ihre Hände, die Insassen erlagen der erbarmungslosen Rache der Sieger. Entsetzt von der furchtbaren Erhebung ergab sich der größte Theil des seeländischen Adels dem Heerführer Lübecks und huldigte ihm im Namen Christian's II. Am 14. Juli ging auch Kopenhagen über; am nächsten Tage schon hielt Christoph seinen Einzug in der dänischen Hauptstadt und empfing daselbst die Huldigung; am 25. kapitulirte auch das Schloß. Das lübeckische Geschwader sperrte den Sund; der lübeckische Admiral erhob den Sundzoll für Rechnung der Stadt. Erschreckt durch das schreckliche Schicksal seiner Standesgenossen huldigte auch der Adel von Schonen, wo Marx Meyer erschien; auf allen dänischen Inseln aber, zuletzt auf Fühnen, folgten die Bauern dem Beispiele Seelands, und bereits am 12. August konnte Jürgen Kock, Bürgermeister von Malmö, an seinen Bundesgenossen Wullenwever mit Stolz berichten: Schonen, Halland, Bleckingen (d. i. das ganze zu Dänemark gehörige Schweden), Seeland, Falster, Laaland, Langeland lägen Lübeck zu Füßen.

Aber das war noch nicht genug: auch in Jütland erhob sich die Bauernschaft; in offener Feldschlacht siegten ihre erbitterten Haufen unter Clement bei Svendstrup über den ritterlichen Adel (12. Oktober); bei 30,000 Bauern, sagte Wullenwever daheim, ständen dort unter Waffen für Christian II.

Die Kunde von diesen stolzen Erfolgen rief in Lübeck die höchste Aufregung hervor. Die Siegesbotschaften jagten sich; was konnte in diesen stürmischen Tagen der mächtigen Stadt unmöglich scheinen? Schien doch die kühne Politik ihres Führers vollständig gerechtfertigt; und war sie es denn nicht in der That?

Doch der dänische und holsteinische Adel war nur betäubt. Das stolze Standesbewußtsein regte sich; diesen verhaßten Bürgern sich zu fügen schien dem Einen wie dem Andern unerträglich. Rasch entschlossen, um aus dem unheilvollen Schwanken herauszukommen, huldigte jetzt die dänische Ritterschaft, so weit sie frei war, dem vorher verschmähten Herzog von Holstein (4. und 9. Juli), dessen eigener Adel aber gelobte sich eidlich, Gut und Blut daranzusetzen und nicht zu rasten, bis daß sie Dänemark erobert hätten (Landtag zu Kiel im September 1534). Und während Lübeck das dänische Reich sich unterwirft, sieht es plötzlich, dank der Schwäche seiner Landmacht, das überlegene Heer seiner Feinde vor den

eigenen Thoren. Die Trave wird gesperrt, und in blutigen Kämpfen werden alle Versuche, die unheilvolle Blokade zu sprengen, zurückgewiesen (10., 12., 16. Oktober).

Der Umschwung war zu jäh, als daß er in Lübeck nicht die heftigste Aufregung hätte hervorrufen sollen. Nur auf dem Erfolge ruhte Wullenweber's Stellung; der plötzliche Wechsel erschütterte sie in ihren Grundfesten. Die heftigsten Angriffe wurden gegen ihn geschleudert. Wiewol auch Wullenweber in diesen Schreckenstagen die Hoffnung nicht sinken ließ, in ihm arbeitete es doch gewaltig; der im kräftigsten Alter stehende Mann ergraute rasch. Doch die Elastizität seines Geistes verließ ihn auch hier nicht. Rasch entschlossen bot er dem König-Herzog Christian den Frieden an, nur für Holstein; in Dänemark sollte der Krieg fortgehen. Christian III., ging darauf ein es war im Interesse beider Parteien. So schlossen denn Holstein und Lübeck am 17. November 1534 Frieden zu Stockelsdorf; beide behielten in Dänemark freie Hand. Gewiß, es war nicht viel verloren, und doch, daß Wullenweber einen Theil wenigstens seiner Pläne aufgeben mußte, das war für ihn eine schwere Niederlage. — Aber es war mit nichten die schwerste. Der erste große Mißerfolg der demokratischen Politik hatte die ganze Richtung bei dem lübeckischen Volke in Mißkredit gebracht; es glaubte jetzt, das Heil nur in der Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung zu finden. Wullenweber mußte nachgeben; die demokratischen Institutionen wurden außer Kraft gesetzt, die Ausschüsse aufgelöst. Insofern jedoch der Volksführer zwar Bürgermeister blieb, aber die Demokratie fallen ließ, brachte er sich in Widerspruch mit seiner ganzen Vergangenheit und beraubte sich der Unterstützung eben der Männer, die ihn erhoben hatten


Christian III. von Dänemark.

Wullenweber hatte in der inneren Frage nachgegeben; um seine volle Kraft nach Außen werfen zu können. Aber waren schon anderwärts die Schwächen seiner Politik deutlich hervorgetreten, so zeigten sie sich jetzt auch in Dänemark. Graf Christoph wollte eben nicht blos der General Lübecks sein, sondern etwas für sich bedeuten; mit tiefem Mißtrauen sah er deshalb jetzt, wie Wullenweber daran arbeitete, den Mecklenburger Herzog heranzuziehen. Einen Nebenbuhler zu dulden, war der Graf nicht gemeint; da dachte er auf selbständige Politik, verhandelte mit Karl V., um sich die dänische Krone zu gewinnen. Das brachte denn Alles ins Stocken. Und während Christoph unthätig und schmollend in Kopenhagen saß, waren die Gegner desto eifriger. Blutig warf der dänische Adel die von Lübeck sich selbst überlassenen Bauern Jütlands, die in Aalborg sich befestigt hatten, am 18. Dezember 1534 zu Boden. Die Ritterschaft Schonens fiel dem schwedischen Heere zu, das von dem jetzt eben in Bund mit Dänemark getretenen Gustav Wasa gesendet in der Landschaft einrückte, und der holsteinische Adel spannte jeden Nerv an, um die Entscheidung zu bringen. Johann von Rantzau, ein stolzer Edelmann, aber wissenschaftlich gebildet und dabei protestantisch, rüstete sich zum Uebergange nach Fühnen; holsteinische, dänische, schwedische und herzoglich preußische Kriegsschiffe sammelten sich bei Gothland, um auch auf ihrem Elemente den Lübeckern entgegenzutreten.

Mit tiefer Besorgniß sah Wullenweber diese Vorbereitungen der Feinde; er begann jetzt an dem Erfolge seines Werkes zu zweifeln. Freilich lag ein starkes Lübecker Geschwader im Kleinen Belt, um diesen gegen Rantzau zu sperren, ein anderes kreuzte in der Ostsee; aber

im entscheidenden Momente fehlte die feste Führung. Wullenweber war eben kein Soldat. Da hat er als Staatsmann wenigstens seine Pflicht gethan. Damals bewog er endlich Herzog Albrecht gegen das Versprechen der dänischen Krone, nach Kopenhagen zu gehen. Er befand sich selbst mit auf dem Geschwader, das am 8. April 1535 von Rostock abfuhr. Aber der Zwist des neuen Verbündeten mit dem alten, dem Grafen, hinderte eben jetzt jede entschiedene Maßregel.

Inzwischen handelten die Feinde. Johann von Rantzau warf ein starkes Truppencorps, trotz des Lübecker Geschwaders im Belt, nach Fühnen hinüber. Am 19. März siegte er bei Middelfahrt und schloß die Trümmer des feindlichen Heeres in Assens ein. Jetzt endlich machte sich Herzog Albrecht nach der Insel auf; sein Heer rückte gegen Assens vor, und hier traf es — der Herzog selbst war nicht dabei — am späten Nachmittage des 11. Juni 1535 die Dänen. Auf beiden Seiten fochten vornehmlich deutsche Landsknechte; denn es war ja das traurige, aber selbstverschuldete Schicksal unseres Volkes, daß auf allen Schlachtfeldern jener Zeit Deutsche gegen Deutsche standen. Der Kampf war kurz, doch überaus blutig; der größte Theil des Lübecker Heeres deckte die Walstatt, auch viele Edle waren unter den Todten, darunter Gustav Trolle, Erzbischof von Upsala, der Urheber des Stockholmer Blutbades. Diese Niederlage entschied das Schicksal Fühnens; die Insel unterwarf sich dem holsteinischen Edelmanne, der sie herb für ihren Abfall strafte. — Inzwischen war auch zur See die Entscheidung gegen Lübeck gefallen. Nach unentschiedenem Gefechte bei Bornholm am 9. Juni wich das eine Lübecker Geschwader, schlecht oder gar verrätherisch geführt, nach dem Sunde. Die Flotte des Belt war nach der Schlacht von Assens vor Svendborg auf Fünen gegangen, und hier lieferte am 12. Juni Muthlosigkeit oder Verrätherei aristokratisch gesinnter Lübecker Kapitäne zehn schöne Kriegsschiffe ohne Schuß den viel schwächeren Gegnern in die Hände; nur einer that seine Pflicht, bis sein Fahrzeug zertrümmert sank. Nun hinderte nichts mehr den Uebergang der Dänen auch nach Seeland. Schon am 24. Juli 1535 stand König Christian III. mit starker Macht vor Kopenhagen; nur dies, Malmö und Schloß Warberg, wo Marx Meyer saß, hielten noch zu Lübeck.

Wullenwever's Sturz. Die stolzen Pläne des Bürgermeisters lagen zertrümmert am Boden. Und nun, da seine auswärtige Politik vollständigen Schiffbruch gelitten, konnte er auch seine Stellung in der Stadt keinen Augenblick länger mehr behaupten. Die aristokratische Partei regte sich in und außerhalb Lübecks und ruhte nicht eher, als bis sie den verhaßten Mann gestürzt hatte. Bereits war in den meisten Hansastädten, die, dem Beispiele Lübecks folgend, demokratische Staatsform zugelassen, das alte Regiment wieder hergestellt worden, und schon auf dem Hansatage von 1535 hatten sich die schwersten Anklagen gegen die Politik des Vororts als ein muthwilliges, aufrührisches Beginnen erhoben.

Die selbstverständlich gegen jede demokratische Regierung feindliche und gegen jedes nationale Interesse gleichgiltige Politik Karl's V. erließ (10. Juli 1535) ein „Exekutorialmandat" gegen die Demokratie in Lübeck, welches bei Strafe der Acht binnen sechs Wochen die volle Herstellung des alten Zustandes, die Aufnahme aller verjagten Patrizier gebot. Geschlagen im Felde, von seiner eigenen Partei verketzert, tödlich gehaßt von der andern, wich Wullenwever dem Verhängniß: am 26. August 1535 gab er seine Abdankung. Wenige Tage später (28. August) hielt Nikolaus Brömse, sein von ihm verjagter Gegner, mit 150 Reitern seinen feierlichen Einzug in der tiefgebeugten Stadt; im Triumphe kehrten die Verbannten zurück, im alten Glanze erhob sich von Neuem das patrizische Regiment. Die katholische Reaktion durchzuführen ist ihm freilich nicht gelungen; Rath und Gemeinde hielten am evangelischen Bekenntniß fest.

Diese Regierung konnte selbstverständlich die Politik ihres Feindes Wullenwever nimmer fortsetzen. Und es wäre auch ihm selber jetzt unmöglich gewesen. So schloß Lübeck am 14. Februar 1536 mit Dänemark den Frieden zu Hamburg. Die besiegte Stadt erkannte Christian III. als König an, erhielt dafür ihre alten Privilegien bestätigt. Wie oft waren sie schon gebrochen worden! — Alle Eroberungspläne waren dahin.

Noch hielten Malmö, Warberg, Kopenhagen aus. Aber ein Versuch die Hauptstadt mit einem starken hanseatischen Geschwader zu entsetzen, mißlang durch die verrätherische Schwäche des aristokratisch gesinnten lübischen Admirals Claus Warnow (November 1535). Malmö kapitulirte am 2. April 1536; kurz darauf ergab sich Marx Mayer im tapfer vertheidigten Warberg (27. Mai) und endete als Rebell auf dem Hochgerichte; Graf Christoph und Herzog Albrecht endlich übergaben das von Hunger gepeinigte Kopenhagen am 28. Juli.

Wullenwever's Ende. Während also der Kampf zu Ende ging, lauschte man in ganz Deutschland mit Spannung Dem, was von Wullenwever berichtet wurde. Der unermüdliche Kämpfer hatte auch nach seinem Sturze den Kampf nicht aufgegeben.



Wullenwever's letzte Vertheidigung vor den Lübecker Abgeordneten.

Im Lande Hadeln an der Elbmündung standen etwa 6000 Landsknechte, die Graf Christoph geworben, Jedermann zu Diensten, der sie bezahlte. Wullenwever beschloß, sie gegen Holstein zu führen; es war noch Anfang November 1535. Aber wie er von Lübeck über Hamburg nach Hadeln reitet, läßt ihn der Erzbischof Christoph von Bremen, im Einverständniß mit seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, beide die erklärtesten Gegner jeder demokratischen und reformatorischen Regung, in Rothenburg verhaften. Damit war der unglückliche Mann seinen erbittertsten Feinden in die Hände geliefert. Erst in Rothenburg, dann in Schloß Steinbrück bei Hildesheim zwischen zehn Fuß dicken Mauern hielt man ihn gefangen und führte man gegen ihn den peinlichen Prozeß. Die Folter entlockte ihm Geständnisse von Verbrechen, die er weder je begangen, noch je beabsichtigt hatte; die Erbitterung über den demokratischen Staatsmann aber bei den Dänen, Holsten und den lübischen Patriziern selber übersah die Ungeheuerlichkeiten und widerspruchsvollen Unternehmungen, die man dem Gefangenen aufbürdete; ein gar nicht zuständiger Gerichtshof

sprach ihm das Leben ab als Rebellen gegen seine Obrigkeit, als Wiedertäufer, als Landfriedensbrecher, und am 24. September 1537 fiel das Haupt Jürgen Wullenwever's auf dem Hochgerichte am Tollenstein bei Wolfenbüttel. Der Leichnam wurde geviertheilt und aufs Rad geflochten. — Seine Zeitgenossen haben fast alle über den Besiegten den Stab gebrochen wie seine Richter. Das Volk in Lübeck lernte anders denken. In ungelenken Reimversen hat ein Bergenfahrer gesungen:

„Die von Lübeck werden in allen Tagen
Den Tod Herrn Jürgen Wullenwever's beklagen."

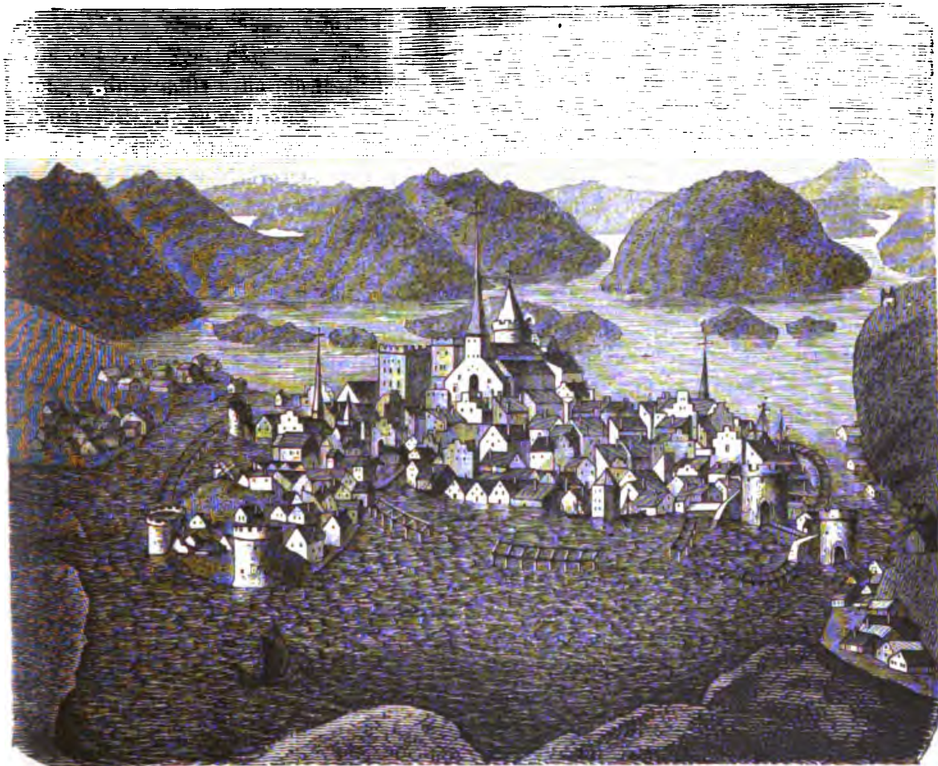
Die Nachwelt ist geneigt, diesen schlichten Worten beizustimmen. Gewiß: Wullenwever war kein Staatsmann ersten Ranges; gewiß ferner: die hanseatische Macht in den nordischen Reichen bedeutete die Ausbeutung fremder Völker durch den deutschen Handel, die Hemmung ihrer nationalen Entwicklung; sie mußte einmal fallen. Aber trotz alledem: Wullenwever ist der letzte Vertreter hanseatischer Größe; wer mag ihm vorwerfen, daß er, befangen in den Ueberlieferungen und in dem Stolze des Hanseaten, diese historische Nothwendigkeit verkannte? Wann giebt eine große Macht jemals freiwillig sich selber auf? Reichlich haben uns die Nordländer vergolten, was unsere Vorfahren ihnen zugefügt; kaum hundert Jahre nach Wullenwever's Tode war das Baltische Meer ein schwedischer Binnensee und unsere Küsten und Ströme in den Händen der Fremden.

Was die deutschen Seestädte verloren, gewannen die nordischen Reiche. Sie hatten den Druck der kommerziellen Alleinherrschaft der Hansa abgeschüttelt. Sie hatten zugleich zwar die demokratischen Bewegungen im Innern niedergeworfen, aber die Reformation, die damit Anfangs gefährdet schien, blieb aufrecht, ebenso wie im protestantisch gewordenen Deutschland. Den wahren Preis des Sieges trug in Dänemark der Adel davon, in Schweden das Königthum und mit ihm die Gesammtheit der Nation; deshalb begann Dänemarks Bedeutung zu sinken, Schweden erhob sich an seiner Stelle.

Sieg der Reformation in Dänemark, Norwegen und Island. Als Christian III. den dänischen Thron bestieg, war eben ein Versuch gemacht worden, die alte Kirche wiederherzustellen. Der neue König war eifrig protestantisch und führte ohne Schwanken die Reformation mit raschen Schlägen durch. Unter Beistimmung der weltlichen Reichsräthe ließ er schon im August 1536 sämmtliche Bischöfe verhaften und die Stiftsgüter mit Beschlag belegen. Der Reichstagsbeschluß vom 30. Oktober, bei dem auch Bürger und Bauern mitwirkten, überwies der Krone die bischöflichen Güter und ein Drittel des Zehnten. Zugleich aber einigte man sich über eine neue Handfeste, welche die Rechte des Adels erweiterte. Gegen solches Zugeständniß erlangte der König wenigstens die Anerkennung seines Sohnes Friedrich's (II.) zum Nachfolger. Im nächsten Jahre führte dann Bugenhagen, Luther's Freund, die lutherische Kirchenordnung ein. Nur der Titel der Bischöfe blieb, nicht ihre Gewalt, der König vielmehr trat an die Spitze der Landeskirche. Aber auch dem Adel fiel mit dem Patronate über die Pfarrstellen ein sehr erheblicher Antheil am Kirchenregimente zu, während er zugleich aus den Gütern der säkularisirten Klöster sich bereicherte. Befreit von Steuern und Lasten, im Besitz der Polizei- und Gerichtsgewalt über ihre unterthänigen Bauern und des Patronats über ihre Pfarren, herrschend im Reichsrathe und auf den Reichstagen, waren diese Edelleute, denen keine mächtige Hierarchie mehr ein Gegengewicht bot die wahren Herren des Landes.

Auch Norwegen, das der Reichstag von 1536 für eine dänische Provinz erklärte, fügte sich der kirchlichen Umgestaltung, als Christian III. im April 1537 persönlich nach Bergen kam. Selbst der noch eifrig katholische Erzbischof von Trondhjem (Drontheim), Gustav Engelbrechtson, der leidenschaftlich widerstrebte und mit Karl V. und den Anhängern des gefangenen Christian II. in Verbindung stand, wagte doch schließlich nichts, sondern flüchtete mit dem reichen Gute seiner Kirche nach den Niederlanden.

Etwas später erst gelang die Reformation im fernen Island. Hier hatten die Bischöfe von Skalholt, Oegmund und nach ihm Gisser Einarsson nach dänischem Muster ihre Einführung begonnen. Aber nach Gisser's Tode 1548 bemächtigte sich der altgläubige Bischof Aresen von Holum des erledigten Stifts, setzte die katholischen Einrichtungen wieder in Kraft und verweigerte königlichen Gegenbefehlen jeden Gehorsam. Erst 1550 wurde er verhaftet und mit seinen beiden Söhnen als Hochverräther in Skalholt enthauptet. Doch konnte ein Aufstand seiner Anhänger erst durch militärisches Einschreiten im Jahre 1554 unterdrückt werden.



Stockholm um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Nach einem gleichzeitigen Bilde.

Gustav Wasa Erbkönig von Schweden. In Schweden war, als Lübeck seine Fehde begann, die Kirchenreformation bereits in allem Wesentlichen festgestellt. Nicht daß es auch später noch ganz an Erschütterungen gefehlt hätte. Zu Zeiten recht bedenklich ließ sich sogar der Aufstand an, welchen die Bauern des südlichen Schweden, gereizt durch Uebergriffe der königlichen Vögte und einzelner Edelleute wie durch neue Steuern, unter Nils Dacke und katholischer Fahne erhoben (1542). Ja der Führer stand mit allen Feinden der neuen Krone, vor Allem mit Karl V. in Verbindung. Erst im Sommer 1543 gelang die Unterdrückung durch Güte und Gewalt. Doch das Königthum bedurfte noch einer festeren Gründung, und sie gelang dem großen Fürsten, der seit 1523 die Krone trug. Schon 1540 hatte der Reichsrath die beiden Söhne Gustav's, Erich (geb. 1533) und Johann (geb. 1535) als rechtmäßige Erben des Reiches anerkannt. Vier Jahre später bestimmte die Erbvereinigung von Westerås die Thronfolge nach dem Erstgeburtsrecht, und Erich XIV. empfing als Kronprinz die feierliche Huldigung (13. Januar 1544), während — ein Wunder fast in dieser winterlichen Jahreszeit — ein gewaltiges Gewitter herniederging und darauf ein prachtvoller Regenbogen den Himmel überwölbte.

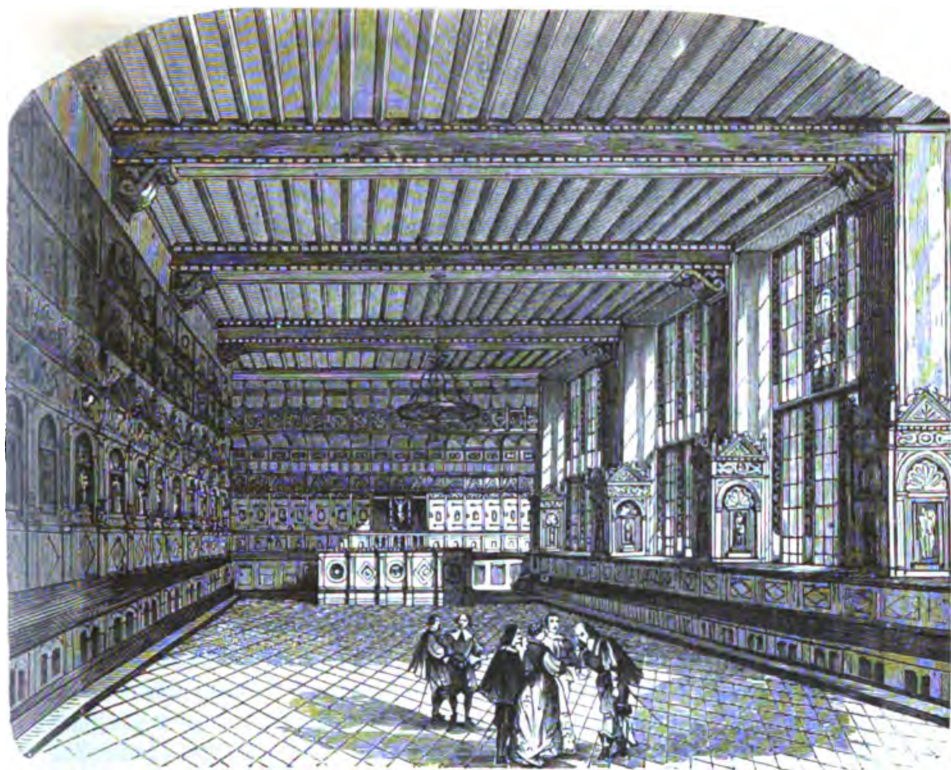
Wirthschaftlicher Aufschwung Schwedens. Dies nunmehr erblich gewordene Königthum stützte sich vor Allem auf einen ausgedehnten Besitz von Landgütern und nutzbaren Hoheitsrechten. Etwa 2500 trefflich verwaltete Höfe gehörten dem Könige, der ihre Vermehrung unausgesetzt und nicht immer ohne den Vorwurf der Habgier betrieb. Alle Gemeinweiden, Wälder, Gewässer, Bergwerke erklärte er für Regalien; ein schwunghafter Handel steigerte seine Einnahmen und half seine Schatzkammer füllen. So beträchtliche Mittel setzten ihn in den Stand, eine kleine stehende Armee von etwa 15,000 Mann zu halten und an Stelle des „Hansens offener Stärenbote, die weder Hülfe noch Trost versprachen," stattliche Kriegsschiffe zu erbauen.

Und wie berechnend, zuweilen nur fehlend durch allzu häufige und beengende Fürsorge, verstand es Gustav, den materiellen Aufschwung seines armen, dünnbevölkerten, Jahrzehnte lang zerrütteten und verwüsteten Landes zu fördern! Die Handelsfreiheit der Hansa war thatsächlich vernichtet, seitdem ein Werthzoll von fünf Prozent auf allen eingehenden Waaren lag. Ja im Jahre 1548 verbot der König den Handel mit Lübeck ganz, freilich ohne ihn wirklich unterdrücken zu können. Handelsverträge mit den Niederlanden, mit England, Frankreich und Rußland, dessen Verkehr er über das 1550 neugegründete Helsingfors leiten wollte, sollten den schwedischen Rohprodukten, dem Eisen und Kupfer, den Fettwaaren und Schiffahrtsbedürfnissen neue Märkte erschließen. Der König selbst nahm eifrigen Antheil, ließ 1545 zwei seiner Schiffe nach Holland und Lissabon segeln. Wirklich zählte im Jahre 1550 die schwedische Handelsmarine, die vierzig Jahre zuvor noch kaum existirt hatte, schon 62 Schiffe mit 3150 Lasten, die Küstenfahrzeuge nicht gerechnet.

Nicht mindere Sorge widmete Gustav dem Eisenbergbau und den Eisenwerken. Für die Gruben zu Danemora bildete er eine besondere Gesellschaft, deutsche Bergleute und Techniker machten die Schweden mit ihrem durch mancherlei Vorzüge ausgezeichneten Verfahren bekannt. Auch deutsche Handwerksmeister berief der König und gab dem einheimischen Gewerbe zugleich festeren Halt durch Bestätigung der Zunftordnungen.

Gustav Wasa's Persönlichkeit. In Allem ein echter König war es Gustav Wasa auch in seiner Erscheinung und seinem persönlichen Dasein. Groß und schlank und wohlgebildet, blondhaarig und helläugig, das Antlitz umrahmt von einem gewaltigen Barte, der bis auf die Brust herabhing, so zeigen ihn die Bilder aus seiner Zeit. Mit seiner wunderbaren Beredsamkeit vermochte er zu gewinnen, wen er wollte, wirkte er auf erregte Volksmassen und widerstrebende Reichsstände wie auf fremde Staatsmänner mit gleicher Gewalt. Denn sein beweglicher Geist wußte in jede Lage sich zu finden, sein heiterer, fast sanguinischer Sinn verließ ihn auch in den ernstesten Gefahren nicht. Er liebte eine Umgebung, die seiner Art entsprach; sein Hof, wie er ihn in Stockholm oder auf einem seiner zahlreichen Schlösser am Mälar, z. B. dem Gripsholm (seit 1537 erbaut) um sich versammelte, war ein Sammelplatz ritterlicher Edelleute, die er fleißig im Jagen und Fechten sich tummeln ließ, und schöner Frauen, deren Umgang er nicht missen mochte. Doch niemals hätte man ihm eine Verletzung der Sitte nachzusagen vermocht; seinen Frauen — er war dreimal vermählt — war er mit unverbrüchlicher Treue ergeben, vorzugsweise der Schwedin Margaretha Lejonhufvud, die ihm zehn Kinder schenkte und oft genug den leicht aufbrausenden Sinn des Königs durch kluge Mäßigung beschwichtigte. Seine Bildung ließ manche Lücken sehen, doch er ergänzte sie durch außerordentliches Gedächtniß und durchdringenden Verstand. Daß er höheren geistigen Interessen nicht unzugänglich war, beweist seine Vorliebe für Musik — er spielte selbst gern und gut die Laute — und die geschmackvolle, reiche Ausstattung seiner Schlösser. Doch Kunst und Wissenschaft wollten dort überhaupt noch nicht recht gedeihen.

Was König Gustav für sein Volk gewesen, das wurde den Schweden, die dann und wann über seine harte Hand gemurrt, erst klar, als dem erst Vierundsechzigjährigen der Tod die Augen schloß (29. September 1560). Im hohen Dome zu Upsala wurde er neben seinen beiden ersten Frauen beigesetzt. Die Zeiten, die er vorausgesehen, sollten kommen, wo „Schwedens Kinder ihn gern aus der Erde scharren würden, wenn sie könnten".



Rathhaussaal zu Münster.

Schärfung der Gegensätze in Deutschland.

Beendigung der auswärtigen Kriege.

(1532—1545.)

Wol hatten die Deutschen Ursache, die Schweden zu beneiden um den ruhigen und festen Gang ihrer Kirchenverbesserung, die ihnen zugleich die Befestigung des nationalen Königthums brachte. Denn nachdem in Deutschland einmal das Kaiserthum gegen die religiöse Bewegung Stellung genommen, war es deren Schicksal, sich mühsam und Schritt für Schritt eine theilweise Geltung zu erkämpfen, und selbst diese bescheidenen Erfolge wären ihr nicht möglich gewesen, hätten nicht die auswärtigen Verwicklungen den Kaiser beständig in Anspruch genommen. Als es ihm gelang, sich von ihnen zu befreien, erfolgte der von langer Hand vorbereitete Zusammenstoß, der den deutschen Protestantismus an den Rand des Verderbens führte.

Der Umstand, daß nach dem Religionsfrieden von Nürnberg die Ausbreitung der evangelischen Lehre mächtig zunahm, hat Karl V. endlich dazu gedrängt, die „Ketzerei" mit Gewalt der Waffen zu Boden zu schlagen.

Wiedereroberung Württembergs für Herzog Ulrich. Der erste neue Erfolg des Protestantismus traf in der That die Habsburger ganz besonders empfindlich. Württemberg, seit 1519 dem Herzog Ulrich entrissen, seit 1521 an König Ferdinand übertragen, wurde seiner alten Dynastie gewaltsam zurückgewonnen und damit dem Protestantismus zugeführt.

Der verbannte Herzog war nach mehrfachen vergeblichen Wiederherstellungsversuchen zu Landgraf Philipp gegangen, dort mit Luther's Lehre näher bekannt und durch die harte Schule, in die ihn das Leben genommen, auch innerlich fester und besser geworden. Sein Sohn Christoph befand sich am Hofe König Ferdinand's, in Innsbruck oder Wiener Neustadt, wo

er gut erzogen, aber streng überwacht wurde. Trotzdem war in ihm so wie in dem Vater die Hoffnung auf die Wiedergewinnung des alten Stammlandes niemals erstorben, und ein Besuch, den er einmal zu Urach machte, hatte ihm gezeigt, wie sehr auch noch die Württemberger an dem früheren Herrscherhause hingen. Denn die österreichische Regierung verlor alle Sympathien, da sie mit Strenge jede lutherische Regung niederhielt, und sie kam um ihren besten Halt, als der Schwäbische Bund, seit 1488 ein Hort des Landfriedens im Südwesten, sich im Jahre 1533 auflöste, weil die kirchliche Frage seine Mitglieder trennte und die Befreiung Württembergs von der Reichssteuer — nach dem Muster der anderen habsburgischen Lande — die übrigen Stände unbillig belastete. Mittlerweile war Christoph auf einer Reise nach Italien, wohin man ihn entfernen wollte, an der steirisch-kärntischen Grenze dem österreichischen Hofe glücklich entkommen (Oktober 1532) und hatte in Bayern bei den Brüdern seiner Mutter Aufnahme gefunden. Diese wollten nun zwar für den Vater keine Hand rühren, waren aber bereit den Sohn zu unterstützen, den keinerlei Schuld an den früheren Verwicklungen traf, und gestatteten, daß Christoph in Denkschriften und Flugblättern eine lebhafte Agitation für sein Recht eröffnete. Schwerlich aber hätte diese so rasch zum Ziele geführt, hätte nicht Philipp von Hessen sich der Sache angenommen. Ihn bestimmten dabei weniger kirchliche als politische Gesichtspunkte. Es galt die habsburgische Macht in Süddeutschland zu erschüttern. Er konnte dabei nicht auf die Schmalkaldischen Bündner zählen — Kursachsen lehnte unter Luther's Einfluß jede Betheiligung ab — wol aber auf König Franz I.

Denn auch nach 1529 hatte dieser seine Aussichten auf Mailand und Genua keineswegs aufgegeben, sich deshalb mit Clemens VII. in Verbindung gesetzt und dessen Nichte Katharina von Medici mit seinem Thronfolger Heinrich von Orleans vermählt (Juni 1532). Um so willkommener mußte es ihm deshalb sein, den Kaiser in Deutschland zu beschäftigen. So unterstützte er die württembergischen Werbungen am Schwäbischen Bunde, schickte Geld nach Bayern und verständigte sich im Januar 1534 direkt mit Philipp von Hessen. Zu Bar-le-Duc kam der Vertrag zu Stande, nach welchem unter der Maske des Verkaufs der württembergischen Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) im Elsaß der König 215,000 Kronen an Philipp zahlte, 70,000 an Ulrich schenkte. Mit solchen Hülfsgeldern warb der Landgraf ein wohlgerüstetes Heer von 20,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern, dem gegenüber das österreichische Regiment nur etwa 10,000 Mann zur Verfügung hatte. Zugleich gingen hessische Sendschreiben nach allen Richtungen, um das Unternehmen zu rechtfertigen.

Im Mai 1534 schlug Philipp los. Da die Kurpfalz den Durchmarsch versagte, nahm er seinen Weg durch den Odenwald, überschritt am 12. unterhalb Heilbronn den Neckar und traf bereits am nächsten Tage bei Laufen mit dem feindlichen Heere zusammen, als es eben sich anschickte, in eine festere Stellung zurückzuweichen. Dabei überraschend angegriffen, wurde es nach kurzem Kampfe völlig aus einander geworfen und damit zugleich der ganze Feldzug entschieden. Das württemberger Land empfing den Landgrafen als Befreier; am 15. Mai schon huldigte Stuttgart dem Herzog Ulrich; von den festen Burgen der Rauhen Alp fiel eine nach der andern nach kurzer Gegenwehr; nur der Hohen-Asperg hielt sich bis zum 2. Juni.

Ein so rascher und durchschlagender Erfolg wirkte förmlich betäubend. Auch den Habsburgern blieb nichts übrig, als ihn anzuerkennen. Im Frieden zu Kaaden (Cadan) am 29. Juni 1534 überließ König Ferdinand dem Herzog Ulrich Württemberg als österreichisches Lehen, aber mit Sitz und Stimme im Reichstage, dafür wurde er als römischer König anerkannt. Seine Forderung dagegen, daß der Herzog in kirchlicher Beziehung Alles so lasse, wie er es vorgefunden, d. h. auf katholischem Fuße, wurde rundweg abgelehnt. So bedeutete die Wiederherstellung der alten Dynastie für Württemberg auch den Anfang der Reformation, die nur der Gesinnung des Landes entsprach.

Die Reformation in Württemberg. Auch hier siegte die lutherische Form. Unter Leitung des Ambrosius Blaurer und des Erhard Schnepf von Marburg wurde der lutherische Ritus eingeführt, die Kirchengüter wurden theils vom Landesherrn übernommen, theils direkt für die Zwecke der neuen Kirche und der Schule verwendet, dabei aus den Klöstern zum

Theil jene trefflichen „Stiftsschulen" geschaffen, denen das württembergische Unterrichtswesen einen musterhaften Zustand zum großen Theile verdankt, die Universität Tübingen aber ward die Pflanzschule der evangelischen Theologie. — Weithin wirkte der von Württemberg ausgehende Anstoß. Nicht nur Mömpelgard öffnete sich der Reformation, allerdings in der schweizerischen Form, auch die schwäbischen Grafschaften Oettingen, Neuenstein, Hohenlohe-Oehringen, Limpurg, Baden-Durlach wandten sich jetzt dem Lutherthume zu.

Ausbreitung der Reformation in Pommern, Mecklenburg, Westfalen. Zu derselben Zeit errang auch im Norden die neue Lehre bedeutende Erfolge. In Pommern, das damals zwischen die beiden Linien Pommern-Wolgast und Pommern-Stettin getheilt war, legte der Vertrag der Fürsten Philipp und Barnim zu Cammin den Grund zur Umgestaltung (August 1534), die dann der Reformationsentwurf von Treptow weiter förderte, Johann Bugenhagen's Thätigkeit vollendete, während Adel und Geistlichkeit widerstrebten. Aehnliches geschah in Mecklenburg. Härter waren die Kämpfe im nordwestlichen Deutschland, das in weiter Ausdehnung dem Krummstabe gehorchte. Im altehrwürdigen Soest erzwang eine demokratische Erhebung die Durchführung der Reformation (Juli 1533); in der Bischofsstadt Paderborn dagegen warf der neugewählte Kirchenfürst Hermann von Wied die Bewegung zunächst zu Boden. Viel stürmischer noch trat sie im nahen Münster auf; ja hier führte sie mittelbar zu einer furchtbaren Katastrophe, dergleichen Deutschland damals zum Glück nicht wieder gesehen hat.

Der Protestantismus in Münster. Hier hatte die Predigt Bernhard Rottmann's welchen Philipp von Hessen gesandt, die Bürgerschaft in dem Grade für das Lutherthum gewonnen, daß bald die Mehrheit des Rathes evangelisch war und die Uebergabe mehrerer Kirchen dem Bischof abzwang. Darüber aufgebracht ging der streng altgläubige Adel des Münsterlandes zur Gewaltanwendung über und sperrte der Stadt die Zufuhr. Doch die bedrängte Bürgerschaft machte sich Luft durch einen kecken Handstreich. Eben hatte sich der Adel um den neu gewählten Bischof und sein Kapitel zu Telgte, ein paar Stunden von der Stadt, zur Huldigung versammelt, nichts Arges gewärtigend. Da überfielen in dunkler Dezembernacht die Bürger den Ort und brachten zwar nicht den Bischof selbst — er war schon abgereist — wol aber seine Domherren und viele vom Adel in ihre Gewalt (Weihnachten 1532). Es blieb dem Kirchenfürsten nichts übrig, als die vornehmen Gefangenen durch einen Vertrag zu befreien, der sechs Kirchen dem evangelischen Ritus öffnete und nur für den Bischof und sein Kapitel katholischen Kultus ausbedang (Februar 1533). Es war ein Erfolg, der in ganz Westfalen empfunden wurde. Das ganze Land schien der Reformation gewonnen werden zu können, selbst der Uebertritt des Bischofs nicht ausgeschlossen. — Da vernichtete das Eindringen einer neuen extremen Richtung alle Hoffnungen und überlieferte Münster selber der schonungslosesten Reaktion.

Das Wiedertäuferreich in Münster 1534/35. Schon seit längerer Zeit war in verschiedenen Gegenden Deutschlands eine Sekte aufgetreten, welche sich als die überspannteste Weiterbildung evangelischer Anschauungen und damit als den schärfsten Gegensatz zur alten Kirche darstellte. Die Wiedertäufer (Anabaptisten) verwarfen die Kraft der Sakramente, in denen jene die alleinige Gewähr der Seligkeit findet, sie suchten die unmittelbarste Gemeinschaft mit Gott in einer verzückten Erregung, die der Taufe vorangehen müsse, und sie faßten deshalb die Kindertaufe theils als nutzlos, theils als Greuel auf, da ja das Kind solcher Zustände unfähig sei. Wenn ferner die Organisation der alten Kirche auf dem Klerus als dem Mittler zwischen Gott und den Menschen beruhte, so konstituirten die Wiedertäufer, das allgemeine Priesterthum der Christen buchstäblich deutend, ihre Kirche als eine Gemeinde von unter sich völlig gleichberechtigten „Heiligen". Für das Einzelne fanden sie ihre Vorbilder im Alten wie im Neuen Testament, wobei ihnen auch alles spezifisch Jüdische und Frühchristliche als schlechthin göttlich galt; sie forderten deshalb als Konsequenz ihres demokratischen Gemeindegedankens die Gütergemeinschaft und die Herrschaft des mosaischen Rechts. Sie erwarteten weiter die baldige Wiederkunft Christi, also den Untergang der Welt und das jüngste Gericht,

sie wollten, um dies vorzubereiten, „das Reich Zion“ aufrichten und alle „Ungläubigen“ bekehren oder ausrotten. Nothwendig stießen sie mit solchen Gedanken, die völlige Umwälzung auch der bürgerlichen Verhältnisse drohten, auf den entschiedensten Widerstand der Regierungen und erlitten also überall, wo sie auftauchten, blutige Verfolgung, am meisten in den Niederlanden. Aber das befeuerte nur ihren Fanatismus und förderte ihre Verbreitung. So trat in Leiden der Bäcker Jan Matthys als Prophet auf und sandte zwölf Apostel aus, die allerorten kleine Gemeinden von wenigen „Gläubigen“ stifteten.

Da war es nun das Verhängniß des westfälischen Protestantismus, daß diese fanatisch-schwärmerische Sekte, welche Protestanten und Katholiken gleichmäßig von sich stießen und jede Regierung nothgedrungen als revolutionär bekämpfte, in Münster festen Fuß faßte und zwar durch die Schuld desselben Mannes, der zuerst dort dem Protestantismus Boden gewonnen, des Bernhard Rottmann. Er selber, schwärmerisch angelegt, neigte der wiedertäuferischen Lehre zu und predigte zunächst gegen die Kindertaufe. Der Rath, dadurch argwöhnisch gemacht, veranstaltete eine öffentliche Disputation, und da diese gegen Rottmann ausfiel, auch die Universität Marburg in gleichem Sinne sich aussprach, so verbot er dem Pfarrer alle weitere Predigt in der eingeschlagenen Richtung. Schon aber stand Rottmann mit den niederländischen Wiedertäufern in Verbindung; auf seinen Ruf erschienen sie seit Ende Dezember 1533 zahlreich in der Stadt, unter ihnen auch Jan Matthys. Ihr ganzes Auftreten, die Glut einer fanatischen Ueberzeugung, verbunden mit dem Hinweis auf soziale Umwälzung, erfaßte die Massen; in wenigen Wochen zählten die Wiedertäufer in Münster schon nach Tausenden. Bald erfochten sie ihren ersten großen Erfolg. Als sie am 8. Februar 1534 in großen Haufen auf dem Markt zusammenströmten, weil sie sich bedroht wähnten, glaubte der Rath Gewalt brauchen zu müssen und ließ Geschütze gegen sie auffahren. Ein blutiger Zusammenstoß schien unvermeidlich, aber es gelang den versöhnlicher Gesinnten einen Vertrag zu vermitteln, welcher den Wiedertäufern gegen das Versprechen, in weltlichen Dingen dem Rathe zu gehorchen, zum ersten Male überhaupt freie Religionsübung zugestand.



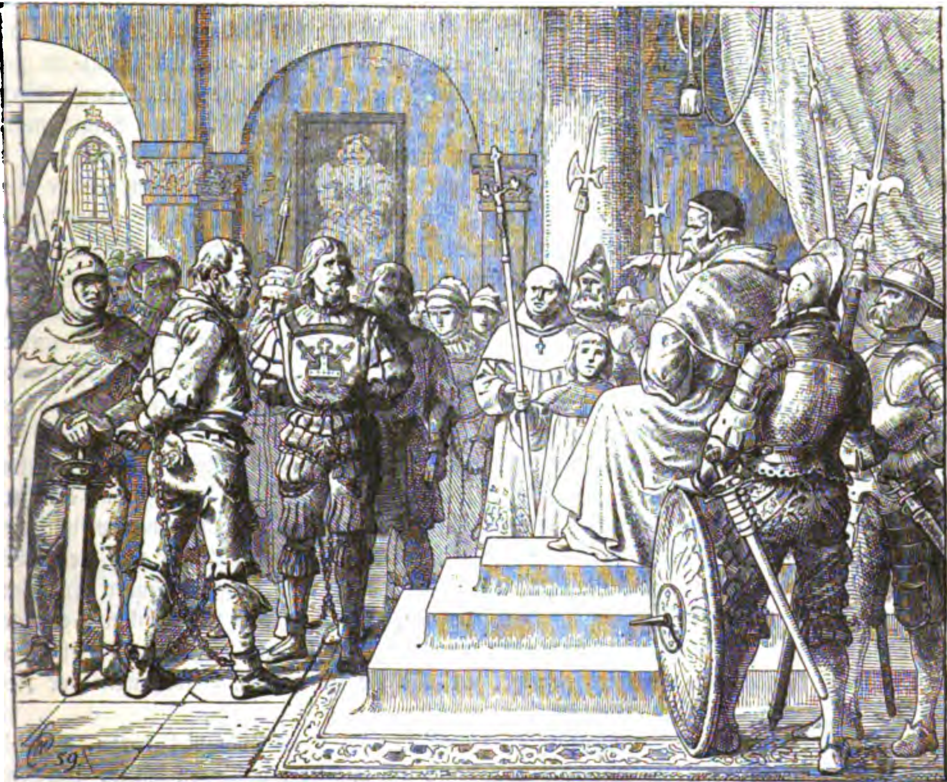
Jan Bockolt von Leiden.

Sie wußten das trefflich auszubeuten. Die Rathswahl des 21. Februar gab ihnen — so gewaltige Fortschritte hatten sie in der Bürgerschaft bereits gemacht — die Mehrheit im Rathe und übertrug einem ihrer leidenschaftlichsten Anhänger, Bernhard Knipperdolling, das Amt des Bürgermeisters. Noch eine Woche und diese wiedertäuferische Regierung forderte alle „Ungläubigen“ zu sofortigem Uebertritte auf (28. Febr.). Die dem nicht nachkamen, wurden schonungslos hinausgetrieben in den kalten Wintertag, ihre Güter konfiszirt und als gemeinsames Eigenthum der „Heiligen“ verwaltet.

So binnen drei kurzen Wochen von nur geduldeter Existenz zur Herrschaft und endlich zum Alleinbesitze Münsters gelangt, gestalteten die Sieger die Stadt zu einem radikal-demokratischen Gemeinwesen, das dann rasch in die blutige Fratze des „Königreichs Zion“ sich verwandelte. Gleich zu Anfang zerstörten die Fanatiker allen Schmuck der Kirchen und vernichteten eine prachtvolle Bibliothek, welche in der Zeit der Blüte des Humanismus hier gesammelt worden war; aller Besitz wurde Gemeingut, alle Aemter und Geschäfte unter die Gemeindemitglieder vertheilt, auch die Mahlzeiten wurden gemeinsam eingenommen. Daneben betrieb man eifrig die Rüstungen für den Krieg, denn die Stadt war von Anfang an von bischöflichen Truppen

wenigstens oberflächlich blockirt; Zuzüge von Glaubensgenossen aus Ostfriesland und von den Niederlanden wurden erwartet, trafen auch dann und wann wirklich ein.

An der Spitze dieses wunderlichen Gemeinwesens stand Anfangs mit der Autorität eines alttestamentlichen Propheten Jan Matthys; als er bei einem Ausfalle seinen Tod gefunden, trat Jan Bockolt von Leiden an seine Stelle, seines Zeichens ein Schneider, als Handwerker, dann als Kaufmann weit in der Welt herumgekommen, von Lübeck bis Lissabon. In seiner Vaterstadt nahm er eifrig Theil an den poetischen Uebungen der sogenannten „rhetorischen Kammern“, einer Art Meistersingerschulen, und wurde dort wol zuerst von protestantischen Anschauungen erfaßt, die überhaupt in diesen Genossenschaften eine Pflegstätte fanden, bis sein beweglicher, phantastischer Geist in die Schlingen des Anabaptismus gerieth und er nun von Eitelkeit und Fanatismus zugleich getrieben, bald eine hervorragende Stellung unter seinen Glaubensgenossen gewann.



Die Wiedertäufer vor dem Bischof von Münster. Nach W. Camphausen.

Der „Geist“ gab ihm ein, daß das „Königreich Zion“ aufgerichtet werden und er seine Krone tragen müsse. So gestaltete sich dies fratzenhafte Abbild des jüdischen Reiches.

Johann, „von Gottes Gnaden der König des neuen Israel“, ernannte Amtleute und Richter, unter denen Rottmann, Knipperdolling und Krechting die wichtigsten waren, hielt, auf dem „Stuhle David's“ sitzend, Gericht auf offenem Markte, wobei das mosaische Recht als Grundlage diente, umgab sich mit üppiger Pracht und legte sich nach dem Muster des Königs Salomo und der Patriarchen einen Harem von sechzehn Weibern bei, darunter die Wittwe seines Vorgängers, die „Königin“ Divara. Fast auf jede Gesetzesübertretung stand der Tod; der „König“ führte sogar wol selbst das rächende Schwert und hielt mit blutiger Strenge wie mit der Autorität des Gottgesandten sein wahnwitziges Regiment aufrecht. Ja in der Fieberhitze seines Fanatismus prophezeite er den Anmarsch eines niederländischen Heeres von 100,000 Mann und die Unterwerfung der Welt durch das Königreich Zion.

Untergang der Wiedertäufer. Das freilich mußten Träume bleiben. Sehr wohl möglich war es jedoch, daß ein großer Sieg der Münster'schen Wiedertäufer weithin die ohnedies noch aufgeregten Massen in Bewegung setzte und ein zweiter Bauernkrieg ausbrach, furchtbarer als der erste, weil von durchaus radikalen Grundsätzen ausgehend und von glühendem Fanatismus getragen. Zum Glück für Deutschland stand aber der Bischof von Münster nicht allein, sondern wurde sehr bald von Köln, Kleve und Hessen unterstützt, so daß seit dem April 1534 bereits die Stadt eingeschlossen ward. Freilich reichten die Kräfte zu einem ernsten Angriffe bei Weitem noch nicht aus, ja ein Sturm wurde blutig abgewiesen (30. August). Seitdem beschränkte man sich auf die Absperrung. Und da nun seit Dezember auch der rheinische und westfälische Kreis Hülfe leisteten, endlich auch das Reich als Ganzes mitwirkte, so wurde die Einschließung immer enger und enger. Jede Zufuhr war unmöglich; als drinnen der Hunger zu wüthen begann und die Unglücklichen scharenweise aus den Thoren kamen, wies man sie unerbittlich zurück und überließ sie zwischen den Mauern der Stadt und den Schanzen der Belagerer dem Verderben. Der König freilich und sein Hof schwelgten wie bisher in üppigen Gelagen. Aber eben dies reizte die hungernde und verzweifelnde Bevölkerung aufs Aeußerste und trieb Einzelne zum Verrath. So erstiegen in der Johannisnacht des Jahres 1535 einige hundert Landsknechte eine ihnen bezeichnete schwache Stelle der Mauer. Freilich wird ihr Eindringen bald bemerkt, ein wüthender nächtlicher Kampf entspinnt sich in den engen Straßen der alten Stadt, und die verzweifelt fechtenden Wiedertäufer werfen zunächst die Angreifer zurück. Doch immer neue Scharen strömen herein durch ein erbrochenes Thor, am Morgen folgt ihnen die ganze Armee. Da sinkt allmählich der Widerstand zusammen, auf dem Domhofe werden die letzten Haufen nach harter Gegenwehr zur Ergebung gezwungen, doch beim Abzuge von den erbitterten Landsknechten gegen die Abrede niedergemetzelt. Unter den Gefallenen hat sich wahrscheinlich auch Rottmann befunden, der einen ehrlichen Tod der Gefangenschaft vorzog; der „König“ dagegen, Knipperdolling und Krechting wurden aus ihrem Versteck hervorgezogen und kurz darauf unter greulichen Martern hingerichtet, die Körper zum abscheulichen Exempel in eisernen Käfigen am Thurme der Lambertikirche aufgehängt.

Die Stadt verfiel naturgemäß der kirchlichen und politischen Reaktion. Ihre Freiheiten wurden vernichtet, die alte Kirche wieder hergestellt, in der Stadt selbst eine Festung errichtet. Fortan war das zum alten Glauben zurückgeführte Münster die Hochburg des westfälischen Katholizismus. — Begreiflich, wenn nach so furchtbaren Erfahrungen Luther und die Seinen um so strenger an ihrem Lehrbegriff festhielten und für keine noch so geringe oder berechtigte Abweichung irgend welche Duldung kannten. Denn eben eine extreme Weiterbildung evangelischer Lehre hätte zu den schrecklichen Verirrungen von Münster geführt, und wie sehr war die katholische Partei auch ohnedies geneigt, für alle die stürmischen Bewegungen der Zeit Luther's Lehre verantwortlich zu machen!

Erweiterung des Schmalkaldischen Bundes. So fehlte auch viel daran, daß die neuen Erwerbungen des Protestantismus nach 1532 sich ungestört vollzogen hätten. Vielmehr sahen sich die übergetretenen Stände fortwährend von Klagen ihrer katholischen Geistlichkeit vor dem Reichskammergerichte bedroht; ja im November 1534 bildete sich sogar ein Bund der noch katholisch gebliebenen Fürsten des nördlichen Deutschland (Brandenburg, Meißen, Mainz-Magdeburg, Kalenberg, Braunschweig-Wolfenbüttel), der aller weiteren Ausbreitung der Reformation entgegentreten sollte. Es gab nur ein Mittel, diese Feindseligkeiten abzuwehren: die Aufnahme der Bedrohten in den Schmalkaldischen Bund, welche die Garantien des Nürnberger Religionsfriedens auch auf sie ausdehnte (s. S. 241). Da König Ferdinand Rücksicht zu nehmen hatte auf die protestantischen Neigungen seines eigenen Adels, dem er nicht vor den Kopf stoßen durfte, überdies eine Verbindung der Protestanten mit Frankreich keineswegs außer Rechnung stand, so konnte der Bundestag der Schmalkaldener von dieser Seite ungestört den Beschluß der Aufnahme fassen (24. Dezember 1535) und ihn im April 1536 wirklich vollziehen. Die entschiedene Wendung Dänemarks zur Reformation (s. S. 266) gab gerade den norddeutschen Protestanten eine neue Stütze.

Der Zug Karl's V. gegen Tunis (1535). In der That hatte Karl V. alle Ursache, einen Konflikt in Deutschland zu vermeiden. Denn einer seiner glänzendsten Erfolge hatte die Osmanen aufs Neue gereizt, und schon drohte auch Frankreich abermals mit Krieg. Das war sein Zug gegen Tunis. Dort hatte sich der verwegene Chaireddin Barbarossa von Algier aus, das er mit Hülfe spanischer Moriscos und südeuropäischer Renegaten als Lehnsmann des Sultans beherrschte, festgesetzt und den einheimischen Herrscher Muley Hassan verjagt. Beständig kreuzten seine Raubgeschwader im Mittelmeer, sie hemmten die Schiffahrt und plünderten weithin die italienischen und spanischen Küsten. Als Schirmherr der Christenheit und als Erbe jener spanischen Könige, die seit Jahrhunderten in der Bekämpfung der Ungläubigen in Europa und Afrika ihre Hauptaufgabe gesehen, fühlte sich der Kaiser berufen, dem Raubwesen ein Ende zu machen und die mohammedanischen Herrschaften in Afrika sich zu unterwerfen.



Einnahme von Tunis durch Karl V. Nach einem alten Kupferstich.

Noch war ja in Spanien der Geist der Kreuzzüge, der religiöse Fanatismus lebendiger als irgendwo, und wetteifernd drängten sich deshalb die Edelleute des Landes unter die kaiserlichen Fahnen. Auch deutsche Landsknechte fehlten nicht, und so ging Karl V. mit 26,000 Mann und einer glänzenden Flotte, die Andrea Doria befehligte, am 14. Juni 1535 von Cagliari auf Sardinien unter Segel. Ohne Hindernisse erfolgte in der Nähe des alten Utika die Landung; die Festung Goletta, welche den Zugang beherrschte, fiel durch regelmäßige Belagerung, und als dann Chaireddin dem weiter vordringenden Heere unweit von Tunis entgegentrat, erlitt er eine völlige Niederlage (20. Juli). Noch glaubte er Halt an der festen Hauptstadt zu finden, doch die 20,000 Christensklaven, die in der Citadelle eingeschlossen waren, brachten diese durch einen raschen Handstreich in ihre Gewalt und, vom Jubel seines Heeres und der Befreiten begrüßt, zog der kaiserliche Sieger in Tunis ein (25. Juli).

Fanatismus und Habgier wütheten entsetzlich in der eroberten Stadt, Tausende von Moslemin wurden erschlagen. Darauf setzte Karl den Muley Hassan, der ihn begleitete, als seinen Vasallen in Tunis ein, und indem er in Goletta eine starke Besatzung zurückließ, kehrte er selbst, verherrlicht vom ganzen Abendlande, nach Sizilien zurück und feierte zu Neapel in glänzenden Festen den Erfolg.

Verwicklungen mit Frankreich und der Türkei. Der Angriff auf Chaireddin war doch mittelbar auch ein solcher auf seinen Oberherrn, den Sultan, gewesen und mußte denselben unfehlbar zu einem Rachekriege gegen den Kaiser treiben. Dazu war Franz I. schon seit Jahren wieder an der Arbeit. Auf Mailand hatte er niemals völlig verzichtet; jetzt, nach dem kinderlosen Tode des Herzogs Franz Sforza (24. Oktober 1535) lebten seine Ansprüche von Neuem auf. Dazu gesellten sich andere auf Savoyen, die Franz I. damit begründete, daß der regierende Herzog, Karl III., aus der zweiten Ehe des Vaters Philipp stamme, die Mutter des Königs, Luise, dagegen aus der ersten und also das bessere Erbrecht besitze. Daß Franz zum Kriege rüste, wurde um so offenkundiger, als er eben damals ein national-französisches Fußvolk, in sieben „Legionen" zu 6000 Mann gegliedert, zu bilden sich bemühte.

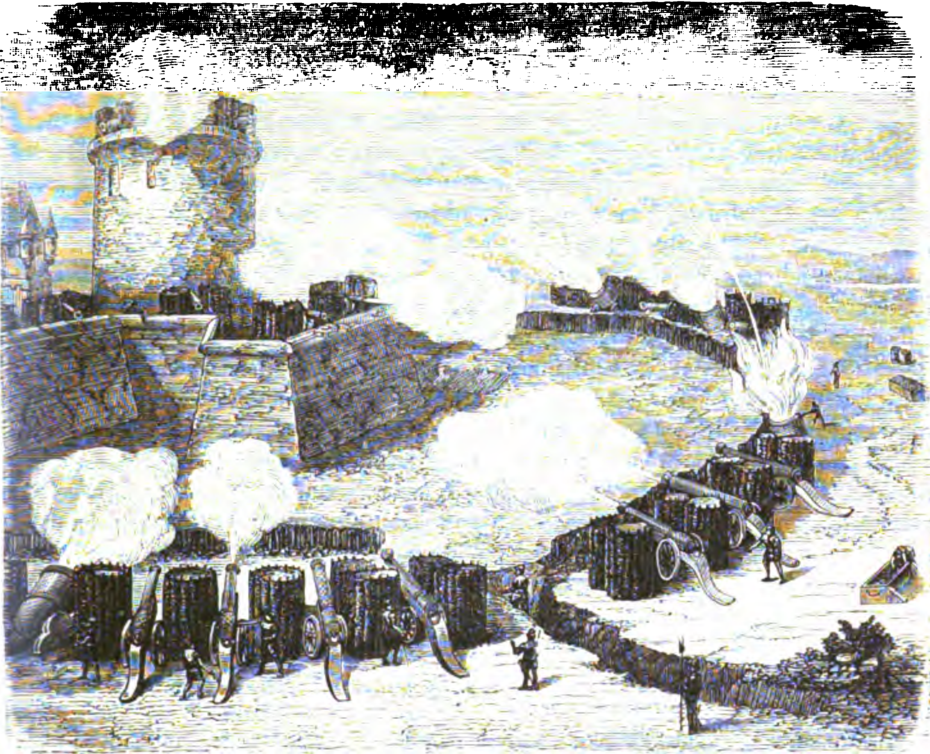
Solchen Bestrebungen gegenüber mußte es Karl's V. Aufgabe sein, sich den Rücken zu decken durch eine Verständigung mit den deutschen Protestanten. Hatte er doch auch in Nürnberg den Frieden nur gewährt bis zur Entscheidung durch ein Konzil. Ein solches zu Stande zu bringen war er deshalb fortwährend bemüht. Aber Dem standen nirgends mehr Hindernisse entgegen als in Rom selber.

Dort war an Clemens VII. Stelle Paul III. (Alessandro Farnese) getreten (1534—49). Zur Zeit der Hochblüte des italienischen Humanismus gebildet — er war 1468 geboren — hatte er ebenso die elegante Gelehrsamkeit und den feinen Kunstsinn dieser Periode wie ihre ganz weltliche Lebensanschauung in sich aufgenommen und suchte die Aufgabe des Daseins in einer glänzenden Existenz, die er durch gewinnende Formen auch für Andere anmuthig zu gestalten wußte, und in dem Besitze weltlicher Macht für sich und sein Haus vielmehr als in der Lösung der kirchlichen Wirren. Er brauchte als italienischer Fürst dazu die spanische Macht, doch er durfte sie nicht übermächtig werden lassen; er mußte als Papst die Protestanten niederwerfen, aber es war ihm ganz recht, wenn sie dem Kaiser politische Schwierigkeiten bereiteten, und gar nichts lag ihm an einem Konzil, dessen Nothwendigkeit zwar Niemand bestritt, das aber ganz sicher auch zu sehr unbequemer Untersuchung der päpstlichen Ansprüche und Vollmachten führen mußte. Inmitten solcher Gegensätze konnte Paul III. das Konzil ebenso wenig ernsthaft wollen als ein bestimmtes, darauf gerichtetes Verlangen des Kaisers zurückweisen.

So ging im Spätjahr 1535 der Kardinal Vergerio zu Verhandlungen vor Allem mit den Schmalkaldenern nach Deutschland. In Wittenberg auf Befehl des Kurfürsten ehrenvoll aufgenommen, hatte er im Schlosse mit Luther eine persönliche Besprechung. In der That ein unerhörtes Zugeständniß, wenn man bedenkt, daß der Reformator noch im Banne Roms sich befand; aber die Wucht der Thatsachen beugte auch die Kurie. Sie mußte sich entschließen mit diesem Manne, an dessen Worte das evangelische Deutschland hing, zu verhandeln wie Macht zu Macht. Luther zeigte sich entgegenkommender, als man vielleicht geglaubt, er rieth seinen Glaubensgenossen zur Annahme des päpstlichen Vorschlags, und so schrieb Paul III. das Konzil für den 23. Mai 1537 nach Mantua aus.

Sehr bald jedoch zeigte es sich, daß man sich gegenseitig nicht recht verstand. Die Protestanten wollten ein „freies" Konzil, d. h. ein Konzil, das nicht unter päpstlicher Leitung tagte und in völlig freier Diskussion alle Lehren und Einrichtungen der Kirche erörtere. Rom aber wollte weder das Eine noch das Andere, am allerwenigsten eine Erörterung über die Grundlagen der Hierarchie. An diesem Gegensatze zerschlug sich der Plan; im Februar 1537 lehnten die Schmalkaldener die Beschickung des Konzils ab und rechtfertigten ihre Weigerung in den „Schmalkaldischen Artikeln", die Luther mit sämmtlichen anwesenden Theologen unterzeichnete.

Ein Schlag, der nicht nur den Papst, sondern auch den Kaiser traf. Denn seine Bemühungen vor Allem waren damit gekreuzt, und unzweifelhaft forderte seine Würde die Unterwerfung der Widerspenstigen unter sein Gebot.



Beschießung einer Festung im sechzehnten Jahrhundert. Nach einem zeitgenössischen Bilde.

Der dritte italienische und der dritte türkische Krieg.

Die Weltlage aber gestattete ihm nicht, so konsequent zu handeln. Bereits im Frühjahr 1536 hatten die Franzosen Savoyen und Piemont okkupirt und waren eingetreten in ein formelles Bündniß mit den Osmanen. Zum ersten Male seit der Festsetzung der Türken in Europa geschah es, daß eine christliche Macht sich loslöste von der abendländischen Christenheit und mit dem Erbfeinde sich gegen ihre Glaubensgenossen diplomatisch verband. Die allgemeine Sympathie wandte sich ab von dem „allerchristlichsten König“, der dies wagte, aber sie vermochte nichts gegen die Thatsache, daß ein furchtbarer Doppelangriff die habsburgische Macht bedrohte. — Der Kaiser glaubte, in einem gewaltigen Stoße die beste Abwehr zu finden. Während ein Heer von den Niederlanden her Guise nahm und Péronne belagerte, führte er selbst 50,000 Mann, darunter 20,000 Deutsche, von Genua her gegen die Provence. Aber Franz I. beharrte, um Valence und Avignon stehend, in ruhiger Defensive, verweigerte jede Schlacht und ließ weit und breit das fruchtbare Land durch seine Streifscharen zur Wüste machen. Da ging an Mangel und Seuchen die Hälfte des kaiserlichen Heeres zu Grunde, und da auch ein Versuch auf Marseille vergeblich war, so blieb dem Kaiser nur ein trauriger Rückzug übrig, durch welchen alle Straßen mit Leichen, Waffen, Geschützen und Wagen meilenweit bedeckt wurden. Auch die Belagerung von Péronne mußte aufgegeben werden. Und nun erneuerten im Jahre 1537 die Franzosen ihren Angriff auf Italien, während der König selber in der Picardie und Artois einmarschirte, um hier seine alte Lehnsherrlichkeit wieder zur Geltung zu bringen. Gleichzeitig entrissen die Türken die Cykladen und die ionischen Inseln den Venezianern und belagerten Korfu; die Hauptmacht ging gegen Ungarn vor.

Am 19. März 1537 fiel das tapfer vertheidigte Clissa, und als dann König Ferdinand's Feldhauptmann Katzianer an der Spitze eines mit Aufgebot aller Kräfte der habsburgischen

Lande gerüsteten Heeres in Slavonien einrückte, erlitt er in der Schlacht bei Essek an der Drau eine furchtbare Niederlage, die das österreichische Ungarn abermals den Osmanen zu öffnen drohte (10. September 1537).

Der Vertrag von Großwardein und der Waffenstillstand von Nizza. Das belehrte denn doch die streitenden christlichen Mächte, daß noch wichtigere Interessen auf dem Spiele ständen, als die dynastischen, welche sie spalteten. So kam schon im Oktober eine Waffenruhe zwischen Frankreich und Spanien zu Stande, ihr folgte im Februar 1538 nach langen schwierigen Verhandlungen der Friede zwischen König Ferdinand und Johann Zapolya. Der Ungar entsagte dem Bündniß mit dem Sultan, er behielt den Königstitel von Ungarn und dazu Siebenbürgen auf Lebenszeit, doch nach seinem Tode sollte das ganze Reich an König Ferdinand oder seine Nachkommen fallen, mochten von Zapolya Kinder da sein oder nicht. Beide versprachen sich überdies Hülfe für den Fall einer feindlichen Bedrohung. So gelang es der habsburgischen Politik den türkischen Vasallen von seinem Oberlehnsherrn zu lösen, ja er fand bald darauf einen noch festeren Rückhalt. Denn die drohende Türkengefahr hatte auch in Italien erschütternd gewirkt; ein Bündniß schloß sich zu ihrer Abwehr, dem außer den beiden Habsburgern auch Paul III. und Venedig beitraten, und angestrengt arbeitete nun der Papst daran, den Frieden zwischen Karl V. und Frankreich zu vermitteln und dies letztere in den großen Kriegsbund gegen die Osmanen hereinzuziehen. Das gelang freilich nur halb.

In Nizza traf im Mai 1538 Paul III. mit den beiden Monarchen persönlich zusammen, aber trotz angestrengtester Bemühungen ließen sie sich nur zu einem Waffenstillstande auf zehn Jahre bewegen, während dessen Piemont und Savoyen von beiden besetzt bleiben sollten. Ein persönliches Zusammentreffen zu Aigues-Mortes unweit der Rhonemündung, zu welchem die vom Sturm erzwungene Landung Karl's V. den zufälligen Anlaß bot, führte zwar zu einer gewissen Annäherung, doch nicht zum Frieden, und eben so wenig trat Franz dem Bündnisse gegen die Türken bei. So schloß auch Venedig Friede mit den Türken (Oktober 1540).

Der Nürnberger Bund und der Frankfurter „Anstand“. Die Spannung der europäischen Lage blieb also fortwährend so groß, daß der Kaiser des guten Willens der deutschen Protestanten gar nicht entrathen konnte. Dem entsprechend sandte er seinen Kanzler Matthias Held nach Deutschland, um ihnen trotz ihrer Weigerung, sich dem Konzile zu unterwerfen, die Fortdauer des Friedensstandes zuzusichern. Doch der Kanzler, ein eifriger Katholik, trat gegen seine Instruktion schroff auf, forderte unbedingte Unterwerfung unter das Konzil und bezeichnete das Verfahren des Kammergerichts, das die Prozesse gegen neue Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes fortsetzte, als gerechtfertigt, so daß er zunächst das Gegentheil seines Auftrages erwirkte: die Schmalkaldener erklärten den Frieden von 1532 für gebrochen. Ja noch mehr: Held brachte sogar am 10. Juni 1538 einen Gegenbund katholischer Fürsten in Nürnberg zu Stande, an welchem im Norden Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig, im Süden König Ferdinand, Bayern, Salzburg und Mainz sich betheiligten. Abermals schien ein Zusammenstoß in drohende Nähe gerückt. Da griff der Kaiser persönlich ein, entließ Held in Ungnade und gewährte im April 1539 den sogenannten Frankfurter Anstand. Er sicherte allen protestantischen Ständen ohne Ausnahme Sistirung der Kammergerichtsprozesse zunächst auf fünfzehn Monate zu und erkannte damit die Erweiterung des Schmalkaldischen Bundes seit 1532 an. Und da an ein Konzil vorerst nicht zu denken, dem Kaiser aber an der Verständigung über die kirchliche Frage außerordentlich viel gelegen war, so nahmen beide Parteien Ausgleichsverhandlungen in der Form von Religionsgesprächen in Aussicht.

Die Religionsgespräche in Hagenau, Worms und Regensburg. Es währte indeß lange, ehe man damit zu Stande kam. Erst im Juni 1540 trafen die Vertreter der Parteien in Hagenau zusammen. Doch standen sie sich hier noch so schroff gegenüber, daß man gar nichts erreichte, nur die Fortsetzung der Verhandlungen wurde beschlossen, und sie erfolgte im November desselben Jahres in Worms. Diesmal ließ sich die Sache aussichtsvoll genug an. Denn auch in Rom und Italien war doch die Erkenntniß aufgedämmert, daß es auf dem bisherigen Wege nicht mehr weiter gehen könne; Paul III. selbst veröffentlichte ein Programm zur

Reform des päpstlichen Hofes und der obersten Kirchenverwaltung, und in seiner Umgebung wurden Ansichten laut, die sich den protestantischen bedeutend näherten. Aber freilich, die päpstliche Autorität wollte man dort doch nicht daran geben, und dieser wiederum wollten und konnten die Protestanten sich nicht fügen. Ueber einzelne Lehrmeinungen konnte man sich allenfalls verständigen, niemals über den Kirchenbegriff, denn was den Römischen als göttliche Einrichtung galt, das erklärten die Evangelischen für Menschensatzung. So gestalteten sich die Verhandlungen auch nur im Anfange hoffnungsvoll. Denn die Entscheidung sollte durch Stimmenmehrheit erfolgen, und die Mehrzahl der katholischen Vertreter war einer Reform günstig, die ebenfalls anwesenden kaiserlichen Minister, Granvella und Naves, dem Ausgleich geneigt. Deshalb bewirkte der päpstliche Nuntius Morone die Beschränkung der Disputation auf die beiden Wortführer Eck und Melanchthon und nach kurzer Dauer derselben ihre Verlegung nach **Regensburg**, wo eben der Reichstag eröffnet werden und der Kaiser nach langer Pause wieder persönlich erscheinen sollte. Sein katholischer Sinn schien dem Nuntius die besten Bürgschaften zu bieten. — Eine glänzende Versammlung war es, die sich im Frühjahr 1541 in der alten Reichsstadt einfand: die Herzöge von Bayern, Braunschweig, Württemberg und Sachsen-Freiberg, der Pfalzgraf u. A., zuletzt auch erschien Philipp von Hessen: mit 300 Reitern unter dem Schmettern der Trompeten zog er ein, er selbst auf stolzem Braunen, der nach allen Seiten wie drohend wieherte. „Wie der Gaul, so der Mann“, sagte der Kaiser bei dem stattlichen Anblick. Am 5. April eröffnete er den Reichstag mit einer Vorlage über den kirchlichen Ausgleich, und so versöhnlich war im Ganzen die Stimmung auch des päpstlichen Legaten **Contarini**, daß gleich als Grundlage der Verhandlungen eine wahrscheinlich von Butzer verfaßte Schrift angenommen wurde. Die zwölf Collokutoren, sechs von jeder Seite, darunter abermals Melanchthon und Eck, unter dem milden Pfalzgrafen **Friedrich**, verständigten sich über vier Artikel, sogar über die Rechtfertigungslehre, nicht allerdings über das Abendmahl. Trotzdem stellte der Kaiser den Antrag, die verglichenen Artikel bis zu einem Konzil anzunehmen und bis dahin gegenseitige Duldung zu üben. Niemals war man einem Ausgleich näher. Da widersprach Luther und mit ihm Kurfürst Johann Friedrich, die beide nicht nach Regensburg gekommen; was in der Augsburgischen Konfession enthalten war, das war für ihn der Inbegriff der göttlichen Wahrheit; davon abzugehen um eines halben Ausgleichs willen, aus äußerlichen Gesichtspunkten, der Gedanke war ihm im Innersten ebenso unerträglich wie einst der Widerruf zu Worms. Selbst als **Johann** und **Georg von Anhalt**, Luther persönlich befreundet, vor ihm in Wittenberg erschienen, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, da vermochte diese ehrenvolle Anerkennung seiner maßgebenden Bedeutung nicht mehr über ihn als das Bedürfniß des Ausgleiches; er erlangte von seinem Kurfürsten die Weisung an Melanchthon, nicht im Geringsten von der Augsburger Konfession abzuweichen. Aber blieb der Führer der Protestanten unnachgiebig, so überwog schließlich auch auf der andern Seite die Konsequenz der alten Kirche; ganz im Sinne der strengen Partei und des Papstes selber erklärte Eck, nichts von dem katholischen Systeme nachlassen zu können.



Paul III.

Die kaiserliche Deklaration von 1541. So scheiterte der Ausgleich, der Prinzipien versöhnen wollte, die sich eben nicht versöhnen ließen. Da konnte der Reichstagsabschied, unter dem Einflusse der katholischen Mehrheit zu Stande gekommen, nicht anders als ungünstig für die Protestanten lauten. Er verwies die Entscheidung wieder auf ein Konzil, oder falls ein solches binnen achtzehn Monaten nicht zu Stande komme, auf den Reichstag. In der Zwischenzeit sollten die Protestanten nicht über die verglichenen Punkte hinausgehen, keine Klöster

aufheben, den Geistlichen ihre Einkünfte belassen, Niemand von der andern Seite an sich ziehen, d. h. sie sollten überhaupt die Reformation einstellen. Darüber half nicht hinweg, daß alle Prozesse, deren Berechtigung nicht unzweifelhaft, sistirt blieben und die Prälaten zu besserer Verwaltung des Kirchenwesens verpflichtet wurden. So erklärten die Evangelischen, diesen Abschied niemals annehmen zu können. Sie zu zwingen war der Kaiser um so weniger in der Lage, als der Sultan sich abermals gegen Ungarn in Bewegung gesetzt hatte. Da gab er denn nach mehrstündigen Verhandlungen eine „Deklaration" des Abschiedes, die ihn in wesentlichen Punkten geradezu aufhob: Die Protestanten sollten an die verglichenen Artikel nicht gebunden sein, sollten Stifter und Klöster „zur Reformation (was allerdings eben so gut im katholischen Sinne sich deuten ließ) anhalten" dürfen; der Uebertritt zum Protestantismus blieb ungehindert, ja es wurde die Zulassung protestantischer Mitglieder zum Reichsgericht in Aussicht gestellt. — Unter so wunderlichen Umständen kam der Reichstagsabschied zu Stande (29. Juli). Die evangelischen Stände waren wenigstens für die nächste Zeit vor Angriffen gesichert.

Und doch sollte ihnen dieser Reichstag verhängnißvoll werden. Dort hat Karl V. erkannt, daß eine friedliche Verständigung mit den Lutheranern unmöglich sei. War dies der Fall, dann blieb nur eins übrig: die gewaltsame Unterwerfung unter die Autorität des Kaisers und des Konzils. In seiner weit vorschauenden, bedächtigen Weise bereitete er sich schon damals auf diese Möglichkeit vor: in Regensburg wurde unter seinen Augen der Nürnberger Bund erneuert und ihm durch den Beitritt des Papstes ein schroff katholischer Charakter aufgedrückt (29. Juli).

Reformation in Brandenburg, Meißen, Magdeburg-Halberstadt, Köln, Kleve. Was er in den nächsten Jahren in Deutschland erlebte, das befestigte Karl immer mehr in dem Vorsatze, den Widerstand der Ketzer mit Gewalt zu brechen. Denn einen solchen Siegeszug wie seit 1539 unter dem Schutze der Reichstagsbeschlüsse und der Ausgleichsverhandlungen hatte der Protestantismus seit seinen ersten Jahren nicht wieder gehalten.

In Brandenburg war am 11 Juni 1535 Kurfürst Joachim I. gestorben. Mit harter Faust hatte dieser entschiedene Gegner des Lutherthums alle Regungen derart in seinem Lande niedergehalten; seine eigene protestantisch gesinnte Gemahlin Elisabeth von Dänemark war vor dem finsteren Gatten nach Kursachsen geflüchtet. Doch sein Tod änderte Alles. Der jüngere Sohn Johann, den er mit der Neumark und Cottbus ausgestattet (daher Hans von Küstrin), wandte sich sofort dem Lutherthume zu und trat in den Schmalkaldischen Bund; langsamer folgte der ältere, der die Kurwürde überkommen, Joachim II., von ehrlicher Ueberzeugung geleitet; denn sein Adel widerstrebte und faßte noch im September 1538 einen Beschluß über die Aufrechterhaltung der alten Kirche. Doch die beiden Schwesterstädte Berlin und Kölln forderten den Kurfürsten geradezu zum Uebertritt auf, und welchen Eindruck machte es doch, daß der Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, sich für die Reformation erklärte! So versammelten sich am 1. November 1539 in der Nikolaikirche zu Spandau sämmtliche evangelische Prediger des Landes mitsammt dem Hofe und zahlreichen Edelleuten, und alle empfingen aus den Händen des Bischofs das Abendmahl nach lutherischem Ritus. Eine neue Kirchenordnung verfügte das Uebrige; die Bischöfe von Havelberg und Lebus unterwarfen sich nach kurzem Zögern.

Ein Thronwechsel war es auch im Herzogthum Sachsen, der die Entscheidung zu Gunsten der Reformation herbeiführte. Zwar die Herrschaft Freiberg und Wolkenstein, welche dem jüngeren Bruder Herzog Georg's, Heinrich, zugefallen, hatte sich längst dem Protestantismus geöffnet, aber im Hauptheile des Landes hielt der ältere Bruder mit eiserner Hand die alte Kirche aufrecht, obwol seine eigenen Unterthanen entschieden der neuen Lehre zuneigten. Zu seinem schweren Kummer aber starb sein Sohn Johann kinderlos, und damit trat der Anfall des Landes an die protestantische Linie in Freiberg in drohende Nähe. Um diese Wendung zu verhindern und Meißen dem Katholizismus zu erhalten, verhandelte er mit Ferdinand von Böhmen wegen Uebernahme der Regierung zum Nachtheile des eigenen Geschlechts. Da riß ihn der Tod hinweg (17. April 1539), und am Abende desselben Tages noch traf Herzog Heinrich, vom unverhohlenen Jubel der Bevölkerung begrüßt, in Dresden ein. Während der letzte katholische Albertiner im Dome zu Meißen in die Gruft seiner Väter stieg, ging sein Land frohlockend zur neuen Kirche über.

In Leipzig erschien Luther persönlich und predigte am ersten Pfingstfeiertage unter ungeheurem Zulauf; eine Visitation nach kursächsischem Muster ordnete dann rasch die Verhältnisse, die Klöster lösten sich auf oder wurden aufgehoben. Fruchtlos widerstrebte der Bischof von Meißen; kaum daß er noch in seinem eigenen Gebiete die alte Kirche aufrecht erhielt. Heinrich's Tod (18. August 1541) hielt das begonnene Werk nicht auf. So fern sein Nachfolger, der zwanzigjährige Moritz (geb. 21. März 1521), von religiöser Wärme war, die Reformation preiszugeben war er niemals gewillt, und sein ist vor allem das Verdienst einer großartigen Fürsorge für das höhere Unterrichtswesen, zu welcher die reichen Güter der eingezogenen Klöster die Mittel gewährten. Die Universität Leipzig empfing das Paulinerkloster mit seinen Besitzungen, vor Allem seine und des Thomasklosters große Bibliothek; die Professuren wurden vermehrt und besser dotirt, für die Studirenden Stipendien und Freitische errichtet. Mit vollem Rechte hat man deshalb des Herzogs Standbild in die Aula des Augusteums gesetzt.



Joachim I. und seine Gemahlin.

Nicht minder bedeutsam und segensreich war dann die Stiftung der drei Landes- (Fürsten-) Schulen zu Meißen, Schulpforta, Merseburg (später nach Grimma verlegt), so genannt, weil dieselben nicht mehr kirchliche oder städtische, sondern landesfürstliche Anstalten waren. Die württembergischen Stiftsschulen gaben hier das Vorbild, die eingezogenen Klöster die Mittel und die Wohnstätten. Jahrhunderte lang hat an ihnen der gute Ruf des sächsischen Schulwesens in erster Linie gehangen.

Von Sachsen aus wurden auch die nächsten reichsunmittelbaren Stiftslande Magdeburg und Halberstadt ergriffen. Völlig isolirt saß dort der alte Erzbischof Albrecht in seiner Residenz Halle, einst der Gönner zugleich Tetzels und Huttens, immer ein durchaus weltlicher Geist, prachtliebend und verschwenderisch, jetzt verbraucht und verschuldet. Die alte Kirche aufrecht zu erhalten, dazu fehlten ihm alle Mittel, sich der neuen rückhaltslos anzuschließen, der Muth und die Kraft eigner Ueberzeugung. So ließ er sich im Jahre 1541 auf dem Landtage von Kalbe von seinen längst protestantischen Städten und Edelleuten einen unwürdigen Vertrag abgewinnen, wonach sie einen beträchtlichen Theil seiner Schulden übernahmen, er dagegen ihnen ihre Bitte um Durchführung der Reformation nicht „abschlug", d. h. sie geschehen ließ. Im nahen Stift Quedlinburg veranlaßte dagegen die Aebtissin selbst, Gräfin Anna von Stolberg, die Annahme der neuen Lehre.

So versanken in den immer höher gehenden Wogen der Bewegnng bereits große geistliche Fürstenthümer. Von den weltlichen Fürsten des Nordens hielt nur noch Heinrich von Braunschweig an der alten Kirche fest, im Gegensatze zu seiner Stadt Braunschweig, die schon seit 1528 protestantisch war.

Im Süden blieb zwar die Mehrheit der Stände noch katholisch, aber schon gehörten Württemberg und die meisten, vor allen die mächtigsten Reichsstädte, der neuen Kirche an. Schon wankte die Pfalz; noch hielten Bayern und die österreichischen Lande fest, aber hier machte unter dem Adel der Protestantismus täglich Fortschritte, von Böhmen ganz zu geschweigen. Wie lange noch, und auch hier brach das alte Kirchenwesen zusammen!

Das machte auf den Kaiser den tiefsten Eindruck. Und nun mußte er noch erleben, daß der Schmalkaldische Bund den Herzog Heinrich aus Braunschweig vertrieb, daß der Herzog von Kleve zum Protestantismus überging, ja daß sogar in den Reihen der geistlichen Kurfürsten der Abfall einriß: der Erzbischof von Köln schickte sich an, sein Stift zu reformiren. Das Alles in der Nachbarschaft seiner Niederlande, deren Glaubenseinheit Karl V. wie seinen Augapfel hütete. Und was sollte werden, wenn zu den beiden weltlichen evangelischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen noch ein geistlicher sich gesellte und etwa noch der von der Pfalz zu der neuen Kirche übertrat! Dann erlangten die Ketzer die Mehrheit im Kurfürstenrathe und um die kaiserliche Autorität war es vollends geschehen!

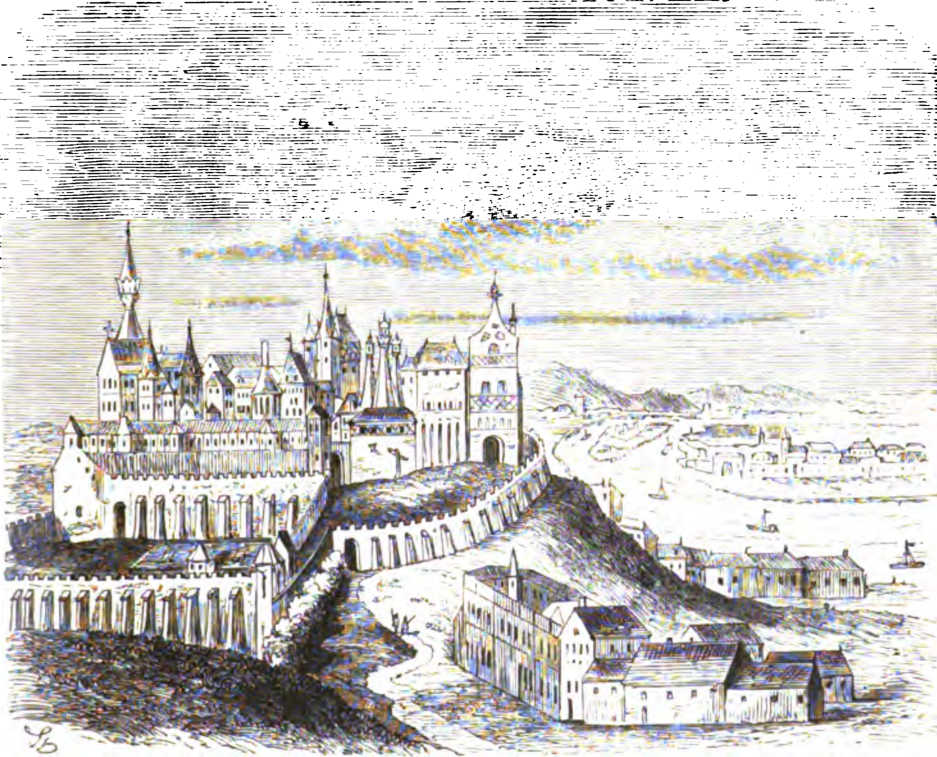
Braunschweig und Kleve reformirt 1542. Der Schmalkaldische Bund hatte noch nie größere Energie an den Tag gelegt als gegen Braunschweig. Herausgefordert durch den Versuch des Herzogs, die freie Reichsstadt Goslar an sich zu reißen — er hatte sogar die Reichsacht gegen sie ausgebracht wegen Zerstörung einiger Klöster in ihrer Nachbarschaft — beschloß der Bund, pflichtmäßig der bedrängten Genossin zu Hilfe zu kommen und setzte unter der Führung seiner beiden Häupter Johann Friedrich und Philipp ein Heer von 20,000 Mann gegen den Herzog in Bewegung. Solcher Uebermacht das Feld zu halten, war Heinrich nicht im Stande; er wich aus dem Lande, um auswärts Hilfe zu suchen und ließ nur seine Residenz Wolfenbüttel vertheidigen. Doch auch dieses fiel nach längerer Belagerung, und nun nahm der Bund das ganze Land unter seine Verwaltung und führte zugleich die Reformation allerorten durch (1542). — Hätte er in Köln und Kleve gleiche Thatkraft und Einsicht bewiesen, es wäre nicht zu der Katastrophe gekommen, die ihn vernichtete.

Der Herzog Wilhelm von Kleve konnte damals zu den bedeutendsten Reichsfürsten sich zählen. Er beherrschte außer Kleve auch Jülich, somit einen beträchtlichen Theil des fruchtbarsten und verkehrsreichsten Rheingebietes. Dazu hatten die Stände des nahen Geldern nach dem Tode ihres Herzogs Karl, um sich nicht Karl V. unterwerfen zu müssen, der längst lüstern die Hand darnach ausstreckte, das Land an Kleve übertragen, so daß nach dem Tode seines Vaters Johann (im Februar 1539) der Nachfolger Wilhelm ein Territorium von Utrecht bis über Bonn hinaus beherrschte. Er suchte Rückhalt durch die Vermählung seiner Schwester Anna mit König Heinrich VIII. von England, die, lediglich aus politischen Rücksichten betrieben, keinen Bestand hatte; er fand, wie er meinte, einen noch besseren an den Schmalkaldenern, als er selbst im Februar 1543 zum Protestantimus überging, und stützte sich außerdem auf Frankreich, welches seit 1542 abermals im Kriege mit dem Kaiser lag. Der Protestantismus schob seine Vorposten bis in die Niederlande hinein.

Der Reformationsversuch Hermanns von Wied in Köln. Und schon war in Köln der Erzbischof Hermann von Wied in voller Arbeit, sein Stift dem Protestantismus zuzuführen. Anfangs ein Fürst durchaus weltlicher Gesinnung, der, wie er selbst sagte, erst später gelernt, daß seine erste Pflicht die Sorge für sein Erzbisthum sei, ohne tiefere Bildung, aber ehrlich und von aufrichtigem Bestreben die Kirche zu bessern erfüllt, war er allmählich mit voller Ueberzeugung Anhänger der Augsburger Konfession geworden und faßte nun, gestützt auf den Auftrag des Regensburger Reichstagsabschiedes an die Prälaten „eine christliche Reformation aufzurichten“, den Entschluß zur Durchführung der evangelischen Lehre. Der Landtag zu Bonn im Jahre 1542 gab dazu seine Zustimmung und fügte die Aufforderung,

eine Reformationsordnung zu entwerfen, hinzu; aber auf dem Landtage zu Köln (1543) traten die Gegensätze offen hervor: der Adel wollte die Reformation, das Domkapitel und der Rath der Stadt Köln widerstrebten, der letztere, weil er demokratische Bewegungen in seiner Gemeinde fürchtete. Trotzdem nahmen die weltlichen Stände den Reformationsentwurf, welchen Bucer und Melanchthon hergestellt und der Erzbischof mit lebhaftester Theilnahme begleitet hatte, wirklich an (Juli 1543) und seine Durchführung war kaum zweifelhaft, da die Bevölkerung der Stiftslande ganz überwiegend evangelisch gesinnt war.

Kein Zweifel: gingen die Dinge ihren natürlichen Lauf und verstand der Schmalkaldische Bund die Umgestaltung mit seinem Schilde zu decken, wie er es unfraglich konnte, dann war der völlige Sieg des Protestantismus im ganzen Reiche nur noch eine Frage der nächsten Zeit.



Die Burg von Ofen im Mittelalter. Nach der Corvina.

Ungarn wird türkisch 1541. Der Kaiser schien diesen Sieg nicht hindern zu können, denn abermals brach über Ungarn eine furchtbare Krisis herein. Zapolya fiel im Kampfe mit aufständischen Magnaten und hinterließ einen kurz vorher gebornen Sohn Sigismund (1541). Dies hätte an sich den Anfall Ungarns an König Ferdinand dem Vertrage von 1538 gemäß nicht gehindert, aber die Königin-Wittwe Isabella wollte die Krone trotzdem ihrem Sohne sichern und wurde darin von einer starken Partei unterstützt, an deren Spitze ein Mönch, Bruder Georg (Martinuzzi), sich stellte. Gegen den deutschen König rief sie des türkischen Oberlehnsherrn Hilfe an. Doch der Sultan war anderer Meinung über Ungarns Zukunft als diese Magnaten. In eigner Person führte er im Sommer 1541 sein Heer gegen Ofen. Ein deutscher Heerhaufe unter Wilhelm von Roggendorf wurde überrannt, vernichtet, am 2. September stand der Großherr vor der ungarischen Hauptstadt. Indem er erklärte, eine solche Stadt nicht in den Händen eines Weibes lassen zu können, nahm er Ofen für sich selber in Besitz, ließ die Frauenkirche zur Moschee weihen und verwandelte den Landestheil Zapolyas, den Kern Ungarns, in das türkische Paschalik Buda, das fortan ein Pascha mit

drei Roßschweifen, also vom höchsten Range, regierte. Fast anderthalb Jahrhunderte hindurch hat seitdem das blutrothe Türkenbanner mit dem Halbmond auf der Königsburg von Ofen geweht. Nur Siebenbürgen wurde als türkisches Lehen an Sigismund Zapolya überlassen.

Feldzug gegen Ofen 1542. Solche Gefahr zu beschwören — denn bis auf wenige Märsche von der deutsch-österreichischen Grenze dehnte sich jetzt das unmittelbare Gebiet der Osmanen — bewilligte der Reichstag von Speier Anfang 1542 eine beträchtliche Rüstung. Aber die Mißstimmung gegen das habsburgische Regiment und gewohntermaßen auch der Geldmangel hemmten die Ausführung, und erst im Juli konnte Joachim II., der Reichsfeldherr bei Wien etwa 27,000 Mann zu Fuß mustern. In kaum glaublicher Langsamkeit, aufgehalten vor Allem durch das noch fehlende Geschütz, setzte sich viel zu spät dies Heer donauabwärts in Bewegung. Die beste Jahreszeit war schon verstrichen, als es am 27. September vor Pest anlangte. Mehrere hitzige Gefechte mit den ausfallenden Türken, bei denen sich auch Moritz von Sachsen auszeichnete, bewiesen die alte Tapferkeit deutscher Truppen, und die heftige Beschießung legte wirklich die Mauern in Bresche, aber der Sturm mißlang unter schweren Verlusten, und bei der schon weit vorgeschrittenen Jahreszeit und der Unzuverlässigkeit der Söldner, an der freilich die unregelmäßige Soldzahlung die größte Schuld trug, entschied sich der Kriegsrath für den Abmarsch, der schon am 8. Oktober angetreten wurde. Ruhm- und erfolglos kehrte das Heer zurück.

Karl V. gegen Algier. Auch der Kaiser persönlich konnte sich keines besseren Glückes rühmen. Im Herbste 1541 schon hatte er, seinem alten Plane folgend (s. S. 275), von Italien und Spanien aus Flotte und Heer gegen Algier in Bewegung gesetzt und war am 22. Oktober in der Nähe der Stadt gelandet. Doch Sturm und Regen machten es unmöglich, Geschütz und Vorräthe auszuschiffen, und unter beständigen Gefechten, harten Entbehrungen und persönlicher Gefahr mußte Karl zufrieden sein, seine Truppen über Kap Matafus nach Bugia zurückzubringen, wo die Flotte sie aufnahm und nach stürmischer Ueberfahrt nach den heimischen Küsten führte. Karl V. selbst stieg am 1. December in Cartagena ans Land.

Der vierte italienische Krieg. Bereits war die Spannung mit Frankreich derart, daß der Ausbruch eines neuen Krieges unvermeidlich schien. An sich hatte für Franz I. die Bedrängniß seines kaiserlichen Gegners etwas sehr Verführerisches zu neuem Angriff, und ein Zufall lieferte ihm den völkerrechtlichen Vorwand. Bei der Durchreise durch das Mailändische waren ein paar französische Gesandte, die er nach Venedig und Konstantinopel bestimmt, auf Befehl des spanischen Statthalters, Ferrante Gonzaga, bei der Fahrt auf dem Po angehalten und da sie sich zur Wehr setzten, getödtet worden. Das gab den willkommenen Kriegsgrund. — Wiederum trat Franz mit den Osmanen in Bündniß; er zog Dänemark und Schweden hinzu, deren Fürsten noch immer vor kaiserlichen Angriffen sich nicht sicher fühlten (s. S. 258), er gewann Herzog Wilhelm von Kleve. — Zwar das Jahr 1542 brachte nur ein paar unbedeutende französische Unternehmungen gegen Perpignan und die Niederlande; im nächsten aber nahmen die Franzosen Luxemburg, plünderten in Hennegau und Brabant, und eine französisch-türkische Flotte schoß zum Entsetzen der christlichen Welt am 20. August Nizza in Brand. Vielleicht hat Karl V. niemals in größerer Bedrängniß geschwebt als in diesen Jahren. Von Osten und Westen her war er angegriffen, in Deutschland nahm der Abfall von der alten Kirche täglich an Bedeutung und Umfang zu, und selbst sein Verhältniß mit Paul III. war gespannt, weil er Bedenken trug, nach dem ehrgeizigen Wunsche des Papstes dessen Neffen Ottavio Farnese, Sohn des Pietro Luigi Farnese, Herzogs von Piacenza unter päpstlicher Hoheit, obwol er seit 1538 Gemahl seiner natürlichen Tochter Margaretha war, mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen. Aber der Kaiser zeigte sich allen Schwierigkeiten gewachsen durch ein wohl durchdachtes gewandtes diplomatisches Spiel, in dem seine Gegner wie unbeholfene Schüler dem Meister gegenüber erscheinen.

Lockerung des Schmalkaldischen Bundes. Seit der Kaiser auf dem Regensburger Reichstage von 1541 eingesehen, daß die Unterwerfung der Protestanten unter ein Konzil auf friedlichem Wege nimmer zu erreichen sei, arbeitete er im Stillen an der Lockerung und Schwächung des

Schmalkaldischen Bundes. Kein geringerer als Philipp von Hessen ließ sich zu einem Vertrage bewegen, der ihn verpflichtete in „weltlichen Sachen“ den Kaiser zu unterstützen (1541), was thatsächlich ein Verrath an der Bundessache war — denn wer wollte in dieser Zeit Weltliches und Kirchliches haarscharf scheiden? — und nur erklärlich durch den unruhigen Ehrgeiz des Landgrafen, wie aus der Spannung, in die er durch seine von heißer Sinnlichkeit geforderte Doppelehe mit **Margaretha von der Saale** neben **Christina von Sachsen**, einer Tochter des Herzogs **Georg** (März 1540) mit Johann Friedrich von Sachsen gerathen war. Beiläufig gesagt, hatte er allerdings eine Art Gutheißung dieser anstößigen Verbindung seitens der Reformatoren erlangt. Weiter bestimmte der Kaiser den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg durch Anerkennung seiner evangelischen Kirchenordnung, keinem Sonderbündnisse, also auch dem Schmalkaldischen nicht, beizutreten. Nicht minder fesselte er jüngere Fürsten protestantischen Glaubens an sich durch lohnende Stellungen in seinem Heere und lockende Aussichten in die Zukunft, so **Albrecht von Brandenburg-Culmbach**, **Hans von Küstrin**, vor allem **Moritz von Sachsen**, der am türkischen Kriege von 1542 und zwei Jahre später am französischen Feldzuge theilnahm und schon 1542 vom Schmalkaldischen Bunde sich offen lossagte. Die Wirkungen traten sehr bald hervor. Die angesuchte Aufnahme Kleve's in den Bund, die Kursachsen unterstützte, wurde auf Hessens Betrieb verweigert; denn unleugbar stand das Herzogthum mit dem Kaiser in wesentlich politischen Differenzen, und auf dem Bundestage zu Frankfurt im Juni 1543 zeigte sich überall Schwäche und Zerfahrenheit. — Niemals und nirgends hat eben ein Bund kleiner Fürsten, den nicht eine überlegene Macht und Einsicht leitet, etwas anderes als klägliche Schwäche und engherzige Beschränktheit bewiesen.


Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen. Vom Lutherdenkmal zu Worms.

Unterwerfung des Herzogs von Kleve. So konnte der Kaiser nicht nur ungestört, sondern sogar unterstützt von den Schmalkaldenern den ersten Stoß gegen Kleve führen. Er traf damit zugleich den niederrheinischen Protestantismus und einen Bundesgenossen Frankreichs. Mit einem stattlichen Heere von 35,000 Mann Deutschen, Spaniern und Italienern trat Karl V. im August 1543 von Bonn aus den Feldzug gegen Kleve an, das vergebens auf Hülfe von Frankreich sich Hoffnung gemacht hatte. Rasch hinter einander fielen die Festungen, Düren durch Sturm, Roermonde und Jülich durch Uebergabe. Es blieb dem Herzog nichts übrig, als persönlich im Lager zu **Venloo** die Gnade des Siegers anzuflehen. Sie wurde ihm gewährt gegen die Auslieferung Gelderns und den Verzicht auf die begonnene Reformation. Fast wie spielend hatte der Kaiser einen der mächtigsten Reichsfürsten überwunden; er behielt noch Zeit, um, obwol bedenklich erkrankt, nach den Niederlanden zu eilen und die Belagerung Landrecy's, das die Franzosen im Juni genommen, anzuordnen, sogar einige Tage ihr selbst beizuwohnen, bis der Anmarsch Franz I. das Heer zum Rückzug veranlaßte (Oktober 1543).

Der Reichstag von Speier 1544. Diplomatische Erfolge bezeichneten den Winter. Heinrich VIII. schloß sich dem Kaiser an, von ehrgeizigen Hoffnungen auf die französische Krone getrieben, Dänemark trat vom Bündnisse mit Frankreich zurück, da der Kaiser seine bisherige Unterstützung des pfälzischen Hauses, der Verwandten Christian's II., fallen ließ; vor allem aber gelang es ihm, das ganze Reich mit sich gegen Frankreich fortzureißen. Denn die Stimmung war in Deutschland mächtig gegen den König erregt, dessen Flotte mit der türkischen gemeinsam eine christliche Stadt verwüstet hatte, und auch die Evangelischen konnte sein hartes

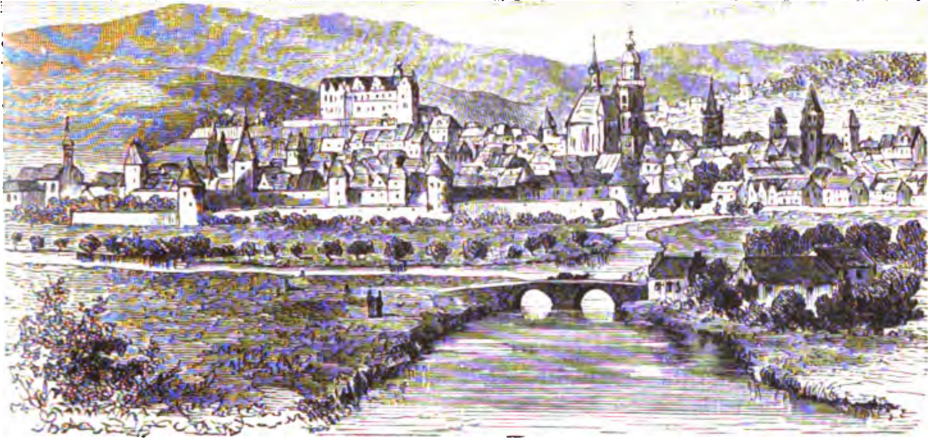
Auftreten gegen ihre Glaubensgenossen nur mit steigendem Mißmuth erfüllen. Zudem bot ihnen jetzt auf dem Reichstage zu Speier (Februar 1544) der Kaiser die erheblichsten Zugeständnisse. Die Hauptpunkte der Regensburger Deklaration von 1541 wurden in den Reichstagsabschied aufgenommen und damit unter den Schutz des Reiches gestellt, zur endlichen Beilegung ferner ein „gemeines, freies, christliches Concilium" verheißen, und falls das nicht zu Stande komme, die Entscheidung durch den Reichstag, wofür beide Parteien ihre „Reformationsentwürfe" vorzubereiten hatten. Neben so ernsthaftem Entgegenkommen ließ es Karl V. auch an kleineren Mitteln nicht fehlen, überhäufte namentlich den Landgrafen Philipp mit den schmeichelhaftesten Auszeichnungen und erreichte in der That Alles, was er wollte. Der Reichstag bewilligte die Kosten für ein Heer von 20,000 Landsknechten und 4000 Reitern und wetteifernd traten deutsche Fürsten in kaiserliche Dienste. Er stand wirklich an der Spitze der Nation, als er im Sommer 1544 den Reichskrieg gegen Frankreich eröffnete.

Feldzug nach Frankreich und Friede von Crépy 1544. Ein gewaltiger Doppelangriff sollte den Gegner treffen. Von Boulogne her sollten die Engländer vorrücken, im französischen Lothringen marschirten die Kaiserlichen ein. Noch ehe das Hauptheer von etwa 40,000 Mann vorging, hatte im Juni Ferrante Gonzaga bereits Luxemburg zur Uebergabe gebracht, dann setzte sich der Kaiser persönlich in Bewegung gegen die obere Marne. Rasch fielen Commercy und Ligny, aber das kleine St. Dizier an der Marne, obwol nur eine rasch befestigte Landstadt, wehrte sich aufs Wackerste, trotzte einer heftigen Beschießung und einem mächtigen Sturmangriff und ergab sich erst, als ihm durch glückliche Gefechte in der Umgegend alle Zufuhren abgeschnitten waren, gegen freien Abzug der Besatzung (17. August). Aber wenn dann der Kaiser gegen Paris vordrang, so war das mehr eine Demonstration, als eine ernste Bedrohung, denn die Zucht in seinem Heere hatte sich schon bedenklich gelockert und zu strafen konnten die Führer kaum wagen, wollten sie nicht offene Meuterei hervorrufen. So nahmen sich die folgenden Ereignisse glänzender aus als sie waren. Am 30. August stand der Kaiser vor Chalons, doch die vorsichtige Kriegführung der Franzosen hielt sich in der Defensive. Wiewol über 40,000 Mann stark um die Stadt gelagert, weigerten sie sich eine Schlacht anzunehmen. Karl zog nun vorüber, die Marne weiter abwärts, nahm Epernay und Château-Thierry, nur zwei Märsche von Paris, verfolgte dann aber diese Richtung nicht weiter, sondern nach dem Norden abbiegend, zwang er am 12. September Soissons zur Uebergabe, das seine zügellosen Truppen trotz des Vertrages ausplünderten. In Paris herrschte Schrecken und Entsetzen, und doch war thatsächlich die Lage so, daß viel eher der Untergang des kaiserlichen Heeres als der Fall der Hauptstadt zu erwarten stand. Da wurde die Welt überrascht durch die Kunde, daß zu Crépy am 18. September 1544 der Friede geschlossen sei.

Von Seiten des Kaisers war es ein Meisterstreich, daß er ihn in diesem Momente und in dieser Weise schloß. Franz I. leistete Verzicht auf die Oberlehnsherrlichkeit über Flandern und Artois, wie auch auf Mailand, allerdings unter der Bedingung, daß es einer Tochter Karl's V. übertragen und diese mit dem Sohne des Königs, Franz von Orléans, vermählt werde, dagegen ließ der Kaiser seine Ansprüche auf das Herzogthum Burgund endlich fallen. Weiter versprach der König den Kaiser gegen die Türken zu unterstützen und ihm in seinen Bemühungen zur „Wiedervereinigung des Glaubens" beizustehen. Also nicht nur ein Friede, sondern in mancher Beziehung ein enges Einvernehmen trat an die Stelle des bisherigen Kriegszustandes. Gesiegt hatte keiner vollständig. Frankreich war allerdings aus Italien gänzlich verdrängt, die spanische Uebermacht dort gegründet, aber ihm seine burgundischen Lande zu entreißen, war dem Kaiser nicht gelungen; es stand nach wie vor als ebenbürtige Großmacht ihm gegenüber, gestärkt durch den langen, rühmlichen Widerstand.

So wurde Habsburg des französischen Krieges ledig. Kurz darauf schloß Ferdinand auch mit den Osmanen einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand ab, gegen einen Tribut von 10,000 Dukaten für die von ihm besessenen Theile Ungarns (1545).

Der Krieg mit Frankreich und dem Sultan war zu Ende, der Krieg gegen die deutschen „Ketzer" begann.



Schmalkalden. Nach einem Kupferstiche aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Der Schmalkaldische Krieg.

(1545—1547).

Zuerst im Kleve'schen Kriege soll dem Kaiser, als er den Herzog wie spielend überwand, der Gedanke gekommen sein, den Schmalkaldenern dasselbe Schicksal zu bereiten. Sicher arbeitete er seit 1541 etwa an der Schwächung ihres Bundes in Hinblick auf einen möglichen Zusammenstoß, und unzweifelhaft betrachtete er die Zugeständnisse von Speier im Jahre 1544 als durch die Noth ihm abgewonnen, die er zurücknehmen werde, wenn seine Lage eine günstigere geworden sei. Seit dem Frieden von Crépy war das eingetreten. Und nun mehrten sich in der nächsten Zeit die Gründe, die ihn vorwärts trieben. In Köln, in unmittelbarer Nachbarschaft seiner Niederlande, nahm die Reformation ihren Gang. Zwar widerstrebten Klerus, Kapitel, Universität und Rath der Stadt Köln, zwar leitete Rom den Prozeß gegen den Erzbischof ein, und der Kaiser selbst machte ihm auf der Reise zum Wormser Reichstage im Jahre 1545 persönliche Vorstellungen, Hermann von Wied blieb unerschüttert. Er wolle keine Neuerungen durchführen, sondern nur das Ursprüngliche wiederherstellen, erklärte er, er fürchte seine Seligkeit zu verlieren, thäte er es nicht. Dazu hatte sich der Schmalkaldische Bund zum zweiten Male kräftig gerührt. Als im September 1545 der verjagte Herzog Heinrich von Braunschweig mit einem in Mecklenburg gesammelten Landsknechtshaufen sich seines Landes wieder bemächtigte und die Belagerung Wolfenbüttels begann, da führte Landgraf Philipp ein Schmalkaldisches Bundesheer von über 25,000 Mann gegen ihn heran. Ohne Vertrauen auf seine schlechtbezahlten Truppen, die scharenweise davonliefen, ergab sich Heinrich unter Vermittlung des Herzogs Moritz von Sachsen den Schmalkaldenern und wurde in Gewahrsam gehalten. Noch verstand es der Bund, das Gewonnene zu behaupten.

Unmöglich konnte ein so selbstherrliches Verfahren einzelner Reichsfürsten ohne den nachtheiligsten Einfluß auf die Autorität des Kaisers sein. Und wenn ihn so das eigene Interesse

zum Einschreiten drängte, so arbeitete Papst Paul III. in der gleichen Richtung. Wurde mit den Zugeständnissen an die Protestanten so fortgefahren, wie das seit 1526 geschehen war, so ging darüber unfraglich die katholische Kirche in Deutschland in Kurzem zu Grunde. Das überwand die lange zäh festgehaltenen Bedenken gegen ein Konzil und so berief, der weiteren Fortdauer des im Jahre 1544 gewährten Friedenszustandes ein Ende zu machen, der Papst das Konzil für das Jahr 1545. Die Frage, ob die Protestanten es beschicken sollten oder nicht, sich ihm unterwerfen sollten oder nicht, brachte den längst vorbereiteten Kampf zum Ausbruch.

Auf dem Wormser Reichstage wurde darüber eifrig verhandelt (Sommer 1545). Doch wiederum, wie acht Jahre zuvor, erklärten die Evangelischen sich dem Konzile nicht fügen zu können, da es kein „freies" sei, sondern unter päpstlicher Leitung stehe, und forderten die Verlängerung des Friedenszustandes bis zu einer „christlichen Vereinbarung" ohne Rücksicht auf das Konzil. Damit rückte der Konflikt in drohende Nähe. Denn dem Kaiser als Schirmvogt der römischen Kirche lag unzweifelhaft ob, die Autorität des Konzils zur Geltung zu bringen.

Die Zustände innerhalb des protestantischen Lagers schienen leichten Erfolg zu versprechen. An sich schwerfällig, hatte der Organismus des Schmalkaldischen Bundes wohl ausgereicht, einen kleinen Feind wie den Braunschweiger niederzuwerfen, doch in einer großen Entscheidung erwies er sich als unfähig. Deshalb hatten die Mitglieder während des Reichstags von Worms über eine Reform berathen und die Fortsetzung dieser dort fruchtlosen Erörterungen auf einem neuen Bundestage zu Frankfurt a. M. im Dezember beschlossen, zugleich an ein „Verständniß" aller Protestanten zum Schutze der Religion gedacht. Aber auch in Frankfurt geschah nichts Durchgreifendes. Statt dem Kölner die begehrte Waffenhülfe für den Nothfall zu versprechen, wie Landgraf Philipp von Hessen vorschlug, begnügte man sich mit einer einfachen Vorstellung beim Kaiser, welcher kein entschlossener Wille Nachdruck gab, und die Organisation des Bundes blieb so schwerfällig wie sie war, so daß auch Kurfürst Friedrich von der Pfalz, am 17. Januar 1546 zum Protestantismus übergetreten, mit dem Anschluß an diesen Bund zögerte. Nur über die abermalige Zurückweisung des Konzils einigte man sich. So wurde denn die Lage immer unheimlicher, und doch geschah Nichts, ihr zu begegnen.

Ernestiner und Albertiner. Im Gegentheil: der bedeutendste Fürst des Bundes, Johann Friedrich (der Großmüthige) von Sachsen (1532—1547), ließ mit seinem eigenen Vetter Herzog Moritz einen heillosen Zwist aufkommen, der jedes Zusammengehen der beiden Wettiner unmöglich machte, endlich dem Ernestiner Kurhut und Freiheit kostete und den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges ganz wesentlich bestimmte.

Allerdings konnten Beide sich als die unglücklichen Erben gespannter Verhältnisse ansehen. Die unselige Theilung des stattlichen Wettinischen Besitzes im Jahre 1485, der in Einer Hand vereinigt eine dauernde Bedeutung hätte gewinnen müssen, hatte die Gebiete und Rechte beider Linien so in einander geschlungen, daß Reibungen gar nicht ausbleiben konnten. Denn allzuviel war ihnen gemeinsam geblieben, so die Schirmvogtei über das Bisthum Meißen, während Merseburg albertinischem, Naumburg ernestinischem Schutze unterstand. Das Verhältniß wurde unerträglich, als Kursachsen an die Spitze der Lutherischen Reformation trat, Herzog Georg bei der alten Kirche beharrte; bis zu welchem Grade der letztere seinen ernestinischen Vettern feind war, ist oben schon erwähnt worden (S. 280). Nun verschwand freilich der kirchliche Gegensatz mit der Thronbesteigung Herzog Heinrich's (1539), aber der dynastische Streit loderte aufs Neue empor, als Moritz dem Vater folgte. Protestant war auch er und ist er geblieben, aber die Wärme der älteren Generation, die in heißen Gewissenskämpfen zur neuen Lehre sich durchgerungen, ging ihm völlig ab. Ueberhaupt war sein Gemüthsleben unter den Eindrücken einer wenig glücklichen Jugend verkümmert. Weder zu dem Vater, der in liederlichem und ärmlichem Hofhalt zu Freiberg residirte, noch zu dem Oheim Georg, den Alter und Enttäuschungen mürrisch und unzugänglich machten, noch endlich auch zu dem Vetter Johann Friedrich mit seiner politischen Beschränktheit und seiner bevormundenden Weise, hatte Moritz irgend welches Verhältniß zu gewinnen vermocht, auch nicht zu seinem Schwiegervater, Philipp von Hessen, dessen Tochter Agnes er gegen den Willen seiner Verwandten sehr jung heimführte.

So war er immer auf sich selber angewiesen gewesen und sehr rasch selbständig geworden. Gleich am Anfang seiner Regierung trat das bezeichnend hervor. Die Räthe des Vaters entließ er, die des Herzogs Georg nahmen ihre Stellung wieder ein, voran Georg und Christoph von Carlowitz, Vater und Sohn, religiös neutral wie damals viele, die auf eine Vereinigung der Religionsparteien noch hofften und denen überhaupt die ganze kirchliche Frage nicht gerade Herzenssache war. Vor Allem der ältere Carlowitz wurde des Herzogs leitender Minister; so weit nämlich der Herzog einen solchen ertrug. Wer den großen starken Mann mit dem vollen rothen Gesicht sah, wer beobachtete, wie er in Jagen und Zechen und im Verkehr mit leichtfertigen Weibern seiner sinnlichen Natur die Zügel schießen ließ, der traute ihm nichts zu von dem, was er war: im Anfang der Zwanzig ein kühler Rechner, vorsichtig und zäh, gewöhnt den Ausweg nach beiden Seiten sich offen zu halten, behutsam den Augenblick abwartend, wo er den höchsten Preis fordern konnte. Durchaus politischer, dynastischer Ehrgeiz trieb ihn vorwärts; wachsen wollte er, groß werden, etwas bedeuten, wenn nicht mit, so gegen die ernestinischen Vettern. Vollends Uebergriffe derselben geduldig hinzunehmen, dazu war er nicht geschaffen, und doch hatte er in der That dergleichen mehrfach abzuwehren. Zwar das berührte ihn nicht direkt, daß Johann Friedrich nach dem Tode des bisherigen Bischofs von Naumburg (5. Januar 1541) den vom Kapitel gewählten Johann Pflug, aus altem meißnischen Geschlecht, nicht anerkannte, sondern nun an seiner Stelle den Lutheraner Nikolaus von Amsdorf ernannte, ohne Weiteres weihen ließ und damit das Stift thatsächlich einzog; aber im Jahre darauf griff der Kurfürst direkt in dem gemeinsamen Stifte Meißen ein, ließ, als der Bischof nicht auf dem ernestinischen Landtage erschien, weil er behauptete reichsfrei zu sein, das Wurzener Gebiet militärisch besetzen und begann dort zu reformiren. Schon rüstete Moritz, und beide Vettern hatten das Schwert schon halb gezückt, als die Vermittlung Philipp's von Hessen einen Vergleich zu Stande brachte, nach welchem in dem Amte Wurzen der Kurfürst, im übrigen Stiftsgebiete der Herzog die Reformation durchführen, Wurzen aber im Besitze des Bischofs bleiben sollte (11. April 1542). So endete der sogenannte „Fladenkrieg“, in dem die Hauptleistung der beiderseitigen Truppen in Vertilgung von Osterkuchen (Fladen) bestanden hatte, wie der Volkswitz behauptete. Aber beide Theile waren schwer gereizt und Luther's heftige Aeußerungen über den „Bluthund“ Moritz waren nicht geeignet, den so Geschmähten dem Wittenberger Einflusse zugänglicher zu machen, wiewol der Herzog auf derlei Angriffe nicht eben viel gab. Es war mit eine Folge dieses Zwistes, daß er sich schon zu Anfang des Jahres 1542 vom Schmalkaldischen Bunde lossagte; er wollte freie Hand gewinnen.



Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen.

Trotzdem war seine Haltung demselben gegenüber noch keineswegs eine feindselige. Wenn eine Verständigung zwischen den beiden wettinischen Vettern herbeigeführt wurde, dann blieb Moritz bereit, mit dem Ernestiner zu gehen, obwol er sich nicht seiner unfähigen Führung unterordnen wollte. Daß es zu einer solchen nicht kam, lag einmal in der Natur Johann Friedrich's, der Mißgunst und Mißtrauen gegen den Herzog nicht zu überwinden vermochte, vor Allem aber in dem Streite um die wichtigen Stiftslande von Magdeburg und Halberstadt. Sie waren der Preis, nach dem Beide begehrten.

Schon waren in all den geistlichen Landen, in und um Sachsen, die Verhältnisse gänzlich unhaltbar geworden. Katholische Bischöfe und Domkapitel saßen isolirt inmitten evangelischer Bevölkerung, die ihre kirchliche Autorität nirgends mehr anerkannte. Deshalb wählte im Mai 1544 das Kapitel von Merseburg des Herzogs Moritz Bruder August zum „Administrator", obwol oder auch weil er evangelisch war. Um Magdeburg und Halberstadt entbrannte noch viel heftiger ein stiller Kampf, der verhängnißvollste Anlaß zur schlimmen Wendung des Schmalkaldischen Krieges, welcher Kursachsen zu Boden schlug.

Dabei kam keiner von Beiden zum Ziele; aber der Streit bestimmte Johann Friedrich, einen letzten Vorschlag zu einem engeren Bunde zwischen den beiden Sachsen und Hessen, der eine schlagfertigere und einheitlichere Führung der Protestanten würde dargestellt haben, als der schwerfällige und zerfahrene Schmalkaldener Bund sie ihnen bot, rundweg abzuweisen trotz Philipp's eifriger Befürwortung (März 1545). Da bahnte sich der Herzog vorsichtig mit kaltblütig wägender Ueberlegung den Weg zum Bündniß mit dem Kaiser.

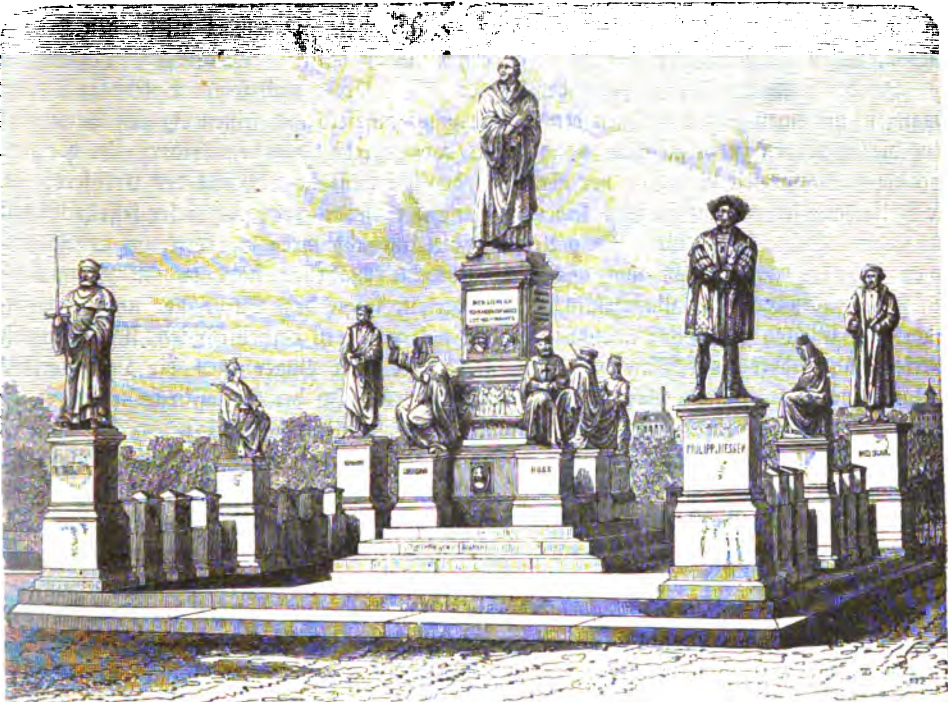
Seit dem letzten türkischen und französischen Feldzuge stand Moritz mit Karl V. in einer persönlichen Verbindung. Im Januar 1546 begab sich vom Bundestage der Schmalkaldener zu Frankfurt a. M. Christoph von Carlowitz hinweg an das kaiserliche Hoflager zu Mastricht. Er fand freundliche Aufnahme, erhielt aber keinerlei bestimmte Zusicherungen, und Moritz war viel zu klug, um auf freundliche Redensarten hin bindende Verpflichtungen zu übernehmen. Er konnte warten, bis der Kaiser ihm voll und ganz gewährte, was er wollte: in erster Linie Magdeburg und Halberstadt, in zweiter die Kur und die Lande des Vetters.

Eröffnung des Konzils zu Trient. Den Kaiser aber drängte die Gewalt der Dinge vorwärts. Am 13. Dezember 1545 war das Konzil zu Trient wirklich eröffnet worden, und Papst Paul III. sandte seinen Neffen Alessandro Farnese an Karl, um sein Einschreiten gegen die Protestanten zu betreiben, zugleich bewaffnete Hülfe für diesen Fall anzubieten. Nochmals versuchte trotzdem der Kaiser einen Ausgleich mit den Protestanten, wiederum ließ er in Regensburg seine „Collocutoren" mit Bucer und Anderen konferiren. Aber die Differenzen erschienen bald so groß, daß man nach kurzer Dauer die Verhandlungen abbrach (März 1546). Um so mehr sprachen der päpstliche Nuntius, der Beichtvater des Kaisers und auch Herzog Alba von Toledo, den er als kriegerischen Beirath aus Spanien berufen, für den Krieg gegen die Ketzer. Noch aber faßte Karl in seiner bedenklichen, erwägsamen Weise keinen Entschluß; durch kluge Bündnisse suchte er sich den Erfolg von vornherein zu sichern. Das erste gelang mit Herzog Wilhelm von Bayern, der trotz seines regen Mißtrauens gegen das Wachsthum der habsburgischen Macht sich endlich gegen die Aussicht auf die Kur der pfälzischen Linie des Hauses Wittelsbach und durch einen Ehevertrag zwischen seinem Erbprinzen und der ältesten Tochter König Ferdinand's zum Versprechen einer Geldbeihülfe bestimmen ließ, dafür freilich noch die Geheimhaltung des Vertrages sich ausbedang. Viel bedeutsamer war es, daß jetzt endlich Herzog Moritz mit dem Kaiser handelseinig wurde.

Bündniß des Kaisers mit Herzog Moritz. Seit dem Mai 1546 verhandelten seine Räthe mit den kaiserlichen zu Regensburg. Moritz selber traf erst am 24. dieses Monats dort ein und überließ auch dann zunächst noch seinen Bevollmächtigten die Unterhandlung, bis sie endlich am 19. Juni sich über eine urkundliche Grundlage einigten. Mit voller Bestimmtheit wurde dem Herzog das Schutzrecht, das heißt, nach Lage der Sache die Herrschaft über Magdeburg und Halberstadt zugesichert, wogegen er versprach, in der Religion seines Landes nichts zu neuern und dem Konzil sich zu unterwerfen, freilich nur „soweit die anderen Fürsten es thun würden". Auf dieser Grundlage verhandelte Moritz am 20. persönlich mit dem Kaiser; er erlangte zu den ersten Zugeständnissen noch die Aussicht auf Landerwerb und die Kur, aber gegen Uebernahme der Achtsvollstreckung wider den Vetter, vorbehaltlich allerdings der Genehmigung seiner Stände. Er hielt sich auch hier die Möglichkeit eines Ausweichens offen; sein Eintreten in den Krieg war noch keineswegs genau festgesetzt; den Moment konnte er wählen und — den Preis, um den er losschlug. — Noch am Abend des 20. Juni ritt Moritz eilig davon, er hatte keine Lust, sich weiter fragen zu lassen.

So schloß sich der verhängnißvolle Bund, der den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges ganz besonders entschieden hat. Schon war damals der Krieg beschlossene Sache. Der gute Fortgang der Verhandlungen mit Moritz, die Bewilligung eines guten Theils der kirchlichen Einkünfte in Spanien zu Gunsten der Krone bis zu 1 Million Dukaten, die Mahnungen und Versprechungen seines dort ihn vertretenden Sohnes Philipp, dies Alles bestimmte den Entschluß des Kaisers zum Kriege. Am 9. Juni meldete er ihn seiner Schwester, der Königin Maria in Brüssel.

Da konnten die Verhandlungen des Reichstages in Regensburg, die er soeben am 5. Juni mit Anträgen wegen des Konzils und des Türkenkrieges eröffnet hatte, nicht anders als vergeblich bleiben. Von den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes war keiner erschienen.



Das Lutherdenkmal zu Worms.

Ihre Gesandten hatten wiederum den Auftrag, das Tridentiner Konzil zurückzuweisen und die Berufung eines deutschen Nationalkonzils zu fordern. Bis dahin sollte der Friedenszustand von 1544 ihnen zugesichert werden. So völlig ohne Kenntniß waren sie von dem, was der Kaiser vorbereitete. Am 13. Juni übergaben sie ihm ihre Vorschläge. Er empfing sie mit ironischem Lächeln über diese naiven Leute, die noch an die Möglichkeit solcher Zugeständnisse glaubten, und als sie stutzig geworden, Auskunft über seine Rüstungen begehrten, über die täglich neue Gerüchte einliefen, ertheilten ihnen am 16. Juni die kaiserlichen Räthe schriftlich die Antwort, des Kaisers Majestät sei keineswegs gesonnen, irgend Jemand wegen seiner Religion zu beunruhigen, aber wenn Jemand ihm nicht gehorsam sein würde, so werde er seine Autorität gegen ihn brauchen müssen. Es war die Kriegserklärung. Und nun unterzeichnete der Kaiser am 26. Juni den Bündnißvertrag mit dem Papste. Noch einmal verbündeten sich die beiden großen Gewalten des Mittelalters zum Vernichtungskriege wider die Ketzer und das trotzige deutsche Fürstenthum, mit denen Karl seit fünfundzwanzig Jahren unausgesetzt und vergeblich gerungen. Doch der Geist der neuen Zeit und der Genius der deutschen Nation waren nicht mit diesem Bündniß; ihnen fehlten nur die rechten Führer um zu siegen, und nur einen vorübergehenden Erfolg erfochten dem Kaiser seine Söldner und Diplomaten. Er hat ihn theuer zu bezahlen gehabt.

Martin Luther's Tod (18. Februar 1546). Der freilich, der sein Volk aufgerufen hatte gegen Rom, der ihm ein neues, tieferes Verständniß seines Glaubens erschlossen und seine Sprache gewaltig meisternd geformt, der, so lange er lebte, in Deutschland mächtiger gewesen als der Kaiser, Martin Luther, hat die schwerste Krisis nicht erlebt. Wol hatte er sie kommen sehen. Mit steigender Besorgniß sah er Deutschland mehr als vorher gespalten, unheimliche Gewalten im Anzuge. Und auch geheime Sorgen haben ihn zuweilen gequält, die er Niemandem verrathen durfte. Seine Autorität galt Hunderttausenden als die höchste; wenn er nun in Dem oder Jenem seiner Lehre irrte? Dann war er schuldig für jede Seele, die er mit sich in den Irrthum führte. Immer wieder fand er in heißem Gebete seine Kraft wieder, aber es kamen Augenblicke, wo er des Lebens satt war, sich uralt, unheimisch fühlte in der ihn umgebenden Welt. So war es ein Glück für ihn, daß ihm erspart blieb, den Krieg zu erleben, dessen Ausgang er doch nicht zu ändern vermocht hätte.

In den naßkalten Februartagen des Jahres 1546 war er nach seiner Vaterstadt Eisleben gegangen, um einen Streit zwischen den Grafen von Mansfeld und seinen eigenen Verwandten über die Erzgruben zu vergleichen. Noch hat er dort gepredigt von dem Widerstreite der guten und bösen Mächte seit Anbeginn der Welt und der überwindenden Macht des Erlösers; aber die Reise hatte seinen ohnehin schon leidenden Zustand verschlimmert, und dieser fesselte ihn bald ans Lager. Seine letzten Gedanken galten seiner Kirche und ihren Gegnern; im unerschütterlichen Glauben an die von ihm ans Licht gebrachte Wahrheit starb er am Morgen des 18. Februar 1546. Ein unermeßliches Trauergeleite folgte dem Sarge, der unter dem Geläute aller Glocken zwischen Tausenden, die von nah und fern herbeiströmten, sich durch viele Dörfer und Städte nach Wittenberg bewegte. Dort hielt Bugenhagen die Leichenpredigt, Melanchthon in lateinischer Sprache eine Gedächtnißrede. In der Schloßkirche wurde er beigesetzt. — Ueber seinem Grabe aber entbrannte der Schmalkaldische Krieg.

Ob dieser Schmalkaldische Bund im Stande sein werde, in seiner Schwerfälligkeit der kaiserlichen Diplomatie und Kriegführung stand zu halten, und wenn er das nicht konnte, was dann Kaiser und Papst aus Deutschland machen würden, das war die Frage. Der volle Ernst der Lage, die Schwere der Entscheidung, die heranzog, wurde allgemein empfunden. Mit feierlichem Eide gelobten einander die Schmalkaldischen Gesandten zu Regensburg, zur Vertheidigung ihres Glaubens Gut und Blut aufzusetzen, und weithin im protestantischen Deutschland wogte die Volksstimmung leidenschaftlich auf und machte sich Luft in zahllosen Flugblättern und Liedern. Ihr galt — und mit vollem Rechte — der bevorstehende Kampf als ein Krieg für die heiligsten Interessen der Nation gegen den Papst, welcher sie seiner Ausbeutung, gegen die Wälschen und Spanier, die sie ihrer Fremdherrschaft unterwerfen wollten, die Erklärung des Kaisers, er wolle nur die „Ungehorsamen“ bestrafen, für einen schlecht ersonnenen Vorwand. Ein Lied ruft z. B. dem Kaiser zu:

„Könn' wir dich nicht erweichen
Und kan nicht anders sein,
Wolauf ir frommen Deutschen,
So schlagt mit freuden drein,
Stecht in die spanischen sew und hund
Wie in die frösch und lert sie rund,
Was heiß, die Deutschen pochen!“

Und es schließt also:

Für Gottes wort und rechte lehr,
fürs vaterland steht unser wehr,
Gott helf uns überwinden!

Es sollte das Schicksal der deutschen Nation sein, daß ihr abermals, wie schon vor fünfundzwanzig Jahren, der Mann und die Organisation fehlten, um ihre gute Sache hinauszuführen zum guten Ende.

Die Stellung der Schmalkaldener litt schon darunter, daß sie sich formell als Rebellen gegen des Kaisers Majestät betrachten mußten, denn noch waren damals die deutschen Fürsten nicht bis zur Vaterlandslosigkeit Napoleonischer Rheinbündler gesunken. Und dann, wenn sie siegten, wenn sie die Autorität des Kaisers vollends in Stücke schlugen, welche neue

Verfassung wollten sie Deutschland auferlegen? Darüber bestand keinerlei Vorstellung, denn allzu lange hatten sie sich auf der Vertheidigungslinie gehalten, auf einen kecken Angriff niemals gerechnet. Zwar Philipp von Hessen trieb zum schnellsten Vorgehen; binnen drei Monaten müßte der Kaiser aus Deutschland gejagt sein, soll er damals gesagt haben, aber die schwerfällige Bedenklichkeit Johann Friedrich's und des vielköpfigen Kriegsraths hing sich ihm wie Bleigewicht an die Flügel. Und so wurde die überaus günstige militärische Lage, in der wochenlang die Protestanten sich sahen, in unverantwortlicher Weise verspielt.

Als der Krieg erklärt war, saß Karl V. in Regensburg mit ein paar Hundert Söldnern inmitten einer leidenschaftlich aufgeregten Bevölkerung. Seine Hauptmacht war in Ungarn, Italien und den Niederlanden erst in der Bildung begriffen, durch weite Entfernungen, zum Theil durch schwierige Gebirgswege von ihm getrennt. Es war nicht schwer, ihren Anmarsch zu hindern, sie vereinzelt zu schlagen, den Kaiser selbst zur Flucht zu zwingen. Dann konnte Philipp's keckes Wort wahr werden. Ein Versuch wenigstens wurde gemacht.

Schertlin von Burtenbach in Tirol. Schon seit Monaten hatte Sebastian Schertlin von Burtenbach, Feldhauptmann der Stadt Augsburg, bewährt im türkischen Kriege von 1532 (s. S. 242), 16 Fähnlein auf Wartegeld angenommen. Jetzt erhielt er den Befehl, dieses Kriegsvolk gegen Füssen und Nesselwang an der Tiroler Grenze zu führen und die dort in der Bildung begriffenen Söldnerregimenter des Kaisers zu zersprengen. Am 9. Juli brach er auf mit 26 Fähnlein gegen Füssen. Das Städtchen ging sofort über, aber die Kaiserlichen waren auf bayerisches Gebiet übergetreten und die Schmalkaldischen Kriegsräthe verboten ihnen dahin zu folgen, um Bayern nicht zu verletzen! Trotzdem ging Schertlin weiter vor, jetzt galt es die Tiroler Pässe zu sperren, das Land selbst womöglich zu besetzen. Aufrufe forderten das Volk zum Anschluß auf, und bei der Stimmung im Lande war ein solcher keineswegs undenkbar. Wirklich fiel auch am 10. die feste Ehrenberger Klause fast ohne Gegenwehr und die Schertlin'schen gingen vorwärts auf Nassereit. Da riefen die Kriegsräthe ihn zurück, theils weil sie einen bayerischen Angriff auf Ulm besorgten, theils weil sie König Ferdinand nicht zum Kriege treiben wollten, als wenn sich die Parteistellung des Königs nicht von selber verstanden hätte; Schertlin gehorchte widerwillig dem thörichten Befehl und ging auf Augsburg zurück, hielt aber wenigstens die Ehrenberger Klause fest.



Sebastian Schertlin von Burtenbach.

Der Feldzug an der Donau (1546). Inzwischen hatten sich bereits die norddeutschen Truppen der Schmalkaldener nach dem Süden in Marsch gesetzt. In Ichtershausen bei Arnstadt waren Landgraf Philipp und Kurfürst Johann Friedrich zusammengetroffen und eins geworden über den sofortigen Aufbruch. In öffentlichen, allerorten verbreiteten Ausschreiben erklärten: sie den Krieg aufnehmen zu wollen gegen „König Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt“, sie warfen ihm ausdrücklich vor, seine Wahlkapitulation durch die Einführung fremder Truppen ins Reich gebrochen zu haben. Dafür traf sie des Reiches Acht und Aberacht am 20. Juli, doch es war in diesem Augenblicke fast verwegen, mit ihnen so unwiderruflich zu brechen.

Von allen Seiten schon rückten in überlegenen Massen die protestantischen Streitkräfte gegen die obere Donau heran. Am 30. Juli bereits standen die Truppen der oberländischen Städte unter Schertlin und die Württemberger unter Hans von Heydeck um Donauwörth, das sich rasch ergab; wenige Tage später trafen der Kurfürst und der Landgraf dort ein. Ueber 60,000 Mann vereinigten sich jetzt unter ihren Fahnen.

Ihnen gegenüber zog der Kaiser über Ungarn 8000 Spanier heran, und am 12. August vereinigte er sich bei Landshut mit den italienischen Truppen, die ungestört durch die offen gelassenen Tiroler Pässe gelangt waren. Immerhin zählte er erst einige 30,000 Mann, und noch war Maximilian von Büren, welcher ihm die niederländischen Truppen rheinaufwärts zuführen sollte, durch weite Entfernung und ein feindliches Korps bei Mainz von ihm getrennt. Ehe er eintraf, war kein ernster Kampf möglich.

Da gingen nun wirklich ihrerseits die Schmalkaldener zum Angriff vor. Am 18. August passirten sie unterhalb Ingolstadt die Donau und marschirten auf dem nördlichen Ufer auf Regensburg. Doch mit geschickter Bewegung kam ihnen der Kaiser, bei Neustadt über den Strom setzend, in die Flanke und zwang sie zum Rückzuge nach Ingolstadt. Hier trafen die Reiterhaufen beider Theile in scharfen Gefechten auf einander, und am 31. August führte der Landgraf sein ganzes Heer in voller Schlachtordnung gegen das kaiserliche Lager heran. Als der Kaiser zwar Anfangs entgegenkam, dann aber unbeweglich hinter seinen Verschanzungen blieb, eröffneten die Schmalkaldischen Batterien, im weiten Bogen sein Lager umspannend, ein gewaltiges Feuer, das fast den ganzen Tag durch anhielt. Zwei Tage darauf brüllten abermals die Geschütze gegen einander. Doch die Kaiserlichen waren nicht herauszulocken, und ihr Kriegsherr ritt kaltblütig ihre Schanzen ab, zeigte auch keinerlei Unruhe, als eine feindliche Kugel in sein Zelt schlug und die Erklärung seines Astronomen Apiano über einen Himmelsglobus unhöflich unterbrach. Nur ein Sturmangriff hätte die Schlacht erzwingen können. Doch den Entschluß zu einem solchen vermochte Landgraf Philipp dem Kurfürsten, der schon vom Heimzuge redete, nicht zu entreißen, vielmehr brach man am 4. September das Lager ab, um nordwärts Büren entgegen zu gehen, der inzwischen der Schmalkaldener bei Mainz ungeachtet bei Bingen über den Rhein gesetzt war. Auch jetzt wußte er sich dem Landgrafen zu entziehen und vereinigte sich am 15. September vor Ingolstadt mit dem Kaiser. Nun war dieser stark genug zum Angriff.

Die Schmalkaldener standen wieder bei Donauwörth, als Karl V. sich gegen sie in Bewegung setzte. Jetzt wichen sie vor ihm, um Ulm und Württemberg zu decken, westwärts zurück. Bei Nördlingen sahen sie am 4. Oktober unvermuthet den Kaiser sich gegenüber, doch enthob sie ihre feste Stellung auf den Höhen der Nothwendigkeit einer Schlacht und sie marschirten weiter gegen Ulm hin. Dies hatte der Kaiser zu überrumpeln gedacht, doch als seine Reiterhaufen am 14. Oktober vor der Stadt erschienen, wurden sie schon von den Kugeln der kursächsischen Geschütze begrüßt. Es blieb nichts übrig, als nordöstlich von Ulm Lager zu schlagen. Um Sontheim kampirten die Kaiserlichen, um Giengen die Protestanten, beide durch Verschanzungen gedeckt. Freilich machte sich die späte Jahreszeit schon sehr nachtheilig geltend, doch viel mehr als bei den Schmalkaldenern bei den italienischen und spanischen Truppen des Kaisers, die, des deutschen Klimas ungewohnt, unter Krankheiten und Entbehrungen rasch zusammenschmolzen. Noch ein paar Wochen hin, dann war der Kaiser außer Stande das Feld zu halten, und die Protestanten gewannen trotz ihrer schweren Fehler doch noch den Feldzug.

Moritz' Kriegserklärung an Kursachsen. Da brach Herzog Moritz in Kursachsen ein und entschied damit den süddeutschen Krieg gegen seine Glaubensgenossen.

Mit kühler Berechnung hatte er die Stellung, die ihm der Vertrag vom 19. Juni gewährte, benutzt. Ob er losschlagen solle, um die Acht auszuführen, das hatte er von der Bewilligung seiner Stände abhängig gemacht, und deren Beschluß lautete auf dem Landtage zu Chemnitz nur auf eine Rüstung zu seiner Vertheidigung. Auch der Auftrag zur Vollstreckung der Acht vom 1. August trieb ihn keineswegs vorwärts. Gleichmüthig schaute er den Dingen an der Donau zu, so daß König Ferdinand in heller Verzweiflung schon jede Hoffnung auf Moritz aufgab. Erst am 30. September erschien der Herzog seiner dringenden Einladung folgend in Prag. Jetzt faßte er seinen Preis, die Kurwürde und die Lande des Vetters, mit festem Griff und erhielt formell zugestanden, was er begehrte; nur die böhmischen Lehen des Kurfürsten, vor Allem das Vogtland, sollten an König Ferdinand fallen. Inzwischen genehmigte der Freiberger Landtag widerstrebend dem Herzog die Vollstreckung der Acht, damit des

Vetters Lande nicht etwa dem Gesammthause Sachsen durch Uebertragung des Achtsmandats an einen auswärtigen Fürsten ganz verloren gingen, und so kam am 19. Oktober zu Prag der Vertrag zu Stande. Schon am 27. genehmigte ihn der Kaiser im Lager zu Ulm, denn nur Moritz konnte ihn aus seiner heillosen Lage befreien; am selben Tage erließ der Herzog seinen Fehdebrief an den Vetter und seine Stände, und beruhigte durch eine gedruckte „Erklärung“ seine Unterthanen über seine Haltung in der religiösen Frage, so daß ihre Erbitterung gegen den Landesherrn wenigstens nicht in offenem Aufruhr sich Luft machte. Doch rund heraus erklärten ihm die Leipziger Geistlichen, sie würden nach wie vor gegen den Kaiser und für die Verbündeten beten.

Es war am 6. November 1546, als die Schmalkaldener in ihrem Lager zu Giengen das Viktoriaschießen der Kaiserlichen vernahmen. Es galt dem Einmarsch der böhmischen Truppen in Kursachsen. Die unerwartete Kunde brachte zu Giengen Alles in Verwirrung und Bestürzung. Obendrein waren die Geldmittel erschöpft, haufenweise liefen die Söldner davon. So beschloß man nach längerem Zaudern den Abzug. Am 22. November hob das protestantische Heer das Lager auf und löste seinen Zusammenhang; in Eilmärschen ging Johann Friedrich nach dem Norden, Philipp wich in sein Land zurück. Der Kaiser behauptete das Feld.

Süddeutschlands Unterwerfung. Nun bewährte keine einzige dieser großen, reichen und wehrhaften Städte des Südens den Muth, sich gegen ihn zur Wehre zu setzen und es auf eine Belagerung ankommen zu lassen, die wahrscheinlich für den Angreifer mißlungen wäre. Als der Versuch, gemeinsam mit dem Sieger zu verhandeln, kurz abgewiesen worden, unterwarf sich eine nach der andern, ohne einen Schuß zu wagen. So, nachdem die kleineren, Nördlingen und Rotenburg vorangegangen, das mächtige Ulm; gegen eine nur mündliche Zusicherung, es solle in der kirchlichen Frage behandelt werden wie Sachsen und Brandenburg, zahlte es 100,000 Gulden, versprach Gehorsam gegen das Reichskammergericht und empfing am 18. Januar 1547 den einziehenden Sieger in seinen Mauern. Unter ähnlichen Bedingungen kapitulirten Eßlingen, Heilbronn, Reutlingen, selbst Frankfurt a. M., gegen das Büren nicht einmal Geschütze zur Verfügung hatte (21. Januar). Das gewaltige Augsburg versprach Schertlin Jahr und Tag gegen jeden Angriff zu halten, doch die Angst vor den Verlusten und Nöthen der Belagerung und der Einfluß der Fugger, welche seit lange mit den Habsburgern in sehr lohnender finanzgeschäftlicher Verbindung standen, lähmten jeden muthigen Entschluß. Die Stadt zahlte 150,000 Gulden, lieferte zwölf Geschütze aus und nahm kaiserliche Besatzung ein (29. Januar). Straßburg hätte sich halten können, wenn es die französische „Hülfe“ angenommen hätte, doch der spanische Burgunder Karl war doch immer der Kaiser, und so huldigte ihm die Stadt, ihr eifrig evangelischer Bürgermeister Jakob Sturm voran, um nicht für die Bewahrung ihres Glaubens Deutschland zu verrathen. Von allen Städten weigerte nur das nicht eben mächtige Konstanz entschlossen die Unterwerfung. Auch dem Herzog Ulrich von Württemberg blieb nichts Anderes übrig; ja, er, der nicht nur als Reichsfürst, sondern auch als Vasall der Habsburger sich erhoben, mochte zufrieden sein, daß der Kaiser ihm blos Besatzungen in seine Schlösser legte und ihm 300,000 Gulden als Kontribution abforderte. Den Kniefall des gedemüthigten Fürsten hatte er verlangt, doch als Ulrich gichtkrank, wie er war, bei seinem Einritt in Ulm unter den Fenstern Karl's sein Pferd zwang, vor ihm in die Kniee zu sinken, da war der Kaiser gegen diesen guten Einfall nicht unempfänglich und ließ lächelnd die Demüthigung des Rosses für die seines Reiters passiren.

Ganz Süddeutschland lag dem Habsburger zu Füßen, und schon griff er nach dem Norden über. Im Einvernehmen mit dem Papste setzten seine Kommissare in Köln trotz des Widerstrebens der weltlichen Stände den bisherigen Coadjutor, Adolf von Schaumburg, zum Erzbischof ein und zwangen den von Rom seiner Würde entkleideten Hermann von Wied zum Verzicht (25. Februar 1547). Mit der Reformation im Erzstift war es damit zu Ende.

Kursachsens Besetzung durch Herzog Moritz. Und nun ging auch in Sachsen alles nach des Kaisers Wunsch. Am 30. Oktober überschritten die böhmischen Truppen von Eger her die sächsische Grenze. Bei Adorf zersprengten die Husaren, d. i. leichte kroatische und

walachische Lanzenreiter, noch mehr durch ihre Plünderungswuth als durch ihre Tapferkeit gefürchtet, das in aller Eile zusammengeraffte vogtländische Landesaufgebot (1. November). Der Schrecken, der vor ihnen herging, die Ueberraschung und Hülflosigkeit lähmte Alles; die Städte waren froh, durch Huldigung an Herzog Moritz den plündernden Husaren zu entgehen. So fiel das Vogtland mit Plauen ohne Gegenwehr, dann rasch hintereinander das wichtige Zwickau, wo der Herzog am 7. November persönlich einzog, am nächsten Tage die Huldigung empfing, und das ganze ernestinische Meißnerland; am 13. ergab sich widerstandslos sogar das feste Torgau. Nur Wittenberg, wohl befestigt und versehen, von einer entschlossenen Bürgerschaft und Besatzung gehalten und erfüllt von der vollen Bedeutung des Kampfes, wies trotzig den Herzog ab (18. November). Der eilte deshalb sich Halle's zu versichern. Die Stadt war gut kurfürstlich, aber als Moritz mit 16,000 Mann heranzog, ergab sie sich. Von hier aus brachte dann Herzog August auch das kursächsische Thüringen ohne Mühe zum Gehorsam. Ueberall herrschten Muthlosigkeit und Schlaffheit, rathlos saß der Kurprinz auf dem Grimmenstein bei Gotha; nur dieser Platz nebst Wittenberg hielt noch Stand, letzteres auch, als es Moritz fast während des ganzen Dezembers durch verwüstende Streifzüge von Zahna aus bedrängte.

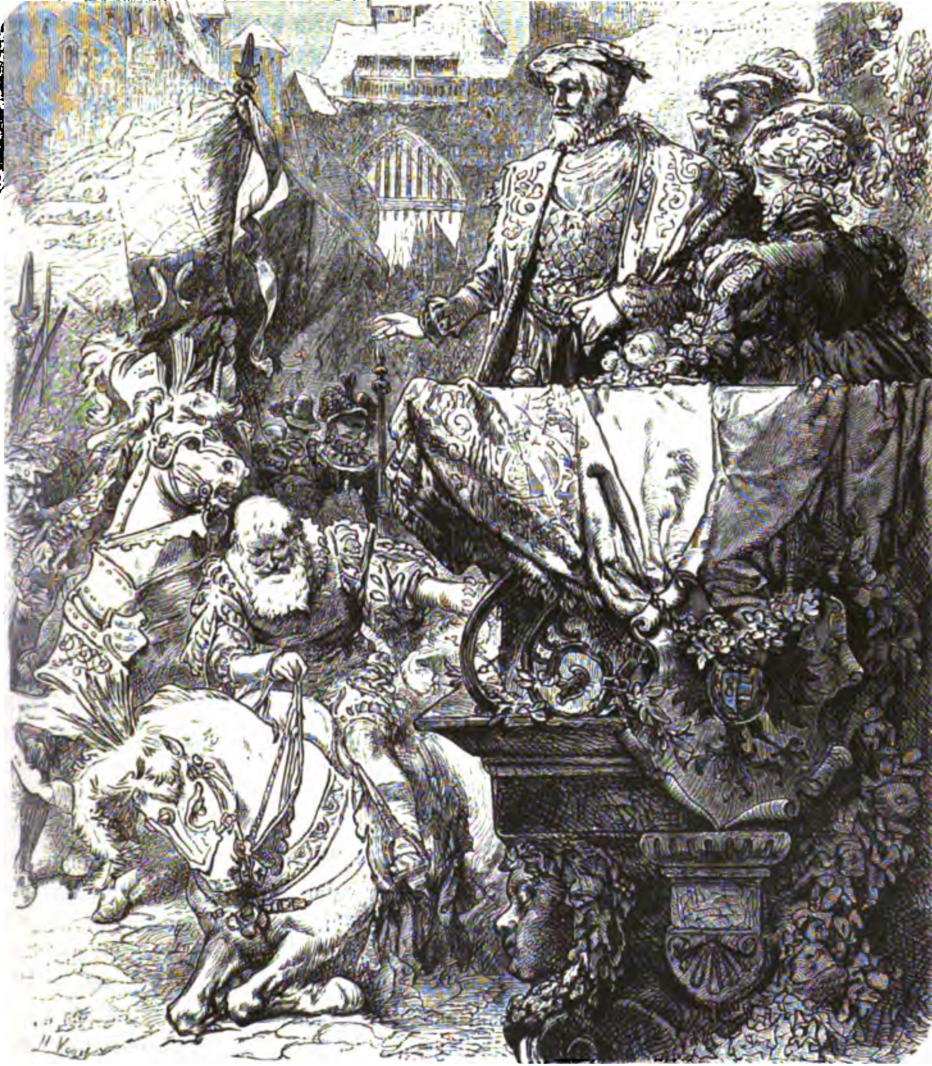
Johann Friedrich's Anmarsch gegen Sachsen. Da ereilte ihn die Kunde vom Anmarsche des kurfürstlichen Vetters. Mit 20,000 Mann trefflicher Truppen kam er heran, brandschatzte unterwegs die Stiftslande von Fulda und Würzburg und vereinigte sein Heer am 21. Dezember um Fulda, während seine Reiter bereits Eisenach besetzten. Niemals hat er so viel Energie und Sicherheit entfaltet als hier, wo der Grimm über den treulosen Vetter ihn vorwärts trieb. Eine formelle Kriegserklärung, in den schärfsten Ausdrücken abgefaßt, eilte ihm voran. Wie im Fluge nahm er Langensalza, Weimar, Naumburg, das ganze Saalgebiet, überall Brandschatzungen und Strafgelder mit berechtigter Härte eintreibend; am 27. Dezember zwang er das feste Schloß Heldrungen, ein Lehen der Mansfelder, zur Uebergabe und die Harzgrafen zur Huldigung. So näherte er sich Halle. Frohlockend fiel die Stadt ihm zu, am Neujahrstage kam er selber eingeritten, nahm die Huldigung an und zwang den Erzbischof zum formellen Verzicht auf sein Stift. Das benutzte der Rath von Magdeburg, um sofort die noch übrigen Kirchengüter und den Dom einzuziehen, während der Stiftsadel dem Kurfürsten huldigte.

Noch einmal eröffneten sich großartige Aussichten für Johann Friedrich und seine Sache. In vierzehn Tagen hatte er Thüringen besetzt und die Stiftslande, den Preis langen Ringens; es war ein Leichtes — und dringend rieth ihm Graf Albrecht von Mansfeld dazu — Meißen zu überrennen, welches ihn mit offenen Armen aufgenommen hätte, in Böhmen den schon glimmenden Aufstand gegen Ferdinand zu entflammen, mit den norddeutschen Städten, die bereits eifrig rüsteten, und mit Frankreich in Verbindung zu treten. Niemals seit 1529 hatte dem Hause Sachsen ein zukunftsreicherer Moment gewinkt. Aber Johann Friedrich war nicht der Mann dazu, ihn zu benutzen. Einen kühnen, umfassenden Gedanken zu ergreifen, hat er niemals verstanden, er sah immer nur das Nächste. Und so ließ er sich, allerdings wol in der Hoffnung durch Einverständnisse in der Stadt rasch zum Ziele zu kommen, dazu verleiten, seine Kraft an die Belagerung von Leipzig zu setzen.

Das wurde der Wendepunkt des Krieges. Denn die dynastische Treue der Leipziger Bürgerschaft überwog doch soweit ihre Sympathien für den Kurfürsten, daß sie die Gegenwehr der Besatzung unter Sebastian von Wallwitz nachdrücklich unterstützte. So blieb es bei einer im wesentlichen fruchtlosen Beschießung, und da die Winterkälte den kurfürstlichen Truppen ärger mitspielte als den Belagerten, so brach der Kurfürst am 28. Januar sein Lager ab und zog sich in ein festes Winterlager bei Altenburg zurück, während Moritz bei Chemnitz stand, beide fast unbeweglich und nur durch Streifzüge das platte Land kläglich verwüstend.

Die Bewegung in Böhmen. Die Lage des Herzogs begann jammervoll zu werden, und das Schlimmste dabei war, daß seine Unterthanen ihre Sympathien für den Kurfürsten gar nicht verbargen. Moritz selbst klagte, sein Gegner werde durch freiwillige Kundschafter stets vortrefflich bedient, während er um schweres Geld keine zuverlässigen Nachrichten bekomme.

Und woher sollte ihm Hülfe werden? Die Lage des Königs Ferdinand war nicht minder schlimm als die seinige. Zwar das erste Aufgebot war erfolgreich gewesen, aber als der König für den Februar ein zweites nach Leitmeritz ausschrieb, kam der utraquistische Adel überein, ohne einen Landtagsbeschluß nichts zu thun, nur der katholische folgte dem Befehl, und mehr wie ein landflüchtiger Fürst denn als Bundesgenosse begab sich Ferdinand über die Grenze nach Pirna und Dresden. Hinter seinem Rücken flammte der offene Aufstand empor.



Herzog Ulrich demüthigt sich vor Karl V. Zeichnung von Hermann Vogel. (Zu S. 295.)

Im März 1547 schlossen die böhmischen Stände zu Prag einen förmlichen Bund zur Aufrechterhaltung ihrer Privilegien, stellten unter Kaspar Pflug von Schlackenwalde ein Heer auf und schickten Gesandte an Johann Friedrich. Auch in Schlesien wurde die Kriegshülfe zum Theil verweigert, und die Oberlausitzer beschränkten die ihrige auf zwei Monate. So konnte der König für Moritz wenig thun.

Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in Sachsen. Um so dringender, fast drohend, bemühte sich der Herzog beim Kaiser um eine Hülfe, und wirklich sandte ihm dieser den wilden Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der Ende Januar mit 2000 Reitern und 3500 Mann zu Fuß in Chemnitz eintraf. Als aber erst Ende Februar der Markgraf zu einem Handstreich

auf Halle aufbrach, da ließ er sich, nachdem er leichtsinnig fünf kostbare Tage im Schlosse zu Rochlitz vergeudet, dort im Morgengrauen des 2. März von dem Kurfürsten überfallen. Sein Heerhaufen wurde in einem wirren Straßengefecht zersprengt oder gefangen, er selbst fiel unverwundet dem Sieger in die Hände. Wiederum sah sich Moritz zum peinlichen Stillesitzen verurtheilt, er ging nach Freiberg. In seinem Rücken aber zeigten sich kurfürstliche Truppen im brandenburgischen Franken und im Erzgebirge; sie schienen den Böhmen die Hand reichen zu wollen.

Verwicklung in Italien. Der Norden war dem Kaiser so gut wie verloren, ja selbst seine politisch-kirchliche Basis begann zu wanken. Er wollte doch die Protestanten dem Konzile unterwerfen, und jetzt verlegte Paul III., den energisch ernstliche Reformen begehrenden Einfluß Karl's V. auf die versammelten Väter fürchtend und persönlich gereizt durch die Aussichtslosigkeit seiner Versuche, das Herzogthum Mailand seiner Familie zu verschaffen (s. S. 284), dieses Konzil von Trient nach seiner Stadt Bologna, wo er es völlig in der Hand hatte (März 1547). Das kam der Auflösung gleich. Denn die kaiserlich gesinnten Prälaten blieben in Genua, die Berathungen wurden unterbrochen. Wie sollte nun der Kaiser den Protestanten zumuthen, sich einem Konzile zu fügen, das zu gar keinen endgültigen Beschlüssen gelangte? Sein Verdruß war tief und berechtigt. Und schon hatte er erleben müssen, daß dieser selbe Papst seine Truppen abrief und seine Subsidienzahlungen einstellte (Ende 1546 — der Vertrag lautete nur auf sechs Monate), ja daß er mit Frankreich verhandelte, und daß durch Alles dies ermuthigt in Genua Graf Fiesco von Lavagna gegen den greisen Andrea Doria und damit gegen die kaiserliche Partei sich erhob. Wenn er auch dabei umkam, und die ganze Revolte scheiterte, so war das Ganze doch unverkennbar ein sehr gefährliches Anzeichen (Januar 1547). Allen Anzeichen nach zu urtheilen bereitete Frankreich im Bunde mit Rom eine Erneuerung des Kampfes um Italien vor und fing bereits an, mit den deutschen Protestanten zu unterhandeln.

Nur eine große kriegerische Entscheidung konnte den Kaiser aus diesen Nöthen befreien. Die Möglichkeit zu einer solchen hatte ihm des Kurfürsten kurzsichtige Geschäftsführung geschaffen; sie zum glänzendsten Siege ausgebeutet zu haben war Karl's V. persönliches Werk.

Karl V. gegen Sachsen. Schon früher hatte er gelegentlich daran gedacht, selbst nach Sachsen zu gehen. Die Kunde von der Niederlage zu Rochlitz befestigte ihn in diesem Entschluß, und obwol er leidend und hinfällig war, so sehr, daß man vielfach sein Ende nahe glaubte, brach er doch in einer Sänfte von Ulm nach Nördlingen auf und traf am 24. März in Nürnberg mit seinem Heere zusammen, das sich bereits in Bewegung gesetzt hatte. Von da ging es nordostwärts; am 5. April zog er in Eger ein.

Schon standen hier die herzoglich sächsischen und die böhmischen Truppen. Um nicht durch den böhmischen Aufstand vom Kaiser abgeschnitten zu werden, hatten Moritz und Ferdinand Sachsen gänzlich geräumt, mit Ausnahme weniger Plätze. Hinter ihrem Rücken überrannte jetzt wirklich in diesen Tagen der Kurfürst den Rest des Herzogthums Sachsen — nur Dresden widerstand seinem Anlaufe (13. April) — und sandte Thumshirn mit 4000 Mann zu Fuß und 600 Reitern nach dem Erzgebirge, um den Böhmen die Hand zu reichen, deren Anmarsch er erwartete. Durch diese Detachirung, wie durch die zahlreichen Besatzungen schwächte er sein Anfangs stattliches Heer derartig, daß es kaum noch diesen Namen verdiente. Dazu fehlte ihm jeder militärische Gedanke, der über die Vertheidigung hinausging. Und auch über diese vermochte er zu keinem bestimmten Entschlusse zu gelangen, um so weniger, als er über die Bewegungen des Kaisers so gut wie gar nicht sich unterrichtete, ja selbst an die Anwesenheit des Monarchen beim Heere kaum glaubte. Er blieb mit schwachen Kräften, höchstens 2000 Reitern und 4000 Knechten, bei Meißen stehen; wie gelähmt erwartete er das heranziehende Schicksal.

In Eger hatte Karl das Osterfest begangen, dort auch erfahren, daß König Franz I. die Augen geschlossen. Von einem Eingreifen Frankreichs in die deutschen Händel war also zunächst keine Rede mehr. So sandte er schon am 11. April Herzog Moritz mit dem Vortrab voran; er selbst überschritt am 13 mit der Hauptmasse seines Heeres die kursächsische Grenze. Am 22. stand die Hauptarmee um Jahna und Hof, drei Meilen westlich von Meißen, am nächsten Tage ruhte sie, nur Streifparteien wurden gegen die Elbe vorgeschickt.

Diese fanden Meißen geräumt, die Elbbrücke abgebrannt; auf dem rechten Ufer waren die Marschkolonnen des Kurfürsten sichtbar, wie sie nordwärts zogen und bei Mühlberg Lager zu schlagen sich anschickten. Offenbar waren sie im Rückzuge auf Wittenberg. Gelangten sie glücklich dahin, so zog sich der Krieg wieder unabsehbar in die Länge.

Schlacht bei Mühlberg. Diese Meldungen waren es, welche den Kaiser Nachmittags fünf Uhr erreichten. Sofort berief er einen Kriegsrath, und dieser beschloß auf sein persönliches Drängen den Aufbruch für den nächsten Morgen. Die Pontons wurden sofort in Bewegung gesetzt, um ein Uhr Morgens die gesammte Armee alarmirt. Noch vor Tagesanbruch (24. April) setzte die Reiterei sich in Marsch, über 6000 Pferde, mit ihr Herzog Moritz, König Ferdinand, der Kaiser, dann die Infanterie, etwa 23,000 Mann. Als die Fürsten gegen acht Uhr bei Strehla die Elbe erreichten, sahen sie vor sich, in den sprühenden Nebelregen eingehüllt, den breiten Strom, darauf die sächsische Schiffbrücke, dahinter auf dem etwas erhöhten Ufer die Batterien und die Zelte des kurfürstlichen Lagers. Sofort ergab sich, daß die kaiserlichen Pontons zur Ueberbrückung weitaus nicht hinreichten, eine Furt aufzufinden gelang nicht, ein Moment peinlicher Rathlosigkeit trat ein. Da greift das kaiserliche Gefolge einen Burschen aus Mühlberg auf, der auf einem Esel daherreitet, Bartholomäus Strauch. Dieser erbietet sich, froh durch solchen Dienst sich selbst und sein Thier zu retten, die gesuchte Furt zu zeigen, die er erst am vorhergehenden Tage durchritten hatte. Aber bis die Reiterei und das Geschütz heran waren, vergingen noch Stunden. Der Kurfürst hätte in dieser Zwischenzeit ungestört abziehen können, doch er hielt die da und dort am linken Ufer auftauchenden Reiterhaufen für bloße Streifscharen, auch die ersten Schüsse, welche seine Hakenschützen mit den Spaniern wechselten, schreckten ihn nicht aus dem Gottesdienste in Mühlberg auf, er hat sogar noch ruhig in seinem Zelte getafelt. Nur die Schiffbrücke befahl er abzubrechen und stromabwärts zu führen.



Andrea Doria. Nach einem zeitgenössischen Bildniß in der Nationalbibliothek zu Paris.

Inzwischen war der Mittag herangekommen, die Sonne brach durch den Nebel, aber blutroth, strahlenlos stand sie während des ganzen Nachmittages hinter dünnem Schleier. Jetzt fuhren die kaiserlichen Geschütze auf und eröffneten ein gewaltiges Feuer gegen die sächsischen Batterien; die Hakenschützen ihrerseits schossen sich mit den sächsischen herum, welche die Pontons der aufgelösten Brücke elbabwärts bringen sollten, und einige verwegene Gesellen schwammen, den Degen zwischen den Zähnen, zu ihnen hinüber und bemächtigten sich nach kurzem Kampfe der Boote. Damit war allerdings der Bau einer Schiffbrücke für die Kaiserlichen möglich, aber noch hätte der Kurfürst ihn wenigstens verzögern und seinen Rückzug damit sichern können; da zeigte Strauch die Furt, und nun setzten, bis an den Sattel im Wasser, dicht an einander gedrängt, 4000 Reiter durch den Strom, voran Herzog Moritz, dann Karl und Ferdinand, der Kaiser in voller Rüstung mit der rothen burgundischen Feldbinde auf kastanienbraunem Andalusierhengst. Mittlerweile wurde auch die Brücke fertig, und das Fußvolk begann seinen Uebergang. Schon hatten die Kurfürstlichen in nördlicher Richtung auf Falkenberg zum Abmarsch sich in Bewegung gesetzt. Aber es fehlte ihnen an jeder sichern Leitung — Marschall Wolf von Schönberg war krank — Dörfer, Gräben und Zäune hemmten zudem den Marsch. Und hinter ihnen her, oft schon neben ihnen jagten die ersten kaiserlichen Geschwader unter Moritz, während Karl selbst mit dem „Gewalthaufen" noch zurück war, und das Fußvolk gar nicht ins Gefecht gekommen ist. Immer eiliger wurde der Rückzug, schon begann die sächsische

Ordnung sich zu lockern. Da, zwischen 3 bis 4 Uhr, beschließt der Kurfürst standzuhalten, um die Verfolger kräftig zurückzuweisen. An einer Waldspitze der Lochauer Heide ordnen sich seine Reiter, während durch sie gedeckt das Fußvolk sich zum Kampfe fertig macht. Aber auf der Stelle brausen Husaren und andere leichte Geschwader auf die Reiterei ein, diese, obwol überlegen an Zahl, weicht ohne eigentlichen Kampf und rennt in verwirrter Flucht die eben sich formirende Infanterie über den Haufen. Trotzdem setzt sich diese doch tapfer zur Wehr, wird aber rasch überwältigt, hitzig verfolgt und zum größten Theil zusammengehauen. Der Kurfürst mit drei oder vier Leuten, darunter Herzog Ernst von Braunschweig, sieht sich verlassen, er selber, ein schwerer Herr in schwarzer Rüstung auf ermüdetem Friesenhengste, wird von einem Husaren eingeholt. Entschlossen macht er Front gegen den Verfolger; einige Streiche desselben parirt er, aber endlich erhält er einen fingerlangen Hieb in die linke Wange und einen leichten Stich in den Hals. Indem kommen leichte italienische Reiter heran, noch will der Verwundete nichts von Ergebung wissen. Da drängt sich durch den Haufen ein sächsischer Ritter, Thilo von Trotha. Aufmerksam gemacht durch dessen deutsche Worte, senkt der Kurfürst den Degen, und mit den Worten: „Einem Deutschen ergeb' ich mich" überreicht er dem Ritter ein paar Ringe und eine goldene Halskette als Zeichen der Uebergabe. Indeß wird der Sachse durch einen italienischen Offizier beiseite geschoben; derselbe giebt dem Gefangenen einen Hut statt des Helmes und führt ihn zu Alba.

Es war gegen Sonnenuntergang, als der Kaiser, noch weit zurückgeblieben, im Beisein seines Bruders und zahlreichen Gefolges die Kunde erhielt, der Gegner sei in seiner Hand. Vielleicht der Höhepunkt seines politischen Lebens! Und nun kam der gefangene Kurfürst selber heran durch den dunkelnden Wald, Antlitz und Rüstung von Blut überronnen, zum Beweis seiner tapfern Gegenwehr, zum Tode erschöpft, aber nicht gebrochen, vielmehr würdig und gefaßt. Er erregte die Bewunderung, ja die Verehrung der Spanier und Italiener. Als er den Kaiser inmitten seines berittenen Gefolges stehend vor sich sah, wollte er absteigen und begann den Handschuh abzustreifen, um dem Sieger nach deutscher Art die Hand zu reichen. Doch Karl winkte ihm sitzen zu bleiben. Der Kurfürst zog nun den Hut ab und begann: „Gnädigster Kaiser und Herr —". „Ja, ja, bin ich nun Euer gnädigster Kaiser?" fiel ihm Karl in deutscher Sprache ins Wort, „das ist ein anderer Name, als der, mit dem Ihr mich sonst zu nennen pflegtet." Worauf der Kurfürst: „Ich bin Ew. kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte Ew. kaiserliche Majestät, mich zu halten, wie einem gefangenen Fürsten zukommt." „Ich will Euch halten nach Gelegenheit und Eurem Verdienst. Eure Werke haben Euch dahin gebracht, wo Ihr seid. Gehet nur hinweg!" Während nach so rauhen Worten der Kaiser ungnädig den Rücken wandte, sagte der Kurfürst noch kurz: „Macht mit mir, was Ihr wollt, ich bin in Eurer Gewalt."

Noch in der Nacht kehrte Karl in sein Lager jenseit der Elbe zurück. Erst der folgende Tag gestattete die Lage völlig zu übersehen. Vom kurfürstlichen Heere hatten sich mit dem gleichfalls verwundeten Kurprinzen nur schwache Reste nach dem festen Wittenberg gerettet, alle Geschütze, Wagen und Fahnen waren verloren. Sonst freilich war die Lage lange nicht so verzweifelt, wie sie schien. Noch stand Thumshirn im Erzgebirge, noch hielten Wittenberg, Gotha, Heldrungen aus, und der Norden war noch unbezwungen. Aber das Entscheidende war doch die Gefangennahme des Kurfürsten; mit ihm als Geisel in der Hand konnte der Sieger mindestens die Sachsen zu Allem bringen. So erschien er, nachdem Torgau schon am 26. ohne Gegenwehr sich ergeben, vor Wittenberg. Diese Festung aber, mit 120 Geschützen bewehrt, weigerte die Uebergabe.

Die Wittenberger Kapitulation. Der Kaiser ließ deshalb durch ein völlig unberechtigtes Kriegsgericht den Kurfürsten als Rebellen zum Tode verurtheilen. Der nahm das ruhig hin, denn damit konnte Karl doch nicht Ernst machen, aber er gab den Kampf um die Rechte seines Hauses auf. Unzugänglich für jede Zumuthung in Betreff des Glaubens, war er doch bereit, sich auf immer in die Gefangenschaft des Kaisers zu begeben, auf die Kurwürde zu verzichten und auf den größten Theil seiner sächsischen Lande. Nur die thüringischen Aemter Gotha,

Weimar, Eisenach blieben seinem Hause, wie die von Johann Friedrich am 19. Mai unterzeichnete Wittenberger Kapitulation festsetzte. Dem Vertrage entsprechend wurde am 23. auch Wittenberg übergeben. Am selben Tage zog der Kaiser in der Elbstadt ein, dem Ausgangspunkte der gewaltigen Bewegung, mit welcher er seit seiner Krönung immer vergebens gerungen. Er bezeigte sich gnädig gegen die Kurfürstin Sibylle und besuchte auch Luther's Grab. Den Rath einiger Fanatiker, die Gebeine des Ketzers herauszureißen, wies er ab: „Lasset ihn liegen, er hat seinen Richter gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten!“ Selbst den evangelischen Kultus ließ er ungestört.



Johann Friedrich giebt sich bei Mühlberg gefangen. Nach Sachße.

Gefangennahme Philipp's von Hessen. Nachdem er Sachsen bewältigt und der Person Johann Friedrich's sich bemächtigt hatte, blieb dem Kaiser nur noch die Niederwerfung Philipp's von Hessen übrig. Da jede Aussicht auf Widerstand für diesen vorüber war, so übernahmen Moritz von Sachsen und Joachim II. von Brandenburg die Vermittlung zwischen ihm und dem Sieger und brachten am 2. Juni einen Vertrag zu Stande, nach welchem der Landgraf sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben und seine Festungen überliefern sollte; doch wurde ihm die persönliche Demüthigung nicht erspart, wohl aber ihm zugesichert, daß kein „beständiges“ Gefängniß eintreten sollte. Freilich waren die Vermittler so unvorsichtig, auf eigene Hand ihm zu versprechen, es solle gar keine Gefängnißhaft eintreten. Der Kaiser wußte dies, doch ließ er sie dabei. So erschien Philipp am 19. in Halle, und vor großer Versammlung auf der Moritzburg beugte er sein Knie vor dem Kaiser, konnte dabei aber ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. „Wart, Landgraf, ich will dich lachen lehren!“ rief ihm der Sieger mit drohend erhobenem Finger zu. Noch am Abend sollte Philipp die Wahrheit dieses Wortes erproben; denn auf Befehl des Kaisers forderte ihm Herzog Alba den Degen ab. Die zornigen Beschwerden der beiden Kurfürsten wies Karl kühl zurück, und sie mußten die formelle Berechtigung

seines Verfahrens anerkennen. Doch Einer von ihnen nahm sich die Lektion zu Herzen und zahlte dem Meister nachmals das Lehrgeld mit Zinsen heim: das war Kurfürst Moritz.

Unterwerfung Böhmens. Die Niederlage der Schmalkaldener mußte nothwendig auch die Böhmen treffen, welche Miene gemacht hatten, sich mit jenen zu verbinden. Schon von Wittenberg aus erließ König Ferdinand unter Zusicherung der Amnestie die Aufforderung an sie, den Bund der Stände aufzulösen und hatte, als er am 3. Juni in Leitmeritz mit starker Heeresmacht erschien, die Genugthuung, daß fast der ganze Adel ohne Widerstand sich ihm unterwarf und die Städte im Stiche ließ. Am 3. Juli besetzte er den Hradschin von Prag, wenige Tage später ergab sich die Bürgerschaft der Prager Städte auf Gnade und Ungnade. Ueberaus hart waren die Strafen, welche sie und die übrigen „königlichen" Städte, im Ganzen 26, trafen, offenbar darauf berechnet, ihre wenig beschränkte Selbstregierung empfindlich einzuschränken und der Königsgewalt eine festere Grundlage zu geben. Sie mußten auf ihre Privilegien verzichten, ihre Geschütze und Waffen übergeben und ihre Landgüter an die Krone abtreten. Auch 25 Herren und Ritter wurden zu schweren Bußen verurtheilt, mehrere Ritter und Bürger enthauptet. Das war der „blutige Landtag", der den Nachkommen lange im Gedächtniß geblieben ist. Dasselbe Schicksal verhängte der Zorn des Königs, beherrscht von den Einflüsterungen des seit Alters mit ihnen tief verfeindeten Adels, auch über die Sechsstädte der Oberlausitz, da sie ihr Kontingent zu seinem Heere zwar geschickt, aber, wiewol ohne böse Absicht, es zu ihrem Unglück nach dem Ende der ausbedungenen Dienstzeit gerade am Tage von Mühlberg abgelohnt hatten. Doch haben sie nachmals verstanden, sowol die konfiszirten Güter wieder zurückzukaufen, als auch ihre freie Rathswahl wieder zu gewinnen; ihre weitausgedehnte Gerichtsbarkeit dagegen blieb ihnen verloren (vgl. oben S. 226). Immerhin bezeichnet doch dieser „Pönfall" das Ende ihrer alten Selbstherrlichkeit.

Der Sieg von Drakenburg. Nur eine Scholle deutschen Landes hat sich dem kaiserlichen Machtgebote niemals gefügt, das war ein Theil Niedersachsens. Hier standen die Hansestädte mit Magdeburg noch aufrecht, und als im Auftrage des Kaisers Erich von Braunschweig und Wrisberg nach einem ersten vergeblichen Anlaufe zum zweiten Male mit 29,000 Mann vor Bremen erschienen, da vertheidigte die streitbare Bürgerschaft aufs Wackerste ihre Wälle, während hamburgische Kriegsschiffe die Weser deckten. Zum Entsatze von Bremen schlossen dann Magdeburg, Braunschweig und Hamburg mit der bedrängten Stadt ein neues Bündniß und brachten unter Graf Christoph von Oldenburg (vgl. S. 266) und Albrecht von Mansfeld ein stattliches Heer auf, das Thumshirn mit dem Reste der kursächsischen Truppen, die er auf kühnem Marsche vom Erzgebirge herangeführt, verstärkte. Um nicht zwischen zwei Feuer zu gerathen, hoben die Kaiserlichen die Belagerung auf (22. Mai) und gingen in zwei Kolonnen, durch die Weser getrennt, südwärts dem Entsatzheere entgegen. Bei Drakenburg erfuhr am 23. Mai Braunschweig die Nähe des Feindes und nahm eine feste Stellung auf dem Kröpelberge, um womöglich die Ankunft der zweiten Kolonne unter Wrisberg zu erwarten. Doch die Protestanten, erfüllt von der Bedeutung des Kampfes, gingen nach einem vorbereitenden Reiterangriff, an ihrer Spitze Graf Christoph und sämmtliche Hauptleute zu Fuß, mit gefälltem Speer zum Sturme vor. Dem kaiserlichen Geschütz blieb nur zu einer Lage Zeit; denn schon waren die protestantischen Massen, von allen Seiten andringend, auf der Höhe angelangt und in einem wüthenden Handgemenge warfen sie die Gegner hinunter. Ueber 3500 Mann blieben todt oder verwundet, 2500 geriethen in Gefangenschaft, sämmtliches Geschütz und Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Mit genauer Noth rettete sich Herzog Erich über die Weser. Diese „Schiffer" und „Bauern" aber, wie der Uebermuth der Gegner sie spöttelnd genannt, lobten in ihren Liedern Gott, „de unse veldherr war".

Ihr Theilsieg konnte das Geschick des protestantischen Deutschland nicht wenden, aber daß diese trotzigen Niedersachsen zur Beschämung ihrer süddeutschen Landsleute den Nacken nicht unter das spanische Joch beugten, das sollte doch für die spätere Zeit von großer, nicht blos moralischer Bedeutung werden.



Katharina von Schwarzburg bedroht den Herzog Alba.

Machthöhe und Fall Kaiser Karl's V.

(1547—1552.)

Deutschland lag besiegt zu den Füßen des Habsburgers; nur ein Theil der steifnackigen Niedersachsen hielt noch das Banner des Protestantismus aufrecht. Von Halle aus zog Karl triumphirend nach dem Süden, nach Augsburg, wohin er den Reichstag beschieden. In seinem Gefolge führte er die gefangenen Fürsten mit sich, ein starkes Heer spanischer und deutscher Truppen umgab ihn. Mord und Brand, Mißhandlung und Plünderung bezeichneten die Spuren des Zuges. Selten wußte eine deutsche Landesherrschaft ihre Unterthanen so wirksam zu schützen, wie die tapfere Gräfin **Katharina** von Schwarzburg-Rudolstadt, welche die Beachtung des ihrem Lande verliehenen kaiserlichen Schutzbriefes durch die ernste Drohung, den Herzog Alba und sein Gefolge, ihre Gäste, gefangen zu nehmen, glücklich erzwang.

Der Reichstag von Augsburg (1547—48). In Augsburg sammelten sich um den Kaiser die meisten deutschen Fürsten, vor Allem sämmtliche Kurfürsten, dazu viele Bischöfe und Aebte, Grafen und Herren wie zahlreiche Gesandte deutscher Reichsstädte und fremder Mächte. Die Meisten suchten ihre Schmach in Lustbarkeiten aller Art zu vergessen, Alle bewarben sich wetteifernd um des Kaisers Gunst und Gnade; den Fremden erschienen sie nicht anders als die Granden Spaniens. Niemals seit den glänzendsten Zeiten des mittelalterlichen Kaiserthums hatte ein Herrscher den Deutschen mit so imposanter Macht geboten. Sein starkes Heer, das in und um die Stadt Garnison hielt, bürgte für die Durchführung seiner Befehle. Es war in der That ein „geharnischter" Reichstag.

Seine Aufgabe war eine doppelte. Er sollte die besiegten Protestanten zur römischen Kirche wieder zurückführen und die Reichsverfassung auf neue Grundlagen stellen. — Wie standen aber in diesem Augenblicke Papst und Konzil zu den Anschauungen der Protestanten und des Kaisers?

Die erste Sitzung des Tridentiner Konzils (1545—47). Zu Trient hatte die Versammlung unter päpstlicher Leitung gestanden; ihr Vorsitzender war Kardinal del Monte, unter ihren Mitgliedern weitaus das hervorragendste, der Augustinergeneral Seripando, ein verhältnißmäßig freisinniger und gemäßigter Theolog, der namentlich auch für die Betheiligung der Protestanten entschieden eintrat. Die Mehrzahl der versammelten Väter freilich war ihrer hohen Aufgabe keineswegs gewachsen; „Befangenheit, Unwissenheit, unglaubliche Dummheit“ sind die Eigenschaften, welche Seripando selber ihnen nachsagt; zudem ließen sich viele durch äußerliche Gründe, durch Geld und Pfründen ihre Stimmen abkaufen. Zwischen Italienern aber und Deutschen bestand ein solcher Haß, daß er selbst den geselligen Verkehr unmöglich machte und die Verhandlungen wesentlich erschwerte. Der Kaiser hätte nun gewünscht, daß das Konzil zuerst die Reform der Kirchenverfassung vornehme. Dies lief aber allzu sehr gegen das Interesse Roms, und so ging man zunächst an die Reform der Kirchenlehre. Was hier die päpstlich gesinnte Mehrheit durchsetzte, stand im schroffsten Widerspruche zu den Grundsätzen des Protestantismus. Aufs Neue wurden als gleichwerthige Quellen der Offenbarung die Tradition und die Bibel in der Form der Vulgata bezeichnet, die Nothwendigkeit der „guten Werke“ zur Rechtfertigung neben dem Glauben an Christi Verdienst anerkannt, die Siebenzahl der Sakramente festgehalten und dem entsprechend auch die Stellung des Klerus als des alleinigen und unumgänglichen Vermittlers zwischen Gott und den Menschen. Von den Protestanten eine Unterwerfung unter dieses Konzil fordern, hieß soviel als ihre Kirche vernichten.

Und doch, der Ausgang des Schmalkaldischen Krieges schien ihnen dies Schicksal aufzuerlegen. Aber in jenem Augenblicke bestand das Konzil nicht mehr, wenigstens erkannte der Kaiser die in Bologna tagende Versammlung nicht als solches an und konnte also auch von den Protestanten nicht fordern, daß sie sich ihm unterwürfen.

Spannung zwischen Papst und Kaiser. Um so eifriger bemühte er sich, Paul III. zur Rückverlegung des Konzils nach Trient zu bestimmen; mit Forderungen und heftigen Drohungen suchte er auf die Römer zu wirken. Und wirklich verständigten sich Kaiser und Papst endlich soweit, daß die Verhandlungen in Bologna vorläufig ausgesetzt werden sollten, damit dort nicht Beschlüsse gefaßt würden, welche den Papst banden und die der Kaiser doch niemals anzunehmen vermocht hätte. Rom verpflichtete sich, die Entscheidung des Reichstages von Augsburg abzuwarten. Doch dieses mühsam errungene Resultat wurde wieder in Frage gestellt durch die politischen Verwicklungen in Italien. Beurtheilte doch Paul III. auch die kirchliche Frage wesentlich von dem Gesichtspunkte seiner farnesischen Hauspolitik aus, und eben in dieser stieß er aufs Heftigste mit Karl V. zusammen. Denn immer bestimmter faßte dieser als sein Ziel die möglichste Ausdehnung seines italienischen Besitzes ins Auge, und unermüdlich drängte sein Statthalter in Mailand, Ferrante Gonzaga, in dieser Richtung vorwärts, dachte an die Okkupation Genua's, Siena's, Piombino's, vor Allem aber des wichtigen Piacenza, des werthvollsten Gutes der Farnese, die hier Pierluigi vertrat. Diesen stürzte schließlich eine Verschwörung einheimischer Unzufriedener, hinter denen Gonzaga stand; er selbst fiel unter ihren Dolchen (10. September 1547), und kaiserliche Truppen besetzten Piacenza. Da fühlte der alte Papst sich in seinen heiligsten Empfindungen verletzt, er schwur dem Kaiser grimmige Rache und trat sofort mit Frankreich in Verbindung. Von der andern Seite legte wiederum Karl V. gegen die Fortsetzung der Verhandlungen in Rom und Bologna Verwahrung ein.

So gerieth die kaiserliche Politik in ein heilloses Wirrsal, aus dem auch der Scharfsinn der spanischen Staatsmänner keinen Ausweg gefunden hat. Für die Durchführung der unumgänglichen Kirchenreform und vor Allem für die Unterwerfung der Protestanten konnte sie des Einvernehmens mit dem Papste unmöglich entbehren, und in den italienischen Verhältnissen war sie unversöhnlich mit ihm verfeindet. Um so nothwendiger mußte sie eine selbständige Regelung der Kirchenverhältnisse in Deutschland zu erreichen suchen.

Das Augsburger Interim 1548. Das Ergebniß ihrer Bemühungen war ein Entwurf, welchen der kurbrandenburgische Theolog Agricola in Verbindung mit dem (katholischen) Bischof von Naumburg, Julius Pflug, zu Stande brachte, und so groß war die Macht des

Kaisers in diesem Augenblicke, daß der Reichstag dies Augsburger Interim nach bloßer Verlesung ohne Widerrede annahm (15. Mai 1548). Und doch, was muthete dies Interim den Protestanten zu! Die bischöfliche Gewalt und die Ordnung des katholischen Gottesdienstes stellte es wieder her und gewährte Zugeständnisse nur insofern, als es die Priesterehe, den Laienkelch und die Aufhebung der Fastengebote ihnen nachließ, auch dies nur bis zur Regelung durch ein Konzil. Traten diese Dinge in Kraft, dann war es zu Ende mit dem Protestantismus, und er wurde beschränkt auf ein paar Abweichungen von der allgemeinen Kirche, wie etwa der Hussitismus durch die Prager Kompaktaten (1433).

Noch aber blieb dem Kaiser die schwierige Aufgabe, diesem seinem Werke die Zustimmung des Papstes zu sichern, ohne dessen Mitwirkung es zu Stande gekommen. Daß sie erfolgte (1548), verdankte Karl auch nur dem Ausbleiben der gehofften französischen Unterstützung für Paul III. Ein paar Nuntien erschienen in Deutschland, um auf Begehr die protestantischen Priester und Laien von der Befolgung der kirchlichen Gebote in jenen drei Punkten zu dispensiren. Doch da war Niemand, der ihren Dispens begehrte, und sie selber machten auch, geheimen Weisungen folgend, bald so viele Schwierigkeiten im Einzelnen — eine Kunst, worin römische Prälaten niemals übertroffen worden sind — daß der üble Wille Roms, selbst diese nicht bedeutenden und nur zeitweiligen Vergünstigungen zu gewähren, deutlich hervortrat. So wurde das Interim von Rom aus nicht unterstützt; ja, selbst die deutschen Katholiken waren geneigt, es zu verwerfen, weil sie Zugeständnisse an die Ketzer überhaupt nicht wollten, und die Lage blieb verworren wie zuvor.

Reichsreformversuche Karl's V. Nur wenig erfolgreicher war Karl's V. Politik bei dem Versuche, die Reichsverfassung im Sinne einer Verstärkung der kaiserlichen Gewalt umzugestalten. Er wollte dem Reich eine feste Einnahme vor Allem zur Bildung eines stehenden Heeres durch eine „Reichsrente" verschaffen, die etwa durch eine ausgedehnte Einziehung von Kirchengütern ermöglicht werden sollte, und ferner die schwerfällige Maschine des Reichstages nicht geradezu beseitigen, wol aber neben ihr einen Bund der Reichsstände herstellen, der seine Beschlüsse nach bloßer Stimmenmehrheit fasse. Ohne Zweifel hätte eine solche Einrichtung die bisherige Reichsverfassung thatsächlich zu einem wesenlosen Schatten verflüchtigt und sehr leicht das dauernde Uebergewicht des Habsburgischen Hauses gegründet, ohne Zweifel aber auch waren diese Pläne im nationalen Interesse. Doch jetzt rächte sich's bitter, daß der Kaiser achtundzwanzig Jahre zuvor den Bund mit den nationalen Reformbestrebungen verschmäht hatte. Von der damaligen gewaltigen Strömung getragen, hätte er seine Gedanken unschwer zur Ausführung gebracht, wie Schwedens großer König Gustav Wasa es verstanden; jetzt sah die Nation mit ihren Fürsten in solchen Plänen nichts als den Versuch, ihr dies verhaßte spanische Joch nur noch fester auf den Nacken zu legen, und so scheiterte Karl V. eben da, wo er einmal im Interesse Deutschlands arbeitete. Es blieb ihm nichts übrig, als mit Bewahrung der alten Formen seine Macht möglichst zu stärken. Wirklich erlangte er eine bedeutende Geldbewilligung zum Unterhalt eines Reichsheeres, zu dem auch fremde Truppen sollten gezogen werden dürfen, während er es wagen konnte, deutschen Reichsangehörigen die Annahme fremden Dienstes zu untersagen und, wo sie vorkam, streng zu bestrafen.

Der Vertrag über die Niederlande. Nur eines wirklich dauernden Erfolges konnte sich der Habsburger auf diesem Reichstage rühmen, jenes Vertrages, den er den Ständen über seine Niederlande abgewann (26. Juni 1548). Er vereinigte die siebzehn Provinzen zum „burgundischen Kreise" und stellte sie unter des Reiches Schutz, dafür leisteten sie nur Reichskriegssteuern, waren aber von den Gesetzen des Reiches und von der Gewalt des Reichskammergerichts entbunden. So führte der Habsburger den ersten Schnitt in das Band, welches diese herrlichen Lande mit Deutschland verknüpfte, um sie desto enger an sein Haus zu fesseln.

Das Interim in Süddeutschland. Während nun Karl nach den Niederlanden ging, begann er mit Durchführung seines Interims und füllte dadurch Deutschland aufs Neue mit Hader und Verwirrung. Die Reichsstädte des Südens suchten sich durch Zögern und Bitten so viel wie möglich dem Zwange zu entziehen, und wo sie ihm wichen, die neue Ordnung in

der Ausführung möglichst abzuschwächen. So ging es in Regensburg, Ulm, Nürnberg, Frankfurt, Augsburg. In der letzteren Stadt wurde die bisherige Verfassung zugleich durch eine streng aristokratische ersetzt. Offenen Widerstand wagte nur Konstanz. Seine tapferen Bürger wiesen einen Angriff spanischer Truppen heldenmüthig zurück, und noch lange lebte das Gedächtniß jenes Wackern, der auf der Rheinbrücke, um die Schließung des Thores zu decken, zwei spanische Soldaten an sich reißend mit ihnen kopfüber in den Strom hinabsprang. — Doch ohne Hülfe gelassen von den Schweizern, stellte sich Konstanz, um wenigstens das Aergste abzuwenden, unter den Schutz König Ferdinand's und nahm österreichische Truppen auf (15. Oktober 1548). Mit ihrem Einzuge war nicht nur die Reichsfreiheit, sondern auch der Protestantismus verloren; die protestantischen Häupter wanderten aus, der Bischof kehrte zurück und stellte die alte Kirche in vollem Umfange wieder her.

Gefügiger zeigten sich die meisten Fürsten. Ulrich von Württemberg ließ das Interim verkündigen und befahl seine Durchführung. Heinrich von Braunschweig, nach dem Schmalkaldischen Kriege wieder in sein Land eingesetzt, begann sie mit roher Gewalt, Landgraf Philipp versprach sie wenigstens, um freizukommen. Bedingungslos widersprachen nur Hans von Küstrin und der gefangene Johann Friedrich; als man ihm die lutherischen Bücher deshalb wegnahm, meinte er ruhig, was er aus ihnen gelernt, könne man ihm doch nicht aus dem Herzen reißen.

Das Leipziger Interim und Magdeburgs Widerstand. Einen Mittelweg schlug der kluge Moritz von Sachsen ein. Die Annahme des Augsburger Interim hätte die bittere Abneigung seiner Unterthanen gegen seine Politik zu gefährlicher Höhe gesteigert, eine offene Weigerung den Kaiser unnöthig gereizt. So verschanzte er sich hinter den früher gegebenen Zusicherungen Karl's (s. oben S. 290) und die Nothwendigkeit, die Zustimmung seiner Stände einzuholen. Die sprachen sich, wie er voraussetzte und wünschte, gegen das Interim aus (Juli 1548), und indem Moritz nun sehr geschickt mit ihrer Abstimmung gegen den Kaiser und mit des Kaisers Gebot gegen seine Stände sich deckte, brachte er nach schwierigen Verhandlungen eine spezifisch sächsische Kirchenordnung, das Leipziger Interim, zu Stande (Dezember 1548), das in einigen Aeußerlichkeiten der alten Kirche entgegenkam, in allem Wesentlichen die neue unangetastet ließ. Indem er nun dies Aktenstück mit Nachdruck dem Kaiser als das äußerste Maß dessen, was er seinem Lande abgewinnen könne, entgegenhielt, verhinderte er zugleich jeden lauten Widerspruch gegen sein Gebot — mehrere Prediger wurden deshalb ausgewiesen — schien es aber nicht zu bemerken, wenn es nicht befolgt wurde, und in Kurzem konnte Melanchthon frohen Herzens rühmen, in Kursachsen bestehe der Protestantismus so ungestört weiter wie zuvor.

Anders in Magdeburg. Hier gab es kein Schwanken und keine vermittelnde Richtung, sondern einfachen und nachdrücklichen Widerstand gegen jedes Interim. Protestantische Prediger, voran der Wittenberger Flacius (Illyricus) aus Istrien, und zahlreiche flüchtige Evangelische, wie Christoph von Oldenburg, Albrecht von Mansfeld, Kaspar Pflug u. A., denen allen sie eine Freistätte gewährte, feuerten noch mehr die streitbare Bürgerschaft an, und mit Wort und Schrift, in Vers und Prosa, bald auch mit Speer und Feuerrohr verfocht die Elbstadt muthig und unerschüttert ihre kirchliche und politische Freiheit.

Abermalige Berufung des Konzils nach Trient (1550). So hatte das Augsburger Interim nicht den Frieden, sondern den offenen und heimlichen Krieg gebracht. Der Zustand war so unleidlich, daß auch Karl ihm ein Ende zu machen beschloß. Nachhaltig konnte das nach seiner Meinung nur durch das Konzil geschehen. Zu seinem Glücke war der greise Paul III. unter den Eindrücken bitterster Enttäuschungen gestorben (10. November 1549), der Nachfolger Julius III., jener Kardinal del Monte, der besonders die Verlegung des Konzils nach Bologna betrieben, schloß sich, obwol von der französischen Partei gewählt, doch dem Kaiser an, zu dem die Natur der Dinge ihn trieb, und willigte endlich im Juni 1550 in die Berufung des Konzils, vorausgesetzt, daß die Protestanten sich auch den schon ohne sie zu Trient gefaßten Beschlüssen fügten, über die sie nachträglich indeß wenigstens gehört werden sollten. Durch die Bulle vom 13. November berief er darauf das Konzil zum 1. Mai 1551 abermals nach Trient.

Acht gegen Magdeburg 1550. Der Reichstag, zu dem der Kaiser nach Augsburg erbeikam, sollte die Durchführung seiner kirchlichen Pläne fördern. Und fügsam genug erwies r sich. Ueber Magdeburg verhing er die Acht, und im Reichstagsabschiede wurde das Erscheinen der Protestanten zu Trient in sichere Aussicht gestellt (14. Februar 1551). Fast unter seinen Augen ließ er es geschehen, daß auf des Kaisers Gebot aus Augsburg und mehreren benachbarten Städten alle lutherischen Prediger ausgewiesen wurden, damit es klar werde, wessen sich die Protestanten vom Konzile zu versehen hätten.

Und eben damals arbeitete Karl V. eifrig daran, den Deutschen die Wohlthat dieser spanischen Herrschaft auf lange hinaus zu sichern. Von vornherein hatte er Spanien und Italien, die Grundlagen seiner Macht, seinem Sohne Philipp II. bestimmt, später noch die Niederlande hinzugefügt und sie eben deshalb aus ihrer natürlichen Verbindung mit Deutschland thunlichst gelöst. Jetzt dachte er daran, ihm auch im Reiche nach Ferdinand's Tode die Kaiserkrone zu verschaffen, um seinem politisch-kirchlichen Systeme auf möglichst lange Dauer die Herrschaft zu sichern.

Dem widerstrebte Ferdinand, weil er seinen Sohn Max sich zum Nachfolger wünschte, und er suchte vor Allem die Kurfürsten gegen den Plan seines kaiserlichen Bruders einzunehmen. So rückten auch in Augsburg die Dinge nicht vorwärts, obwol auch Königin Maria aus den Niederlanden herbeieilte und auf Ferdinand wirkte. Inzwischen langte auch Philipp aus Italien in Augsburg an, seinen künftigen Vasallen und Unterthanen sich zu zeigen; doch blieb auch dem Vater nicht verborgen, daß des Sohnes kaltgemessene, hochfahrende Art den Deutschen gründlich mißfiel. Trotzdem hielt er sein Projekt fest, hartnäckig, wie er pflegte, und endlich gelang es ihm, den innerlich widerstrebenden Bruder zur Einwilligung zu bewegen (9. März 1551). Philipp sollte in Italien als Reichsvikar (=Statthalter) schalten, nach Karl's V. Abgange römischer König, nach Ferdinand's I. Tode Kaiser werden und von Erzherzog Max, als römischem Könige, in Deutschland sich vertreten lassen. Zugleich übernahm es Ferdinand, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zur Wahl Philipp's zu bestimmen. Der Weg zum habsburgischen Weltreich und zur katholischen Einheit war mit voller Entschiedenheit und klarem Bewußtsein betreten. Doch eben diese spanische Thronfolge brachte zwischen den beiden Brüdern eine unheilbare Entfremdung hervor.

Volksstimmung in Deutschland. Was mußte aus Deutschland werden, wenn die unnatürliche Verbindung, in der es nun seit dreißig Jahren mit Spanien und seinen Nebenlanden sich befand, für alle Zukunft feststand! Der Protestantismus und mit ihm alle Keime zu freier Geistesbildung wären zerstört, die Nation in ihrer eigenthümlichen Entwicklung durch eine fremde Herrschaft unterbrochen worden. Schon seit dem Schmalkaldischen Kriege traten die Merkmale einer solchen deutlich hervor. Spanische und italienische Truppen lagen im Lande, spanische Minister, wie Alba und Granvella, der Sprache und Sitte Deutschlands unkundig und voll hochmüthiger Verachtung des deutschen Wesens, leiteten die kaiserliche Politik. Zum Glück empfanden die Deutschen die Gefahr ihrer Lage sehr wohl. Die allgemeinen Sympathien galten nicht dem siegreichen Kaiser, sondern dem besiegten und gefangenen Johann Friedrich und seinen Unglücksgenossen; in zornigen Liedern brach die Abneigung, ja der bittere Haß hervor gegen Kurfürst Moritz, diesen „Judas von Meißen", der den Vetter und seine Glaubensgenossen verrathen habe um persönlichen Vortheils willen, und leidenschaftlich bäumten nationaler Stolz und religiöse Empfindung auf gegen die spanische Fremdherrschaft und ihre Vertreter, nirgends glühender und energischer als in dem prächtigen „Liede eines sächsischen Mädchens":

„Ach Got Vater durch Jhesum Christ,
der du der weisen vater bist,
ich bitt dich auß meins herzen grund
und schrei zu dir mit meinem mund.

Mein vaterland bedrenget ist,
gefangen hart mit falsch und list,
dein heiliges Wort wirt weg gethan,
des bapstes grewel feht wider an.

Drum knie ich hie und schrei zu dir,
gnediglich, herr, wollst helfen mir,
daß ich mag bleiben bei deim wort,
geschendet nicht noch weg gefurt.

Kein schmuck an meinem leibe sei,
biß Deutschland werde wider frei,
kein man noch jüngling hie auf erd,
dem ich freundlich zusprechen werd.

Kein trunk ich nim von keinem man,
weil sie kein herz im leibe han;
stets soll mein angesicht saur sehn,
biß die Spanier untergehn!

Mit voller Entrüstung wies dann die protestantische Volksstimmung dies Interim zurück.

„Das Interim, das Interim,
das hat den Schalken hinter ihm!"

hieß es im Liede, und trotzig singt ein Volksdichter jener stürmischen Tage:

„Solt unser seel verterben,
wir nehmen dich nicht an!
viel lieber wolln wir sterben,
bapst, kaiser faren lan!"

Lagerten deutsche und spanische Truppen neben einander, so verging kein Tag, in dem nicht in blutigen Händeln der brennende Haß sich kühlte. Als der Kaiser in Halle verweilte, lieferten sich sogar beide Theile ein grimmiges Gefecht, bei dem 70 Spanier und 18 Deutsche todt auf dem Platze blieben. Bis in die höchsten Kreise hinauf ging diese tiefe Verstimmung; Herzog Albrecht von Bayern, ein katholischer Fürst, erwiderte niemals den Gruß eines Spaniers, und sogar Kurfürst Moritz sprach von einer „viehischen Servitut", die die Spanier über Deutschland gebracht. Es war ein Haß, so glühend, wie er 1813 in Norddeutschland gegen die Franzosen empfunden wurde.

Doch wer sollte die Nation retten von Dem, was sie als Knechtschaft und Gewissensdruck empfand? War es doch der Kaiser selber, der beide übte! Da konnte die Hülfe nur kommen von der fürstlichen Gewalt. Freilich ein Sieg derselben zertümmerte unfehlbar den letzten Rest des kaiserlichen Ansehens und überlieferte Deutschland vollends der politischen Zerrüttung. Doch um geringeren Preis war seine Zukunft nicht zu retten.

Kurfürst Moritz gegen Karl V. (seit 1547). Den sein erbittertes Volk einen Judas schalt, der sollte die spanische Herrschaft stürzen und dem Protestantismus die Freiheit bringen. — In spanischer Schule war Kurfürst Moritz zum Meister gebildet, der seinen kaiserlichen Lehrer übermeisterte.

Vertrauen hat zwischen beiden niemals bestanden, und insofern hat Moritz auch kein Vertrauen getäuscht. Wol aber hatte Karl V., der ihm doch den Erfolg an der Donau ganz wesentlich verdankte, ihm den ausbedungenen Preis nicht vollständig gezahlt. Die fest versprochene Uebergabe der Magdeburgischen Stiftslande war nicht erfolgt; von den ernestinischen Landen hatte Moritz nur einen Theil erhalten, und wenn seine Vettern auch herabgebracht waren, so standen sie immer noch als selbständige Reichsfürsten da und waren nicht kurfürstliche Vasallen geworden, wie der Albertiner gewünscht hätte. Und wie hatte Karl V. ihn bei der Gefangennahme seines hessischen Schwiegervaters zu täuschen verstanden! Und nun sah er mit steigender Besorgniß die Willkürherrschaft des Kaisers, die auch ihm gefährlich werden konnte. So wurde der Herzog, der des Kaisers Bundesgenosse gewesen, als Kurfürst sein natürlicher Gegner. Freilich mit Karl zu brechen war zunächst ganz unmöglich; die Protestanten selber hätten den bitter gehaßten „Verräther" von sich gestoßen, und er wäre verloren gewesen. Nur kaltblütige Klugheit und im entscheidenden Augenblick energisches Handeln konnte den Bundesgenossen des Habsburgers an die Spitze einer fürstlich-protestantischen Erhebung führen. Indem er diesen Wechsel bewerkstelligte, hat Moritz sein politisches Meisterstück geliefert.

Wie geschickt er dem Augsburger Interim gegenüber sich zu halten wußte, wurde oben bereits erzählt (S. 306). Und doch hätte ihm damals Niemand ernste politische Pläne zugetraut. Denn auf jenem Augsburger Reichstage lebte er leichtsinnig und ausgelassen drauf los, zum Aerger seines getreuen Carlowitz, der auf offener Straße einmal seinen Herrn auszuschelten sich erlaubte. Nun sah der Kurfürst die steigende Erbitterung gegen das Interim rings um sich, erlebte, daß Philipp von Hessen zu Oudenarde in enger quälender Haft gehalten wurde, sah dann die kaiserlichen Verfassungspläne und endlich gar die drohende Nachfolge Philipp's II. herannahen. Vorsichtig knüpfte er jetzt mit Ferdinand und Maximilian an, denn hier war ihr Interesse eins, und schon berieth er sich mit seinem Bruder August und mit Albrecht von Brandenburg-Kulmbach über Maßregeln zur „Erhaltung der christlichen Religion

und der alten wohl hergebrachten Libertät und Freiheit, die sich die Herren den Deutschen zu nehmen unterstanden"; er setzte sich mit den Söhnen Philipp's von Hessen in Verbindung. In Sachsen und Hessen begannen Truppenwerbungen. Im Mai 1550 vereinte er sich mit Joachim II. von Brandenburg zu dem ersten offenen Schritt: sie verpflichteten sich, nicht auf dem Reichstage von Augsburg zu erscheinen, falls Philipp nicht freigelassen werde, und als dies nicht geschah, blieben sie unter Vorwänden den Verhandlungen fern.

Moritz vor Magdeburg. Und doch that eben jetzt Kurfürst Moritz einen Schritt, der die Erbitterung seiner Glaubensgenossen aufs Neue erweckte: er ließ sich die Vollstreckung der Reichsacht gegen Magdeburg übertragen, gegen den letzten Hort des Protestantismus! Im November 1550 erschien er mit Heeresmacht vor der stolzen Stadt, die schon seit Monaten mit dem benachbarten Adel und ihrem Erzbischof Johann Albrecht, den sie nicht anerkannte, in verwüstender Fehde lag und kurz vorher gegen dessen Feldherrn, Herzog Georg von Mecklenburg, bei Kloster Hillisleben eine blutige Schlappe erlitten hatte (22. September). Am 28. November schon nahm Moritz durch raschen Ueberfall den Vorort Neustadt, schlug einen unter Heideck zum Entsatz heranziehenden Heerhaufen zurück und schloß dann die Festung seit Januar 1551 aufs Engste ein.


Moritz von Sachsen.

Der norddeutsche Fürstenbund und der Vertrag von Lochau (1551). Das aber führte ihn bis dicht vor einen kriegerischen Zusammenstoß mit seinen norddeutschen Glaubensgenossen. Denn schon seit dem 26. Februar 1550 standen Hans von Küstrin und Herzog Albrecht von Preußen im engen Bündniß zum Schutze der Religion; sie unterhandelten bereits mit Frankreich, rüsteten zum Entsatze Magdeburgs. Ein Zusammenstoß mit ihnen hätte Moritz unfraglich auf des Kaisers Seite getrieben, denn seinen Besitz wollte er behaupten, und doch war bereits seine ganze Politik auf die Trennung von Karl V. gerichtet. Da galt kein Säumen. Im tiefsten Vertrauen forderte Moritz den Markgrafen Hans zu einer persönlichen Zusammenkunft in Dresden auf. Hier eröffnete er dem Erstaunten: auch er sei entschlossen, sich gegen den Kaiser zu wenden, und so kam am 20. Februar 1551 zwischen dem Sachsen und den beiden niederdeutschen Fürsten eine feste Vereinbarung zu Stande „zur Erhaltung der Religion und Freiheit der Deutschen". — Aber einen festen Rückhalt erhielt diese Fürstenverbindung doch erst durch die Anlehnung an Frankreich.

Denn abermals plante man dort einen umfassenden Angriff auf die habsburgische Macht. Unversöhnlich war der Gegensatz zwischen beiden vor Allem in der Frage über Piemont, das Frankreich als Basis seiner oberitalienischen Pläne nicht aufgeben, Karl V. ihm eben deshalb nicht überlassen wollte. Auch mit dem Papste hatte sich König Heinrich II. überworfen; er schützte Ottavio Farnese im Besitze von Parma, das Julius III. an den Kaiser zu verleihen wünschte. Infolge dessen brach der König die diplomatische Verbindung mit dem Kaiser ab und weigerte zugleich dem Konzile von Trient den Gehorsam im Namen der französischen (gallikanischen) Kirche (September 1551). Schon dachte er an den Einmarsch in Mailand, an einen Bund mit dem Sultan, der gegen Karl V. schwer gereizt war, weil eine spanische Flotte seinem Vasallen Dragut die feste Seestadt Mehadia (Afrika) entrissen hatte (10. Sept. 1551),

an einen türkisch-französischen Seeangriff auf Neapel. Da mußte ihm eine reichsfürstliche Erhebung gegen den Kaiser hochwillkommen sein; hatten doch schon vorher protestantische Fürsten, wie Ulrich von Württemberg und Philipp von Hessen, französische Unterstützung anzunehmen sich nicht gescheut. Und jetzt war König Heinrich II. eines hohen Preises sicher, wenn er Moritz und seinen Genossen seine Hülfe lieh. Auf Schloß Lochau bei Torgau kam nach längeren Verhandlungen, die schon seit dem Mai hin- und hergingen, im Oktober 1551 zwischen den verbündeten Reichsfürsten und Frankreich jene berufene Uebereinkunft zu Stande, welche den König zu einem Angriff auf Lothringen verpflichtete und ihm dafür Metz, Toul und Verdun überlieferte. Auch Moritz war zum Angriff entschlossen, denn daß die Beschränkung auf die Vertheidigung, wie sie der ehrliche, aber kurzsichtige Hans von Küstrin befürwortete, nichts sei, als die Einleitung zu Niederlagen, war dem scharfblickenden Sachsen nicht zweifelhaft. Die Einzelheiten wurden dann durch den Bischof Du Fresse von Bayonne, der im Dezember nach Dresden kam, noch weiter verhandelt, und am 15. Jan. 1552 genehmigte König Heinrich II. den Vertrag auf Schloß Chambord an der Loire. Einzelheiten wurden dann noch zu Friedewalde in Hessen geordnet. Als Zweck des Bundes wurde die Erhaltung des Protestantismus und der reichsfürstlichen Libertät bezeichnet, auch die Einziehung Magdeburgs und Halberstadts, sowie fränkischer Stifter ins Auge gefaßt.

Gewiß war es eine Schmach für die Nation, wenn ihre Fürsten von ihrem Leibe Stücke losreißen mußten, um die französische Hülfe zu bezahlen; „das ist der alte Fluch, der auf jedem Versuche ruht, durch fremde Hülfe die Freiheit zu erringen. Aber es hat keine andere Möglichkeit gegeben, die undeutsche Regierung dieses Kaisers von der Nation abzuwerfen, als eine schmähliche Verbindung mit dem nationalen Feinde“, und es war in der That immer noch das kleinere Uebel, die lothringischen Bisthümer den Franzosen, als die Zukunft Deutschlands den Spaniern und der katholischen Reaktion zu opfern.

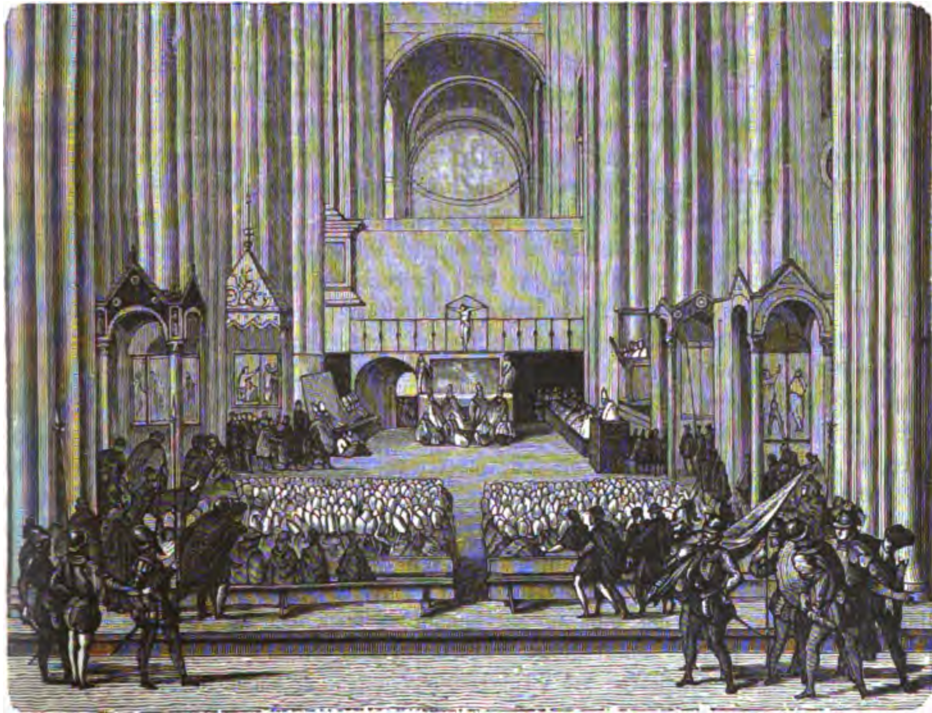
Fall Magdeburgs 1551. Während diese Verhandlungen spielten, war Magdeburg endlich gefallen. Am 3. November kapitulirte die Stadt, scheinbar auf Gnade und Ungnade, aber beiher gab Moritz ihr die Versicherung, daß ihr alle Rechte und ihre Religion gelassen werden sollten, wogegen sie dem Kaiser und dem Kurfürsten die Huldigung leistete. Am 9. November zog er zu Magdeburg ein, im Stahlharnisch, mit glänzendem Gefolge, ihm voraus der kaiserliche Kommissarius Lazarus Schwendi. Endlich hielt er die mächtige Stadt in seiner Hand, nach deren Besitz er so lange getrachtet, und ertrug es ruhig, daß erbitterte Vorwürfe seiner Glaubensgenossen von allen Seiten auf ihn niederregneten, als auf einen Verräther. Sie sollten ihn bald ganz anders nennen.

Denn schon hatte er das schlaue Spiel begonnen, das den Kaiser in Sicherheit wiegte und ihn schließlich fast wehrlos dem Kurfürsten in die Hände lieferte.

Die Protestanten und das Konzil von Trient. Die Truppen, die Magdeburg belagert, hielt er zusammen, unter dem Vorwande, daß es an Geld fehle sie auszuzahlen; die entlassenen Söldner der Magdeburger nahm er in seinen Dienst und verlegte sie alle weiter südwärts in die Gegend von Mühlhausen und Erfurt. Zugleich traf er ernste Vorbereitungen zur Beschickung des Tridentiner Konzils. Denn dies war im September 1551 wirklich wiederum eröffnet worden, eine glänzende Versammlung von etwa 300 Bischöfen aus Italien, Spanien, Deutschland, Ungarn, nur die Franzosen fehlten. Der Kaiser selbst verweilte seit dem November in Innsbruck, um den Berathungen nahe zu sein; die Protestanten durfte man mit Sicherheit erwarten, auch hatte Kurfürst Moritz bereits Wohnung in Innsbruck bestellt, Melanchthon und andere Theologen abgesendet; alles schien sich gut anzulassen. Doch bald trat der alte Zwiespalt hervor.

Die Römer wollten möglichst rasch die Berathung über die Lehrsätze abschließen, die Verfassungsfrage ganz bei Seite schieben. Auf diese legten wiederum die Spanier das Hauptgewicht, sie wollten namentlich den päpstlichen Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Stellen thunlichst abschneiden. Und nun stand obendrein die Ankunft der Protestanten bevor! Am 24. Januar 1552 erschienen in der That ihre Gesandten, meldeten, daß ihre Theologen

unterwegs seien und forderten für sie freies Geleit nach Trient. Dies wurde ihnen bewilligt; um so größer war Zorn und Entsetzen der Päpstlichen, als sie die weiteren Forderungen der Protestanten vernahmen: die Bischöfe sollten für die Dauer des Konzils von ihrem dem Papste geleisteten Eide entbunden, die höchste kirchliche Autorität dem Konzile beigelegt, die Grundartikel, die schon 1548 berathen waren, noch einmal vorgenommen werden. Was sollte werden, wenn sich etwa diese Ketzer und die Spanier gegen Rom vereinigten! Mit Mühe erreichte der Kaiser, daß die Debatten über Priesterehe und Laienkelch bis zur Ankunft der evangelischen Theologen aufgeschoben wurden; seine eigenen Vertreter überzeugten sich bald, daß mit diesem Konzil nichts zu erreichen sei und riethen ihrem Herrn dringend zum Abbruch der Verhandlungen; schon reisten die deutschen geistlichen Kurfürsten ab, weil sie die Fortsetzung der Berathungen für nutzlos hielten.



Versammlung des Konzils von Trient. Nach Tizian.

So war Alles wieder in Auflösung; und abermals gingen die Hoffnungen des Kaisers in Trümmer. — Im selben Momente traf ihn noch der furchtbarste Schlag: Kurfürst Moritz erhob das Banner des Aufstandes.

Aufbruch des Kurfürsten nach Süden. Die Forderung der Verbündeten, den nun seit fünf Jahren gefangen gehaltenen und mißhandelten Landgrafen Philipp, freizulassen, hatte der Kaiser abgelehnt; das gab ihnen den erwünschten und allverständlichen Vorwand. Geschickt bediente sich desselben Moritz auch gegenüber dem Landtage zu Torgau; er stellte seinen getreuen Ständen, die ihn vom Kriege gegen den Kaiser dringend abriethen, vor, er müsse selber als Bürge des Vertrags von Halle sich kaiserlicher Haft stellen, wenn die Befreiung des Landgrafen nicht erreicht werde, und gewann so ihre Einwilligung zu dem kühnen Unternehmen.

So brach er auf gen Süden mit 20,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern. Von Erfurt aus ging der Zug über den Thüringer Wald. In Bischofsheim an der Rhön stieß Wilhelm von Hessen zu ihm, in Rothenburg an der Tauber Markgraf Albrecht (23. März). Oeffentliche Ansprachen verkündigten als Gründe des Krieges die Willkürherrschaft des Kaisers, die

auf fremde Truppen sich stütze, sein Bestreben, die wahre christliche Religion auszurotten und die Gefangenhaltung des Landgrafen; jeder Reichsstand ward zum Anschluß aufgefordert, wer ihn weigerte, mit Angriff bedroht. Hatten sechs Jahre zuvor die Schmalkaldener durch Saumseligkeit gefehlt, Moritz zeigte von solcher nichts; schon am 1. April gewann er in angestrengten Eilmärschen Augsburg. Dort lag spanische Besatzung, aber die Bürgerschaft, durch das Interim und das neu aufgerichtete aristokratische Regiment hart bedrückt, jubelte dem anrückenden Sachsen als Befreier entgegen, und während Anton Fugger nach Innsbruck eilte, um Hülfe zu erbitten von Karl, der selbst der Hülfe bedurfte, ergab sich Augsburg, stellte den evangelischen Gottesdienst und die alte Zunftverfassung frohlockend wieder her (4. April). Dagegen verweigerte Ulm die Uebergabe.

Einmarsch der Franzosen in Lothringen. Zu gleicher Zeit waren die Franzosen unter dem Connétable von Montmorency in Lothringen eingebrochen. Ein Manifest in deutscher Sprache bezeichnete den König Heinrich als „Retter der germanischen Freiheit und der gefangenen Fürsten"; nur um beide vor der Tyrannei des Kaisers zu bewahren, wolle er einrücken. Ohne Widerstand wurden Toul und Verdun besetzt, auch Nancy gewonnen, der Herzogin Christine, einer Nichte des Kaisers, wurde die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn aus den Händen genommen und dieser nach Paris gesendet. Größere Schwierigkeiten fand Montmorency in Metz, denn dessen Bürgerschaft war, obwol meist französischen Stammes, doch durchaus deutsch gesinnt, vornehmlich weil ihre Reichsfreiheit dem Bischof gegenüber in der Verbindung mit Deutschland die beste Stütze fand. Deshalb gelang es der kleinen französischen Partei unter Bischof Robert nur mit großer Mühe, für Montmorency die Erlaubniß zum Durchzuge seiner Garde zu erhalten; doch hinter dieser drang sein ganzes Heer in die Stadt und bemächtigte sich so der gewaltigen Moselfestung durch einen treulosen Handstreich. Um den widerstrebenden Rath gefügiger zu machen, entbot dann Montmorency die deutschgesinnten Mitglieder desselben unter dem Vorwande, er sei krank, in seine Wohnung; hier stieß er den Schöppenmeister mit eigener Hand nieder, die übrigen erlagen den Streichen seiner Garden. Niemand wagte seitdem mehr Widerspruch, und als am 18. April König Heinrich einzog, da feierte ihn eine Inschrift als Schirmherrn des heiligen römischen Reiches. Er selber wandte sich dann über Zabern nach dem Elsaß. Aber die rheinischen Kurfürsten wiesen seine Bündnißanträge zurück, und das tapfere Straßburg rüstete sich zur entschlossenen Gegenwehr. Nur als Gast mit kleinem Gefolge auf wenige Stunden ließ es den „Befreier" ein.

Verhandlungen in Linz. So sah der Kaiser sich von zwei Seiten überrascht und angefallen. Ein Heer stand ihm nicht zur Verfügung, es blieb ihm nur der Weg zu Verhandlungen übrig. Mit solchen beauftragte er seinen Bruder Ferdinand. Dieser freilich war weit entfernt, ohne Weiters die Partei des Bruders zu vertreten; er dachte vielmehr die Mehrheit der deutschen Fürsten um sich zu vereinigen, mit ihnen den Frieden und die Ordnung der Nachfolge in seinem Sinne durchzusetzen. So traf er mit Moritz in Linz zusammen (20.—23. April). Ohne Weiteres genehmigte er dessen erste Forderung, Philipp freizulassen; die beiden anderen: Herstellung der alten Ordnung im Reiche und Beendigung des Religionsstreites, verwies er vor einen Reichstag; wegen Frankreich wurde Moritz beauftragt. Alles Weitere sollte auf einer Zusammenkunft der neutralen Fürsten zu Passau, die am 26. Mai eröffnet werden sollte, berathen werden. Am selben Tage hatte der Waffenstillstand zu beginnen.

Mehr als einen vollen Monat also gewann Moritz für seine kriegerischen Operationen gegen den wehrlosen Oberherrn; der eigene Bruder gab ihn preis. Das war die Frucht des Planes, den spanischen Philipp auf den deutschen Thron zu erheben. Der Sachse zögerte nicht, die Gunst der Lage voll und ganz auszunützen.

Flucht des Kaisers. Moritz eilte zum Heere, führte es bei Lauingen über die Donau, dann über Kaufbeuern geradeswegs nach der tiroler Grenze. Durch den Paß von Füssen drang er jählings ein, zersprengte bei Reute einen kaiserlichen Haufen, und am 18. Mai nahm der tapfere Georg von Mecklenburg die gefürchtete Ehrenberger Klause mit stürmender Hand. Der Weg nach Innsbruck war offen, in zwei Tagen konnten die Kurfürstlichen in der

tiroler Hauptstadt sein, und Moritz war nicht der Mann, eine Sache halb zu thun; hätte er den „alten Fuchs", den Kaiser, fangen können, er hätte ihn sicher gefangen. Da hielt eine Meuterei unter seinen Söldnern, die den üblichen „Sturmsold" für die Eroberung der Klause forderten, den Kurfürsten auf; als er persönlich unter den Tobenden erschien, kam er in Lebensgefahr. Diese Zögerung rettete den Kaiser. In der Nacht des 19. Mai verließ er Innsbruck, körperlich schwer leidend und geistig niedergedrückt. Reiter mit Fackeln und Windlichtern umgaben seine Sänfte auf der Brennerstraße, auf welcher der Sturm heulend ihm entgegenfuhr. So kam er mühselig und von Gefahren umgeben über noch schneebedeckte Pässe nach Villach in Kärnten, ihm nach Kurfürst Johann Friedrich, welchem er noch in Innsbruck seine Freiheit angekündigt hatte, unter der einzigen Bedingung, daß er ihm vorläufig folge. Wenige Tage später, am 23. Mai, zog Kurfürst Moritz in Innsbruck ein.



Karl V. flüchtet vor den Protestanten. Nach W. Camphausen.

Vor seinem unaufhaltsamen Anmarsche war auch das Konzil von Trient aus einander gestoben, schon am 28. April 1552 hatte es sich auf unbestimmte Zeit vertagt.

Die Macht des Kaisers lag zerschmettert am Boden. An dem Sieger war es, die Früchte des Sieges zu pflücken.

Der Vertrag von Passau. Die Stimmung der Nation kam Moritz zu Hülfe. Nachdrücklich, unwiderstehlich sprach sie sich für den religiösen Frieden aus, und die neutralen Fürsten, die sich zahlreich zu Passau eingefunden, gaben ihr kräftigen Ausdruck. Die Theilnahme der Franzosen an den Friedensverhandlungen lehnte man entschieden ab, ihr Vertreter that wohl daran, aus Passau zu verschwinden. Aber der Kaiser, undeutsch wie immer, hatte für den lauten Friedensruf der Nation keine Ohren; nur mit äußerster Mühe gelang es König Ferdinand durch persönliche Vorstellungen, ihm das Zugeständniß abzuringen, daß mindestens bis zum nächsten Reichstage den Protestanten der Friedenszustand gewährt werden solle. Und auch gegen dieses Zugeständniß gedachte der Kaiser noch heimlich zu protestiren; ja, er dachte daran, Johann Friedrich gegen Moritz zu brauchen, unterhandelte mit Albrecht von Brandenburg-

Kulmbach und Hans von Küstrin, ließ in Italien und Spanien rüsten. Doch darum unbekümmert, schlossen die Fürsten den **Vertrag zu Passau** ab (16. Juli 1552); am 2. August unterzeichnete ihn Moritz, am 15. auch der Kaiser. Er bestimmte zunächst die Entlassung der Truppen bis zum 12. August und die Erlösung Philipp's von Hessen. Binnen einem halben Jahre sollte ein Reichstag zusammentreten, um Mittel zur Herstellung des Religionsfriedens und die Beschwerden gegen die Regierung des Kaisers zu berathen. Bis dahin war der Friede für beide Religionsparteien gewährleistet. Alle Geächteten erhielten Amnestie, allen während des Krieges Geschädigten wurde Rückgabe ihrer Güter oder Entschädigung versprochen.

Gewiß ein erstaunlicher Erfolg! Was der Kaiser mühsam aufgebaut, war wie vom Winde verweht, sein Ansehen vernichtet, jede Aussicht auf die Unterwerfung der Protestanten unter das Konzil verloren, die Nachfolge seines Sohnes unmöglicher denn je. Daß der Fall der kaiserlichen Macht die schwachen Bande des Reichszusammenhanges vollends lockerte, das wurde wenig empfunden, bedeutete das doch zunächst die Befreiung von der verhaßten spanischen Herrschaft und unerträglichem religiösem Zwang. Dem Kurfürsten Moritz freilich wußte das Volk wenig Dank, er blieb unbeliebt, wie er gewesen, kaum ein Lied erklang zu seinem Preise.

Der Ausgang Karl's V. und der Religionsfriede von Augsburg.

(1552—1558.)

Der Krieg gegen Frankreich und in Ungarn 1552. Des Kurfürsten Moritz Aufgabe war, das Gewonnene zu behaupten, weiter auszubauen, des Kaisers einziger Gedanke, zu zerstören, was er widerwillig hatte müssen entstehen sehen. Zunächst freilich nahmen die auswärtigen Angelegenheiten alle Kräfte in Anspruch. In Lothringen standen die Franzosen, in Ungarn und Italien drohten die Türken. Daß unter seiner Herrschaft ein Gebiet des Reiches verloren gehen sollte, war dem alternden Kaiser ein unerträglicher Gedanke, und da König Heinrich II. sich weigerte, die Bisthümer wieder zu räumen, so unternahm Karl in Person seinen letzten Feldzug gegen Metz. Mit starkem spanisch-italienischem Heere erschien er im Oktober 1552 vor der stolzen Feste. Doch Herzog Franz von Guise vertheidigte Metz, das Montmorency „wie ein Fuchs“ genommen, als ein Löwe; Krankheiten und Strapazen lichteten des Kaisers südländische Truppen in furchtbarster Weise, und schließlich blieb nichts übrig als der Rückzug (Januar 1553), der die Straßen mit Leichen und Trümmern besäete. Gebeugt ging der Kaiser nach den Niederlanden, um niemals wieder deutschen Boden zu betreten; er mußte erleben, daß das protestantische Volk ihm höhnend nachsang:

„Die Metz und die Magd (Magdeburg)
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.“

Zugleich bedrohte eine türkisch-französische Flotte Neapel, und Dragut's Korsarenschiffe plünderten im Mittelmeer. Das Glück versagte sich dem Habsburger, um dem Wettiner zu lächeln. Wieder waren die Osmanen im österreichischen Ungarn eingefallen, hatten das tapfer vertheidigte Temesvár erobert und bedrohten von Ofen aus Erlau, wo Zipser Landvolk unter Georg Dobó standhaft sich behauptete. Da erschien Moritz zum Entsatze. Seine Ankunft rettete Erlau, und wenn er auch das Verlorene nicht wieder zu gewinnen vermochte, er hatte doch immer einen Erfolg davon getragen, der dem Kaiser versagt blieb.

Um so eifriger wühlte und hetzte der erbitterte Karl. Alle Gedanken vereinigten sich bei ihm in dem einen: Rache zu nehmen an dem Wettiner, der ihm die Krone seiner Siege vom Haupte geschlagen, und an Elementen dazu fehlte es in Deutschland keineswegs.

Der alte Johann Friedrich hatte freilich die Verträge des Kaisers mit Moritz anerkannt und war im September 1552 als ein Friedensfürst in die ihm verbliebenen Lande heimgekehrt, von seinen Unterthanen mit inniger Verehrung empfangen. Aber der Groll gegen den treulosen Vetter war nicht erloschen, und er bot daher wieder die Hand zu Verhandlungen mit Karl, die ihre Spitze gegen Moritz kehrten. Viel bedeutsamer noch war es, daß der Kaiser den wilden Albrecht von Brandenburg-Kulmbach für sich gewann.



Herzog Franz von Guise leitet die Vertheidigungsarbeiten von Metz. Zeichnung von A. de Neuville.

Auf eigene Hand hatte der Markgraf eine verwüstende Fehde mit den fränkischen Stiftern und mit Nürnberg begonnen, sie zu Abtretungen oder Geldzahlungen gezwungen. Dem Passauer Vertrage wollte er nur dann beitreten, wenn ihm diese Raubverträge garantirt würden; da das nicht geschah, der Kaiser sie sogar in den schärfsten Ausdrücken für nichtig erklärte, hatte er sich gegen den Rhein gewendet, Mainz und Trier erobert und war mit Frankreich in Verbindung getreten (im Herbst 1552). Da geschah das Unerwartete: Der Kaiser nahm — im Lager vor Metz — den wilden Gesellen in seine Dienste und bestätigte ihm auch noch dieselben Raubverträge, die er vorher kassirt hatte! Der Eindruck war ein ganz ungeheurer. Schien doch der ganze Rechtszustand in Deutschland damit in Frage gestellt durch die höchste Gewalt im Reiche selber. Was Karl V. etwa noch an Sympathien bei den Deutschen besessen, jetzt verlor er es, und der bitterste Haß gegen ihn trat an die Stelle. Selbst seine alten Anhänger — und sie vielleicht am meisten — waren entsetzt über dieses letzte Probestück spanisch-habsburgischer Staatskunst.

Vereinigungen gegen Karl V. Gegen seine friedstörenden Wühlereien standen Moritz und König Ferdinand in festem Bunde zusammen. Und auch im Süden regte man sich: im März 1553 schloß sich der Heidelberger Fürstenbund zur Wahrung des Besitzstandes und gegen Philipp's von Spanien Wahl. Da ein Versuch, zwischen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und den fränkischen Bischöfen zu vermitteln, scheiterte, so erhob sich gebieterisch die Frage: waren die verbündeten Fürsten stark genug, den Frieden des Reiches gegen den Kaiser und seine Genossen zu schützen?

Moritz gegen Albrecht. Kurfürst Moritz fühlte sich dazu im Stande. Eine gemeinsame Kundgebung erklärte an Albrecht den Krieg; dann ging es ins Feld. Vor dem Ausmarsche übergab er die Regierung dem Bruder August; in Eile marschirte er gen Norden. Denn dahin, gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, hatte sich von Schweinfurt aus, das er überrumpelt, Albrecht in Bewegung gesetzt. Mord und Verheerung bezeichneten seine Straße, am 18. Juni war er in Braunschweig, dann wandte er sich plündernd gegen die Stifter Hildesheim und Minden. Dort bei Petershagen erhielt er die Kriegserklärung seines alten Genossen. Um dem Kurfürsten auszuweichen, wollte er sich an Hannover vorüber nach Braunschweig ziehen; da, als er am 9. Juli, einem Sonntage, nordwestlich von Peine in der Nähe des Dorfes Sievershausen aus dem Walde herausritt, sah er in der hellen Mittagsonne blitzend die Scharen des Kurfürsten vor sich, der mit dem alten Herzog Heinrich und seinen Söhnen wie mit Friedrich von Lüneburg von Einbeck herzog, 8000 Mann zu Fuß und 7400 Reiter stark. Im jähen Anprall aus dem Holze herausbrechend, werfen die Markgräflichen die nächsten sächsischen Reiterzüge; um die Schlacht zu halten, setzt sich Moritz selber an die Spitze seiner Geschwader und trifft im erbittertem Nahkampf auf den Gegner. Doch im Gewirr erhält er einen Schuß durch den Harnisch in den Rücken, der Nieren und Rückgrat verletzt. Während man ihn aus dem Getümmel trägt, tobt die Schlacht weiter, auch die zwei jungen Braunschweiger bleiben todt; erst ein wüthender Angriff des alten Herzogs entscheidet nach vierstündigem blutigem Ringen den Sieg. Der Markgraf selber entkam mit Mühe nach Hannover, fast alle seine Obersten waren todt, verwundet oder gefangen.

Tod des Kurfürsten Moritz. Unter einem Baume liegend, von heftigen Schmerzen gequält und doch standhaft empfing Moritz die Siegesnachricht und die eroberten Fahnen des Feindes. Noch hat er dann den Schlachtbericht in seinem Namen ausfertigen lassen und sein Testament gemacht, denn die Wunde erwies sich als tödlich; am 11. Juli Vormittags zwischen 8 und 9 Uhr verschied er im Glauben der Kirche, die er gerettet.

Er wurde nicht ersetzt, nicht damals und nicht später. Der bedeutendste Staatsmann der Protestanten seiner Zeit, der einzige seines Hauses, hatte er Großes vollbracht und noch Größeres hätte ihm gelingen können. Nicht schlecht wahrlich wäre die Nation unter diesem sächsischen Moritz berathen gewesen, und vielleicht wäre ihm noch einmal die Krone ungetrübter Anerkennung zutheil geworden, wie sie ihm ein Volkslied gespendet hat, das einzige beinahe, das ihn feiert:

Mit schwarz thu dich bekleiden,
O teutsche Nation,
Rew, klag und hab groß leiden,
Itz ist dein held davon
Deins reiches schutz und vater gut,
Moritz, der fürst von Sachsen
Der hat ein starken muth.

Oft kam er triumphirend
Mit fahnen auß dem krieg,
Da halfft du jubiliren,
Denn dein fried war sein sieg;
Nu sih umbs grab die fahnen an,
Weil er im krieg ist blieben,
So trauret iedermann.

Ein düsteres Verhängniß riß ihn hinweg in seiner Thaten Fülle, im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens. Zweimal hatte den Ernestinern der Kranz der Herrschaft gewinkt, sie hatten nicht verstanden ihn zu fassen; als der Albertiner mit kühnen Sinne nach ihm griff, da lähmte der Tod seine Hand. Im Dome zu Freiberg ruht der größte Fürst des Wettinischen Stammes, der einzige, der den Ehrgeiz der Größe und die Fähigkeit sie zu erringen besaß.



Kurfürst Moritz fällt bei Sievershausen. Nach Dietrich.

Tod Johann Friedrich's. Kaum ein halbes Jahr später, am 3. März 1554, schied auch Johann Friedrich aus dem Leben. Seine letzte politische Handlung war der Abschluß des Naumburger Vertrages mit Kurfürst August, Moritz' Nachfolger, der den Ernestinern die Aemter Altenburg und Neustadt überließ, wogegen sie jedem Anspruch auf die Kurwürde entsagten (24. Februar). Seine rein menschlichen Eigenschaften haben ihn dem Volke vertraulicher gemacht als den Gegner seine staatsmännischen Gaben, und willig wird ihm auch die Nachwelt die Palme des Märtyrers des protestantischen Glaubens zuerkennen. Den Kranz des Siegers hat er nicht erstrebt und nicht gewonnen.

Markgraf Albrecht's Ausgang. Der, gegen den Moritz gefallen, Markgraf Albrecht, hat nur kurze Zeit sich noch zu halten vermocht. Zwar siegte er im Herbste 1553 noch einmal bei Braunschweig, dann aber zog er sich über den Harz nach Franken und behauptete sich hier in Schweinfurt den Winter hindurch. Hier traf endlich den Friedensbrecher des Reiches Acht, und als er am 13. Juni 1554 aus der Festung westwärts abzog, da holten ihn am selben Tage noch die Belagerer ein und vernichteten sein Heer bei Kloster Schwarzach. Als Flüchtling

entkam er nach Frankreich. Zwei Jahre später zurückgekehrt, ist er in Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, gestorben (8. Januar 1557), erst 35 Jahre alt.

Der Religionsfriede von Augsburg. So trat eine nach der andern von den maßgebenden Persönlichkeiten der Zeit ab von dem historischen Schauplatz. Fast nur der Kaiser war noch übrig, doch auch er fühlte sich todmüde, gebrochen, überlebt. Mit den deutschen Verhältnissen, die zu beherrschen er völlig verzweifelte, wollte er nichts mehr zu schaffen haben; er überließ sie ausdrücklich seinem Bruder und löste den bisherigen aus Fremden bestehenden Staatsrath auf. Nur den Reichstag, den der Vertrag von Passau vorgesehen, berief er noch selbst nach Augsburg; seine Leitung aber übernahm König Ferdinand. Am 22. Dez. in Augsburg angelangt, eröffnete er die Versammlung am 5. Februar 1555. Zwei Aufgaben hatte sie zu lösen: die Wahrung des Landfriedens und die Festsetzung des Religionsfriedens auch für den Fall, daß der in Aussicht genommene kirchliche Ausgleich nicht zu Stande kommen würde. Der Widerspruch der Päpstlichen, des Bischofs Otto von Augsburg und des Kardinals Morone, wurde nicht weiter beachtet, und sie reisten deshalb Ende März ab.

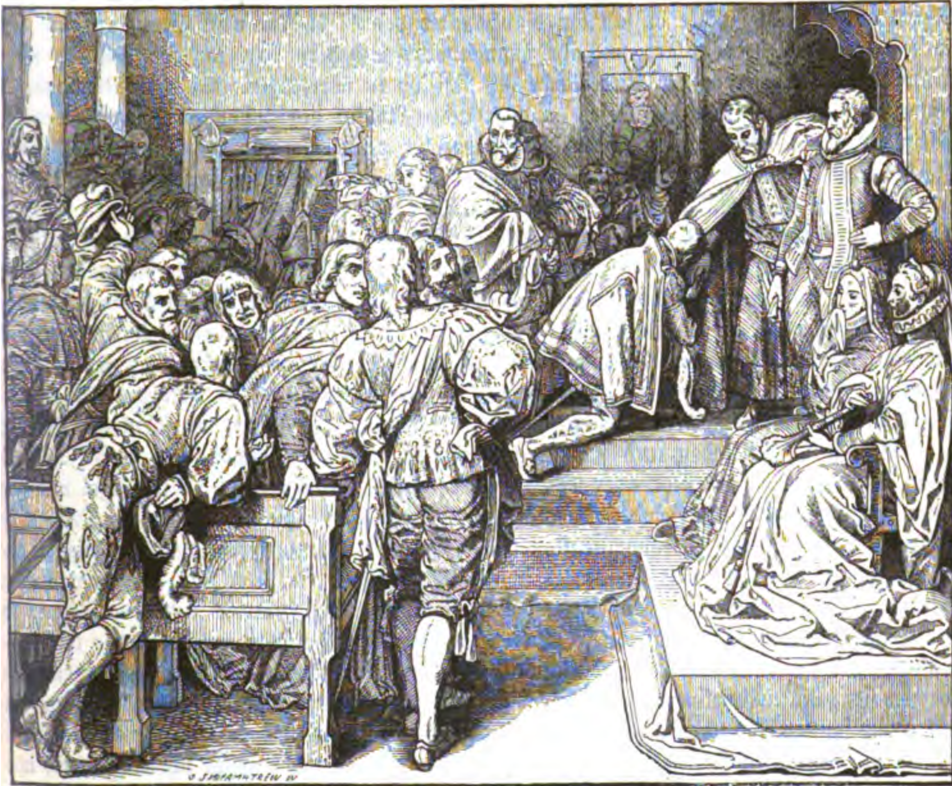
Aber den Agenten des neugewählten Papstes Paul IV. gelang es wenigstens einen starken Riegel der weiteren Ausbreitung des Protestantismus vorzuschieben. Abweichend von den Passauer Festsetzungen, welche jedem Deutschen die persönliche Religionsfreiheit zugesprochen hatten, begnügten sich die Protestanten jetzt mit der Religionsfreiheit für die Reichsstände derart, daß den einzelnen Landesherrschaften das Reformationsrecht (jus reformandi), also die Bestimmung der Konfession ihres Landes, ihren andersgläubigen Unterthanen nur das Recht der Auswanderung zustand. Und doch war auch dies ein gewaltiger Fortschritt gegenüber den alten Ketzergesetzen, ein ganz und gar nicht mehr mittelalterlicher Grundsatz, und die genaue Folge davon, daß seit 1526 die Entscheidung der kirchlichen Frage den einzelnen Reichsständen überlassen war. Wie aber, sollte nun diese Konsequenz auch für die geistlichen Fürstenthümer gezogen werden? Die Protestanten wollten wenigstens sich den Zutritt zu diesen Fürstenthümern sichern, in sehr dynastischem Interesse, und deshalb forderten sie, daß ein geistlicher Fürst, auch wenn er zu ihnen übertrete, seine Stellung nicht verlieren dürfe. Das aber konnte sehr leicht die Reformation auch des Stiftlandes zur Folge haben. Aufs Heftigste trafen in dieser Frage noch einmal die Parteien auf einander. Die Evangelischen drohten mit Abbruch des Reichstages, ja mit Gewalt; König Ferdinand auf der andern Seite, unter dem Einflusse der päpstlichen Nuntien stehend, gab nicht nach, erklärte ihnen aber doch zugleich, den Frieden wolle und müsse er zu Stande bringen. Da verließen die päpstlichen Gesandten auf Befehl Paul's IV. den Reichstag, um nicht durch ihre Anwesenheit den Frieden gut zu heißen, den sie verdammten. Endlich fand Kurfürst August von Sachsen einen Ausweg, der freilich nur in neue endlose Schwierigkeiten hineingeführt hat.

Die Protestanten gestatteten dem König eine Verordnung über die geistlichen Güter, nach welcher ein geistlicher Fürst, der zum Lutherthum übertrete, seine Stellung verliere, doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß sie nicht darein gewilligt. Dieser „geistliche Vorbehalt“ (reservatum ecclesiasticum) wurde dann in den Reichstagsabschied eingerückt, doch mit dem Beisatze, es sei unmöglich gewesen, die Stände beider Konfessionen darin zu vereinigen. In ähnlicher Weise fand die Bestimmung Aufnahme, daß die evangelischen Unterthanen geistlicher Fürsten von ihrem Glauben nicht gedrängt werden sollten, wieder mit dem Zusatze, dies sei von den Katholiken nicht zugestanden. So blieb geradezu die Zukunftsfrage des Protestantismus ungelöst. Ob man damals ohne neuen Kampf zu einer besseren Lösung hätte kommen können, ist schwer zu sagen; jedenfalls sollte das Verderbliche dieser halben Lösung sehr bald zu Tage treten.

Leichter einigte man sich über andere Dinge. Ausdrücklich wurden die Protestanten von der bischöflichen Gewalt befreit, die bis zum Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter ihnen belassen, die gleichmäßige Besetzung des Reichskammergerichts mit Mitgliedern beider Konfessionen zugestanden. Von einer Ausdehnung freilich des Friedens auf die Reformirten Zwinglischer und Calvinischer Richtung war keine Rede. Und sein schwerster Mangel war vielleicht der, daß er das Reich thatsächlich zwang, in den auswärtigen Kriegen neutral zu

bleiben, denn sie alle waren auf mehr als ein halbes Jahrhundert hinaus Religionskriege, und in kirchlichen Fragen konnte der Reichstag fortan keine Mehrheitsbeschlüsse fassen. Die Deutschen legten die Hände in den Schoß, während in Frankreich, England und den Niederlanden um die Zukunft des Protestantismus gestritten wurde.

Ein immerwährender, dauernder Friede, der aber die Möglichkeit eines künftigen religiösen Ausgleichs keineswegs ausschloß, sondern ausdrücklich festhielt, ein solcher war es, den der Reichstagsabschied vom 25. September 1555 verkündete, kein Meisterwerk wahrhaftig, mit schweren Mängeln behaftet, aber doch ein ungeheuerer Erfolg gegenüber dem mittelalterlichen Kirchenprinzip. Das fühlte auch Rom; es schleuderte gegen den Frieden, der unwiderruflich die äußerliche Einheit der Kirche zerstörte, seinen geharnischten Protest, und der Kaiser hat an ihm keinen Antheil nehmen wollen. Gegen die beiden großen Gewalten des Mittelalters hatte die protestantische Mehrheit der Deutschen ihren Willen siegreich behauptet.



Karl V. legt die Krone nieder. Nach Trenkwald.

Abdankung Karl's V. Was war dem Habsburger gelungen von seinen weltumspannenden Plänen? Die mittelalterliche Kircheneinheit hatte er erhalten, wiederherstellen wollen, sie war zerfallen. Die deutsche Nation hatte er seiner kaiserlichen Herrschaft zu beugen gestrebt, sie hatte sie abgeworfen als ein fremdes Joch; die alten Erblande seines burgundischen Hauses hatte er den Franzosen entreißen wollen, und die lothringischen Bisthümer waren verloren gegangen. Nichts war ihm geglückt als die Erwerbung Mailands und die Feststellung des spanischen Einflusses in Italien. Zwar in der Neuen Welt gehorchten unermeßliche Lande seinem Scepter, aber ihre Erwerbung hat an dem Ausgange seiner europäischen Kämpfe nichts zu ändern vermocht, und für Spanien selber ist sie eher zum Verderben als zum Segen geworden. Und das Alles, weil er gegen die Strömungen seiner Zeit gerungen, die nichts mehr wissen wollte von dem mittelalterlichen Kaiserthume und der mittelalterlichen Kircheneinheit. Mit seiner Zeit und der deutschen Nation im Bunde hätte ein kraftvoller Monarch damals

Alles vermocht; im Kampfe gegen sie hat er sie und sein Haus nur tiefer zerrüttet und ist mit dem bittern Bewußtsein der Niederlage von ihr geschieden.

Den letzten und unglücklichsten seiner Pläne, das Kaiserthum seines Sohnes Philipp, hat er selber ohne Schmerzen fallen lassen, als sich ihm durch die Vermählung desselben mit der Königin Maria (der „Blutigen", Tochter Heinrich's VIII.) von England (25. Juli 1554), die durch diese Verbindung mit den Habsburgern die katholische Reaktion in ihrem Reiche zu fördern glaubte, die glänzende Aussicht auf eine Vereinigung Englands und der Niederlande unter einem Habsburger eröffnete. Um seinen Sohn der Gemahlin im Range gleichzustellen, übertrug er ihm damals formell das Königreich Neapel. Da dem Paare aber kein Thronfolger geboren wurde, so zerrann jene Aussicht wieder, und um so mehr war der Kaiser bedacht, dem Sohne sein Erbe zu sichern. Am 25. Oktober 1555 versammelte er die Stände seiner Niederlande in demselben glänzenden Saale zu Brüssel, in dem er vor vierzig Jahren mündig gesprochen worden, damals ein aufstrebender Jüngling, jetzt, obwohl erst ein Fünfziger, schon ein müder Greis. Krank und hinfällig stützte er sich auf die Schulter des Wilhelm von Oranien und legte in längerer Rede seine Pläne und ihr jammervolles Scheitern dar, um am Schlusse seiner Ansprache die Regierung der Niederlande auf Philipp zu übertragen. Da war Niemand, der unbewegt geblieben wäre bei diesem erschütternden Anblick des mächtigen Fürsten, der jetzt selber eingestand, seine Arbeit sei durchaus vergeblich gewesen. Am 15. Januar 1556 verzichtete Karl V. dann auch auf seine spanischen Reiche und die Länder jenseit des Ozeans.

Ferdinand I. Kaiser 1558. Nach Deutschland ging eine Gesandtschaft unter Wilhelm von Oranien, um seinen Verzicht auch auf die Kaiserkrone den deutschen Reichsständen zu überbringen. Erst nach langen Verhandlungen erfolgte am 25. Februar 1558 Ferdinand's I. Wahl zum Kaiser. In seiner Wahlkapitulation verpflichtete er sich, den Landfrieden und den Religionsfrieden gewissenhaft zu beobachten und nie ohne den Rath der Stände zu regieren. Zugleich machten sich die Kurfürsten unter einander verbindlich, über die Reichsverfassung und den Religionsfrieden zu wachen und nicht zu dulden, daß die Kaiserwürde der deutschen Nation entfremdet werde. Es war die verfassungsmäßige Anerkennung des Sieges der fürstlichen Gewalt.

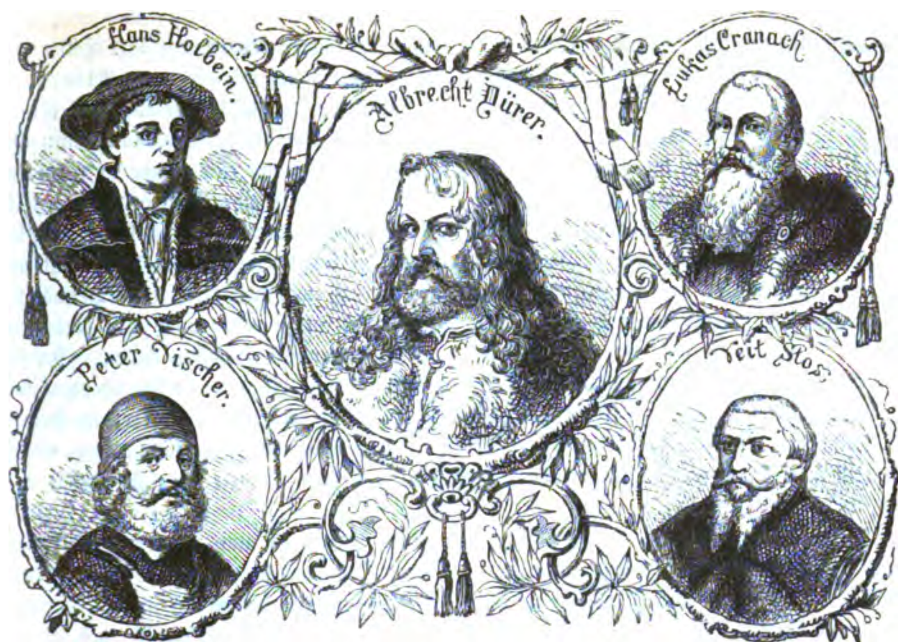
Karl's V. Stilleben und Tod in San Yuste. Als dies geschah, war Karl V. längst schon in Spanien. Im September 1556 ging er von Vliessingen aus unter Segel und zog dann langsam über Burgos und Valladolid nach dem einsamen Orte, den er sich zur Ruhe ausersehen. Das war das Hieronymitenkloster San Yuste in Estremadura, am Südabhange der Sierra de Gredos. Er trat keineswegs in den Mönchsstand ein, lebte nur in einem für ihn erbauten Hause so dicht am Kloster, daß er von seinem Schlafzimmer aus dem Gesang in der Kirche zu folgen vermochte, war von einem stattlichen Hofhalte umgeben, der ihn fortwährend als Kaiser behandelte, und entschlug sich der Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten keineswegs ganz. Daneben beschäftigte er sich mit Musik und mechanischen Handarbeiten, ritt auf einem sanften Maulthiere nach einer benachbarten Einsiedelei und wohnte dem Gottesdienste bei, so oft es seine Gesundheit zuließ. Denn er war beständig von Gicht schwer geplagt, und immer mächtiger kam der Trübsinn, das Erbstück seiner unglücklichen Mutter, über ihn.

Daß seine ganze Politik von falschen Voraussetzungen ausgegangen, das freilich hat er niemals begriffen; leidenschaftlich wallte noch einmal sein Fanatismus auf, als man ganz in der Nähe evangelische Regungen entdeckte; da mahnte er zu schärfster Strenge. Er hat damals bedauert, zu Worms Martin Luther das freie Geleit nicht gebrochen zu haben! Um so mehr klammerte er sich an seine Religion, die ihm die alleinseligmachende war, und in eifrigen Bemühungen bereitete er sich für den Tod; sogar sein eigenes Leichenbegängniß soll er haben veranstalten lassen. Und er war ihm nahe genug. Seine Schwäche nahm zu, im Herbst 1558 trat die Gicht mit verdoppelter Heftigkeit auf, und so starb er am 21. September in seiner Einsamkeit. Seine letzten Worte waren: „In Deine Hände habe ich Deine Kirche übergeben" (In manus tuas tradidi ecclesiam tuam). In der Klosterkirche, später im Escurial, wurde er beigesetzt. Doch seine Ideen lebten fort in seinem Geschlecht. Sie haben noch beinahe ein Jahrhundert hindurch die Welt erschüttert und den Ländern Verfall und Verderben gebracht.



Illustrirte Weltgeschichte V. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Förderer der Reformation. Zeichnung von Ludwig Burger.



Deutsche Künstler des sechzehnten Jahrhunderts.

Deutsche Wissenschaft, Literatur und Kunst zur Zeit der Reformation.

Der aus Italien herüberdringende Humanismus hatte, wie oben gezeigt wurde, eine neue Bildung in Deutschland vorbereitet und damit zugleich der kirchlichen Reformation vorgearbeitet; dann haben beide Richtungen mit einander im Bunde den ganzen Charakter des geistigen Lebens der Deutschen bestimmt. Aber weil sie beide nur auf evangelischem Boden zur vollen Wirksamkeit gelangen, konzentrirt sich auch im Wesentlichen in den protestantischen Landen das neue geistige Leben; in den katholischen bleibt lange Alles in träger Erstarrung.

Evangelische Theologie. In der Wissenschaft tritt die evangelische Theologie als eine ganz neue Schöpfung auf. Luther's und neben ihm Melanchthon's Ansehen überragte hier alles; alle anderen Vertreter folgen nur dem von ihnen gegebenen Anstoße, manche auch in größerer Selbständigkeit, so namentlich die dem reformirten Bekenntniß zuneigenden süddeutschen Theologen Johann Oekolampadius (Hußgen, fälschlich Hausschein, 1482—1531), Martin Bucer (1491—1551), Wolfgang Capito (1478—1541), Heinrich Bullinger (1504—75). So sehr bildete das religiöse Interesse das wichtigste der ganzen Zeit, daß die Theologie alle übrigen Wissenschaften mehr oder weniger beeinflußte und an den Universitäten die Hauptrolle spielte. Das ist kein Glück gewesen weder für sie noch für die anderen. Denn früh genug hat sie den Standpunkt der freien Forschung, von dem Luther unleugbar ausgegangen ist, aufgegeben und an der Stelle der päpstlichen oder konziliaren Autorität die Autorität des Bibelbuchstabens gesetzt. Je größeres Gewicht so auf jedes Wort der Bibel gelegt wurde, desto eifriger wandte sich Alles der Bibelauslegung (Exegese) und der auf ihr gegründeten Glaubenslehre (Dogmatik) zu. Da es aber für das Urtheil über die Richtigkeit der Auslegung, namentlich nach Luther's Tode eine allgemein anerkannte Gewalt nicht gab, so kam jeder einzelne Theolog, zumal wenn er — und welcher hätte dies damals nicht gethan! — mit voller Seele und ehrlicher Ueberzeugungstreue bei seiner Forschung war, in die Gefahr, seine eigene Anschauung für die allein richtige zu halten. Daher jene erbitterten, gehässigen Streitigkeiten, welche sobald das Leben der jungen Kirche und der Nation vergifteten. Der lutherische Glaube erstarrte zur unduldsamen lutherischen Rechtgläubigkeit (Orthodoxie).

Alterthumswissenschaft. Unter den Flügeln der neuen Kirche, der ihre Hülfe für die Auslegung der Quellen des Glaubens unentbehrlich war, hatte sich die neue Alterthumswissenschaft (Philologie) emporgearbeitet. In seiner Person stellte Melanchthon ihre Verbindung mit den theologischen Studien dar, und sehr viele Humanisten sind ihm dann ähnlich gewesen. Je mehr nun die evangelische Kirche dem Humanismus eine sichere und anerkannte Wirksamkeit verschaffte, desto mehr ging die Zeit der humanistischen Wanderlehrer zu Ende; sie verwandelten sich nach und nach in ehrsame Universitätsprofessoren und Gymnasiallehrer, zu ihrem Heile und dem ihrer Wissenschaft. Aber ihre Thätigkeit war deshalb nicht minder eifrig der Herausgabe und Auslegung der Klassiker, auch wol der älteren Kirchenväter, der Bearbeitung der griechischen und lateinischen Grammatik und eigenen poetischen Arbeiten zugewandt, so wenig sie auf letzterem Gebiete etwas Bedeutendes geschaffen haben. In solcher Thätigkeit glänzten Männer wie Joachim Camerarius, der nach einander in Nürnberg, Tübingen und Leipzig lehrte, Hieronymus Wolf in Augsburg, Jakob Micyllus (Molzer) in Heidelberg und Frankfurt, Georg Sabinus in Frankfurt a. O. und Königsberg u. A. m., ganz abgesehen noch von Denen, deren hauptsächlichste Thätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens liegt (siehe unten S. 324).

Geschichtsschreibung. Humanistisch Gebildete waren es auch naturgemäß, denen die Pflege der Geschichtschreibung anheimfiel. Voran steht das bedeutsame Werk des Johann Sleidanus (1506—1556): Geschichte Karl's V. (Commentariorum de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare libri XXVI), vom protestantischen Standpunkte aus, aber ohne Leidenschaft und Gehässigkeit. Hier war das antike Vorbild durchaus maßgebend und die Sprache lateinisch, doch eben auf diesem Gebiete regt sich auch kräftig die deutsche Prosa, und dann wirkt eher das Muster älterer Chroniken nach; denn die deutsch geschriebenen Werke sind für das Volk berechnet, haben deshalb auch vieles Sagen- und Fabelhafte in sich aufgenommen. Eine Weltgeschichte („Zeitbuch oder Geschichtsbibel vom Anbeginn bis auf das Jahr 1531") schrieb Sebastian Franck (gest. 1545); für die Geschichte Deutschlands oder einzelner deutscher Lande sind bedeutend der unermüdliche Sammler Johann Thurmair, nach seiner Vaterstadt Abensberg in Bayern Aventinus genannt, mit seiner „Bayerischen Chronik" und der „Chronika vom Ursprung der alten Deutschen", Egidius Tschudi für die Schweiz (1505 bis 1572), Thomas Kantzow für Pommern, Johann Köster (Neocorus) für das holsteinische Ditmarschen u. A. Auch die Lebensbeschreibung und Selbstbiographie finden ihre Vertreter, ihren erlauchtesten in Kaiser Maximilian, der in seinem „Weißkunig" mit Hülfe des Sekretärs Marx Treitzsaurwein die eigenen Thaten (bis 1513) schilderte. Doch blieb das Werk bis 1775 ungedruckt. Dann hat Adam Reißmann die Thaten der beiden berühmten Landsknechtsführer Georg und Kaspar von Frundsberg dargestellt (1572); Götz von Berlichingen, einer der letzten Vertreter des alten, freien Ritterthums, schrieb mit naivem Behagen seine Denkwürdigkeiten; seine und seines lüderlichen Herrn, des Herzogs Heinrich von Liegnitz, Erlebnisse erzählte mit löblicher Offenheit der Schlesier Hans von Schweinichen; pommersches Leben stellte Bartholomäus Sastrow dar, alles anspruchslose Erzeugnisse, aber für die Kenntniß der zeitgeschichtlichen Zustände von hohem Werthe.

Geschichtliche und geographische Forschung vereinigte Sebastian Münster (1489 bis 1552) in seiner „Kosmographie", die auch die Ergebnisse der spanisch-portugiesischen Entdeckungen sorgfältig verzeichnet, wie denn überhaupt deren wissenschaftliche Verarbeitung ganz überwiegend den Deutschen zufiel. Für die Kartenzeichnung wurden natürlich die Fortschritte der exakten Wissenschaften von größter Wichtigkeit.

Kopernikus. Kein Name vermag sich hier an Glanz mit dem des großen Nikolaus Kopernikus (Köppernik) zu messen, der, aus deutschem Geschlechte im deutschen, erst 1466 unter polnische Herrschaft gefallenen Thorn am 19. Februar 1473 geboren, sich später dem geistlichen Stande widmete und als Domherr in Frauenburg 1543 starb. Einzelne Andeutungen der Alten lenkten ihn seit 1506 auf die Anschauung, daß die Erde sich um die Sonne bewege, also nicht im Mittelpunkte des Weltalls stehe. Im Jahre 1530 war sein System trotz

der allerunvollkommensten Beobachtungsmittel — denn das Fernrohr war noch nicht erfunden — im Wesentlichen vollendet, und er theilte es Papst Paul III. mit als eine „abgeschmackte Meinung“, die er einmal versuchsweise aufstellen wolle, ohne ihre Wahrheit zu behaupten. Im protestantischen Nürnberg wurde das Werk unter dem Titel: „Ueber die Umwälzungen der Himmelskörper“ (de orbium coelestium revolutionibus) gedruckt und wenigstens noch vollendet hat es Kopernikus auf seinem Sterbebett erhalten, seine unermeßliche Wirkung aber nicht mehr erlebt. Und unermeßlich war sie. Die ganze Weltanschauung mußte sich von Grund aus verändern, seitdem die Erde zu einem Sterne unter Sternen, zu einem Trabanten der Sonne ward, und der Glaube an den Buchstaben der Bibel erlitt einen tödtlichen Stoß. Kein Wunder deshalb, wenn katholische wie protestantische „Rechtgläubigkeit“ schweres Ärgerniß an Kopernikus' Lehren nahm, wenn auch Melanchthon sie verwarf. Aber Joh. Kepler's berühmte Entdeckungen erhoben sie zu unumstößlicher Gewißheit.



Sebastian Münster. Facsimile aus der „Kosmographie“.

Geographie. Da alle geographischen Ortsbestimmungen von der Beobachtung der Gestirne abhängen, so knüpften sich an die astronomischen Fortschritte auch die der mathematischen Geographie. Erst allmählich gelang es den Deutschen — noch Columbus hatte gröblich geirrt (s. S. 47) — schärfere Beobachtungen zu machen, durch welche sich besonders Petrus Apianus (Bienewitz, 1495—1551 oder 1552) auszeichnete, und auf solcher Grundlage auch die Fehler der Ptolemäischen Karten zu verbessern. Für die Kartenzeichnung wurde die Anwendung des Gradnetzes wichtig (schon seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts), wie die von Gerhard Kremer (Mercator) in Duisburg (1512—1595) aufgestellte und nach ihm benannte Projektion, welche die Darstellung beider Erdhälften auf einer fortlaufenden Fläche gestattete und so besonders für Seekarten von Bedeutung wurde. Kein Land überhaupt war damals so reich an verhältnißmäßig genauen Karten als Deutschland, und hier wieder war Nürnberg die große Schule der Kartenzeichner (s. S. 126 f.), bis mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die Niederlande an die Stelle Deutschlands traten.

Naturwissenschaft. Auch die beschreibende Naturwissenschaft machte Fortschritte, indem sie mit den Nachrichten der Alten eigene Beobachtungen zu verbinden begann. Die Chemie hatte sich freilich noch aus den Banden der phantastisch-abergläubigen Alchemie zu lösen, die noch lange das verjüngende „Lebenselixir“, den goldspendenden „Stein der Weisen“ und das geheimnißvolle Pulver suchte, welches andere Metalle in Gold verwandeln sollte. Der bedeutendste Chemiker und Arzt seiner Zeit, obwol noch in astrologisch-alchemistischem Irrwahn befangen, war der unstäte Theophrastus Paracelsus aus Hohenheim (1493—1541), der in allen den

mannichfaltigen Erscheinungen der Natur die Einheit suchte und auf Naturbeobachtung drang. Sie in großartiger Weise zuerst in Anwendung gebracht zu haben, ist das bahnbrechende Verdienst des Andreas Vesalius (Wessele, 1513—1563), lange Leibarzt Karl's V. und Philipp's II., der erste, welcher ungeschreckt von Vorurtheilen und Verfolgung durch Anwendung der verpönten Sektion den Bau des menschlichen Körpers nachwies und damit einen großen Schritt über Galenus hinausstrat, der seine Beobachtungen nur an Affen und Hunden hatte machen können. Felix Würtz bildete besonders die Wundheilkunde aus, Konrad Geßner aus Zürich (1516 bis 1565) Zoologie und Botanik, Georg Agrikola (1494—1555) Mineralogie und Geologie.

Unterrichtswesen. Wohin man blickt, zeigt sich Leben, Bewegung, eifriges Vorwärtsstreben. Und was die Wissenschaft fand, das wurde doch auch weiteren Kreisen vermittelt durch die mächtige Förderung des Unterrichtswesens, die sich an das Zusammenwirken der Reformation und des Humanismus knüpft. Ueberraschend groß ist schon damals die Zahl der bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges neu gestifteten Universitäten auf deutsch-protestantischem Boden. 1527 entstand Marburg, 1544 Königsberg, 1554 Dillingen, 1558 Jena, 1575 Helmstädt, 1578 Altdorf (bei Nürnberg), 1607 Gießen. Es sind jetzt die Landesherren, die sie gründen, und auf deren Pflege diese neuen wie nun auch die älteren Hochschulen mehr oder weniger sich angewiesen sehen, ein Verhältniß, das die Unabhängigkeit der Gesinnung bei ihren Lehrern nicht eben gefördert hat. Der Aufwand fürstlicher Kassen für diese Schöpfungen erscheint noch mäßig: Wittenberg erforderte z. B. nur etwa 3800 Gulden, Königsberg 3000 Gulden; höher als 200 Gulden belief sich kein Gehalt, die meisten stellten sich niedriger. — Noch war wie früher (s. S. 116 f.) der Studiengang streng vorgeschrieben, und der Umfang der Wissenschaftsgebiete nicht eben groß. In der Theologie wurde fast nur über Dogmatik und Exegese gelesen, in der Juristenfakultät über römisches und kirchliches Recht; in der Medizin legte man noch immer Galenus und Hippokrates zu Grunde und gab nur wenig über Anatomie und Arzneimittelkunde; in der philosophischen Fakultät wog die Auslegung antiker Autoren, allerdings nun nach den gereifteren Ergebnissen der Humanisten vor; daneben gab es Kollegien über Dialektik und Rhetorik, Mathematik und Physik. Häufige Disputationen förderten die Durcharbeitung des aufgenommenen Stoffes. Bei der verhältnißmäßig geringen Anzahl der Fächer war die Zahl der Professoren nicht groß. 1536 hatte Wittenberg 22 Dozenten, Jena im Jahre 1567 nur 16, Königsberg bei seiner Gründung nur 13.


Statue des Nikolaus Kopernikus zu Thorn.

Aber der Besuch von Seiten der Studirenden erscheint doch zum Theil sehr bedeutend, vor Allem im kleinen Wittenberg, dem geistigen Mittelpunkte der evangelischen Welt, das 1549 etwa 1000, 1561 sogar 2500 Studirende vereinigte und zwischen 1502 und 1677 nicht weniger als 75,528 in seine Listen eingetragen hat. In Jena studirten 1564 etwa 500, Königsberg hatte im ersten Jahre über 300. Freilich schwankten die Ziffern oft sehr, namentlich wenn Krieg oder Seuchen störend eingriffen. Wenn unter den Studirenden junge Edelleute und Fürstensöhne immer häufiger auftraten, so war das ein Beweis dafür, daß das Bedürfniß nach wissenschaftlicher Bildung auch diese ihr früher sehr abgeneigten Kreise ergriff. Da sie freilich oft mit „Bankettiren, Prangen und Schwelgen“ ein großes Wesen machten und Schlägereien oder Zweikämpfe keineswegs etwas Seltenes waren, so war der Gewinn für das gesellige Leben der Universität aus solchem Zuwachs oft recht zweifelhaft.

Auch auswärtige Hochschulen, außer Paris namentlich immer noch mit Vorliebe die oberitalienischen Padua, Ferrara und Bologna, wurden von jungen Deutschen, und keineswegs nur von künftigen Humanisten, trotz des religiösen Zwiespalts noch häufig besucht. Diese bildeten hier, wie auch andere Ausländer (Polen und Franzosen) landsmannschaftliche Vereine und hielten gegen die Fremden zusammen, was denn gelegentlich wol zu blutigen Händeln führte. Erst mit der Verschärfung des kirchlichen Gegensatzes verschwanden die evangelischen Deutschen allmählich von den Hochschulen Italiens.

Größere Umgestaltungen als im Universitätswesen haben Reformation und Humanismus im Schulwesen herbeigeführt, unterstützt in erster Linie von den städtischen Gemeinden, in zweiter auch von einzelnen Fürsten, welche wetteifernd neue Anstalten ins Leben riefen. Das Ziel, welches Luther, der zuerst 1524 die deutschen Städte zur Gründung von Schulen aufgefordert, in Verbindung mit Melanchthon dem Jugendunterricht setzte, war die Heranbildung tüchtiger Diener der Kirche und — woran früher Niemand gedacht — auch des Staats durch humanistisch-theologisches Studium. Neben der Kenntniß der religiösen Wahrheit erschien als die wichtigste Aufgabe Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche des Latein, der Alles beherrschenden Weltsprache jener Zeit, ohne deren Kenntniß damals in der That eine Theilnahme an der höheren Bildung ganz unmöglich war. Zur Erlangung dieser Gewandtheit diente besonders die Lektüre klassischer Autoren wie auch die praktische Uebung der aus ihnen gewonnenen Sprachkenntniß in Vers und Prosa; dazu kamen noch die Anfänge der Dialektik und Rhetorik. Die Realwissenschaften traten ganz zurück, wurden auf die Universitäten verwiesen. Den ersten sorgfältig berechneten Unterrichtsplan gab Melanchthon in seiner maßgebenden Schulordnung von 1528, welche drei Klassen unterschied und einen außerordentlichen Fortschritt insofern bezeichnete, als sie die Erreichung eines festen Zieles nach einem festen Plane und mit fester Begrenzung der Aufgabe für die einzelnen Klassen erstrebte. In dieser Richtung ging der berühmte Johann Sturm (1507—1589) auf seiner Musteranstalt in Straßburg noch weiter. Weniger von Melanchthon als von dem Vorbilde der Brüder vom gemeinsamen Leben (s. S. 140) in Lüttich ausgehend, wollte er seine Zöglinge schlechtweg zu Lateinern und nur zu Lateinern heranbilden, denen die eigene Muttersprache als barbarisch galt. Bahnbrechend war er dann durch Einführung der regelmäßigen Schulprüfungen und Versetzungen, die seitdem allgemeine Nachahmung fanden, und weithin wirkte sein Vorbild, bestimmte namentlich auch die Einrichtung der württembergischen Stiftsschulen und dadurch mittelbar auch der sächsischen Fürstenschulen (s. S. 281). Für Mitteldeutschland war in ganz ähnlicher Weise mustergiltig die Zwickauer Schule unter Petrus Plateanus (Rektor 1535 bis 1546, starb 1551), die auf denselben Grundsätzen beruhte. Im nordöstlichen Deutschland übte die Anstalt des Valentin Friedland aus Trotzendorf (1490—1556) im schlesischen Goldberg weithin den größten Einfluß, der bis nach Polen hinein reichte. Von hier ging auch Petrus



Georg Kremer (Mercator).

Vincentius in Breslau aus, während Michael Neander (1515—1579) Ilfeld im Harz zu großer Bedeutung erhob. Gleichmäßig freilich ergriff diese Umgestaltung des Unterrichtswesens Deutschland keineswegs; namentlich blieben die katholischen Landschaften darin weit zurück.

Auch hat die Unterrichtsweise Melanchthon's und Sturm's neben vielem Verdienstlichen ihre erheblichen Schwächen. Geradezu bedenklich erscheint ihre undeutsche Richtung, ihre Abkehr vom Volksthümlichen, und die damit unvermeidlich verbundene schroffe Scheidung des Gelehrten vom Ungelehrten hat der Nation zum dauernden Schaden gereicht. Seitdem zerfiel sie in zwei große Massen, die an Interesse und Empfindungen sehr wenig mit einander gemein hatten, und geradezu verwüstend hat dies später auf die deutsche Literatur gewirkt.

Die neuhochdeutsche Schriftsprache. Freilich, es war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Gegen die einseitigen Bestrebungen der Lateiner warf Luther sein gewaltiges Gewicht in die Wagschale, indem er die neuhochdeutsche Schriftsprache als einigendes Band für alle deutschen Stämme und Stände schuf und ihr erster großer Schriftsteller wurde.

Wenn man Luther den Schöpfer des Neuhochdeutschen nennt, so ist dies allerdings nicht ganz genau. Die Sprache, in der er schrieb, bestand schon vorher, und ebendeshalb schrieb er in ihr. Das Neuhochdeutsche beruht im Unterschiede vom Mittelhochdeutschen auf keinem einzelnen Dialekt, vielmehr ist es entstanden aus der Verbindung des bayerisch-österreichischen, der infolge der thatsächlichen Erblichkeit der Kaiserkrone im Hause Habsburg in der kaiserlichen Kanzlei herrschend wurde und sich durch den sehr frühen Uebergang von î in ei und û in au auszeichnet, mit mitteldeutschen Bestandtheilen, welche durch die vorwiegend dem fränkisch-thüringisch-meißnischen Sprachgebiete angehörenden Kurfürsten (Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen) hineinkamen. Diese Mischsprache wurde Anfangs am Reichstage und in den fürstlichen Kanzleien gebraucht, als eine amtliche, eine Reichssprache, weil dort unmöglich jeder in seiner heimischen Mundart schreiben und reden konnte, und ihrer hat sich, eben weil sie allgemeiner verständlich war als jeder Einzeldialekt, Luther bedient. Nicht der Schöpfer also, wol aber der Bildner des Neuhochdeutschen ist der Reformator gewesen. Freilich währte es ziemlich lange, ehe diese neue Sprache überall durchdrang. Noch um 1593 wurde in Deutschland in vier verschiedenen Mundarten gedruckt (niederdeutsch, schweizerdeutsch, bayerisch-österreichisch, neuhochdeutsch), aber allmählich verschwand diese Mannichfaltigkeit vor der siegenden Macht der Luther'schen Sprache, die durch die Schrift wie durch das Wort des Predigers überall eindrang. Zuerst auf diesem Gebiete hat Deutschland seine nationale Einheit gewonnen.

Literatur. Wie die Sprache, so ist auch die Literatur dieser Zeit von der Reformation und neben ihr vom Humanismus auf das allerstärkste beeinflußt worden. Ein gelehrtes biblisch-antikes Element drang in sie hinein, die volksthümlichen, namentlich die noch sehr beliebten, durch die prosaischen Volksbücher weitergetragenen sagenhaften Stoffe begannen zu verschwinden. Von den Gattungen hatte sich das reine Epos schon längst ausgelebt, und der Versuch Kaiser Maximilian's, in seinem Theuerdank (d. i. der auf Abenteuer denkende), der Erzählung seiner Werbung um Maria von Burgund, die sein Geheimschreiber Melchior Pfinzing überarbeitete, dasselbe in allegorischem Gewande neuzugestalten, war nicht eben glücklich. Rein epischen Charakter tragen wenigstens die poetische Erzählung, das Thiergedicht, wie es besonders Rollenhagen's „Froschmeuseler" vertritt (1542—1609), die Fabel, die in erster Linie von Erasmus Alberus (gest. 1553) und Burkard Waldis gepflegt wurde, das historische Volkslied, welches in dem aufregenden Getümmel der gewaltigen Zeit zu kräftigem Leben gedieh und weniger die Thatsachen als die Anschauungen des Volkes über dieselben getreulich wiederspiegelt. In der Lyrik kommt der zunftmäßige Meistergesang nicht über seine veralteten, pedantischen Formen hinaus; frisches Leben pulsirt nur im Volksliede, das alle Empfindungen bald ernst und wehmüthig, bald scherzhaft und naiv zu herzgewinnendem Ausdruck bringt, und in der neuen Schöpfung Luther's, im evangelischen Kirchenliede. Sie verdient als die größte poetische That des großen Mannes gefeiert zu werden. Bald durch Umdichtung von Psalmen und lateinischen Kirchengesängen, bald durch Umwandlung weltlicher Volkslieder in geistliche, bald endlich durch eigene, selbständige Dichtungen hat er seiner Kirche einen

unverlierbaren Schatz gesammelt und zahlreiche Nachahmer angeregt, so Paul Speratus (1484—1551), Justus Jonas (1493—1555), Johann Mathesius (1504—1568), Nikolaus Decius (gest. 1529), Philipp Nikolai (1556—1608). In volksthümliche Melodien gefaßt hat dies Kirchenlied Tausende von Herzen gewonnen und sich in den größten Nöthen als der sicherste Hort der evangelischen Christenheit erwiesen, weit über die deutschen Grenzen hinaus.



Aufführung eines Passionsspiels im sechzehnten Jahrhundert. Zeichnung von Ludw. Burger.

Wie so durch den Einfluß der erregten Zeit einzelne Gattungen der Poesie in den Vordergrund gerückt, andere zurückgeschoben wurden, so drückte das vorwiegend kirchliche Interesse allen Erzeugnissen bald ein lehrhaft-moralisirendes, bald ein satirisches Gepräge auf. Ja, das Lehrgedicht und die Satire entwickelten sich zu selbständigen Gattungen in Vers und Prosa. Jenes wird in breitester Ausdehnung durch die Meistergesänge, daneben durch die sogenannten Sprüche vertreten, diese, abgesehen von Sebastian Brant und Reineke de vos, die vor den eigentlichen Beginn der Reformation fallen und deren deshalb auch schon früher gedacht wurde (s. S. 109 u. 137 ff.), auf protestantischer Seite durch Ulrich von Hutten, freilich meist in lateinischer Form (s. oben S. 132 ff.), auf katholischer durch den Straßburger Franziskaner Thomas Murner (1475 bis ca. 1537) im „großen Lutherischen Narren", der „Schelmenzunft" und der „Gäuchmatt", die beide die Gebrechen der Zeit im Allgemeinen geißeln.

Selbst das Drama muß der kirchlichen Bewegung folgen. Das alte Mysterienspiel, aus dem sich anderwärts, auch im protestantischen England, ein volksthümliches und doch kunstmäßiges Drama entwickelte, verschwand im protestantischen Deutschland mehr und mehr, weil es mit dem katholischen Kultus eng zusammenhing. Eben deshalb erhielt es sich in den katholischen Landschaften, Oesterreich mit eingeschlossen, theils als Weihnachts-, theils als Passions- (Oster-)Spiel, das ja im bayerischen Ober-Ammergau zu so eigenthümlicher Blüthe gedieh. Besser behauptete sich das Fastnachtsspiel. Auf der andern Seite zeigen sich mannichfache Spuren des Einflusses antiker Vorbilder; denn auch die Humanisten dichteten eifrig lateinisch und deutsch, und in ihren Anstalten fand die Schulkomödie, von Schülern aufgeführt und den römischen Dichtern nachgeahmt, allerorten eifrige Pflege. Freilich äußert sich die Wirkung des römischen Vorbildes mehr in Aeußerlichkeiten. Man beginnt jetzt Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele, wiewol noch nach sehr äußerlichen Gründen, zu unterscheiden, führt die Eintheilung in Akte und Scenen durch, beschränkt vielfach die Dauer des „Spiels“ und die Zahl der Personen, verlegt den Gesang ausschließlich in die Zwischenakte. Die alte, in drei Stockwerken aufgebaute Mysterienbühne (Himmel, Erde, Hölle) wurde noch vielfach beibehalten, aber Hans Sachs berechnete seine Stücke schon auf die einfache Bühne, und in dieser Weise war auch das erste stehende Schauspielhaus in Deutschland, welches die Nürnberger Meistersinger im Jahre 1550 herstellten, eingerichtet. Noch fehlte es aber an Mitteln zur Verwandlung des Schauplatzes, weshalb denn in dieser Beziehung die Dramatiker jener Zeit sehr unbekümmert verfahren, und immer noch wurden die „Spiele“ von „Bürgern und Bürgerssöhnen“, nicht durch Schauspieler von Beruf, zur Aufführung gebracht. Als Dichtungen betrachtet, entbehren die Stücke fast durchgängig noch wirklicher Charakteristik der Personen und sind im Ganzen wenig mehr als Gespräche oder dramatisirte Erzählungen ohne wirkliche dramatische Handlung. Aus diesen Vorbedingungen ein wirkliches kunstmäßiges Drama herauszubilden, ist den Deutschen damals nicht gelungen.

Hans Sachs. Von allen den überaus zahlreichen Schriftstellern der Zeit ist unfraglich das vielseitigste, fruchtbarste und liebenswürdigste Talent Hans Sachs von Nürnberg (1494 bis 1576). Durch ehrsam bürgerliche Lehre und Wanderschaft zum tüchtigen Handwerker, durch Besuch der guten Lateinschulen seiner Vaterstadt (s. S. 126) zum gebildeten Manne gemacht und inmitten einer überaus rührigen und mit aller Welt in Verbindung stehenden Bevölkerung lebend, nahm er offenen Auges Alles in sich auf, was seine reiche Zeit bewegte, und fügte dazu die Früchte einer unermeßlichen Belesenheit. Daher entlehnte er seine Stoffe bald der Bibel, bald deutscher Sage und Geschichte, bald antiken oder fremden Schriftstellern wie dem Leben seiner Zeit. Er ist nicht satirisch; den heißen Kämpfen des Jahrhunderts folgte er mit wärmstem Antheil, ohne sich in das Gewirr zu stürzen, als Zuschauer. Er ist auch nicht eigentlich lyrisch, meidet vielmehr die Ausmalung von Empfindungen; er ist vorwiegend episch und will belehren, bald in ernster, bald in launig-schalkhafter Weise. Eine gesunde, ehrliche, evangelische Frömmigkeit und Sittlichkeit ist es, für die er überall eintritt. Für Luther hat er sich schon im Jahre 1523 entschieden ausgesprochen. Ganz erstaunlich ist die Zahl seiner Werke; im Jahre 1566 zählte er ihrer, genau im Kleinen, wie er überhaupt war, gegen 6000 (darunter 208 Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele), die er in 34 eigenhändig von ihm geschriebene Foliobände eingetragen hatte. Es giebt kaum eine poetische Gattung, in der er sich nicht versucht hätte; lehrhafte „Sprüche“ und epische Erzählungen, Meisterlieder, Fastnachtsspiele, Komödien und Tragödien drängen sich in bunter Folge, und in diesen wieder antike (Klytämnestra) und zeitgeschichtliche, deutsch-sagenhafte (der hürnen Seyfrid) und biblisch-legendarische (die ungleichen Kinder Evä) Stoffe. Auf Einzelnes einzugehen ist hier nicht möglich, da keine dieser Schöpfungen vor den anderen besonders hervorragt. Kein Dichter in der That, in dessen Versen sich vollständiger und treuer das deutsche Leben der Reformationsperiode wiedergespiegelt hätte! Aber um der Schöpfer eines deutschen Dramas in großem Stile, um ein deutscher Shakespeare zu werden, dazu hat es Hans Sachs nicht nur an wirklich genialer Anlage gefehlt, sondern noch mehr an einem großartigen nationalen Leben, dessen Schwung ihn emporgetragen hätte.

Noch verdienen eine besondere Erwähnung mehrere Sagenstoffe, die, zum Theil älteren Ursprungs, doch eben damals besonders ausgebildet und schließlich literarisch aufgezeichnet wurden. Vorzugsweise gern bearbeitet wurde die Geschichte vom Schwarzkünstler Dr. Faust.



Hans Sachs. Zeichnung von Professor A. Noack.

Einen Gelehrten dieses Namens, der in Wittenberg, Erfurt und Leipzig mit seinem Wissen und seinen Künsten Aufsehen machte, dann aber verscholl, hat es in der Reformationszeit wirklich gegeben. Dem Volke schien sein rastloses Streben über das Gewöhnliche hinaus — Faust nahm sich Adlers Flügel und wollte alle Gründe an Himmel und Erde erforschen, heißt es im Volksbuche — unheimlich, ja frevelhaft; so glaubte es, daß er schließlich sich mit dem Teufel verbündet habe und ihm am Ende verfallen sei. Doch im Grunde spiegelt sich im Faust der unersättliche Forschungstrieb des deutschen Geistes, wie er im Reformationszeitalter gewaltig hervorbrach. Das Volksbuch von Faust wurde zuerst im Jahre 1587 gedruckt. Ein beinahe ebenso beliebter Sagenstoff ist der vom Ewigen Juden, in welchem die Schicksale seines Volkes sich spiegeln und zugleich der Fluch des Unglaubens versinnbildlicht wird. Die erste gedruckte Bearbeitung dieser Erzählung erschien im Jahre 1602.

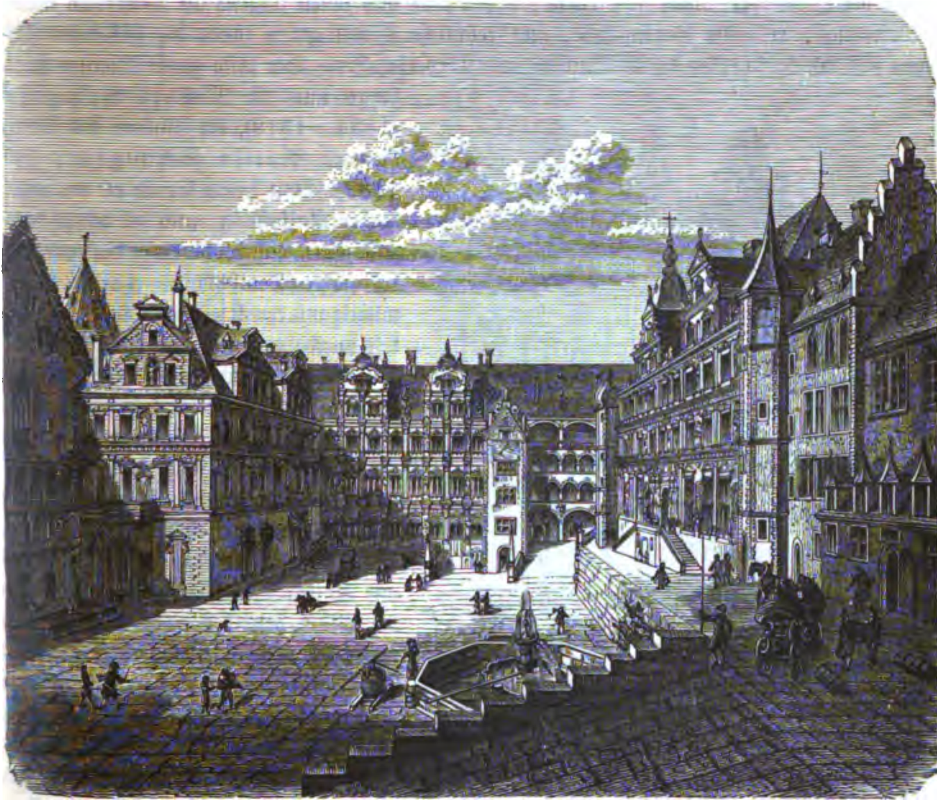
Baukunst. Wurzelte die Literatur ganz in den deutschen Verhältnissen, wenn sie auch, wie immer, mancherlei fremde Stoffe in sich aufnahm, so bemächtigte sich der deutschen Kunst ein übermächtiger fremder Einfluß, doch auch sie blieb im innersten Wesen deutsch. Am vollständigsten siegte das italienische Vorbild in der Baukunst. Hier trat es schon im Beginne des 16. Jahrhunderts auf und verdrängte rasch die einheimische Gothik, die freilich auch sich ausgelebt hatte. Italienische Künstler wirkten hier ganz unmittelbar; sie arbeiteten z. B. an dem Baue der Schlösser in Landshut und Dresden, wie an dem herrlichen Gartenhause (Belvedere) Ferdinand's I. zu Prag (Paolo della Stella) mit. Rasch ergreift dann ihre Kunstweise den weltlichen Bau der Fürsten und der Städte; zunächst freilich werden nur einzelne Bestandtheile herübergenommen, bald aber tritt eine systematische Nachbildung ein, obwol die vorspringenden Erker, die hohen gothischen Giebel und Eckthürme mit ihren Wendeltreppen häufig beibehalten, nur durch die Säulen- und Pfeilerstellung der Renaissance gegliedert werden. Aber die reich mit Bildwerk und Malerei verzierten Fronten, die weiten, von offenen Säulenhallen umgebenen Höfe, die großartigen Treppenanlagen, die prunkvolle Ausschmückung der Innenräume, wie sie die italienische Renaissance liebt, kehren auch in Deutschland wieder. So entstand das Schloß von Landshut nach streng römischem Vorbild (1536), das alte Schloß in Stuttgart seit 1553 (Aberlin Tretsch), ebendort das neue Lusthaus (1575—1593, Georg Behr), die Residenz in München (1600 bis 1616), die herrliche Anlage des Heidelberger Schlosses (1556—1559 und 1601 bis 1607), das französische Barbarei noch vor Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts in die schönste Ruine Deutschlands umschuf. In Dresden bauten die Albertiner Georg und Moritz (Hans Dehn von Rotfelser), in Torgau die Ernestiner (1532—1545, Konrad Krebs), im schlesischen Brieg die Piasten. Die Bürgerschaften blieben nicht zurück. Augsburgs Fuggerhaus mit seinem reichen Freskenschmuck wurde mustergiltig; in Nürnberg geben das Peller'sche Haus (1605) und das gediegene Rathhaus Holzschuchers (1616—1619) stattliche Beispiele; Köln fügte damals seinem gothischen Rathhause eine prunkvoll zierliche Vorhalle hinzu (1569—1571), aber auch Leipzig, Görlitz, Braunschweig, Bremen folgten dem Beispiele durch Neubauten privater und öffentlicher Art.



Dr. Faust. Nach einem Gemälde des Christoph von Scherer. (Zu S. 329.)

Plastik. Wenn so die Baukunst der Renaissance ziemlich gleichmäßig sich über Deutschland verbreitete, so blieben Bildhauerei und Malerei mehr an einzelne Mittelpunkte geknüpft, wiewol Meister zweiten Ranges allerorten erscheinen. Für die Bildhauerei war Nürnberg mustergiltig, die Blüte seiner Kunst aber fällt in den Anfang des 16. Jahrhunderts. In ihren Werken überwiegen die religiösen Gegenstände wie im ganzen Mittelalter, aber sie strebt in der Darstellung ihrer Gestalten nach größerer Naturwahrheit und seelischem Ausdruck in den Köpfen, sie wagt sich bereits unter dem Einflusse der Antike an die Bildung des nackten

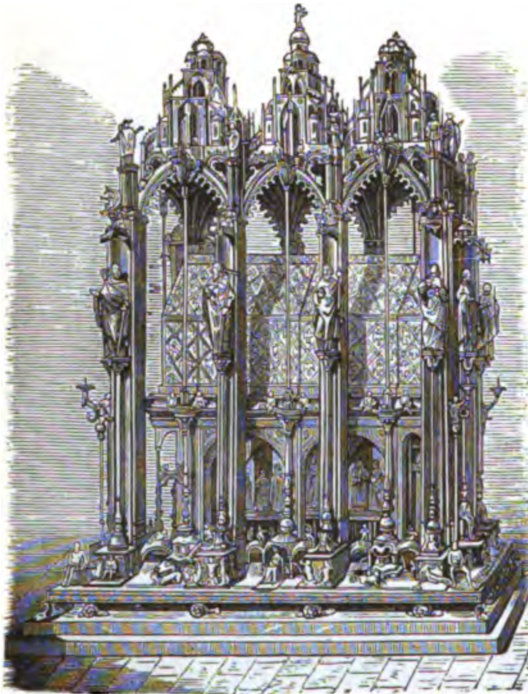
Körpers. In ihren Materialien schließt sie sich ebenfalls der mittelalterlichen Plastik insofern an, als sie sich noch häufig der echtdeutschen Holzschnitzerei bedient, die dann fast stets mit der Malerei in Verbindung tritt und in Niederdeutschland mehr als andere Gattungen zur Entfaltung kommt; doch verwendet sie auch Steinarbeit und Bronzeguß. So schuf Adam Krafft die sieben tief empfundenen Passionsreliefs (1490—1507), im Auftrage des Hans Imhof das wunderbare Sakramentshäuschen für die Lorenzkirche in der Form eines reichgegliederten und mit plastischen Gestalten geschmückten gothischen Thurmes (1496 — 1500), ein Werk von solcher Zierlichkeit, daß man im Ernste gezweifelt hat, ob es aus Stein gemeißelt sei.



Hof des Heidelberger Schlosses. (Zu S. 330.)

Veit Stoß (1450—1538) schnitzte für die Lorenzkirche in freischwebenden Figuren die Verkündigung Maria's (den sogenannten englischen Gruß). Den Gipfel plastischer Kunst aber erstieg der treffliche Peter Vischer (gest. 1529), der mehr als die Vorgenannten das Vorbild der Renaissance auf sich wirken ließ. Aus seiner Werkstätte ging in Bronze vor Allem das treffliche Sebaldusgrab hervor, das in Auffassung und sorgsamer Durchbildung der menschlichen Gestalten, besonders der Apostel, der italienischen Plastik völlig ebenbürtig ist. Vorzüglich durch Wiedergabe des seelischen Ausdrucks ist sein Bronzerelief im Regensburger Dome, des Lazarus Schwestern darstellend, wie sie den Heiland begrüßen. Auch an dem großartigen Grabmale, das Maximilian I. zu Innsbruck sich errichten ließ, hat er Antheil gehabt: die Gestalten des Ostgothen Theodorich und des Königs Artus rühren von ihm her. Die übrigen dieser achtundzwanzig Kolossalstatuen, zwischen 1513 und 1535 angefertigt, sind dagegen ebenso wie die dreiundzwanzig in der sogenannten silbernen Kapelle stehenden kleineren von einheimischen Künstlern, unter denen besonders Gilg Seßlschreiber genannt wird. Das Grabmal selbst mit seinem reichen Reliefschmuck rührt von Alexander Colin aus Mecheln her (1526—1612).

Malerei. Auch für die Malerei war Nürnberg eine Hauptstätte, welche die älteren Schulen von Köln, Prag, Straßburg übertraf, zunächst unabhängig von italienischem Einfluß. Vielmehr ist im ganzen 15. Jahrhundert und darüber hinaus das Vorbild der niederländischen (flandrischen) Schule für ganz Deutschland bestimmend gewesen. Die beiden Brüder Jan und Hubert van Eyck (1390—1441, bez. 1366—1426), ihre Häupter, wurden bahnbrechend durch Einführung der Landschaft als Hintergrund und die Durchbildung des seelischen Ausdrucks der Köpfe, während Körperhaltung, Gewandung und Gruppirung noch die alte steife Weise zeigen. In der Ausführung entfalten sie in streng realistischer Weise die liebevollste Sorgfalt, und für die ganze Zukunft von höchster Bedeutung war die Ausbildung der Oelmalerei durch sie. Diese Niederländer und ihnen folgend die Deutschen malten im Wesentlichen religiöse Gegenstände, und reichliche Arbeit gaben ihnen die zahllosen Stiftungen von Weihgeschenken durch Einzelne und Körperschaften. Der erste große Meister Nürnbergs nun ist Michael Wohlgemut (1434—1519), ein Schüler des Straßburgers Martin Schongauer (gest. 1488). Von jenem lernte er die naturwahre Auffassung, und es hängt damit zusammen, daß Wohlgemut der erste Porträtmaler Deutschlands ward. Ebenso wichtig wie durch seine malerische Thätigkeit wurde er durch die Ausbildung des Holzschnitts und des Kupferstichs. Jener ist sicher, dieser sehr wahrscheinlich eine deutsche Erfindung, und zwar rühren die ersten noch sehr rohen Arbeiten in Holzschnitt schon aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts her, die frühesten Kupferstiche deutschen wie italienischen Ursprungs etwa aus der Mitte desselben. In Italien zeichneten sich dann in dieser letztern Technik Andrea Mantegna (s. S. 68), Marcantonio Raimondi (geb. um 1488) und dessen zahlreiche Schüler aus, doch fand Kupferstich wie Holzschnitt während des sechzehnten Jahrhunderts ihre glänzende Ausbildung in Deutschland, wo alle bedeutenden Maler sie entweder selbst übten oder doch für sie zeichneten; ja, eben diese Mittel haben der deutschen Kunst einen so gewaltigen Einfluß auf das Volksleben, zumal auf die geistige Bewegung verschafft (s. S. 137 ff.). So hat Wohlgemut Koburger's oberdeutsche Bibel (1483) und Schedel's Weltchronik (1491—1493) mit Holzschnitten ausgestattet. Das Bedeutendste auf diesem Gebiete sind aber die kostbaren (118) Holzschnitte zum „Theuerdank“, der im Jahre 1517 in prachtvoller Ausgabe von Hans Schönsperger in Augsburg vollendet wurde, und die noch zahlreicheren (237) zum „Weißkunig“ (S. 119), von denen Hans Burgkmair aus Nürnberg die besten (24) lieferte. Die ebenso reiche als geschmackvolle Ausstattung der damaligen Druckwerke hängt eng mit der Blüte des Holzschnitts zusammen.


Das Sebaldusgrab. Von Peter Vischer. (Zu S. 331).

Albrecht Dürer. Doch Wohlgemut überbot bei weitem sein großer Schüler Albrecht Dürer (1471—1528). Anfänglich zum Goldschmied wie sein Vater bestimmt, trat er 1486 bei Wohlgemut in die Lehre und sah auf einer vierjährigen Wanderschaft (1490—94) außer dem größten Theile von Deutschland auch Venedig, hat aber von dessen Malerei, da sie eben in unsicherem Uebergange begriffen war, damals einen wirksamen Einfluß kaum erfahren.

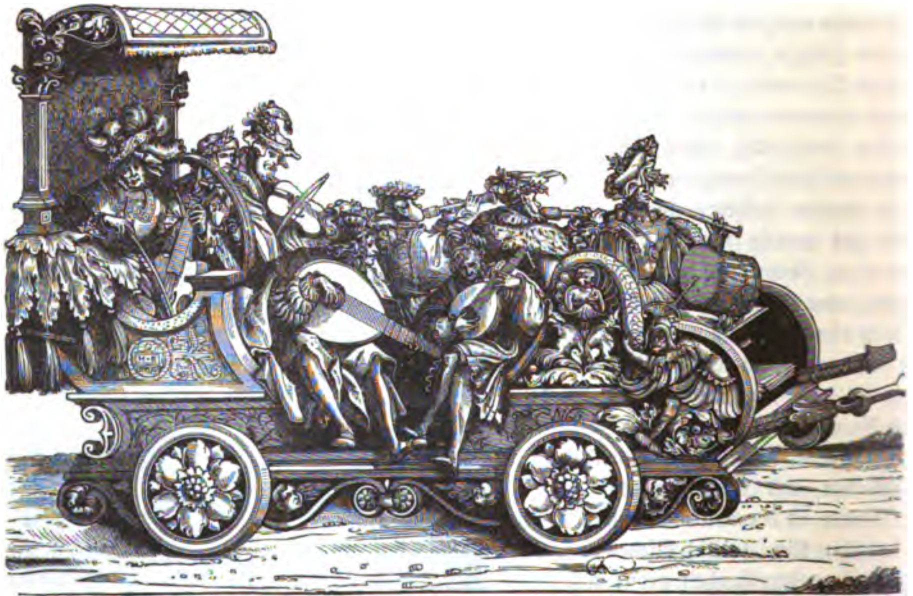
Nach Nürnberg heimgekehrt, gründete er sich einen Hausstand durch Vermählung mit Agnes Frey, der Tochter eines wohlhabenden und angesehenen Kaufmanns, welche erst durch böswillige Nachrede aus einer treuen Lebensgefährtin des Meisters zur keifenden Xanthippe entstellt worden ist. Mit ihrer Hülfe gelangte er durch fleißige Arbeit allmählich zu behaglichem Wohlstande, obwol er für seine Mutter und einige Brüder zu sorgen hatte, und kaufte 1509 das jetzt seinen Namen tragende Dürerhaus. Mehrere Reisen nach Venedig (1506—1507) und den Niederlanden (1519—1521) trugen ihm außer gutem Verdienst durch den Verkauf seiner Kunstblätter reiche Anregung und bewundernde Huldigungen ein. In Venedig besonders fühlte er sich so gehoben, daß er an Pirkheimer schrieb: „O wie wird mich nach der Sonne frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." Und doch hat es ihm auch in der Heimat an warmer Anerkennung nicht gefehlt. Kaiser Maximilian ehrte ihn hoch und verlieh ihm einen Jahrgehalt; mit zahlreichen Nürnberger Patriziern, vor Allem mit Pirkheimer, stand er in freundschaftlichstem Verkehr, und trauernd schrieb dieser nach des Freundes Tode: „Ihm war das Höchste verliehen: Schönheit, Talent und Vertrauen, das durch ehrenhaften Wandel erworben wird." Voll und ganz und sehr frühzeitig schloß sich Dürer der reformatorischen Bewegung an; schon 1518 hat er Luther mehrere seiner Stiche geschenkt, und manche seiner trefflichsten Werke wurzeln in seiner protestantischen Ueberzeugung, vor Allem die Apostel (s. unten). Er blieb ihr treu, auch als Pirkheimer, verletzt durch gewaltsame Vorgänge in Nürnberg, sich von ihr abwandte (s. S. 182). Doch die Sicherung der neuen Kirche hat er nicht erlebt, schon am 6. April 1528 ist er gestorben, erst 57 Jahre alt.



Das Sakramentshäuschen. Nach Adam Krafft. (Zu S. 331).

Dürer ist der vollkommenste Vertreter der deutschen Art. Freilich blieben ihm, Dank der deutschen Zerrissenheit, große monumentale Aufgaben versagt — weder Maximilian noch der Rath zu Nürnberg hatte einen Auftrag derart für den größten Künstler des Vaterlandes — um so mehr wurzelt seine Kunst im deutschen Hause und seiner Sitte. In diese Umgebung versetzt er auch harmlos die biblischen Gestalten: es sind Bilder deutschen Lebens, die er hier zeichnet, verklärt im Glanze der heiligen Geschichte. Fast ist er mehr Zeichner als Maler; wenn ihm aber die italienische Meisterschaft in der Behandlung der Farben fehlt, so strebt er um so mehr danach, das innere Wesen seiner Menschen zum Ausdruck zu bringen. Ganz realistisch giebt er die Natur wieder, zuweilen bis zum Unschönen; erst später, unter italienischem Einfluß, erhebt er sich zu der Erkenntniß, das Höchste der Kunst sei die gesteigerte, von allen zufälligen Unvollkommenheiten befreite Natur. Aber überall ist die Klarheit seiner Motive, die scharfe Charakteristik, die Sicherheit und der Fleiß in der Ausführung bewundernswerth. Seine großen Gemälde behandeln alle religiöse Gegenstände (so das Rosenkranzfest, die Himmelfahrt Maria's, das Allerheiligenbild, die vier Apostel, die Krone seiner Werke, 1526 vollendet), aber fast noch bewundernswürdiger erscheint er in seinen zahllosen Kupferstichen und Holzschnitten, die von einer unbeschränkten Erfindungsgabe und einem ganz unermeßlichen Fleiße

zeugen. So hat er in großen Bilderkreisen das Leben Maria's, dreimal die Leidensgeschichte Christi, in mächtigen Blättern Scenen aus der Offenbarung St. Johannis (darunter die berühmten „apokalyptischen Reiter") dargestellt. Dazu ist er unerreicht in seinen Porträts: Friedrich den Weisen, Kaiser Maximilian (danach die Vignette S. 77), Pirkheimer (S. 125) Melanchthon, auch mehrmals sich selbst hat er so lebendig wiedergegeben, daß sie der Nachwelt in seiner Auffassung immer vor Augen stehen werden. Für die Landschaftsmalerei war er bahnbrechend in der deutschen Kunst; zwar hat er niemals eine Landschaft um ihrer selbst willen dargestellt, aber den Hintergrund seiner Bilder füllt er mit überaus treu und scharf aufgefaßten, nicht frei erfundenen Landschaften aus, wie es schon die Niederländer und hier und da auch Wohlgemut gethan, und zahllos sind landschaftliche Aufnahmen in seinen Handzeichnungen. Den denkenden Künstler, der die Gesetze, nach denen er schafft, ergründen will, bewährte er durch theoretische Schriften, die „Unterweisung der Messung" (1525) und die „Vier Bücher von menschlicher Proportion" (1528). Im „Unterricht zur Befestigung" wandte er seine mathematischen Kenntnisse sogar nach dieser höchst praktischen Seite hin an (1527), ja, er wird als Gründer einer besonderen deutschen Befestigungskunst gepriesen, die in dem jetzigen (sogenannten neupreußischen) System ihre Vollendung erfahren hat.



Triumphwagen Maximilian's. Nach dem Entwurf von Hans Burgkmair. (Zu S. 332.)

Hans Holbein. Bei weitem mehr als Dürer steht Hans Holbein (der Jüngere) von Augsburg (1497—1543) unter dem Einflusse Italiens, wie denn dieser überhaupt — eine Folge des lebhaften Handels (s. S. 86) — in Augsburg sehr früh und sehr stark sich geltend machte. Vom Vater zum Maler erzogen, erfuhr dann Holbein im reichen, frohsinnigen Basel den ganzen Einfluß des Humanismus und der Reformation und sah auf einer Reise in die Lombardei die Wunder der italienischen Kunst mit eigenen Augen. Dann ging er im Jahre 1526 nach England, wo er mit kurzen Unterbrechungen als Hofmaler Heinrich's VIII. bis zu seinem Tode blieb. Und hier hat er denn auch die Seite seiner Thätigkeit entfaltet, durch welche er unter den deutschen Malern jener Zeit einzig dasteht: die Kunst des Porträts. Seine Bildnisse stellen eine Galerie fast aller bedeutenden Persönlichkeiten dieser Jahrzehnte dar. „Der macht Gesichter, wir anderen nur Masken" rief bewundernd ein Italiener. Und mit welcher Sauberkeit und Sorgfalt, mit welch plastischer Naturtreue malt er auch das Nebenwerk, Kleider und Stoffe, Waffen und Geräth! Aber damit war seine Begabung nicht erschöpft. Seine Passionsbilder gehören zu dem Mächtigsten, was die deutsche Kunst geschaffen, und

seine Maria als Beschützerin der Familie, das liebliche Ideal holder deutscher Weiblichkeit, ist das deutsche Gegenbild zu Raffael's Sixtinischer Madonna geworden (Darmstadt und Dresden). Ihm wurde weiter das Glück großer Aufgaben zutheil: in einer Säulenhalle des Rathhauses zu Basel malte er Bilder aus der alten Geschichte, im deutschen Stahlhofe zu London den Triumphzug des Reichthums und der Armuth (Plutos und Penia), beide nach des Venezianers Mantegna Vorbild. In die religiöse Bewegung griff er ein durch zahllose Holzschnitte, die er für Baseler Buchhändler namentlich zur Bibel zeichnete, und in geistvoll ergreifender Weise durch den berühmten Todtentanz (1538).



Facsimile aus Albrecht Dürer's kleiner Passion. (Zu S. 332.)

Die reich entfaltete Kunst Süddeutschlands verpflanzte Lucas (Sunder aus Cronach oder) Cranach (1472—1553) nach dem Norden, ein treuer Diener Johann Friedrich's von Sachsen, dessen Gefangenschaft er sogar theilte, ein aufrichtiger Anhänger der Reformation, als Maler reich an volksthümlicher Gemüthlichkeit und voll jenes naiven Humors, der ihn zum Hans Sachs unter den Malern macht, in seiner Auffassung und Darstellung Dürer am nächsten, gleich thätig als Darsteller religiöser Gegenstände wie von Porträts, aber an Kraft und Tiefe dem großen Nürnberger nicht gewachsen. Auf das Volk wirkte er wie dieser durch seine zahlreichen Holzschnitte, die oft wirkungsvoll in den Gang der Reformation eingriffen, so in dem berühmten Passionale Christi und Antichristi, d. i. des Papstes, denn ihn faßt er als das Gegenbild, nicht als den Stellvertreter Christi auf (S. 137).

Eine im späteren Mittelalter besonders hoch entwickelte Gattung dieser Kunst, die Glasmalerei, trat seit dem Beginne der Reformation mehr zurück. Denn ihre großen Aufgaben, die Herstellung von Kirchenfenstern, hingen aufs Engste mit den katholischen Anschauungen zusammen, da sie meist auf frommen Stiftungen beruhten. Sie beschränkte sich also mehr und mehr auf kleinere Arbeiten für Rathhäuser, Zunftstuben, Schützensäle oder auch Privaträume, wobei sie neben biblischen auch weltliche Gegenstände, wie Wappen, Geschichts- und Volksscenen, zur Darstellung brachte. Bedeutend war noch Veit Hirschvogel in Nürnberg

(1461—1525), der Fenster für die Kirchen St. Lorenz und St. Sebald malte; besonders lange, bis tief ins 17. Jahrhundert, erhielt sich die ganze Kunstübung in der Schweiz.

Das Kunsthandwerk. Es entspricht der Stellung, die alle, auch die größten Künstler, als Mitglieder einer Zunft einnahmen (s. S. 83), daß auch in Deutschland der engste Zusammenhang zwischen Kunst und Handwerk bestand, daß die größten Meister, wie Holbein und Dürer, es nicht verschmähten, Entwürfe für Gebrauchsgegenstände zu liefern, also das Handwerk, wo es nicht blos das allergewöhnlichste Bedürfniß zu befriedigen hatte, zum Kunsthandwerk wurde, wie gleichzeitig in Italien (s. S. 74 und die Tafel S. 75, welche viele Gegenstände der deutschen Renaissance enthält). Dabei wirken sehr oft verschiedene Kunstfertigkeiten zur Herstellung eines Stückes zusammen, nnd fördernd erwies sich ebenso die Kunst- und Prachtliebe fürstlicher Herren wie wohlhäbiger Patriziergeschlechter und Zünfte.

Die Kunsttischlerei erreichte in Verbindung mit der immer noch blühenden einheimischen Holzschnitzerei einen Grad der Vollendung, dem das 19. Jahrhundert erst allmählich wieder zustrebt. In schönem, gediegenem Material, oft dem prächtigsten Eichenholz, durchaus in den Bau- und Schmuckformen der Renaissance führt sie Truhen, Schränke, Kredenztische, Sessel, Schmuckkästen, Gewehrschäfte, Thüren, Holzvertäfelungen aus, verziert sie oft mit geschmackvoller eingelegter Arbeit (Intarsiatura) aus farbigem Holz, Elfenbein oder Metall, und schmückt besonders kostbare Stücke wol auch mit gravirter oder gegossener Metallarbeit und Figuren in Elfenbein oder Halbedelsteinen. In solcher Kunstübung zeichneten sich Augsburg, Nürnberg, Dresden, aber auch einzelne Striche von Niederdeutschland und der Schweiz aus.

Die uralte Fabrikation von Thongefäßen lieferte außer den künstlerisch mit gepreßtem, zuweilen auch bemaltem Ornament geschmückten Steinkrügen, wie sie namentlich in den Rheinlanden von den „Krukenbäckern" um Selters, Köln, Raren im Limburgischen, auch in Creussen bei Baireuth vortrefflich hergestellt wurden, jetzt nach italienischem Vorbilde, wenngleich in geringerer Vollendung, auch Majoliken und Fayencen (s. S. 74), z. B. in Sachsen, Tirol und Nürnberg, wo Augustin Hirschvogel (1488—1560) gerühmt wird, der in Venedig seine Schule machte, und wußte nicht weniger die heimischen Kachelöfen durch bemalten oder bildnerischen Schmuck zu wahren Kunstwerken zu gestalten; darin ragten besonders Süddeutschland und die Alpengegenden hervor.

Von keinem Lande ließ sich Deutschland in der Bearbeitung der Metalle übertreffen. Phantastisch verschlungene Beschläge und Gitter von geschmiedetem Eisen schmückten die massiven Eichenthüren; in derselben Technik entstanden Hand-, Stand- und Wandleuchter. Musterhaft und weit über die Grenzen des Reiches hinaus gepriesen wurden die Leistungen der deutschen Waffenschmiede. In Plattenharnischen arbeiteten die Augsburger, wie Lorenz Plattner oder Desiderius Kolmann, wol am vorzüglichsten, doch standen Innsbrucker und Münchener Meister, wie z. B. Hans Müelich oder Miehlich, nach dessen Entwürfen die Prachtrüstungen mehrerer französischen Könige angefertigt worden sind, nicht zurück. Dem Luxus und Kunstsinne dieser Zeit genügten nicht mehr die glatten oder kannelirten Rüstungen (s. Tafel S. 75, Fig. 11), ganze Gruppen mythologischer oder historischer Gestalten wurden jetzt aus dem Metall getrieben oder in demselben ciselirt. Die prachtvollste und künstlerisch vollendetste Arbeit dieser Art dürfte die Silberrüstung sein, welche ein Augsburger Meister für Kurfürst Christian II. von Sachsen anfertigte und mit den Thaten des Herkules in getriebener Arbeit verzierte. Für die Herstellung schneidender Waffen konnte schon damals Solingen als ein Hauptort gelten, wie denn der Ursprung des Gewerbes hier bis ins 12. oder 13. Jahrhundert zurückgeht. Zu Kunstwerken wurden solche Waffen theils durch die prächtig geschmiedeten oder in Eisen geschnittenen Gefäße, theils durch die auf der Klinge eingeätzten, ciselirten oder eingeschlagenen (tauschirten) Ornamente, wozu nicht selten große Künstler die Zeichnungen lieferten. Unter den durch Guß hergestellten Feuerwaffen bot natürlich das Rohr des Geschützes den geeignetsten Raum zu künstlerischer Verzierung, wie z. B. auf einem solchen, das auf Sickingens Ebernburg im Jahre 1523 erbeutet wurde (s. S. 176), der Ritter mit seiner ganzen Familie und dem heiligen Franciscus dargestellt war. Hier haben Nürnberg und Innsbruck besonders

Ausgezeichnetes geleistet. Der nahe damit verwandte Glockenguß — denn Stück- und Glockengießer waren identisch — erreichte seine höchste Blüte in den letzten Jahrzehnten des 15. und den ersten des 16. Jahrhunderts. Vielleicht der größte Meister aller Zeiten, sicherlich seiner Zeit, war darin Gerhard de Wou (1474—1527), ein Niederländer, der jedoch seine Werke auch über ganz Nordwestdeutschland verbreitete. Auch das Hausgeräth aus Zinn und Messing hat diese Zeit künstlerisch veredelt, ohne dabei der Natur dieser Metalle Gewalt anzuthun.

Am meisten der Kunst nähert sich die Metallarbeit begreiflicherweise da, wo sie als Juweliertechnik gar nicht für das unmittelbare Bedürfniß, sondern lediglich für den Luxus arbeitet und die edelsten Stoffe mit einander zu harmonischer, auch farbiger Wirkung vereinigt, also Gold und Silber mit Edelsteinen, Elfenbein, Muscheln, Email und Glas oft an demselben Gegenstande verbindet. So stellten die Meister dieser Zeit, zuweilen wahre Tausendkünstler, Ketten, Ringe, Juwelen- oder Reliquienkästchen, Buchbeschläge, Tafelaufsätze, Pokale und andere Gefäße dar in den Formen der Renaissance, wo sich die Möglichkeit bot, auch mit reichem Schmuck an Figuren in erhabener oder runder Ausführung.





Aus Holbein's Todtentanz. (Zu S. 335).
Das Wappen des Todes. Der Tod und der Geizhals.

Unter allen der bedeutendste Juwelier war wol Wenzel Jamnitzer aus Wien (1508 bis 1586), der jedoch in Nürnberg seine eigentliche Heimat gefunden hat und für den Rath daselbst auch sein Hauptwerk, einen prachtvollen Tafelaufsatz, lieferte, neben ihm Hans Müelich in München, Daniel Kellerthaler in Dresden u. A. Eben das bayerische Herzogshaus hat diesen edelsten Zweig des Kunstgewerbes damals besonders gefördert. Albrecht V. (1528 bis 1579) wurde der Begründer der berühmten Kunstkammer, für welche überall Agenten thätig waren, eine ganze Anzahl Münchener, Augsburger und Nürnberger Meister arbeitete, und allein für Goldarbeiten nachweislich ein Aufwand von 200,000 Gulden gemacht wurde, so daß ein Verzeichniß aus dieser Zeit 3047 Gegenstände aufweist. Auch der Ursprung des Grünen Gewölbes in Dresden, der kostbarsten und reichsten aller dieser Sammlungen, geht auf diese Zeit zurück und zwar vor Allem auf Kurfürst August (1553—1586).

In der Herstellung kostbarer Stoffe mit künstlerischem Muster stand Deutschland unfraglich hinter Italien, Spanien und den Niederlanden zurück, weniger in der bunten Leinenstickerei und in der künstlerischen Bearbeitung des Leders, z. B. bei Bucheinbänden, die in erhabener Pressung oft figurenreiche Ausführungen zeigen.

Alles in Allem betrachtet, behauptete Deutschland im Kunsthandwerk einen sehr hohen Rang. Erst der Dreißigjährige Krieg hat diese Blüte zerstört, und langsam finden die Deutschen gegenwärtig den Weg zurück zu der Vollendung, die ihre Vorfahren bereits vor 300 Jahren erreicht hatten.

Vorübergehend ist der Aufschwung gewesen, den das geistige Leben Deutschlands unter dem Doppeleinfluß der Renaissance und der Reformation genommen hat, dauernd die Wirkung. Wir fragen deshalb zum Schluß: Was hat die Reformation Neues in die Welt gebracht, was hat sie geleistet für den Fortschritt der menschlichen Gesittung?

Es war der germanische Geist, der sie hervorrief, und die Germanen sind es im Wesentlichen auch, in deren Ländern die neue Kirche gegründet wurde: der größte Theil Deutschlands und der Schweiz, ganz Skandinavien und England. Darüber hinaus trieb der neue Glaube seine Lebensströme bis tief in die romanische und die slavisch-magyarische Welt; aber germanisch ist sein Geist immer geblieben.

Die römische Kirche hatte zwischen Gott und den Menschen den Klerus als Mittler gestellt mit der Gewalt, zu binden und zu lösen, und den Herrn des Himmels fast verschwinden lassen hinter einer bunten Schar von Heiligen, also daß an die Stelle des einen Gottes thatsächlich eine heidnische Vielheit trat. Der Protestantismus brach diese Stellung des Klerus und stürzte die Heiligen von ihren Thronen; er setzte den Menschen wieder in ein unmittelbares Verhältniß zu seinem Gott, verpflichtete Jeden, in persönlicher Erfahrung den Glauben in sich lebendig und wirksam zu machen, gestaltete die Religion zu persönlicher Gewissenssache jedes Einzelnen. Das spätere Mittelalter hatte ferner durch die praktische Verbildung der Lehre von den „guten Werken" das innere religiöse Leben fast erstickt unter einem Wuste von Aeußerlichkeiten; der Protestantismus legte das Gewicht allein auf die Gesinnung, und äußere Handlungen haben für ihn nur insoweit sittlichen Werth, als sie aus echter Gesinnung fließen. Freiheit und Innerlichkeit des religiösen Lebens, das sind die großen Grundzüge der neuen und doch altchristlichen Lehre, und sie entsprechen zugleich dem germanischen Geiste, stehen in vollem, bewußtem Gegensatze zu jener romanisch-katholischen Weltanschauung, die für die Gewissensfreiheit des Einzelnen die Autorität des Priesters, für die Innerlichkeit des Gefühls die äußere Uebung setzte. Freilich, auf der Grundlage persönlicher Freiheit eine Kirchenverfassung zu gründen, das war unendlich schwerer als auf der der Autorität, und weit hinter der Wucht und Geschlossenheit der päpstlichen Kirche ist deshalb die Regellosigkeit und Mannichfaltigkeit der evangelischen Kirchen zurückgeblieben; aber der Protestantismus hat es verschmäht, die Form der Kirche auszubilden auf Kosten des religiösen Lebens, zu dessen Pflege sie da ist, und er muß überall die Freiheit der Ueberzeugung achten, will er nicht seinem Wesen untreu werden.

Ferner hatte das Mittelalter die Wissenschaft im Banne der kirchlichen Ueberlieferung gehalten, und was aus diesem Rahmen heraustrat, als ketzerisch verdammt. Der Protestantismus im Bunde mit dem Humanismus erhob durch den Grundsatz der Gewissensfreiheit die freie Forschung zum Prinzip, welche die Wahrheit sucht und nichts weiter, die keiner Autorität sich fügt außer der besserer Erkenntniß.

Endlich hatte die päpstliche Kirche den Staat behandelt als ein Ding niederer Gattung, als eine menschliche Einrichtung, so tief unter der von Gott begründeten Kirche, wie unter dem Himmel die Erde. Die Reformation stellte den Staat auf eigene Füße, erkannte an, daß er wie die Kirche einen sittlichen Selbstzweck habe, die Rechtsordnung der bürgerlichen Gesellschaft, und von Gott sei wie die Kirche, daß er infolge dessen sittlich der Kirche gleichstehe, in allen irdischen Beziehungen ihr übergeordnet sei. Indem aber der Protestantismus, auf älteren Ansätzen weiter bauend, der Staatsgewalt einen wesentlichen Einfluß auf das Kirchenregiment einräumte, hat er ihr neben ihrer sittlichen Selbständigkeit eine Stärke gegeben, wie sie niemals ein mittelalterlicher Staat besessen hat und besitzen konnte. In Skandinavien und England kam dies der nationalen Monarchie zugute, in Deutschland den Einzelfürsten, weil das Kaiserthum es nicht verstanden hatte, den verheißungsvollsten Augenblick der deutschen Geschichte in großem Sinne auszunützen. Damit hatte es zugleich die Möglichkeit der politischen und sozialen Reform verspielt. Mit furchtbaren Kämpfen hatte Deutschland diesen Fehler schon zu büßen gehabt und mit furchtbareren sollte es ihn noch büßen. Aber hatte es auch seine politische Neugestaltung nicht erreicht — daß es die Reformation geboren, das allein würde ihm für immer einen stolzen Rang unter den Völkern der Erde sichern.



Zweiter Zeitraum.

Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege.

Das katholische Süd-Europa.



Die Neugründung der katholischen Kirche.

Ein ungeheurer Abfall hatte die germanischen Völker von der päpstlichen Kirche losgerissen und neue kirchliche Ordnungen unter ihnen hervorgerufen. Aber jene war zwar erschüttert, doch nicht vernichtet; ja, sie fand in dem Abfalle der Germanen den Antrieb, sich aufzuraffen, die unleugbaren Mißbräuche zu beseitigen, die alten Einrichtungen mit neuem Geiste zu erfüllen, und bald ging sie zum Angriff über, um die protestantischen Kirchen zu Boden zu werfen, das Verlorne wiederzugewinnen. Damit verbindet sich aufs Engste die Politik der spanischen Habsburger. Indem sie allerorten das Banner des Katholizismus entfalten, erstreben sie die Begründung der dauernden Uebermacht ihres Staates und ihres Geschlechts, das katholische Weltreich. Doch in furchtbarem Zusammenstoße mit Frankreich und den germanisch-protestantischen Völkern Westeuropa's erliegen sie und richten Spanien zu Grunde, während jene sich aufrichten in stolzer Selbständigkeit. Endlich sammelt Spanien im Bunde mit Oesterreich seine letzten Kräfte zum letzten Male gegen den deutschen und niederländischen Protestantismus, und dreißig Jahre lang wird Deutschland der Kampfplatz aller Nationen Europa's in dem ersten **europäischen** Kriege, den die Geschichte kennt. Doch wenn es auch darüber beinahe zu Grunde geht: die Habsburger erliegen, der Gedanke des Protestantismus und der Völkerfreiheit behauptet den Sieg. — Zuerst in Spanien war der Versuch gemacht worden, durch strenge Zucht, eifrige Seelsorge und hingebende Barmherzigkeitspflege dem Verfalle entgegenzutreten, ohne die hierarchische Verfassung, das ganze überlieferte Kirchenwesen aufzugeben. Dieser spanische Geist wirkte dann auf Italien hinüber, ergriff schließlich auch das tief gesunkene Papstthum und schuf die Kirche zu einer fest in sich geschlossenen, von zahllosen Priestern und Laien mit Begeisterung vertretenen, siegessicheren Gemeinschaft um.

Neue Mönchsorden. Der erste Anstoß zu dieser Bewegung ging von einzelnen Mönchsorden aus. Hier trieb die mehr und mehr anwachsende Gefahr für den ganzen Bestand der Kirche eine strengere Richtung hervor, die auf schärfste Beobachtung der Ordensregeln drang, so bei den Camaldulensern und Franziskanern, von welch letzteren sich die strengen **Kapuziner** durch **Matthäus Bassi** im Jahre 1526 absonderten; doch blieb dies Alles naturgemäß auf eben diese Orden beschränkt. Erst der Orden der **Theatiner** brachte etwas Neues. Er wurde

im Jahre 1524 von dem friedfertigen Gaetano de Thiene und dem leidenschaftlichen Neapolitaner Johann Peter Caraffa (damals Bischof von Teate oder Chieti, später Papst Paul IV.) gestiftet, welche kurz zuvor mit einer Anzahl ernster Männer, meist hoher Geistlicher, die „Brüderschaft der göttlichen Liebe“ (Oratorio del divino amore) gegründet hatten, um dem Verfalle der Kirche entgegenzuarbeiten. In einem kleinen Hause auf dem Monte Pincio zu Rom untergebracht, traten die Theatiner energisch in die Oeffentlichkeit durch Predigt und Krankenpflege in den Hospitälern, suchten auch die Bildung von Weltgeistlichen in die Hand zu bekommen, blieben aber immer ein wenig zahlreicher Orden aristokratischen Gepräges. In Mailand entstanden unter dem Eindrucke der verwildernden und verwüstenden Greuel der italienischen Kriege die Barnabiten für Unterricht und Barmherzigkeitspflege, in Venedig nach dem Muster der Theatiner für dieselben Zwecke die Kongregation von Somasca, 1540 bestätigt und durch zahlreiche Hospitäler in ganz Oberitalien wirksam. Andere Orden kamen in Spanien auf. Hier wurde ein Portugiese, der sich Johann von Gott (de Dio) nannte, angeregt durch Johann von Avila, der Stifter der edlen Genossenschaft der Barmherzigen Brüder (zuerst 1540 in Granada), die 1572 die Augustinerregel annahm und später in Frankreich den verwandten Verein der Barmherzigen (grauen) Schwestern durch Vincenz von Paula entstehen sah (1629); Therese von Cespeda, die Tochter einer adeligen Familie in Avila, deren ganze Ueberlieferungen auf den Kampf gegen die Ungläubigen hinwiesen, führte unter Philipp II. den Karmeliterorden zu seiner ursprünglichen strengeren Observanz zurück.

Doch alles dies war verhältnißmäßig von untergeordneter Wichtigkeit, konnte am allerwenigsten dem Protestantismus seine Fortschritte streitig machen. Schärfere Waffen fand der Katholizismus in der Inquisition, im Jesuitenorden, in den Beschlüssen des Tridenter Konzils.

Die Inquisition. Die Inquisition bestand freilich schon seit Innocenz III. (1198 bis 1216) und im Jahre 1356 waren ihre Grundsätze gesammelt worden. Aber sie war mit dem Verfalle der Kirche selbst in Verfall gerathen und nur in Spanien, dessen kirchlichen Fanatismus die Maurenkriege lebendig erhielten, im Jahre 1481 durch Ferdinand und Isabella wiederhergestellt, zu einer nationalen Einrichtung gemacht worden (s. S. 10). Nach diesem Vorbilde und angeregt von einem Spanier, Juan Alvarez de Toledo, Erzbischof von Burgos, dessen Vorschlag Ignatius Loyola, der Stifter des 1540 anerkannten Jesuitenordens, befürwortete, erließ Papst Paul III. am 21. Juli 1542 die Bulle, welche das alte Glaubensgericht zunächst für Italien wieder ins Leben rief. In Rom richtete Kardinal Caraffa 1536 ein eigenes Haus als Sitz des furchtbaren Gerichts ein, das sechs Kardinäle bildeten, ernannte Kommissare für die einzelnen Länder, ging mit erbarmungsloser Strenge ohne Rücksicht auf Stand und Würde vor. Die Schuldigen traf Tod und Konfiskation ihrer Güter, die Reuigen wurden mild behandelt, aber beständig überwacht. Gegenüber dieser fürchterlichen Härte und allumfassenden Gewalt war nur Flucht oder Unterwerfung möglich, denn überall lieh die weltliche Macht ihren Arm. Was in Italien dem Protestantismus Aehnliches sich etwa geregt hatte, war in kürzester Zeit vernichtet. Vergerio, der einst mit Luther verhandelt, wanderte aus und wurde Protestant; der Abt Petrus Martyr und der Kapuzinergeneral Ochino gingen als Professoren nach Straßburg, dann nach Oxford und Cambridge. Aonio Paleario, der Verfasser des Buches „Ueber die Wohlthat Christi“, des hervorragendsten evangelischen Werkes der italienischen Literatur (1542), war zweimal der Inquisition entgangen; als er aber dem Konzil zwanzig durchaus protestantische Sätze übergab, ließ ihn Pius V. gefangen setzen, verurtheilen und verbrennen (1570). Selbst der höchste Rang schützte nicht. Renata von Este, die Gemahlin des Herzogs Ercole von Ferrara (seit 1528), Tochter Ludwig's XII. von Frankreich, hatte in ihrer Heimat evangelische Ideen in sich aufgenommen und hielt, umgeben von gleichgesinnten Franzosen, auch in Italien daran fest. Ihr Gemahl aber ließ sich von Paul III. bestimmen, die „französischen Ketzer“ auszuweisen (1535); selbst von ihren Kindern wurde sie getrennt und in unwürdiger Gefangenschaft gehalten, bis sie endlich nach dem Tode Ercole's in die Heimat zurückkehren durfte. — Aber nicht nur das: auf das gesammte geistige Leben legte die Inquisition lähmend ihre eiserne Hand durch die Büchercensur. Schon

1543 befahl Caraffa, daß kein Buch ohne Erlaubniß des Gerichts gedruckt werde. Die verbotenen Bücher wurden in besonderem, jährlich anwachsendem Verzeichniß zusammengestellt (Index librorum prohibitorum); die ersten Listen erschienen in Löwen und Paris, spätere in Venedig, Florenz, Mailand, die in der Folge maßgebenden in Rom seit dem Jahre 1559. In Masse wurden die weggenommenen Bücher verbrannt und so gründlich ihre Vernichtung betrieben, daß die Schrift „Ueber die Wohlthat Christi" völlig verschwand und erst in unserer Zeit in wenigen Exemplaren wieder aufgefunden worden ist.

Der spanische Geist war es, der die Inquisition ins Leben rief; doch seine Thätigkeit gipfelte in der Stiftung des Jesuitenordens.

Loyola und die Stiftung des Jesuitenordens. Iñigo (Ignatius) Lopez de Recalde y Loyola (nach seinem Familienschlosse) stammte aus einem der angesehensten Geschlechter der baskischen Landschaft Guipuzcoa und war im J. 1491 geboren. Am Hofe Ferdinand's des Katholischen wuchs er auf in den Anschauungen des spanischen Ritterthums, das vom Kampfe für die Kirche wider die Ungläubigen träumte und seine Phantasie durch Romane ähnlichen Inhalts entflammte. Doch Loyola's ritterlicher Laufbahn machte bei der Vertheidigung Pamplona's gegen die Franzosen im Jahre 1521 eine Kugel, die ihm den Fuß zerschmetterte, für immer ein Ende, denn trotz langen Krankenlagers und mehrerer schmerzhafter Operationen blieb er Zeit seines Lebens lahm. Da während seiner Krankheit seine Lieblingslektüre nicht zu beschaffen war, so las er mit Eifer die wundersamen Legenden des heiligen Franciscus und Dominicus, der Stifter der Bettelorden. So bildete sich allmählich in ihm an diesen Vorbildern der Gedanke aus, das weltliche Ritterthum, das ihm versagt war, zu ersetzen durch ein geistliches, als dessen Ziel er zunächst die Bekehrung der Mohammedaner von Jerusalem aus ins Auge faßte. Wiederhergestellt zog er sich nach dem einsamen Kloster des höhlenzerklüfteten Montserrat bei Barcelona zurück, legte eine allgemeine Beichte ab, hing seine ritterliche Kleidung vor dem Marienbilde auf und that als Pilger eine Waffenwacht vor demselben. Dann ergab er sich erst im Dominikanerkloster von Manresa, bald in einer nahen Höhle den eifrigsten Bußübungen, lag sieben Stunden des Tages auf den Knieen, geißelte sich dreimal, bis er endlich, nicht eigentlich innerlich beruhigt, sondern nur durch festen Entschluß diese Betrachtungen des vergangenen Lebens abschloß und Erquickung fand in phantastischen Visionen, in denen er sinnbildlich alle Geheimnisse Gottes sich offenbart sah. So ausgerüstet fuhr er von Barcelona gen Jerusalem. Doch die Franziskaner, welche die Mission unter den Mohammedanern als ihr Feld betrachteten, verwehrten ihm jeden längeren Aufenthalt daselbst und nöthigten ihn zur Rückkehr nach Spanien. Hier suchte er in Barcelona, Alcala und Salamanca durch eifriges Studium die ihm fehlende wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen; da er aber zugleich als geistlicher Beirath junger Leute auftrat, so verboten ihm die kirchlichen Behörden die Ausübung kirchlicher Befugnisse, da er dazu keine Vollmacht und Vorbildung habe. Um sich diese vollständig zu erwerben, begab er sich im Jahre 1528 nach Paris, der ersten katholisch-theologischen Hochschule der Welt. Bald gewann er hier durch sein eigenthümlich schwärmerisches Wesen mehrere junge Leute zu unverbrüchlicher Freundschaft, darunter den Savoyarden


Renata von Este.

Peter Faber (Lefebre), der bei den Herden seines Vaters aufgewachsen war als ein abgehärteter Sohn seiner Berge, den Navarresen Franz Xaver aus altadeligem Geschlechte und den Spanier Jakob Laynez. Diese alle, im Ganzen sechs, vereinigten sich am 15. August 1534 in der Kirche auf dem Montmartre, legten hier die Mönchsgelübde ab und gelobten nach Vollendung ihrer Studien nach Jerusalem zu gehen oder, falls das nicht möglich, jedem Auftrage des Papstes sich gehorsam zu unterziehen. Das war die Stiftung des Jesuitenordens.

Wirklich machten sich im Jahre 1537 die Genossen, durch noch drei andere verstärkt, nach Italien auf. Aber der eben im Gange befindliche Türkenkrieg verhinderte ihre Fahrt von Venedig nach dem Orient. So widmeten sie sich in den Hospitälern der Krankenpflege und traten zugleich — zuerst in Vicenza — trotz ihres gebrochenen Italienisch als Bußprediger auf. Indem sie dann ihrem Gelübde gemäß nach Rom aufbrachen, gaben sie sich als „Compagnie Jesu" eine Regel (4. Mai 1539).

In Rom gelang es Loyola, unterstützt durch den kaiserlichen Gesandten und gefördert durch eigene aufopfernde Thätigkeit in Krankenpflege und Predigt, auf Grund eines von ihm eingereichten Statutenentwurfs am 27. September 1540 die päpstliche Bestätigung Paul's III. für seine Genossenschaft als „Gesellschaft Jesu" (societas Jesu) auszuwirken.

Einrichtung des Jesuitenordens. Loyola hatte den Grund gelegt und wurde der erste Vorsteher (General) des Ordens, sein eigentlicher Gesetzgeber aber Laynez, der ihm 1556 in seinem Amte folgte. Voran stellte er den Grundsatz des unbedingtesten Gehorsams gegen die Befehle der Ordensoberen. Der Jesuit verzichtet ihm gegenüber auf jedes eigene Urtheil, er gehorcht, „als ob er ein Leichnam wäre", ist „wie ein Stab" in der Hand des Vorgesetzten. Der Orden soll ihm Alles ersetzen, Heimat und Familie; daher löst er alle natürlichen Bande, muß sagen: „ich hatte Eltern, ich hatte Geschwister", darf Briefe von ihnen weder empfangen noch an sie abschicken, es sei denn unter Aufsicht der Oberen, muß selbst das Gefühl persönlicher Freundschaft unterdrücken. Auch die Annahme irgend eines geistlichen Amtes ist ihm untersagt, damit es ihn nicht in Widerspruch bringe mit den Pflichten des Ordens. Durch Beichte und gegenseitige Aufsicht übt der Orden die wirksamste Kontrole über alle seine Mitglieder. Den sklavischen Gehorsam, den er so von ihnen forderte, erleichtert er ihnen jedoch auch wieder dadurch, daß er Jeden nach seinen Fähigkeiten und Anlagen verwendet, auch in Arbeit und frommer Uebung eine gewisse Freiheit gestattet, ja ein Uebermaß in beiden geradezu verbietet, denn für die Wirksamkeit in der Welt, nicht für ein einsames Klosterleben ist der Orden da.

Aufs Strengste ist der Orden der Jesuiten hierarchisch gegliedert. Zwei Jahre lang dauert das Noviziat unter einem Novizenmeister (magister noviciorum); erst wenn dies zur Zufriedenheit bestanden wurde, steigt der Novize zum Scholasticus auf und studirt als solcher in einem Kollegium des Ordens Rhetorik, Literatur, Philosophie, Physik, Mathematik und Theologie, trägt auch dazwischen diese Fächer als Lehrer vor. Diese ganze Bildung ist zwar äußerlich sehr umfänglich, thatsächlich aber ziemlich oberflächlich, da eine Menge Zeit mit Erholung und geistlichen Uebungen hingebracht wird. Nachdem dann der Scholasticus noch ein ganzes Jahr lang die Lebensweise des Noviziats wieder durchgemacht hat, empfängt er die Priesterweihe und leistet das Gelübde als Coadjutor oder Professus. Jenes entspricht dem dreifachen Gelübde aller Mönchsorden, dieses verpflichtet außerdem zum unbedingten Gehorsam gegen den Papst. Die Professi, in besonderen Profeßhäusern lebend, bilden den Kern des Ordens; in ihrer „Generalkongregation" liegt die höchste Gewalt desselben; sie ergänzt oder ändert die Statuten, sie wählt das Oberhaupt des Ordens, den praepositus generalis, sie kann ihn absetzen und suspendiren. Der General wird auf Lebenszeit ernannt, gilt als der Stellvertreter Gottes im Orden, ist nur dem Papste unmittelbar untergeordnet und hat seinen Sitz in Rom. Von ihm werden alle Beamten des Ordens meist auf drei Jahre ernannt, mit Ausnahme seiner eigenen Räthe (assistentes), welche die Generalkongregation wählt. So stehen an der Spitze der „Ordensprovinzen" die „Provinzialen" (praepositi provinciales); die Profeßhäuser werden von Praepositi, die Probations- (Novizen-) Häuser von Novizenmeistern, die Kollegien, d. h. die Häuser der Scholastiker, von Rektoren geleitet.

Aufgaben des Ordens. So durchgebildet wie die Organisation des Ordens, so umfassend sind seine Aufgaben: es gilt die unbedingte Herrschaft des Papstes in der Kirche und über die Laien zu behaupten oder herzustellen, und dieser Herrschaft auch die Heiden und Ketzer zu unterwerfen. Das aber bedeutet am letzten Ende die Herrschaft des Jesuitenordens über die Welt, falls er verstand, sich dies unumschränkte Papstthum dienstbar zu machen. Und das hat er verstanden.

Durch Predigt, Beichte, Unterricht in der Christenheit, durch Mission in der Heidenschaft suchten die Jesuiten, für jede Aufgabe durch die geeignetsten Männer zu wirken. In kurzer Zeit drängten sie sich als Beichtväter in vornehme Häusern und namentlich an fürstlichen Höfen ein, sie leiteten bald die katholische Politik des Zeitalters mit unbedingter Sicherheit.



Gründung der Gesellschaft Jesu. Nach dem Gemälde von W. Lindenschmidt.

Noch bedeutsamer fast war ihre Thätigkeit als Erzieher. Denn sie begriffen die Wahrheit, daß wer die Jugend bildet, die Zukunft der Völker beherrscht, und sie wußten sehr wohl, daß die in den damaligen freien Ideen aufgewachsene Generation zum großen Theile nicht mehr zu gewinnen sei. So gestalteten sie ihre Kollegien zu großen Erziehungshäusern. Sie fesselten die Jugend durch Erregung eines oft ungesunden Ehrgeizes, der geradezu ein Haupthebel wurde, und durch gesellige Unterhaltungen, namentlich theatralische Aufführungen der Schüler selber, die natürlich ihren Zwecken entsprachen, durch diese wie durch Unentgeltlichkeit des Unterrichts auch die Eltern. Der Unterricht selbst, dessen Gang die Studienordnung Aquaviva's von 1586 aufs Genaueste bestimmte, war mehr umfassend als gründlich, im Ganzen berechnet auf eine äußerliche Abrichtung, namentlich auf Fertigkeit im Gebrauche des Latein, der Sprache des Ordens und der römischen Kirche, die alle nationalen Unterschiede ausglich und ausgleichen sollte. Nur insoweit als sie diesem Zwecke diente, keineswegs, um in den Geist des Alterthums einzuführen, wurde die Lektüre der antiken Klassiker betrieben, ganz in Nachahmung der einseitigen Weise solcher Humanisten, wie z. B. Johann Sturm in Straßburg; ja die Jesuiten verwandten nur solche Ausgaben, aus denen alle ihren Anschauungen widersprechende Stellen ausgemerzt waren. Das Griechische wurde gar nicht oder ungenügend gelehrt.

Sittenlehre. Mußte schon die ganze jesuitische Erziehungsweise zu Oberflächlichkeit und Halbwisserei, den Todfeinden aller wahren Bildung, führen, so war die Sittenlehre der Jesuiten geradezu die in ein fein berechnetes System gebrachte Selbstsucht, beherrscht durchaus von dem Grundsatze der Zweckmäßigkeit, nicht der Wahrheit und des Rechtes, der denkbar schärfste Gegensatz zum Protestantismus. Macht dieser das Seelenheil zur Gewissenssache jedes Einzelnen und bezeichnet er als einzigen Weg dazu die Erfassung Christi im festen Glauben durch die göttliche Gnade, der in Werken sich nothwendig äußern muß, so legen die Jesuiten wieder das Hauptgewicht auf die äußerlichen guten Werke, setzen an die Stelle der Gewissensüberzeugung den Befehl des Beichtvaters und am letzten Ende des Papstes, dessen Unfehlbarkeit ihnen früh zum Glaubenssatz wurde, während die Kirche im Allgemeinen sie nur als eine „fromme Ansicht" gelten ließ. Und welche Spitzfindigkeit wird angewendet, um die sittliche Verantwortlichkeit des Einzelnen auf das denkbar geringste Maß herabzumindern! Wenn Jemand einer von irgend welcher Autorität vertretenen Meinung in seinem Handeln folgt, so verletzt er, selbst sobald er vom Gegentheil überzeugt ist oder eine andere Ansicht für sicherer hält, sein Gewissen nicht (Probabilität). Wer etwas Verbotenes thut, ohne die Absicht zu sündigen, um eines guten Zweckes willen, der sündigt nicht; der Zweck heiligt also das Mittel. Wer ferner bei Ablegung eines Eides oder eines Versprechens etwas Anderes denkt, der ist an dies Versprechen nicht gebunden (Gedankenvorbehalt), ja es ist erlaubt, durch einen absichtlich zweideutigen Ausdruck, den der andere nicht verstehen kann oder falsch verstehen muß, diesen irre zu leiten (Amphibolie). So tritt an die Stelle wahrhafter Sittlichkeit die schnödeste Selbstsucht, die Aufhebung aller Sittlichkeit.

Jesuitische Staatslehre. So elastisch und bequem die Sittenlehre der Jesuiten ist, so sehr wissen sie auch den staatlichen Verhältnissen sich anzupassen. Denn göttlichen Ursprungs ist nur die Kirche; die weltlichen Gewalten verdanken ihre Entstehung und Gestaltung den irdischen Bedürfnissen, stehen also tief unter der Kirche, die ihrerseits das Recht hat, Fürsten ein- und abzusetzen, überhaupt die weltliche Gewalt zu zügeln. Jede Form derselben aber beruht auf der Uebertragung durch das Volk, das die ihm zustehende Macht einem oder mehreren überläßt, sie mit Schranken umgiebt oder nicht. Also kann es auch die Regierungsform ändern, den Fürsten stürzen, kurz, es hat das Recht der Revolution. Vorausgesetzt wird dabei natürlich, daß es sich in seinem Verfahren von dem kirchlichen Interesse bestimmen läßt. Demnach konnten die Jesuiten (wie Bellarmin und Mariana) die schroffste Form der Monarchie ebensowol empfehlen wie die Republik, sie konnten einem gutkirchlichen Fürsten die rücksichtslose Niederwerfung einer Rebellion anrathen, aber auch den Sturz, ja die Ermordung kirchenfeindlicher oder ketzerischer Monarchen zur Pflicht machen; auf ihr Haupt fällt der Tod Wilhelm's von Oranien, Heinrich's III. und Heinrich's IV. von Frankreich.

Ausbreitung des Ordens. An keine Regeln gebunden als an die seines Interesses, ohne jedes sittliche Bedenken gegenüber seinen Feinden, im Besitz ausgezeichneter Kräfte, mit einer Organisation hart wie Stahl und biegsam wie Stahl, wurde der Jesuitenorden die schärfste, gewaltigste Waffe der wiederhergestellten römischen Kirche, eine dämonische Macht, welcher der Protestantismus nicht entfernt etwas Aehnliches entgegenzusetzen hatte. Und mit wunderbarer Schnelligkeit breitete sich der Orden aus. Im Todesjahre Loyola's 1556 gab es drei Ordensprovinzen italienischer Zunge: die römische mit Neapel, die sizilianische und die oberitalienische. In Rom erhielt das Jesuitenkolleg seit 1572 seine jetzige Gestalt durch Gregor XIII. In Frankreich entstand 1561 das Kolleg von Clermont zu Paris, ein anderes 1567 in Lyon, noch viel früher in Spanien das zu Alcala (1548); 1556 gab es dort sieben Provinzen mit 20 Kollegien. Von den portugiesischen war Coimbra das älteste (1548), in Belgien bestand eins sogar schon 1542. Für das ketzerische Deutschland wurde 1552 in Rom das Collegium Germanicum gegründet, um junge Deutsche zu katholischen Priestern heranzubilden, aber schon 1551 setzten sich die Jesuiten durch Ferdinand's I. Gunst in Wien fest, 1556 in Köln und Ingolstadt. Die Schweiz öffnete ihnen dagegen erst 1574 in Luzern ein Kolleg. In Ungarn entstand das erste in Tyrnau im Jahre 1561, für Polen im ostpreußischen Braunsberg im Jahre 1569.

Doch auch die Heidenwelt sah die Väter Jesu. Im Jahre 1556 arbeiteten ihrer im portugiesischen Brasilien bereits 28, in Ostindien und bis Japan etwa 100. Franz Xaver erschien hier als der erste, Ricci begründete die katholische Mission in China (gest. 1610), und große Verdienste erwarb sich der Orden unleugbar durch die Civilisirung wilder Indianerstämme im spanischen Amerika (s. unten).

Ohne Zweifel haben die Jesuiten nicht nur den päpstlichen Katholizismus da, wo er noch bestand, außerordentlich befestigt, und wo er Boden verloren hatte, ihm diesen zum Theil wenigstens wiedererobert, sondern sie haben auch die innere Entwicklung der katholischen Kirche wesentlich bestimmt, vor Allem dadurch, daß sie am Tridentiner Konzil entscheidenden Antheil nahmen.

Die Schlußberathungen des Tridentiner Konzil's. Als Pius IV. das im Jahre 1552 aufgelöste Konzil aufs Neue nach Trient berief, sagte er: „es soll reformiren, was zu reformiren ist, auch an unserer Person und unseren eigenen Sachen", und daß dies nicht eben in antipäpstlichem Sinne ausfallen würde, schien die Abwesenheit eines übermächtigen Kaisers, wie es Karl V. gewesen, das selbstverständliche Ausbleiben aller Protestanten, endlich das Ergebniß der Berathungen von 1545 bis 1546, die alle Glaubenslehren bereits festgesetzt hatten (s. S. 304), vollkommen zu verbürgen.



Gregor XIII.

Das Konzil hatte nur noch die Aufgabe, das Verhältniß des Papstthums zu den Nationen zu regeln. Aber als es am 18. Januar 1562 zusammentrat, da zeigte sich bald, daß bei aller Achtung vor der hierarchischen Verfassung die außeritalienischen Bischöfe an eine sehr weitgehende Selbständigkeit ihrer eigenen Macht und ihrer Landeskirchen, ja an Annäherung den Protestanten gegenüber dachten. Die Spanier wollten Anerkennung des göttlichen Ursprungs der bischöflichen Gewalt, die Franzosen unter Führung des Kardinals von Lothringen forderten den Laienkelch, den Gebrauch der Muttersprache bei den Sakramenten und in den Kirchenliedern, die Deutschen, sehr nachdrücklich von den Gesandten Ferdinand's I. vertreten, wollten nach dem „Reformationslibell" des Vizekanzlers Seld für die Kirchenverfassung den Entwurf des Konstanzer Konzils zu Grunde gelegt wissen und forderten zur möglichsten Annäherung an die Protestanten: Erlaubniß des Laienkelchs und der Priesterehe, Nachlaß der Fasten, Errichtung von Armenschulen, verständlichere Katechismen, deutsche Kirchenlieder und Reform der Klöster. Da aber nicht nach Nationen, sondern nach Köpfen abgestimmt wurde, demnach die von Rom ganz abhängigen italienischen Bischöfe in der Mehrheit waren, überdies Vorschläge allein von den päpstlichen Legaten ausgehen durften, so vermochten die reformfreundlichen Bischöfe ihre Anschauungen gar nicht auf geordnetem Wege zur Geltung zu bringen, und die Stimmung wurde so feindselig, daß zehn Monate lang gar keine Sitzungen abgehalten werden konnten, daß es sogar zu Zusammenstößen auf den Straßen kam. In Rom meinte man das Aergste befürchten zu müssen.

Indeß der Widerstand der Prälaten verlor seinen Halt, sobald es etwa gelang, ihre Landesherren zu gewinnen. Das zunächst bei Kaiser Ferdinand I. durchzusetzen, übernahm der gewandteste Diplomat Rom's, Kardinal Morone, damals Vorsitzender des Konzils. In Innsbruck wußte er den sehr verstimmten Monarchen zu überzeugen, daß die meisten Punkte seines „Reformationslibells" in der That schon angenommen seien; überdies versprach er alle Vorschläge der fürstlichen Gesandten selber dem Konzile vorzulegen, so daß nur der Form, aber nicht dem Wesen nach das alleinige Vorschlagsrecht der Legaten gewahrt blieb. Andererseits ließ der Kaiser Manches nach und gab seinen Gesandten in Trient Befehl, mit den

päpstlichen Vertretern in gutem Einvernehmen sich zu halten. Philipp II. wiederum konnte es nach seiner ganzen Anschauung zu einem Bruche mit dem Papste gar nicht kommen lassen, zudem leisteten ihm seine spanischen Bischöfe bei der Bezahlung der königlichen Steuern einen Widerstand, den er nur mit päpstlicher Hülfe zu bewältigen hoffte. Die Franzosen endlich wurden durch den eben entbrennenden Religionskrieg mit den Hugenotten in sich gespalten, aber die Guisen wenigstens betrieben den engen Anschluß an Rom. So kehrte der Kardinal Guise nach zehnmonatlicher Abwesenheit zurück, kam auch nach Rom und zeigte den größten Eifer für eine Verständigung. Aussicht auf Ehren und Pfründen that bei den Prälaten das Uebrige, kurz, der Widerstand sank in sich zusammen, und die päpstlichen Anschauungen behielten die Oberhand. Statt des spanischen Antrags, die Bischofsgewalt als von Christus eingesetzt zu erklären, wurde der zweideutige Satz angenommen: die Hierarchie beruhe auf göttlicher Einsetzung, eine Wendung, welche die Anschauung, die bischöflichen Befugnisse seien nur ein Ausfluß der päpstlichen Gewalt, zwar nicht geradezu aussprach, aber auch nicht ausschloß; ja schließlich erkannten die ermüdeten Väter den Papst förmlich als „allgemeinen Bischof" an und bequemten sich, die Bestätigung ihrer Beschlüsse vom römischen Stuhle zu erbitten, mit alledem also das Papstthum als über dem Konzile stehend anzuerkennen. Am 4. Dezember 1563 fand unter großer Rührung die letzte Sitzung statt. Durch ein besonderes Glaubensbekenntniß, das sie unterschrieben und beschworen (professio fidei Tridentina), verpflichteten sich die Bischöfe zur Unterwerfung unter alle Beschlüsse des Konzils; die Auslegung derselben stellten sie dem Papst anheim.

Die Ergebnisse wurden unbedingt nur in Oesterreich, Portugal, Polen und einem Theile Italiens angenommen, unbeschadet der königlichen Gewalt in der spanischen Monarchie, nur hinsichtlich der Glaubenssätze in Frankreich. Aber das that so sehr viel nicht zur Sache, schmälerte wenig den Sieg, welchen das Papstthum über die Selbständigkeit der Bischöfe und der Konzilien erfochten hatte. Schroffer als jemals stand seitdem der päpstliche Katholizismus den protestantischen Bekenntnissen gegenüber, gerüstet zum Kampfe um die Wiedereroberung des Verlorenen, nicht nur äußerlich, sondern auch durch sittliche Umbildung.

Sittliche Hebung des Papstthums. Denn wie schon die Herstellung der strengen Zucht in den Orden und die Gründung neuer Orden eine sittliche Hebung bekundete, so tritt eine solche unleugbar auch in den höchsten Schichten des katholischen Klerus hervor. Dem heidnischen Leben der römischen Prälaten hatte die furchtbare Plünderung Rom's ein Ende mit Schrecken gemacht; zu Ende ging aber auch das Zeitalter der „politischen Päpste", welche sich in erster Linie als italienische Landesfürsten gefühlt und für ihre Verwandten, ihre „Nepoten", womöglich Fürstenthümer aus dem Kirchenstaate oder sonst wo herauszuschneiden gesucht hatten. Clemens VII. (1523—1534) war noch ganz Mediceer und verschaffte seiner Familie Florenz (s. S. 236), Paul III. (1534—1549) empfand ganz als Farnese und gerieth mit Karl V. über Parma und Piacenza in den ärgerlichsten Zwist (s. S. 304). Aber schon Julius III. (1550—1555) sorgte sehr bescheiden für seine Nepoten, und mit seinem Nachfolger Marcellus II., der freilich nur wenige Tage regierte (April 1555), begann die Reihe der streng kirchlichen Päpste, die, wenn auch manche von ihnen nicht ganz auf hohe Politik verzichteten, doch im Wesentlichen an der Reform der Kirche aufs Eifrigste arbeiteten. Unter ihnen ragt gleich Paul IV. (Caraffa) hervor (1555—1559), der Stifter und erste Vorsteher des Theatinerordens, der Gründer der Inquisition (s. S. 340), 1536 Kardinal, 1537 Erzbischof von Chieti, bei seiner Thronbesteigung trotz seiner 79 Jahre heftig und leidenschaftlich, Vertreter der rücksichtslosen und konsequenten Wiederherstellung des alten Kirchenwesens. Gleich am Tage seiner Krönung sandte er zwei Benediktiner von Monte Cassino nach Spanien, zur Reform der dortigen Klosterzucht; für die Berathung der allgemeinen Reform ernannte er eine große Kongregation. Bei seinem Hofe begann er die Durchführung. Als er hinter die schlechte Aufführung seiner Nepoten, namentlich des Kardinals Karl Caraffa gekommen, nahm er ihnen alle Aemter, verbannte sie und umgab sich mit neuen Beamten und Dienern. Diese Umgebung zwang er zu strenger Beobachtung der Fasten, die Kardinäle nöthigte er, zuweilen zu predigen, that es auch wol selber, den Aemterverkauf schränkte er ein. An den Verhandlungen der Inquisition

nahm er beständig den regsten Antheil. Sein Nachfolger Pius IV. (Medici, 1559—1564), obwol eine vorwiegend weltliche Natur, geistreich, heiter, lebensfroh und umgänglich, förderte doch — so stark war bereits der Zug der Zeit — die strengkirchliche Richtung eifrig und nachhaltig; er brachte die Berathungen des Tridentiner Konzil's zum Abschluß und machte dem alten päpstlichen Nepotismus durch Hinrichtung der Nepoten Paul's IV. für immer ein Ende.

Viel bedeutsamer aber tritt **Pius** V. aus dem unberühmten Hause Ghisleri hervor (1565—1572). Mit 14 Jahren Dominikanermönch, stets ein Gegner aller Neuerungen, kam er als Inquisitor empor und wurde 1557 Kardinal. Mit ihm gelangte die allerstrengste Richtung zur Herrschaft. Ein heftiger und hartnäckiger Herr, asketisch streng gegen sich und andere, aber von ehrlicher Ueberzeugung, imponirte er auch durch seine ehrwürdige Erscheinung, eine schöne Greisengestalt mit langem, weißem Barte, so daß, wie wenigstens fromme Römer erzählten, Protestanten schon durch seinen Anblick bekehrt wurden. Die schärfste Kirchenzucht ging von ihm aus. Er verbot jedem Arzte, einen Kranken länger als drei Tage zu besuchen, falls dieser nicht aufs Neue gebeichtet habe. Auf Entweihung des Sonntags setzte er Geld- oder Prügelstrafe. Auch seinen Hof schonte er nicht. Die Ausgaben wurden beschränkt, die Belehnung von Nepoten mit Theilen des Kirchenstaates bei Strafe des Bannes untersagt. Viel tiefer schnitten noch seine Maßregeln gegen allgemeine Mißbräuche. Der Ablaß wurde beschränkt, die Bischöfe und Pfarrer wurden streng angewiesen, in ihren Sprengeln zu verharren, statt außerhalb derselben ihren Geschäften oder Vergnügungen nachzugehen, die Klöster in schärfster Zucht gehalten. Auf die Durchführung der Tridentiner Beschlüsse war er eifrig bedacht. Deshalb ließ er alle Bischöfe die dort aufgestellte Professio fidei beschwören, veröffentlichte für den Religionsunterricht — nach Luther's Muster! — den römischen Katechismus, ließ ein neues Brevier (Gebetbuch) und Meßbuch (Missale) entwerfen. Am Leichtesten war das Alles natürlich im Kirchenstaate durchzusetzen, wo das Papstthum die weltliche Herrschaft übte, aber auch sonst in Italien fand es den Beistand der weltlichen Regierungen, so in Florenz durch Cosimo Medici, in Parma durch Ottavio Farnese, in Venedig von der Signoria, in Neapel von der spanischen Regierung.



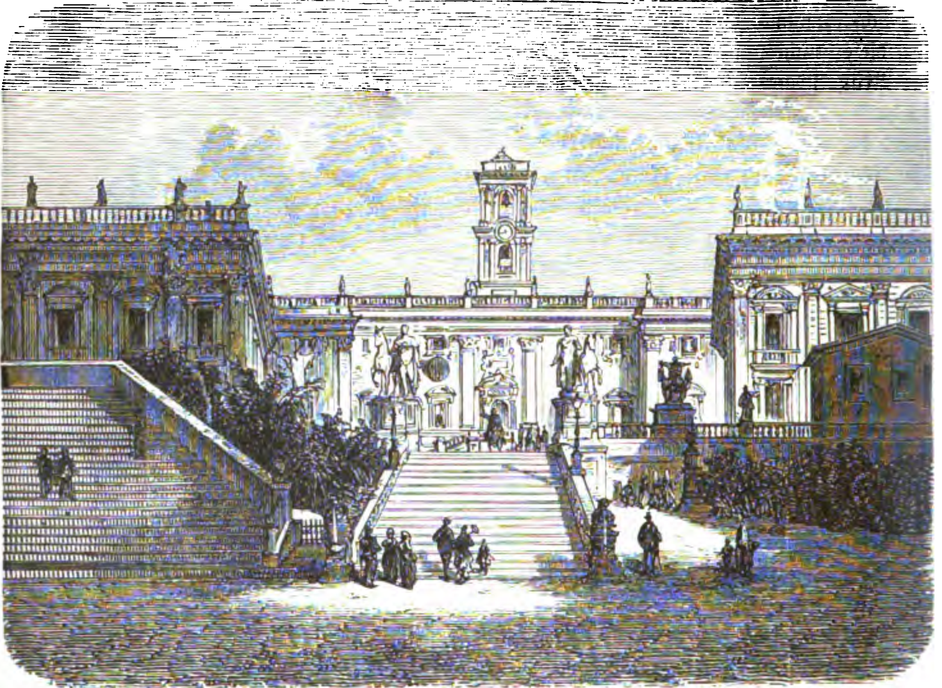
Paul IV.

Karl Borromeo. Doch nicht blos in Rom und beim Papstthume, bei der höheren Geistlichkeit überhaupt zeigt sich der neu erwachte Eifer in pflichttreuer Seelsorge, Barmherzigkeitspflege und Kirchenzucht. Als Muster tritt da besonders **Karl Borromeo**, ein Verwandter Pius IV., Erzbischof von Mailand, hervor (1538—84). Die glänzendsten Aussichten in Rom gab er auf, um ganz der Sorge für seinen Sprengel zu leben. Kein Dorf desselben, bis in die entlegensten Alpenthäler hinein, ließ er unbesucht, sechsmal in seiner Amtszeit hielt er große Synoden mit seinen Geistlichen ab. Allen gottesdienstlichen Pflichten widmete er sich mit nicht minderem Eifer, und von der Krankenpflege hielt ihn auch eine furchtbare Pest nicht zurück. Zahlreiche fromme Stiftungen rief er ins Leben, auch ein Collegium Helveticum für die Heranbildung junger Schweizer zur Bekehrung ihrer Landsleute. In Allem das Muster eines Priesters war er doch auch der humanistischen Bildung geneigt, stiftete selbst die Vatikanische Akademie zu Rom und unterhielt mit zahlreichen Gelehrten Verbindungen.

Welch ein gewaltiges Schauspiel, diese uralte Kirche, wie sie sich wieder auf sich selbst besinnt, ihre Mißbräuche beseitigt, ohne die alten Grundlagen aufzugeben, sich neue furchtbare Werkzeuge zur Bekämpfung ihrer Gegner schafft, ihre Glieder mit neuem Leben, mit glühendem Eifer erfüllt! Doch nie würde sie das geleistet haben, ohne den Anstoß der Lutherischen Reformation.

Ergebnisse. Trotz aller „Reformen" war die römische Kirche doch die alte geblieben im Innersten ihres Wesens, mit den alten Ansprüchen auf die päpstliche Herrschaft über die Welt, die zu verbergen sie allerdings klug genug war, sobald die Verhältnisse ihr entgegenstanden, auf die Beherrschung des religiös-sittlichen Lebens wie der gesammten geistigen Bildung, dort zufrieden mit der äußeren Unterwerfung unter das Gebot des Priesters und zugleich durch glänzenden Kultus blendend und berauschend, hier die Fortschritte der Wissenschaft sich aneignend, soweit sie mit der kirchlichen Weltanschauung sich vertrugen, im Ganzen aber die geschworene Feindin der geistigen Freiheit, ohne welche keine echte Sittlichkeit und keine echte Wissenschaft bestehen können.

Daher hat die Wiederherstellung der alten Kirche in Italien den Humanismus allmählich getödtet, der Poesie und der Kunst kein neues Leben gebracht, sondern eher ihren Verfall beschleunigt.

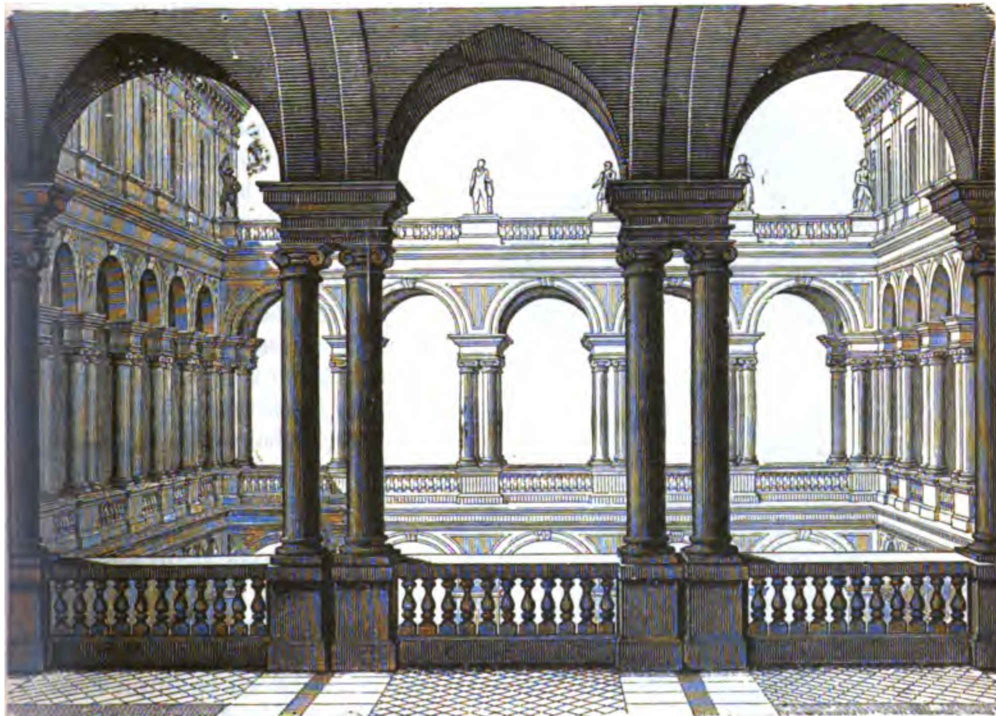


Kapitol-Palast zu Rom. (Zu S. 351.)

Absterben des Humanismus. Zwar äußerlich betrachtet erfreute sich der Humanismus noch immer der Gönnerschaft von Fürsten und Prälaten. Gyraldus lebte an den Höfen von Ferrara und Turin; unter Cosimo und Francesco Medici, die beide klassisch gebildet waren, blühte zu Florenz **Petrus Victorius**, der auch mit hohen Geistlichen, wie Karl Borromeo und selbst Marcellus II. und Gregor XIII. in Verbindung stand, in Bologna lehrte **Sigonius**, in Rom der feine Südfranzose **Muretus**. Fortwährend studirten noch Deutsche an italienischen Universitäten, vor Allem in Padua, und suchten Verkehr mit den Häuptern des italienischen Humanismus, wie die beiden Söhne des Nürnberger Rektors Joachim Camerarius, Johannes Caselius aus Mecklenburg, Nathan Chyträus aus Heidelberg, Crato von Crafftheim, der Leibarzt Ferdinand's I. und Maximilian's II. u. a. Aber die ganze Richtung der Zeit war diesen Studien nicht mehr günstig. Einst hatten sie das ganze Interesse der gebildeten Gesellschaft Italiens ausgefüllt, jetzt war dies vorwiegend kirchlicher Natur, selbst im leichtsinnigen Rom war das Leben nicht nur einsamer und stiller, sondern auch gesitteter, ernster geworden. Auch schickte sich die Weltanschauung, welche sich aus den Alten gewinnen ließ, schlecht zu der streng kirchlichen der neuen Zeit. Was ihr etwa widerstrebte, das schlug die furchtbare Inquisition zu

Boden, in deren Hände zu fallen beinahe gleichbedeutend mit dem Todesurtheile war. Und wofür hätten diese Humanisten sterben sollen? Was sie trieben, das war Sache des Geschmackes und des Verstandes, nicht der Ueberzeugung; eine neue befriedigende Weltanschauung hatten sie aus den Alten nicht zu gewinnen vermocht. Und nun sahen sie auch ihre Unterrichtsweise von den kirchlichen Anstalten namentlich der Jesuiten nachgeahmt, überholt, sich selbst bei Seite geschoben. Da fügten sie sich entweder äußerlich, um nicht in zweck- und erfolglose Kämpfe sich zu verwickeln, oder sie ließen sich auch wirklich umstimmen und wurden gut katholisch.

Die Kirche und die Wissenschaften. So erstarb allmählich der freie Humanismus; in Rom selbst gab es um 1565 nur wenige humanistisch gebildete Männer mehr, und was übrig blieb, trat in den Dienst der wiederhergestellten Kirche. Die Jesuiten eigneten sich die humanistische Methode an und verstanden es, jede Wissenschaft ihren Zwecken dienstbar zu machen.



Säulenhof des Palast Borghese. (Zu S. 351.)

Die Kirche überhaupt ließ es sich angelegen sein, wissenschaftliche Thätigkeit unter ihrer Aufsicht zu fördern oder störte sie wenigstens nicht, wenn sie vermied, mit ihren Anschauungen in Gegensatz zu gerathen. Sigonius bearbeitete im Auftrage Gregor's XIII., wie auch sein Zeitgenosse, der Kardinal Cäsar Baronius, die Kirchengeschichte, Panvinius, selbst Augustiner-Eremit, die Papstgeschichte. Victorius gab auf Kardinal Cervino's (Marcellus II.) Anregung die Werke des Clemens von Alexandria heraus. In weltlicher Geschichtschreibung leistete Hervorragendes der Florentiner Franz Guicciardini, ein entschiedener Anhänger der Mediceer, der die Geschichte Italiens in dem bewegten Zeitraume von 1494—1536 behandelte. Ja mit Hülfe der fortgeschrittenen Mathematik und Astronomie unternahm Gregor XIII. die längst als nothwendig erkannte Kalenderreform, über welche schon auf den Konzilien von Konstanz und Basel berathen und in Trident Beschluß gefaßt wurde. Denn der Fehler des Julianischen Kalenders, der das Jahr zu 365 Tagen 6 Stunden, statt zu 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden angenommen hatte, war, obwol er wegen seiner Kleinheit erst in Jahrhunderten sich geltend machte, doch eben damals zum Bewußtsein gekommen und bei der Feststellung des Osterfestes besonders lästig empfunden worden, da der im Gebrauch

stehende Kalender damals um 10 Tage hinter der richtigen Zeitberechnung zurückblieb. Mit Hülfe nun der beiden Astronomen Lilius und Clavius ordnete Gregor XIII. an, daß zur Ausgleichung vom 4. Oktober (1582) sofort auf den 15. Oktober übergegangen werde, und daß binnen der nächsten vier Jahrhunderte drei Schalttage (nämlich in den Jahren 1700, 1800, 1900) ausgelassen würden. Diese überaus dankenswerthe Reform fand trotzdem nur sehr allmählich Eingang, zuerst zu dem gesetzten Termine nur im größten Theile von Italien, in Spanien und Portugal, bis 1587 in der übrigen katholischen Welt, in den protestantischen Ländern erst seit 1700, bis heutigen Tages nicht bei den Völkern der griechisch-katholischen Kirche.

Doch wehe den Gelehrten, die sich unterfingen, aus ihren Forschungen Folgerungen auf die Kirchenlehre zu ziehen, und sich über die Linie hinauswagten, welche diese vorschrieb! Der genialste italienische Philosoph dieser Zeit, Giordano Bruno aus Nola, ursprünglich Dominikaner, war durch den Verkehr mit Protestanten in Genf und England zu freieren Anschauungen gelangt und vor Allem ein begeisterter Anhänger der Kopernikanischen Lehre, welche Rom verdammt hatte. Er fand in Venedig Zuflucht, doch endlich lieferte ihn die Republik auf wiederholtes Drängen der römischen Inquisition aus, und diese verurtheilte den hartnäckigen Ketzer, der ungebrochen ihr entgegentrat, zum Feuertode. Am 17. Februar 1600 ward er auf dem Campo di Fiore verbrannt, doch nicht die Wahrheit, die er verfochten. Ein glücklicheres Loos hatte trotz harter Anfechtung Paolo Sarpi (1552—1623), Mitglied des Servitenordens in Padua, dann Provinzial, endlich Generalprokurator. Indeß er wagte es mit „Ketzern“ in Verbindung zu treten, ja in seiner trefflichen Geschichte des Tridentiner Konzils (zuerst London 1619) den Beweis zu führen, daß die Einigung mit den Protestanten nur durch die Ränke der römischen Kurie vereitelt worden sei. Als er nun vollends im Streite Venedigs mit Paul V. als Anwalt der Republik die Selbständigkeit der weltlichen Macht gegenüber Rom verfocht, traf ihn der Bannstrahl, und mehrfache Attentate wurden gegen ihn versucht. „Das ist der Griffel der römischen Kurie“, rief er einmal aus, als ihn ein Dolchstoß verwundet hatte. Doch Venedig schützte seinen Vertreter, und er starb ruhig in einem Kloster der Lagunenstadt im Jahre 1623.



Ludovico Carracci.

Dichtung. Vor dem Gluthauche des neubelebten kirchlichen Fanatismus verdorrte die freie Wissenschaft Italiens. Nicht so die Poesie und die bildende Kunst, ja für diese ergaben sich aus dem Erwachen des streng kirchlichen Sinnes manche Förderungen, wenn auch im Ganzen der Verfall unverkennbar ist. Die Poesie wurde namentlich in den zahlreichen Akademien weiter gepflegt und gerieth eben dadurch rasch in die Abhängigkeit von geistlichen Einflüssen, weil höhere Kleriker gern an ihnen Theil nahmen. Wenn man von Tasso's „Befreitem Jerusalem“ absieht, das doch auf früheren Grundlagen beruht, obgleich der neuerwachte Eifer genugsam hervortritt, so hat die ganze Zeit nichts mehr wirklich Bedeutendes hervorgebracht und sie konnte es nicht, denn eine tiefere Sittlichkeit begründete die kirchliche Reaktion nirgends, sie begnügte sich mit äußerlichem Werkdienst und der Unterwerfung unter das Wort des Priesters. Daher tritt an die Stelle der Erörterung bedeutsamer, sittlicher Fragen in der

Darstellung leeres Versgeklingel und Schwulst des Ausdrucks, die Gegenstände werden berechnet auf Erregung der Sinne durch schlüpfrige oder gräßliche Scenen. Hauptvertreter dieser Richtung ist der Neapolitaner Giambattista Marini (1569—1625), ein sehr formgewandter und vielseitiger Dichter und durch seine sogenannten Epen „der bethlehemitische Kindermord“ und „Adonis“ wie durch zahllose Gelegenheitsgedichte das vielbewunderte und nachgeahmte Muster für die ganze Zeit.

Baukunst. Viel vollständiger als der Dichtung bemächtigte sich die wiederhergestellte Kirche der bildenden Künste. In der Anlage von Kirchen, Palästen und Villen leistet die Baukunst noch Bedeutendes, ja Großartiges, aber in ihrer Darstellungsweise verschnörkelt sie allmählich zum Barockstil. Alles wird auf malerische Wirkung berechnet, die ursprüngliche Bestimmung der Bauglieder kommt fast in Vergessenheit, denn sie werden auch da angewendet, wo sie gar nichts zu thun haben, nur des Schmuckes halber. Daher die unmöglichen gewundenen Säulen, die zwecklose Anhäufung von Säulen, die verdrückten und verbogenen Giebel. Jede glatte Wandfläche verschwindet unter pomphaften Dekorationen in Marmor und Stuck, Vergoldung und Malerei. Denn die Kirche soll schon durch ihr Inneres auf Phantasie und Sinne wirken, wie der ganze prunkvolle Gottesdienst, weshalb denn Niemand diesem Stile eine größere Ausdehnung gegeben hat als der Jesuitenorden, nach welchem er zuweilen auch geradezu genannt wird. So baute in Rom Giacomo Barozzi (Vignola, 1507—1578) die Jesuitenkirche (del Gesù) noch in reineren Formen; Domenico Fontana (1543—1607) vollendete unter Papst Sixtus V. zusammen mit dem älteren Giacomo della Porta die riesige Peterskuppel in 22 Monaten, richtete vor ihr den Obelisken auf, den bisher Niemand sich zu heben getraute, schuf dann den Palast des Kapitols mit der großen Treppe, den mächtigen Lateranpalast, die Façade des Quirinal sowie das Schloß der spanischen Vizekönige in Neapel; Martino Lunghi errichtete den großartigen Palast Borghese mit seinem stolzen Säulenhofe, Maderno (1556—1629) die beiden majestätischen Springbrunnen auf dem Petersplatze, Niccolo Salvi die poetische Fontana di Trevi u. a. m.



Guido Reni.

Malerei und Bildnerei. Zum Schmuck vor Allem der Kirchen müssen auch Malerei und Bildnerei das Ihrige reichlich beitragen. Sie stehen womöglich noch vollständiger unter geistlicher Herrschaft als die Baukunst. Denn die eigentlich schöpferische, selbstthätige Kraft war bei den Künstlern mehr und mehr im Erlöschen. So überwiegen, wenn auch die mythologischen, überhaupt die weltlichen keineswegs verschwinden, im Ganzen religiöse Gegenstände, namentlich aus der Heiligenlegende, wie denn diese von der römischen Kirche im scharfen Gegensatze zum Protestantismus wieder in den Vordergrund gerückt wurde. In der Darstellung strebte man nach Nachahmung der eifrig studirten Natur, häufig ohne jede Rücksicht auf die Gesetze des Schönen, bis zum Gräßlichen (Naturalismus) — daher die Vorliebe für abschreckende Marterscenen — aber auch mit vollendeter Meisterschaft in der Perspektive, die namentlich

bei großen Wandmalereien zur vollständigen Täuschung des Auges führt. Diese Richtung wird vor Allem durch Michel Angelo Amerighi, genannt Caravaggio (1569—1609) und seine Schüler vertreten, die in Rom und Neapel wirkten. Andere suchten zur Vollendung zu gelangen durch Nachahmung der früheren Meister, indem sie von allen das Beste auswählten und es in ihren Werken zu vereinigen suchten (Eklektizismus), dabei aber doch wesentlich nur auf äußere Anmuth und technische Vollendung hinarbeiteten. An der Spitze dieser Schule stand Lodovico Carracci (1555—1619) mit seinen beiden Neffen Annibale und Agostino in Bologna, die auf religiösem Gebiete vor Allem das Christusideal ausbildeten. Unter seinen Nachfolgern ragt vor anderen Guido Reni (1575—1642) mit seinen ergreifenden Darstellungen des leidenden Christus auf der einen, den farbenprächtigen mythologischen Gemälden (so Apollo als Sonnengott) auf der andern Seite hervor.

Von malerischen Gesichtspunkten läßt auch die Bildnerei sich leiten: bewegte Stellungen, flatternde und bauschende Gewänder, übertrieben ausgearbeitete Muskulatur charakterisiren ihre Heiligen wie ihre Götter.

Musik. Wenn nun so die neugestaltete Kirche ihre Gotteshäuser mit allen Mitteln einer blendenden und berauschenden Kunst ausstattete, wenn überall so „der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quoll“, so wußte sie auch noch ihrem Gottesdienste diejenige Kunst, die am unmittelbarsten auf das Gemüth wirkt, in neuer Gestalt sich dienstbar zu machen: die Musik. Sie war bis jetzt verweltlicht wie die Kirche überhaupt, den Worten der biblischen Texte wurden weltliche Melodien untergelegt, die dem Sinne jener gar nicht entsprachen. Schon wollte das Tridentiner Konzil deshalb jede kunstreiche Musik ganz aus der Kirche verbannen, und zu dem alten einstimmigen gregorianischen Kirchengesange zurückkehren, wie ihn die berühmte Sixtinische Sängerkapelle lange allein festgehalten hatte, als Paul IV. den Komponisten Pierluigi Palestrina (1514—1594) beauftragte, eine Messe zu entwerfen, deren vielstimmige Melodie ohne Instrumentalbegleitung die ernste Hoheit der Bibelworte zum Ausdruck bringe. Das war die berühmte Marcellusmesse, bei deren erster Aufführung in der Sixtinischen Kapelle „die Malerei der Decken und Wände die Musik als ihre ebenbürtige Schwester begrüßte.“ Außer ihr schuf der Komponist noch eine Reihe von Tondichtungen zu den Psalmen und Motetten aus dem hohen Liede, sein Schüler Giovanni Allegri das berühmte Miserere. So wurde Palestrina der Gründer des neuen klassischen Kirchengesanges, der über alle Sonderbekenntnisse sich erhebt. Fast schon in dramatischer Weise bildete gleichzeitig ebenfalls in Rom Philipp Neri den vielstimmigen Gesang aus, indem er in seinem Betsaal (Oratorium) die heilige Geschichte durch Chöre vortragen ließ, ähnlich wie es in Deutschland namentlich in der Charwoche geschah. Daraus erwuchs später jene dramatische Form der Kirchenmusik, die von ihrem ersten Schauplatze den Namen „Oratorium“ empfing und behielt.

Neben Rom tritt auch auf diesem Gebiete in merkwürdiger Selbständigkeit Venedig auf. Hier blühte der weltliche Gesang in der allein dafür verwandten Form der vierstimmigen Madrigale, die mit Lautenbegleitung gesungen wurde. Großartiger indessen war die Entwicklung, welche der Niederländer Adrian Willaert (1490—1563), seit 1527 Kapellmeister der Markuskirche, und nach ihm Giovanni Gabrieli leiteten. Sie stellten bei den großen Festen zwei vielstimmige Chöre einander gegenüber, die ein Fugenthema in wetteiferndem Wechsel mit einander und in gewaltiger Tonfülle durchführten und dabei von Posaunen und Trompeten wirkungsvoll begleitet wurden. Für den Gemeindegesang in der Kirche gab nach wie vor die Orgel die Begleitung; in engerem Kreise traten zu der älteren Laute die Geige, deren Verfertigung Oberitalien, vor allem Cremona, zu unübertroffener Höhe brachte, und von Tasten geschlagene Saiteninstrumente, zunächst das Spinett, das dem entwickelteren Klavier vorausging.

Zusammengefaßt unter einer verstärkten Papstgewalt, gereinigt von den häßlichen Mißbräuchen früherer Jahrhunderte, erfüllt von hingebendem Eifer und getragen von blindgläubiger Unterwerfung, ausgerüstet mit neuen Werkzeugen, wie sie die alte Kirche so nie gekannt, umgeben von aller Herrlichkeit einer prunkenden Kunst, so schickte sich der wiederhergestellte Katholizismus an, den Kampf gegen den Abfall der Germanen aufzunehmen.



Die Begründung der spanischen Herrschaft
auf dem Festlande von Amerika.

Nicht nur ihren eigenen Mitteln verdankte die römische Kirche die Wiederherstellung oder die Behauptung ihrer Macht gegenüber dem großen Abfalle der germanischen Völker, sondern nicht minder dem Reiche der spanischen Habsburger. Ja eben dieses Reich eroberte ihr zugleich mit jenem Abfalle in Europa jenseits des Ozeans ungeheure Gebiete, deren Umfang den dieses Erdtheils noch übertraf. Und nicht etwa die spanische Krone war es in erster Linie, welche dieser Aufgabe sich widmete, vielmehr die Nation überhaupt, ihr voran der Adel in zahlreichen privaten, von der Krone nur gutgeheißenen, selten oder niemals unterstützten Unternehmungen. In diesem Geschlechte der spanischen Eroberer, der Conquistadores, lebten dicht neben einander die gemeinsten und die edelsten Regungen: rohe Habgier und barbarische Grausamkeit, löwenherziger Heldenmuth und kecke Abenteuerlust, glühender Glaubenseifer und gebietende Herrscherkraft, und das Alles getragen von einer ausschweifenden Phantasie, die, genährt durch die romantische Dichtung der Zeit, beständig in einer Welt der Wunder und Märchen schwelgte und diese nun im fernen Westen leibhaftig vor ihren verzückten Augen aufsteigen sah. Nicht der leiseste Zweifel an ihrem guten Rechte zur Eroberung regte sich in diesen Köpfen, denn Heiden und Ungläubige waren rechtlos, ihr Besitz gute Beute des tapfern Christen, der sie zu gewinnen verstand, und obendrein hatte der oberste Herr der Christenheit, der Papst, alles dies „herrenlose" Land jenseit des Weltmeeres dem Könige von Spanien verliehen (s. S. 46). Es war derselbe Sinn, der in Europa den Kampf aufnahm gegen die Ketzer und in der neuen Welt das Heidenthum zerschlug, um auf den Trümmern beider die Herrlichkeit des katholischen Weltreiches aufzurichten.

Die Antillen hatten die Spanier fast ohne Widerstand besetzt; das Zeitalter der „Conquista" begann erst, als sie die Küsten des Festlandes betraten und dort zusammenstießen mit alten Kulturvölkern, deren Gesittung der europäischen sich im Allgemeinen näherte, in manchen Stücken jedoch sogar übertraf.

Die Vorzeit Mexiko's. In den Jahren 1517 und 1518 drang die erste Kunde von dem Mexikanischen Reich nach den Antillen und von da nach Spanien.

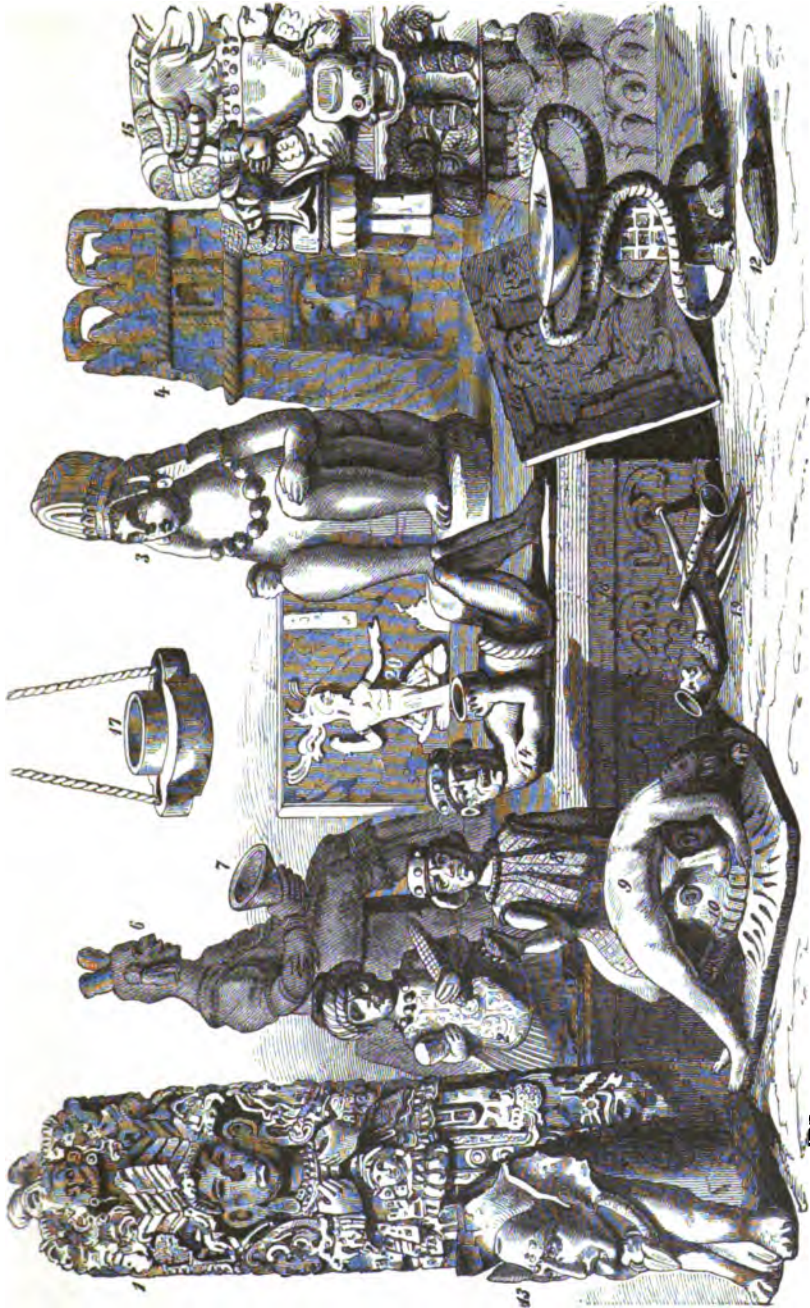
Auf den herrlichen Hochlanden von Mittelamerika (Anahuac), auf deren Terrassen die Gewächse aller Zonen neben einander gedeihen und die bespült werden von den beiden größten Ozeanen der Erde, entwickelten sich frühzeitig und soviel sich erkennen läßt, vollkommen unabhängig von außeramerikanischen Einflüssen die drei Kulturvölker der Tolteken in Mexiko, der Maya in Yukatan und der Guiché in Guatemala. Während nun die beiden letzteren ungestört blieben, brachen nach Mexiko seit dem elften Jahrhundert von Norden her die roheren Stämme der Nahuatlaken ein. Vor ihnen fiel die toltekische Macht zusammen, sie selber aber

setzten sich allmählich fest, vor Allem in und um das herrliche Hochthal von Mexiko auf der obersten Terrasse, doch in einzelnen Niederlassungen verstreut auch bis Guatemala hinein, mitten unter anderssprachigen Stämmen. So entstanden im vierzehnten Jahrhundert die drei Staaten von Tenochtitlan (Mexiko), Tezcuko und Tlacopan, alle um die klaren Seen jenes Hochthales gelegen und durch einen festen Bund geeinigt, der allmählich unter der Führung Tenochtitlan's, des Staats der Azteken, die Stämme des gesammten Hochlandes von Meer zu Meer und südlich bis Guatemala zu einem mächtigen Reiche verband.

Staats- und Heerwesen. So standen die Dinge, als die Spanier in Mexiko landeten. Das Reich war eine Anhäufung von herrschenden, verbündeten und unterworfenen Gebieten, etwa wie das altpersische. Diesen hatten die Azteken entweder ihre Fürsten als Vasallen belassen oder sie aztekischen Statthaltern unterstellt; starke aztekische Garnisonen behüteten die wichtigsten Plätze. An der Spitze des Ganzen stand mit despotischer Gewalt der „Kaiser“, stets aus demselben Geschlechte vom Adel gewählt und von diesem auch in wichtigen Fällen berathen, umgeben von blendender Pracht und unterwürfiger Demuth, die alleinige Quelle des Rechtes, doch ohne Einfluß auf die richterliche Gewalt, die in verschiedenen Abstufungen sich vollkommen unabhängig bewegen durfte. Reiche Einkünfte standen ihm zur Verfügung aus den Krongütern, den Abgaben der Kronvasallen, den Lieferungen der Orte um die Hauptstadt und den Tributen der Unterworfenen. Dem Herrscher zunächst stand ein kriegerischer Adel, ihm von seinen Gütern zu Abgaben verpflichtet. Die Masse des Volkes lebte in harter Unterthänigkeit. Als die Hauptaufgabe des Reiches erschien der Krieg. Daher die hohe Ausbildung des Heerwesens. Das Heer setzte sich aus den Azteken und den Aufgeboten der verbündeten und unterworfenen Stämme zusammen, war in Korps von 8000 Mann getheilt, die unter besonderen Feldzeichen fochten — das Reichswappen zeigte den Adler, auf dem Kaktus sitzend, eine Schlange im Schnabel — an strenge Disziplin und feste Ordnung bei Marsch und Lagerung gewöhnt. Die Krieger deckten sich mit dick gesteppten Kollern aus Baumwolle in bunten Farben, die Führer trugen eine Art Küraſſe aus goldenen oder silbernen Platten, darüber wol einen kostbaren Federüberwurf, auf dem Kopfe Helme von Holz oder Leder oft in Form von Thierköpfen mit mächtigen bunten Federbüschen, dazu runde Schilde mit langen Federbehängen. Das fehlende Eisen ersetzte an den Lanzenspitzen und Schwerterklingen das mit Zinn gehärtete Kupfer oder der haarscharfe Obsidian (Feuerstein, Iztli), dessen Furchtbarkeit die Spanier mehr als einmal entsetzte.

Religion und Gottesdienst. Die so ausgerüsteten Heere waren der Schrecken von Anahuac, denn kaum jemals ruhten die Waffen. Galt doch der Krieg den Azteken als die höchste Pflicht gegen ihre blutgierigen Götter. Ihre Religion beruhte auf der Vorstellung eines höchsten Wesens, aber dasselbe trat hinter zahlreichen Gottheiten niedern Ranges in der Praxis zurück. Unter ihnen nahm die oberste Stellung der Kriegsgott ein, Huitzilopochtli oder Mextli (daher der Name Mexiko); neben ihm stand Tezcatlepoka, der Schöpfer der Welt, Tlalok, der Gott des Regens, Quetzalcoatl, der Gott der Luft, den man sich hellfarbig, langbärtig und dunkelhaarig vorstellte, nach der Sage der Gründer der mexikanischen Kultur und Herrschaft. Wer diesen Göttern treulich diente, wer für sie im Kriege fiel oder ihnen geopfert wurde, der wurde nach dem Tode der höchsten Stufe der Seligkeit in einem heiteren Paradiese theilhaftig. Die Mehrzahl der Abgeschiedenen aber genossen nur eine indolente Befriedigung oder lebten in ewiger Dunkelheit. Die Todten wurden verbrannt, die Asche in einer Urne aufbewahrt. In den Moralgeboten und Gebeten kreuzen sich Anschauungen, die ebenso gut christlich sein könnten, mit ganz rohen oder kindischen Vorstellungen. Ungeheuer war die Macht und die Zahl der Priester. Am Haupttempel zu Mexiko gab es ihrer 500. Sie waren nach Rang und Aufgaben streng gegliedert — am höchsten standen die Opferpriester —, wohnten zum Theil im Tempelbezirk unter mönchischer Disziplin, kasteiten sich durch Fasten, Nachtwachen und Peinigungen, verrichteten regelmäßige Waschungen und Gebete und standen alle unter zwei Oberpriestern, die vom Kaiser und seinen Edlen gewählt, im Rathe des Monarchen sehr oft den entscheidenden Einfluß ausübten. Jede Stadt war in geistliche Sprengel abgetheilt und

besaß zahlreiche Tempel (Teocalli, d. i. Gotteshaus), oft riesige Bauwerke inmitten einer festen Mauer, die in Pyramidenform, gewöhnlich in vier Absätzen emporstiegen und oben auf der Plattform thurmartige Kapellen mit den Götterbildern, den Opfersteinen und Altären enthielten.



Mexikanische und centralamerikanische Alterthümer.
1. Götzensäule aus Centralamerika. 2. Azteken-Göttin der Fruchtbarkeit. 3. Gott des Erdbebens. 4. Hausgötzenkapelle. 5. Gott des Schweigens. 6. u. 7. Gehörnter Götze mit der Opferschale (für Menschenblut). 8. Opferpriester im rothen Mantel. 9. Menschenopfer auf dem Altar. 10. u. 11. Altarsteine. 12. Opfermesser. 13. Aztekischer Götze mit vorgereckter Zunge. 14. Aztekischer Bacchus. 15. Steinblock mit der Todtengöttin. 16. Basrelief aus Yukatan. 17. Mexikanisches Rauchfaß. 18. Todessinnbilder auf einem Teocalli. 19. Blasinstrumente. 20. Basrelief aus Yukatan.

Ununterbrochen brannte auf diesen das heilige Feuer. Jedem Tempel war ein bestimmter Landbesitz zugewiesen, den die Fürsten durch Schenkungen beständig vermehrten; außerdem empfing er die Erstlinge des Feldes und andere Gaben. Was sie davon nicht zu ihrem Unterhalt brauchten, gaben die Priester als Almosen den Armen.

Der ältere, von den milden Tolteken übernommene Kultus bestand in feierlichen Prozessionen und Tänzen, in Spenden von Früchten, Räucherwerk und Thieropfern. Erst seit dem vierzehnten Jahrhundert begannen die Menschenopfer, erst seltener, dann immer häufiger mit der wachsenden Ausdehnung des Reiches, so daß endlich kein Fest mehr ohne sie denkbar war und ihre Zahl schließlich zu grauenvoller Höhe stieg. In den letzten Zeiten des Reiches fielen dem schrecklichen Wahne alljährlich etwa 20000 Menschen zum Opfer, bei der Einweihung des großen Haupttempels zu Mexiko sollen ihrer 70000 getödtet worden sein! In feierlicher Prozession und festlichem Schmuck führte man die Unglücklichen durch die Straßen und die Stufen zum Haupttempel hinauf; das Volk pries sie selig und gab ihnen Aufträge mit ins Jenseits, denn sie gingen ja sofort ins Paradies ein! Oben auf der Plattform angekommen, wurde der dem Tode Geweihte seines Schmuckes entkleidet, dann, an Armen und Beinen festgehalten, über den Opferstein ausgestreckt. Darauf schnitt der Priester mit einem starken Hiebe des Messers aus Itztli dem Opfer die Brust auf, riß das Herz heraus und legte es noch heiß und zuckend dem Götzenbilde in den Mund oder verbrannte es in goldenem Becken. Die Leiche aber stieß er die steile Tempeltreppe hinab, wo sie unten in Empfang genommen und zum kannibalischen Schmause zubereitet wurde! So sehr war dies Menschenopfer schließlich zum Mittelpunkte der mexikanischen „Religion“ geworden, daß man Kriege oft nur führte, um Gefangene zu machen, und oft genug drängten die Priester zum Kampfe, fochten wol gar selber unter den vordersten mit. Wie eine schwarze Wolke lag der blutige Aberglaube über dem sonnigen Hochlande von Anahuac; er wirkte verwildernd und verdüsternd auf seine Völker und beschleunigte den Untergang des Reiches. Und doch hielt der allmächtige Einfluß der fanatischen Priester die Mexikaner dabei fest. Denn sie beherrschten auch die Erziehung wenigstens der oberen Klassen, die sie in großen mit den Tempeln verbundenen Anstalten leiteten. Die Knaben wurden vor Allem zur Kenntniß der religiösen Ceremonien angehalten, lernten aber auf den höheren Stufen auch die eigenthümliche Bilder- (Hieroglyphen-) Schrift und die priesterlichen „Wissenschaften“, Wahrsagerei und Astrologie, die Mädchen namentlich weibliche Handarbeiten. Denn auch alle wissenschaftlichen Kenntnisse waren priesterliches Eigenthum und sie waren nicht ganz gering. Ja die Azteken besaßen das von den Tolteken merkwürdig scharf berechnete Sonnenjahr von $365^1/_4$ Tagen, das sie in 18 Monate zu je 20 Tagen theilten, und wußten selbst Landkarten herzustellen, die auch den Spaniern brauchbar erschienen und den älteren europäischen schwerlich viel nachstanden.

Ackerbau, Gewerbe, Verkehr. So abstoßend nun vieles in dieser mexikanischen Civilisation für uns ist, daß sie nur auf der Grundlage einer sehr entwickelten wirthschaftlichen Arbeit sich aufbauen konnte, ist doch auf der Stelle klar. Zwar wurde sie beeinträchtigt durch den Mangel an arbeitsfähigen Hausthieren — nur der Truthahn wurde gezähmt — und das Fehlen des Eisens, aber beides hinderte nicht den sorgfältigsten Anbau des reichen Bodens, den man auch künstlich zu bewässern verstand, mit Mais, Kakao, Baumwolle, Agave (Aloë, Maguey), deren Saft ein berauschendes Getränk (Pulque) lieferte, während die Dornen als Nadeln, die Fasern zu Schreib- und Kleiderstoffen benutzt wurden. Daneben wurden die Baumwolle und die herrlichen Federn der einheimischen Vögel zu den feinsten Gewändern verarbeitet, aus Gold und Federn reiche, oft höchst kunst- und geschmackvolle Geräthe und Schmuckgegenstände hergestellt. Ohne Eisen erbauten die Mexikaner aus Stein mächtige Tempel und ausgedehnte Paläste, letztere Anhäufungen niedriger Gebäude, Decken und Thore von starken Pfeilern getragen, die Außenwände oft mit Reliefs oder mit Verzierungen in Stuck bekleidet, die Innenräume mit feinen Baumwollenzeugen oder Thierfellen behangen. Ihre Plastik und Malerei zeigen oft eine scharfe Naturbeobachtung und energische Wiedergabe des Gesehenen, lassen aber noch häufiger durch religiöse Traditionen zur Bildung abstoßend häßlicher Göttergestalten sich verleiten.

Zum Austausch der sehr verschiedenen Produkte der einzelnen Theile des Reiches dienten treffliche Straßen. Kaiserliche Läufer besorgten mit Windeseile die Depeschen — von der Küste nach der Hauptstadt in etwa zwei Tagen —, Reisende wurden in Sänften befördert und

steinerne Posthäuser gewährten ihnen Unterkunft. In den großen Städten strömten zu den Märkten oft viele Tausende zusammen, um ihre Bedürfnisse gegen Goldstaub in Federkielen, Zinn- und Kupferbarren oder Kakaobohnen einzutauschen.



Tempelanlage des großen Teocalli zu Tenochtitlan. Nach Gomara's Beschreibung restaurirt von O. Mothes.

Keime des Verfalls. Aber so mächtig auch das Aztekenreich, so bedeutend auch seine Civilisation beim Beginn des sechzehnten Jahrhunderts erschien, es trug die Keime des Verfalls bereits in sich. Nur unwillig duldeten die unterworfenen Stämme die Zwingherrschaft der Azteken und selbst in dem herrschenden Volke fehlte es nicht an Unzufriedenheit mit dem harten Steuerdruck. Nur so lange der Schrecken seiner Waffen Alles darniederhielt, konnte dieses

Reich bestehen. Das Verhängnißvollste aber war, daß ein religiöser Glaube seine Widerstandskraft untergrub. Jener Quetzalcoatl, sein göttlicher Begründer, war nach der Sage übers Meer gen Osten gezogen, um dereinst selbst oder durch seine Nachkommen das Reich wieder in Besitz zu nehmen. Und jetzt forschten die aztekischen Weisen ängstlich, ob dieser Zeitpunkt nicht nahe sei! Ungewöhnliche Naturereignisse schienen Ungewöhnliches anzukünden, und die Geister waren dafür um so empfänglicher, als in Kurzem ein aztekisches Zeitalter (104 Jahre) zu Ende ging, auf das erste Jahr des neuen aber stets unheimliche Erschütterungen vorausgesagt wurden. Und jetzt erschienen wirklich weiße, bärtige, dunkelhaarige Männer an der Küste, die auf „Schlangen“ ritten, auf geflügelten Schiffen das Meer befuhren, Blitz und Donner in ihren Waffen führten. Waren das die Nachkommen Quetzalcoatl's, die da kamen, um ihr altes Erbe wieder zu fordern?

Aufbruch des Cortes. So sorgte man schon in der Kaiserstadt von Anahuac, als auf Kuba das Geschwader ausgerüstet wurde, dessen kühner Führer der Eroberer des gewaltigen Reiches werden sollte. Das war Hernando Cortes, 1504 als neunzehnjähriger Jüngling nach den Antillen gekommen, jetzt ein stattlicher Kämpe von ungemeiner Körperkraft, die Herzen gewinnend in seinem Benehmen und doch voll entschlossenen Ernstes, durch Beides geboren zur Herrschaft über Andere, ehrgeizig und hochstrebend, auch vor Gewaltthat nicht scheuend, wenn sie zum Ziele führte, aber hochsinniger und scharfblickender als die meisten seiner Genossen. Ihn hatte Diego Velasquez, der Statthalter von Kuba, welcher schon die Expeditionen von 1517 und 1518 ausgesandt, zum Führer einer neuen auserseheu, deren Ziel die Eroberung Mexiko's war. Aber da Cortes selbständiger handelte als ihm recht war, wollte er ihn durch einen andern ersetzen. Doch schnell entschlossen kommt ihm dieser zuvor, reißt seine Mannschaften im Kampfeseifer mit sich fort und hebt am 10. Februar 1519 auf der Rhede von Matanzas die Anker an der Spitze von 553 Soldaten, von denen nur 42 Armbrüste, 13 Hakenbüchsen führten und 19 beritten waren. Außerdem verfügte er über 14 kleine Geschütze. Das war die Macht, mit welcher er, ein Rebell gegen den Statthalter von Kuba und damit gegen die Krone, ein Reich erobern wollte, welches Spanien an Größe übertraf und an äußerer Kultur ihm wenig nachstand.

Landung und Unterhandlungen mit Montezuma II. Nach stürmischer Ueberfahrt landete das Geschwader auf Cozumel vor der yukatekischen Küste, wo es in Aguilar, einem im Jahre 1511 hierher verschlagenen Spanier, einen Dolmetscher fand, welcher der Mayasprache mächtig war. Dann südwestlich steuernd, lief Cortes den Tabascofluß an (4. März). Die etwas landeinwärts gelegene Stadt wurde erobert, die tapfer fechtenden Eingeborenen im offenen Felde geschlagen und zur Unterwerfung gezwungen. Nachdem man den Palmsonntag durch eine Messe in der eroberten Stadt feierlich begangen, fuhr man an der Küste hin weiter und warf am 20. April Anker unter dem Schutze der Insel San Juan de Ulloa gegenüber der Stätte des heutigen Veracruz.

Zum Glück für die Spanier, deren Dolmetscher das hier gesprochene Nahuatl nicht mehr verstand, gesellte sich dort eine junge Mexikanerin vornehmer Abkunft zu ihnen, welche der Sklaverei entkommen war und ihnen, des Aztekischen, des Mayadialekts und rasch auch des Kastilianischen mächtig, die größten Dienste leistete. Die kluge schöne Fremde erhielt den Namen Marina und war bald Cortes' unzertrennliche Gefährtin. Mit ihrer Hülfe setzte er hier sich mit den Eingebornen in Verbindung. Am Charfreitag betrat er den Boden Mexiko's, schlug ein Lager auf und eröffnete den Marktverkehr. Auch der aztekische Statthalter der Provinz kam herbei und erhielt von Cortes auf sein Befragen die Auskunft, er habe einen Auftrag seines Herrn, des Königs von Spanien, den er dem Herrscher der Azteken nur persönlich in seiner Hauptstadt eröffnen könne. Mit den Bildern, welche mexikanische Schnellmaler wunderbar rasch und in genügender Treue aufgenommen hatten, flogen Kuriere nach Tenochtitlan.

Dort saß auf dem Throne seit 1502 Montezuma II. (Mocteuzoma), als Eroberer bis Guatemala gefürchtet, prachtliebend und verschwenderisch, aber im höchsten Maße bigott und deshalb ganz abhängig von dem Glauben an die Rückkunft Quetzalcoatl's. Wenn diese weißen

Männer nun seine Nachkommen waren, wie durfte er ihnen entgegentreten? Da ihm jedoch ahnte, daß sie ihm Verderben brächten, so beschloß er das Verkehrteste: sie zur Umkehr aufzufordern und ihnen zugleich durch blendende Geschenke einen Begriff von seiner Macht zu geben. Er zeigte ihnen seinen Reichthum und seine Schwäche.

Und so sahen denn die Spanier schon nach acht Tagen eine aztekische Gesandtschaft in ihrem Lager, welche eine verwirrende Fülle der prachtvollsten Gaben in Gold, Federwerk und feiner Baumwolle vor ihnen ausbreitete. Albrecht Dürer, gewiß ein zuständiger Beurtheiler, der sie im Jahre danach in Brüssel sah, erstaunte über die „wunderbaren, kunstvollen Sachen und die subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen." Aber Cortes bestand auf seinem angeblichen Auftrage auch einer zweiten Botschaft gegenüber, und ihn anzugreifen hinderte Montezuma seine abergläubische Scheu.



Hernando Cortes.
Nach einem Originalgemälde im Hospital der „Purissima Concepcion de Jesus" in Mexiko.

Aufbruch nach der Hauptstadt. Bald zeigten sich die Früchte dieser unsichern Politik. Der Stamm der Totonaken von Cempoalla trat mit Cortes in Bündniß, ja er ließ es sich widerstrebend und entsetzt gefallen, daß die Spanier die bluttriefenden Götterbilder vom Teocalli stürzten, dort ein Kreuz aufrichteten und christlichen Gottesdienst feierten; er erkannte die spanische Hoheit an, gestattete und beförderte sogar die Anlage einer spanischen Niederlassung auf seinem Gebiete, der Villa rica della Vera Cruz (einige Meilen nördlich vom heutigen), fortan der Ausgangspunkt der Unternehmungen des Cortes und das Bindeglied zwischen Mexiko und den Antillen. Indem aber Cortes sein kleines Heer in eine bürgerliche Gemeinde umschuf und von dieser nun sich zum Oberfeldherrn (Generalkapitän) und Oberrichter ernennen ließ, wälzte er den größten Theil seiner Verantwortlichkeit gegenüber der Krone Spanien auf seine Genossen und kettete sie dadurch fester als jemals an sich. Zugleich schickte er ein Schiff

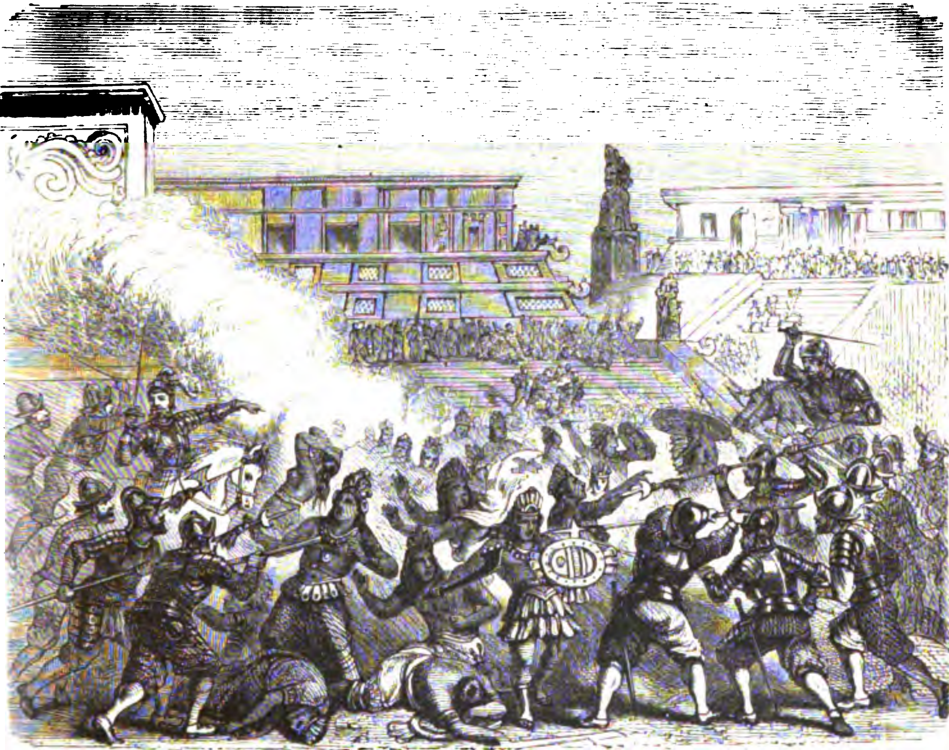
nach Spanien, um dort die Bestätigung seiner Würden zu erlangen, und damit alles Schwanken unmöglich werde, ließ er, während seine Mannschaft in Cempoalla war, seine sämmtlichen Fahrzeuge bis auf eines versenken. Stumm vernahm seine Schar aus seinem Munde das Geschehene, dann aber brach von allen Seiten der brausende Ruf los: „nach Mexiko, nach Mexiko!“ Der verwegene Zug, ein Abenteuer sonder Gleichen, begann.

Kampf mit Tlaskala. Am 18. August 1519 brachen von Veracruz, wo eine Besatzung unter Escalate zurückblieb, 400 Spanier und 1300 Totonaken gen Tenochtitlan auf, gefolgt von 1000 Lastträgern für Gepäck und Geschütz. Durch die prachtvolle Tropenlandschaft der Tierra caliente ging es über Jalapa aufwärts nach der Hochterrasse und durch schwierige Pässe, aber ohne Hindernisse von Seiten der Mexikaner bis an die Grenzen des kleinen Staates von Tlaskala, der seine Unabhängigkeit gegen die Azteken trotzig behauptet hatte. Tlaskala war ein Bundesstaat aus vier Kantonen unter einem kriegerischen Adel, bewohnt von einer arbeitsamen, abgehärteten, freiheitsstolzen Bauernschaft, im Uebrigen den Azteken an Kultur keineswegs nachstehend. Als eine totonakische Gesandtschaft für die Spanier freien Durchzug forderte, rieth der hundertjährige Xicotencatl, einer der vier großen Häuptlinge der Republik, das schlagfertige Grenzheer unter seinem gleichnamigen Sohne möge die Fremden angreifen; je nach dem Erfolge könne dann der Staat das Geschehene anerkennen oder verleugnen. So sah sich Cortes (Anfang September) in zwei blutigen Gefechten die Tlaskalteken gegenüber; er siegte zwar, befestigte sich aber auf dem Hügel von Tzompach. In ernster Stimmung, gestärkt durch Beichte und Abendmahl, gingen am 5. September seine Spanier vor. Aber trotz des Entsetzens, das den Feinden die Reiter und die Feuerwaffen einflößten, bedurfte es einer vierstündigen Schlacht, um den Sieg zu erkämpfen, und erst als ein nächtlicher Ueberfall der spanischen Stellung mißlungen und einige Spione dort aufgegriffen worden, als schon die Lage der Fremden bedenklich, ihr Muth im Sinken war, erschien endlich der junge Xicotencatl, das Haupt der nationalen Partei, im spanischen Lager, noch stolz und selbstbewußt, und nahm die Bedingungen des Cortes: Bündniß und Unterwerfung unter Spanien, an. Es war die entscheidende Thatsache des Feldzuges. Am 23. September zogen die Spanier als Freunde in Tlaskala ein, und wenn auch der Versuch einer allgemeinen Bekehrung mißlang, so ließen doch die Töchter tlaskaltekischer Edlen, welche den spanischen Offizieren als Frauen zugeführt wurden, sich taufen, und der christliche Gottesdienst wurde nicht gestört.



Montezuma II. Nach einem alten Kupferstich.

Das Blutbad von Cholula. Ueber diesen Nachrichten brach die Widerstandskraft Montezuma's zusammen. Er lud durch eine neue Gesandtschaft die unbezwinglichen Fremden nach seiner Hauptstadt ein und bat sie, den Weg über Cholula zu nehmen, wo er Alles zu ihrer Aufnahme vorbereiten lasse. Diese Stadt, in reichangebauter Gegend gelegen, von einer hochcivilisirten, äußerst betriebsamen Bevölkerung bewohnt, war der große Stapelplatz Anahuac's und zugleich sein religiöser Mittelpunkt, der Sitz Quetzalcoatls, dessen riesiger Teocalli noch heute im Wesentlichen aufrecht steht, die Stätte zahlloser Tempel, der Sammelplatz unendlicher Wallfahrerscharen. Hier zogen die Spanier mit den Totonaken und 6000 Tlaskalteken durch drängende Menschen unter Blumengewinden ein.



Das Blutbad von Cholula.

Aber bald wurde, als eine aztekische Gesandtschaft eingetroffen, das Benehmen der Cholulaner zurückhaltend, unheimliche Anzeichen deuteten auf Vorbereitungen zu einem Ueberfall, und endlich gelang es Marina, einigen geschwätzigen Frauen das Geheimniß zu entlocken: die Spanier sollten beim Abmarsche in den engen Straßen angefallen, vernichtet werden. In dieser verzweifelten Lage griff Cortes zu einem Akte verzweifelter Nothwehr. Er ließ die vornehmen Cholulaner, welche am Morgen des Marschtages in seinem Quartiere — einem großen Tempelhofe — erschienen, um sich von ihm zu verabschieden, zusammenhauen und entfesselte dann seine Soldateska gegen die unglückliche Stadt zu Mord, Brand und Plünderung. Mehrere Tausend Menschen fielen der Schlächterei zum Opfer, erst nach mehreren Stunden wurde sie eingestellt, aber ihr Schrecken flog durch ganz Anahuac, die benachbarten Gemeinden unterwarfen sich, und Montezuma, dessen geheime Befehle vermuthlich den Ueberfall angeordnet hatten, warf alle Schuld auf die Cholulaner.

Einzug in Mexiko. Nun konnte nichts mehr den Marsch auf seine Hauptstadt hindern. Mit den Tlaskalteken — die Totonaken wurden zurückgesandt — erstiegen die Spanier den Gebirgssattel zwischen den riesigen Vulkankegeln des Popokatepetl und Iztaccihuatl, die in weiße Schneemäntel gehüllt auf das blühende Land herniederschauen. Sie fanden die kürzeste

Straße nach Mexiko allerdings durch Felsblöcke und Baumstämme gesperrt — ein letzter schwächlicher Versuch sie zu hemmen — aber sie schlugen sie dennoch ein und fanden dabei Schutz gegen Sturm und Nachtkälte in den steinernen Posthäusern. So gelangten sie unter harten Anstrengungen empor, und plötzlich öffnete sich ihnen bei einer Wegbiegung der Blick auf das wundervolle Hochthal von Mexiko. Da lag es vor ihnen im Kranze strahlender Schneeberge, eine blühende Landschaft voll dunkler Wälder, grüner Gärten und Felder, zahlloser weißer Ortschaften, in der Mitte schimmerten die Spiegel der großen Seen, und aus dem größten erhob sich mit ragenden Thürmen und Palästen die Inselstadt Tenochtitlan, das Venedig der neuen Welt. In raschem Abstieg ging es nun hinunter am Abhange der Sierra. Es war zu spät, als Montezuma unter Anbietung reichster Geschenke Cortes nochmals zum Rückzuge auffordern ließ; wie hätte dieser Angesichts des herrlichen Zieles auf seine Gewinnung verzichten können! Er bestand auf dem Einzuge und der persönlichen Begegnung mit dem Kaiser. Montezuma's Götter aber blieben stumm, trotz Opfer und Gebete, und so that dieser den letzten Schritt: er ließ Cortes, der schon in Ajotzinko stand, durch seinen Neffen Cacama, den Fürsten von Tezcuco, feierlich nach seiner Hauptstadt einladen. Am See von Chalko hin bewegte sich der Zug der Spanier wie durch ein Zauberland nach Itzapalapan, wo herrliche Gärten mit Fischteichen und Vogelhäusern sie entzückten, durch die Nacht aber glühten über den See die zahllosen Tempelfeuer herüber und verkündeten die Nähe der Hauptstadt. Als der Morgen des 8. November 1519 anbrach, standen die Spanier bereits unter Waffen. Noch verhüllten weiße Nebel den See und Mexiko selbst wie mit einem Schleier, dann stieg die Sonne der Tropen strahlend empor und übergoß Alles mit ihrem hellsten Lichte, die weiße Stadt, die grünen Ufer und den blauen See, auf dem Hunderte von Kähnen sich tummelten. So ging es vorwärts, Cortes mit den Reitern voran, auf einem breiten Dammwege aus Steinen und Ziegeln durch dichtgedrängte Menschenreihen.

Da zeigte sich von ferne ein schimmernder Zug, es war Montezuma in einer Sänfte, von glänzendem Gefolge umgeben. Als Cortes ihn erblickte, stieg er vom Roß und ging dem Fürsten entgegen, der gleichfalls zu Fuß ihm gegenüber trat, von seinen Unterthanen in stummer Ehrfurcht begrüßt. Es war ein stattlicher Mann von Mittelgröße, auffallend hellfarbig für seine Rasse, von schlankem, ebenmäßigem Bau, schwachem Bart und schwarzen Haaren, die Haltung würdevoll, von gütigem, leutseligem Ausdruck. Die erste Begrüßung der beiden Männer war freundlich, aber stumm, nur Geschenke — sehr ungleichen Werthes — tauschten sie aus, dann kehrte der Monarch in die Hauptstadt zurück, die Spanier aber setzten ihren Marsch fort, eine lange, gerade, breite Straße hinein, zwischen niedrigen, steinernen Palästen mit flachen Dächern, über zahlreiche Brücken und Kanäle, angestaunt von dichten Menschenmassen und selbst wie im Traume dieser Entfaltung einer ungeahnten Civilisation gegenüber. Ein weiter Palast inmitten einer festen Steinmauer, unmittelbar beim großen Tempel, nahm sie in seinen Höfen und Hallen auf.

Huldigung Montezuma's. In Mexiko waren die Spanier, aber was nun weiter? Keine 400 Mann saßen sie inmitten einer Stadt, deren Einwohnerzahl in die Hunderttausende ging, und die nur durch drei lange, leicht zu unterbrechende Dämme mit dem Festlande zusammenhing, selbst wieder ein Gewirr von Straßen und Kanälen. Ein Wink Montezuma's, und seine unbesiegten Azteken warfen sich auf das isolirte Häuflein der Fremden. Und wie lange konnte es dauern, daß er diesen Wink gab! Zwar er hatte sie freundlich aufgenommen, er sorgte reichlich für Alles, besuchte sie gleich nach der Ankunft in ihren Quartieren und überschüttete sie mit Geschenken; er empfing am nächsten Tage Cortes selbst in seinem Palaste, ja er zeigte sich bereit, die Oberhoheit der Spanier anzuerkennen, da er im Ernste sie für die Nachkommen Quetzalcoatls hielt, aber die Zumuthung, seinem blutigen Heidenthume zu entsagen, wies er rundweg von der Hand und verbarg auch seine Verstimmung nicht, als bei einem Besuche des großen Tempels mit seiner entzückenden Aussicht Cortes seinen Abscheu vor den blutigen Greueln dieses Kultus äußerte. So lange dieser aber aufrecht stand, blieb die Unterwerfung unter Spanien eine leere Form.

Montezuma's Gefangennahme. Nur ein verwegener Streich konnte aus dieser Lage
efreien. Die Gelegenheit bot sich bald. Von Veracruz kam die Nachricht, daß der aztekische
Statthalter der Küstenprovinz die dortigen Spanier angegriffen habe, Escalate gefallen sei.
Da beschloß Cortes, Montezuma in seiner eigenen Hauptstadt als Geisel für die Sicherheit
er Spanier festzunehmen! Mit starkem Gefolge begab er sich zu ihm, bat ihn, zum Beweise
einer freundlichen Gesinnungen eine Zeit lang im spanischen Palaste zu residiren. Fassungslos,
itternd fügte sich der Monarch der unerhörten Zumuthung des furchtbaren Fremden, ja er
ielt seinen klagenden Unterthanen gegenüber den Schein freiwilligen Entschlusses fest. Seit-
em war er ein Werkzeug der Spanier, überzeugt, daß dies der Wille seiner Götter sei. Er
ieferte seine Häuptlinge, die Veracruz angegriffen, zur Hinrichtung an Cortes aus, er setzte
n Tezcuco an die Stelle des nationalgesinnten Cacama dessen Bruder Ixtlilxochitl, der den
Spaniern günstig gestimmt war, er ließ seine Beamten und Vasallen für Karl V. den Eid der
Treue schwören und Tribut für den spanischen Herrscher einfordern, ja, er gestattete sogar
hristlichen Kultus auf dem großen Teocalli. Das Reich der Azteken schien durch einen Hand-
treich in eine spanische Provinz verwandelt.

Kärtchen zu den Eroberungszügen des Cortes in Mexiko.

Aber wenn der Herrscher in so weitgehender Weise seinen nationalen Stolz vergaß, sein
apferes Volk that es nicht. Immer weiter und tiefer fraß unter den Azteken der Groll
egen die Fremdlinge um sich, und zu diesen drohenden Anzeichen gesellte sich eine längst ge-
ürchtete Gefahr von Kuba her.

Narvaëz' Niederlage. Am 23. April 1520 landete vor Veracruz mit dem Befehle
Cortes zu entsetzen und die Unternehmung im Namen des Velasquez fortzuführen, Pamfilo
Narvaëz an der Spitze von 900 Mann, darunter 80 Reiter. Zum Glück für Cortes nahm
er neue Kommandant von Veracruz, der entschlossene Sandoval, Narvaëz' Abgesandte sofort
est und schickte sie nach Mexiko.

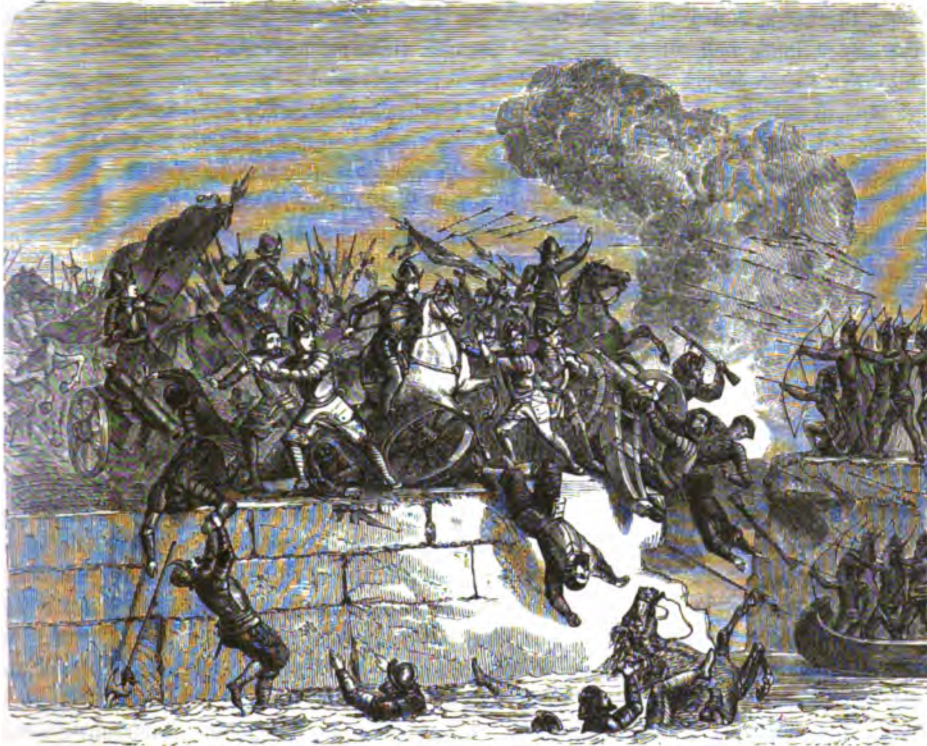
Dort gewann Cortes sie im Geheimen und ließ dann durch sie und Pater Olmedo, seinen
Kaplan, Narvaëz' kleines Heer so wirksam bearbeiten, daß die meisten sich zu ihm neigten.
Davon unterrichtet, eilte der kühne Mann mit 350 Spaniern nach der Küste, überfiel im
Mai 1520 Narvaëz bei dunkler Nacht in Cempoalla, nahm ihn selbst, verwundet wie er war,
gefangen und brachte sein kleines Heer ohne Mühe zum Uebertritt. Bis auf 1200 Mann
verstärkt trat er den Rückmarsch nach Tenochtitlan an.

Aufstand in Mexiko und Tod Montezuma's. Dort aber entlud sich inzwischen das lange drohende Unwetter in einer blutigen Katastrophe. Sein zurückgelassener Stellvertreter, der kühne, aber leidenschaftliche Alvarado, glaubte oder gab vor zu glauben, daß die aztekischen Edlen ein großes religiöses Fest, zu dessen Begehung sie in großer Zahl im Haupttempel sich einfanden, zu einem Angriff auf die Spanier benützen würden. Um ihnen zuvorzukommen — wie Cortes in Cholula — ließ er die Unbewaffneten im Tempel überfallen und niedermachen. Die Blüte des aztekischen Adels fiel an diesem Tage, und damit zerriß das Band zwischen den Mexikanern und den Spaniern. An die Spitze der empörten Nation trat Montezuma's Bruder Cuitlahuac, ein Todfeind der Weißen und eröffnete sofort den Angriff auf den spanischen Palast. Bei dieser Lage der Dinge traf Cortes wieder in der Hauptstadt ein. Aber das Geschehene konnte auch er nicht ungeschehen machen, die Azteken wiesen jeden Vorschlag zurück und bestürmten unausgesetzt die spanische Stellung. Zwar setzten sich die Spanier mit Cortes an der Spitze nach blutigem Ringen in Besitz des Haupttempels, der ihren Palast völlig beherrschte und zündeten die Gotteshäuser auf seiner Plattform an, doch brachte das nur eine vorübergehende Erleichterung. Da in der äußersten Noth ging Cortes Montezuma um seine Vermittlung an. Als nun der unglückliche Monarch vom flachen Dache des Palastes herab zu seinen Unterthanen begütigende Worte sprach, schwieg zwar einen Moment der Streit, aber dann brach wüthendes Geschrei los, Steine und Pfeile flogen gegen den einst abgöttisch verehrten Kaiser, und schwer verwundet sank er den Spaniern in die Arme. Doch mehr noch als die Wunden verzehrte ihn der Gram über die jammervolle Rolle, zu der ihn sein Geschick verdammt hatte. In dumpfem Hinbrüten verbrachte er seine letzten Tage, die Verbände riß er ab, er wollte sterben. Am 30. Juni 1520 schloß er die Augen als spanischer Gefangener in seiner Hauptstadt.

Die Trauernacht. Sein Tod entband die Azteken von der letzten Rücksicht, raubte Cortes seine kostbarste Geisel. Es blieb ihm nichts Anderes als der Abzug! Auf dem westlichen Dammwege nach Tlakopan sollte er erfolgen, bei Nacht, in tiefster Stille, denn nur unentdeckt konnte er gelingen. Um die drei Oeffnungen im Damm — denn die Brücken waren abgeworfen — gangbar zu machen, war eine tragbare Brücke aus Holz angefertigt worden. In der Nacht des 1. Juli setzten sich die Spanier und Tlaskalteken in Bewegung. Schweigendes Dunkel lag über Stadt und See, und glücklich gewann das Heer auch die Dammstraße. Da plötzlich tönt von den Tempeln her der wohlbekannte dumpfe Ton der Trommel Huitzilopochtli's, über den dunklen See schießen von allen Seiten wohlbemannte Kähne heran, wüthendes Kriegsgeschrei gellt den entsetzten Spaniern ins Ohr, Pfeile und Speere hageln auf Helm und Panzer. Entsetzlich ist die Lage der auf dem schmalen Damme Zusammengedrängten; zwar die erste Oeffnung wird glücklich überschritten, aber es gelingt nicht, die festeingetretene Brücke wieder in die Höhe zu bringen; mit Gepäckstücken, Kanonen, Leichen versuchen die Spanier die beiden anderen Lücken auszufüllen oder durch Schwimmen sich zu retten, aber rechts und links klimmen immer dichter die dunklen Gestalten der Azteken empor, überall rasender Angriff, verzweifelte Gegenwehr, Auflösung jeder Ordnung, die nackte Selbstsucht der Angst auf Schritt und Tritt. Alvarado entkommt, seine Rennlanze einstemmend, durch einen Riesensprung über die dritte Oeffnung, deren Stelle noch heute davon den Namen bewahrt („Alvarado's Sprung"); wer's ihm nicht nachthun kann, wird gefangen als wohlgefälliges Opfer für den Kriegsgott, der endlich seinen treuen Verehrern den blutigen Sieg geschenkt.

Der Rückzug nach Tlaskala. Das war die „Tauernacht", die noche triste, noch heute unvergessen in Mexiko. Als auf dem westlichen Ufer des Sees um den Teocalli von Otoncalpolco die Reste sich sammelten, da fehlten etwa 450 von den Spaniern, über 4000 von den treuen Tlaskalteken. Was übrig geblieben, das war eine Handvoll Leute, alle erschöpft bis zum Tode, alle verwundet, fast ohne Pferde, ohne Geschütze und Feuergewehre, aber nicht entmuthigt. Unentwegt stand in diesen eisernen Herzen der Gedanke der Eroberung Mexiko's. Zunächst freilich galt es den Rückzug nach Tlaskala. Unter den härtesten Entbehrungen umging Cortes die Seen am West- und Nordufer und erstieg den Gebirgssattel bei Teotihuacan. Aber

n dort erblickte er zu seinem Entsetzen ein gewaltiges Heer, das die weite Ebene von Otumpan füllend, ihm die Rettungsstraße nach Tlaskala sperrte. Erst ein verzweifelter Kampf am Juli, den Cortes persönlich entschied, indem er den feindlichen Feldherrn mit dem Reichsnner niederstreckte, öffnete ihm die Bahn, und Tlaskala erwies sich in dieser äußersten Noth s treu, nahm die Spanier auf, gewährte ihnen Ruhe und diente ihnen als Ausgangspunkt r den neuen Angriff auf Mexiko.



Kampf und Rückzug der Spanier über den Damm.

Der Fall von Mexiko. Nicht durch einen verwegenen Handstreich wie zuerst, sondern urch sorgsam vorbereitetes und berechnetes Vorgehen dachte Cortes diesmal zum Ziele zu elangen. Aus Kuba kamen Zufuhren und Verstärkungen; dreizehn leichte Schiffe (Brigantinen) urden an der Küste gezimmert, um in Stücke zerlegt nach dem See von Mexiko geschafft zu erden und diesen zu beherrschen; und was wichtiger war, zahlreiche, den Azteken unterworfene Stämme, begierig, ihr Joch zu brechen, stellten den Spaniern ihre Hülfstruppen. Durch eineimische fast mehr als durch spanische Waffen, durch den Bund der abtrünnigen Vasallen nit den Fremden sollte Mexiko zu Grunde gehen.

Anfang 1521 überschritt Cortes mit 600 Spaniern und vielen Tausenden eingeborener Bundesgenossen die Sierra und warf sich zunächst auf die Städte rings um Tenochtitlan, um ies zu isoliren, auf seine eigenen Kräfte zu beschränken. Zuerst fiel ohne Widerstand Tezcuco, ann zum Theil unter heldenmüthiger Gegenwehr alle Plätze um den See und am Gebirge. Von Tlakopan aus übersah endlich Cortes die herrliche Hauptstadt, der er Tod und Zerstörung rachte. Denn ihr neuer Fürst Quatemozin, ein Neffe Montezuma's, wies alle Anträge, die hn zur Ergebung bestimmen sollten, trotzig zurück und bereitete eine Vertheidigung vor, würdig mit der Karthago's verglichen zu werden. So besetzten die Spanier, während die Brigantinen den See von den Kähnen der Azteken leer fegten, die Ausgänge der drei Dammstraßen und drangen dann trotz wüthenden Widerstandes langsam bis an die Stadt. Aber zwei Stürme auf diese selbst scheiterten an der verzweifelten Gegenwehr der Belagerten, ein dritter führte zu einer

furchtbaren Niederlage. Cortes selbst entging nur durch die Aufopferung Christobal de Oleas der Gefangenschaft, doch zwei Geschütze und sieben Pferde sammt 62 Spaniern fielen den Siegern in die Hände. Mit Grauen sahen die Belagerer, wie diese Alle, auf den ragenden Tempeln und in der klaren Luft des Hochlandes deutlich erkennbar, noch in der nächsten Nacht als Schlachtopfer für Huitzilopochtli bluteten. Durch diesen Sieg und Orakelsprüche ermuthigt hielten die Belagerten auch dann aus, als, da jede Zufuhr aufhörte, Hungersnoth und Seuchen in der unseligen Stadt wütheten; die Angreifer mußten Gasse für Gasse, Haus für Haus erstürmen, bis sieben Achtel der Stadt sammt dem Haupttempel in ihren Händen waren. Aber in den letzten ihnen noch übrig bleibenden Straßen zusammengedrängt, schleuderten die Eingeschlossenen stieren Auges und irren Geistes ihre Geschosse den Stürmenden entgegen. Ein letzter Angriff endlich am 13. August entschied. Quatemozin versuchte über den See zu fliehen, doch eine spanische Brigantine fing ihn auf, nahm den letzten Kaiser der Azteken gefangen.

Ein paar Tausend wankende, hohläugige, zu Skeleten abgemagerte Gestalten, das war Alles, was der fürchterliche Kampf von den stolzen Azteken Tenochtitlans übrig gelassen. In einem furchtbaren Gewitter, in der Nacht nach der Erstürmung, das mit flammenden Blitzen die Thallandschaft taghell erleuchtete und in krachenden Donnerschlägen an den Bergwänden wiederhallte, schienen auch die besiegten Heidengötter Abschied zu nehmen von ihrem alten Herrschersitze.

Die Beute in der eroberten Stadt befriedigte die gierigen Spanier so wenig, daß, ihrem Drängen nachgebend, Cortes seinen Ruhm mit der Folterung Quatemozin's befleckte, um das Geständniß verborgener Schätze aus ihm herauszupressen. Doch mit stoischem Muthe ertrug der Fürst die Qualen, kein Wort kam über seine Lippen.

Cortes als Statthalter von „Neuspanien". Die Eroberung war zu Ende. Es mußte sich zeigen, ob die Spanier sie auch festzuhalten, sie zu organisiren wissen würden. Und in der That hat hier Cortes große Gaben eines Regenten entfaltet. Als er nach vielen Mühen gegen Velasquez und des Bischofs Fonseca Einfluß, der seit Isabella's Zeiten die „indischen" Geschäfte in Händen hielt, seine Bestätigung als Statthalter, Oberrichter und Oberfeldherr in „Neuspanien" durchgesetzt hatte (1522), entwickelte er eine überaus energische Thätigkeit, um das Zerstörte wieder herzustellen, der spanischen Herrschaft eine feste Grundlage zu geben, das reiche Land für sie nutzbar zu machen, die Eingeborenen zu bekehren. In kurzer Zeit entstand Mexiko wieder aus seinen Trümmern auf Grund der alten Straßenlinien. An Stelle des Haupttempels erhob sich die prachtvolle Kathedrale, in ihrer Nähe Cortes' Palast. Zahlreiche Spanier siedelten sich bald hier an, doch überwogen die Eingeborenen, deren man noch unter Cortes etwa 30,000 Familien zählte (gegen 2000 europäische), bei Weitem an Zahl. Ferner wurden die wichtigsten Häfen und Metallgruben durch spanische Kolonien gesichert; so entstanden an der Ostküste außer Veracruz, das erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts an seine heutige reizlose und ungesunde Stätte verlegt wurde, Medellin (nach Cortes' Heimat genannt) und Antigua, mit der Hauptstadt durch eine gute Straße verbunden, am großen Ozean Sacatula, weiter im Binnenlande Colima. Durch mannichfache Begünstigungen lockte Cortes spanische Einwanderer herbei; er verhing deshalb über die Eingeborenen mit Ausnahme der Tlaskalteken trotz ihrer hohen Kulturstufe das harte System der Repartimientos (s. S. 48), wie er denn selbst als ein solches das reiche Thal von Oaxaca mit 17,000 Einwohner, 50 Ortschaften und 60,000 Dukaten Einkommen von Karl V. erhielt. Im Anbau von europäischen Kulturpflanzen ging er mit gutem Beispiele voran, auch neue Minen wurden eröffnet. Gleichzeitig trug er für die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen Sorge, da er dessen Verkündigung von Anfang an für seine heilige Pflicht hielt. Hatte das aztekische Heidenthum durch den Untergang des Reiches allen Halt in der Bevölkerung verloren, deren Unabhängigkeit ihre Götter nicht hatten retten können, so arbeiteten nun auch seit 1524 die Franziskaner mit hingebendem Eifer durch Predigt und Schule an der Begründung des neuen Glaubens, dessen prunkvollem Kultus die Gewöhnung der Mexikaner an feierlichen, glänzenden Gottesdienst entgegenkam, und sie erwarben sich ein unvergängliches Verdienst durch die fleißige Sammlung altmexikanischer Ueberlieferungen. Diese Sorgfalt kam freilich nicht dem ausgebildeten Schriftthum

der Mexikaner zugute. Vielmehr wüthete hier der spanische Fanatismus ebenso wie gegen die Erzeugnisse der spanisch-arabischen Literatur, und die dürftigen Reste, die ihm entgingen, entziehen sich auch der Benutzung der Nachwelt, da sie noch immer keinen Schlüssel zu ihrer seltsamen Bilderschrift besitzt.

Weitere Entdeckungen und Eroberungen in Mittelamerika. Doch neben friedlicher Arbeit gingen bei Cortes neue Unternehmungen zu Lande und zur See. Schon 1522 hatte unabhängig von ihm Gonzalez das herrliche Nicaragua erobert; 1524 besetzte in seinem Auftrage Alvarado Guatemala und sicherte es durch die Gründung von St. Jago; er selbst durchzog 1524—26 unter großen Beschwerden Yukatan und Honduras. Verleumdungen bei Hofe veranlaßten ihn dann nach Spanien zu gehen, um sie zu entkräften. Hier empfing ihn Karl V. mit der höchsten Auszeichnung zu Toledo, beließ ihm auch sein Oberfeldherrnamt in Neuspanien und verlieh ihm dazu das Recht auf neue Entdeckungen am großen Ozean, doch seine Statthalterwürde bestätigte er ihm nicht, denn Cortes hatte bereits allzu große Verdienste um die spanische Krone. Mißmuthig im Frühjahr 1530 zurückgekehrt, vermochte er sich da, wo er Jahre lang als ein Fürst geboten, in eine untergeordnete Stellung nicht zu finden, lebte deshalb meist fern von Mexiko auf seinen musterhaft bewirthschafteten Gütern und suchte Genüge in neuen Entdeckungen. Den Fahrten Nuño de Guzman's folgend, der 1530 Xalisco und Cinaloa aufgehellt hatte, sandte er mehrere Expeditionen nach Nordwesten, die auch die Südspitze der kalifornischen Halbinsel fanden, und machte selbst im Jahre 1535 eine Fahrt dahin. In seinem Auftrage befuhr dann Juan de Ulloa im Jahre 1539 den kalifornischen Meerbusen und die öde Westküste der Halbinsel bis zum Kap Eugaño (Eugenio). Da Cortes aber mit seinem Nachfolger, dem Vizekönig Antonio de Mendoza über sein Entdeckerrecht in Streit gerieth und viele Kosten unnütz aufgewendet hatte, so reiste er im Jahre 1540 zum zweiten Male nach Spanien, um dort seine Sache zu betreiben, begleitete auch im Jahre darauf den Kaiser nach Afrika, indessen richtete er nichts aus und mit härterem Undank gelohnt als Columbus starb er, im Begriffe nach Mexiko zurückzukehren, am 2. Dezember 1547 in einem Dorfe bei Sevilla. Er erlebte noch, daß in Mendoza's Auftrage Hernando de Alarcon den Coloradofluß 85 spanische Meilen hinauffuhr und damit die Halbinselnatur Altkaliforniens feststellte (1540), daß dann Juan Cabrillo Neukalifornien auffand und seine Küste bis zum Kap Mendocino verfolgte (1542—43). Im Binnenlande war schon 1538 Vasquez de Coronado in der Richtung auf Neumexiko vorgedrungen; nähere Nachrichten über das Land brachte jedoch erst 1582 Antonio de Espejo zurück, die Besitzergreifung vollzog dann 1596 Juan de Oñate, doch fand man kein Gold und kümmerte sich infolge dessen nicht viel um das Land. Auch die Fahrt des Sebastian Viscayno, der 1603 bis zum Cabo Blanco gelangte, blieb vereinzelt. Seitdem geriethen die Entdeckungen der Spanier in dieser Richtung völlig ins Stocken, denn nur der Goldreichthum, nicht wissenschaftliches Interesse, hat sie von jeher bestimmt, und ein neidisches Geschick hat ihnen die Schätze Neukaliforniens verhüllt.

Peruanische Kultur. Dasselbe Interesse führte sie auch an die Küste des zweiten großen Kulturstaates der Neuen Welt, des Inkareiches Peru. In den großen Thälern zwischen den riesigen Ketten der Anden, deren Höhe die Glut der Aequatorsonne mäßigt, nicht an der theils waldigen und sumpfigen, theils regenlosen und dürren Küste, die höchstens an ihren zahlreichen Flußläufen den Anbau verstattet, hat sich die peruanische Kultur entfaltet. Sie wurde begünstigt durch die Widerstandsfähigkeit, welche ihre wichtigsten Nährpflanzen (Mais, Kinoahirse, Kartoffel, Coca) dem rauhen Klima der Hochebenen gegenüber bewähren. Ihr sorgfältiger, durch künstliche Bewässerung und Guanodüngung geförderter Anbau bildete die Hauptbeschäftigung der Peruaner. Hierin standen sie den Mexikanern gleich, in anderen voran. Sie züchteten das einzige der Neuen Welt eigenthümliche vierfüßige Hausthier, das Lama, zum Lasttragen und zur Wollproduktion, die sie zu den feinsten Geweben zu verarbeiten verstanden; mit ihren Werkzeugen aus Bronze und Kupfer errichteten sie mächtige Steinbauten, ja sie wölbten Bogen, was die Mexikaner nicht vermochten. Feste Straßen verbanden die einzelnen Landestheile, Hängebrücken aus zähem Weidengeflecht überspannten die reißenden Bergströme,

und eine vortreffliche Post, welche Botschaften durch Läufer und Passagiere durch Sänften beförderte, gestattete den regsten Verkehr. Freilich bediente man sich bei Kauf und Verkauf nur der Wage, um Edelmetalle in ihrem Werthe zu bestimmen, also des unvollkommensten Verfahrens, und die Peruaner erscheinen weniger scharfsinnig als die mittelamerikanischen Völker, wenn sie keine festbegrenzte Zeitrechnung zu Stande brachten, sondern nur nach den Sonnenwenden sich zu richten vermochten, keine Landkarten, sondern nur Stadtpläne in erhabener Arbeit herstellten und schließlich auch neben einer Art Bilderschrift künstlich in einander verschlungene und verknüpfte buntfarbige Schnüre (Quippu) zu Mittheilungen verwandten.

Religion und Staatswesen. Die Begründung dieser ganzen Kultur schrieben die Peruaner den Kindern der Sonne, Manco Capac und seiner Schwester, zu. Denn die Sonne verehrten sie in ihrem sonnenbeglänzten Lande zumeist. Ihr zu Ehren erhoben sich goldstrahlende Steintempel vor Allem am stillen Titicacasee und in der Hauptstadt Cuzco; zahlreiche Priester und „Sonnenjungfrauen" dienten ihr durch Gebete, Spenden von Früchten und Opferthieren, nur sehr selten durch Menschenopfer. Als „Sohn der Sohne" genoß der Herrscher aus dem Stamme der Inka's göttliche, widerspruchslose Macht; er war zugleich Vorsteher der Priesterschaft, Oberfeldherr und Oberrichter, alleiniger Eigenthümer des ganzen Landes. Mit glänzendem Gepränge machte er seine Reisen, und starb er, so wurde er zu Cuzco im Sonnentempel einbalsamirt und auf goldenem Stuhle sitzend bestattet, wobei seine Frauen und Diener wetteifernd zum Opfertode sich drängten, um mit ihm zur Sonne einzugehen. Dem göttlichen Ansehen des Inka und seiner Einrichtung zufolge läßt sich das peruanische Staatswesen am Besten als ein durchgebildeter theokratischer Sozialismus bezeichnen. Aller Besitz zerfiel in drei Theile: für den Gebrauch des Adels, unter dem die Klasse der Inka's die vornehmste war, der Geistlichkeit, welche sich aus jenem ergänzte, und des Volkes, das mit seiner harten Arbeit sich selbst und die herrschenden Kasten zu ernähren hatte. Die für Adel und Priester bestimmten Erträge flossen in große Vorrathshäuser; in jeder Gemeinde wurden die Grundstücke alljährlich von Neuem, je nach der Größe der Familie zugetheilt. So schützte allerdings dieser peruanische Zwangsstaat den gemeinen Mann vor Mangel, aber er ließ ihn auch niemals sich emporarbeiten aus der Sklaverei, zu der ihn die Geburt bestimmte, und hielt zugleich die sittlichen Kräfte nieder, die nur in der Freiheit sich entfalten können. Unleugbar waren seine Kulturleistungen sehr achtungswerth; ja er verbreitete seine Einrichtungen durch Eroberung von Chile bis Neugranada und mit ihnen den Sonnendienst und die feingebildete Quichuasprache von Cuzco; doch er erzeugte in seinem Volke nichts von der aufopfernden Vaterlandsliebe der freien Nationen und so ist das glänzende Reich der Inka's ruhmlos gefallen.

Entdeckung von Peru. Es war ein roher Soldat, der es zerstörte, Franz Pizarro aus Truxillo in Estremadura, der außereheliche Sohn eines spanischen Offiziers und einer Mutter niedern Standes, geboren um 1471, ohne jede Bildung aufgewachsen und deshalb des Lesens und Schreibens niemals mächtig, aber begabt mit scharfem Verstande und einem Herzen, das erfüllt war von Habgier und Herrschsucht und die Furcht nicht kannte. In jungen Jahren war er nach Westindien gegangen, war lange mit Hojeda und Balboa auf Abenteuer und Gewinn ausgezogen und endlich zu einem kleinen Landgut in Panama gekommen. Dorthin drang die Kunde von einem goldreichen Lande im Süden, und kurz nachdem Mexiko gefallen war, brachte Pizarro mit einem Kameraden, Diego de Almagro und dem Priester Hernando de Luque soviel auf, um zwei kleine Schiffe und 100 Mann auszurüsten. Als sie indeß im November 1524 nach Süden steuerten, geriethen sie in die Zeit der strömenden Herbstregen und an eine waldige, sumpfige, fast unbewohnte Küste, so daß Pizarro lange Zeit Noth litt im „Hungerhafen" (etwa 8° nördl. Br.) und die meisten Leute verlor, und Almagro, der allein weiter fuhr, auch nur bis zum Juanflusse (5° nördl. Br.) gelangte, dort aber ackerbautreibende Stämme und bei ihnen goldene Geschmeide erspähte. Dadurch ermuthigt schlossen die Abenteurer mit Pedrarias, dem Statthalter von Panama, am 10. März 1526 einen Vertrag, der ihnen das alleinige Recht auf Entdeckungen und Eroberungen im Südlande und das Drittel aller Einkünfte zusicherte. Diesmal kam Pizarro bis zum San Juan, Almagro bis zum Kap

Pasado am Aequator; als dieser dann von Panama noch Verstärkungen zugeführt, segelten beide weiter, wagten aber auf der Höhe von Tacumez (1° nördl. Br.) angekommen, keine Landung, denn sie sahen vor sich eine große nach der Schnur gebaute Stadt und die Küste bedeckt mit Bewaffneten. Deshalb kehrte Almagro, um Verstärkungen herbeizuschaffen, nach Panama zurück, Pizarro blieb auf der Insel San Gallo in der Matthäusbucht; schließlich verließen ihn aber alle seine Leute bis auf zwölf. Mit diesen wenigen brachte der unerschütterliche Mann auf der nicht weit entfernten unbewohnten, sumpfigen Insel Gorgona sieben schreckliche Monate zu, geplagt von Hunger, Krankheit und Muskitoschwärmen. Als endlich Almagro wieder kam, setzten sie die Fahrt weiter fort bis in den schönen Golf von Guayaquil und traten dort mit der Bevölkerung von Tumbez, die alle Merkmale höherer Kultur offenbarte, in freundlichen Verkehr. Aber ihre lange, mühselige Unternehmung hatte den Entdeckern so wenig Gewinn gebracht, daß in Panama Niemand mehr etwas an die Sache wagen wollte. Deshalb ging Pizarro im Jahre 1529 nach Spanien, wo er mit Cortes verkehrte (s. S. 367), und erlangte vom König Karl V. die Ernennung zum Statthalter, Oberbefehlshaber und Oberrichter in den noch zu entdeckenden Ländern, welche künftig „Neukastilien" heißen sollten (26. Juli 1529). Im Uebrigen leistete die spanische Krone für das Unternehmen nicht das Geringste.


Franz Pizarro.

Pizarro's Landung. So segelte Pizarro mit Almagro und seinen drei Brüdern am 28. Januar 1531 zum dritten Male von Panama aus, diesmal an der Spitze von 190 Mann, darunter 27 Reiter, einigen Geschützen und drei Schiffen. Eine erste Landung im Matthäusgolfe führte nur zur Plünderung der Stadt Coaque; aber auf Puna fand man so lange freundliche Aufnahme, bis Pizarro durch die Hinrichtung einiger Edlen wegen angeblicher Verschwörung den Zorn der Einwohner reizte und sich gezwungen sah, nach Tumbez überzusetzen. Er fand das Reich der Inkas in größter Zerrüttung. Im Jahre 1525 war Huyana Capac gestorben und hatte seinen älteren Sohn Huascar zum Nachfolger bestellt, den jüngeren Atahualpa von der Tochter des letzten Herrschers von Quito (Ecuador) zum König dieses erst von ihm eroberten Reiches. Doch der ehrgeizigere und kräftigere Atahualpa erstrebte die Alleinherrschaft, brachte die besten Feldherren und Truppen auf seine Seite, schlug seinen Bruder in der Nähe von Cuzco aufs Haupt und nahm ihn gefangen (Frühjahr 1532). So zum Ziele gelangt, wüthete er erbarmungslos gegen die Anhänger des gestürzten Herrschers, hinderte aber nicht die Festsetzung der Spanier, die er leicht zu überwältigen hoffte.

Atahualpa's Gefangennahme und Tod. So konnte Pizarro ungestört etwa 30 Meilen südlich von Tumbez in der Nähe der Küste das feste Standlager St. Miguel de Piura anlegen und in der Umgegend sogar das System der Repartimientos durchführen. Erst im September 1532 trat er mit 110 Mann Infanterie und 67 Reitern den Zug ins Innere an. Durch eine reich angebaute Landschaft auf trefflicher Straße erreichte er am 15. November die heißen Bäder von Caxamalca, in dessen Nähe Atahualpa mit starkem Heere lagerte. Wol erregte die Zahl

und Ordnung desselben das Erstaunen, ja den Schrecken der spanischen Abordnung, die den Inka zu einer Zusammenkunft mit Pizarro einlud; um so fester aber war dieser entschlossen, sich nach Cortes Vorbilde der Person des Herrschers zu bemächtigen. Am 16. November erschien der Inka im spanischen Lager, mit glänzendem, aber unbewaffnetem Gefolge. Stolz wies er Pizarro's Aufforderung, dem Könige von Spanien zu huldigen, von sich, ja er drohte, die Unbilden seiner Unterthanen an den Abenteurern zu rächen. Darauf hielt ihm der Kaplan Valverde einen langen Vortrag über die Grundlehren des Christenthums, den die Uebertragung in die Quichuasprache dem Inka nicht verständlicher machte, vielmehr begehrte er zu erfahren, woher denn der Pater das Alles so genau wisse. Als dieser nun ihm die Bibel zeigte, hielt Atahualpa das Buch ans Ohr, in der Meinung, es spräche, und warf es dann enttäuscht und zornig weit von sich. Da forderte der fanatische Mönch seine Landsleute auf, diese Entweihung ihres Heiligthums an den Heiden zu rächen; von allen Seiten blitzten die scharfen Stahlklingen von Toledo, ein gräuliches Blutbad begann unter den wehrlosen, entsetzten, flüchtenden Leuten des Inka, er selber fiel den Spaniern in die Hände. Aber weniger ergeben in sein Schicksal als Montezuma setzte er Alles daran, seine Freiheit wieder zu erlangen, und Pizarro's Habgier ging auf sein unerhörtes Anerbieten ein, das Zimmer, in welchem er sich befand, einen Raum von 22' Länge und 17' Breite bis zur Höhe von 8' mit Gold und ein kleineres mit Silber zu füllen. Während nun Eilboten nach Cuzco gingen, um das Gold zu beschaffen, und Hernando Pizarro die Orakelstadt Pechacamac ausplünderte, verbreiteten sich im Uebrigen unbegründete Gerüchte von „aufständischen" Bewegungen im Norden und die allerdings gegründete Nachricht, Huascar sei auf Befehl Atahualpa's, dem seine Unterthanen nach wie vor blindlings gehorchten, ermordet worden. Obwol nun der Inka in der That die Bedingung seiner Freilassung erfüllte, und ein enormer Reichthum, selbst nach Abzug des königlichen Fünftels, das etwa 1½ Mill. Dukaten betrug, den Abenteurern zufloß, so wagte doch Pizarro den gefährlichen Mann nicht freizugeben, und Almagro forderte kurzweg seinen Tod. Seinem und anderer Drängen nachgebend, ließ Pizarro durch seine Offiziere den unglücklichen Fürsten unter den nichtigsten Vorwänden, als Mörder seines Bruders, Rebell gegen Kaiser und Papst und dergleichen zum Tode durch das Feuer verurtheilen, und da der Geängstete, schon auf dem Scheiterhaufen, die Taufe duldete, den schnödesten Justizmord durch Erdrosselung vollstrecken (29. August 1533).



Kärtchen zu den Eroberungszügen des Pizarro in Peru.

Unterwerfung Peru's. Der Tod des Inka stürzte Alles in Auflösung. Zügellosigkeit und Empörung herrschten aller Orten, aber hier und da begann doch auch der Widerstand gegen die fremden Eindringlinge, als Pizarro's Reiter gegen Cuzco vorrückten. Zum Glück für ihn erbat jetzt Manco Capac, Atahualpa's Bruder, den spanischen Beistand zur Erlangung des Thrones, der sofort bewilligt wurde, und an seiner Seite zog der Eroberer am 15. November 1533 mit großem Prunk in Cuzco ein. In dieser alten Hauptstadt der Inka's, wo breite

Straßen und Plätze, stattliche Paläste und gewölbte Brücken, die starke Festung auf der Höhe und der strahlende Sonnentempel im Thal die Spanier mit Bewunderung erfüllten, vollzog Pizarro die Krönung des Inka Manco Capac als eines spanischen Vasallen und regierte fortan Peru wie eine spanische Provinz. Selbst das Heidenthum brach viel schneller zusammen als das der Azteken. Valverde wurde der erste Bischof von Cuzco, an Stelle des Sonnentempels entstand bald ein Franziskanerkloster. Zur Sicherung der Verbindung mit dem Mutterlande gründete Pizarro scharfblickend Truxillo und Lima und führte, wo Spanier sich ansiedelten, überall die Repartimientos ein, die im Grunde genommen die Peruaner nur zwangen, ihre Herren, aber nicht ihre Sklaverei zu ändern. Zugleich besetzten Almagro und Benalcazar das Reich von Quito.

Almagro in Chile. Doch mit jenem seinem ältesten Gefährten ergab sich bald Anlaß zu bösem Zwiste. Pizarro hatte durch seinen Bruder Hernando die Anerkennung seiner Stellung sammt dem Titel eines Marques de los Atavillos erlangt, zugleich Almagro auf Betrieb seiner Anhänger die Statthalterschaft über die „südlichen Lande“, zu denen er Cuzco zu zählen geneigt war. Indeß ward vorläufig der Ausbruch des Zwistes vermieden, indem Almagro nach Chile sich aufmachte. Unter furchtbaren Strapazen überschritt er die eisigen Höhen der Cordilleren und drang bis zum Coquimboflusse vor (30° südl. Br.), während einer seiner Offiziere die ganze chilenische Küste bis zum Rio Maule an der Grenze Araucaniens untersuchte; da aber kein Gold gefunden wurde, so kehrte Almagro um und nahm seinen Rückweg, um das Hochgebirge zu vermeiden, an der Küste, mußte jedoch dabei die brennende Sandwüste von Atacama passiren und kam gänzlich erschöpft in Arequipa an. Hier überraschte ihn die Nachricht, daß das Land im Aufstande, Cuzco belagert sei.



Der Inka Atahualpa. Nach einem alten Kupferstich.

Aufstand in Peru. In der That hatte Manco Capac, der unwürdigen Rolle eines willenlosen Werkzeuges der Spanier müde, sein Volk gegen die Weißen aufgerufen und dadurch wenigstens die Schmach kampflosen Unterliegens von Peru abgewendet. Seit Februar 1536 lag er mit großen Heeresmassen vor Cuzco, das Juan und Gonzalo Pizarro vertheidigten. Die strohgedeckten Häuser der Stadt wurden durch peruanische Brandpfeile in Flammen gesetzt, die schwach verwahrte Burg überrumpelt und nur mit Mühe von Juan Pizarro, der jedoch selbst dabei umkam, wiedergenommen, die von Pizarro aus Lima gesandten Entsatztruppen in den Gebirgen vernichtet, die vereinzelten spanischen Grundbesitzer erschlagen. Die Noth war

arg, als Almagro von Süden her erschien. Sein Sieg bei Yucay in der Nähe von Cuzco warf die Peruaner ins Gebirge zurück, beendete aber keineswegs den kleinen Krieg und entzündete zudem zwischen den alten Kriegsgenossen den Kampf um die Herrschaft.

Almagro's und Pizarro's Ende. Denn Almagro nahm nun wirklich Cuzco als seine Hauptstadt in Anspruch, wies eine Abtheilung Pizarro's mit Waffengewalt zurück und zeigte sich allen Vergleichungsvorschlägen unzugänglich. Es blieb nur die Entscheidung des Schwertes. Sie erfolgte am 26. April 1538 bei Las Salinas, eine Stunde von Cuzco, während Tausende von Peruanern dem Bruderkampfe ihrer Bezwinger wie einem Schauspiele frohlockend zusahen. Das Geschick entschied für Pizarro, Almagro wurde auf der Flucht gefangen, zum Tode verurtheilt und trotz seiner grauen Haare im Gefängniß erdrosselt.

Nun war Franz Pizarro allein Herr von Peru, während sein Bruder Gonzalo in Quito saß. Eifrig für die Befestigung der spanischen Herrschaft sicherte er die wichtigsten Punkte gegen die noch immer aufständischen Peruaner durch feste Standlager, legte im Süden Arequipa an, führte europäische Hausthiere und Kulturgewächse ein. Von Natur nicht eben argwöhnisch und rachgierig, ließ er aber fast unter seinen Augen eine Verschwörung der Anhänger Almagro's, der „Chilemänner", gegen sein Leben reifen, die dessen Lieblingssohn Diego leitete. So überraschten ihn um die Mittagsstunde des 26. Juni 1541 die Verschworenen in seinem Palaste zu Lima. Von der Uebermacht bewältigt, aber sein Leben theuer verkaufend, fiel der Eroberer unter den Streichen seiner eigenen Landsleute.

Die Herstellung der königlichen Gewalt. Mit seinem Tode begann eine Zeit wildester Zerrüttung. Zunächst wurde Diego Almagro zum Statthalter ausgerufen, als kurz danach mit Vollmacht an Pizarro's Stelle zu treten, falls dieser mit Tod abgehe, Vaca de Castro aus Spanien ankam. Da Almagro ihm nicht weichen wollte, so ließ er ihn gefangen nehmen und hinrichten (September 1542). Als nun aber sein Nachfolger Blasco Nuñez Vela allen früheren Rebellen ihre Repartimientos entzog und den Peruanern die Freiheit gab, erregte er eine so leidenschaftliche Entrüstung unter den Ansiedlern, daß es Gonzalo Pizarro leicht fiel, mit 1200 Spaniern Lima einzunehmen, sich als königlichen Statthalter Peru's zu proklamiren und Vela zu schlagen (1544). Doch die Krone, nicht geneigt diese offene Auflehnung zu verzeihen, sandte ohne Heer, aber mit unbedingter Vollmacht den trefflichen Pedro de la Gasca hinüber. Dieser gewann zunächst den Statthalter von Panama und die Flotte des stillen Meeres. Mit ihr landete er in Lima und rückte dann ins Innere vor, wo sich bereits die königlich Gesinnten gegen Pizarro regten. Ungeschreckt durch eine Schlappe unweit des Titicacasees verstärkte er sein Heer bis auf 2000 Spanier, und indem er die Pässe der Cordilleren und den schäumenden Apurimac überschritt, stieß er am 9. April 1548 bei Xaquixaguana auf Pizarro. Zum Kampfe kam es nicht, denn die feindlichen Truppen liefen im Augenblicke des Zusammenstoßes über, und ihr Führer ergab sich. Das rettete ihm nicht das Leben, er ward am nächsten Tage enthauptet, nach ihm noch eine Anzahl anderer. Gasca aber übernahm unter königlicher Autorität die Ordnung des Pflanzstaates „Neu-Kastilien".

Die Spanier in Chile. Peru wurde der Ausgangspunkt der Entdeckung Chile's (s. oben S. 371) und des Amazonenstromes. Dort setzte sich nach Pizarro's Tode 1541 Valdivia fest, gründete Concepcion und andere Plätze und begann wie gewöhnlich die Ausbeutung der aufgefundenen Bergwerke durch einheimische Zwangsarbeiter. Indeß diese kriegerischen Leute, die Araukaner, erhoben sich, nahmen alle spanischen Plätze, erschlugen Valdivia sammt seinen Leuten und behaupteten auch in den folgenden Kämpfen tapfer ihre Unabhängigkeit, bis man es aufgab, sie zu bezwingen. So sehr aber hatten sie sich die Achtung, ja die Bewunderung der Spanier erworben, daß ein Mitkämpfer, Ercilla, diese Kriege in einem Epos („Araucania") gefeiert hat.

Die Entdeckung des Amazonenstromes. Nach dem Amazonenstrome gelangten die ersten Spanier schon 1540. Damals überschritt Gonzalo Pizarro mit einigen Hundert Spaniern und 4000 Eingeborenen die Cordilleren und drang im Thale des Napo hinab, trotz eisiger Bergluft, trotz Regengüssen und Gluthitze in den Ebenen bis zum Amazonenstrome vor. Da die meisten Pferde und Hunde aufgezehrt waren, und nur Wurzeln oder Beeren des unermeßlichen

Sumpfwaldes die Nahrung bildeten, so ward Franz Orellaña auf einem Floße den Strom hinabgeschickt, um eine angebaute Gegend aufzufinden. Doch der Treulose kehrte nicht zurück, sondern ließ sich in siebenmonatlicher beispielloser Fahrt den Amazonenstrom hinuntertreiben bis zum Ozean. 400 Meilen von Quito befand sich Pizarro, als er des Verrathes inne wurde, und nur seiner Thatkraft und Aufopferung war es zu danken, daß wenigstens 80 Spanier Peru wieder erreichten, freilich Gerippen ähnlicher als Menschen.

Neu-Granada. Die Lande am Amazonenstrome gewannen niemals Bedeutung für die Spanier, zumal sich Orellaña's Angaben von den goldstrahlenden Städten eines Amazonenvolkes an seinen Ufern als phantasievolle Lügen herausgestellt hatten. Aber auch die fruchtbaren Striche an der Nord- und Ostküste Südamerika's zu würdigen, verhinderte sie ihr Golddurst, den sie dort wenig oder gar nicht befriedigen konnten. In Neu-Granada entstand 1521 Santa Marta, 1532 Cartagena, das bald zum Ausgangspunkte für die Unterwerfung des Innern wurde, wo auf den Hochebenen von Cundinamarca inmitten wilder Stämme die Mozcas hausten, civilisirt wie die Peruaner und reich an Waschgold und Smaragden. Gonzalo Ximenez unterwarf sie im Jahre 1537 und legte dort Santa Fé de Bogotá an.

Die Deutschen in Venezuela. In Venezuela entstand im Jahre 1527 Coro als Sklavenhandelsplatz; darauf erlangten die Welser von Augsburg, mit Karl V. in gewinnbringenden finanziellen Beziehungen, einen sehr günstigen Vertrag, der ihnen die Ausbeutung ganz Venezuela's gestattete. Doch diese deutschen Binnenkaufleute verstanden zum dauernden Schaden ihres Volkes diese glänzende Aussicht nicht zu benutzen. Die Vertreter, die sie hinüberschickten, erst Ambrosius Alfinger, dann Jakob Ahlemann, Nikolaus Federmann, Philipp von Hutten waren meist bloße Landsknechte, erschöpften die Kräfte ihrer Leute und den Reichthum des Landes durch kühne aber planlose Plünderungszüge, auf deren einem Federmann in Ecuador mit Almagro zusammentraf (s. S. 371), und thaten nichts für die Kolonisation. So nahm endlich 1546 Karl V. seine Bewilligung zurück, und die Spanier zogen sich daraus die Lehre, nie wieder Fremde zuzulassen. Durch sie entstand dann Puerto Cabello, sie brachten mit Hülfe der Negersklaven den Plantagenbau in Aufnahme und gründeten unter dem heroischen Pedro Alonso Galeas 1567 Carácas. Von hier aus drangen sie bis in die Weidelande des Orinoco vor.

Die La-Plataländer. In den Tiefländern des La-Platastromes, in denen vom atlantischen Ozean bis zu den Anden die zum Theil ackerbauenden Stämme der Guaranis hausten, gründete mit einer glänzenden Ausrüstung 1525 Pedro de Mendoza Buenos Ayres. Doch mußte dies wieder aufgegeben werden — erst 1580 erfolgte eine neue Anlage — und die erste dauernde Niederlassung entstand tief im Binnenlande durch Juan de Ayola. Das war Assuncion (1538), von Anfang an auf Landbau und Viehzucht angewiesen, die seit 1555 besonders im großen Maßstabe betrieben wurden. Von der damals eingeführten Rinderherde stammen die zahllosen verwilderten Scharen in den südamerikanischen Pampas ab.

Spanische Kolonialpolitik. Beispiellose Leistungen und beispiellose Erfolge bezeichnen dies Zeitalter der Conquista. Von der Nordgrenze Neu-Kaliforniens bis zur Magelhaensstraße, über einem Gebiete von etwa 200,000 Quadratmeilen, wehte die rothgoldene Flagge Spaniens. Es war die Weltmacht der Epoche und wollte es bleiben. Daher seine ganze Kolonialpolitik, der schroffste Gegensatz zu der späteren englischen. Es galt diese unermeßlichen Besitzungen auszubeuten für Spanien und nur für Spanien. Die Spanier bildeten demnach die herrschende Kaste, sie stellten die höheren Beamten, die Großgrundbesitzer, die gesammte Geistlichkeit wenigstens im Anfange. Ihre Zahl war nicht groß, denn die dichte Bevölkerung der alten Kulturlande und in anderen das tropische Klima gestatteten keine massenhafte spanische Einwanderung; auch hatte das Mutterland keinen Ueberschuß an Menschen, der Volkscharakter widerstrebte der „gemeinen" Arbeit des Ackerbaues, und schließlich hemmte sogar die Regierung durch engherzige Politik die Auswanderung. So erklärt sich's, daß im Jahre 1546 in ganz Peru nur etwa 6000, im Jahre 1550 in allen Kolonien nicht mehr als 15,000 Spanier gezählt wurden. Der herrschenden Kaste gegenüber waren die Eingeborenen in den alten Kulturländern überall für die Bergwerke und durch das System der Repartimientos zu harter Zwangsarbeit verurtheilt; sie tauschten

freilich in den meisten Fällen nur die europäischen gegen einheimische Herren ein, die nun nach dem Verluste ihrer Güter zumeist zu Grunde gingen, doch aber theilweise dem spanischen Adel sich zugesellten, so daß z. B. ein Nachkomme Montezuma's einmal Vizekönig von Neu-Spanien wurde, wie auch der tlaskaltekische Adel seine Stellung behauptete. Im Ganzen trat die Regierung im Bunde mit der Kirche fortwährend für die milde Behandlung der Eingeborenen ein, sie hob zur großen Unzufriedenheit der Eroberer unter Karl V. die Erblichkeit der Repartimientos auf, verbot die Indianer zu Sklaven zu machen, ließ ihnen auch ihre eigenen Vorsteher und begünstigte ihre nationale Erhaltung derartig, daß noch heute der größte Theil der Eingeborenen seine alten Sprachen redet. Ja sie stützte geradezu ihr Ansehen auf die Masse der einheimischen Bevölkerung im Gegensatze zu den selbstherrlichen Neigungen der spanischen Eroberer. Zu Grunde ging nur die schwächliche Bevölkerung der Antillen, welche die harte Zwangsarbeit nicht vertrug, ja sich ihr durch massenhaften Selbstmord entzog. So waren die 2—300,000 Einwohner von Española schon im Jahre 1508 zusammengeschmolzen auf 60,000, 1514 — nach einer verheerenden Pockenseuche — auf 13 bis 14,000, im Jahre 1548 auf 500. Um dieselbe Zeit erloschen die Eingeborenen Kuba's. Die Lücken wurden anfangs durch Menschenraub aus anderen Gegenden ergänzt; dann aber entwickelte sich auf Las Casas' menschenfreundlich gemeinten Rath die Einfuhr afrikanischer Neger, die an schwere Arbeit unter den Tropen gewöhnt waren, so rasch, daß schon 1522 auf Española, 1550 in Venezuela Sklavenaufstände unter ihnen ausbrechen konnten und 1545 bereits vorausgesagt wurde, die Perle der Antillen werde ihnen dereinst ganz in die Hände fallen. — Um die Civilisirung der wilden Indianerstämme des Festlandes erwarben sich später die größten Verdienste die sogenannten Missionen der Franziskaner und Jesuiten. Sie sperrten ausgedehnte Bezirke derartig ab, daß sie Europäern den Aufenthalt nur während einer Nacht, den Verkehr nur mit den Geistlichen gestatteten. Diese organisirten die Indianer zu einer großen von ihnen straff, aber wohlwollend und verständig geleiteten Genossenschaft von Arbeitern auf gemeinsame Rechnung. Jeder arbeitete einen Theil des Tages oder der Woche auf dem Gemeindefelde und lieferte den Ertrag dann ab. Den Verkauf an Auswärtige besorgten die geistlichen Vorstände. Missionen derart gab es in Neu-Kalifornien, am Orinoco, in Paraguay (seit 1609) und sie entwickelten sich zu schöner, materieller Blüte, hatten aber den Fehler, daß sie die Indianer nicht zur Selbständigkeit erzogen, sondern in ewiger Bevormundung erhielten. Als deshalb mit dem Abfalle der Kolonien von Spanien die geistliche Leitung aufhörte, sanken auch die Indianer zumeist in ihre Wildheit zurück.

Die Ausbeutung des erworbenen Bodens durch den Anbau europäischer Kulturgewächse und die Einführung europäischer Hausthiere erfolgte sehr bald nach der Entdeckung. Schon 1493 wurde auf Española das Zuckerrohr angebaut, in seinem Gefolge kam aber auch die Negersklaverei. Cortes verpflanzte es mit den meisten europäischen Südfruchtbäumen nach Mexiko, Pizarro versuchte Aehnliches in Peru. Die europäischen Hausthiere vermehrten sich auf den Antillen so rasch, daß schon 1516 Pferde und Rinder von Española nach Spanien verkauft wurden, und außerordentlich schnell bevölkerten sich mit ihnen die weiten Ebenen Südamerika's.

Doch viel wichtiger als die Ausnutzung des Bodens durch Ackerbau und Viehzucht erschien den Spaniern stets die Ausbeutung der Metallschätze der Antillen, Mexiko's und Peru's, ja sie vernachlässigten systematisch die Länder, aus denen nur Rohprodukte zu gewinnen waren. Der Goldreichthum der Antillen ging allerdings schon 1541 zu Ende, aber unerschöpflich schienen die Minen des Festlandes, von Zacatecas, Guanaxato und Tasco in Neu-Spanien, von San Luis de Potosi in Peru, und ganz ohne Frage verdankte Spanien die Möglichkeit seiner weltumspannenden „katholischen" Politik zu nicht geringem Theile den Bergwerken Amerika's. Unter Karl V. betrug der königliche Antheil (das Fünftel) aus Peru jährlich etwa 400,000 Dukaten, unter Philipp II. dagegen allein aus Potosi fast immer 1—1½ Mill. Pesos. Unter Philipp III. brachten die Silberflotten über 10 Mill. Dukaten, mehrmals aber über 11 Mill. Und noch um 1800, als die große Zeit längst vorüber war, lieferte Neu-Spanien 5—6 Mill., Peru 1 Million Pesos (zu 4 Mark) Ueberschuß in die spanische Staatskasse.



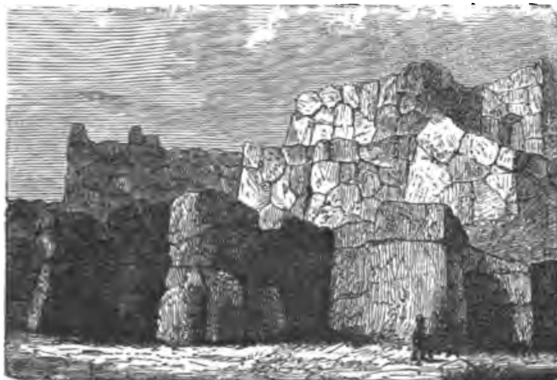
Ambrosius Alfinger's Zug nach Neugranada.

Denn der ganze Gewinn der neu entdeckten Lande sollte allein nach Spanien fließen. Darauf war die ganze Verwaltung berechnet. Den höheren Beamtenstand, einen glänzend besoldeten, überaus tüchtigen und im Ganzen sehr wohlwollenden, aber auch scharf beobachteten Amtsadel, stellte fast nur Spanien, nicht Amerika, denn kein Beamter sollte mit dem Lande, das er regierte, verwachsen, damit jede Gefahr einer Empörung vermieden werde, und sie ist Jahrhunderte lang vermieden worden. An der Spitze standen die vier großen Vizekönige von Neu-Spanien, Neu-Granada, Neu-Kastilien und Buenos-Ayres, ihnen zur Seite die Audiencias, ursprünglich Gerichtshöfe, dann eine Art Staatsrath, unterstützend, berathend, beaufsichtigend, unter ihnen für die einzelnen Provinzen die Statthalter. Alle Fäden der amerikanischen Verwaltung liefen dann seit 1524 zusammen in dem „Rathe von Indien" (Consejo supremo de las Indias), der aus den bewährtesten Männern des amerikanischen Dienstes gebildet war und stets in der Nähe des Hofes sich befand. — Daß auch die Kirche ganz nach europäischer Weise

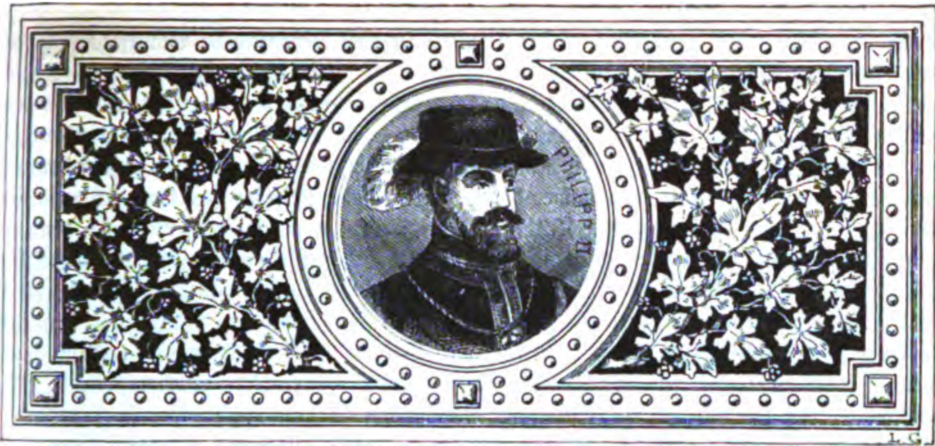
eingerichtet wurde, versteht sich von selbst. Erzbischöfe saßen in Mexiko und Cuzco, zahlreiche Klöster, besonders der Bettelorden, arbeiteten für Bekehrung und Seelsorge unter den Eingeborenen, Schulen und Universitäten (z. B. in Lima) entstanden nach spanischem Muster und zogen sehr bald auch die Eingeborenen an.

Auch der ganze Verkehr mit „Indien" war einheitlich geregelt. Fremde Seefahrer in den spanisch-amerikanischen Gewässern wurden als Seeräuber angesehen und demnach bestraft. Aber selbst für Spanien war der Handel mit Amerika an bestimmte Gelegenheiten gebunden. Nur von Sevilla aus konnte man nach Westindien segeln. Hier bestand schon seit dem Jahre 1503 das „Indienhaus" (Casa de Contratacion), betraut mit der Aufsicht und Leitung des gesammten spanisch-amerikanischen Handels. In Amerika aber beschränkte sich seit 1526 der ganze Verkehr auf die Häfen von Portobello und Veracruz. In jenem floß Alles zusammen, was von Peru und Chile kam, in diesem die Ausfuhr von Mittelamerika und was die jährlich in Acapulco von den Philippinen (besetzt 1565) anlangende große Galione herüberbrachte. In Portobello auf der Landenge von Panama, fand jährlich, in Veracruz (oder vielmehr im nahen gesünderen Jalapa) aller drei Jahre eine große Messe statt, bei der die europäischen und amerikanischen Kaufleute einander wie zwei geschlossene Handelsgesellschaften gegenüber traten und die Waarenpreise auf dem spanischen Admiralschiffe festgestellt wurden. In denselben Fristen gingen die berühmten „Silberflotten" aus beiden Häfen nach Sevilla ab, jede aus einigen 20 großen, wohlbewaffneten und starkbemannten Schiffen (Galionen) bestehend. Denn der Werth der Ladung war enorm, bei einer Flotte im Jahre 1618 z. B. gegen 16 Millionen-Mark. Der ganze Gewinn aus dem Verkaufe dieser Waaren floß nun theils in die Kassen der spanischen Krone, theils einiger weniger bevorzugter Handelshäuser und betrug, da es eine Konkurrenz nicht gab, 100—300 Prozent.

Dieses ganze Verfahren hemmte natürlich den wirthschaftlichen Aufschwung der Kolonien ganz erheblich, besonders der auf Ackerbau und Viehzucht gerichteten, welche nicht mehr ausführen durften, als das Mutterland brauchte. Aber auch die geistige Entwicklung der Koloniallande versumpfte und stockte völlig, denn die Inquisition und Büchercensur wurden hier womöglich noch strenger gehandhabt als in Spanien. Die Länder Europa's gewannen durch den Verkehr eine außerordentliche Vermehrung der Genußmittel und des Metallvorrathes, welche auf die ganze Volkswirthschaft und die Lebensgewohnheiten umgestaltend wirkte, aber für Spanien im Besonderen ist die Eroberung und Ausbeutung Amerika's weit mehr ein Fluch als ein Segen gewesen. Die Aussicht auf leichten Gewinn und glänzende Laufbahn jenseit des Weltmeeres brachte die ehrliche Arbeit in Mißachtung, steigerte die ohnehin starke Neigung des Volkes zu Staats- und Kirchendienst ins Krankhafte; die spanische Volkswirthschaft verkümmerte, der Staat selbst verschwendete den rasch gewonnenen Reichthum in unaufhörlichen Kriegen für den Traum des katholischen Weltreiches. So wurde Spaniens Größe auch Spaniens Verfall.



Peruanische Stadtmauer zu Cuzco.



Die spanische Monarchie unter Philipp II. gegenüber Frankreich und den Osmanen.

Spanien und seine Nebenlande unter Philipp II.

Auf einer kaum noch erreichten Höhe der Macht hatte — so schien es — Philipp II. aus den Händen seines Vaters die spanische Monarchie empfangen. Er gebot in Europa über die spanischen Lande, die Niederlande, die Freigrafschaft (Franche-Comté) Burgund, das Herzogthum Mailand, die Königreiche Neapel und Sizilien. Eine Reihe von Festungen sicherte seinen Einfluß an der afrikanischen Nordküste. Jenseit des Weltmeeres gehorchten ihm vier stolze Vizekönigreiche, die mehr Flächenraum bedeckten, als ganz Europa einnimmt, und eben begann die Neue Welt Spanien mit ihren Schätzen zu überschütten.

Die einzelnen Lande der spanischen Monarchie. Und diese ganze ungeheure Macht stand ihm zu wenig beschränkter Verfügung. Die spanische Monarchie bildete allerdings weder einen Einheitsstaat, noch wurde sie im eigentlichen Sinne des Wortes unumschränkt regiert. Sie war vielmehr eine Anhäufung selbständiger Länder mit sehr verschiedenen Verfassungen, an die der König gebunden war. Den Kern des Ganzen bildete Kastilien. Hier hatte in Madrid König Philipp seine dauernde Residenz, während Karl V. zum Mißvergnügen der Kastilianer nur immer zeitweilig sich bei ihnen aufgehalten hatte. In allen höheren Aemtern der abhängigen Lande wurden die Kastilianer bevorzugt, und das Land gehorchte in der That seinem Könige wie dem Reiter ein gutzugerittenes Roß. Adel und Städte waren gleichmäßig gebändigt, jener durch Isabella, diese durch Karl V. (s. S. 196 ff.). Seitdem lebte der hohe Adel (die Granden) vom Hofe zurückgezogen in seinen prächtigen Palästen, die er sich halb nach maurischer Art erbaute, umgeben von prunkvoller Etikette. Nur sehr wenige aus seiner Mitte, die der Krone für unbedingt zuverlässig galten, traten in den Staatsdienst. Um so eifriger widmete sich diesem der niedere Adel (die Hijosdalgos, Hidalgos); dem König in Staat und Krieg zu dienen galt ihm als seine eigentliche Aufgabe bis zu dem Grade, daß er darüber die Verwaltung seiner Güter völlig vernachlässigte. Die Städte regierten sich selbst durch gewählte Regidores oder Ayuntamientos, doch lagen hier die Aemter allein in den Händen der Reicheren und der Hidalgos. Das Gerichtswesen wurde hier wie überhaupt durch königliche Beamte meist bürgerlichen Standes, die an Rang den Edelleuten gleichgestellt waren, versehen, und galt im Ganzen unter Philipp II. für unparteiisch und rasch. Die höchste Instanz bildete hier der „Rath von Kastilien". Noch bestanden die Cortes, aber seit 1538 sandten nur noch die Städte ihre Abgeordneten hinein (s. S. 198), nicht mehr der steuerfreie Adel; die königlichen Steuerforderungen (servicios), gegen frühern Brauch zuerst vorgenommen, wurden meist anstandslos bewilligt, obwol sie sich fast stetig steigerten; doch war selbst damals das Recht der Stände zu Beschwerden

(peticiones) keineswegs unwirksam, gestattete vielmehr eine fortwährende Beaufsichtigung der königlichen Verwaltung. Die Geistlichkeit, anderwärts so oft mit der königlichen Gewalt im Streite, war in Kastilien durchaus von ihr abhängig, da der König die Bisthümer alle besetzte — übrigens meist mit tüchtigen Männern —, und ihr ganz ergeben, daher auch sehr bereit, die Unabhängigkeit der spanischen Landeskirche gegen Roms immer wieder versuchte Eingriffe gemeinsam mit dem Könige zu vertheidigen, und immer bereit, durch reiche Beiträge aus dem sich stets vermehrenden und trefflich verwalteten Kirchengute die Krone zu unterstützen, wie man denn berechnet hat, daß im siebzehnten Jahrhundert ein Drittel der geistlichen Einkünfte ihr zugeflossen sei. Selbst die Inquisition, in Italien ein furchtbares Mittel der päpstlichen Gewalt, diente in Kastilien dem Könige. Ihre Beamten, zum Theil Mitglieder des Raths von Kastilien, wurden von ihm ernannt, die Konfiskationen kamen ihm zu zwei Dritteln zugute, und oft genug wandte er sie an gegen politische Feinde, die ihm sonst unerreichbar gewesen wären. Die Kastilianer aber betrachteten das schreckliche Gericht, welches ununterbrochen in prunkvollen „Glaubensakten“ (Autos da Fé), oft in Gegenwart des Hofes, die Ketzer verbrannte, als einen unentbehrlichen Schutz der katholischen Glaubenseinheit, die für sie ebenso ein Gegenstand des Stolzes war wie ihre politische Macht.

Ganz anders lagen die Verhältnisse in **Aragonien**. Hier war der in Kastilien so mächtige König fast ohne Einfluß. Nur ein Aragonese konnte Statthalter sein; die Stände mußte der König selbst oder durch einen königlichen Prinzen eröffnen; für ihre Bewilligungen war Einstimmigkeit erforderlich, und vor allen anderen Gegenständen mußten die Beschwerden (greuges, ein schreckliches Wort für die Könige) erledigt werden. Auch die Gerechtigkeitspflege hing mehr von den Ständen als von der Krone ab. An der Spitze stand hier der adelige Oberrichter (Justizia) mit seinen „Stellvertretern“ (Lugartenenti), der wieder vier „Unterrichtern“ und einem ständischen Gericht von siebzehn Mitgliedern verantwortlich war. Mit zähem Stolze hielten die Aragonesen an dieser Verfassung fest; ihre Knaben lernten das Lesen in den Rechten der Cortes. So erklärt es sich, daß die Inquisition, obwol eingeführt, doch nicht die tiefgreifende Wirkung ausübte, wie in Kastilien, denn von ihr konnte der Angeklagte Berufung an den weltlichen Oberrichter einlegen, und daß die königlichen Steuerforderungen nur gelegentlich bewilligt und fast niemals wirklich bezahlt wurden.

Abhängiger wieder waren die **italienischen Provinzen**. Die größte Wichtigkeit behauptete hier **Mailand**, der Preis so vieler blutiger Kriege. Seine Lage zwischen Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Venedig machte es ebenso werthvoll wie sie seinen Besitz ständiger Gefahr aussetzte. Daher war das Land durch starke Festungen gesichert — das Kastell von Mailand galt für musterhaft — eine starke, meist spanische Besatzung lag in ihnen vertheilt, und der Oberbefehlshaber (Generalkapitän) war zugleich der Gouverneur der Provinz. Stände gab es hier gar nicht, doch galt der von Ludwig XII. eingesetzte, von Karl V. bestätigte Senat, dessen Mitglieder meist Italiener und lebenslänglich im Amte waren, als der beste Schutz gegen etwaige spanische Bedrückungsversuche. Auch die Städte unter ihren aristokratisch zusammengesetzten Verwaltungsbehörden wahrten eifersüchtig ihre Selbständigkeit und bildeten unter Mailands Leitung eine besondere Körperschaft (Kongregation) besonders für die Bewilligung der königlichen Steuerforderungen (Donativ). Vielleicht ist dies Gebiet, Dank der Betriebsamkeit und dem auf sie gegründeten Wohlstande seiner Einwohner, die einzige Landschaft gewesen, die unter spanischer Herrschaft nicht zurückgegangen ist.

Viel ungünstiger erscheinen die Zustände **Neapels**. Hier, wo es nur wenige größere Städte gab, war der Adel noch im Besitze der niederen Gerichtsbarkeit und der Polizei über seine Unterthanen, bestanden auch die alten Kronämter des Lehnstaates noch, aber alle wirkliche Macht lag in den Händen der königlichen Beamten, die Alle Spanier oder Halbspanier waren, ein stolzes, hartes, unzugängliches Geschlecht, nur auf Gewinn bedacht und bestechlich durch und durch. Es gab keine schlechtere, unehrlichere Verwaltung und Rechtspflege als diese neapolitanische; Geld galt hier Alles, Gerechtigkeit gar nichts. Die Vizekönige, fast immer Kastilianer, saßen mit unumschränkter Gewalt ausgestattet im Schlosse zu Neapel, das von

nächtigen Forts in Unterwürfigkeit gehalten wurde. Keine Ständeverſammlung behauptete in Gegengewicht, ja der Adel, ſelbſt ſeit Alters in eine franzöſiſche und eine ſpaniſche Partei espalten, ließ ſich durch ſeine Titelſucht noch enger an die Krone feſſeln und haßte wieder rimmig die Städte, welche mit gleicher Münze zahlten. Nur gegen die Einführung der Inuiſition hielten ſie zuſammen. Die Geiſtlichkeit war habgierig und verderbt, und weil Rom ich gegen beide Fehler wandte, gut königlich.



Prozeſſion zu einem Auto da Fé. Nach Limborg, „Historia Inquisitionis“.

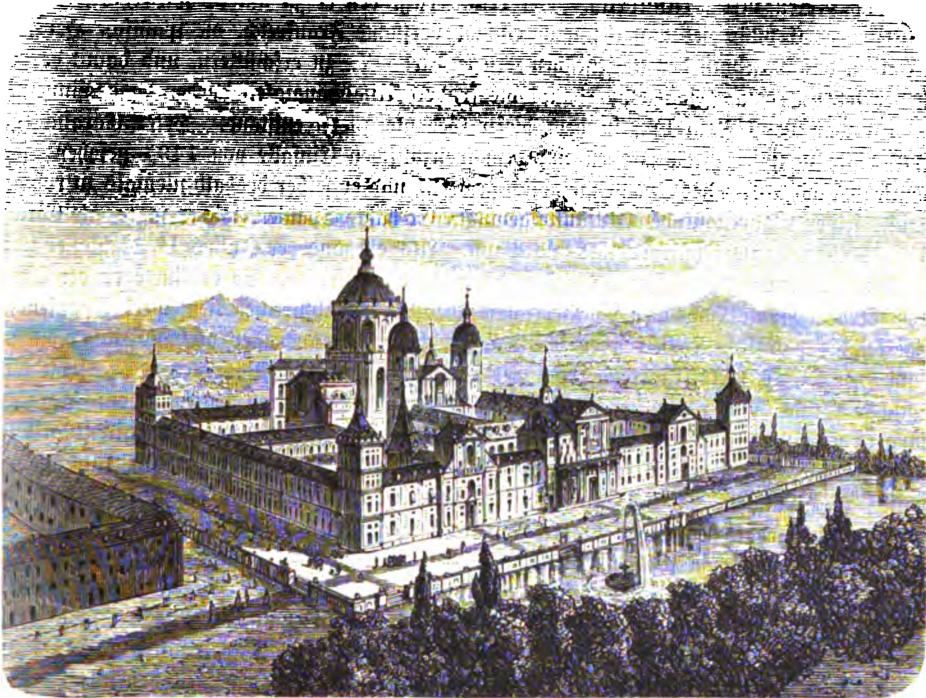
Alle Laſten dieſer Regierung, Willkür und Steuerdruck, lagen auf dem unſeligen Landvolke, dem man den letzten Ochſen vom Pfluge nahm und das Dach abdeckte, um Steuerſummen einzutreiben. Da gingen die verzweifelten Bauern in hellen Haufen in die Bergwälder als „Banditen“ und führten von da aus den Räuberkrieg gegen eine Geſellſchaft, die ſie ſelber zuvor bis aufs Aeußerſte gebracht. Jede Sicherheit ſchwand dahin, durch manche Gegend konnte man nur in bewaffneter Karawane reiſen, während von der See her die Raubſchiffe der Osmanen und Barbaresken nach Beute ſpähten und die koſtſpieligſten Veranſtaltungen zum Schutze der Küſten nöthig machten. Nicht umſonſt lief damals ein Sprüchwort um: „Das Königreich Neapel iſt ein reizendes Paradies, aber bewohnt von Teufeln.“

Von Neapel war das **Königreich Sizilien** völlig getrennt, für Spanien besonders wichtig als Kornkammer. Obwol hier die Justiz königlich und die Inquisition eingeführt war, so ließ das Land sich doch sehr schwer regieren. Denn eifersüchtig hielten die größeren Städte auf ihre Selbstverwaltung, der zahlreiche, zum Theil übrigens aus Katalonien stammende Adel auf seine Rechte gegenüber den Unterthanen, während der Klerus eher eine Stütze für die Krone war, da diese hier nach altem Recht die Befugnisse eines päpstlichen Legaten zu haben behauptete. Die Bewilligung der Steuern durch die Stände (Bracci) stieß hier beständig auf Schwierigkeiten. So war die Stellung des Vizekönigs von Sizilien eine sehr schwierige, und ihre Inhaber wechselten sehr häufig. Gegen die Bestechlichkeit und Parteilichkeit der Rechtspflege, welche in der kurzen Amtszeit der Richter begründet und durch den zugleich leidenschaftlichen und hartnäckigen Charakter der Sizilianer noch gesteigert wurde, vermochte er so gut wie nichts.

Hof und Reichsregierung. Aus Allem ergiebt sich, daß von einem Gesammtbewußtsein in dieser so verschiedenartigen spanischen Ländermasse — selbst von den Niederlanden abgesehen, auf die später noch einzugehen sein wird — gar keine Rede sein kann. Zusammengehalten wurde sie nur durch das Uebergewicht Kastiliens, das sich als das Haupt des Reiches ansah und bei weitem die meisten oder wenigstens einflußreichsten Beamten auch für die beherrschten Lande stellte, durch einige Centralbehörden und vor Allem durch den König. Unter Karl V. bestand eine Art von **Reichsrath**, aus je einem Vertreter von Kastilien, Aragon, Sizilien, Neapel, Mailand, Niederland zusammengesetzt, daneben ein streng einheitlicher **Finanzrath**, während drei **Kanzleien** (für Spanien, das Deutsche Reich und die vom Reiche abhängigen italienischen Lande) die Befehle ausfertigten. Unter Philipp II. verschwand der Reichsrath und wurde durch besondere **Räthe für die einzelnen Lande** ersetzt, in denen der König selbst niemals erschien und die auch nur wenige Eingeborene in sich schlossen. Das Schwergewicht der ganzen Reichspolitik fiel durchaus in den **Staatsrath**, der nur aus Kastilianern bestand. Hier befehdeten sich in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung in heftigem, wenn auch stillem Kampfe die Parteien des Ferdinand Alvarez de Toledo, **Herzogs von Alba** (geb. 1507) und des Ruy Gomez de Silva, **Fürsten von Eboli** (geb. 1516). Trat Alba stolz und selbstbewußt auf, so war dieser geschmeidiger und gewandter. Jener erschien in allen militärischen Fragen, dieser für Finanzen und innere Verwaltung einflußreicher. In ihnen setzte sich der alte Krieg zwischen den Comuneros und den Royalisten noch immer fort, zuweilen so heftig, daß die äußere Ruhe nur mit Mühe bewahrt blieb. Der Abgang Alba's nach den Niederlanden (1567) verschaffte natürlich seinen Gegnern ein gewisses Uebergewicht, und dies behaupteten sie auch nach Silva's Tode und Alba's Rückkehr (beides 1573), da dessen Mißerfolge natürlich seine Geltung bei Hofe arg verminderten. An der Spitze der ebolitanischen Partei stand damals Quiroga, Erzbischof von Toledo, neben ihm der Marquis de los Veles und der junge Antonio Perez, die Alle unter einander und mit der verwittweten Fürstin Eboli (Anna de Mendoza y Cerda, geb. 1540) eng zusammenhingen. Der König bediente sich beider Parteien, ohne jemals die eine oder andere zu sehr zu begünstigen, behielt sich im Uebrigen das Recht der obersten Entscheidung vor und erschien persönlich auch im Staatsrathe nie.

Philipp's II. Persönlichkeit. Denn wie ein Gott stand er über seinen Völkern. Sein Vater war persönlich leutselig gewesen, überall hatte er — wenigstens seit 1529 — selber zugegriffen, war von Krieg zu Krieg, von Unterhandlung zu Unterhandlung geeilt. Völlig anders Philipp (geb. 21. Mai 1527). Seine kalte, stolze Ruhe, für welche die Spanier ein besonderes Wort haben (sosiego), war durch nichts zu erschüttern, nicht durch unerhörte Glücksfälle, nicht durch zerschmetternde Niederlagen. Sie entsprang ebensowol seinem phlegmatischen Charakter als der Auffassung von seiner Stellung: als unumschränkten Monarchen, als geborenen Herrn der Welt wollte er sich betrachtet wissen. Die er empfing, wurden häufig verwirrt von dem durchbohrenden Blick, mit dem er bis in den Grund der Seele zu dringen schien; ein leises Lächeln verrieth seine Befriedigung, nie sah man ihn heftig. Die spanische Halbinsel hat er, von schwacher Gesundheit und deshalb körperlicher Anstrengung abgeneigt, seit 1559

niemals wieder verlassen, selten sein Schloß zu Madrid, das er seit 1561 an Stelle Valladolids trotz der trostlosen Lage der Stadt auf öder, baumloser Hochfläche zu seinem dauernden Sitz erkor. Mitunter ging er noch nach Aranjuez zur Jagd, oder nach Segovia, im Jahre 1580 zur Huldigung nach Portugal; im Uebrigen fuhr er höchstens nach dem Escurial, in den späteren Jahren fiel auch dies weg, da zeigte sich der König höchstens noch ein paarmal im Jahre von einer Galerie aus dem Volke, bis er endlich vollständig in der Tiefe seines Palastes verschwand, denn die Geschäfte waren seine Welt, nur die kirchlichen Verpflichtungen konnten ihn davon abziehen, sonst nichts. Fürstliche Vergnügungen gab es für ihn nicht, höchstens, daß er mit einigen Vertrauten eine Stunde in ruhiger Unterhaltung zubrachte oder den witzigen Reden eines Hofnarren zuhörte, sonst war er immer an der Arbeit, selbst im Wagen, bis tief in die Nacht. Denn Alles las und beurtheilte er selbst, Alles, auch das Kleinste wollte er selbst kennen und entscheiden, wiewol er dadurch den Geschäftsgang zu einem äußerst schleppenden machte, zur Verzweiflung Aller, die mit der Regierung verhandeln mußten.



Der Escurial.

Eine beispiellose Spionage verschaffte ihm eine durchdringende Einsicht in Personen und Verhältnisse, wie sie häufig selbst die an Ort und Stelle Verweilenden nicht besaßen. Wie der Vater entschloß er sich langsam, hielt aber an dem einmal Festgestellten mit äußerster Zähigkeit fest. Milde und Erbarmen übten da bei ihm keine Wirkung; man sagt, er habe nie einen Verbrecher begnadigt. Der Einfluß seiner Räthe war nicht gering, doch gestand er ihn niemals ein und es war für sie nicht räthlich, ihn zu betonen. Seinen Gesandten und Statthaltern ließ er, schon wegen des schwierigen und langsamen Verkehrs, große Freiheit, ja er verschmähte es nicht, eine abweichende Ansicht, die sie verfochten, ausführlich zu widerlegen; er befahl nicht, er suchte sie zu überzeugen.

Philipp's II. Politik. Die Politik, welche Philipp II. verfolgte, war ihm durch die Lage seiner Staaten wie durch die Ueberlieferungen des Vaters vorgeschrieben. Die spanische Monarchie, wie sie Karl V gestaltet, war ein ganz unnatürlicher Körper, denn die außer-spanischen Lande konnten ihren Schwerpunkt an sich niemals in Spanien finden und wurden

außerdem durch die politische Verbindung mit diesem in ihren Interessen schwer geschädigt. Um sie festzuhalten, bedurfte Philipp der unbestrittenen Herrschaft über die Meere und über Frankreich. Er mußte also seine Macht bis zur Weltherrschaft steigern oder jene Provinzen aufgeben, dann aber hörte Spanien auf, eine Großmacht zu sein. Auch seine fanatisch kirchliche Gesinnung trieb ihn nach derselben Richtung. Wo Spanien sein Banner entfaltete, da herrschte unbeschränkt der Katholizismus. Dem Traum dieses spanisch-katholischen Weltreiches hat er das Wohl seines Landes geopfert und kein Zweifel, Kastilien, das Kernland seines Reiches, hat es so gewollt, getrieben von demselben kirchlichen Fanatismus, den seit Jahrhunderten die Maurenkriege anfachten und der auch die Herrschaft über die neue Welt erfocht. Je spanischer und katholischer aber Philipp's II. Politik erschien, je mehr er selber in Erscheinung und Auftreten überall den stolzen Kastilianer herauskehrte, desto heftigeren Widerstand erregte er außerhalb Spaniens und vornehmlich bei den Protestanten. Einen Kampf auf Leben und Tod führte der König, doch er erlag in ihm. Der Gedanke der Völkerfreiheit und des Protestantismus behielt den Sieg.

Der Krieg mit Frankreich. Der erste Krieg, den er zu unternehmen hatte, war ein unmittelbares Erbstück des Vaters; noch einmal versuchte Frankreich, die spanische Herrschaft in Italien, das Ergebniß der italienischen Kriege Karl's V., zu erschüttern, und damit verband sich der letzte Versuch, Italien überhaupt die frühere Unabhängigkeit wieder zu gewinnen.

Es war Papst Paul IV., in dem dieser Gedanke zuerst entstand. Peter Caraffa (geb. 1476) hatte noch das freie Italien vor dem französischen Einfalle von 1494 gesehen; seine Familie war von Alters her Spanien feindlich gewesen, und er selber deshalb niemals zu ruhigem Genusse seiner neapolitanischen Einkünfte gelangt. Er haßte Spanien, wie er sagte, als Caraffa, als Neapolitaner, als Italiener und als Papst. Als ein anderer Julius II. dachte er unter päpstlicher Führung Italien gegen die Fremdherrschaft aufzurufen. So eröffnete er den Streit indem er dem Hause Habsburg die Herrschaft über Neapel absprechen ließ, weil Spanien sich weigerte, die päpstliche Hoheit über das Königreich anzuerkennen; er verband sich dann mit König Heinrich II. von Frankreich, dem der Waffenstillstand von Vaucelles (1553) die lothringischen Städte nur vorläufig belassen, nicht förmlich abgetreten hatte. Dem gegenüber gelang es Spanien, nicht nur England auf seine Seite zu bringen, dessen Königin Maria seit 1554 Philipp's II. Gemahlin war (s. S. 320), sondern auch in Italien selbst sich Bundesgenossen zu gewinnen, nämlich den Herzog Cosimo von Florenz, der nach dem Besitze des von Frankreich gehaltenen Siena strebte, Ferrara und Emanuel Philibert von Savoyen, dessen Land die Franzosen schon seit dem dritten italienischen Kriege besetzt hielten.

So konnte es in Italien auch sofort zum Angriff übergehen. Herzog Alba rückte von Neapel her gegen Rom vor und schnitt der Stadt durch Besetzung der Vororte, wie Ostia, Tivoli, Anagni u. s. w. alle Zufuhr ab. Die römischen Milizen zeigten sich untauglich, und erst als Herzog Franz von Guise mit 10,000 Mann — wunderlicher Weise meist deutsch-protestantischen Söldnern — heranrückte, wichen die Spanier über die Grenze zurück. Guise folgte ihm (April 1557) nach, während zugleich der Papst in seiner Leidenschaft den Sultan zum Angriff auf Neapel rief! Indeß Alba war wohlgerüstet, das belagerte Civitella hielt sich wacker und die Neapolitaner zeigten sich gehorsam. So blieb den Franzosen nichts als der Rückzug auf Rom. Und da nun der Herzog von Guise infolge der Niederlage von St. Quentin (10. August) ganz aus Italien abberufen wurde, und Alba zum zweiten Male vor Rom erschien, so blieb Paul IV. nichts übrig, als Frieden zu schließen (27. September 1557). Nur die Genugthuung wurde ihm gewährt, daß Alba, der vom Volke als Friedensbringer jubelnd empfangen in Rom einzog, ihn um Absolution anflehen mußte von der Sünde, gegen den Statthalter Christi das Schwert geführt zu haben; sein Plan aber war gescheitert.

Bedeutsamere Ereignisse entwickelten sich auf dem französisch-niederländischen Kriegsschauplatze. Aus den Bewilligungen der spanischen Stände hatte Philipp II. ein stattliches Heer aufzustellen vermocht. Unter dem Herzog Emanuel Philibert überschritt es die Grenze, belagerte St. Quentin, welches Caspar von Coligny tapfer vertheidigte. Als darauf der Connétable

von Montmorency zum Entsatze heranzog, faßte ihn am 10. August 1557 Graf Egmont mit der Reiterei beim Uebergange über die Somme. Bald wurde die Schlacht allgemein, um mit einem glänzenden Siege der Spanier zu enden. Eine Menge Edelleute — darunter der Connétable selber — 80 Fahnen, alles Gepäck fielen in ihre Hände. Am 28. August ergab sich auch St. Quentin, aber Zwistigkeiten zwischen den Verbündeten hinderten weiteres Vordringen, und das siegreiche Heer suchte die Winterquartiere. Diese Unthätigkeit benutzte der eben aus Italien zurückgekehrte Franz von Guise. Anfang Januar warf er sich mit aller Macht auf Calais, den letzten Rest der englischen Besitzungen auf dem Festlande, und zwang die schwach besetzte und schlecht befestigte Stadt binnen acht Tagen zur Uebergabe. Aufgeschreckt rüstete Philipp aufs Neue, aber im Sommer führte de Termes ein französisches Korps längs der Küste in die Niederlande hinein, nahm und plünderte Dünkirchen und kam unter greulichen Verheerungen bis Nieuwport in Flandern. Erbittert über die Plünderer stellten die Flandrer 12,000 Mann unter Graf Egmont ins Feld. Als nun de Termes in langem, schwerbelastetem Zuge an der Küste zurückging, faßte ihn Egmont bei Gravelingen und brachte ihm, unterstützt von einem zufällig herbeikommenden englischen Geschwader, eine völlige Niederlage bei (13. Juli 1558). Indessen standen sich die beiden Hauptheere in der Picardie gegenüber — Philipp II. war persönlich im Lager — und allgemein wurde eine große Schlacht erwartet. Statt dessen traten die Mächte, die Entscheidung scheuend, zur Ueberraschung der Welt in Friedensunterhandlungen ein, die seit dem Oktober in Chateau-Cambresis (bei Cambray) geführt wurden. Besondere Schwierigkeiten bereitete Calais, auf dessen Herausgabe England bestand. Da aber inzwischen Königin Maria starb, und ihre Nachfolgerin Elisabeth bald eine gänzlich abweichende Richtung einschlug, so sah Philipp II. sich nicht mehr veranlaßt, das englische Interesse besonders zu wahren, und willigte in die Abtretung von Calais, der Form nach freilich nur auf acht Jahre. Dafür versprach Frankreich Savoyen und Piemont zu räumen, wogegen wieder Philipp die Rückgabe der lothringischen Städte an das Reich nicht weiter betrieb. Unter solchen Bedingungen kam am 3. April 1559 der Friede von Chateau-Cambresis zu Stande. Zur Befestigung sollte eine Doppelheirath die bisher feindlichen Höfe verbinden. Emanuel Philibert vermählte sich mit Margarethe von Valois, Heinrich's II. Schwester; Elisabeth von Frankreich, ursprünglich zur Gemahlin des Don Carlos, des spanischen Thronerben, bestimmt, nahm Philipp II. für sich selber in Anspruch, da ein Jahr zuvor seine zweite Gemahlin, Maria die Katholische von England gestorben war.



Anne Herzog von Montmorency, Connétable von Frankreich.

So endete der fünfte italienische Krieg mit der ungeschmälerten Behauptung der spanischen Macht, vor Allem in Italien.

Das Osmanische Reich auf seiner Höhe.

Für Spanien war dieser Ausgang um so mehr ein Glück zu nennen, als es sich sehr bald in gewaltige Kämpfe mit den Osmanen verwickelt sah, die alle seine Kräfte in Anspruch nahmen und einen raschen Ausgang nicht erhoffen ließen. Noch stand der osmanische Staat auf der Höhe seiner Macht, zu welcher ihn Selim I. (1512—1519) und Soliman II. der Große (1519—1566) erhoben hatten, und war durch seine Kriegsmacht allen europäischen Staaten zusammengenommen wenn nicht überlegen, so doch mindestens gewachsen, jedem Einzelnen aber unbesiegbar. Wir müssen hier kurz auf diese Dinge eingehen, soweit sie nicht bereits in der Geschichte Karl's V. besprochen worden sind.

Die Eroberung Syriens und Aegyptens. Selim I., von den Janitscharen zum Sultan ausgerufen, suchte sich den gewaltsam errungenen Thron durch Ermordung aller seiner Verwandten zu sichern, ließ auch seine beiden Brüder Korkud und Achmed aus dem Wege räumen. Ein Sohn des Letzteren, Namens Murad, floh nach Persien zu Ismael Sofi, und da dieser edelherzig die Auslieferung des Flüchtlings verweigerte, so überzog ihn Selim mit Krieg. Damit begann jene lange Reihe persisch-türkischer Kriege, die ebenso gut in nationalpolitischen, wie in religiösen Gegensätzen ihre Gründe hatten. Denn die Perser waren von Alters her Schiiten, galten also den sunnitischen Türken als Ketzer, und ihre nationale Selbstständigkeit war erst jüngst durch Ismael Sofi hergestellt worden, der im Jahre 1500 die seit etwa 1450 bestehende Turkomanenherrschaft brach. In diesem ersten Kriege erfocht Selim in der gewaltigen Schlacht von Tschaldiran (im nordöstlichen Armenien) einen vollständigen Sieg über die Perser, deren Schah nur mit Mühe der Gefangenschaft entging (23. August 1514), und zog wenige Wochen später in der persischen Hauptstadt Täbris ein. Eine Meuterei der Janitscharen zwang ihn allerdings zum Rückzuge nach Kleinasien, aber ansehnliche Städte Kurdistans, wie Diarbekr und Bitlis, nahmen osmanische Besatzungen ein, und bis 1516 vollendeten Mohammed Pascha und Selim's Geschichtschreiber Edris durch Gewalt und Unterhandlung die Unterwerfung des gesammten nördlichen Mesopotamien mit seinen altberühmten Städten, wie Nisibis, Mossul, Edessa, Harran u. a. Gleich darauf unternahm Selim I. einen Angriff gegen Aegypten, dessen Sultan Kanssu al Ghawri (1501—1516), auch Herr von Syrien, die Perser unterstützt hatte. Selim gewann gegen ihn die große Schlacht bei Aleppo (24. August 1516), in welcher der ägyptische Sultan das Leben verlor. Syrien und Palästina wurden infolge dieses Sieges von den Türken mit leichter Mühe erobert und dem osmanischen Reiche einverleibt.

Nur Aegypten selbst vertheidigte sich unter dem neu gewählten tapfern Sultan Tumanbey al Aschraf weiter. Die Zumuthung, die osmanische Oberherrschaft anzuerkennen, wies er ab, ja er ließ die deshalb zu ihm geschickten türkischen Gesandten umbringen. So drang Selim durch die Wüste von Suez in Aegypten ein, schlug Tumanbey mit Hülfe eines Verraths, den der Großvezier Ghasali an seinem Herrn beging, in der Nähe von Kairo bei Ridania (22. Januar 1517) aufs Haupt und nahm nach verzweifeltem Straßenkampfe Kairo ein. Achthundert vornehme Mamluken, die sich seiner Gnade übergaben, ließ er treulos enthaupten, und ein fürchterliches Blutbad häufte 50,000 Leichen in den engen Gassen von Kairo auf. Nichtsdestoweniger verwarf Tumanbey die wiederholte Zumuthung, die osmanische Landeshoheit anzuerkennen, bis er endlich durch Verrath eines Araberhäuptlings, zu dem er geflüchtet, in die Gefangenschaft Selim's gerieth und hingerichtet wurde. In Alexandria empfing Selim die Huldigungen und Geschenke des Landes, den Tribut der Venezianer für Cypern, den sie bisher an die ägyptischen Sultane bezahlt hatten und wofür sie die Bestätigung der von diesen ihnen gewährten Handelsfreiheiten erhielten, endlich die Schlüssel der Kaaba zu Mekka, welche bisher unter ägyptischem Schutze stand. So verlor Aegypten für immer seine Unabhängigkeit; es ward dem osmanischen Reiche einverleibt und von einem türkischen Pascha im Namen des Sultans regiert. Doch überließen die Osmanen die Verwaltung der 24 Bezirke des Landes der Willkürherrschaft der Mamlukenbey's und begnügten sich mit einem Tribut.

Soliman's Perserkriege. Von den fortgesetzten Kämpfen, zu welchen sein Nachfolger Soliman II. (1519—1566) das Abendland nöthigte und in denen er seine Waffen bis ef nach Oesterreich trug, Ungarn aber zum größten Theil unmittelbar seinem Reiche einerleibte, ist schon des Weiteren die Rede gewesen. Aber auch über Persien erfochten die)smanen glänzende Erfolge. Der Schah Tamasp (1523—1576) hatte den Sultan nicht als tachfolger des Propheten anerkennen wollen, dafür reizte dieser Ulama, den Statthalter von Bagdad, und Sufalkar, den von Aderbidschan, zur Empörung. Aber dieser wurde ergriffen und ingerichtet, Ulama hart bedrängt. Soliman, damals (1532) eben in Ungarn beschäftigt, undte 1533 seinen Großvezier Ibrahim nach Kleinasien. Dieser eroberte im Frühjahr 1534 as schöne Land um den Wansee in Armenien und zog im Mai in Täbris ein. Hier vereinigte ich der Sultan persönlich mit ihm, und Beide drangen dann vereinigt über das Gebirge nach Nesopotamien vor. Nirgends trat ihnen hier Widerstand entgegen, vielmehr huldigten die ersischen Behörden zitternd dem Großherrn, Bagdad, die Khalifenstadt, öffnete ohne Schwertstreich ihm die Thore und begrüßte m Dezember den Sieger in ihren Mauern. Das reiche Land, dessen Anbau er bewunderte, theilte der Sultan in Paschaliks (Täbris und Bagdad) und führte zugleich die osmanische Lehnsverfassung ein. Ein glänzender Einzug in Konstantinopel besiegelte die neuen leichten Eroberungen (Januar 1536).

Die nächsten Jahre wurden von den westeuropäischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Erst 1551—1555 erzwang ein neuer Perserkrieg endlich die förmliche Abtretung der eroberten Provinzen im Frieden von Amasia (1555).


Soliman II.

So hatten die Osmanen den Persern Armenien, Aderbidschan und Mesopotamien abgewonnen, durch Eroberung des ägyptischen Reiches Aegypten selbst und Syrien erworben, dazu die Schirmherrschaft über Mekka. Die herrlichsten Länder der antiken Kultur standen unter ihrer Gewaltherrschaft, als Herr von Mekka bekleidete ihr Sultan auch die Würde des Khalifen und auch der Westen des Mittelmeeres fühlte seine Macht.

Die Barbareskenstaaten. Denn dem Osmanischen Reiche waren auch die Barbareskenstaaten an der Nordküste Afrika's unterworfen. Algier hatte Horuk im Jahre 1516 erobert, sein Nachfolger Chaireddin Barbarossa gegen Karl V. im Jahre 1541 glücklich gehalten (s. S. 284), von hier aus auch Tunis gewonnen (1530), freilich die Hauptstadt und Goletta fünf Jahre später wieder an die Spanier verloren. Doch behielten diese nur Goletta besetzt (s. S. 275). Nach seinem Tode (1544) wurde Algier ein besonderer Vasallenstaat. Tripolis, welches schon Ferdinand der Katholische für Spanien erobert, Karl V. im Jahre 1530 den Johannitern auf Malta überlassen hatte, während eine spanische Expedition das erst 1519 von Dragut eingenommene Mehadia (Afrika) 1550 wieder gewann, war dann wieder an die Türken verloren gegangen, und auch Mehadia wurde schon 1554 wieder aufgegeben. Im Besitze dieser Küsten beherrschten die Osmanen weithin das Mittelmeer, als verwegene Korsaren hemmten sie den Handel und brandschatzten alle Küsten, hielten Alles in beständigem Kriegszustande.

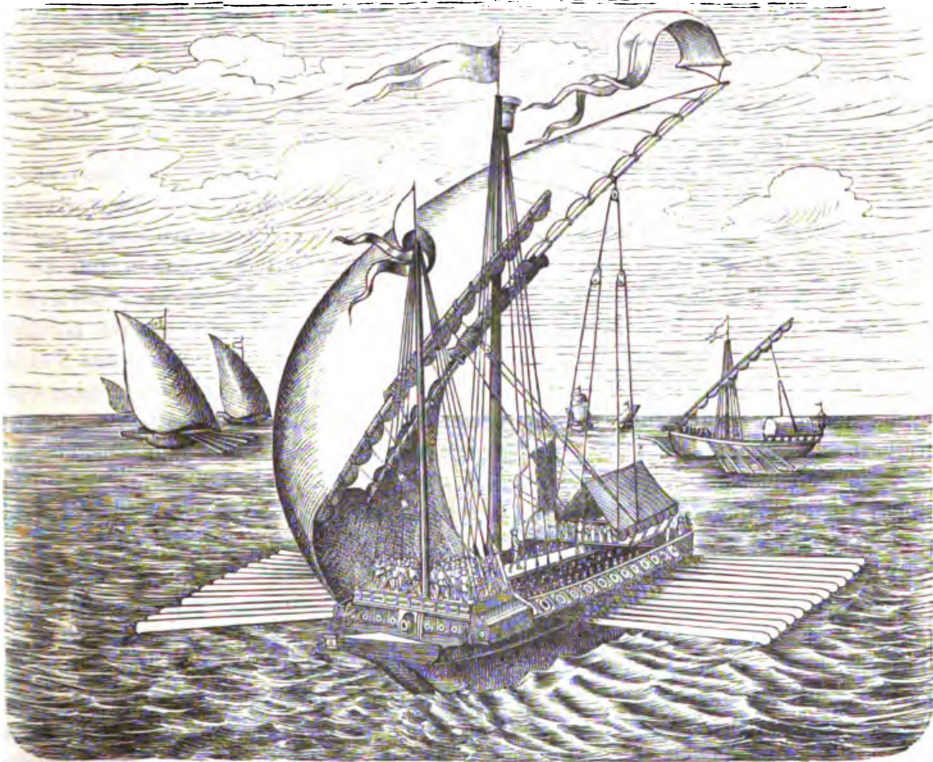
Venedig als Handels- und Kolonialmacht.

Venetianische Besitzungen. Dieser weitgestreckten Macht gegenüber schoben auch die christlichen Staaten ihre Stellungen bis tief in die Levante vor. Spanien hielt an der nordafrikanischen Küste Marsalquivir (bei Oran), Bizerta, Goletta; von Malta aus setzten die Johanniter, die schon 1522 aus Rhodos vertrieben und dort aufgenommen worden waren, den Kampf gegen die Ungläubigen, welchen ihr Gelübde ihnen auflegte, rüstig fort; vor Allem aber beherrschte Venedig, wenn es auch im Frieden von 1540 seine Besitzungen im Aegäischen Meere verloren, immer noch höchst werthvolle Stellungen im Osten des Mittelmeeres. Außer Istrien und großen Theilen der dalmatischen Küste gehorchten ihm die meisten ionischen Inseln (Korfu seit 1387, Zante seit 1484, Cefalonia seit 1500, Cerigo schon seit etwa 1204), dazu Kandia, das ihm aus der großen byzantinischen Beute von 1204 zugefallen, und Cypern, das als Erbe des letzten Lusignan erst an seine junge venetianische Wittwe Katharina Cornaro und dann an den venetianischen Staat übergegangen war (1489). Venedig wußte, im Ganzen genommen, durch Milde und Klugheit diese sehr verschiedenartigen Besitzungen an sich zu fesseln. Zwar durften sie nur durch Vermittlung von Venedig Handel treiben, indem alle ihre Ein- und Ausfuhr ihren Weg nur über diesen Platz nahm, aber ihre alten Einrichtungen wurden wenig geändert, die lokale Verwaltung blieb zum großen Theile den Eingeborenen überlassen und einige wenige venetianische Beamte genügten für die Oberleitung. So wurde Dalmatien von einem Generalproveditore regiert, die einzelnen größeren Städte von Proveditoren, doch standen ihnen stets Räthe aus der einheimischen Aristokratie zur Seite. Die Landbevölkerung unterlag mehr oder weniger, wie überall damals, harter Unterthänigkeit. Aehnlich hielt man es auf den ionischen Inseln, auf Kandia und Cypern. Doch bildeten sich gerade in diesen am meisten gefährdeten Besitzungen tiefe innere Gegensätze heraus, welche einen türkischen Angriff erleichtern mußten. Auf Kandia sahen die hart gedrückten griechischen Bauern mit bitterem Haß auf ihre venetianischen Herren; auf Cypern kam zu dieser Spaltung noch die zwischen dem griechischen Landvolke und den seit 1190 eingewanderten französischen Baronen, die hier den alten Lehnsstaat, wie ihn die berühmten Assisen (Gesetze) von Jerusalem in sich begriffen, noch wenig verändert aufrecht erhielten. Starke Festungen deckten überall die Hauptpunkte und stets kriegsbereite Geschwader verbanden die weitentlegenen Küsten- und Insellande mit einander zu einem geschlossenen Ganzen. Bei Korfu lag ein Geschwader unter einem proveditore del mar, zwei andere, deren Kommandanten unter ihm standen, ankerten bei Kandia und Cypern, während das Adriatische Meer durch weitere zwei, die bei Lesina und an der Uskokenküste stationirt waren, behütet wurde. Im Ganzen befanden sich stets 35—40 Galeeren im Dienst, 200 aber lagen im Arsenal zu rascher Ausrüstung bereit.

Venetianisches Seewesen. Diese Galeeren waren durchschnittlich 35—45 Meter lang, 5—6 Meter breit, flach gebaut und von geringem Tiefgang. Das etwas höhere Hintertheil trug die Kapitänskajüte auf Deck. Am Vordertheil standen auf Deck hinter einer starken Plankenwand fünf oder sechs Geschütze, welche nur nach vorn feuern konnten. Ein langer breiter Schnabel lief etwas ansteigend von ihm aus. Bewegt wurde das Fahrzeug vor Allem durch Ruderkraft, die in der Schlacht ausschließlich zur Anwendung kam. An jeder Seite lagen auf Deck 24—26 Ruderbänke, die zur Mittellinie des Schiffes rechtwinklig gestellt je 4—5 Ruderer (für ein Ruder) faßten, zwischen ihnen ein erhöhter Mittelgang. Unterstützt wurde diese Kraft durch ein riesiges, gewöhnlich dreieckiges (lateinisches) Segel an dem starken, etwas nach vorn gestellten Hauptmast, vor oder hinter dem gewöhnlich nur noch ein viel kleinerer Mast nahe dem Vordertheile (Fockmast), beziehentlich Hintertheile stand. Ihre volle Schnelligkeit konnte die Galeere nur bei ruhiger See und gutem Winde entwickeln, sie war also im Ganzen von Wind und Wetter sehr abhängig und überhaupt nicht sehr bedeutend, zumal man selten zur Nacht fuhr. Zum Kriegsschiff war das Fahrzeug indeß durch seinen scharfen Bau geeignet, der immerhin eine raschere Beweglichkeit gestattete als der gedrungenere der Handelsschiffe; das Uebrige that dann die Ausrüstung mit den Geschützen und eine starke Bemannung von

Seesoldaten, welche auf einem erhöhten kastellartigen Aufbau hinter den Geschützen des Vordertheils Platz fanden. Neben den Galeeren führten die Venetianer und ihnen folgend später auch andere Staaten Galeassen, ebenfalls Ruderschiffe, aber größer (die bei Lepanto fechtenden waren 160' lang, 27' breit, 15' hoch) und ausgestattet mit hochragenden sogenannten Kastellen am Vorder- und Hintertheil, die in mehreren Stockwerken über einander 40—50 Geschütze trugen. So war ihre Feuerwirkung viel bedeutender als die der Galeeren, doch waren sie im Ganzen durch stärkere Belastung und trotz ihrer drei Masten auch ungleich schwerfälliger.

Levantehandel. Wenn die Venetianer so ausgedehnte Besitzungen mit so großem Aufwande kriegerischer Mittel einer fortgesetzten Bedrohung gegenüber hielten, so geschah das im Grunde nicht deshalb, weil sie ihnen besondere Einkünfte gewährt hätten. Im Gegentheil, die Inseln der Levante kosteten im Ganzen mehr als sie einbrachten und konnten überhaupt nur aus den Erträgen der festländischen italienischen Gebiete, der Terra firma, erhalten werden.



Venetianische Galeere mit sechsundzwanzig Riemen.

Trotzdem wurden sie behauptet, weil sie den Venetianern feste Punkte für ihren Levantehandel gaben, der von jeher ihre ganze Politik bestimmte und der auch damals weder durch die portugiesischen Entdeckungen überflüssig, noch durch die Ausbreitung der türkischen Herrschaft völlig gelähmt war. Vielmehr fanden die Erzeugnisse der venetianischen Industrie und mit ihr auch der deutschen, Tuch, Seide, Brokat, Geräthe, Glaswaaren und Waffen, in der Levante einen guten Markt, wie z. B. noch im Jahre 1605 25,000 Stück Tuch von Venedig nach dem Osten gingen, und asiatische Gewürze, Edelsteine, Seide, Baumwolle kamen dafür auf den alten Wegen aus dem Orient, aus den türkischen Provinzen besonders Getreide. Für diesen ganzen Verkehr bildete das syrische Aleppo den Hauptstapelplatz. Hier bestanden noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts zwölf große venetianische Firmen unter dem Schutze eines Konsuls und auch weiter im Osten, in Bassora wie in Ormus, traf man venetianische Agenten. Doch lag der Karawanentransport von und nach Aleppo in den Händen persischer und arabischer Kaufleute.

Den ägyptischen Handel über Alexandria hatte dagegen die Entwicklung der portugiesischen Macht in Ostindien und die türkische Besitzergreifung völlig gelähmt. Schon um 1501 belief sich der gesammte Umsatz Venedigs in Aegypten und Syrien auf nicht mehr als 200,000 Dukaten, während er früher in Alexandria allein 600,000 Dukaten betragen hatte; die Stadt selbst bot schon damals ein Schauspiel trauriger Verödung. Im Jahre 1512 gingen nur noch drei Galeeren dahin, früher fünf; die Einfuhr von Kupfer war von 3000 Stück auf 800, die von Oel von 3—4000 Tonnen auf 1500 gesunken, und dies Alles schon, ehe die Osmanen ihre Hand auf Aegypten legten. — Weiter im Westen bildete Konstantinopel ein bedeutendes Centrum. Mit diesem Platze verkehrten die Venetianer nicht nur zur See, es führte vielmehr von dort aus eine viel benutzte Saumstraße über Land nach dem dalmatinischen Spalato, wo die Kaufleute aller Länder an der Donau und am Balkan sich mit türkischen, persischen und indischen Händlern begegneten. Venedig konnte so seine alte Stellung als Vermittlerin des deutschen Handels noch lange behaupten; nach wie vor bewegte sich dieser Verkehr über den Brenner nach Schwaben und über den Pontafelpaß nach Oesterreich hinein. Das „deutsche Kaufhaus" (Fondacco dei Tedeschi) am Großen Kanal haben noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts Tizian und Giorgione mit Fresken geschmückt. Nicht minder unterhielt Venedig noch den Verkehr mit Spanien, das ihm besonders Wolle lieferte, wie mit England und den Niederlanden wenigstens bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts,

So hatte es von allen Mittelmeerstaaten bei Weitem die bedeutendsten Interessen im Orient; noch war es die größte christliche Handelsstadt in diesen Gebieten, ohne erhebliche Konkurrenz von Seiten christlicher Völker. Von italienischen Staaten kamen außer ihm nur noch Genua und Florenz in Betracht, ohne sich jedoch mit ihm messen zu können, und die alte Handelsblüte Kataloniens, besonders Barcelona's, war der Vereinigung Aragon's mit Kastilien fast ganz zum Opfer gefallen. Noch in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts verkehrten katalonische Kaufleute in Kairo, Alexandria, Rhodos, Tunis, geschützt von eigenen Konsuln, und Karl V. soll gesagt haben, es sei ihm wichtiger, Graf von Barcelona als römischer Kaiser zu sein. Aber seine eigene Politik, mit der er den Kastilianern allein den amerikanischen Verkehr vorbehielt und Katalonien außerdem zu Gunsten der biscayischen Häfen benachtheiligte, vernichtete in Verbindung mit dem Anwachsen der türkischen Seemacht binnen Kurzem den katalonischen Handel vollständig. 1529 haben ihm die Katalanen ihr letztes Kriegsgeschwader gestellt.

Die Türkenkriege im Mittelmeer.

Wenn Venedig seine orientalischen Beziehungen nicht dem blinden Kreuzzugseifer opfern wollte, der die Spanier beseelte, sondern so viel wie möglich den Frieden mit den Osmanen zu erhalten strebte, so erschien das den Zeitgenossen leicht als engherzige Selbstsucht, doch wird man es billigerweise nicht tadeln können, zumal die Republik bei jedem kriegerischen Zusammenstoße mit den Türken sehr viel, Spanien sehr wenig zu verlieren hatte. Deshalb hat sie auch den gewaltigen Kämpfen, welche Philipp II. begann, zehn Jahre lang unthätig zugesehen; erst eigene Gefahr zwang ihr die Waffen in die Hand.

Die Seeschlacht bei Dscherba. Indem Philipp es verschmähte, nach dem Ende des französischen Krieges auch mit den Osmanen Frieden zu suchen, rüstete er mit Hülfe des Papstes, der die Kosten für 60 Galeeren trug, im Jahre 1560 eine Flotte von 200 Schiffen mit 14,000 Mann, die er dem Herzoge von Medina Celi, Statthalter von Sizilien, und Andrea Doria d. J. unterstellte. Sie nahm ihren Lauf nach der tripolitanischen Küste. Hier schloß sich wirklich der Berbernfürst der Insel Dscherba den Spaniern an und räumte ihnen seine Festung ein (März 1560). Um zum Angriff auf Tripolis selbst sich noch besser auszurüsten, wollte die Flotte zurückkehren, als die türkische Flotte unter Piale Pascha, 140 Segel stark, von Konstantinopel herankam. In der gewaltigen Seeschlacht des 14. Mai wurden die Christen vollständig geschlagen, die Insel Dscherba nach heldenmüthigem Widerstand erobert, eine Menge spanischer und italienischer Edelleute gefangen und nach der türkischen Hauptstadt geführt. Darauf gingen die Türken selbst zum Angriff auf die spanischen Plätze in Nordafrika vor.

Mit Hassan Pascha von Algier und den maurischen Fürsten von Tlemsen und Marokko erschien im Jahre 1563 Torghud vor Marsalquivir, das Martino von Cordova vertheidigte. Indeß wurde die hart bedrängte Festung durch das rechtzeitige Eintreffen einer spanisch-italienischen Flotte gerettet, ja diese warf sich gleich darauf unter dem Vizekönig von Neapel, Garcia de Toledo, auf den befestigten Felsen des Peñon de Velez an der marokkanischen Küste, der kurz zuvor von den Korsaren erobert worden war, und nahm ihn durch Ueberraschung.

Belagerung von Malta. Schon aber rüstete der Sultan zu einem gewaltigen Schlage. Bald erfuhren die Johanniter auf Malta, daß es ihnen gelte. Mit Anspannung aller Kräfte trafen sie ihre Vorbereitungen, zahlreiche Freiwillige aus allen Theilen der Christenheit strömten ihnen zu, so daß etwa 9000 Mann, darunter 700 Ritter zur Verfügung standen. So waren sie unter ihrem heldenhaften Hochmeister La Valette bereit, dem Angriff zu begegnen, als am 18. Mai 1565 der Vezier Mustapha und der Großadmiral Piale Pascha mit 30,000 Mann Landungstruppen auf 180 Schiffen vor der Hauptstadt, später nach dem Hochmeister Valetta genannt, erschienen, während ein anderes Geschwader selbst Rom in Schrecken setzte und dort Alles mit Lärm und Rüstungen zur Abwehr erfüllte. Unter ungeheuren Verlusten, deren sie wie immer nicht achteten, erstürmten die Belagerer nach zwei mißlungenen Anläufen am 23. Juni das starke Hauptfort St. Elmo, aber das Fort St. Michael (oder St. Angelo) widerstand allen Angriffen, schlug binnen zwei Monaten zehn wüthende Stürme ab. Freilich ging die Kraft der Vertheidiger zur Neige, und ohne Entsatz wären sie doch verloren gewesen. Diesen brachte ihnen endlich Anfang September eine spanische Flotte unter Toledo. Vor den frischen Truppen, die sie an der Westküste der Insel ans Land setzte, wichen die erschöpften und entmuthigten Türken zurück (11. September), von Toledo bis nach Cerigo verfolgt.

Soliman's Tod. Nicht glücklicher war der große Feldzug, den der greise Soliman selbst im nächsten Jahre gegen Ungarn führte, während um dieselbe Zeit Piale das herrliche Chios dem genuesischen Herrengeschlechte der Giustiniani mit leichter Mühe entriß und das schon 1537 zinspflichtig gemachte Herzogthum Naxos eroberte. Am 1. Mai 1566 von Konstantinopel aufgebrochen, erschien der Sultan Anfang August mit 90,000 Mann vor der kleinen Festung Sziget. Doch den Fall des Bollwerks, welches Niclas Zrinyi heldenmüthig vertheidigte, erlebte Soliman nicht mehr, in der Nacht vom 5. zum 6. September verschied er. Wenige Tage später, am 8. September, fiel Sziget, unter seinen Trümmern Vertheidiger und Eroberer begrabend, und der Großvezier führte das Heer in die Heimat zurück. Soliman's Nachfolger, der unkriegerische Selim II., gewährte am 17. Februar 1568 einen Frieden auf acht Jahre, freilich gegen einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten, und Sigismund Zapolya wurde im Besitze von Siebenbürgen belassen (das Genauere s. unten).

Für Spanien war die Abwehr des türkischen Angriffs auf Malta und der Tod Soliman's ein großes Glück. Die Eroberung Malta's würde den Osmanen das westliche Mittelmeer vollständig geöffnet haben und Soliman hätte sicherlich nicht gezögert, diesen Vortheil und die inneren Verlegenheiten Spaniens auszunützen.

Der Krieg gegen die Moriscos in Spanien (1568—1571). Dort tobte mehrere Jahre hindurch ein gefährlicher Aufstand der Mauren (Moriscos), die noch in sehr erheblicher Zahl, wahrscheinlich weit über eine halbe Million, die südlichen, ehemals arabischen Landschaften der Halbinsel bevölkerten und durch emsige Betriebsamkeit in blühenderem Zustande erhielten als das übrige Spanien. Dem Scheine nach waren sie freilich Christen und trugen auch zum Theil spanische Kleidung, aber Sprache und Sitte der Vorfahren hatte ihnen auch die Inquisition nicht nehmen können, und den Islam hatten sie ebensowenig vergessen. Ein fremder Körper im Leibe des spanischen Staates, der sie mit tiefstem Mißtrauen von jeher betrachtet, schienen sie jetzt, als die Osmanen- und Barbareskenmacht drohend anschwoll, nicht mit Unrecht als geradezu gefährlich, denn sie konnten einem türkischen Landungsheere in Spanien selber eine Stütze bieten. Schon im Jahre 1560 hatte deshalb Philipp II. ihre Entwaffnung angeordnet, doch war diese nicht durchzuführen gewesen. Zu entscheidenden Beschlüssen kam er erst unter dem Eindrucke der neuen Türkengefahr, besonders seit 1563, und

sie griffen den Moriscos allerdings ans Leben. Binnen drei Jahren sollte der Gebrauch der arabischen Sprache gänzlich aufhören, die Kinder der Mauren in christlichen Schulen untergebracht werden. Binnen dreißig Tagen waren alle arabischen Bücher abzuliefern, die arabische Tracht und arabische Musik wurden gänzlich untersagt. Da mehrere Sendungen der verzweifelnden Moriscos ohne Erfolg blieben, so gingen sie endlich zu Tausenden in die Sierra Nevada und erhoben die Fahne des Aufruhrs. Gleich Anfangs gerieth die Stadt Granada in Gefahr; die Ueberrumpelung mißlang schließlich nur deshalb, weil die arabischen Einwohner selber nicht vorbereitet waren. Schon dieser Vorfall zeigte, daß es sich hier nicht um Plünderungszüge, sondern um einen weitangelegten Plan, um die Erneuerung der arabischen Herrschaft in Südspanien handle. Nun aber trat ein angeblicher Abkömmling der alten Ommajadenkhalifen, Aben Humeya, an die Spitze der Empörer, sie riefen ihn zum König von Granada und Cordova aus, und er, das Gesicht nach Mekka gewendet und auf vier Fahnen knieend, deren Spitzen nach den vier Himmelsgegenden gerichtet waren, schwur, sein Reich und seine Religion gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen. Rasch verbreitete sich der Aufstand über das ganze Königreich Granada, ein wüthender Stammes- und Religionskrieg, von beiden Seiten mit barbarischer Grausamkeit geführt. Bereits kamen auch afrikanische Mohammedaner in hellen Haufen herüber, ja einmal hatte Humeya 7000 Eingeborene nebst 5000 Türken unter seinen Befehlen und verhandelte mit Algier und Konstantinopel um Beistand. Doch da er sich nicht eines Hafens zu bemächtigen vermochte, der einem türkischen Heere als Landungsplatz hätte dienen können, so sahen sich die Aufständischen schließlich durch die spanischen Truppen unter Mondejar und Los Veles aufs Gebirge zurückgedrängt. Aber ihre verheerenden Streifzüge dauerten von hier aus fort, und kein Ende war abzusehen. Endlich entschloß sich Philipp, seinen jugendlichen Halbbruder Don Juan d'Austria, einen natürlichen Sohn Karl's V. von der Regensburgerin Barbara Blumauer (geb. 1546), den er als königlichen Prinzen anerkannt hatte, an die Spitze der Truppen zu stellen. In Granada angekommen, begann Juan mit der Vertreibung der arabischen Einwohner aus der Stadt und zog Verstärkungen heran.


Niclas Brinyi.

Entzweiungen unter den Aufständischen kamen ihm zu Hülfe. Gegen Aben Humeya nämlich, der sich durch tyrannisches Verfahren verhaßt gemacht, bildete sich eine Verschwörung, der er zum Opfer fiel; ein entfernter Verwandter, Aben Abu, trat an seine Stelle. Kurz darauf rückte Don Juan mit 12,000 Mann von Baza aus ins Gebirge vor und lagerte sich vor der Felsenfestung Galera. Aber erst beim dritten Sturme gewannen die Spanier den verzweifelt vertheidigten Platz; was sie dort vorfanden, metzelten sie nieder und gaben den Ort der Zerstörung preis. Nun fiel rasch hinter einander Festung auf Festung, bis endlich Aben Abu zu verhandeln begehrte. Da er aber mit der Ausführung des wirklich zu Stande gebrachten Vertrages zögerte, so wurde er schließlich von Unzufriedenen seines eigenen Volkes im Einverständniß mit den Spaniern ermordet, und der Krieg war zu Ende (März 1571).

Die Behandlung der Besiegten von Seiten der Spanier war ebenso barbarisch wie unverständig. Ihr Grundbesitz wurde zu Gunsten der Krone eingezogen, und damit die blühenden Landschaften von Granada meist der Verödung preisgegeben, sie selber in kleinen Abtheilungen über ganz Spanien, namentlich Andalusien, Kastilien, Estremadura, selbst Galizien vertheilt. Die strengsten Verbote untersagten ihnen jeden Wechsel des Aufenthaltsorts ohne Erlaubniß

und den Gebrauch des Arabischen in Wort und Schrift. So behandelte man sie fortgesetzt wie Fremde, machte ihnen jede Verschmelzung mit der christlichen Bevölkerung unmöglich und zwang sie geradezu, sich als ein gesondertes Volk auch ferner zu betrachten, das durch eine unausfüllbare Kluft von den Spaniern gesondert blieb. Und bald bemerkte man mit Besorgniß, daß ihr Wohlstand sich wieder hob, ihre Zahl rasch zunahm, während bei der christlichen Bevölkerung Beides eher sank. Bei dem blinden Fanatismus der Spanier mußte das über kurz oder lang zu neuen Katastrophen führen.

Für den Augenblick war die Beendigung des spanischen Maurenkrieges ein Glück, denn die Monarchie sah sich gezwungen, ihre volle Kraft gegen die Osmanen zu wenden.



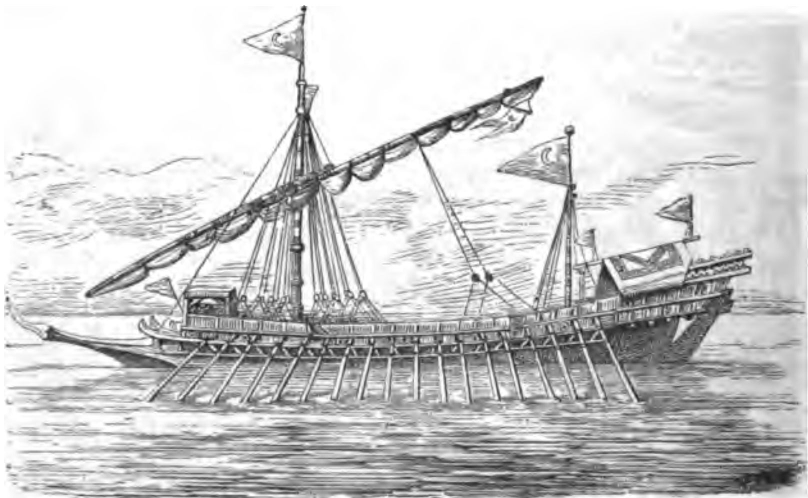
Belagerung von Sziget durch Soliman II. Nach einem Holzschnitt aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Der Verlust Cyperns. Im Sommer 1570 warfen sich die Türken mit ungeheurer Uebermacht auf das venetianische Cypern. Bei der beherrschenden Lage der Insel hatten die Venetianer schon längst etwas der Art vorausgesehen und die Hauptstadt Nikosia mit Aufopferung ganzer Stadttheile seit 1566 stark befestigt, wobei die Einwohner eifrig Hülfe leisteten. Am 1. Juni 1570 landeten die Türken bei Limisso an der Südküste. Außer Stande ihnen in offener Feldschlacht zu begegnen, beschloß der Proveditore Nikolaus Dandolo nur die wichtigsten Plätze der Insel zu halten und warf sich selbst nach Nikosia. Sieben Wochen vertheidigten Venetianer und Cyprioten, zusammen nicht über 10,000 Streiter, ihre Mauern heldenhaft gegen 100,000 Belagerer und schlugen zwei große Stürme zurück. Aber in der Nacht des 9. September erstieg das Türkenheer die Wälle, unaufhaltsam Alles vor sich niederwerfend und nichts verschonend. Gegen 20,000 Menschen wurden erschlagen, die ganze Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt, unermeßliche Beute hinweggeschleppt. Die kostbarste freilich, tausend Mädchen aus den Adelsfamilien, kam nicht nach Konstantinopel; eine Griechin fand den Weg zur Pulverkammer der Galeere, die sie trug, und sprengte das Fahrzeug in die Luft, und seine brennenden Fetzen brachten auch den beiden Begleitschiffen das Verderben. Von Nikosia wälzte sich das osmanische Heer gegen Famagusta, wo Marcantonio

Bragadino kommandirte. Auch hier war der Widerstand ebenso heldenmüthig wie in Nikosia, Tausende von Türken wurden fruchtlos geopfert, bis endlich Mustapha eine ehrenvolle Kapitulation gewährte (1. August 1571). Doch statt der tapferen Besiegten zu schonen, ließ der treulose Barbar drei der venetianischen Befehlshaber enthaupten, den unglücklichen Bragadino aber lebendig schinden und segelte dann, mit der ausgestopften Haut des Gemordeten am Großsegel seiner Galeere, triumphirend nach Konstantinopel zurück.

Das herrliche Cypern war türkisch und verfiel seitdem jener Verödung, die das unselige Türkenvolk über alle von ihm beherrschten Länder gebracht hat.

Die heilige Liga. Noch ehe die Türken auf Cypern landeten, hatte Venedig sich an Pius V. gewandt, um seine Vermittlung für ein Bündniß mit Spanien zu erbitten. Eifrig war der Papst darauf eingegangen, hatte sofort Luigi Torres an Philipp II. gesendet und zunächst wenigstens soviel erreicht, daß ein spanisches Geschwader unter Doria zusammen mit den päpstlichen Galeeren auslief, um in Verbindung mit der venetianischen Flotte einen Versuch zum Entsatze von Nikosia zu machen.



Türkische Galeere.

Dieser war nun freilich vergeblich, da man schon bei Kandia den Fall der Stadt erfuhr, aber in Rom kam wirklich nach längeren Verhandlungen zwischen Rom, Venedig und Spanien die „heilige Liga“ gegen die Türken und Barbaresken zum Abschluß und wurde vom Papste wie von den Vertretern der beiden anderen Mächte feierlich beschworen (2. Mai 1571). Die drei Bundesgenossen verpflichteten sich auf unbestimmte Zeit jährlich im April 200 Galeeren und 100 Transportschiffe mit 50,000 Mann zu Fuß und 4500 Pferden bereit zu stellen. Kam es einmal zu keinem gemeinsamen Zuge, dann sollte die Macht, welche etwas auf eigene Hand unternahm, von den beiden anderen mit 50 Galeeren unterstützt werden. Die Kosten fielen zur Hälfte auf Spanien, zu einem Drittel auf Venedig, zum sechsten Theile auf Rom. Bei gemeinsamen Zügen sollte die Ausführung auf gemeinsamen Beschluß aller drei Admirale erfolgen, den Oberbefehl aber führte in diesem Falle Don Juan d'Austria, den sein hoher Rang wie seine im Maurenkriege bewährte Tüchtigkeit für diese verantwortungsvolle Stellung besonders empfahl. Jeder Sonderfriede war ausdrücklich ausgeschlossen.

Der Feldzug von Lepanto. Diese Nachrichten trieben auch die Türken zu gewaltigen Anstrengungen. Im Frühjahr 1571 vereinigte sich ihr Kapudanpascha Piale bei Kandia mit dem algerischen Geschwader unter Uluch Ali und steuerte mit ihm in die Adria. Durch Landungen im venetianischen Albanien und Streifzüge weit nordwärts trugen sie den Schrecken ihrer Waffen bis Venedig. Um so eifriger betrieben jetzt die christlichen Mächte ihre Rüstungen.



Scene aus der Vertheidigung von Nikosia. Zeichnung von H. Vogel.

Um dem ganzen Unternehmen den Charakter eines Kreuzzugs aufzuprägen, gewährte Papst Pius V. der spanischen Krone die Cruzada (Kreuzzugsabgabe) und ließ einen zweihundertjährigen Ablaß verkündigen. Das trieb namentlich die Spanier zu höchstem Eifer, scharenweise strömten die Freiwilligen, unter ihnen auch der große Dichter Cervantes, zu Don Juan's Fahnen, der schließlich gegen 19,000 Mann Landungstruppen unter seinem Befehl hatte. Im Hafen von Messina versammelten sich mittlerweile die Geschwader, zuerst das päpstliche unter Marcantonio Colonna und das venetianische unter dem Proveditore del mar Barbarigo und Sebastian Veniero; Don Juan selbst, der seinen Weg über Genua und Neapel genommen, lief am 25. August in Messina ein, von den donnernden Grüßen der verbündeten Geschwader empfangen und von der Stadt selbst mit glänzenden Festlichkeiten begrüßt. Die herrlichste Flotte sah er um sich versammelt, die jemals Europa gegen die Osmanen gesendet hat, und niemals winkte einem jungen, ehrgeizigen und tapfern Fürsten eine ruhmvollere Aufgabe. 106 Galeeren und 6 Galeassen trugen die Flagge von St. Marco, auf 12 Schiffen wehte das päpstliche Banner, 77 hißten die spanischen, 6 die maltesischen, 3 die savoyischen Farben, und gegen 29,000 Streiter warteten begierig des Augenblickes der Schlacht. Don Juan's Admiralschiff, eine prachtvolle katalonische Galeere, am Stern mit vergoldeten Wappen und Sinnsprüchen geschmückt, trug das große Banner der Liga, welches der Papst gesendet, auf blauem Seidendamaste die mit einander verbundenen Wappen der drei Mächte und das Don Juan's.


Rüstung des Don Juan d'Austria.

Am 19. September lief die Flotte unter dem Segen des päpstlichen Nuntius, des Bischofs Odescalcho, nach Osten aus und erreichte in langsamer Fahrt — denn der Wind war ungünstig — am 26. September Korfu. Hier erhielt man Nachricht, daß die türkische Flotte sich an den Eingang des Korinthischen Meerbusens zurückgezogen habe, und trotz mancher abweichenden Stimme beschloß der Kriegsrath, sie hier anzugreifen. Indem die Flotte also südwärts ging, ankerte sie am 5. Oktober an der Ostseite von Cefalonia. Die hier eingehenden Depeschen vom Falle Famagusta's und den türkischen Greueln entflammten Alles mit dem leidenschaftlichen Wunsche nach Vergeltung und so lichteten am 7. Oktober, einem Sonntage, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, die Christen die Anker. Unter harter Ruderarbeit kamen sie gegen den Ostwind langsam an, während Alles voll Ungeduld nach vorn spähte, nach dem ersten türkischen Segel. Da erscholl vom Vortop des Admiralschiffes der ersehnte Ruf: „Segel voraus!“ und bald tauchte über dem Horizont der Mastenwald der türkischen Flotte empor. Sofort ließ Don Juan das Banner der Liga wehen und gab mit einem Kanonenschuß das Signal: „Klar zum Gefecht!“ Die Kapitäne erschienen bei ihm an Bord, um die letzten Weisungen zu empfangen, die Schlachtlinie ward gebildet. Den rechten Flügel hielt Doria mit 64 Galeeren, den linken Barbarigo's Venetianer; in der Mitte lagen 63 spanische Schiffe, vor ihrer Front die drei Admiralschiffe Don Juan's, Colonna's und Veniero's, noch weiter vorgeschoben, längs der ganzen Linie, die sechs venetianischen Galeassen, die Reserve bildete der Spanier Alvaro Bazan, Marquis von St. Cruz. Jedes Schiff lag soweit vom andern, daß es vollständig Raum zu allen Wendungen hatte. Die Instruktion wies sie an, es nicht zum Rammen kommen zu lassen, sondern erst zu feuern, dann dem Feinde auf den Leib zu gehen und zu entern. Schon kamen die Osmanen näher heran. Es waren 250 große Galeeren im mächtigen flachen Halbmond geordnet, die Flügel also etwas vorgezogen, in der Mitte der Kapudanpascha, rechts Mohammed Siroko,

Pascha von Aegypten, links die Algerier unter Uluch Ali. Ein herrlicher Tag und ein herrlicher Anblick! Eine leichte Brise kräuselte das blaue Meer zu tausend glitzernden Wellen, die helle Oktobersonne glänzte auf den Bemalungen und Vergoldungen der Schiffe, auf ihren zahllosen bunten Flaggen und Wimpeln, auf den Tausenden von gezückten Klingen, auf den Helmen und Panzern der christlichen Streiter, den Reiherbüschen und Edelsteinagraffen der türkischen Befehlshaber. Wie die beiden Admiralschiffe einander ansichtig werden, begrüßen sie sich mit Kanonenschüssen; dann lagert sich tiefes, athemloses Schweigen über die Christenflotte. Offiziere und Mannschaften werfen sich vor den Priestern in die Kniee und empfangen die Absolution, Allen weit sichtbar auf dem ragenden Vordertheil seiner Galeere Don Juan. In dem Augenblicke springt der Wind, der ganz eingeschlafen war, nach Westen um, weht den Osmanen entgegen, und tief ergriffen erkennen die Christen hierin ein himmlisches Zeichen. Da gellt von der türkischen Flotte herüber das tausendstimmige Allahgeschrei, das türkische Admiralschiff feuert eine Lage und über die ganze weite Front rollt, von Schiff zu Schiff sich fortpflanzend, der Kanonendonner. Die christlichen Galeassen vor der Front erwidern mit vollen Breitseiten und richten großen Schaden an; deshalb öffnen die Türken ihre Linie und gehen an den feuerspeienden Ungethümen vorbei auf die Hauptfront los. In fliegender Fahrt schiebt sich das ägyptische Geschwader zwischen die ätolische Küste und die Venetianer, sucht sie zu überflügeln, bringt sie zwischen zwei Feuer, setzt ihnen aufs Schärfste zu. Mehrere Galeeren werden genommen, der tapfere Barbarigo wird von einem Pfeile tödlich am Auge verwundet. Dasselbe Manöver versucht auf dem linken Flügel Uluch Ali. Um es zu verhindern, dehnt Doria seine Linie zu weit aus, einige seiner Schiffe werden vereinzelt, geentert, darunter das maltesische Hauptschiff. Indessen sind im Centrum die beiden Admiralschiffe an einander gerathen. Mit voller Ruderkraft durch die schäumenden Wellen schießend, rennen sie so heftig zusammen, daß beide bis in den Kiel erzittern. Vom Deck beider beginnt sofort das Ferngefecht, Kugeln, Pfeile und Bolzen fliegen hinüber, herüber; andere Schiffe kommen von beiden Seiten zu Hülfe, über die ganze Linie, über eine Ausdehnung von beinahe zwei Stunden rast der Kampf. Bord an Bord gedrängt versuchen die Galeeren einander zu entern. Das Deck der Schiffe bedeckt sich mit Todten und Sterbenden, von ihren Flanken rinnt das Blut und färbt weithin die See. Ueberall brechende und splitternde Masten und Raaen, zerfetzte Segel und sinkende Fahrzeuge, rollender Geschützdonner und knatterndes Gewehrfeuer, auf den Wellen Hunderte von Menschen schwimmend, sich an Trümmer klammernd, um Hülfe rufend, und das Alles eingehüllt in schwarzgraue Wolken von Pulverdampf, den nur die zuckenden Blitze des Geschützes auf Augenblicke durchbrechen oder ein Windstoß zerreißt. Zuerst auf dem venetianischen Flügel tritt die Entscheidung ein. Die tapferen Italiener drängen die Türken endlich ab, entern Schiff um Schiff; Mohammed's Galeere sinkt, er selbst wird erschlagen. Die Türken beginnen zu flüchten, setzen ihre Schiffe auf den Strand, um nur das Leben zu retten, hier und da meutern die christlichen Galeerensklaven und beschleunigen die Niederlage. Unter den Donnern der Siegessignale ist Barbarigo verschieden. Im Centrum liegen die beiden Admiralschiffe einander



Don Juan d'Austria.
Nach einem Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert.

gegenüber, fortwährend in Rauch und Flammen gehüllt. Zweimal stürmen die Spanier die feindliche Galeere, Juan selbst wird am Fuße verwundet, aber erst beim dritten Angriff gewinnen sie das türkische Deck; Ali Pascha fällt verwundet, ein christlicher Rudersklave schlägt ihm das Haupt ab, die Sieger stecken es auf eine Pike, reißen die Halbmondflagge herab und hissen das Kreuzbanner an Bord der genommenen Galeere.

Da braust über die ganze Front der Ruf: „Vittoria!“ Die Türken werden bestürzt, ihr Feuer wird schwächer und schwächer, ein Schiff nach dem andern geht aus der Linie, aber die meisten werden geentert oder in den Grund gebohrt.

Nur Uluch Ali hält noch Stand. Als er aber die Niederlage des Centrums sieht und zugleich die spanische Reserve unter St. Cruz sich auf ihn wirft, da läßt er die genommenen Schiffe fahren und sucht mit voller Ruderkraft das Weite. Mit nur 40 Segeln entkommt er.

Die Folgen der Schlacht. Vier Stunden hatte die Schlacht gedauert, die Sieger schöpften Athem. Aber aufsteigendes Gewölk mahnte zur Vorsicht, deshalb ließ Don Juan die dienstuntauglichen Schiffe verbrennen und ging nach dem sicheren Hafen der Insel Petala unter Segel, den er glücklich erreichte, während hinter ihm her der Sturm sich aufmachte und ein furchtbares Gewitter in der Nacht das Toben der Menschen am Tage überbot. Die Rast vor Petala gestattete die Ergebnisse des ungeheuren Kampfes zu übersehen. Von den türkischen Schiffen waren nur 40 entronnen, 130 erbeutet, die übrigen versenkt. 25,000 Mann an Todten und Verwundeten, 5000 an Gefangenen (darunter zwei Söhne Ali's) hatte die Niederlage den Osmanen gekostet; ihre Flotte war so gut wie vernichtet. Die Christen berechneten ihren Verlust auf 15 Galeeren und 8000 Mann, aber viele Schiffe waren bis zum Brechen zerschossen und gar nicht mehr dienstfähig. Mit Rücksicht darauf und auf die späte Jahreszeit lehnte auch der Kriegsrath den Angriff auf Konstantinopel, zu dem Manche riethen und den man dort wirklich fürchtete, entschieden ab. Auch das Anfangs dafür beabsichtigte Unternehmen auf St. Maura ließ man fallen, da die Festung sich als sehr stark erwies, und beschloß die Heimkehr. Die Flotte löste sich auf, Juan selbst lief am 31. Oktober wieder in Messina ein, diesmal noch viel freudiger begrüßt, als da er auszog. König Philipp erkannte die Verdienste des Bruders völlig an, und die ganze Christenheit umgab frohlockend sein Haupt mit der goldenen Strahlenkrone des Sieges. Bildhauer, Maler und Dichter wetteiferten in der Verherrlichung des Triumphes, Tizian malte den „Sieg der Liga“. Auch Marcantonio Colonna wurde zu Rom wie ein Triumphator zur Zeit der alten Römer begrüßt, und Venedig beschloß, den Tag fortan als Nationalfest zu begehen.

Man hatte volles Recht so zu empfinden, denn der Zauber der türkischen Unüberwindlichkeit zur See war für immer gebrochen, in osmanischen wie in christlichen Augen. Das war das wichtigste Ergebniß.

Der venetianisch-türkische Sonderfriede. Das militärische Ergebniß entsprach keineswegs den Erwartungen. Im Sommer 1572 erschienen die Türken unter Uluch Ali in kaum geringerer Stärke auf der See. Don Juan traf sie am Jahrestage der Schlacht von Lepanto vor der Bucht von Navarino an der Westküste von Morea, indeß zogen sich jene unter die Geschütze der Festung Modon (Methone) zurück, und dort wagten die Christen sie nicht anzugreifen, segelten vielmehr wieder zurück. Es war das letzte Mal, daß die Flotte der drei Mächte sich vereinigt zeigte. Denn Venedig überzeugte sich, daß eine Fortsetzung des Krieges ihm viel mehr Schaden als Vortheil bringe, und schloß, den Bestimmungen der Liga schnurstracks entgegen, am 7. März 1573 einen Separatfrieden mit den Türken ab. Es gab Cypern auf und zahlte 300,000 Dukaten, behielt aber seine sonstigen Besitzungen und erlangte auch die Erneuerung seiner alten Handelsfreiheiten. Es war, als hätten bei Lepanto die Osmanen gesiegt.

Don Juan in Nordafrika. Laute Entrüstung begrüßte begreiflicher Weise den Abfall gerade der Macht, zu deren Unterstützung die Liga sich gebildet hatte. Juan selbst strich sofort das gemeinsame Banner und ging auf selbständige Unternehmungen aus. Ein eigenes Königreich dachte er sich in Nordafrika zu erkämpfen, denn ihn dürstete nach einer unabhängigen, fürstlichen Stellung. Papst Pius V. bestärkte ihn darin, ohne daß König Philipp davon

zunächst etwas gewußt hätte. Wirklich eroberte im September 1573 Juan von Goletta aus mit leichter Mühe Tunis und Bizerta, aber seine Bitte, ihn zum König von Tunis zu machen, schlug der spanische Staatsrath rundweg ab, er befahl ihm vielmehr, die Festungswerke der Stadt sammt Goletta zu schleifen, da ihre Behauptung ganz unverhältnißmäßige Kosten verursachen werde und doch nicht wahrscheinlich sei. Der Erfolg gab der spanischen Regierung Recht. Denn während Juan mit Beilegung von Parteiunruhen beschäftigt in der Nähe von Genua weilte, erschienen im Juli 1574 die Türken mit großer Macht, nahmen Tunis selbst ohne Widerstand, Goletta nach tapferer Vertheidigung. Die von Don Juan angeordnete Hülfesendung blieb fruchtlos. Die Spanier erwarteten den Angriff auf ihre Küsten, indeß wie sie selbst immer mehr von dem niederländischen Kriege in Anspruch genommen wurden, so die Osmanen durch den persischen, und so endete im Jahre 1574 thatsächlich der große Kampf im Mittelmeer.

Das Osmanische Reich im Sinken.

Persische Kriege. Der oben erwähnte Perserkrieg, welcher nach Selim's II. jähem Tode (am 12. Dezember 1574) von seinem Nachfolger Murad III. (1574—1595) begonnen wurde, erschöpfte sechzehn Jahre hindurch nutzlos die Kräfte des Osmanischen Reiches. Denn so unkriegerisch Murad persönlich war, so eroberungssüchtig zeigte er sich doch; es reizte ihn eben den Kampf zu unternehmen, den seine Feldherren ihm als den schwersten bezeichnet hatten. Die Gelegenheit schien günstig, denn nach des Schah Tamasp Tode (1576) bestieg über die Leichen seiner zehn Brüder hinweg der schwache Mohammed Chodabend den persischen Thron. Wirklich unterwarfen nun die Osmanen nach dem Siege von Tschildir (nördlich von Kars) Georgien und legten die Festungen Kars, Erivan u. a. als starke Grenzhut an; im Jahre 1583 drang auch Osman Pascha durch den Paß von Derbent in Daghestan am Kaspischen Meere ein, siegte in der nächtlichen „Fackelschlacht" am 9. Mai 1583 und erreichte auf einem neuen Feldzuge unter den härtesten Entbehrungen Täbris (1585), aber dann wich das Glück von seinen Fahnen; er selber starb, und in Persien trat Mohammed zu Gunsten seines Sohnes Abbas zurück (1587), der nachmals den Namen des Großen erhielt, ein Mann, leutselig und fröhlich im Gemüth, tapfer im Felde und siegreich. Zwar erfocht noch einmal im Juni 1587 Ferhad Pascha bei Bagdad einen blutigen Sieg, aber die Opfer des Krieges standen in keinem Verhältniß zu seinem Gewinn. In diesen Wüsten und Gebirgseinöden gab es keine reiche Beute, oft genug blieb der Feind unangreifbar oder unerreichbar, die Behauptung des Eroberten höchst unsicher. So bequemten sich die Osmanen im Frühjahr 1590 zu einem Frieden, der ihnen Täbris und Georgien beließ, aber die Macht des persischen Reiches keineswegs brach. An ihr fanden die Türken im Osten dieselbe unübersteigliche Schranke, wie im Westen bisher an Deutschland und an den Mittelmeermächten, welche im Jahre 1571 durch den Sieg von Lepanto den Zauber türkischer Unbesiegbarkeit zur See zerstört hatten.

Innerer Verfall. Dies mußte auch auf die inneren Verhältnisse des Reiches zurückwirken. Dieser Kriegerstaat konnte nur gedeihen, wenn er die militärische Uebung, den religiösen Fanatismus und die Beutegier seiner wilden Scharen lebendig erhielt. Dazu gehörte zweierlei: fortgesetzte Eroberungskriege und kriegerische Sultane; im Frieden mußten die Osmanen verkommen. Beides begann jetzt zu fehlen. Jene fanden ihre Schranken, die sich nicht niederwerfen ließen, diese waren mit Soliman's Tode zu Ende. Ja, dieser größte türkische Herrscher hat den Anstoß gegeben zu dem innern Verfall. Zu seinem Thronfolger hatte er ursprünglich seinen ältesten Sohn Mustapha bestimmt, der ein Mann war, wie sein Vater, kriegerisch und thatkräftig, edel und hochherzig. Aber die Ränke und Einflüsterungen seiner Lieblingsgemahlin, der Russin Roxolane, die ihrem eigenen Sohne Selim (II.) den Weg zum Throne bahnen wollte und dabei von dem Großvezier Rustem unterstützt wurde, erfüllten Soliman mit steigendem Argwohn gegen Mustapha, und endlich ließ er ihn während des persischen Feldzugs von 1553 in seinem Zelte vor seinen Augen erdrosseln. Die Janitscharen, bei denen der Gemordete sehr beliebt gewesen, tobten und erzwangen die Absetzung Rustem's,

aber Selim's Thronfolge wurde festgestellt. Bald folgte dieser ersten Familientragödie eine zweite. Rustem, der wieder zu Gnaden angenommen worden, verhetzte Selim mit seinem zweiten Bruder Bajesid, um sich bei dem künftigen Herrscher in Gunst zu setzen. Endlich brach der Zwist in offenen Bruderkrieg aus. In der Schlacht von Koniah (Iconium) geschlagen, flüchtete Bajesid nach Persien, doch statt des gehofften Schutzes fand er den Tod: aus Furcht vor Selim's und Soliman's Rache ließ der Schah ihn sammt seinen vier Söhnen ermorden (1564).

Zwei Jahre danach bestieg Selim II. (1566—1574) den Thron. Mit ihm beginnt jene lange Reihe der unkriegerischen Sultane, die statt, ihrem Heere ein leuchtendes Beispiel, gegen die „Ungläubigen“ zu Felde zu ziehen, sich den Lüften und Spielereien des Serails hingaben. Trunksucht und Trägheit charakterisirten Selim; ein verdorbener portugiesischer Jude war sein Zechgenosse, sein Werk der Krieg gegen Cypern, dem die furchtbare Niederlage von Lepanto folgte. Ein Fieberanfall, den er sich durch unmäßigen Weingenuß zugezogen, machte seinem unrühmlichen Leben ein rasches Ende.

Sein Sohn Murad III. (1574—1595) begann seine Regierung mit der Ermordung seiner fünf jüngeren Brüder; den Perserkrieg überließ er seinen Feldherren, er selbst ergab sich im Harem und in den Gärten des Serails einem trägen Genußleben im Kreise von Verschnittenen, Zwergen und Gauklern; nur im Auffammeln von Schätzen zeigte er eine gewisse unfruchtbare Thätigkeit.

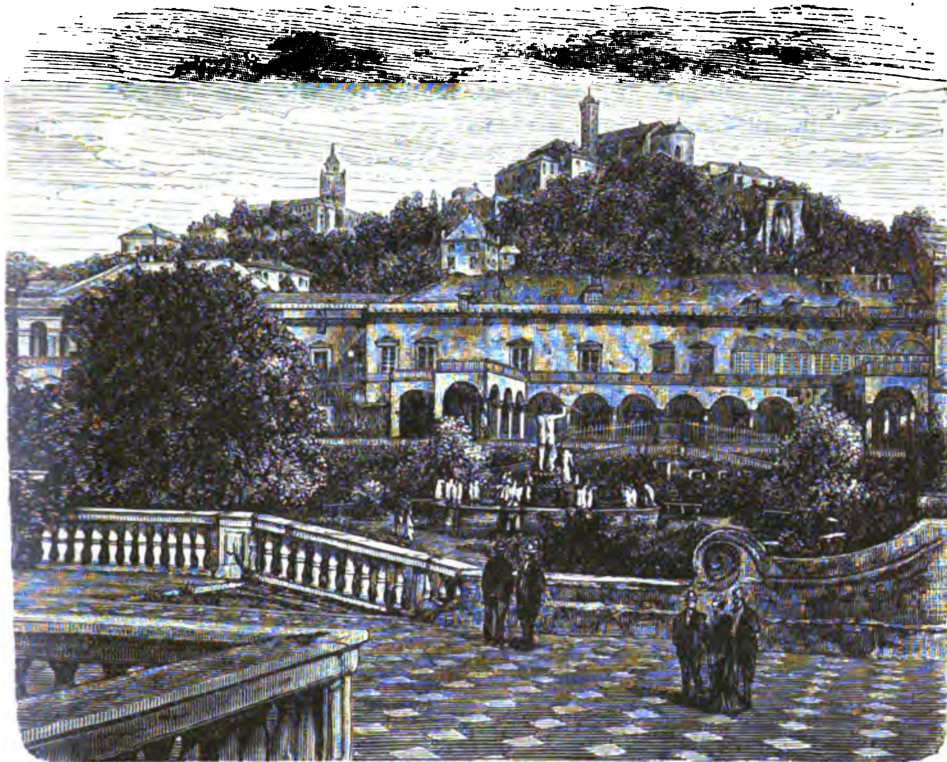
Je mehr nun in diesem despotisch regierten Staate das Oberhaupt bedeutete, desto hemmender mußte die plötzliche Lähmung jeder Regententhätigkeit der Sultane wirken. Die Folgen wären noch viel rascher hervorgetreten, wenn nicht die Tüchtigkeit des Großveziers Mohammed Sokoli, eines geborenen Bosniers, unter Selim II. und späterhin unter Murad III. den Mangel gedeckt hätte. Ein schöner, stattlicher Mann mit einer an Majestät grenzenden Würde war er unermüdlich thätig, in seiner Entscheidung rasch und unwiderruflich. Aber nach seinem Tode im Jahre 1579 wurde das Vezierat der Spielball höfischer Ränke, der Sultans- und Weiberlaunen; die Inhaber wechselten rasch, jede Sicherheit in der Staatsleitung verschwand; Verschnittene und Haremsfrauen leiteten den rauhen Kriegerstaat der Osmanen.

So versiegte die Kraft in der Regierung. Im Heere sah es nicht besser aus. Schon Soliman hatte den Janitscharen die Ehe gestattet und somit die alte harte Zucht dieser Kerntruppen erschüttert. Von Selim II. erzwangen sie die Aufnahme ihrer Kinder in ihre Reihen, die nicht mehr der alten strengen Disciplin unterworfen wurden. Die Aufnahme von geborenen Türken vollends zerrüttete das ganze System. Aus dem unbesiegten Fußvolke, das sie gewesen, wurde eine verwöhnte, unkriegerische Garde, die kaum noch die Waffen zu handhaben wußte, in der Schlacht häufig zuerst davonlief und den Sultanen durch ihre Ansprüche gefährlicher wurde als den Feinden durch ihre Tapferkeit. Auch die Reiterei der Sipahis verlor viel von ihrer Tüchtigkeit, da oft untaugliche Leute mit den Lehen bedacht wurden. Immerhin blieb das Osmanische Reich bei seinen ungeheuren Machtmitteln und der natürlichen kriegerischen Anlage der Türken noch eine Macht ersten Ranges, gefürchtet bis tief ins siebzehnte Jahrhundert hinein, aber die Grundlagen seiner Macht begannen zu zerfallen und mit dem Sinken ihres kriegerischen Uebergewichts verloren die Osmanen den einzigen Rechtstitel zu ihrer Herrschaft über die christlichen Völker der Balkanhalbinsel und Kleinasiens.



Illustrirte Weltgeschichte V. Zeichnung von Ludwig Burger.

Dichter- und Geistesfürsten Italiens.



Palazzo Doria zu Genua.

Die Staaten Italiens
in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Die Theilnahme an dem großen Kriege gegen die Türken, welcher deren Uebergewicht im Mittelmeere brach, ist die letzte große That der italienischen Staaten gewesen. Seitdem versanken die meisten von ihnen in eine Art politischen Stillebens; an den großen Entscheidungskämpfen dieser Perioden haben sie einen bestimmenden Antheil nicht genommen. Nur als spanische Provinzen, also ohne jede Selbständigkeit, konnten Sizilien, Neapel, Sardinien, Mailand überhaupt irgend einen Einfluß ausüben; andere, wie Florenz, Genua, Savoyen waren zu schwach, um ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale zu werfen, und bedeuteten nur etwas, insofern sie sich einer Großmacht anschlossen. Mit einer gewissen Selbständigkeit konnten nur zwei Mächte auftreten: Venedig als Handels- und Kolonialstaat und Rom, insofern es der geistlichen Gewalt des Papstthums eine weltliche Stütze gab. So verschwand Italien aus der Reihe der die Weltgeschichte bestimmenden Mächte; es hat keine langwierigen Religionskriege durchgefochten wie Frankreich, Deutschland und England, dafür aber auch etwas Großes nicht mehr hervorgebracht. Denn auch das einst so rege politische Leben im Innern der Staaten erstarb unter dem unumschränkten Fürstenthume, die geistige Bildung verkümmerte unter dem Drucke kirchlicher Reaktion, und wenn Italien auch noch Jahrzehnte lang das bewunderte Vorbild blieb für schöne Literatur, Kunst und feine gesellige Bildung, so konnte dies allein eine welthistorische Bedeutung nicht begründen. Wir fassen jetzt die einzelnen Staaten der Halbinsel kurz ins Auge.

Toscana. Florenz war von Karl V. an die im J. 1527 zum zweiten Male verjagten Medici zurückgegeben, sie selbst waren mit dem Herzogstitel geschmückt worden (1530, s. S. 237). Der erste Mediceerherzog Alexander, ein tyrannischer Wüstling, fiel bereits im Januar 1537

durch Mord, ihm folgte sein Sohn Cosimo I. (1537—1574). Den Italienern galt er als Muster eines Fürsten: er war unergründlich, verschlagen, im hohen Grade der Verstellung fähig, unparteiisch, soweit nicht etwa sein eigenes Interesse ins Spiel kam, von feiner Bildung und in seinen Unternehmungen immer glücklich. So hatte er im Jahre 1556 nach langem Kampfe Siena erobert und es zwei Jahre später als Afterlehen von Philipp II. erhalten, der es selber vom Reiche zu Lehen trug. Seitdem war er die festeste Stütze der spanischen Herrschaft in Mittelitalien, aber auch zu den österreichischen Habsburgern setzte er sich durch die Vermählung seines Sohnes Franz mit Johanna, der Tochter Maximilian's II., in nahe Beziehungen, und die Anerkennung Rom's erwarb er sich durch die strenge Durchführung der Inquisition und die Aufnahme des Jesuitenordens (s. S. 347). Deshalb begabte ihn im Jahre 1569 Papst Pius V. mit dem Titel des Großherzogs von Toscana. So wurde Cosimo der Begründer des toscanischen Staates. Nach den Ueberlieferungen des Hauses pflegte er auch den Humanismus, berief einen seiner letzten bedeutenden Vertreter Petrus Victorius zum Rektor des Florentiner Gymnasiums, führte für die Laurentianische Bibliothek einen herrlichen Neubau auf. Noch in seinen letzten Jahren, schon gelähmt und sprachlos, hat er mit Victorius verkehrt.


Cosimo I., Großherzog von Toscana.

Weniger bedeutend, ja in mancher Beziehung verderblich erscheint die Regierung seines Sohnes Franz Maria (1574—1587). Sinnlich und hochfahrend wie ein Spanier, durch steife Etikette vom Volke abgeschlossen, lag er gänzlich in den Banden der schönen Venetianerin Bianca Capello, die er nach dem Tode seiner Gemahlin (1578) sogar zur Großherzogin von Toscana erhob. Ihr Einfluß war durchaus ungünstig. Die Leitung der Verwaltung gerieth gänzlich in die Hände ihres Bruders, wurde käuflich und bestechlich; die alte Neigung der Medici zu Handelsgeschäften artete bei Franz ins Kleinliche aus und belästigte den Verkehr aufs Aergste; dazu herrschte zwischen ihm und seinem Bruder, dem Kardinal Ferdinand, ein um so heftigerer Haß, als Franz ohne Erben blieb und im Bruder somit seinen Nachfolger sah. Ja der gleichzeitige plötzliche Tod des großherzoglichen Paares wurde dem Gifte des Kardinals zugeschrieben.

Zur Regierung gelangt, nachdem er aus dem geistlichen Stande getreten, setzte Ferdinand (1587—1609) die Handelsthätigkeit des Vorgängers fort, aber in großartigem Stile und zum Wohle des Landes. Er galt als der reichste Fürst seiner Zeit, steigerte den florentinischen Antheil am levantinischen Handel und hob Livorno zu einem großen Hafen empor, besonders indem er dort die Ansiedlung der Juden und der aus Spanien verjagten „Neuchristen" (Moriscos) begünstigte. Große Thaten hat Florenz weder unter ihm noch unter seinem Nachfolger Cosimo II. (1609—1621) verrichtet; es fristete mitten in stürmischer Zeit ein ruhiges, behagliches, genußreiches Dasein.

Genua. Strenger als Florenz, welches zuweilen, auf Frankreich gestützt, eine selbstständigere Stellung bewahrte, hielt Genua zur spanischen Partei. Als es aus den Wirren der italienischen Kriege im Jahre 1528 durch die Politik des Andreas Doria als selbständiger Freistaat hervor ging, wenngleich der Kaiser eine Art Schutzherrschaft über denselben beibehielt, gab Andreas Doria noch in demselben Jahre der Republik eine neue Verfassung. Das Dogat wurde beibehalten, mußte aber alle zwei Jahre in der Person eines Dogen erneuert werden. Ihm zur Seite stand ein Rath von zwölf Governatoren und acht Prokuratoren.

Daneben gab es als gesetzgebenden und Wahlkörper einen Rath der Vierhundert, der nur aus dem Adel (den Nobili) gewählt werden durfte, zu welchem Adel aber auch die ganze Kaufmannschaft (entsprechend den florentinischen Vollbürgern) im weiteren Sinne angehörte. Das niedere Volk (entsprechend den florentinischen Kleinbürgern) bildete die Unterthanenschaft und hatte gar keinen Antheil an der Staatsregierung.

Nach Einführung dieser neuen Verfassung legte Andreas Doria seine bisherige Diktatur nieder und ließ einen Dogen wählen, während er selbst sich mit dem Censorenamte, einer der altrömischen nachgebildeten Würde, begnügte. In dieser Stellung aber beherrschte er durch den Einfluß seines überlegenen Geistes den Rath und die Dogen fast unumschränkt, wenn auch niemals zum Nachtheile der Republik. Durch die Doria war Genua auch in immer engere, doch für die kleine Republik im Ganzen vortheilhafte Verbindung mit Spanien gerathen. Genuesische Admirale, meist Doria's, befehligten die spanischen Flotten, genuesische Galeeren schlugen ihre Schlachten mit, genuesische Kaufleute zogen aus dem spanisch-amerikanischen Handel und aus den Geldverlegenheiten der spanischen Krone den größten Gewinn (s. unten). Das half den Genuesen auch den Verlust von Chios (1566) an die Türken verschmerzen, den ihnen ihre Verbindung mit Spanien zuzog (s. oben S. 389).

Trotzdem waren die alten Parteigegensätze keineswegs erstickt. Vielen vom Adel war die fürstengleiche Stellung des Hauses Doria lästig, zumal der wahrscheinliche Erbe des greisen Andrea, sein Neffe Gianettino Doria, nicht mit Unrecht für stolz und hochfahrend galt.



Giovanni Luigi Fieschi, Graf von Lavagna.

An die Spitze der Unzufriedenen trat Giovanni Luigi Fieschi, Graf von Lavagna, einer der begütertsten Edelleute Genua's, der sich selbst zur Herrschaft aufschwingen wollte und dabei auf Anlehnung an Frankreich rechnete. Mit Hülfe einiger adeligen Freunde gewann er leicht das von der Staatsregierung ausgeschlossene niedere Volk, dem er vorspiegelte, daß die Verschwörung die Herstellung der vollständigen Volksherrschaft bezwecke. Alle Vorbereitungen zum Aufstande wurden mit Geschick getroffen, zumal da eine beabsichtigte Kreuzfahrt gegen die Barbaresken dem Fieschi den Vorwand gab, einige Galeeren auszurüsten und ein paar hundert Söldner anzuwerben; das Komplott hatte das seltene Glück, unentdeckt zu bleiben; und so kam denn die Empörung in der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1547 wirklich zum Ausbruch. Sie gelang so vollständig, daß Gianettino ermordet wurde, und der alte Andreas die Flucht ergreifen mußte. Am Morgen des 2. Januar war ganz Genua in den Händen der Fieschi'schen Partei; allein Fieschi selbst war verschwunden, denn er hatte das Unglück gehabt, während der Nacht vom Laufbret einer Galeere zu fallen und von seiner schweren Rüstung niedergezogen, zu ertrinken. Die Aufständischen sahen sich nun ohne Haupt, und dies hatte zur Folge, daß die Freunde der frühern Ordnung den Andreas Doria wieder zurück rufen konnten. Er kam, bestrafte die Verschwörer und leitete alsdann die Republik nach wie vor bis zu seinem Tode (November 1560). Doch eben der Tod des thatsächlichen Herrn von Genua erweckte die alten Parteigegensätze aufs Neue. Der alte Adel, die Nobili, sahen mit Eifersucht, wie der niedere Adel, das Patriziat, die reiche Kaufmannschaft, immer mehr Boden gewann, und dachte mit spanischer Hülfe seine alte Sonderstellung wiederzuerobern. Darüber kam es zu den heftigsten Scenen, bis endlich die Nobili zum Theil die Stadt verließen und sich nach fremder Hülfe umsahen. Den Streit zu beschwichtigen, vielleicht auch ehrgeizige Pläne im

Schilde führend, landete Don Juan in Spezzia (1574). Von der andern Seite schoben Frankreich und Toskana Truppen an die Grenze. Leicht konnte es da zu einem allgemeinen Brande kommen, doch Spanien konnte damals Angesichts des niederländischen Krieges einen solchen nicht wünschen und bot deshalb mit dem Kaiser und dem Papste seine Vermittlung an. So kam es im März 1576 zu einer verständigen Verfassungsreform. Nobili und Patrizier schlossen sich zu einem gleichberechtigten Adel zusammen, der den Senat der Vierhundert und alle Aemter ausschließlich besetzte und nur selten neuen Mitgliedern sich öffnen sollte. Der Großhandel sollte dem gesammten Adel fortan freistehen. Dieser Ausgleich sicherte der Republik auf lange Zeit ein ruhiges Gedeihen.

Savoyen-Piemont. Während Genua einen Rest früherer Geltung mühsam bewahrte, strebte sein halbfranzösischer Nachbarstaat Savoyen-Piemont einer größeren Zukunft entgegen. Herzog Karl III. (1504—1538) hatte sich tief in die italienischen und schweizerischen Händel verwickelt gesehen, in diesen seine Schirmherrschaft über Genf (siehe unten), in jenen sein ganzes Herzogthum an die Franzosen verloren, und sein Sohn Emanuel Philibert hatte lange Jahre hindurch das bittere Brot der Verbannung essen müssen, bis ihm endlich der Friede von Château-Cambresis im Jahre 1559 sein Erbe zurückgab. So trat er die Regierung an als ein gereifter und geprüfter Mann. Er hatte die Welt und den großen Krieg gesehen, gegen die Schmalkaldener gefochten, bei St. Quentin gesiegt, war in Spanien und England gewesen, hier sogar mit der Aussicht auf Elisabeth's Hand, bis er im Jahre 1559 Margarethe von Valois heimführte (siehe S. 383). Von Gestalt „klein und mager, ganz Nerv und Knochen, durch die blühende Gesichtsfarbe, das blonde Haar an den deutschen Ursprung seines Hauses, auf den er stolz war, erinnernd, elegant, herablassend, immer Herr seiner selbst" so beschreiben ihn die Venetianer. „Niemals hörte man von ihm ein unüberlegtes oder hartes Wort. Er liebte es zu stehen und war ein unermüdlicher Fußgänger. Gern trieb er die Mathematik, leidenschaftlich die geheimen Wissenschaften (Astrologie). Die deutsche und spanische Sprache waren ihm im gleichen Grade geläufig. Mit seiner Gemahlin und seinem Sohne sprach er französisch, italienisch mit Jedermann." Obgleich höchst einfach in seiner Person und sparsam umgab er sich doch mit einem glänzenden Hofe und spanischer Etikette.



Emanuel Philibert Herzog von Savoyen.

Seine Politik wurde ihm durch die Lage seines Staates vorgeschrieben. Eingeklemmt zwischen spanischen, französischen, deutschen Landen, gewann dieser eben dadurch und durch den Besitz der Alpenpässe eine Wichtigkeit, die weit über seinen Umfang hinausging. Seit lange begehrten deshalb Frankreich wie Spanien seinen Besitz. Er konnte sich nur behaupten durch kluge Diplomatie, durfte es mit keiner Macht ganz verderben und doch keiner sich ganz hingeben. Wie der Herzog deshalb selbst mit einer Französin verheirathet war, so vermählte er seinen Sohn Karl Emanuel mit Katharina, Tochter Philipp's II., und unterhielt mit Deutschland — denn als Herzog von Savoyen war er Reichsfürst — enge Beziehungen. Zur Behauptung seiner Stellung bedurfte er aber eben so gut der straffen Zusammenfassung aller Kräfte seines kleinen Landes. Daher schob er die Stände bei Seite, führte ein unumschränktes, nüchternes, pflichtgetreues Regiment, richtete eine wohlgeordnete, sparsame Finanzwirthschaft ein, gründete ein stehendes Söldnerheer und zog auch die derben Bauern und Jäger seiner Ebenen und Gebirge, in Milizen formirt, zum Kriegsdienst heran. So hat er die zukünftige

Rolle Piemonts vorbereitet, wie andrerseits durch den bewußten Verzicht auf jede Vergrößerung seines savoyischen Besitzes, indem er im Vertrage von Lausanne das Waadtland und die Schirmherrschaft über Genf aufgab (1564). Als Symbol dieser Richtung des piemontesischen Staates auf Italien erscheint es, wenn er die hochverehrte Reliquie seines Hauses, das heilige Schweißtuch der Veronica, vom savoyischen Chambery nach Turin führen ließ.

Sein Sohn Karl Emanuel (1580—1630) folgte den Spuren des Vaters, nur daß er Anfangs enger an Spanien sich anschloß als dieser. Von seiner tiefen Verflechtung in die mitteleuropäischen Kämpfe wird später die Rede sein.

Venedig. Von den beiden italienischen Staaten, die sonst noch eine gewisse selbständige Bedeutung für Europa besitzen, fassen wir zunächst Venedig ins Auge, soweit es nicht in seinen Beziehungen als Handels- und Kolonialmacht bereits früher besprochen worden ist. Wie es als solche, trotz schwerer Einbußen in der Levante, sich im Ganzen doch behauptete, so auch in seiner Geltung unter den Großmächten des Abendlandes, eingeengt im Westen und Norden von den Landen der Habsburger und deshalb, ähnlich wie Savoyen, darauf bedacht, die mächtigen Nachbarn nicht zu reizen und doch jederzeit, am liebsten in Frankreich, gelegentlich wol auch bei protestantischen Mächten, sich eine starke Stütze zu verschaffen. Beides war die Hauptaufgabe jener venetianischen Diplomatie, die in der Gewandtheit des Auftretens und der Schärfe ihrer Beobachtung nie übertroffen worden ist. Die Sicherheit aber dieser Politik, welche stets den alten Ueberlieferungen treu blieb, war nur möglich, weil auch die streng aristokratische Verfassung unerschüttert fortbestand und in diesem stolzen und reichen Stadtadel der alte Geist noch lebendig war, der ihn ebenbürtig dem altrömischen Senat zur Seite stellt. Nicht Gunst, sondern Tüchtigkeit allein hob in die Höhe, und doch hütete sich Jeder vor seinen Standesgenossen äußerlich sich abheben zu wollen. Nicht den Schein, nur das Wesen der Macht begehrten diese stolzen Nobili; auch die thatsächlich Mächtigsten sahen es nicht gern, wenn etwa fremde Gesandte sie deshalb besonders ehrten. Aber die Gleichheit aller Nobili bestand nur äußerlich; in Wirklichkeit leitete gerade im sechzehnten Jahrhundert eine geringe Anzahl edler Geschlechter den Staat. Dies knüpft sich an die Bedeutung des „Rathes der Zehn“ (consiglio de' dieci), der zwischen 1518 und 1583 die leitende Behörde der Republik darstellte. Zuerst war derselbe im Jahre 1310 nach dem Umsturzversuche Tiepolo's als eine Aufsichtsbehörde zur Wahrung der aristokratischen Verfassung auf Zeit, seit 1330 für immer



Innerer Hof des Dogenpalastes. Nach Vecellio.

eingesetzt worden. Das Gesetz von 1518 übertrug ihm das Recht, jede Sache vor sich zu ziehen, welche fünf bis sechs Stimmen von den Zehn für dazu geeignet erklären würden. Seitdem war die Macht der Zehn fast schrankenlos. Ueber Staatsverbrechen richteten sie, für solche Fälle verstärkt durch den Dogen und seine sechs Räthe, auf heimliche und schriftliche Anklage, die durch den berufenen „Löwenrachen“ am Dogenpalast ihnen zuging, nach Bekenntniß und Zeugenaussagen, doch ohne Vertheidigung. Im tiefsten Geheimniß, rasch, unfehlbar wurde das gesprochene Urtheil vollstreckt. Dazu kam die Aufsicht über alle Beamten in den Provinzen und die kirchlichen Verhältnisse, die Verfügung über die Finanzen und die auswärtigen Angelegenheiten. Doch hob ihre Thätigkeit die der Einzelbehörden keineswegs auf; denn nur in besonders wichtigen, Geheimniß und Schnelligkeit zugleich erfordernden Fällen griffen die Zehn ein. Indem sie nun einen Ausschuß (Zonta) des Senates zuzogen, nahmen sie die wichtigsten Geschäfte dieser Behörde an sich, beschränkten also die Bedeutung der Vollversammlung. So übten im Ganzen etwa vierzig Männer, der Mehrzahl nach aus dem (seit 1298 gebildeten) sogenannten neuen Adel, thatsächlich die höchste Gewalt im Staate aus. Eben dies rief nun unter den jüngeren Patriziern des Großen Rathes, welche durch die massenhaften Todesfälle in der Pest von 1575 die Ueberzahl erlangt hatten, eine heftige Gegenbewegung hervor. Infolge derselben wurde die Zonta im Jahre 1583 nicht wiedergewählt, die Zehn auf ihre ursprüngliche Mitgliederzahl beschränkt, und ihnen die Gewalt über die Finanzen ganz entzogen. Fortan fiel der Schwerpunkt wieder wie früher in den Senat, während dem Großen Rathe Gesetzgebung und Beamtenwahl verblieb.


Sixtus IV. Nach Agost de Musi.

Weil aber somit die wichtigsten Geschäfte vor einer ziemlich großen Versammlung — der Senat zählte etwa 300, der Große Rath gewöhnlich 6—700 Personen — verhandelt werden mußten und damit die Bewahrung des Staatsgeheimnisses sehr erschwert war, wuchs sofort die Gewalt einer schon seit 1539 bestehenden Behörde, nämlich der drei Inquisitoren, deren Aufgabe die Hut der Staatsgeheimnisse war (daher inquisitori sopra i secreti). Seither nur ein Ausschuß der Zehn, wurden sie im Jahre 1583 zu einer selbständigen Behörde gemacht, erhielten 1593 das Recht, die Akten von jeder Behörde einzufordern, 1610 die Befugniß, dem Angeber eines Verräthers große Vortheile zu versprechen. Damit erhielten sie eine fast unumschränkte Gewalt über Leben und Tod aller venetianischen Staatsangehörigen und wurden mit fast abergläubischem Schrecken betrachtet, zumal ihre fürchterlichen Gefängnisse, die Kammern unter den Bleidächern des Dogenpalastes.

So schuf diese merkwürdige Aristokratie sich selber wieder feste Schranken, um ihre Herrschaft für alle Zukunft zu bewahren. Ihr war der Einzelne nichts, der Staat Alles. Damit gewann sie aber auch eine Stetigkeit im Gange ihrer Politik, wie sie selbst monarchische Staaten nur selten besitzen, und eben dadurch behauptete sie ihre Geltung unter den großen Mächten der Welt.

Der Kirchenstaat. Wie so sehr verschieden war nun von dieser weltlichen und immer von rein weltlichen Interessen gelenkten Republik der Kirchenstaat, wie ihn im Wesentlichen Julius II. (1503—1513) gestaltet hatte! An sich bedeutete er wenig, aber auch als die Päpste sich nicht mehr wesentlich als italienische Fürsten fühlten, sondern ihren geistlichen Beruf wieder in den Vordergrund stellten, schien ihnen dieser weltliche Besitz doch unentbehrlich auch für ihre geistliche Macht, als eine Bürgschaft ihrer Unabhängigkeit auch als Kirchenfürsten, und so wurde der Kirchenstaat nicht sowohl in seinem eigenen Interesse, als zum Nutzen der päpstlichen

Weltmacht und ihrer Pläne verwaltet und ausgebeutet. Umgekehrt aber legte sein Besitz den Päpsten bestimmte Rücksichten auf: wollten sie unabhängig bleiben, dann mußten sie doch in die italienische Politik eingreifen, die Selbständigkeit der italienischen Staaten zwischen Frankreich und Habsburg vertheidigen helfen, freilich nur um des Papstthums, nicht um Italiens willen.

Das Bestreben, im Kirchenstaate eine geordnete Verwaltung herzustellen, beginnt mit dem Abschlusse der kirchlichen Reformen. Paul IV. (1555—1559) fing an, zuverlässige Beamte einzusetzen, Pius V. (1565—1572) schärfte die Strenge der Rechtspflege ein, aber unter Gregor XIII. (1572—1585) trat wieder vollständige Zerrüttung ein. Um nämlich seinen Finanzen, die er durch Unterstützung der katholischen Interessen im Auslande ruinirt hatte, wieder aufzuhelfen, zog er eine Menge adeliger Lehnsgüter unter dem Vorwande ein, sie hätten den schuldigen Zins nicht bezahlt. Darüber ergrimmt, erhob sich ein großer Theil des Landadels, warb Söldner und Scharen von „Banditen“ (d. i. eigentlich Verbannten) und überschwemmte den ganzen Kirchenstaat mit Bewaffneten, die bis zu 27,000 Mann stark waren, führte den Räuberkrieg gegen die ganze bestehende Ordnung. Es war ein Rückfall ins Mittelalter. Inmitten dieser Verwirrung starb Gregor XIII. am 10. April 1585.


Prozession des Dogen von Venedig. Nach Jost Amman.

Offenbar hatte diesmal die Papstwahl im Conclave, das nach den üblichen Vorberathungen am 21. April geschlossen wurde, eine ganz besondere Wichtigkeit auch für den Kirchenstaat. Der Kampf war kurz aber heftig. Aus ihm ging aber diesmal zu allgemeinster Ueberraschung nicht der Kandidat der spanischen oder französischen Partei hervor, sondern ein Mann rein kirchlichen Charakters, den Meisten unbekannt, das war der Kardinal Montalto, Felix Peretti, als Papst Sixtus V. (1585—90).

Einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit und in der langen Reihe der Päpste! Er verdankte Alles sich selber. Sein Vater Piergentile Peretti, Abkömmling eines slavischen Geschlechtes, das um 1450 von Dalmatien in Italien eingewandert, war Gärtner in Grottamare in den Marken. Hier wurde der Sohn am 13. Dezember 1521 geboren und Felix getauft, weil eine Weissagung ihm die päpstliche Krone verkündigt hatte. Innerer Trieb führte den neunjährigen Knaben ins nahe Franziskanerkloster Montalto. Mit 19 Jahren war er ein berühmter Prediger, mit 26 Priester; seit er in den Fasten von 1552 in Rom gepredigt, trat

er mit den Häuptern der strengkirchlichen Partei, Caraffa, Ghislieri, Loyola in enge Beziehung und kam nun rasch vorwärts. Mit der „Reform" von Klöstern beauftragt und als Beirath der Inquisition (in Venedig) zeichnete er sich durch seine fast übertriebene Strenge aus, eben deshalb aber stieg er von Stufe zu Stufe, wurde Professor an der Universität Rom, Generalprokurator seines Ordens, dann durch seinen Gönner Pius V. (Ghislieri) Bischof, endlich 1569 Kardinal. Unter Gregor XIII., dessen Feindschaft er sich früher zugezogen, lebte er still für sich mit seiner Schwester Camilla, die er wie auch seine Neffen herzlich liebte, studirte die Kirchenväter und baute sich eine schöne Villa (jetzt Villa Massimi), die er 1581 bezog.

Ohne sich beworben zu haben — die Erzählung von seiner geheuchelten Krankheit ist eine Fabel — bestieg er den päpstlichen Thron. Aber der rechte Mann dazu war er. Ob er der spanischen oder der französischen Partei sich anschließen werde, wußte Niemand, aber daß er seine Regierung selber, nach eigenem Willen und nur nach ihm führen werde, das sah Jeder vom ersten Tage an. Mit schärfster Strenge schritt er auf der Stelle gegen die Zuchtlosigkeit auf den Straßen Roms ein. Waffen zu tragen, verbot er bei Todesstrafe und ließ zum warnenden Exempel gleich einige Uebertreter seines Gesetzes aufknüpfen. Dann schritt er unnachsichtlich gegen die „Banditen" ein, zwang Toskana zur Auslieferung des berufenen Malatesta, Venedig zu einem Auslieferungsvertrage. Binnen anderthalb Jahren hatte er Ordnung geschafft, von den 27,000 Banditen gegen 7000 vernichtet. Der eingeschüchterte Adel murrte, aber gehorchte, Europa bewunderte den Papst. An zweiter Stelle richtete Sixtus V. sein Augenmerk auf die Ordnung der Finanzen.

Diese beruhten von altersher auf Leibrenten, die in Form von Aemtern gegen einmalige Kapitalzahlung auf Lebenszeit, nicht erblich, gegeben wurden, und auf Staatsanleihen (monti), für welche bestimmte Einnahmen verpfändet wurden, in beiden Fällen also einerseits auf einer hohen Entwicklung des Staatskredits, andererseits aber auch auf einer ziemlich rücksichtslosen Ausbeutung der Unterthanen. Sixtus V. spannte beide Hülfsquellen sehr erheblich und sammelte so auf der Engelsburg einen Schatz von 3 Millionen Scudi in Gold (zu etwa 3 Mark) und $1^1/_2$ Millionen Scudi in Silber (zu 2 Mark 40 Pfennige). Von ihm hat er z. B. im Jahre 1590 eine halbe Million zur Linderung einer Hungersnoth in seinem Gebiete gespendet, vor Allem aber bestimmte er ihn zu künftigen Türken- und Ketzerkriegen, also für kirchliche, nicht für römische Zwecke. Doch hat er Rom auch mit großartigen Bauten geschmückt, deren bedeutendster Meister Domenico Fontana war (s. oben S. 351), vor Allem die Peterskuppel ihrer Vollendung zugeführt. Wie bedeutsam er in die europäischen Verhältnisse eingegriffen, davon kann erst später die Rede sein.

Von seinen nächsten rasch wechselnden Nachfolgern, Urban VII., Gregor XIV. (1590—1591), Innocenz IX., Clemens VIII. (1591—1605) war keiner bedeutend, doch gelang dem letzten die Einziehung des Herzogthums Ferrara als eines erledigten Lehens des römischen Stuhles. Unter dem Hause der Este mit den Reichslehen Modena und Reggio vereinigt, war Ferrara lange Zeit mustergiltig gewesen für Finanzwirthschaft und Festungsbau, wie für die Pflege der italienischen Poesie (s. S. 66), namentlich unter Alfonso II. (1559—1597), dem Gönner und Verfolger Tasso's. Da indessen Alfonso ohne Erben blieb, so bestimmte er seinen Neffen Cesare zum Nachfolger, und dieser nahm wirklich nach dem Tode des Oheims sämmtliche Lande in Besitz. Indeß der Bann Clemens VIII. zwang ihn zu einem Vertrage, in welchem er auf Ferrara zu Gunsten Rom's verzichtete und mit Modena sich begnügte (12. Januar 1598). Seitdem verödete Ferrara, viele der angesehensten Familien zogen nach Modena, sein Glanz war für immer dahin.



Der westeuropäische Protestantismus
im Kampfe mit Spanien.



us dem Kreise der südeuropäischen Völker, in denen die neugestaltete katholische Kirche ihre Alleinherrschaft behauptete, und die zugleich den gewaltigen Kampf gegen den Islam siegreich führten, beides unter dem vorwiegenden Einflusse der spanischen Monarchie, treten wir ein in die Gruppe der westeuropäischen Nationen, wo die alte Kirche dem Protestantismus entweder völlig unterlag oder ihm doch nach langem Ringen um die Alleinherrschaft eine berechtigte Existenz einräumen mußte. In diesen Ländern erhielten die spanischen Weltherrschaftspläne den vernichtenden Stoß, hier fiel die Entscheidung über die Zukunft des Protestantismus und der modernen Geistesbildung, die mit ihm stand und versank.

Die französische Renaissance.

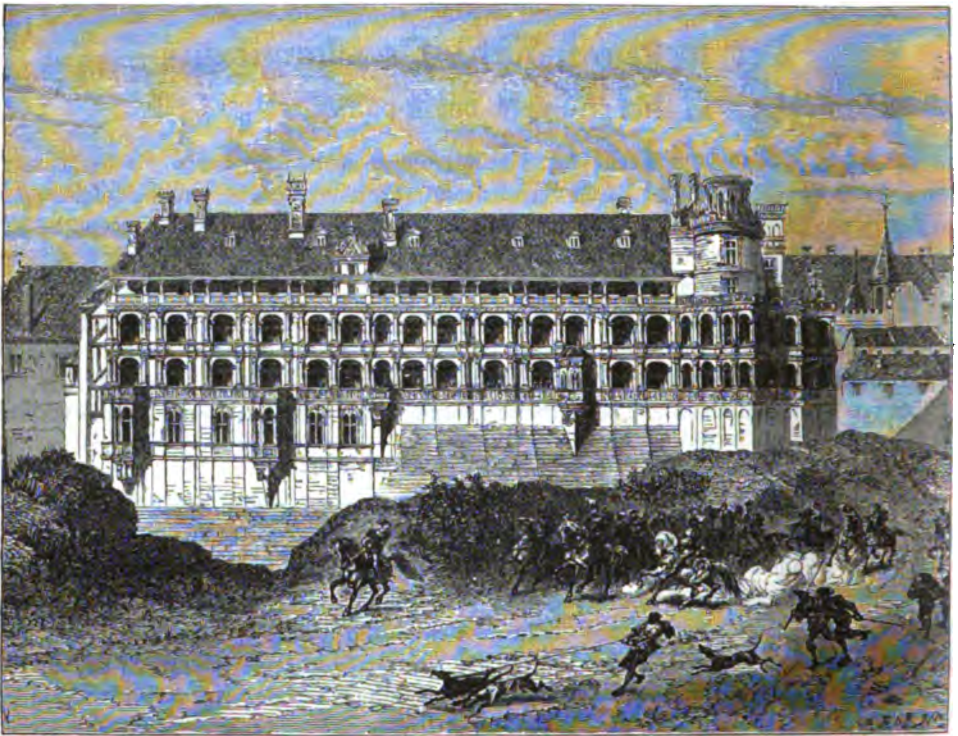
Wir wenden uns zunächst nach Frankreich. Wie gewaltig hier das Königthum seine Macht gegründet und wie ausdauernd es die nationale Unabhängigkeit gegen Karl V. vertreten hatte, ist schon erzählt worden (s. S. 199). Auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens hat es die Führerschaft seines Volkes behauptet wie keine andere Monarchie. Nur der religiösen Bewegung setzte es sich nach kurzem Schwanken feindselig entgegen. Die Folge war eine furchtbare Erschütterung des Reiches, die es auf mehrere Jahrzehnte vollständig lähmte und seine schwer errungene Einheit und Unabhängigkeit in Gefahr brachte. Aus diesen französischen Geisteskämpfen aber ging eine neue besonders streitbare Form des Protestantismus hervor, die Jahrzehnte durch fast allein den Kampf gegen die katholische Reaktion geführt hat, der Calvinismus, bis endlich auf französischem Boden — zum ersten Male in der Geschichte — zwei selbständige Kirchen in derselben Staatengemeinschaft sich vertragen lernten, und das Königthum, das diesen Frieden brachte, das zerspaltene Volk wieder kraftvoll vereinigte.

Wie in Deutschland, so verband sich also in Frankreich die Neugestaltung der geistigen Bildung mit einer tief gehenden religiösen Bewegung, und wie dort, so stand jene unter vorwiegend italienischem Einfluß, während diese aus dem französischen Volksleben selbst entsprang.

Von Anfang an ist die französische Monarchie die unmittelbare Förderin dieser Renaissance gewesen. Denn sie trat in ihren Trägern während dreier einander folgenden Regierungen in ganz persönliche Beziehungen zu Italien. Karl's VIII. Zug nach Neapel (1494—1495) lehrte die Franzosen zuerst die neue italienische Bildung kennen und schätzen; Ludwig XII. erwarb zuerst Mailand, Franz I. gewann es wieder (1515) und rang — freilich vergeblich — während seiner ganzen Regierung um diesen Besitz, für den er eine ganz besondere Vorliebe hegte.

So hat schon Karl VIII. eine ganze Schar italienischer Künstler mit über die Alpen geführt; Ludwig XII. folgte diesem Beispiele; am Hofe Franz I. lebten eine Zeit lang Leonardo da Vinci und Benvenuto Cellini (siehe S. 73, 74), nicht minder griechische und italienische Humanisten. Franz I. widmete auch diesen gelehrten Studien seine lebhafte Theilnahme; sie ergriff auch die vornehmen Kreise, zumal die Frauen. Des Königs Schwester Margarethe (von Valois) besaß eine durchaus wissenschaftliche Bildung und wurde eine der bedeutendsten Vertreterinnen der französischen Literatur; Maria Stuart, die an diesem Hofe aufwuchs, verstand und sprach Latein, die Mutter des streitbaren Hugenottendichters d'Aubigné, Katharina de l'Estang, war sogar des Griechischen mächtig.

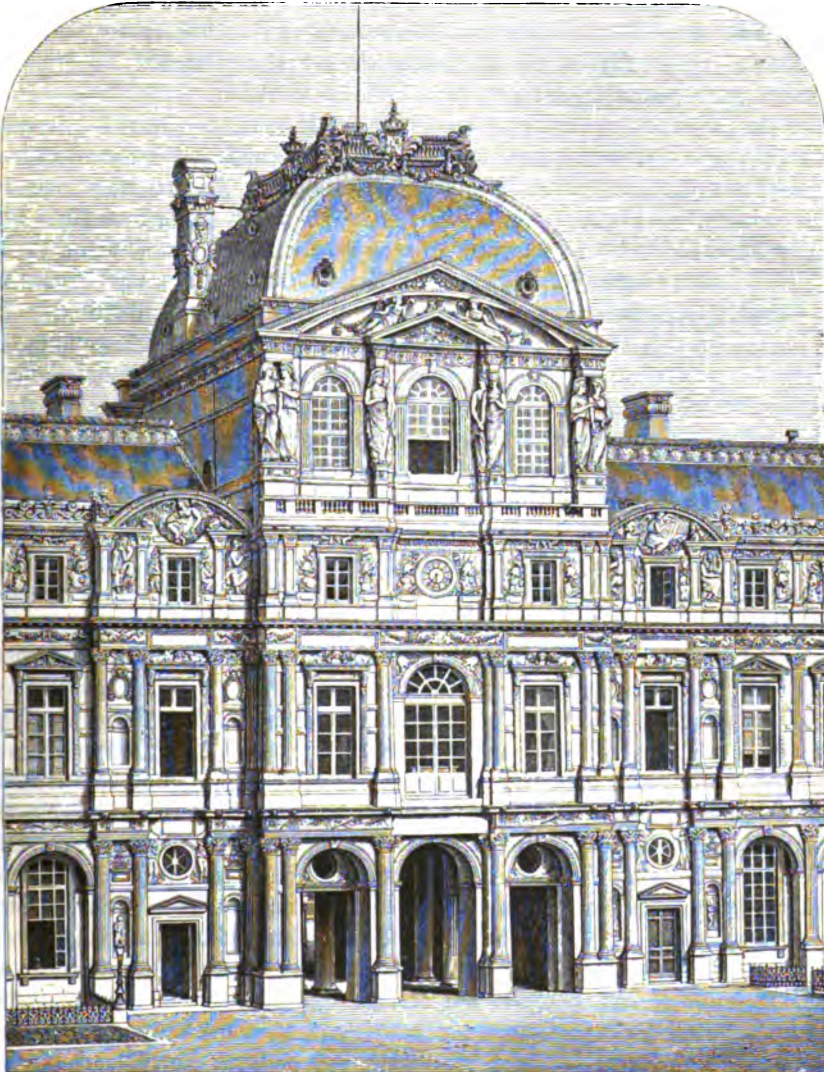
Baukunst. Kein Wunder nun, daß der italienische Einfluß am frühesten und vollständigsten in den bildenden Künsten durchdrang. Bis gegen 1540 erhalten sich allerdings in der Architektur die den nördlichen Ländern überhaupt eigenthümlichen steilen und hohen Dächer, die Eckthürme mit den Wendeltreppen, die hohen Kamine, aber die Gliederung der Wände und das gesammte Ornament folgt doch bereits italienischem Vorbilde.



Schloß von Blois.

Diese Bauweise kommt zur höchsten Entfaltung in Schloß Chambord an der Loire (um 1525), das Pierre Trinqueau für Franz I. errichtete, im Schloß Madrid im Boulogner Gehölz bei Paris, einem Werke Pierre Gadier's, vor Allem dann in dem reich geschmückten Schlosse von Blois mit seinem schönen Treppenhause (seit 1516) und in Fontainebleau, Franz I. Lieblingssitz. So sind es wie in Deutschland wesentlich Palastbauten, die den neuen Stil entwickeln. Die Städte folgen langsam nach. So entstanden die Rathhäuser in Orleans und im nahen Beaugency, seit 1533 durch den Italiener Domenico Boccadoro, genannt Cortona, das großartige Stadthaus (Hôtel de ville) in Paris, welches die Mordbrenner der Kommune im Mai 1871 vernichteten. Bei den nicht zahlreichen Kirchenbauten, wie St. Pierre in Caen (seit 1521) oder St. Eustaque in Paris (seit 1532) oder Ste. Clotilde in Andelys blieb die Anlage vollkommen die alte gothische, nur die Ausschmückung zeigt die Formen der Renaissance.

Erst seit 1540 etwa tritt eine durchgehendere Anwendung antiker Formen hervor, da nun die in Italien gebildeten französischen Künstler ihre Wirksamkeit beginnen. Die Treppenthürme verschwinden und werden durch rechtwinklige Pavillons ersetzt; weite Hallen im Innern der Gebäude nehmen die Treppen auf. So entsteht noch unter Franz I. durch Pierre Lescot (1510—1570) der prachtvolle Neubau des Louvre, die vollendetste Schöpfung der französischen Renaissance; Heinrich II. ließ für seine Maitresse, Diana von Poitiers, durch Philibert de l'Orme (1515—77) das schöne Gartenschloß Anet errichten (seit 1548); derselbe Meister begann 1564 für Katharina von Medici, damals Regentin, das neue glänzende Residenzschloß der Tuilerien.



Westlicher Flügel des Louvre zu Paris.

Bildhauerei. Weniger bedeutsam erscheint die Entwicklung der Bildhauerei, Anfangs noch selbständig, rasch aber unter dem herrschenden Einflusse der Italiener. Der letzte bedeutende Meister der alten, realistischen Richtung, Michael Colomb aus Tours, starb schon 1512 (geb. 1430). Selbständige Aufgaben größerer Art werden auch den Späteren, unter denen Jean Goujon (gest. 1572) durch seine Formgebung hervorragt, wenig gestellt; abgesehen von dem plastischen Schmucke der Façaden, wie ihn z. B. das Louvre zeigt, sehen sie sich besonders auf die Arbeit an Grabdenkmälern, also in letzter Linie auf das Portrait hingewiesen. So in

dem Denkmale Franz' I., das durch seinen reichen Reliefschmuck bemerkenswerth ist (vgl. S. 203), wie in dem Heinrich's II. und Katharina's von Medici, beide in St. Denis. Sehr fein durchgebildet erscheint die Stempelschneidekunst in Münzen und Medaillen der ganzen Zeit.

Malerei. Auf dem Felde der Malerei trafen die Italiener eine einheimische Richtung an, welche sich im engen Anschluß an die niederländisch-deutsche entwickelt hatte und deren Hauptvertreter lange Zeit Jean Fouquet mit seiner Schule in Tours gewesen war. Sie erhielt sich auch während dieser Periode noch eine lange Zeit, fand einen äußeren Anhalt am Hofe, der stets einen bedeutenden Maler im Dienste hatte, und ihre wichtigsten Meister in Jean und François Clouet, Vater und Sohn, von denen jener 1541, dieser 1572 starb. Die Familie stammte aus Brüssel, und so wird namentlich dem Sohne nachgerühmt, daß er die Naturtreue und Sorgfalt der flandrischen Meister mit der Leichtigkeit und dem Geschmack der Franzosen verbunden habe. Ihre Hauptthätigkeit entfalteten beide im Portrait.

Denn die größeren Aufgaben wies der Hof den Italienern zu. Franz I. beschäftigte eine ganze Kolonie italienischer Maler, unter denen Rosso und Primaticcio die Bedeutendsten waren bei der Ausschmückung Fontainebleau's mit zahlreichen großen Fresken meist mythologischen oder antik-geschichtlichen Inhalts, von denen heute freilich nur wenig noch übrig ist. Seit 1550 bringt dann auch bei den geborenen Franzosen die italienische Weise völlig durch. Nur die Glasmalerei, wie sie besonders von Jean Cousin (1500—1589) an zahlreichen Kirchenfenstern in Sens, Paris, Vincennes, Anet 2c. ausgeübt wurde, sowie die altheimische Emailmalerei, deren Hauptsitz Limoges, deren bedeutendster Meister Léonard Limosin (geb. 1480) war, erhielt sich im Wesentlichen selbständig und ahmte besonders Dürer's und Schongauer's Kupferstiche nach. Den Kupferstich selbst pflegte Marc Duval, den Holzschnitt Simon Vostre, und beide Darstellungsweisen haben durch zahllose Portraits und Zeitbilder die Kämpfe ihrer Periode lebendig wiedergespiegelt, aber sie erreichen beide nicht die Vollendung wie in Deutschland. Auch im Kunsthandwerk mußten damals die Franzosen den Deutschen den Vorrang lassen. Doch leisteten sie schon Bedeutendes in der Kunsttischlerei, in der Herstellung von Fayencegefäßen namentlich durch Bernard Palissy, in der Goldschmiedekunst und vor Allem in der Herstellung reich geschmückter Bucheinbände, für welche Jean Grolier (1496—1565) den Geschmack und die Vorbilder aus Italien mitbrachte.

Humanismus und Wissenschaft. Nicht anders wie in der Kunst ist auch die humanistische Wissenschaft der Italiener zunächst durch Italiener oder Griechen nach Frankreich getragen worden. Unter Franz I. lebten hier Johannes Laskaris und Julius Cäsar Scaliger aus dem alten Herrengeschlechte der Della Scala von Verona (1484—1558), dessen Sohn Joseph Justus (1540—1609) aber durfte sich schon als Franzose betrachten, und bald widmeten sich Abkömmlinge altfranzösischer Geschlechter diesen Studien, so die vier Brüder du Bellay, Wilhelm Budé (Budäus), der größte Kenner des Griechischen in Frankreich, Pierre Duchâtel u. a. m. Keiner aber kann sich an Verdienst um die Pflege der klassischen Sprachen mit der Familie der gelehrten Buchdrucker Stephanus (Etienne) messen. Heinrich Stephanus (1470—1520) gründete die Firma inmitten des Pariser Universitätsviertels (links der Seine); sein Sohn Robert (1503—1559) gab ihm die weiteste Ausdehnung. Zehn Gelehrte wohnten in seinem Hause als Korrektoren, und mit den geringen Mitteln von vier Holzpressen und 20 Arbeitern veröffentlichte er im Ganzen etwa 500 Werke, meist aus dem Gebiete der klassischen Literatur, deren Sprachen er so völlig beherrschte, daß in seiner Familie fast nur lateinisch gesprochen wurde, und er selbst das erste große Wörterbuch dieser Sprache, den Thesaurus linguae latinae, herausgeben konnte. Franz I. schätzte ihn hoch und schützte ihn gegen die Anfeindungen der Pariser Theologen, die Grund hatten den gelehrten Verbreiter humanistischer Wissenschaft zu hassen; nach des Königs Tode freilich mußte Robert Stephanus nach Genf flüchten, wo er zum Calvinismus übertrat und 1559 starb. Schon vorher verlegte indeß sein Sohn Heinrich das Geschäft wieder nach Paris, wurde aber von den Unruhen der Zeit später zur Flucht gezwungen und starb arm und krank auf einer Reise in Lyon. Doch unsterblich ist das Hauptwerk seines Lebens, der großartige Thesaurus linguae graecae (1572).

Wie überall so hat auch in Frankreich das Studium der Alten eine neue Blüte der Wissenschaft begründet, wenngleich die Deutschen in Vielem hier unzweifelhaft voranstanden. Für die wissenschaftliche Erkenntniß des echten römischen Rechtes, das durch die mittelalterlichen Ausleger vielmehr verdunkelt als erklärt worden, wirkte zunächst der Italiener Andreas Alciati in Avignon und Bourges (1492—1550), später der Franzose Jacques de Cujas (Cujacius, 1522—1590). Der Philosophie leistete La Ramée (Petrus Ramus) einen ähnlichen Dienst, indem er im scharfen Gegensatze zur theologischen Fakultät in Paris, der altberühmten Sorbonne, das maßgebende Ansehen der scholastischen Erklärer des Aristoteles und des alten Philosophen selber bekämpfte (1515—1572).

Von den exakten Wissenschaften war die Astronomie noch derart mit astrologischem Aberglauben versetzt, daß der jüdische Arzt Nostradamus (Michel de Notre-Dame, 1503—1566) Jahrzehnte lang abergläubische Leute aller Stände mit seinen prophetischen Kalendern ausbeuten konnte. In der Medizin wirkte der Protestant Ambrosius Paré (1518—1590) bahnbrechend als Wundarzt durch neue Heilmethoden (er lehrte zuerst bei Amputationen die Adern unterbinden), erlebte auch noch die Errichtung einer chirurgischen Professur am Collège de France durch Karl IX. Als Anatom zeichnete Jacques Dubois (Sylvius) durch sorgfältige Beobachtung der Natur sich aus.

Unterrrichtswesen. Die lebendige Bewegung in der Wissenschaft wurde eine Zeit vom französischen Hofe thatkräftig und einsichtig unterstützt und gegen die Angriffe der altkirchlichen Partei gedeckt. Doch nicht nur das. Franz I. schuf im geraden Gegensatze zur Sorbonne, die zäh am Alten hing, als Mittelpunkt der neuen Wissenschaft das Collège de France. Ursprünglich war Mailand zu seinem Sitze bestimmt und wirklich machte dort Johann Laskaris einen vielversprechenden Anfang (1520—1522); da aber bald darauf das Herzogthum an die Spanier verloren ging, so brachte der König 1530 seinen Plan in Paris zur Ausführung. Zwölf Lehrstühle, so ziemlich für alle Wissenschaften, sollten errichtet, für diese wie für 600 Studirende durch reiche Ausstattung gesorgt werden. Die besten Lehrer wurden berufen — so Petrus Ramus — und wenn der königliche Gedanke auch nicht vollständig sich verwirklichte, eine großartige Anstalt entstand immerhin, und auch die Nachfolger haben durch Errichtung neuer Lehrstühle sie gefördert.



Petrus Ramus.

Das Drama. Ein ähnlicher Kampf des Fremden mit dem Einheimischen läßt sich auch in der Literatur beobachten, nur daß hier von einem so vollständigen Siege des antiken und italienischen Einflusses nicht die Rede sein kann; der Geist dieser Dichtung bleibt doch immer französisch. Am längsten hat sich hier die alte einheimische Weise im Drama behauptet, während sie wenigstens im protestantischen Deutschland eben hierin besonders schnell verschwand. In Frankreich erhielt sich das Passionsspiel, geschützt durch ein königliches Privileg, welches der Genossenschaft der „Passionsbrüder" (frères de la Passion) das alleinige Recht zu öffentlichen Schaustellungen einräumte, bis gegen 1588. Auf öffentlichen Plätzen führte dieser Verein, meist Handwerker, überhaupt „ungelehrte" Leute, sogenannte Mysterien auf, die oft mehrere Wochen in Anspruch nahmen, obwol sie so ziemlich den ganzen Tag währten, und stets ungeheuren Zulauf von Geistlichen und Laien fanden. Daneben gingen die den deutschen Fastnachtsspielen entsprechenden „Moralités" und „Sotties" fort, oft von höchst anzüglichem, namentlich gegen kirchliche Gebrechen sich richtendem Inhalte. Ihre Darstellung war Privileg einer besonderen Genossenschaft (frères de la Bazoche). Dem gegenüber hatte das neuere weltliche Drama

zunächst einen schweren Stand. Nur als „Schulkomödie" konnte es auftreten, die in den gelehrten Schulen von Schülern oder Studirenden vor einem kleinen, geladenen Publikum aufgeführt wurde. Zunächst beschränkte man sich auf Bearbeitungen antiker Stücke; allmählich erst ging man zu freierer Nachahmung über, so außer Ronsard (s. unten), vor Allem Stephan Jodelle seit etwa 1552, dann Mellin de St. Gelais, Jean Antoine de Baïf u. a. Aber man band sich dabei sklavisch an antike Formen und verstand weder die Charaktere scharf zu zeichnen noch die Handlung spannend zu gestalten; auch die Gegenstände entlehnte man meist dem Alterthum oder italienischen Vorbildern. Erst Pierre de Larivay machte einen bedeutenden Fortschritt, indem er wenigstens für seine Komödien die Stoffe aus der unmittelbaren Gegenwart nahm und insofern ein Vorläufer Molière's wurde. Daneben traten auch italienische Wandertruppen auf, und diesen wichen endlich um 1558, wenigstens in Paris, die Passionsbrüder, indem sie ihr Privileg aufgaben und ihr Lokal einer jener Truppen einräumten.

Lyrik und Epos. In der lyrischen und epischen Poesie dieser Zeit ragen Clément Marot (1495—1544) und Pierre Ronsard (1524—1585) hervor. Jener war Anfangs Page der Königin Margaretha und verdankte es diesen Beziehungen, wenn er trotz seiner Hinneigung zur Reformation, die ihm einmal eine Untersuchungshaft eintrug, doch zunächst unbehelligt blieb. Aber die Uebertragung der Psalmen ins Französische, zu welcher Margaretha ihm die Anregung gab, erweckte den alten Verdacht aufs Neue, Marot mußte nach Genf flüchten und trat dort wirklich zum Calvinismus über. Von dort vertrieb ihn ebenso die finstere Sittenstrenge der neuen Kirche wie seine Sehnsucht nach der Heimat; als er jedoch nach kurzem Aufenthalte am Hofe seiner Landsmännin Renata von Ferrara (s. oben S. 341) nach Frankreich zurückkehrte, entging er der Verhaftung in Lyon nur durch die Flucht nach Italien, wo er im September 1544 zu Turin starb. So ist er der erste französische Schriftsteller, dessen Leben durch den religiösen Zwiespalt schwer beunruhigt wurde, aber auch der erste, dessen Dichtungen den Einfluß der Reformation erkennen lassen. Seine Psalmen gewannen für die Reformirten französischer Zunge eine ähnliche Bedeutung, wie Luther's Kirchenlieder für die deutschen Protestanten. Aber daneben ist Marot ein leichtlebiger Franzose voll Grazie und Esprit und hat diese Seiten seines Wesens in zahlreichen Liedern und Sonetten zu mustergiltigem Ausdruck gebracht, wie er auf der andern Seite auch antike Dichtungen übertragen hat.


Pierre Ronsard.
Nach einem Stiche von Theod. de Bry.

Mit vollem Bewußtsein und geleitet von der Ueberzeugung, so in der That die französische Poesie zu ebenbürtigem Range erheben zu können, wurde Ronsard Nachbildner der Alten, auch er ein Hofmann, lange Page des Herzogs von Orléans, dazwischen einmal Jakob's V. von Schottland, des Gemahls der Maria von Guise, später, als er beinahe taub geworden, angestrengt gelehrten Studien hingegeben und von Heinrich II. wie Karl IX. mit geistlichen Pfründen reichlich versorgt trotz leichten Lebenswandels. Als Dichter hat er so ziemlich alle Gattungen der Poesie gleichmäßig gepflegt, Oden, Elegien, Hymnen, Hirtengedichte geschrieben, in seinem Epos der „Franciade" die Irrfahrten und Abenteuer des fabelhaften Francus besungen, den er zum Gründer des Frankenreiches und zum Sohne des trojanischen Hektor macht, Alles in enger Anlehnung an die römischen Vorbilder, in einer stark latinisirenden, oft schwer verständlichen und geschraubten Sprache, mit mythologischem und antiquarischem Beiwerk reichlich verbrämt. Weil dies Alles dem Geschmacke seiner Zeit entsprach, so ist er von ihr auch über alle Gebühr gefeiert worden, wie er denn selber der festen Ueberzeugung war, durch ihn sei

„der Franzose dem Griechen und Römer gleich" geworden, und sich mit seinem Kreise den stolzen Namen des „Siebengestirns" (la Pléiade française) beilegte; zu dieser Pléiade gehören außer Ronsard: du Bellay, Pontus de Thyard, Jodelle, Belleau, Baïf und Dorat (oder Dupérier).

Die Prosa. Selbständiger erhielt sich die Prosa. Ihr Begründer wurde Jacques Amyot (1513—1593), der sich aus niederem Stande erst zum Professor in Bourges, dann durch die Gunst Heinrich's II., dessen Söhne er unterrichtete, zum Bischof von Auxerre emporgeschwungen hatte. Sein Hauptwerk war die Uebersetzung der Lebensbeschreibungen Plutarch's, die noch jetzt als klassisch gilt. Origineller ist der „Heptaméron" der Margarethe von Navarra (1492—1549), die auch als lyrische und dramatische Dichterin thätig war, eine Nachbildung des berühmten Decamerone Boccaccio's und wie dieser eine Sammlung von Novellen, häufig genug in dem gleichen sittlich oberflächlichen, ja leichtfertigen Tone gehalten, der überhaupt die Zeit der Renaissance charakterisirt, aber geschrieben in der eleganten und anmuthigen Sprache der feingebildeten vornehmen Dame.

Doch die bedeutendste Charakterfigur unter den französischen Prosaikern, ja unter allen Schriftstellern der Zeit ist Franz Rabelais (1483—1553), der größte Satiriker des sechzehnten Jahrhunderts neben dem Deutschen Johann Fischart. Sein Leben war unstät und wechselvoll nicht nur, weil die religiösen Unruhen ihn ergriffen, sondern auch weil er selber nirgends recht Ruhe fand und das Bedürfniß nach immer neuer Anregung hatte. Der Sohn eines Gastwirths und Pächters in Chinon widmete er sich zunächst dem Stande des Ordensgeistlichen und wurde Mönch bei den Cordeliers zu Fontenay-le-Champ in Poitou. Hier erwarb er sich eine überaus vielseitige Kenntniß in neuer und alter Literatur wie in den Naturwissenschaften und schloß Freundschaft mit bedeutenden Humanisten wie Budäus und den Brüdern du Bellay. Seine spottsüchtige Zunge zog ihm aber den Verdacht kirchenfeindlicher Gesinnung zu, er wurde zu lebenslänglicher Haft verurtheilt und nur durch die Verwendung seiner Freunde gerettet. Darauf zum Benediktinerorden übergetreten, ging er im Jahre 1524 zum Berufe des Weltgeistlichen über (in Maillezais, Poitou). Da jedoch sein Verkehr mit Männern wie Marot und Calvin aufs Neue den alten Verdacht erweckte, so warf er sich mit größtem Eifer auf das Studium der Medizin in Montpellier (1530) und lebte dann eine Zeit lang als medizinischer Schriftsteller in Lyon, freilich ohne sonderlichen äußeren Erfolg. Das endlich drängte ihn zu seinem wahren Berufe; im Jahre 1532 ließ er die erste Skizze seines „Gargantua" erscheinen. Der erstaunliche Erfolg der kleinen Schrift ermunterte ihn zu einer Fortsetzung, dem „Pantagruel", und im Jahre 1535 erschien der Gargantua in vervollständigter Gestalt. Fortan war sein Ruf gegründet, aber auch der Verdacht reformfreundlicher Gesinnung aufs Neue erregt. Jener verschaffte ihm die Möglichkeit, den Bischof Jean du Bellay auf einer Gesandtschaftsreise nach Rom zu begleiten, und dann die Anstellung als Hospitalarzt zu Lyon, dieser zwang ihn, dies Amt bald wieder aufzugeben und sich unter den Schutz des Bischofs zu stellen, der ihm endlich



Franz Rabelais. Nach einem gleichzeitigen Bildniß.

eine Pfründe in der reichen Abtei St. Maur-les-Fossés bei Paris verschaffte. Diese hinderte ihn nicht, seiner alten Neigung zur Medizin zu folgen; er erwarb sich den Doktorhut in Montpellier (1537) und wirkte dann als Arzt in Paris, hielt es aber auch da nicht lange aus, trieb sich eine Zeit lang unstät in seiner alten Heimat umher, bis ihn endlich der Zorn der Altkirchlichen über die Fortsetzungen seines „Pantagruel" zur Flucht nach Metz nöthigte (1547). Trotzdem nahm ihn du Bellay wieder mit nach Rom, wo er vom Verdachte der Ketzerei geradezu freigesprochen wurde, und als er auch die Gunst Heinrich's II. wiedergewonnen, erhielt er endlich (1550) die Erlaubniß, das vierte Buch seines „Pantagruel" zu veröffentlichen; und eine stattliche Versorgung als Pfarrer von Meudon bei Paris. Hier vergingen ihm die letzten Jahre in ungestörter Ruhe über der treuen Erfüllung seiner Amtspflichten und im regen Verkehr mit Gönnern und Gelehrten.

Sein Leben ist ebenso bezeichnend für die damaligen literarischen Zustände Frankreichs, in denen das freie Wort nur dann möglich war, wenn sich der Schriftsteller des nachdrücklichen Schutzes hoher Herren zu erfreuen hatte, wie es in Verbindung mit dem vielseitigen Wissen Rabelais' und seinem natürlichen Scharfblick die Erklärung bietet für die Treue des Spiegelbildes, das er von allen Verhältnissen seiner Zeit entwarf. Aeußerlich betrachtet stellt er in Anlehnung an eine noch heute lebendige Sage seiner Heimat das Leben eines Riesengeschlechtes in drei Generationen (Grandgusier, Gargantua, Pantagruel) dar, oft mit einer grotesken Phantasie, welche die tollsten Abenteuer Münchhausens überbietet, aber in dieser Maske führt er alle Stände des Volkes und ihre Schwächen vor, geißelt die Unwissenheit der Mediziner, die Bestechlichkeit und Schwerfälligkeit der Gerichtshöfe, die Faulheit und Lüderlichkeit der Mönche, den Glauben an Prophezeiungen und Wunder mit so kühnem Spott, daß man den Zorn aller kirchlich Gesinnten begreiflich findet; er macht ebenso gut die alte scholastische Erziehung lächerlich wie die beliebten Ritterromane mit ihren unmöglichen Abenteuern, und das alles in einer derben, rücksichtslosen Sprache, die von ungeheuerlichen Zoten geradezu wimmelt. Dazwischen kommen wieder die schönsten und tiefsten Wahrheiten zur Besprechung. In diesem Zeitalter fürstlicher Willkür sagt er gerade heraus, daß der Fürst von seinen Unterthanen erhalten werde, nicht sie von ihm; inmitten gieriger Eroberungskriege verdammt er diese schonungslos. Der scholastischen Erziehung stellt er das Urbild einer vernunftgemäßen Ausbildung entgegen, und mit heller Freude preist er das Aufblühen der Wissenschaften in seiner Zeit.

Die Sprache. Humanistisch gebildete Männer waren es, welche diese neufranzösische Literatur schufen. Das lebhafte Nationalgefühl der Franzosen bewahrte sie vor jener Geringschätzung der Volkssprache, welcher die deutschen Humanisten zum größten Theile verfielen, zu ihrem und ihres Volkes dauerndem Schaden. In diesem Bewußtsein trat einer der Pléiade, Joachim du Bellay, in einer besonderen Schrift entschieden gegen die einheimischen Verächter des Französischen auf, an denen es immerhin nicht ganz fehlte (1549): am Collège de France wurde gleich Anfangs ein Lehrstuhl für französische Beredsamkeit in Aussicht genommen, während in Deutschland Niemand an etwas Aehnliches dachte, und ein königlicher Befehl schrieb den Gerichten für ihre Mittheilung an die Parteien den ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache vor (1539).

Diese Gesinnung erklärt es auch, daß man früh an die wissenschaftliche Behandlung der Volkssprache ging. Schon 1531 veröffentlichte Sylvius eine französische Grammatik in lateinischer Sprache, der dann bis zum Ende des Jahrhunderts noch eine ganze Reihe anderer folgte. Im Jahre 1539 erschien des Robert Stephanus französisch-lateinisches Wörterbuch; dessen Sohn Heinrich wies dem Französischen die erste Stelle nach dem Griechischen an und wandte sich scharf gegen das Eindringen italienischer Wörter und Wendungen. Sogar die Rechtschreibung fand eingehende Beachtung; die ganze Schule Meigret's trat hier für eine völlige Umgestaltung ein (um 1545), sie empfahl durchweg nach der Aussprache zu schreiben (z. B. tretté für traité, grammere für grammaire, le'fames für les femmes ꝛc.), und eine gewisse Berechtigung hatte dies Bestreben, denn eine Menge von Konsonanten wurde damals noch geschrieben, die in der Aussprache längst nicht mehr gehört wurden.

Anfänge des Protestantismus in Frankreich. Die lebhafte Bewegung auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete mußte wie in Deutschland auch auf das kirchliche hinüberwirken. Die Verkommenheit des geistlichen Standes war in Frankreich nicht geringer als sonst. Eine Menge geistlicher Stellen befand sich in den Händen Unwürdiger, häufig sogar von Laien, da der König nach dem Konkordate von die meisten besetzte und reiche Pfründen aus Gunst an Beamte, Offiziere und Hofleute oft genug verlieh. So ging auch in Frankreich die religiöse Bewegung zunächst von humanistischen Kreisen aus. Um Wilhelm de Briçonnet, 1507 Abt in St. Germain des Prés, 1518 Bischof von Meaux, bildete sich allmählich ein kleiner Kreis von Freidenkern, von denen Faber Stapulensis (Fèvre d' Etaples, geb. 1455) und Wilhelm Farel (geb. 1489 zu Gap in der Dauphiné) die bedeutendsten waren. Aus ihm gingen seit 1521 Uebersetzungen biblischer Schriften hervor, ein Priesterseminar besonders für die Pflege biblischer Studien entstand, eine kleine Gemeinde bildete sich unter den Handwerkern von Meaux. Dann wirkte mächtig die schweizerische und die deutsche Reformation herüber, die Schriften Luther's, die der junge Louis de Berquin aus Artois übersetzte, drangen in immer weitere Kreise; in Burgund, in der Dauphiné, in Lothringen traten reformfreundliche Prediger auf. Selbst am Hofe fand die neue Richtung Zugang und Freunde. Die Königin Margarethe stand Jahre lang in lebhaftem Briefwechsel mit Briçonnet, machte auch auf ihre Mutter Luise von Savoyen und den König, ihren Bruder, einen gewissen Eindruck.



Die ersten Protestanten in Frankreich. Zeichnung von A. de Neuville.

Indeß der Rückschlag kam bald. Die Geistlichkeit und das Pariser Parlament forderten schon 1523 das Einschreiten gegen die Evangelischen auf Grund der alten Ketzergesetze. Wirklich wich Briçonnet zurück und bemühte sich als treuer Diener der Kirche zu erscheinen, Faber verpflichtete sich zum Schweigen. Berquin wurde verhaftet, doch auf königlichen Befehl wieder freigelassen. Dagegen bestrafte das Gericht den Wollkrempler Le Clerc in Meaux, das Haupt der dortigen Reformirten, mit Brandmarkung, und als er dann in Metz den Zorn des Volkes durch die herausfordernde Zerstörung einiger Heiligenbilder reizte, fiel er dort als der erste französische Märtyrer des Protestantismus, nach ihm auch der Augustinermönch Jean Chatelain (1524).

Noch viel schärfere Maßregeln erfolgten, als die furchtbare Niederlage bei Pavia den Zorn des Himmels über die Ketzerei in Frankreich zu offenbaren und gleichzeitig die Greuel des deutschen Bauernkrieges die verderblichen Folgen der Lutherischen Reformation zu zeigen schienen. Unter diesen Eindrücken ließ die Regentin Luise eine Kommission für die Ketzerprozesse vom Pariser Parlament einsetzen und wies in einem Edikt alle Behörden an, sie kräftig zu unterstützen (17. Mai 1525). Seitdem fielen zahlreiche Opfer auch in den Provinzen. Zum

zweiten Male verhaftet wurde Berquin doch auf Befehl des Königs noch von Madrid aus wieder in Freiheit gesetzt, und als Franz I. zurückkehrte, schien er sogar den Reformirten geneigt zu sein, beeinflußt von der Schwester, die seine Gefangenschaft freiwillig getheilt hatte; er machte Faber zum Erzieher seiner Söhne und sprach davon, Melanchthon nach Paris zu berufen. Das war indeß vorübergehend; seit 1528 schloß sich der König der altgläubigen Partei mit allem Eifer an. Religiöse Gründe haben ihn dabei keineswegs bestimmt; persönlich war er gleichgiltig und hat gelegentlich dreiste Spötter wie Rabelais oder eifrige Reformirte wie Robert Stephanus geschützt. Aber seine Macht, vor Allem seine Finanzen, beruhten zu einem nicht geringen Theile auf seiner Gewalt über die französische Kirche (s. S. 199); was sollte aus ihnen werden, wenn diese Kirche zusammenbrach wie in Deutschland, jetzt, wo er seine geistlichen Einkünfte zum Kriege gegen Karl V. dringender brauchte als jemals! Zudem fürchtete er — und wahrhaftig nicht ohne Grund — tief gehende Zerrüttung seines Staates, wenn die Reformation um sich greife. Hat er doch einmal die Evangelischen in Frankreich als Leute bezeichnet, „welche die französische Monarchie zerstören wollen". Solche politische Erwägungen haben seine Haltung bestimmt, nicht kirchlicher Eifer. So begann seit 1528 eine strenge Verfolgung. Berquin wurde verbrannt (1529). Als die kleine reformirte Gemeinde in Paris, die unter Margaretha's heimlichem Schutze sich hielt, durch eine heftige Schrift „über die schrecklichen und unerträglichen Mißbräuche der päpstlichen Messe" zu keck ihr Dasein verrieth, trat Franz I. persönlich für die schärfsten Maßregeln ein. Noch am selben Tage (21. Januar 1535) wurden sechs „Lutheraner" in Paris verbrannt, bis zum Mai allein in der Hauptstadt 102 Todesurtheile gefällt und 27 wirklich vollzogen, weder Alter noch Geschlecht geschont und mit solcher Grausamkeit verfahren, daß selbst Papst Paul III. sich dagegen erklärte und namentlich den barbarischen Feuertod abgestellt wissen wollte. Die Edikte von Fontainebleau verordneten aufs Neue die strengsten Maßregeln gegen die Ketzer als „Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe, als Rebellen gegen König und Justiz" (25. Juli 1535), und damit jeder wisse, was er zu glauben und nicht zu glauben habe, veröffentlichte zugleich die Sorbonne ein neues Bekenntniß in 25 Artikeln. Jetzt kam die Reihe auch an die unglücklichen Waldenser, von denen es zahlreiche Gemeinden in der Provence gab. Schon 1540 hatte das Parlament von Aix 22 Einwohner von Merindol sammt ihren Familien zum Tode verurtheilt, den ganzen Ort der Zerstörung preisgegeben. Franz I. hatte indeß gezögert, den Spruch zu bestätigen, und erst als man ihm vorstellte, die Waldenser seien jeden Augenblick zur bewaffneten Erhebung bereit, gab er seine Genehmigung. So wurden Merindol und zwanzig andere Orte von königlichen Truppen behandelt wie erstürmte Festungen, die Häuser ohne Gnade niedergebrannt, die Menschen wie wilde Thiere gehetzt, gegen 3000 erschlagen, 255 hingerichtet, 700 auf die Galeeren geschickt (1545) Den Führer bei diesen himmelschreienden Greueln, den Vorsitzenden des Parlaments von Aix, Oppède, zog zwar Heinrich II. später zur Verantwortung, aber das Pariser Parlament sprach ihn frei.

Unter dem fahlen Lichte der Scheiterhaufen und dem Jammergeschrei der gequälten Opfer ging die sonst so ruhmvolle Regierung Franz' I. zu Ende. Im kräftigen Alter von 52 Jahren starb der König am 21. März 1547 zu Fontainebleau. Sein Sohn Heinrich II. (1547—1559) bestieg den Thron.

Doch die Reformation war keineswegs vernichtet. Innerhalb der französischen Monarchie freilich konnte sie zunächst zu einer festen Stellung nicht gelangen, aber es gab ja auch noch französischen Boden, der nicht unter dem „allerchristlichsten Könige" stand. Der verfolgte Protestantismus fand eine Freistätte in Genf, dicht an der Grenze. Hier entstand seine spezifisch französische Gestaltung, der Calvinismus. Nicht sowol aus den Zuständen der Schweiz, als aus den geistigen Kämpfen Frankreichs heraus ist diese schroffste Form des Protestantismus geboren worden.

Entstehung und Ausbreitung des Calvinismus.

Leben Calvin's bis 1536. Johann Calvin (Jean Chauvin) war am 10. Juli 150 zu **Noyon in der Picardie geboren.** Sein Vater, Generalprokurator und ein wohlhabender Man ließ **dem Sohne eine treffliche klassische Bildung** angedeihen und bestimmte ihn zunächst dem Studiu der **Theologie, dem sich** auch der Jüngling am Collège Montaigu zu Paris mit ganzem Eifer hinga



Johann Calvin. Nach einem zeitgenössischen Bildniß.

Auf den Wunsch des Vaters wandte er sich dann jedoch der Rechtswissenschaft zu und studir in Bourges und Orléans. Doch hier gerieth er mit Lutheranern in Verbindung, und rasch vo der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, verzichtete er kurz entschlossen auf alle glänzenden Au sichten, die ihm die juristische Laufbahn zu öffnen versprach, und wandte sich voll und ga der Ausbildung der evangelischen Lehre zu. Dadurch wurde er freilich in Frankreich bald u möglich; er ging nach Basel, dann nach Italien an den Hof der Renata von Este (s. oben S. 34

und veröffentlichte im Jahre 1535 sein grundlegendes Werk, die berühmte Institutio religionis christianae, der furchtbarste und folgerichtigste Angriff auf den mittelalterlichen Katholizismus, der sich entwickelt habe im vollsten Widerspruche gegen die Kirche Christi, ein fertiges System von Lehre und Verfassung, bei dem nachher nichts hinzuzufügen und nichts hinwegzunehmen war, die feste Grundlage des französischen Protestantismus. Er hatte die Kühnheit, es an Franz I. zu schicken, und die größere, ihm in der Vorrede ins Gesicht zu sagen: „Wer nicht zur Ehre Gottes regiert, ist nicht ein König, sondern ein Räuber."

So kam er auf der Rückreise von Italien im Jahre 1536 nach Genf und hier entschied sich sein Schicksal.

Politisch-kirchliche Kämpfe in Genf. Genf war damals nicht Mitglied der Schweizer Eidgenossenschaft, sondern stand unter der nominellen Herrschaft seines Bischofs, in dessen Namen nun wieder die Herzöge von Savoyen als Vögte (Vidome) regierten. Indessen strebten sie seit langer Zeit, diese amtliche Gewalt in eine landesherrliche umzuwandeln, und wußten deshalb fast immer einen jüngern Sohn ihres Hauses auf den Bischofsstuhl von Genf zu erheben. Das führte zu heftigem innern Kampfe. Denn den savoyisch gesinnten „Mameluken" traten unter Besanzon Hugues die nach ihrem Führer genannten „Huguenots" (Hugenotten*) gegenüber, welche die volle Freiheit der Stadt erringen wollten und dem Protestantismus zuneigten. Nach langem Ringen gewannen indeß die Hugenotten das Uebergewicht und verjagten die Gegner. Schon war die Stadt so in ihrer Hand, daß die Huldigung an den Herzog von Savoyen bevorstand, da trat Bern dazwischen, ließ seine Truppen im savoyischen Waadtlande einmarschiren, nöthigte den Herzog zum Verzicht und nahm Genf unter den Schutz der Eidgenossenschaft (1530), Infolgedessen wurden nun die Mameluken verjagt, sie führten aber mit Unterstützung des savoyischen Adels den Räuberkrieg gegen die Stadt, besonders vom festen Seeschloß Chillon aus, und da die protestantische Gesinnung der Hugenotten immer deutlicher hervortrat, so verhing schließlich der Erzbischof von Vienne als Vorgesetzter des Bischofs von Genf Bann und Interdikt über die rebellische Stadt.

Jetzt blieb den Genfern nichts übrig, als in die Eidgenossenschaft förmlich einzutreten (Januar 1531). Das steigerte nur den innern Kampf. An die Spitze der evangelisch-freistädtischen Partei trat bald, von Bern gesandt, der eifrige Wilhelm Farel, zum Agitator, aber nicht zum Organisator geschaffen. Der Bischof kam noch einmal im Juli 1533 auf vierzehn Tage in die Stadt, aber er gab verzweifelt den Kampf auf und ging hinweg auf Nimmerwiederkehr; die katholische Geistlichkeit war so schlaff und verlottert, daß sie nicht einmal in einer Disputation mit Farel es aufzunehmen wagte, überhaupt kaum Widerstand leistete. So ergriff Farel am 8. August 1535 triumphirend von der Hauptkirche Genfs zu St. Peter Besitz. Die Bilder wurden zerstört, die bischöfliche Gewalt abgeworfen, die Geistlichkeit zur Unterwerfung gezwungen. Nun zog allerdings ein savoyisches Heer heran, aber Bern gewährte Bundeshülfe (Januar 1536), und der Ausbruch des dritten italienischen Krieges, dem die französische Eroberung Piemonts auf dem Fuße folgte, beseitigte jede Gefahr von dorther. Bern eroberte das Waadtland, die Genfer Flottille Schloß Chillon. Der „ewige Friede" vom August 1536 erkannte die Unabhängigkeit der Stadt an: sie war frei und protestantisch.

Bis dahin hatte die Genfer Bewegung nicht eben etwas besonders Eigenthümliches gehabt, aber schon war der Mann in der Stadt, welcher der Genfer Gemeinde den Stempel seines Geistes aufdrücken sollte. Farel hatte seinen Landsmann Calvin bei sich festgehalten, fast mit Drohungen, und dieser blieb, denn in Farel's Ruf meinte er die Stimme Gottes zu vernehmen. Beide überreichten dem Rathe ihr Glaubensbekenntniß und den Entwurf zu einer Kirchenordnung, und indem dieser Beides annahm, stellte er Calvin und Farel an die Spitze der Genfer Kirche (Juli 1536). Doch die unbeugsame Sittenstrenge der beiden Reformatoren erregte ihnen bald heftige Gegnerschaft, namentlich unter den höheren Ständen, den Libertins.

*) Andere Erklärungen leiten den Namen von dem deutschen „Eidgenossen" oder von Hugo Capet, dem wilden Jäger der französischen Volkssage, ab, wonach es eine wilde, aufrührerische Menge bedeuten würde.

Bern gewährte diesen seine Unterstützung, weil es eine selbständige Kirchenordnung in Genf nicht aufkommen lassen wollte, und schließlich um Ostern 1538 war die Stellung der Reformatoren unhaltbar geworden, sie räumten die Stadt.

Doch sie blieben in der Nähe. Farel lebte in Neuenburg, Calvin in Straßburg, dem Mittelpunkte des südwestdeutschen Protestantismus. Von hier begleitete er Bucer zu den Religionsgesprächen nach Worms und Regensburg (s. S. 279), lernte dort auch Melanchthon kennen, fand aber kein Gefallen an der monarchischen Ordnung der deutschen Landeskirchen.

Inzwischen wurden die Zustände in Genf unerträglich. Eine starke Partei betrieb die Rückberufung Calvin's und Farel's, mit ihnen verbanden sich die politischen Gegner Berns. Der Rath schwankte unentschieden zwischen den streitenden Gegensätzen hin und her, bis er endlich erkannte, daß Freiheit und Protestantismus in Genf zugleich auf dem Spiele stünden, wenn er den lauernden Gegnern draußen noch länger durch innern Zwist in die Hände arbeite; er beschloß, Calvin zurückzurufen, und am 13. September 1541 zog der Reformator wie ein Sieger in Genf wieder ein.



Wilhelm Farel.

Der Calvinismus in Glaubenslehre, Gottesdienst und Verfassung. Schon am 2. Januar 1542 gaben die „Ordonnanzen" der Genfer Kirche eine feste Grundlage; mit ihnen begann die Durchführung des Calvinismus.

Das eigentlich Unterscheidende dieser neuen Gestaltung des Protestantismus ist neben der Abendmahlslehre, in welcher Calvin Luther näher steht als Zwingli, die Lehre von der Vorausbestimmung (Prädestination) des Menschen zu Seligkeit oder Verdammniß nach dem von aller Ewigkeit her feststehenden Gnadenrathschluß Gottes, die schrofffte Folgerung aus der Anschauung, daß der Mensch aus sich allein weder selig werden noch überhaupt nur das Gute wollen könne. Die Kirche ist danach eine Anstalt zur Erwerbung der Seligkeit für die Seelen, welche von Gott zur Gnade erwählt sind. Da aber von diesen die nicht erwählten nicht unterschieden werden können, so muß Jeder zur Kirche gezählt werden, der sich zu ihr hält. Um so strenger muß sie die ausscheiden, die sie verleugnen. Den Gottesdienst gestaltete Calvin nach Zwingli'schen Grundsätzen in kahlem, bilderleerem Hause. Den Kern bildet die Predigt; Gebete und Gesänge, diese nach den Psalmen bearbeitet, rahmen sie ein. Für besonders wichtig hielt er die religiöse Erbauungsstunde (Katechese) auch für Erwachsene nach dem Gottesdienst, die eigentliche Schule für calvinistische Denkweise, für die als Grundlage der „Katechismus der Genfer Kirche" entstand. Die Kirchenverfassung stellt er auf das Gemeindeprinzip, im schärfsten Gegensatze zur Papstkirche wie zur monarchischen Landeskirche in Deutschland. Danach ist die Gemeinde souverän, aber sie überträgt die ausübende Gewalt dem Konsistorium, das sich aus den Geistlichen und zwölf aus den beiden Räthen der politischen Gemeinde gewählten Laien zusammensetzt. Dem Konsistorium, dessen anerkannter Leiter Calvin stets war, obwol der formelle Vorsitz einem städtischen Syndikus zustand, liegt vor Allem die Wahrung der strengsten Kirchenzucht ob; es kann Kirchenstrafen verhängen, als schwerste die Ausschließung vom Abendmahl, welches Calvin als Mittelpunkt des gesammten religiösen Lebens faßte. Die gesetzgebende Gewalt liegt dagegen in den Händen der Synode, der eigentlichen Gemeindevertretung. So ist dem

Laienelement ein hervorragender Antheil an der Lenkung der Kirche gesichert, doch bleibt der geistliche Stand der geehrteste; um so mehr hielt aber auch Calvin auf wissenschaftliche Bildung und tadellosen Wandel seiner Amtsgenossen.

Wenn aber nun auch die Kirche das gesammte sittlich-religiöse Leben ihrer Glieder vollständig beherrscht, so läßt sie doch dem Staate seine volle Unabhängigkeit und stellt auch die Geistlichen in allen weltlichen Beziehungen unter die bürgerliche Gewalt. Der Genfer Staat selber erhielt eine Verfassung, die mit der kirchlichen unverkennbare Aehnlichkeit hat: an die Spitze trat ein aristokratisch gebildeter engerer Rath unter vier Syndiken, und dieser war einem großen Rathe verantwortlich, den das Volk wählte. Diesem Staate gegenüber verwarf Calvin jede Empörung, es sei denn, daß die Obrigkeit Etwas gegen Gottes Wort befehle, er wollte also weder, wie die katholische Kirche, den Staat unter die Kirche beugen, noch empfahl er jenen unbedingten „leidenden Gehorsam“ der Obrigkeit gegenüber, der den damaligen Lutheranern „das Mark des Willens aus den Knochen sog“.

Gegner Calvin's in Genf. Daß eine so durchgreifende, strenge, ja düstere Kirche, die den Menschen in eine eiserne Zucht nahm, kein Bild im Gotteshause, kein Vergnügen draußen, nicht Tanz, nicht Gesang, nicht Theater dulden wollte, bei der lebensfrohen Bevölkerung der schönen Stadt auf vielfachen Widerstand stieß, ist selbstverständlich. Aber unter den Libertins waren auch viele sehr ernste Leute, welche die neu gegründete Kirchenherrschaft (Theokratie) grundsätzlich verwarfen und die ganze Stellung Calvin's zu untergraben strebten. Diese Partei erhielt eine erhebliche Verstärkung, als im Jahre 1553 Michaël Servède (Servedo) aus Navarra in Genf erschien. Ein unruhiger Geist, erst Jurist, dann Theolog, viel umhergetrieben in Spanien, Frankreich und am Rhein, dabei eifriger Schriftsteller und heftiger Gegner der Dreieinigkeitslehre, war er schon vorher einerseits mit Calvin in eine literarische Fehde gerathen, andererseits von der katholischen Kirche als Ketzer verfolgt und schließlich in Vienne zum Tode verurtheilt worden. Indeß entkam er und wollte über Genf nach Italien gehen, obwol er wissen mußte, daß Calvin sein abgesagter Feind sei. Kaum hier angelangt, trat er mit den Libertins in Verbindung und schmeichelte sich mit der Hoffnung, selber an die Spitze der Genfer Kirche zu treten, ja das Haupt einer neuen Kirche für die romanische Welt werden zu können. So stand in der That nicht nur Calvin's persönliche Macht, sondern das Werk seines Lebens auf dem Spiele. Auf seine Veranlassung wurde also Servède in Haft genommen, als Rebell und Ketzer verurtheilt, übrigens mit Billigung sowol der Schweizer Reformirten als der nachträglichen Melanchthon's, und am 27. Oktober 1553 endete der Unglückliche auf dem Scheiterhaufen. Die That hat einen dunklen Schatten auf Calvin's Andenken geworfen, und wer möchte sie rechtfertigen? Aber Calvin's Lebenswerk war unzweifelhaft in Gefahr, und diese ganze Zeit furchtbarer Glaubenskämpfe kannte ja überhaupt weder Duldung noch Erbarmen. Auch war Servède nicht das einzige Opfer, welches die Durchführung des Calvin'schen Systems forderte. Noch 1555 war sein Leben durch einen Mordanschlag, sein Werk durch einen Umsturzplan bedroht, und abermals fielen die Köpfe mehrerer seiner Gegner. Seitdem stand der finstere Mann unbestritten fest, eifervoll und entsagend wie ein Prophet des alten Bundes, gebieterisch wie ein Diktator, furchtlos wie ein Tribun, ganz seiner Aufgabe hingegeben, von der Sehnsucht nach den Schönheiten des Lebens und der herrlichen Natur um ihn her ganz unberührt.


Michael Servède.

Theodor Beza. Doch dieser ganze Mann gewann sich zahlreiche Schüler. Der hervorragendste und glänzendste unter ihnen war Theodor Beza (de Bèze, 1519—1605) aus Burgund. Wie Calvin war er trotz glänzender Aussichten aus einem Juristen und Humanisten zum Theologen geworden, als ihn die Calvinistische Lehre erfaßte, und mit geringer Habe von

seiner Braut begleitet im Jahre 1548 nach Genf gekommen. Bis 1558 wirkte er als Lehrer an der Akademie zu Lausanne, entfaltete daneben eine außerordentliche Thätigkeit in Streitschriften und Satiren, in Psalmen- und Dramendichtung. Seit 1558 befand er sich in gleicher Stellung zu Genf, wurde aber auch sehr häufig zu Gesandtschaften in der Schweiz, nach Deutschland und Frankreich verwendet, da er durch seine männlich schöne Erscheinung wie seine weltgewandte Art zu Verhandlungen mit den höchsten Kreisen vorzüglich geeignet erschien, und erlangte so bald große Bedeutung für die französischen Reformirten.

Er wurde in der That Calvin's Nachfolger (gest. 1564), „der Patriarch der Reformation" bis zu seinem Tode (13. Oktober 1605).

Bedeutung des Calvinismus. So wurde Genf die feste, unbezwingliche Burg und zugleich die Hochschule einer neuen Kirche, keine große mächtige Stadt und doch von weltgeschichtlicher Bedeutung. Auf die großen Massen hat der Calvinismus nicht gewirkt, dazu entbehrte er zu sehr des phantasievollen, packenden Elements, wol aber übte er auf denkende Köpfe, auf kleinere Kreise also, eine unwiderstehliche Kraft durch die strenge Folgerichtigkeit, die in seiner Lehre wie in seiner Verfassung und seinem Kultus hervortritt. Er bildete konsequente, sittenstrenge Menschen, die vor keiner Folgerung zurückschreckten, welche ihnen Verstand und Gewissen gebot, von denen Keiner wußte, ob er auserwählt sei zu Seligkeit oder Verdammniß, denen aber eben das zuversichtliche Bewußtsein, daß, wenn sie in der Gnade stünden, keine Macht der Erde sie ihr entreißen könne, eine unvergleichliche Sicherheit und Festigkeit verlieh, sie mochten angehören, welchem Stande sie wollten, eine im guten Sinne ganz demokratische Lehre, die auch dem kleinen Manne, der sie bekannte, in allen Nöthen ein Stecken und Stab geblieben ist. Diese Menschen waren entschlossen, für ihren Glauben bis aufs Aeußerste zu kämpfen, sie paktirten nicht mit der katholischen Reaktion, sie widerstanden ihr überall, sie trugen die Last des ungeheuren Streites Jahrzehnte durch fast allein.

Der Calvinismus in Frankreich bis 1562.

Heinrich II. und sein Hof. In der Form des Calvinismus erst gewann der Protestantismus in Frankreich festen Boden. Der Hof war ihm auch jetzt noch so ungünstig wie vorher. Heinrich II. (1547—1559) besaß nicht die glänzenden Eigenschaften des Vaters, auch nicht seine Bildung; er war Soldat und wußte vor Allem Soldaten zu schätzen, zeigte sich aber in seinen Gesinnungen und Ansichten fester als es am Hofe gewöhnlich war. Vermählt war er seit 1533 mit Katharina von Medici (geb. 1519), der Tochter Lorenzo's, Herzogs von Urbino, und der Magdalena de la Tour d'Auvergne. Die Ehe konnte, da die Medici ja damals noch keineswegs fürstlichen Rang besaßen, kaum als ebenbürtig gelten, und nur die Aussicht, durch sie dem Prinzen Heinrich ein italienisches Fürstenthum zu verschaffen — denn zum Thronfolger machte ihn erst der Tod seines ältern Bruders Franz (1536) — hatte zu ihr geführt. Da sich diese nicht verwirklichte, so wurde Katharina's Stellung zu ihrem Gemahl und zum Hofe so mißlich, daß nur die persönliche Milde Franz' I. sie vor der Scheidung bewahrte. Erst als sie im Jahre 1543 einem Thronfolger, Franz II., das Leben gegeben, gewann sie festern Halt, freilich keineswegs die Neigung ihres Gatten, die vielmehr offenkundig einer Maitresse, der viel älteren, aber geistvollen und klugen Diana von Poitiers, sich zuwandte, und deshalb auch keinerlei Einfluß auf die Regierung. Vielmehr gehörte die herrschende Stellung am Hofe den Guisen. Dies Geschlecht nahm eine eigenthümliche Doppelstellung ein. Als Herzöge von Lothringen und Bar waren die Guisen deutsche Reichsfürsten, als Besitzer weit verstreuter Herrschaften in Nordfrankreich, darunter der Grafschaft Guise, die ihnen den Namen gab, französische Vasallen. Seit dem Tode René's waren diese Lande aus einander gefallen; die ältere Linie, von Anton abstammend, herrschte in Lothringen, die jüngere, deren Stammeltern Claudius von Guise und Antoinette von Bourbon waren, erhielt die französischen Güter. Von den Söhnen des Herzogs Claudius waren am bedeutendsten Franz und Karl, jener ein glänzender Kriegsmann, der tapfere Vertheidiger von Metz und der glückliche Eroberer von Calais (s. S. 314, 383), dieser später Erzbischof von Rheims und Kardinal; die Tochter

Maria hatte sich mit König Jakob V. von Schottland vermählt (gest. 1542). Die Tochter dieses Paares Maria (Stuart) war es, deren Ehe mit dem Thronfolger Franz II. am 24. April 1558 das Bindeglied zwischen den Guisen und dem königlichen Hause darstellte und zugleich die weitere Aussicht eröffnete, Schottland und England, dessen Königin Elisabeth den Katholiken nicht als rechtmäßig galt, der katholischen Politik wieder zu unterwerfen. Seitdem überwog ihr Einfluß am Hofe vollends, und er machte sich gegen alle Ketzer im Sinne rücksichtsloser Reaktion geltend, deren Seele wieder der Kardinal-Erzbischof Karl (von Lothringen) war.

Heinrich II. und der Calvinismus. So ging auch Heinrich II. bald zu schrofffster Verfolgung über. Das Edikt von Chateaubriand (27. Juni 1551) gebot die Protestanten überall vor Gericht zu ziehen, keinen Beamten ohne Glaubensprüfung anzustellen, Jeden zu strafen, der Ketzer auch nur aufnähme, und die protestantischen Bücher allerorten wegzunehmen. So flammten wieder die Scheiterhaufen auf, und zahlreiche Flüchtlinge strömten nach Genf.



Heinrich II. König von Frankreich. Nach Clouet. Im Museum des Louvre.

Doch seit 1552 nahm der Kampf gegen Karl V., seit 1556 der Krieg gegen Philipp II. alle Aufmerksamkeit in Anspruch, und zudem gebot das Bündniß mit den protestantischen Fürsten Deutschlands einige Rücksicht. Um so entschiedener dachte der König gegen die Ketzer vorzugehen, als diese Rücksicht durch den Frieden von Augsburg schwand und der Friede von Château-Cambresis das engste Einvernehmen mit Spanien zu begründen schien. In einem geheimen Vertrage gelobten sich damals beide Fürsten, die Ketzerei in ihren Landen auszurotten, und versprachen einander darin Unterstützung.

Da trat dem Könige gerade dort ein Widerstand entgegen, wo die Krone bisher die eifrigste Unterstützung für ihre Verfolgungspolitik gefunden hatte. Im Pariser Parlamente erklärten sich gewichtige Stimmen gegen neue Bluturtheile, die so viele treffliche Leute träfen, Männer, die noch in den Flammen den Namen Jesu anriefen und den des Königs nie anders in den Mund nähmen als um ihn zu segnen; überdies seien die Ketzergesetze auf die Reformirten gar nicht anwendbar, so lange nicht ein Konzil den Streit entschieden und die Mißbräuche der Kirche beseitigt habe. Der hochangesehene Richter- und Beamtenstand erhob also seine Stimme gegen die Verfolgungen! Zornig erschien der König persönlich im Parlament und ließ zwei der eifrigsten Sprecher, du Four und Anne du Bourg, verhaften, von denen der Letztere auch später wirklich hingerichtet worden ist (23. Dezember), aber er kam nicht mehr dazu, sein Wort, das er Philipp II. verpfändet, wirklich einzulösen.

Bei dem Turnier zur Feier der vereinbarten Doppelvermählung (s. S. 383) traf den König im letzten Rennen die Lanze seines Gegners, seines Gardekapitäns Montgomery de Lorges, so unglücklich an den Helm, daß die Splitter der Spitze durch das Auge ins Gehirn eindrangen (30. Juni). Unter furchtbaren Schmerzen verschied er am 10. Juli 1559.

Sein jäher Tod rief den erst sechzehnjährigen Franz II. auf den Thron (1559—1560). Für die Reformirten freilich brachte er keine Erleichterung; vielmehr ergriffen jetzt die Guisen allein die Zügel, die Verfolgungen wurden fortgesetzt.

Gründung der französisch-reformirten Kirche. Schon aber hatte in diesem Augenblicke die junge evangelische Kirche Frankreichs sich eine feste Organisation gegeben, die erst die vereinzelten und verstreuten Gemeinden in eine wirkliche Kirche verwandelte. Auf die Anregung des Predigers Chandieu von der Pariser Gemeinde trat im tiefsten Geheimniß am 19. Mai 1559 im Faubourg St. Germain zu Paris die erste calvinistische Nationalsynode Frankreichs zusammen. Sie stellte zunächst ein gemeinsames Statut für die Kirchenverfassung auf und dann auf Grund eines Entwurfes, den drei Genfer Abgesandte in Calvin's Auftrage überbrachten, das Glaubensbekenntniß (Confession de foi) der französisch-reformirten Kirche (25. Mai), das Ende 1559 veröffentlicht, Anfang 1560 dem König auf Schloß Amboise förmlich überreicht wurde. Die reformirte Kirche Frankreichs war gegründet.



Heinrich II. im Turnier verwundet. Zeichnung von A. de Neuville.

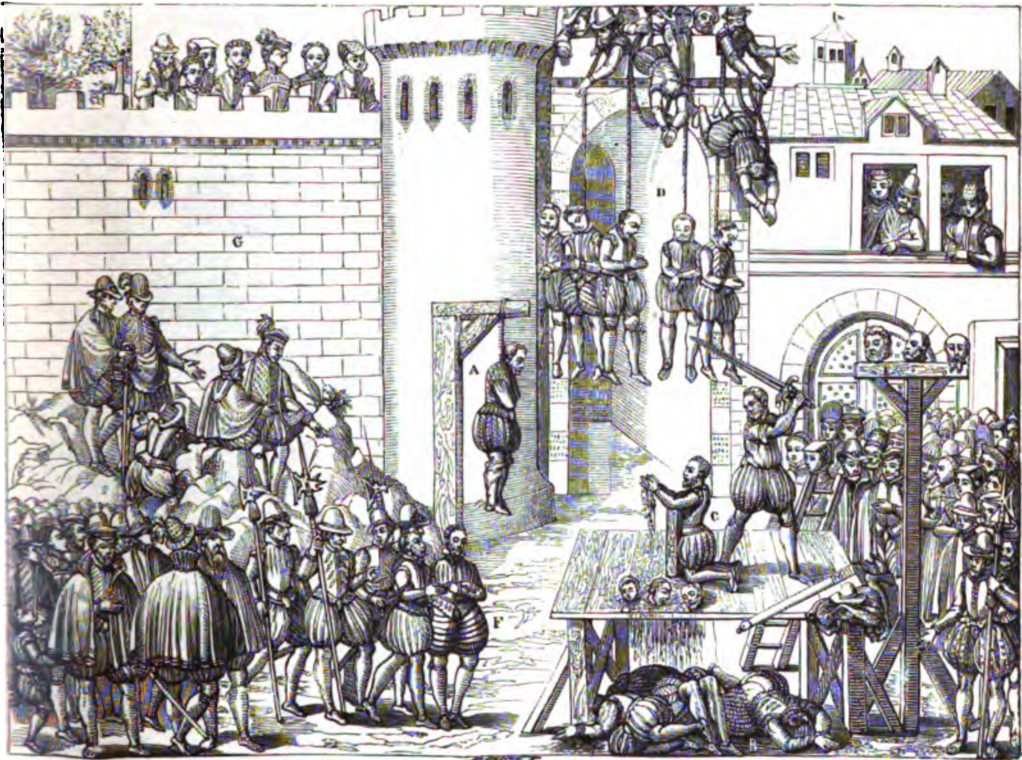
Die Chatillons und die Bourbonen. Steigerte sich dadurch schon ihre Widerstandsfähigkeit erheblich, so wurde ihre Stellung noch dadurch ganz besonders gehoben, daß sie Mitglieder des höchsten Adels, ja sogar des Königshauses selber zu ihren Bekennern zählte, von jenem vor Allem die Brüder Chatillon, Franz von Chatillon, Herr von Andelot und Befehlshaber des Fußvolkes, und Caspar, Herr von Coligny, Admiral von Frankreich, ohne Frage die hervorragendste Gestalt unter den Hugenotten; selbst der dritte Bruder Odet galt, obwol Kardinal, als heimlicher Anhänger der neuen Lehre. Von diesem war eine Seitenlinie, die Bourbon-Vendôme, ihr zugefallen in der Person ihrer Häupter, der Brüder Anton und Ludwig von Bourbon (Condé). War dieser persönlich bedeutender, so fand jener einen stärkern Rückhalt als Gemahl der edlen Johanna d'Albret, einer der hervorragendsten Frauen dieser Zeit, Mutter Heinrich's IV. (1528—1572). Sie war die Tochter des alten Kriegsgefährten Franz' I., Johann d'Albret's, Königs von (Französisch-) Navarra und Grafen von Foix, und der geistvollen Margarethe (s. oben S. 411), die ihm als Wittwe des Herzogs Franz von Alençon (gest. 1525) die Hand gereicht hatte. Geboren am 7. Januar 1528 in Fontainebleau hatte sie auch ihre ersten Jugendjahre am königlichen Hofe verlebt, ein schönes, kluges, lebhaftes Kind, der Liebling Franz' I., war dann aber auf Wunsch der verständigen Mutter von dort entfernt und im Schlosse Plessis-les-Tours auferzogen worden. Früh zeigte sie sich entschlossen und selbständig; als man ihr die Verlobung mit Herzog Wilhelm von Cleve, dem damaligen Bundesgenossen Frankreichs, aufzwang (1540), protestirte sie und

setzte auch nach der Unterwerfung des Herzogs durch Karl V. die Auflösung des Verhältnisses durch. Dann verlebte sie ihre glücklichsten Jahre in ihrer schönen Pyrenäenheimat unter der Obhut ihrer Eltern, vom Vater in allen ritterlichen Künsten, im Reiten, Jagen und Fechten unterwiesen, von der Mutter einfach religiös gebildet. So reichte sie zwanzigjährig, andere Bewerber ablehnend, dem stattlichen, eleganten, aber bei aller Gutartigkeit auch recht leichtlebigen und charakterschwachen Anton von Bourbon die Hand (1548), dem sie, als schon zwei Knaben rasch hintereinander gestorben waren, am 13. Dezember 1553 zur höchsten Freude des Großvaters im Schlosse zu Pau Heinrich (IV.) gebar. Nach dem Tode des tiefbetrauerten Vaters (1555) übernahm sie im Wesentlichen die Regierung ihres kleinen Landes, da ihr Gemahl, früher Gouverneur der Picardie, damals die Verwaltung von Guyenne führte, zudem durch den spanischen Krieg (1556—1559) und den Hofdienst sehr in Anspruch genommen war. Als Regentin von Navarra und Béarn förderte sie unter der Hand die Ausbreitung des Calvinismus, der schon die Mutter vorgearbeitet hatte, duldete reformirte Prediger, sorgte für Gründung von Schulen, obwol sie selbst äußerlich noch katholisch blieb. Auch ihr Gemahl neigte der neuen Lehre zu.

Die Verschwörung von Amboise. Offenbar ließ sich eine Religionspartei, die unter dem hohen Adel so bedeutende Anhänger hatte, nicht mehr behandeln wie ein Haufe unklarer Schwärmer. Aber es kam Anderes hinzu. Die Guisen, die thatsächlich die Regierung leiteten, waren weder königliche Prinzen noch galten sie wirklich als Franzosen. Gegen ihre Herrschaft bäumte sich also nicht nur das Interesse der mißhandelten Reformirten, sondern auch das Selbstgefühl der Bourbonen und der Nationalstolz vieler Edelleute auf. So bildete sich ohne Condé's Wissen eine Verschwörung unter dem reformirten Adel, die keinen geringern Zweck verfolgte, als den, durch Ueberfall des Hofes in seiner damaligen Residenz Amboise bei Tours den König und damit die Regierung in die Hände der königlichen Prinzen des Hauses Bourbon zu bringen, die Guisen zu stürzen. Doch diese waren gewarnt, und als am 17. März 1560 der Führer der Verschworenen la Rénaudie mit etwa 150 Reitern auf das Schloß heranrückte, da warf die ausfallende Besatzung den Haufen rasch auseinander, la Rénaudie fiel nach tapferer Gegenwehr, eine Anzahl Edelleute wurden gefangen und sofort hingerichtet. Doch die Hugenotten — so hießen die französischen Reformirten seit jener Verschwörung von Amboise — waren keineswegs entmuthigt; vielmehr forderten sie durch Admiral Coligny freie Religionsübung und Berufung der Stände. Die Guisen willigten wenigstens in die letztere und beriefen die Stände auf den 10. Dezember nach Orléans, aber nur um die Häupter der Gegner dorthin zu locken und sie zu verderben. Als deshalb Anton von Navarra und Ludwig von Condé mit geringer Begleitung im Oktober dort erschienen, wurden sie sofort in Haft genommen, Condé vor einem willkürlich gebildeten Gerichtshof trotz seines Protestes der Theilnahme an der hochverrätherischen Verschwörung von Amboise angeklagt und zum Tode verurtheilt. Den Mitgliedern der Stände aber wollte man ein katholisches Glaubensbekenntniß zur Unterschrift vorlegen und dasselbe dann durch ganz Frankreich verbreiten. Wer es nicht annähme, sollte als Ketzer verfolgt werden. Zugleich erging an Johanna d'Albret die Aufforderung, die reformirten Prediger zu verbannen, Truppen wurden gegen sie in Bewegung gesetzt. Doch statt zu weichen nahm die muthige Frau eben damals Theodor Beza bei sich auf, den Calvin sandte, und trat — im Augenblicke der größten Gefahr — öffentlich zum Protestantismus über, indem sie im Schlosse von Nérac mit ihrem Hofe das Abendmahl nach reformirtem Ritus nahm. Damit war ein geschlossenes, protestantisches Territorium auf französischer Erde geschaffen, dem Protestantismus überhaupt eine feste Stütze geboten.

Tod Franz' II. Die Erregung war aufs Höchste gestiegen, da zog der plötzliche Tod Franz' II. am 5. Dezember 1560 den Guisen die Grundlagen ihrer Herrschaft unter den Füßen weg. Aus der gedrückten Stellung, in die sie bisher versetzt gewesen, trat Katharina von Medici plötzlich hervor. Mit ihrem elfjährigen Sohne Karl IX. (geb. 1549) an der Hand erschien sie im Staatsrath und nahm in seinem Namen Besitz von der Regierung. Der lang ersehnte Tag war für sie angebrochen.

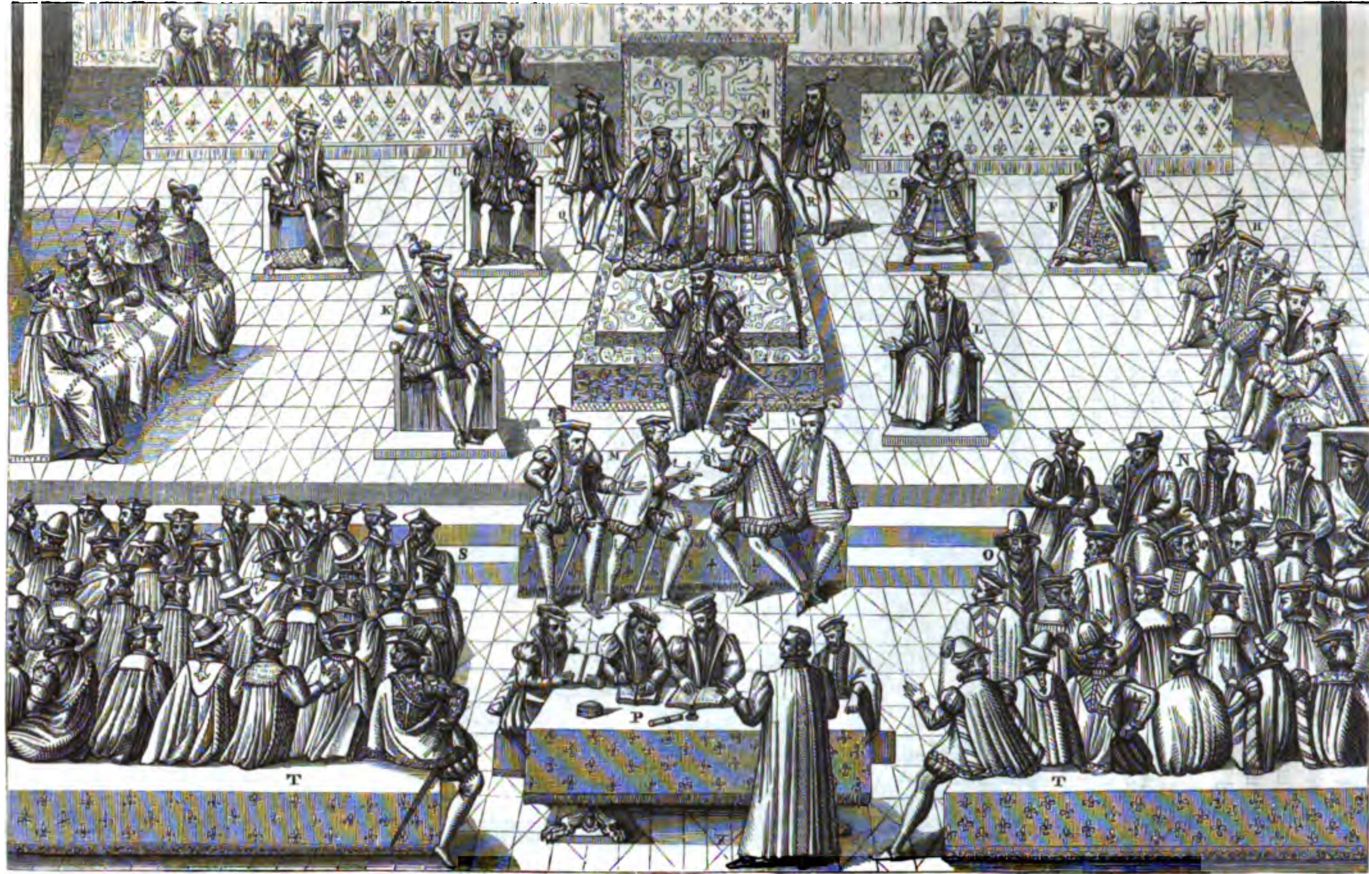
Katharina von Medici. Ihr Name hat in der Geschichte Frankreichs einen furchtbaren Klang als der Urheberin der Bartholomäusnacht. Ganz Italienerin der Renaissance in ihrer vorzüglichen literarischen und künstlerischen Bildung, in ihrer Prachtliebe und Genußsucht war sie es auch in sittlich-religiöser Beziehung. Sie war katholisch und ließ das bei jeder Gelegenheit sehen, aber im Grunde verhielt sie sich gleichgiltig gegen alle Glaubenslehren und hing dafür um so fester an astrologischen Prophezeiungen und Zauberkünsten; sie hat sich einmal die Personen der künftigen Könige Frankreichs in einem Zauberkreise vorführen lassen und meinte, selbst kommende Dinge vorauszufühlen. Sittliche Bedenken hat sie nie gehabt; eine echte Schülerin Macchiavelli's beurtheilte sie ihre Mittel nur nach der Zweckmäßigkeit, nicht nach der sittlichen Berechtigung. Sie war auch politisch ohne Grundsätze, gleichgiltig gegen das Wohl Frankreichs, in welches Land der Zufall sie geworfen, heute mit der, morgen mit jener Partei sich verbindend. Nur ein Ziel hielt sie unverrückt im Auge: die eigene Herrschaft um jeden Preis.



Das Blutgericht von Amboise (15. März 1560). Nach einem zeitgenössischen Stiche von Tortorel und Périssin.
A. La Rénaudie am Galgen. B. Baron Castelnau und Gefährten enthauptet. C. Villemongis, der seine Hände im Blute der Genossen gewaschen hat und sie, um Rache flehend, gen Himmel hebt. D. Sieben an langen Seilen über dem Schloßthor erhängte Edelleute. E. Drei abgeschlagene Köpfe, die zum Andenken an die Verschwörung als Warnungszeichen an einen Galgen genagelt wurden. F. Andere zur Hinrichtung geführte Edelleute. G. Schloß Amboise besetzt mit fröhlichen Zuschauern der Guise'schen Partei.

Dafür hat sie in herzloser Berechnung ihre eigenen Söhne körperlich und geistig verwahrlost, denn um so leichter waren sie zu leiten; nicht auf ihre Liebe, sondern auf ihre Furcht und Schwäche hat sie gerechnet; dafür hat sie Frankreich mit Blut überschwemmt und das Königshaus der Valois zu Grunde gerichtet. Eine Furie nennen sie ihre eigenen Landsleute; „sie hat ein Herz wie Diamant und eine Seele schwarz wie die Hölle", sagten die Hugenotten von ihr. Diese Frau war jetzt Regentin von Frankreich.

Die Stände in Orléans und Pontoise. Sie begriff auf der Stelle, daß augenblicklich der Bund mit den Hugenotten und den königlichen Prinzen für ihre Herrschaft das einzig Vortheilhafte sei, denn die bisherigen Leiter waren die Guisen gewesen.



Die Versammlung der drei Stände (Generalstände) zu Orléans im Januar 1561. Nach einem Stich von Tortorel und Périssin.
A. Der König. B. Die Königin-Mutter. C. Der Bruder des Königs. D. Die Schwester des Königs. E. Der König von Navarra. F. Die Herzogin von Ferrara. G. Der königl. Oberstkämmerer von Guise. H. Die Prinzen. J. Die Kardinäle. K. Der Connétable. L. Der Kanzler. M. Die Marschälle und der Admiral von Frankreich. N. Die königl. Geheimräthe. O. Die Ordensritter. P. Die vier Sekretäre. Q. M. de Chpierre. R. M. de Cursol. S. Mitglieder des Klerus und des dritten Standes. T. Die Deputirten des Adels und des dritten Standes. V. Edelleute und Andere. X. Quentin, Deputirter des Klerus (redend).



Das Religionsgespräch von Poissy am 9. Dezember 1561. Nach einem Stich von Tortorel und Périssin.

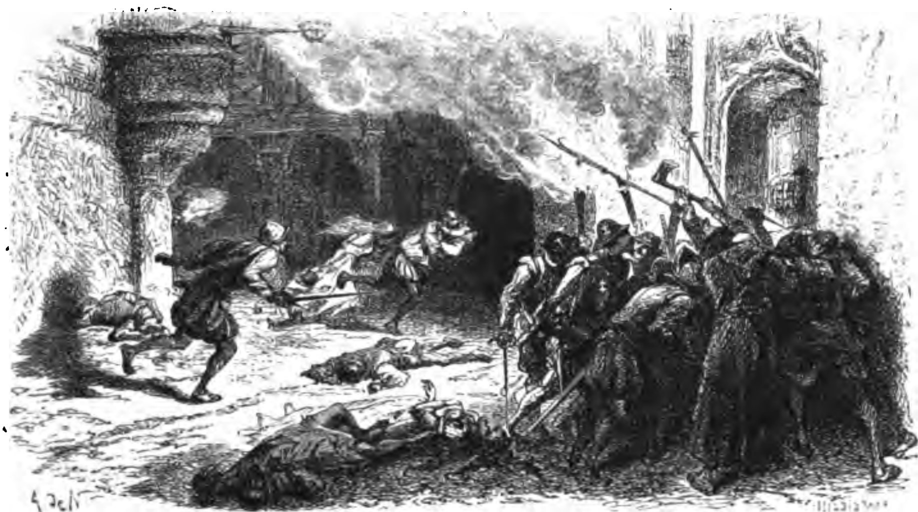
A. Der König Karl IX. von Frankreich. B. Die Königin-Mutter. C. Des Königs Bruder. D. Dessen Gemahlin. E. Der König Anton von Navarra. F. Die Königin von Navarra. G. Ein Prinz von Geblüt. H. Königliche Kammerherren. J. Tafel der Aebtissin. K. Der Kardinal von Lothringen. L. Der Kardinal von Tournon. M. Der Kardinal von Châtillon. N. Der Kanzler. O. Bischöfe und Doktoren. P. Kardinal von Armagnac. Q. Kardinal von Bourbon. R. Kardinal von Guise. S. Theodor Beza (redend). T. Die ihn begleitenden Prediger. V. Tafel der Nonnen. X. Leibwache des Königs. Y. Schweizergarden. Z. Königlicher Geheimschreiber.

So verständigte sie sich mit den königlichen Prinzen von Geblüt; Anton und Ludwig von Bourbon (Condé) nahmen den ihnen zukommenden Sitz im Staatsrathe ein, wie auch der Admiral Coligny. Anton wurde zum Generalstatthalter (Lieutenant général du roi) bestellt. dafür Katharina als Regentin anerkannt. In dieser Stellung sich zu behaupten, zwischen und über den beiden Religionsparteien die königliche Gewalt, d. h. ihre eigene Herrschaft zu erhalten, weder Katholiken noch Protestanten, weder Guisen noch Bourbonen sie zu überlassen blieb seitdem ihr Ziel.

Auch war es in der That nicht länger möglich, die Reformirten einfach als Ketzer und Rebellen zu behandeln. Am 13. Dezember waren die Stände zu Orléans eröffnet worden. Da forderte der dritte Stand die Umbildung der kirchlichen Verfassung, der Adel eines großen Theils von Südfrankreich, von der Normandie und Bretagne die Reformation der Kirche nach dem Worte Gottes durch ein Nationalkonzil. Zu entsprechenden Beschlüssen kamen jedoch die Stände nicht, denn schon am 31. Januar 1561 entließ sie der Kanzler Michel de l'Hôpital. weil ihre Vollmachten durch den Tod des Königs erloschen seien. Es kam der Regierung vor Allem darauf an, Zeit zu gewinnen, die aufgeregten Gemüther einigermaßen zu beschwichtigen. Indeß Alles, was er der starken katholischen Strömung abringen konnte, war ein Edikt vom Juli 1561, welches das reformirte Bekenntniß nicht mehr mit dem Tode, sondern nur noch mit Verbannung zu strafen befahl! Freilich an Durchführung solcher Beschlüsse war gar nicht zu denken. Als am 1. August 1561 die Stände zu Pontoise sich versammelten, traten umfassende Pläne zu kirchlicher und politischer Umgestaltung hervor. Man forderte die Einziehung sämmtlicher Kirchengüter und ihren Verkauf für königliche Rechnung; aus dem Erlös, den man auf 120 Millionen Livres veranschlagte, sollten 42 Millionen zur Abtragung der erdrückenden königlichen Schuldenlast, welche die Kriege Franz' I. und Heinrich's II. aufgehäuft, verwendet. 48 Millionen kapitalisirt und ihre Zinsen zur Besoldung des Klerus bestimmt, 20 Millionen den Städten geliehen werden. Ferner sollten die Stände sich regelmäßig alle zwei Jahre versammeln und somit eine Regierung ermöglichen; auch die Erblichkeit der Parlamentssitze sollte fallen, an ihre Stelle die Wahl auf drei Jahre treten. Die Ausführung dieser Vorschläge würde in Frankreich die konstitutionelle Monarchie fest begründet, die Kirche von der Staatsgewalt abhängig gemacht haben, aber die Regierung war unfähig, so kühnen Gedanken zu folgen und begnügte sich damit, daß die Geistlichkeit, um den herannahenden Sturm zu beschwören, ihr auf sechs Jahre 1,600,000 Livres jährlich zur Verfügung stellte.

Kirchenversammlung in Poissy. Auch die gleichzeitige Kirchenversammlung im nahen Poissy führte nicht zur Verständigung. Glänzend war die alte Kirche durch sechs Kardinäle und 36 Bischöfe vertreten, auch der Jesuitengeneral Lainez hatte sich eingefunden. Von der andern Seite führten Theodor Beza von Genf und Petrus Martyr von Zürich das Wort. und Jener besonders in so geistvoller und einnehmender Weise, daß er wenigstens die alten Vorurtheile, als habe man es nur mit den ungeordneten Ansichten einiger Sektirer zu thun. glänzend widerlegte; ja der Kardinal von Lothringen ließ sich herbei, die katholische Abendmahlslehre ihm gegenüber zu verfechten. Eine Vereinigung der Ansichten selbst wurde freilich nicht erreicht, so wenig wie bei den früheren Religionsgesprächen in Deutschland, aber man stand sich doch nicht mehr so schroff und feindselig gegenüber.

Das Duldungsedikt von St. Germain. Die Früchte zeigten sich bald. Der milde Kanzler l'Hôpital versammelte die Vertreter der acht Parlamente zu St. Germain und empfahl ihnen im Hinblick auf die gänzliche Fruchtlosigkeit der bisherigen Ketzerprozesse und die große Zahl der reformirten Gemeinden die Verkündigung voller Religionsfreiheit. Dazu kam es allerdings nicht, aber das Duldungsedikt von St. Germain am 17. Januar 1562 gewährte den Protestanten doch freie Ausübung ihrer Religion außerhalb der Städte, unter der Bedingung, daß sie die katholischen Feiertage beobachteten und für ihre Versammlungen die Erlaubniß der königlichen Beamten einholten. Nach langem Ringen waren so die Reformirten in den Frieden des Reiches aufgenommen, ihr Glaube wurde ihnen nicht länger zum Verbrechen gemacht, der erste Schritt zur vollen Gleichberechtigung der Bekenntnisse war geschehen.



Scene aus der Bartholomäusnacht. Zeichnung von A. de Neuville.

Die französischen Religionskriege bis zur Bartholomäusnacht und ihren Folgen.

Die reformirte Kirche um 1562. Wenn etwas die Durchführung des Duldungsedikts zu sichern schien, so war es die Macht der Reformirten. Schon im Jahre 1558 hatte man unter den etwa 12 Millionen Franzosen 400,000 erklärte Calvinisten gezählt, seitdem muß ihre Zahl sehr erheblich gestiegen sein, ja Ende 1561 sollen sie den vierten Theil des ganzen Volkes gebildet haben. Im Jahre 1562 rechnete Beza 2150 reformirte Gemeinden in ganz Frankreich. Sie bestanden hauptsächlich im Süden und Westen des Landes, wo ständische Provinzialverfassungen, Unterschiede in der Volksart und die Entfernung von der Hauptstadt eine größere Selbständigkeit der Bewegung gestatteten. An der mittleren Loire, um Orléans, in Maine, Touraine und Anjou hatte fast jede größere Stadt eine Gemeinde; in den Küstenlandschaften zwischen der unteren Loire und der unteren Garonne gehörte den Hugenotten das Uebergewicht, die Seestadt La Rochelle war sogar ganz protestantisch. Nicht anders sah es in Guyenne und Languedoc aus. Dort war Montauban Hauptsitz des neuen Glaubens, hier vor anderen Carcassone, Montpellier und Nîmes. Schwächer war der Protestantismus im Osten und Norden, dort in der Provence, in der Dauphiné und Burgund, von Lothringen ganz abgesehen, das deutsches Reichsgebiet war und wo die Guisen regierten. Um und in Paris gab es mehrere Gemeinden, St. Germain-en-Laye hieß sogar das kleine Genf. In der Normandie hatte bereits jeder ansehnliche Ort eine reformirte Gemeinde nach dem Muster von Rouen, in der abgeschlossenen Bretagne dagegen beschränkte sich der Protestantismus auf wenige Städte, wie Nantes und Rennes.

Noch bedeutender als durch ihre Zahl erscheinen die Reformirten durch die gesellschaftliche Stellung der Glaubensgenossen. Im Herbste 1561 führte eine Eingabe vermittelnder Prälaten aus: drei Viertel der Gebildeten, Edelleute, Gelehrte, reichere Bürger und altgediente Soldaten seien hugenottisch, sie verfügten über Reichthum und Waffen und hielten so fest unter sich zusammen, daß ihre gewaltsame Bekehrung ganz unmöglich sei. Die oberen Schichten also der französischen Gesellschaft, nicht aber die Massen der Kleinbürger und des Landvolkes gehörten dem reformirten Bekenntniß an, und darin lag seine geistige Stärke und seine materielle Schwäche.

Doch die katholische Gegenströmung war immer noch sehr stark, ja gerade der Gegensatz zu den Hugenotten hat nach und nach die katholische Gesinnung auch dort wieder belebt, wo sie schon erstorben schien. Die Guisen besaßen zwar nicht mehr die Leitung der Geschäfte, aber

immer noch Macht genug. Schon im April 1561 hatten Franz von Guise, der Connétable von Montmorency und der Marschall André das sogenannte „Triumvirat“ zur Wahrung des katholischen Glaubens abgeschlossen. Jetzt gelang es den Verbündeten, auch Anton von Navarra zu sich herüberzuziehen, der die Uebermacht der katholischen Partei fürchtete und zugleich trügerischen Verheißungen glaubte, die ihm Entschädigung für das längst verlorene spanische Navarra in Italien oder Afrika vorspiegelten. „Er hat sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht verkauft!“ rief Johanna d'Albret aus, als sie den Abfall des Gemahls erfuhr. Sie hat ihn nicht wiedergesehen. Wichtiger noch als jene Privatverbindung war es, daß das Pariser Parlament nur widerwillig und erst auf einen direkten königlichen Befehl das Edikt von St. Germain registrirte. In Paris selbst hinderte der katholische Fanatismus der Bevölkerung seine Durchführung.



Franz von Guise. Nach einem gleichzeitigen Bildnisse.

Das Blutbad von Vassy. Noch waren die Protestanten des mühsam errungenen Zugeständnisses nicht froh geworden, als eine blutige That sie zu eigenem Schutze in die Waffen rief. Am 1. Mai 1562 kam Herzog Franz von Guise mit starkem bewaffnetem Gefolge auf dem Wege nach Paris in dem königlichen Städtchen Vassy unweit der lothringischen Grenze an. Eben hielt die reformirte Gemeinde dort ihren Gottesdienst in einer Scheune ab. Davon unterrichtet, dringen die Edelleute in die Versammlung ein, sprengen sie aus einander, tödten und verwunden eine Menge der Wehrlosen.

Dies ruchlose „Blutbad von Vassy“ gab das Signal zu den sechsunddreißigjährigen Bürger- und Religionskriegen in Frankreich (1562—1598), die thatsächlich einen einzigen großen Krieg darstellen, unterbrochen nur von kurzen Waffenstillständen. Es handelt sich für die Reformirten um Gewinnung vollständiger Religionsfreiheit; um sie zu verbürgen, suchen sie sich — anders wie in Deutschland — der höchsten Gewalt zu bemächtigen, das Königthum unter ihren Einfluß, später in ihre Hände zu bringen. Die auswärtigen Mächte greifen sehr bald mindestens durch Hülfstruppen in den großen Kampf ein, England, die Protestanten Deutschlands und der Schweiz für die Hugenotten, Spanien, der Papst, die deutschen und schweizerischen Katholiken für das katholische Königthum. Unbedenklich verbindet sich der Hugenott mit dem fremden Glaubensgenossen gegen den andersgläubigen Landsmann, nicht anders sein kirchlicher Gegner, und so wird Frankreich, nur in minder ausgedehntem Maße als im siebzehnten Jahrhundert Deutschland, das Schlachtfeld der großen kirchlich-politischen Parteien ganz Europa's. Zwischen den ringenden Gegnern hebt sich zuweilen der national-französische Gedanke hervor, aber die Leidenschaften übertäuben immer wieder seine Stimme; erst Heinrich IV. bringt ihn zur Geltung und endet den Religionskrieg, indem er sich der höchsten Gewalt bemächtigt, gleichzeitig aber persönlich seinen reformirten Glauben aufgiebt.

Der erste Religionskrieg. Katharina von Medici wollte keineswegs sich den Guisen etwa in die Arme werfen; sie rief vielmehr von Fontainebleau aus den Prinzen Condé zu ihrem Schutze an. Doch die Guisen handelten rascher als er; sie bemächtigten sich des Hofes und zwangen ihn zur Rückkehr nach Paris, das ganz auf ihrer Seite stand. Auf diese Nachricht — denn nunmehr regierten wiederum die Guisen — erhob sich der reformirte Adel des ganzen Südwestens und die überwiegend protestantischen Städte an der mittleren und unteren Loire, in Poitou, Guyenne und Languedoc, in der Normandie; überall wurde hier das Januaredikt proklamirt.



Ermordung des Herzogs Franz von Guise. Zeichnung von A. de Neuville. (Zu S. 432.)

Der Hauptpunkt war zunächst Orléans. Freilich ein regelmäßiger Krieg ließ sich mit den Streitkräften, wie sie Condé und seine Nachfolger im Kommando zur Verfügung hatten, nicht führen. Es waren theils Freiwillige vom Adel, theils fremde Söldner; jene hielten nur so lange aus, als sie Lust hatten, und glaubten namentlich jeden etwaigen Sieg daheim auf ihren Schlössern feiern zu müssen, diese nur so lange, als sie bezahlt wurden. Ihnen gegenüber stellten die Königlichen wenigstens eine stehende Truppe, die Gensdarmen, im Uebrigen aber auch meist fremde Söldner ins Feld und waren also kaum in besserer Lage als die

Hugenotten. Deshalb bewegte sich der Krieg meist in kleineren Unternehmungen, in Belagerungen und Entsatzschlachten, zumal jede Landschaft beinahe konfessionell gespalten war und also beiden Parteien Stütz- und Angriffspunkte bot. Zwischen den haßerfüllten Gegnern „verschwand die Regierung eines Knaben und einer Frau".

In der Normandie ging der Kampf für die Hugenotten unglücklich. Hier übernahm der abtrünnige Anton von Navarra die Belagerung von Rouen. Dabei wurde er selbst tödlich verwundet (gest. 17. Nov. 1562), doch die Stadt am 28. Oktober nach tapferer Gegenwehr erstürmt, acht Tage lang geplündert und durch Hinrichtung der vornehmsten Protestanten gezüchtigt. Auch Dieppe und Caen fielen den Katholischen in die Hände, nur Havre behaupteten englische Hülfstruppen. Um der schwerbedrängten Normandie Hülfe zu leisten, rückte Condé von Orléans aus über Chartres nordwärts. Aber am 19. Dezember 1562 sperrten ihm die Katholischen, meist Schweizerregimenter, bei Dreux an der Eure den Weg und warfen ihn zurück. Doch waren die Verluste beiderseits sehr groß und die Schlacht nicht eigentlich entscheidend. Von katholischer Seite fiel St. André, wurde Montmorency gefangen, von protestantischer Condé. Coligny, der an seiner Stelle den Befehl übernahm, führte so das Heer ungefährdet nach Orléans zurück und vertheidigte sich hier wacker gegen die Belagerer unter Guise. Da schlich sich der hugenottische Edelmann Poltrot de Mercy in die Nähe des katholischen Lagers und streckte den Herzog, den Todfeind seines Glaubens, durch einen meuchlerischen Schuß zu Boden (18. Februar 1563); wenige Tage nachher starb der Verwundete.

Sein Tod entschied den Frieden. Katharina sah sich von einer lästigen Vormundschaft glücklich befreit, wie sie denn offen gestand, es wäre für Frankreich besser gewesen, wenn der Herzog schon früher gestorben wäre, und trat sofort für den Frieden ein. Darüber verhandelten die beiden freigelassenen Gegner Condé und Montmorency auf einer Loireinsel bei Orléans und am 19. März 1563 kam er durch das Edikt von Amboise zu Stande. Freilich wurde das Januaredikt von 1562 darin erheblich beschränkt. Nur in den Städten, wo es wirklich durchgeführt war, sollte es gelten, außerdem in jedem Bezirk den Reformirten ein Ort zur Ausübung ihres Kultus angewiesen, den hohen Vasallen aber auf ihren Schlössern überhaupt Kultusfreiheit, dem niederen Adel wenigstens Hausgottesdienst gestattet werden.

Seitdem gab es wieder eine königliche Gewalt. Sie wandte sofort ihre Kräfte gegen Havre und entriß es den Engländern. Um ihre Macht noch mehr zu befestigen, ließ Katharina den erst vierzehnjährigen König für volljährig erklären (17. August 1563) und beseitigte so jeden etwaigen Anspruch königlicher Prinzen auf die Vormundschaft, während sie doch den Sohn nach wie vor in der Hand hielt.

Der Friedenszustand schien gesichert. Im Dezember 1563 kamen Condé und Coligny mit großem Gefolge an den königlichen Hof nach Paris. Fest folgte auf Fest und Condé schwamm mit vollem Behagen in diesem Strome. Auch die Guisen schienen zufriedengestellt, da die Aemter des gefallenen Herzogs unter sie vertheilt wurden.

Neue Feindseligkeiten. Doch ein Friede kann nur bestehen, wenn er auf der friedlichen Gesinnung der Parteien beruht, und daß eine solche mindestens auf katholischer Seite nicht vorhanden war, mußte dem Hofe auf einer Rundreise klar werden, die er im Sommer 1565 unternahm. In Lyon sagte man der Königin rund heraus, wenn die Regierung nicht gegen die Hugenotten vorgehe, so werde sich die Aufregung der Katholiken gegen sie selbst wenden. In Bayonne traf dann Katharina mit ihrer Tochter, Königin Isabella (Elisabeth) von Spanien, zusammen. Hier drängte namentlich Herzog Alba auf entscheidende Maßregeln, und da Katharina sowie Karl IX. solchen damals noch abgeneigt sich zeigten, so kamen die Spanier schon auf den Gedanken, gelegentlich mit den Häuptern der katholischen Partei selbst gegen die Krone in Verbindung zu treten. Aber wenn sich der französische Hof dort auf eine Vereinbarung mit den Spaniern noch nicht einließ, so war doch Katharina andererseits für die Hugenotten keine irgendwie zuverlässige Beschützerin; sie entfernte eben damals alle Hofdamen, die sich den katholischen Ceremonien entzogen, und machte sie selber eifrig mit. Dazu wurde ihr der Ehrgeiz Condé's unbequem, der gern an die Spitze des Heeres gestellt worden wäre und sich grollend

vom Hofe zurückzog, als ihm dies nicht gelang. So wuchs wieder der Einfluß der Guisen; der Kardinal selber erschien am Hofe, und alsbald begannen auffällige Rüstungen; die Gensdarmen wurden vermehrt, 6000 katholische Schweizer in Dienst genommen.

Aber auch die Ereignisse in den Niederlanden beunruhigten die Hugenotten. Im August 1566 brach dort der schreckliche Bildersturm aus, dessen Folge die blutige Niederwerfung des Aufruhrs und der Zug Alba's nach Flandern war. Als dieser von Genua her durch Savoyen heranrückte, fürchtete man ebenso in Genf einen Angriff der Spanier und traf Vertheidigungsmaßregeln, wie die französischen Reformirten den Hof in Verdacht hatten, als ob er mit Alba gegen sie vorzugehen beabsichtige. Als nunaus Brüssel die erschütternde Nachricht von der Gefangennahme Egmont's und Hoorn's (9. September 1567) anlangte, da beschlossen die Hugenotten loszuschlagen, um einer wie sie meinten drohenden Gefahr zuvorzukommen, zunächst aber des Hofes sich zu bemächtigen.

Der zweite Religionskrieg. Die Gelegenheit schien günstig, denn der König verweilte damals auf dem einsamen und unbefestigten Landsitze Monceaux bei Meaux, die 6000 jüngst geworbenen Schweizer standen auf ihrem Marsche ins Innere noch zwei Tagemärsche davon in Château-Thierry. Indeß wurde der Hof doch aufmerksam auf die Ansammlung hugenottischer Edelleute in der Nachbarschaft; er ordnete die Vereinigung aller erreichbaren Truppen, vor Allem den sofortigen Anmarsch der Schweizer an und brach dann am 28. September 1567, von 900 Gensdarmen und 6000 Schweizern gedeckt, von Meaux nach Paris auf. Unterwegs verlegte Condé mit kaum 600 Pferden die Straße; allein die Schweizer, in speerstarrende Vierecke geschart, deckten den König, und er kam am Nachmittag glücklich in der Hauptstadt an.



Michel de l'Hôpital. Nach seinem Grabmal zu Versailles.

So war abermals das Zeichen zum Bürgerkriege gegeben. Während Karl IX. seine Vasallen aufbot und die Guisen mit den Spaniern anknüpften, erschien Condé mit starken Kräften vor Paris. Aber in der Schlacht bei St. Denis unter dem Abhange des Montmartre wurde er geschlagen (10. November 1567) und mußte zurück. Auf der andern Seite war jedoch der Connétable von Montmorency, einer seiner Hauptgegner, gefallen, und Katharina zeigte durchaus keine Neigung, sich durch Annahme eines spanischen Hülfsheeres, das ihr Alba anbot, von Spaniens Gnade abhängig zu machen. Es war ihr deshalb kaum unlieb, daß die Hugenotten, die Condé bis nach Lothringen geführt, dort deutsche Hülfstruppen unter Johann Kasimir von der Pfalz heranzogen und mit ihnen vereint Chartres aufs Härteste bedrängten (Februar 1568). Das Uebergewicht, das sie damit augenblicklich erlangten, und die drängende Geldnoth im eigenen Lager gab der friedlichen Partei am Hofe, den Kanzler l'Hôpital voran, wieder das Uebergewicht und nach längeren Verhandlungen zu Longjumeau wurde in Form eines königlichen Edikts am 27. März 1568 die Friedensurkunde ausgefertigt, welche das Januaredikt von 1562 ohne jede Beschränkung wieder herstellte.

Indessen an die Dauer dieses Friedens glaubte Niemand. Die Hugenotten mißtrauten dem Hofe nach wie vor und hofften noch auf die Gewinnung vollständiger Religionsfreiheit. Die Katholischen wiederum betrachteten jedes Zugeständniß an die Ketzer als einen Abfall von Gott, bildeten überall Verbindungen zur Bekämpfung des Protestantismus, und wo sie die Mehrheit hatten, da scheiterte die Durchführung des Edikts an ihrem Fanatismus. Dazu drängte Papst Pius V., indem er den Verkauf von Kirchengütern zum Zwecke der Ausrottung der Ketzerei gestattete, Philipp II. und Alba, eben mit den ersten Befreiungsversuchen der nassauischen Fürsten in den Niederlanden fertig geworden, boten ihre Hülfe an. Diesmal mit rascherem Erfolge. Denn Katharina und Karl IX. hatten den Tag von Meaux noch nicht vergessen, sie grollten den Hugenotten mehr als Rebellen denn als Ketzern. So verlor der Hauptvertreter der Vermittlungspolitik, l'Hôpital, bald allen Einfluß im Staatsrath; die Königin machte ihre Politik wieder mit dem fanatischen Kardinal von Lothringen und dem Parlamentspräsidenten Birago.

Ausbruch des dritten Religionskrieges. Ein großer Schlag sollte die Hugenotten treffen. Wie Alba in den Niederlanden zunächst der Häupter sich bemächtigt hatte, so sollte es auch in Frankreich geschehen, Coligny, d'Andelot, Condé wollte der Gouverneur von Burgund, Tavannes, auf ihren Schlössern aufheben. Sie befanden sich damals, schon mißtrauisch geworden durch die Aeußerungen des katholischen Fanatismus um sie her, nahe bei einander in Noyers und Tanlay (östlich von Auxerre), und da eine Art Protest gegen die auf sie gerichteten Maßregeln, den sie an den König sandten, wirkungslos blieb, so brachen sie alle drei mit ihren Familien und bewaffneter Mannschaft am 25. August von Noyers auf und wagten die weite gefährliche Reise quer durch Frankreich nach La Rochelle. Diese kleine Seestadt sollte fortan die feste Burg des französischen Protestantismus werden. Von einer seetüchtigen, kühnen und wohlhabenden Bevölkerung bewohnt, hatte La Rochelle mit eigener Kraft die englische Herrschaft abgeworfen und dafür von Karl V., dem Weisen, (1364—1380) volle Selbstverwaltung sowie Freiheit von jeder königlichen Besatzung erhalten.

Seit 1556 war die ganze Stadt reformirt, auch das umliegende Gebiet fast rein protestantisch. Hier langten die drei Führer der Hugenotten, unterwegs mehrfach bedroht, aber auch durch zahlreiche protestantische Edelleute verstärkt, am 19. September an. Kurz nach ihnen, am 28., kam auch Johanna d'Albret. Die Königin hatte an den beiden ersten Religionskriegen keinen Antheil genommen, zumal ihr Gemahl auf der andern Seite stand, vielmehr in ihrem kleinen Lande den Protestantismus, wenngleich nicht ohne Widerstand der katholisch gebliebenen Barone, vollständig durchgeführt. Währenddem ließ sie ihren Sohn Heinrich aufwachsen in einem einsamen Pyrenäenschlosse als einen abgehärteten Sohn seiner heimatlichen Berge, denn sie sah eine stürmische Zukunft für ihn voraus.

Jetzt, als sie den gegen Condé und Coligny beabsichtigten Schlag erfuhr, zögerte sie keinen Augenblick mehr für das Recht ihres Hauses und ihren Glauben Partei zu ergreifen. Von Nérac aus trat sie mit ihren beiden Kindern Heinrich und Katharina unter starker Bedeckung die Reise an.

Der Gouverneur von Guyenne, Montluc, hatte Befehl, sie nicht aus dem Lande zu lassen, aber sie entkam durch List und war dann schneller als er, so daß sie, von Condé eingeholt, am 28. September ungefährdet La Rochelle erreichte. In glänzender Cavalcade, ihren Sohn und Condé zur Seite, ritt Johanna in der Stadt ein, erwiderte die Ansprache des Maires in schwungvoller Rede und hatte die Freude, daß auch ihr Sohn durch sein leutseliges, gewandtes und dabei bescheidenes Wesen die allgemeine Zuneigung gewann. Den Oberbefehl über die hugenottischen Streitkräfte übernahm Condé; der Königin fiel die schwierige Leitung der Finanzen und der auswärtigen Geschäfte anheim. Vor Allem gelang es ihr, von England Geld und Geschütze zu erhalten; im Uebrigen half man sich mit der Einziehung der katholischen Kirchengüter; gleichzeitig bedeckten hugenottische Kaperschiffe die See. Da strömten nun auch von allen Seiten die Reformirten zu den Fahnen, nnd noch im Herbste 1568 standen 25,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter schlagfertig da.

Der Feldzug von 1568. Für die Hugenotten handelte es sich keineswegs nur um die Behauptung oder Erweiterung ihrer Rechte, sondern einfach um ihr Dasein. Das königliche Edikt am 28. September hatte alle bisherigen Zugeständnisse förmlich aufgehoben, den protestantischen Predigern geboten, binnen vierzehn Tagen Frankreich zu verlassen, und nur Gewissensfreiheit eingeräumt. Damit drückte der König dem Kampfe recht eigentlich den Charakter eines Religionskrieges auf und zwang die Protestanten zum äußersten Widerstande.



Unterhandlungen vor der Schlacht bei Moncontour. Zeichnung von A. de Neuville.

Das Jahr 1568 brachte noch keine Entscheidung, verlief aber für die Hugenotten nicht ungünstig. Sie bemächtigten sich fast des gesammten Gebiets zwischen der unteren Loire und Garonne, und die nicht eben starken königlichen Truppen unter dem nominellen Oberbefehle des Herzogs Heinrich von Anjou räumten sogar den wichtigen Loireübergang bei Saumur. Entschiedeneres Vorgehen der Königlichen hinderte nicht nur der überaus strenge Winter, sondern auch die bedrohliche Bewegung Wilhelm's von Oranien, der nach den Niederlagen seiner Brüder

im September über die Maas in die südlichen Niederlande vordrang, dann aber, da er hier keine Unterstützung fand und Alba ihm den Rückweg abschnitt, plötzlich in Frankreich einbrach und bis Soissons vorging. Nur Geldnoth und die Weigerung vieler seiner Offiziere, gegen den König von Frankreich zu fechten, zwang ihn zum Abmarsch durch Lothringen nach dem Rhein (siehe unten).

Die Schlachten von Jarnac und Moncontour. Für den Feldzug des Jahres 1569 wurden von beiden Seiten die größten Anstrengungen gemacht. Für den König rückten päpstliche, toskanische, spanische und deutsche Hülfstruppen, diese unter dem katholischen Markgrafen Philibert von Baden, ins Feld, für die Hugenotten dagegen rüstete Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken ein stattliches Heer. Um ihn vom Innern Frankreichs abzuhalten, übernahm der Herzog von Aumale, ein Guise, das Kommando im Osten, im Westen gegenüber Condé führte es Anjou. Als nun Condé von La Rochelle her die Charente hinaufzog, um dem Pfalzgrafen entgegen zu gehen, begegnete ihm am 13. März bei Jarnac an der Charente das königliche Heer. In blutiger Schlacht wurden die Hugenotten zurückgeworfen, Condé selbst gefangen und von dem katholischen Edelmann Montesquiou hinterher meuchlerisch erschossen. Während nun am königlichen Hofe großer Jubel über den Sieg herrschte und in der Kapelle des Louvre das Tedeum angestimmt wurde, hielten die Hugenotten sich ungebrochen aufrecht. Coligny hatte das geschlagene Heer nordwestwärts nach St. Jean d'Angely zurückgeführt. Hier erschien auf seine Bitte Johanna im Lager; sie ritt die Front der Armee entlang, die sie mit gesenkten, florumwundenen Fahnen empfing; dann aber hingerissen, durch ihre feurige Ansprache, brachen die Truppen in begeisterten Jubel aus und verlangten stürmisch den Prinzen von Navarra zum Oberbefehlshaber. Die Königin gab dies zu, aber das Kommando wurde seitdem thatsächlich von Coligny und seinem Bruder d'Andelot geführt. Gleichzeitig warf Montgomery einen Aufstand der katholischen Barone von Béarn zu Boden und stellte überall die Gewalt der Königin wieder her.

Schon aber war der Pfalzgraf Wolfgang von Hagenau her in Bewegung durch Burgund nach der obern Loire. Aumale wich ihm aus, Anjou und Nemours, die ihm zur Seite blieben, wagten keinen Angriff und so bemächtigten sich die Deutschen des wichtigen Loireüberganges bei La Charité (unterhalb Nevers) und drangen unaufhaltsam westwärts vor. In der Nähe von Limoges trafen sie mit Coligny zusammen, aber ihr Führer erlag dort fast in demselben Augenblicke einem hitzigen Fieber (11. Juni). So verstärkt griff der Admiral am 25. Juni den Herzog von Anjou in seiner festen Stellung bei La Roche-Abeille an, ohne ihn indeß daraus vertreiben zu können, und wandte sich dann, da der Herzog der Ernte wegen die meisten Truppen einstweilen in die Heimat entließ, gegen Poitiers, fast den einzigen größeren Platz im Poitou, der noch nicht in den Händen der Hugenotten war. Die Stadt widerstand indessen aufs Tapferste von Ende Juli bis Anfang September, und als nun wieder Anjou herankam und Châtellerault (nördlich von Poitiers) angriff, da wich Coligny wieder westwärts zurück. Die Königlichen folgten, und der Admiral nahm am 3. Oktober bei Moncontour die gebotene Hauptschlacht an. Obwol das hugenottische Heer nur etwa 18,000 Mann und auch das königliche nicht über 25—26,000 Mann zählte, so standen doch auf diesem Schlachtfelde fast alle Nationen West- und Mitteleuropa's einander gegenüber. Auf reformirter Seite fochten neben den Franzosen die Deutschen des Pfalzgrafen Wolfgang, auf der andern Schweizer, Italiener, Spanier und katholische Deutsche. Die Schlacht, in der sich diese buntgemischten Heerhaufen maßen, dauerte nur zwei Stunden, war aber sehr hitzig und blutig. Schließlich blieb der Sieg abermals dem viel stärkeren königlichen Heere, aber Coligny, selbst durch einen Schuß in der Wange verwundet und unfähig, zu Pferde zu steigen, führte doch seine Armee in guter Ordnung in der Richtung auf La Rochelle nach Niort zurück, während 4000 Deutsche seinen Abmarsch deckten und dabei fast bis zum letzten Mann niedergehauen wurden. Auch diesmal waren die Reformirten nichts weniger als entmuthigt, La Rochelle blieb ihre feste Burg, und die Königlichen selbst benützten ihren Sieg fast gar nicht, da der König, welcher jetzt selber beim Heere erschienen war, seinem Bruder Anjou die Ehre einer vollständigen

Ueberwältigung der Hugenotten nicht gönnte. So begnügte man sich mit der Einnahme von St. Jean d'Angely, das erst am 2. Dezember kapitulirte, und richtete gegen La Rochelle nur kleinere planlose Angriffe bis ins Jahr 1570 hinein.

Der Reiterzug Coligny's. Inzwischen hatte aber Coligny den kecken Zug nach dem Süden angetreten, der schließlich den Frieden brachte. Sein Plan war, seine Truppen bezahlt zu machen, die Feinde zu schrecken und womöglich Paris zu bedrohen. Meist mit Reiterei wandte er sich in Begleitung Heinrich's von Navarra und des jungen Condé zunächst nach der Garonne, zog Montgomery an sich und drang dann über Toulouse nach der Südküste vor.



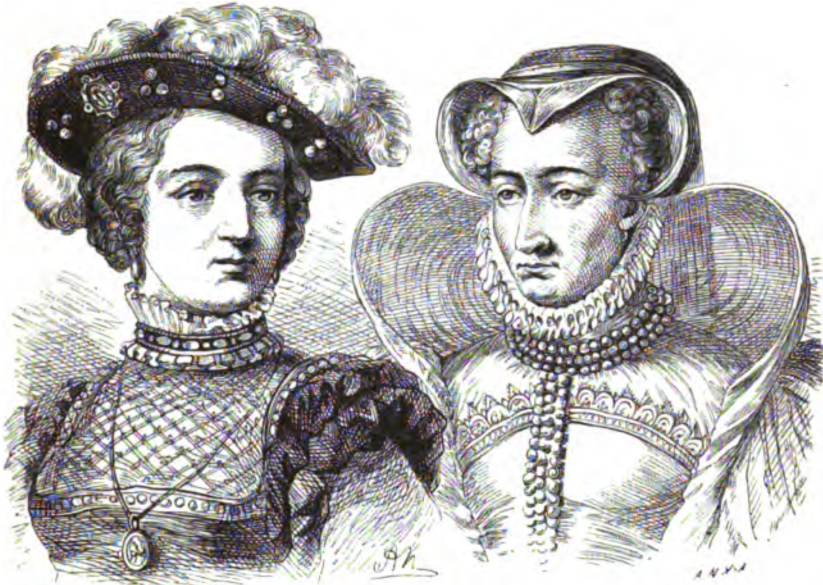
Coligny und seine Brüder. Nach einem Kupferstiche von Marc Duval.
Gaspard Graf v. C., geb. 16. Febr. 1517, gest. 24. Aug. 1572. — Odet v. C., geb. 10. Juli 1515, gest. 14. Febr. 1571. — Franz v. C., geb. 18. April 1521, gest. 27. Mai 1569.

An dieser entlang ging er über Montpellier und Nimes nach der Rhone, dann diese hinauf nach Burgund hinein. Hier nahm er Arnay-le-Duc (bei Autun) und sah sich hier erst ein königliches Heer unter dem Marschall Cossé gegenüber. Doch waren beide Theile einer Schlacht abgeneigt, überdies trat am 14. Juli ein zehntägiger Waffenstillstand ein. Als dieser indeß abgelaufen war, drang Coligny plötzlich die Loire abwärts gegen Paris vor. Schon stand seine Vorhut südlich von Montargis auf der großen Straße Gien-Paris, als die Kunde vom Abschluß des Friedens dem Heere Halt gebot (19. August).

Der Friede von St. Germain-en-Laye. Schon seit der Schlacht von Moncontour wurde daran gearbeitet. Große Erfolge hatten die Königlichen trotz ihrer Anstrengungen nicht zu verzeichnen; daß die Hugenotten nicht gebrochen waren, bewies ihre muthige Gegenwehr bei La Rochelle und der kühne Zug des Admirals. Der König gönnte außerdem dem Bruder nicht die Steigerung des Ansehens, die mit seinem Kommando naturgemäß verbunden war; Katharina, niemals eine Freundin des spanischen Einflusses und der Guisen, welche ihn verriethen, und zudem seit dem Tode ihrer Tochter Elisabeth der verwandtschaftlichen Beziehungen zu Philipp II. ledig, wünschte sich wieder von der aufdringlichen Hülfe des Königs zu befreien. So lockerten politische Erwägungen den Bund, den kirchlicher Fanatismus geschlossen hatte, und die vermittelnde dritte Partei (tiers parti), durch den gemäßigten und patriotischen Connétable Franz von Montmorency, den Sohn des bei St. Denis im Jahre 1567 gefallenen, energisch vertreten, gewann die Oberhand. Am 8. August 1570 kam zu St. Germain-en-Laye der Friede zu Stande. In allen Städten, wo am 1. August protestantischer Kultus ausgeübt worden, sollte er bleiben, doch wurde davon Paris und ein Umkreis von zehn Stunden sowie die jeweilige Residenz des Königs ausgenommen. Für den Adel trat das Edikt von Amboise (1563) wieder in Kraft. Außerdem erhielten die Reformirten in jedem Gouvernement zwei Orte zur Ausübung ihres Gottesdienstes angewiesen (im Ganzen 24) und auf zwei Jahre die vier „Sicherheitsplätze“ (Zufluchtsorte) La Rochelle, Cognac, Montauban und La Charité eingeräumt. In bürgerlicher Beziehung sollten sie den Katholiken vollkommen gleichstehen, ihre Verbindungen aber auflösen und keine Truppen mehr anwerben.

Coligny's Einfluß im Wachsen. Frankreich athmete auf, als die Kunde von diesem „ewigen, unwiderruflichen“ Frieden erscholl. Es bedurfte ihn dringend, nur wahnsinniger Fanatismus konnte dies verkennen. Und dieser schien doch jetzt zum Schweigen gebracht zu sein. Am Hofe herrschte die „dritte Partei“; die Verbindung mit Spanien war gelöst, man dachte daran im schärfsten Gegensatze zu Spanien mit Elisabeth von England anzuknüpfen, Heinrich von Anjou oder dessen jüngeren Bruder Franz von Alençon mit ihr zu vermählen. Die Unterhandlungen gediehen wenigstens so weit, daß Aussichten auf die Vermählung mit Alençon vorhanden waren, und am 29. April 1572 wurde sogar ein Vertheidigungsbündniß mit England verabredet. Dies konnte seine Spitze nur gegen Spanien richten. Und noch weit direkter den spanischen Interessen feindlich war die Richtung, welche seit dem Herbste 1571 bei König Karl IX. immer mehr zur Geltung gelangte. Einer förmlichen Einladung des Königs folgend befand sich seit dem 12. September Admiral Coligny am königlichen Hofe zu Blois. Die Warnung Johanna's hatte er mit den schönen Worten abgewiesen: „Ich vertraue auf die Ehre und das Wort meines Königs; sonst ist das Leben nicht länger Leben, wenn ich in beständiger Unruhe lebe.“ Karl IX. empfing ihn aufs Gnädigste, nannte ihn „Vater“, gab ihm einen Platz im Staatsrath und schenkte ihm 100,000 Livres. Es ist richtig, der junge Fürst war in seiner Erziehung verwahrlost, heftig, leidenschaftlich, aber nicht unempfänglich für echte Mannesgröße, wie sie in Coligny's vornehmer, fester, ehrlicher, dabei gewinnender Art ihm entgegentrat. Zwischen Schmeichlern und Ränkeschmieden hatte bisher der junge Fürst gelebt; war es wunderbar, daß der erste wirkliche Charakter, dem er begegnete, seine Zuneigung in immer steigendem Maße gewann? Und Coligny wollte ja seinen Einfluß brauchen im Interesse nicht nur seiner Glaubensgenossen, sondern ganz Frankreichs. Er wollte die Nation wieder hinüberleiten in die Bahnen, die Franz I. und Heinrich II. eingeschlagen, sie fortreißen zum Kriege gegen Spanien für die Befreiung der Niederlande. Dieser Gedanke war gut protestantisch, denn seine Ausführung sollte den protestantischen Niederlanden die Unabhängigkeit bringen; er war gut französisch, denn ein solcher Krieg mußte der spanischen Uebermacht einen tödlichen Stoß versetzen und die Leidenschaften der Religionsparteien im Innern zurückdrängen. Der König, gelockt von den glänzenden Bildern der Ehre und des Ruhmes, die dieser Kampf zu bringen versprach, ging eifrig auf Coligny's Pläne ein; Rüstungen aller Art wurden in Gang gesetzt, vor La Rochelle ein Korps von 6000 Mann zur Einschiffung nach den Niederlanden bereit gehalten; eine französische Freischar, meist Hugenotten, darunter der tapfere

la Noue, „der Eisenarm“, brach unter Genlis in Belgien ein, um Oranien zu Hülfe zu kommen; auf Coligny's Rath erschienen die Kaperschiffe der „Wassergeusen“ in den Gewässern von Holland, besetzten Brielle (1. April 1572) und gaben damit das Zeichen zur Erhebung. Als dann jene Freischaaren von Alba bei Bergen (Mons) geschlagen wurden (19. Juli), beschloß der Staatsrath, sofort ein neues Heer in Bereitschaft zu setzen. Es fehlte nur noch an der offenen Kriegserklärung, zu der auch England drängte, um dann nachzufolgen. In Madrid hegte man die ernstesten Besorgnisse.



Margaretha von Valois, Heinrich's IV. Gemahlin. Johanna d'Albret, Heinrich's IV. Mutter, Königinnen von Navarra und Béarn.

Die Vermählung Heinrich's und Margaretha's. Während so am Hofe die Politik Coligny's zur Herrschaft sich emporarbeitete, wurde noch ein anderes Band zwischen dem Königshause und der hugenottischen Linie der Bourbonen geknüpft. Schon bald nach dem Frieden hatte man vom Hofe aus den naheliegenden Gedanken angeregt, die beiden Familien durch eine Heirath Heinrich's von Navarra mit Margaretha, der Tochter Katharina's und Schwester Karl's IX., näher zu verbinden. Auch vom rein politischen Gesichtspunkte mußte es vortheilhaft scheinen, dem Erben von Béarn und Navarra eine königliche Prinzessin zu vermählen, so wenig diese übrigens selbst davon auch wissen wollte, denn ihre Liebe gehörte dem jungen Herzog Heinrich von Guise. Auch Heinrich's Mutter Johanna sträubte sich gegen die Verschwägerung mit der herrschsüchtigen Italienerin, der sie in tiefster Seele mißtraute. Aber ihr Staatsrath beschloß trotzdem, als der königliche Abgesandte Biron in Pau erschien, auf die Vermählung einzugehen (Januar 1572). Mit schwerem Herzen fügte sich Johanna und machte sich im Frühjahr persönlich auf, um das Nähere noch zu regeln. In Tours traf sie mit Katharina und Margaretha zusammen; da man sich jedoch über den Ort der Hochzeitsfeier, über die Residenz des jungen Paares und die Art der Religionsübung Heinrich's am Hofe nicht einigen konnte, so reiste Johanna weiter zum König nach Tours, wo sie mit großen Ehren empfangen wurde (4. März). Hier gab sie nun dem Begehren Katharina's nach, daß die Hochzeit in Paris gefeiert werde, und am 11. April wurde der Ehevertrag förmlich abgeschlossen. Der König achtete es nicht, daß Papst Pius V. durch Kardinal Alexander gegen die Heirath mit einem „Ketzer“ Einsprache erhob und auch den wegen zu naher Verwandtschaft der Brautleute nothwendigen Dispens zur Eingehung der Ehe verweigerte. Ja es wurde sogar, zunächst jedenfalls, um den Kardinal von Bourbon zur Einsegnung zu vermögen, ein (gefälschter)

Brief des französischen Gesandten in Rom vorgelegt, der das baldige Eintreffen des Dispenses in Aussicht stellte. So rüstete sich Heinrich zur Reise nach Paris, seine Mutter kam dort bereits Ende Mai an und stieg im Hôtel Condé ab. Doch fühlte sie sich bereits sehr schwach, wie sie schon in La Rochelle brustleidend gewesen war, eine natürliche Folge beständiger Aufregungen und unsäglicher Anstrengungen. Schon am 4. Juni mußte sie das Bett hüten, sie konnte noch ihre letzten Anordnungen treffen trotz großer Schmerzen und hat noch am 8. Coligny empfangen; am 9. Juni verschied sie friedlich im Glauben ihrer Kirche.

Ihr Tod schob die Hochzeitsfeier hinaus und warf zugleich einen finsteren Schatten auf das Fest. In Scharen strömte der hugenottische Provinzialadel nach Paris; am 9. Juli ritt auch Heinrich von Navarra mit starkem Gefolge ein, Alle in tiefer Trauer. In der fanatisch-katholischen Bevölkerung von Paris erregte freilich schon der Anblick so vieler Hugenotten dumpfen Groll und auch zwischen den Guisen und Coligny's Anhang war keine Freundschaft zu merken. Um die Ruhe zu sichern, verbot deshalb der König das Waffentragen, verpflichtete Coligny und die Guisen eidlich, nichts Feindliches gegen einander zu unternehmen, und wies die städtischen Behörden an, zur Aufrechterhaltung der Ruhe geeignete Maßregeln zu ergreifen, ließ auch, übrigens im Einverständniß mit Coligny, das königliche Garderegiment (etwa 1200 Mann) in die Stadt einrücken. Wie unter dem dumpfen Grollen des nahenden Ungewitters wurde am 18. August die Trauung in der Notredamekirche vollzogen; rauschende Feste folgten.

Die Urheberschaft der Bartholomäusnacht. Beruhte nun das Alles, die Verhandlung mit England, der Beschluß, die Niederländer gegen Spanien zu unterstützen, die Vermählung Margaretha's mit dem Bourbon, die Freundschaft Karl's IX. für Coligny, auf eitel Heuchelei und Verstellung des Königs und seines Hofes? Beabsichtigte er durch jahrelange Unterhandlungen mit einer Bosheit und Heimtücke ohne Beispiel nichts weiter, als die Führer der Hugenotten nach Paris und damit in ihr Verderben zu locken? An Verdachtsgründen gegen die Aufrichtigkeit der königlichen Familie fehlt es keineswegs. Auf Seiten der Hugenotten herrschte zum Theil tiefes Mißtrauen; Johanna von Navarra hielt den Frieden nicht für ehrlich, sie warnte Coligny an den Hof zu gehen. Ihr Minister Rosny hat einmal geäußert: „wenn die Hochzeit in Paris gefeiert wird, dann werden die Livreen mit Blut sich färben." Ende Juli berichtete der englische Gesandte Walsingham nach Hause: die Hugenotten fürchteten von einem Fehlschlage der niederländischen Unternehmung schlimme Folgen für ihre eigene Sicherheit. Nach vollbrachter Blutthat hat der königliche Hof in Madrid und Rom sich derselben als einer von langer Hand mit kaltem Vorbedacht geplanten gerühmt und die meisten zeitgenössischen Schriftsteller beider Bekenntnisse haben ihm geglaubt. Dunkle Andeutungen von bevorstehender Rache an den Hugenotten sind gelegentlich nach Rom und Florenz gegeben worden. Philipp II. hatte zudem schon 1560 gedrängt, die Häupter der Ketzer zu beseitigen, dann wieder Alba in Bayonne (1565) und noch von ihrem Sterbelager aus Königin Isabella von Spanien (1570), ebenso in haßerfüllten Briefen Pius V. Daß damit die Hauptsache gethan sei, glaubte man am königlichen Hofe allgemein. Und Gewissenhaftigkeit wahrlich konnte es nicht sein, die Katharina und ihren Anhang von solchem Plane abhielt. Die machiavellistischen Lehren empfahlen Alles, was zum Ziele, zur Beseitigung eines Gegners führte; die jesuitische Moral heiligte das Mittel durch den frommen Zweck, und daß den Ketzern keine Treue zu halten sei, war eine hundertfach verkündete und befolgte Lehre der heiligen römischen Kirche. Hat doch noch im Jahre 1573 der Kardinal von Lothringen den König ins Angesicht loben dürfen wegen der „Weisheit" und „frommen Heuchelei", mit welcher er die Vertilgung der Ketzer durchgesetzt habe.

So dachten diese Kreise. Und doch sträubt sich die menschliche Natur an einen solchen Abgrund von Heimtücke und Verstellung selbst in dieser verworfenen Gesellschaft zu glauben. Sie begreift die Bartholomäusnacht wol als das Werk der Leidenschaft, nicht aber als das Ergebniß teuflischer Vorausberechnung, gegen welche alle Bluttaten der französischen Revolution wie unschuldige Kindereien sich ausnehmen würden. Und vor Allem: einem kalten Verstand wie der, welcher Jahre lang an dem Netze für die Hugenotten gesponnen haben soll, hätten auch die endlosen politischen Schwierigkeiten nicht verborgen bleiben können, in welche die

vollbrachte That den französischen Staat dem Auslande gegenüber wirklich verstrickt hat. Fanatismus und Leidenschaft konnten sich über sie täuschen, nicht berechnende Ueberlegung.

Andererseits aber ist nicht zu verkennen: der Gedanke an eine gewaltsame plötzliche Beseitigung der hugenottischen Häupter hat lange am Hofe und bei Katharina bestanden.



Karl IX. und Katharina von Medici. Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Schon im Jahre 1567 hatte man die Aufhebung Condé's und Coligny's geplant (s. S. 434); die Königin war eine rachsüchtige Italienerin, sie hatte dem Admiral den Ueberfall von Meaux gewiß nicht vergessen. Durch die Lage der Dinge seit 1570 waren etwaige Rachepläne zurückgedrängt, vertagt worden, doch es bedurfte nur eines Anlasses, um sie wieder hervortreten zu lassen. So kann man den Hugenotten recht geben, wenn sie dem Hofe mißtrauten, denn im

Hintergrunde lauerte der Verrath, doch man darf und muß nicht glauben, daß Alles, was seit 1570 geschehen, nur gethan worden sei, um sie ins Netz zu locken.

Katharina's Sieg. Jenen verhängnißvollen Anlaß aber gab nichts Anderes als Coligny's wachsender Einfluß, sein Drängen auf den Krieg mit Spanien. Katharina war längere Zeit in Lothringen bei ihrer Tochter gewesen; als sie zurückkehrte, wurde sie mit Schrecken inne, daß nicht mehr sie, sondern der Admiral den König und Frankreich lenke. Kam nun vollends der flandrische Krieg zum Ausbruch, dann war seine Herrschaft gar nicht mehr anzufechten. Was aber kannte Katharina Höheres als ihre Herrschaft? Wer sie bedrohte oder gar ihr entriß, der war ihr Todfeind! Zudem war sie doch so weit katholisch, daß ihr ein Krieg für die Ketzer gegen die erste katholische Macht Europa's unerträglich schien. Weder in dieser Anschauung, noch in ihrem wieder auflodernden Hasse gegen Coligny stand sie allein; im Staatsrath hatten Anjou, ihr Lieblingssohn, und Tavannes gegen den Krieg mit Spanien gearbeitet. Ihnen schloß sie sich an. In einer thränenreichen Scene auf dem Jagdschlosse Montpipeau wußte sie zunächst bei dem König es durchzusetzen, daß die Kriegsfrage noch einmal im Staatsrathe zur Verhandlung gelangte. Als hier trotz Coligny's feuriger Rede die Entscheidung gegen den Krieg fiel, war der Admiral, der das Ergebniß monatelanger Bemühungen zerstört sah, tief betroffen und gereizt; wenn der König den Krieg nicht wolle, dann werde er um Erlaubniß bitten, mit seinen Freunden wenigstens den Niederländern zu Hülfe kommen zu dürfen, und prophetisch fügte er hinzu: „Der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vortheil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann." Doch gab er die Hoffnung noch nicht auf, den König zu gewinnen, und hätte England nicht mit der offenen Erklärung zu Gunsten der Niederlande gewartet, er hätte vielleicht doch noch den Sieg behalten. Mitten in den Festen der Hochzeit sprach er dem Könige wieder vom spanischen Kriege. „Laßt mir nur noch diese paar Tage", sagte Karl IX., „dann reden wir von Flandern."

Der Mordanfall auf Coligny. Das trieb die Königin vorwärts. Der Admiral war ihr Todfeind, also mußte er fallen, das war ihr einfacher Schluß, den Rachsucht und Leidenschaft diktirten. Anjou war mit ihr einverstanden, ebenso die Guisen, an ihrer Spitze der junge Herzog Heinrich von Guise, der, wie er meinte, die Ermordung seines Vaters an Coligny zu rächen hatte. Ein Hauptmann Montravel ließ sich gewinnen, aus einem Hause der Béthisystraße, das dem Kanonikus Villemur, einem Anhänger der Guisen, gehörte, auf den Admiral zu schießen. Als nun Coligny am 22. August, einem Freitage, Vormittags zwischen 10 und 11 Uhr vom Louvre, wo er eine Sitzung mit Anjou gehabt hatte, mit zwölf bis fünfzehn Edelleuten nach seiner Wohnung zurückritt, fiel aus einem vergitterten Fenster der verhängnißvolle Schuß. Die drei Kugeln, mit denen das Gewehr geladen war, zerschmetterten ihm den Zeigefinger der rechten Hand und durchbohrten ihm den linken Arm. Erbittert schlagen seine Begleiter die Hausthür ein, sie finden das Gewehr, aber nicht den Mörder; auf einem Pferde Guise's war er durch das Antonsthor entkommen. Während der Verwundete nach seiner nahen Wohnung gebracht wird, und ihm dort unter großen Schmerzen der königliche Wundarzt Paré den zerschossenen Finger amputirt, eilen Condé und Navarra zum König. Sie treffen ihn beim Federballspiel. Zornig wirft er bei der Kunde das Schlagnetz zur Erde: „Beim Tode Gottes, soll ich denn nie Ruhe haben?" ruft er aus und verspricht die strengste Untersuchung. Am Nachmittage fährt er, von seiner Mutter und Anjou angstvoll begleitet, zu Coligny. Dort soll ihn der Admiral nochmals vor Beiden gewarnt haben; der König war auf der Rückfahrt finster, fuhr dann gegen Beide heftig heraus. Inzwischen beriethen die Führer der Hugenotten. Viele waren für sofortige Abreise; da indeß der König auf Befragen dem Admiral eine Wohnung im Louvre anbot, und als dieser sie ablehnte, seinen Glaubensgenossen erlaubte, sich in seiner Nähe einzuquartieren, so beruhigte sich allmählich die Stimmung. Zudem traf die städtische Behörde Vorkehrungen zur Aufrechterhaltung der Ruhe, Thore und Wachen wurden besetzt; vor Coligny's Haus kamen 50 Mann königlicher Garden. Den Guisen aber begegnete der König so feindselig, daß sie am Sonnabend (23.) die innere Stadt verließen. Als der Abend kam, waren Coligny's Freunde ganz außer Sorgen; beruhigende Briefe gingen an die

Freunde in den Provinzen ab. Noch blieb Coligny's Schwiegersohn Téligny bei ihm bis gegen Mitternacht, dann ging auch er in sein Quartier. Nur die Diener und fünf Schweizer Navarra's wachten im Hause.

Da stieg das Verderben herauf, blitzschnell und riesengroß.

Die Bartholomäusnacht. Für Katharina und Anjou waren seit der Verwundung des Admirals bange Stunden verflossen. Coligny nicht todt, vielmehr in der Besserung begriffen, die Guisen des Mordversuches so gut wie überführt, der König dem Admiral geneigter als je, dies war die Lage. Nach einer schlaflosen Nacht kamen am Sonnabend Morgen Beide dahin überein, der Admiral müsse sterben. Aber dafür mußte man den König gewinnen. Am Nachmittage trafen die Beiden im Garten der Tuilerien mit Tavannes, Gonzaga, Retz und anderen Vertrauten zusammen, und hier muß die ungeheure Lüge ersonnen worden sein, welche Karl IX. mit fortriß. Am Abend begaben die Verschworenen sich zum König. Da stellt ihm Katharina vor: die Hugenotten rüsteten zum Kriege, zum Sturze des Königs, veranstalteten Werbungen in Deutschland und in der Schweiz. Die Katholiken aber, der ewigen Unruhen überdrüssig, seien entschlossen, selbständig gegen die Ketzer vorzugehen, wenn Karl damit zögere; dann würde er allein zwischen den Parteien stehen. Gegen solche Gefahren gäbe es ein einziges Mittel: Coligny's Tod. Der König sträubt sich lange gegen die Lüge; der Mann, der seit beinahe einem Jahre sein ganzes Vertrauen genossen, der soll so schwarzen Verrath gegen ihn sinnen? Doch es ist die eigene Mutter, die ihm das erzählt, die Anderen bestätigen ihre Aussagen, rathen zu demselben Mittel, nur der Marschall Retz widerspricht: Zerstörung alles Vertrauens, endloser Bürgerkrieg würden die Folgen einer solchen Blutthat sein. Der König schwankt; dann, nach seiner leidenschaftlichen Natur, schlägt er plötzlich ins Gegentheil um, fährt wüthend auf: „der Admiral soll sterben und alle Hugenotten sollen sterben, damit mir Keiner einen Vorwurf machen kann!" So hat Anjou später erzählt. Mag sein, daß der Plan zunächst nur dahin ging, die Häupter der Hugenotten zu treffen; aber Katharina und alle Anderen mußten wissen, daß der Weg zu ihnen nur über Hügel von Leichen ging. Denn die königlichen Garden und die bewaffnete Gefolgschaft der Guisen, die zunächst zur Verfügung standen, reichten nicht aus; den Fanatismus der Pariser Bevölkerung mußte man zu Hülfe rufen, wenn das Werk gelingen sollte, und wer konnte sagen, wo dieser Halt machen werde? So wird noch in der Nacht Le Charron, Vorsteher der Kaufmannschaft (d. h. der Bürgerschaft, prévôt des marchands), nach dem Louvre beschieden. Dem wird erzählt, eine große Verschwörung der Hugenotten sei entdeckt; er möge auf der Stelle die Thore sperren, alle Fahrzeuge vom rechten Seineufer nach dem linken bringen und dort anschließen lassen, die Bürgerschaft müsse unter Gewehr treten. 20,000 Bewaffnete erklärte auf Befragen Le Charron sofort stellen zu können. Indeß konnten die Befehle dazu erst am Morgen des 24. August, des Bartholomäustages, eines Sonntags, ausgefertigt werden; was in der Nacht geschah, kommt lediglich auf Rechnung der Garden und der Guisen. Der Herzog Heinrich sollte Coligny auf sich nehmen.

Eine Stunde vor Tagesanbruch sollte die Glocke des Palais (de justice) auf der Seineinsel das Zeichen zum Losbruch geben. Etwa zwei Stunden nach Mitternacht fanden sich deshalb der König, Katharina und Anjou in einem Zimmer des Louvre ein, das nach dem großen Platze hinausging. Fackelglanz erhellt die Straßen, die Garden sind unter Waffen. Da schickt die Königin, ungeduldig das Signal erwartend, nach einer nahen Kirche hinüber und befiehlt Sturm zu läuten, und so giebt früh 3 Uhr die gellende Glocke von St. Germain l'Auxerrois das Zeichen zum Massacre. — Das erste Opfer ist Coligny. Guise's Bewaffnete stürmen sein Haus, sein Zimmer, bedecken ihn mit Stichen und Hieben, werfen den Körper zum Fenster hinaus in den Hof, wo Guise triumphirend ihn empfängt. Schreiende Haufen von Bewaffneten wälzen sich nun von Straße zu Straße, von Haus zu Haus; Schüsse und Waffenklirren, Angst- und Wuthgeschrei hallen durch die Nacht. Gegen Morgen tritt auch die Bürgergarde in Thätigkeit, mit weißen Binden um den Arm, Pöbelhaufen schließen sich an. Und nun vereinigen sich Fanatismus und Privathaß, Raubsucht und Mordgier zu einem entsetzlichen Knäuel, toben losgelassen durch die engen Gassen der ungeheuren Stadt.



Scenen aus der
Nach einem zeitgenössischen



Pariser Bluthochzeit.
Stiche aus der Kollektion Hennin.

Einige Freunde Coligny's, in der Meinung, ein Pöbelaufruhr bedrohe sie, eilen nach dem Louvre, um sich unter den Schutz des Königs zu stellen. Aber dort angelangt — etwa 7 Uhr früh — sehen sie einen Haufen königlicher Garden auf sich eindringen und feuern, sie hören ihren Ruf: „Schlagt todt, schlagt todt!" sie sehen, wie der König selber an einem Fenster des Schlosses steht. Ja, er soll selbst auf die Flüchtlinge geschossen haben. In die Höfe, bis in die Gemächer des Louvre hinein dringen die Mörder: Navarra und Condé retten sich nur durch das Versprechen sofortigen Uebertritts. Schon ist das Blut in Strömen geflossen, Hunderte von Leichen liegen auf den Straßen, treiben in der Seine, da macht der Prévôt gegen Mittag beim Hofe Vorstellungen gegen das wahnsinnige Morden und erhält auch wirklich den Befehl, den Ausschreitungen des Pöbels entgegenzutreten, aber das hilft wenig; Tage lang dauert noch die Schlächterei in den Häusern, sie verbreitet sich auch in die nähere Umgegend; noch am 26. mußten Befehle dagegen erlassen werden.

Während noch die Mordbanden durch die Straßen zogen, gingen königliche Briefe in die Provinzen ab mit der Erklärung: die Guisen hätten aus Privatrache sich gegen Coligny erhoben, der König habe sie nicht hindern können; im Uebrigen wolle er das Edikt (von 1570) beobachtet wissen. So versuchte der Hof noch am 24. die Blutschuld von sich abzuwälzen. Doch die Guisen waren die Narren nicht, sie vor der Welt allein auf sich zu nehmen. So ließ sich der König am 26. August vor dem Pariser Parlamente vernehmen: es sei Alles auf seinen Befehl geschehen, wegen Coligny's Verschwörung sei die Untersuchung eingeleitet. An diesem Märchen hielt er auch dem Auslande gegenüber fest; doch in die Provinzen erging am 28. die Weisung: das Edikt bleibe bestehen, nur einstweilen habe man den reformirten Gottesdienst einzustellen.

Das Blutbad in den Provinzen. Nichtsdestoweniger ist es unzweifelhaft, daß erst die Nachrichten und Befehle von Paris her in den Provinzen den Fanatismus entfesselten, denn überall brach er erst los, als das Massacre in der Hauptstadt bekannt wurde, zu ganz verschiedenen Zeiten, je nach der größeren oder geringeren Entfernung von Paris. So wurde ganz Frankreich mit Blut überschwemmt. In Orléans begann das Morden am 26. August; in Troyes am 27.; in Lyon fielen seit dem 29. 1500—1800 Opfer, die Rhone war mit Leichen bedeckt. Anderwärts erfolgten erst Massenverhaftungen, dann stürmte der Pöbel die Gefängnisse und erschlug die darin verwahrten Hugenotten, so in Bourges, Toulouse, Rouen. Bis in den September hinein währte die Schlächterei. Nur einzelne Provinzen blieben Dank dem Muth und der Menschlichkeit ihrer Gouverneure frei von der Blutschuld, so die Provence, Dauphiné, Languedoc, Auvergne, Burgund, Picardie und Bretagne. Aber auch so war die Zahl der Gemordeten entsetzlich hoch: die Angaben für das ganze Land schwanken zwischen 12,000 und 100,000, für Paris allein zwischen 2000 und 4000.

Und der Erfolg? Ein grauenvolles Verbrechen warf Frankreich in den Bürgerkrieg zurück, isolirte es vollständig und richtete das Königthum der Valois zu Grunde. In Madrid freilich gab es Prozessionen, in Rom Freudenschüsse von der Engelsburg und ein Dankfest in der Kirche des heiligen Ludwig; Denkmünzen verewigten das ruhmvolle Ereigniß. In den französischen Provinzen aber unter den Hugenotten herrschte Entsetzen und Wuth, vollends als ein neues königliches Edikt vom 16. Oktober entgegen dem früheren die Austreibung aller reformirten Prediger befahl, ein zweites vom 19. November nur die Freiheit des Gewissens, nicht des Gottesdienstes gestattete und ein Gerichtsverfahren voll schändlicher Willkür zwei angesehene Männer als angebliche Mitverschworene Coligny's zum Tode verurtheilte, neben ihnen eine Strohpuppe, die den Admiral vorstellte, auf dem Grèveplatze vor dem Stadthause aufknüpfen ließ (29. Okt.) und Schloß Chatillon, den Sitz seines Geschlechtes, der Erde gleich zu machen befahl.

Der vierte Religionskrieg. Unter s[illegible] Umständen war an friedliche Unterwerfung der Hunderttausende von Hugenotten nicht z[illegible]. In manchen Provinzen hielten sie sich allerdings zunächst ruhig, auf das erste königliche Edikt vom 28. August vertrauend, bald aber rüsteten sie sich allerorten zu entschlossener Gegenwehr. La Rochelle, der einzige der vier Sicherheitsplätze, der noch in ihren Händen war, wies die Aufforderung, königliche Besatzung einzunehmen, ab und öffnete den hugenottischen Flüchtlingen seine Thore; Montauban, Nîmes,

Sancerre (an der obern Loire) trafen kriegerische Vorbereitungen; überall bildeten sich protestantische Vertheidigungsbündnisse, wurden Truppen geworben, Befehlshaber bestellt. Doch der Mittelpunkt des Widerstandes wurde La Rochelle. Das königliche Heer, das sich in seiner Nähe zur Einschiffung nach Flandern zusammengezogen, begann jetzt unter Biron die Einschließung; bald trafen Verstärkungen und Geschütze ein und im Februar 1573 übernahm Anjou das Kommando. Von der Seeseite her blockirte ein königliches Geschwader die Stadt, von der Landseite begann am 28. Februar die Beschießung. Am 7. April wagten die Belagerer nach furchtbarem Bombardement den Sturm, er mißlang, und nicht besser war der Erfolg eines zweiten am 26. Mai. Denn mit verzweifelter Tapferkeit hielten die Vertheidiger die Breschen, selbst Frauen standen in ihren Reihen. Auf der andern Seite aber versuchte umsonst Montgomery mit einem in England gebildeten Geschwader die Blockade zu durchbrechen. So wurde die Noth groß in der Stadt und die Neigung zur Uebergabe immer stärker. Gleich heldenmüthig wehrte sich das kleine Sancerre mit nur 800 Bewaffneten gegen eine achtfache Ueberzahl unter La Chastre, Gouverneur von Berry, seit dem Januar 1573. Da Beschießung und Stürme fruchtlos blieben, so suchte La Chastre die Stadt auszuhungern. Doch hat sie trotz entsetzlicher Noth bis in den August widerstanden. In Languedoc dagegen führte der Gouverneur Heinrich Montmorency, Marschall Danville, ein entschiedener Anhänger der „dritten Partei“, den Krieg nur lau und schloß mit Nîmes sogar einen Waffenstillstand. In Guyenne richtete Villars gleich gar nichts aus, denn seine besten Truppen mußte er an Anjou abgeben.

Nirgends also zeigte sich ein wirklich durchschlagender Erfolg; von einer Unterwerfung, geschweige von einer Vernichtung der Hugenotten war keine Rede. Dazu herrschte im königlichen Lager die Zwietracht des bösen Gewissens. Viele ehrenhafte Katholiken wollten mit Guise und den anderen Mördern nichts zu thun haben; mit Entsetzen glaubten sie beim Spiel unter den Würfeln des Herzogs Blutstropfen zu erblicken; selbst Franz von Alençon, Anjou's Bruder, zeigte sich als Gegner dieser blutbefleckten Bande. Sie hatte das Land wieder in einen unabsehbaren Bürgerkrieg geschleudert und es zugleich in unentwirrbare Schwierigkeiten mit dem Auslande verstrickt. Die natürliche Politik Frankreichs mußte sich gegen die spanisch-habsburgische Uebermacht wenden, an die evangelischen Fürsten Deutschlands, an England und die Niederlande sich anschließen. Jetzt hatte man die Niederländer sich selbst überlassen und das tiefste Mißtrauen der Königin Elisabeth erregt. Die Verhandlungen über ihre Vermählung mit Alençon kamen gänzlich ins Stocken; die Königin forderte die Bestrafung der Bartholomäusfrevel, deren Urheberschaft natürlich ihr gegenüber Karl IX. ableugnete, und gerechte Behandlung der Protestanten; sie drohte schließlich La Rochelle zu Hülfe zu kommen. Mit den deutschen Fürsten hatte Schomberg verhandelt, um sie gegen die Pläne Philipp's II. auf die Kaiserkrone, wie gegen die Bewerbung des Erzherzogs Ernst um die polnische Krone und für die Begünstigung Anjou's zu gewinnen; jetzt stieß er überall auf Mißtrauen, Verstimmung, hier und da offene Feindschaft. So hatte die Blutthat alle natürlichen Beziehungen Frankreichs zum Auslande gebrochen oder gelockert, das Land völlig isolirt, es in die Gefahr gebracht, sich Spanien in die Arme werfen zu müssen, und diesem gefährlichsten Gegner mit dem Verzicht auf die Unterstützung der Niederländer einen unschätzbaren Dienst geleistet. Mit Mühe wehrte man schon die spanische Zumuthung ab, der heiligen Liga beizutreten. Diese auswärtigen Schwierigkeiten zwangen den Hof zur Umkehr gegenüber den Hugenotten. Am 24. Juni 1573 bewilligte Anjou, nachdem er 22,000 Mann auf dem Platze gelassen, für La Rochelle eine Kapitulation, die der tapfern Stadt gegen Anerkennung der königlichen Autorität freie Religionsübung gewährte. Sie wurde dann die Grundlage des königlichen Friedensedikts von Boulogne (Anfang Juli 1573). Es machte dasselbe Zu[illegible]ndniß nur noch an Nîmes und Montauban; überall sonst erhielten die Reformirten nur [illegible]nsfreiheit. Ein dürftiger Rest der Errungenschaften von 1570! Sie vollständig wiederzugewinnen, blieb seitdem ihr standhaft verfolgtes Ziel; der Friede von 1573 galt ihnen als Waffenstillstand, nicht als Friede.



Ursprung und Beginn des niederländischen Freiheitskrieges.

Schon im Verlaufe der vorhergehenden Darstellung ist die enge Verkettung der französischen Verhältnisse mit denen in den nahen Niederlanden und dadurch in Spanien hervorgetreten, wie auf der andern Seite der Einfluß der spanischen Politik auf die Geschicke Frankreichs. Aber in dieser Zeit wirkte Spanien doch nur gelegentlich auf den Gang der Dinge dort ein, um auch hier die Ketzerei niederzuwerfen, und gewiß war es in seinem Interesse, daß der Staat, welcher bisher den spanischen Weltherrschaftsplänen so nachhaltig widerstanden, durch die Religionskriege gespalten und nach außen vollständig gelähmt war. So haben die Ereignisse in Frankreich die Pläne Philipp's II. eher begünstigt als gehemmt. Den entscheidenden Stoß versetzte ihnen erst der Aufstand der Niederlande. Er hat die spanisch-habsburgische Macht so geschwächt, daß, als sie sich zum letzten Waffengange mit dem deutschen Protestantismus anschickte, sie nicht mehr zu siegen vermochte, und so haben diese Niederländer, indem sie sich gegen Spanien erhoben, und vom deutschen Reiche im Stiche gelassen, sich auch von ihm trennten, doch thatsächlich für die Erhaltung deutsch-protestantischen Wesens gestritten.

Auf welche Weise die Niederlande unter spanisches Scepter gekommen waren, ist bereits früher besprochen worden (s. S. 112). Als der spätere Kaiser Karl V. sie im Jahre 1506 von seinem Vater Philipp I. erbte, bestanden sie aus den dreizehn Landschaften, welche wir beim Reiche Burgund kennen lernten und aus der Grafschaft **Artois**, die schon früher dazu gehört hatte, von Frankreich aber eingezogen und erst von Maximilian I., Karl's Großvater, wieder heimgebracht worden war. Karl erlangte von dem bisherigen Erbstatthalter Herzog Georg von Sachsen **Friesland** mit **Groningen** durch einen Abfindungsvertrag (1515) und bewog weiter den Bischof Heinrich von **Utrecht** zum Verzicht auf das Gebiet des Stifts, welches außer der unmittelbaren Umgebung der Stadt ganz Overyssel umfaßte (1527). Länger dauerte der alte Streit mit Karl von Egmont, Herzog von **Geldern** (mit Zütphen). Zwar erkannte dieser im Jahre 1528 die habsburgische Oberhoheit an, aber nach seinem Tode wurde das wichtige Gebiet mit dem Herzogthum Jülich-Cleve vereinigt (1539) und erst im Jahre 1543 an Karl V. abgetreten (s. S. 285). Seitdem umfaßten die habsburgischen Niederlande im Ganzen siebzehn Provinzen, nämlich: **Friesland, Groningen, Overyssel, Geldern, Utrecht, Holland, Seeland, Zütphen, Brabant, Antwerpen, Mecheln, Limburg, Flandern, Hennegau, Namur, Luxemburg** und **Artois**.

Natürliche Gegensätze. Diese Landschaften bildeten nun in keiner Beziehung eine Einheit, zeigen vielmehr auf allen Gebieten des Daseins eine überaus große Mannichfaltigkeit. In natürlicher Beziehung scheiden sie sich in das kleinere Hügel- und Bergland im Süden, und die ausgedehnte Tiefebene, die den größten Theil des gesammten Gebietes bildet und von den mächtigen Strömen: Schelde, Maas und Rhein durchflossen wird. Die Bevölkerung

war und ist überwiegend niederdeutsch; nur den Strich südlich einer von West nach Ost gezogenen Linie, die Brüssel schneidet, nehmen die romanischen Wallonen (Wälsche) ein, auch sie von germanischen Elementen durchsetzt. In wirthschaftlicher Beziehung waren damals die nördlichen Landschaften vorwiegend auf Fischfang und Viehzucht, nur in einzelnen begünstigteren Strichen auch auf Ackerbau angewiesen, der Süden hatte neben ergiebigem Anbau des reichen Bodens eine glänzende Industrie und einen großartigen Handel entwickelt. In ihm also ruhte damals durchaus der Schwerpunkt des ganzen Gebietes.

Fischfang, Landwirthschaft, Gewerbe. Zahlte doch bei allgemeinen Steuern das Herzogthum Brabant, das Kernland des Südens, ein Viertel, Holland nur ein Zwölftel, Seeland gar nur ein Achtundvierzigstel des Gesammtbetrages. Der Fischfang, den Nordländern durch ihre Küsten- und Insellage besonders ergiebig gemacht, beschäftigte für den Heringsfang allein, namentlich an den schottischen Küsten, eine Zahl von 700 Fahrzeugen, die gelegentlich 50,000 Lasten alljährlich nach Hause führten, und die holländische Erfindung des Pökelns, das nach seinem Urheber Beukelson so genannt wird, gestattete die Versendung der Fische nach Deutschland, Frankreich, England und Spanien. Die Viehzucht blühte vor Allem in den grasreichen Niederungen Flanderns, in den Marschen Frieslands und Hollands; diese Landschaft produzirte alljährlich etwa für eine Million Dukaten Butter und Käse. Gewaltige Deichbauten, durch wohlgeordnete Genossenschaften errichtet und im Stande gehalten, schützten die tiefliegenden Marschen vor den Ueberflutungen der grimmigen Nordsee, die ganze Quadratmeilen schon verschlungen hatte, und zahllose Kanäle durchzogen das Flachland, ebenso wichtig für die Entwässerung wie für den Binnenverkehr. So gedieh der Anbau des Landes zu einer Vollkommenheit, wie kaum anderwärts. Neben der Gewinnung der Brotfrüchte pflegten die Niederländer auch den Obst- und Gemüsebau; selbst den Wein, welcher um Löwen, Namur und Luxemburg wuchs, fanden sie trinkbar. Unübertroffen war der Süden in seiner gewerblichen Thätigkeit, die in manchen Strichen bis auf die vorrömische Zeit zurückgeht. In Flandern, Brabant und Süd-Holland blühte die Leinweberei; Douay lieferte die feinsten Tischtücher; in Amsterdam, Rotterdam, Haarlem, in Courtray (Koortryk), Tournay (Doornik) und Lille (Ryssel) arbeiteten Tausende von Tuchmachern; Löwen und Gent ahmten die feinsten ostindischen Shawls und Seidenwaaren nach; Arras, später auch Brüssel, ragte durch die Fabrikation von Teppichen und Seidenstoffen, die nach der ersten Stadt Arazzi hießen, so hervor, daß die berühmten Raffael'schen Tapeten für die Sixtinische Kapelle hier hergestellt wurden (s. S. 72). Da wo Kohle und Eisen nahe bei einander lagern, um Lüttich und überhaupt an der mittleren Maas, blühte die Fabrikation von Eisenwaaren, besonders von Waffen. Anderwärts fanden in dem reichen Lande die in der künstlerischen Luxusarbeit geübten Gold- und Silberschmiede lohnende Beschäftigung; in Antwerpen z. B. gab es am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts nicht weniger als 412 Meister darin. So war schon damals der der niederländische Süden, das heutige Belgien, das erste Industrieland der Welt.

Handel. Eine so blühende Industrie mußte einen lebhaften Aus- und Einfuhrhandel hervorrufen und die günstige Lage des Landes zwischen Deutschland, Frankreich und England, und an der großen Wasserstraße nach dem Nordosten und Südwesten Europa's gestattete ebenso einen schwunghaften Zwischenhandel. Niedrige Zölle kamen ihm zudem entgegen. Sein Mittelpunkt war seit etwa 1490 nicht mehr Brügge, das durch die Versandung seines Hafens allmählich für größere Schiffe unzugänglich wurde, sondern Antwerpen. Denn von hier aus gelangte man zur See in einem Tage nach England, in dreien nach Schottland, in fünfen nach Dänemark, in zehn nach Spanien und Portugal. Die Entdeckung Amerika's und des direkten Seeweges nach Indien hatte Antwerpens Bedeutung nur noch gesteigert. So kamen hierher aus Lissabon Edelsteine, Gewürze und Zucker, aus Italien Seide und Goldstoffe, aus Frankreich besonders Wein, aus England Zinn, Wolle und Tuch, von den Ostseelanden Korn und Holz, aus Deutschland Wein, Tuch, Waffen rc. Dabei war die zugeführte Gütermasse beständig im Wachsen. So betrug z. B. im Jahre 1550 der Werth der portugiesischen Waaren 300,000 Dukaten, im Jahre 1566 der des Zuckers und der Gewürze allein schon 1,600,000 Dukaten.

1550 wurden aus Italien für eine Million Stoffe eingeführt, 1566 für drei Millionen. Die ostseeländische Einfuhr betrug 1550 überhaupt $2^{1}/_{2}$ Millionen, 1566 allein an Getreide über $1^{1}/_{3}$ Million. Außerordentlich wuchs namentlich der Werth der englischen Einfuhr, belief er sich im Jahre 1550 auf 300,000 Dukaten überhaupt, so erreichte 1566 das eingeführte englische Tuch allein den Werth von 5 Millionen, denn die Einwanderung niederländischer Tuchmacher nach England wuchs seit 1550 rasch, da die Furcht vor der Inquisition Tausende verscheuchte. Desgleichen war die Ausfuhr niederländischer und fremder Produkte nach England im beständigen Steigen begriffen. Um 1510 hatten die Niederländer zu London in hölzernen Buden Bürsten uud Töpfe feilgeboten, im Jahre 1550 gehörten ihnen dort die prächtigsten Kaufläden; in demselben Jahre wurden für $^{1}/_{2}$ Million Dukaten Seide, Spezereien 2c. nach England geführt; 1566 belief sich der Gesammtverkehr beider Länder auf etwa 12 Millionen. So bedeutend hatten sich ihre Beziehungen gestaltet, daß sie die Politik Elisabeth's ganz besonders bestimmten.

Unter solchen Umständen entwickelte sich Antwerpen neben Lissabon zum ersten Handelsplatze der Welt. Im Jahre 1526 berechnete man seine Bevölkerung auf 87,000 Seelen; um 1566 wird sie, abgesehen von den zahlreichen, zeitweise anwesenden Fremden gegen 115,000 betragen haben, und ein Venetianer machte damals die Bemerkung, daß man hier in einem Monate mehr Geschäfte abwickle, als in Venedig binnen zwei Jahren. Zählte doch die Handelswelt Antwerpens etwa 1000 fremde Firmen, unter denen die deutschen Fugger und Welser neben den italienischen Häusern der Gualterotti und Bonvisi und den portugiesischen Kontoren standen; 5000 Kaufleute besuchten täglich seine Börse; 2000 Schiffe lagen auf dem breiten Scheldestrome vor Anker, oft liefen an einem Tage ihrer 500 ein. Mehr als 2000 Frachtwagen gingen wöchentlich landeinwärts, dazu 10,000 Getreidewagen und Bauernfuhren. Daß unter solchen Verhältnissen auch der Geschäftsbetrieb sich rasch vervollkommnete, versteht sich von selbst. Zahlreiche Geldwechsler, meist Lombarden, vermittelten den Geldverkehr; große Handelsgesellschaften wagten umfängliche Unternehmungen auf eigene Rechnung und Gefahr.

Bevölkerung. Das reichste Land Europa's waren die Niederlande, auch eines der am dichtesten bevölkerten. Während man die Bevölkerung Frankreichs damals auf etwa 12, die Spaniens auf 10 Millionen veranschlagen kann, zählte das ungleich kleinere Gebiet der Niederlande mindestens 3 Millionen Einwohner, die in 208 ummauerten Städten, 150 Flecken und 6300 Kirchdörfern wohnten. Aus Allem ergiebt sich der Werth dieses Besitzes für Spanien. Ganz abgesehen von dem hier aufgehäuften Reichthume leistete auch kein anderes Land der spanischen Krone so viel für politische Zwecke wie die Niederlande. Unter Karl V. hatten sie einmal in wenigen Jahren 24 Millionen Dukaten aufzubringen, für einen seiner Kriege gingen 40 Millionen auf. Hier sei das wahre Indien, konnte ein Italiener mit vollem Rechte behaupten.

Bildende Kunst. Doch die Niederländer haben ihren Wohlstand nicht nur zur Befriedigung materieller Bedürfnisse, zu reichlichem Leben verwendet; dieses reichste Land hat vor Allem in seinem südlichen Theile zugleich in der Pflege geistiger Interessen, in Kunst, Literatur und Wissenschaft sehr Bedeutendes geleistet. Mächtige Kirchen, stolze Rath- und Gildehäuser hatten die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters in reichster Spätgothik entstehen sehen. Als jetzt überall die Renaissance zur Herrschaft gelangte, fand sie auch in den Niederlanden allmählich Aufnahme, zunächst allerdings nicht in der Anlage der Bauten, sondern nur in der Ausschmückung. So entstand die Jakobskirche in Lüttich (1531), das prachtvolle Rathhaus daselbst, ein Werk des Cornelis de Vrient (1560). Der Norden hielt dagegen noch bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein an der alten Weise fest, so daß z. B. noch 1545 zu Delft ein vollkommen gothisches Haus erbaut werden konnte. Der erste wirkliche Renaissancebau ist dort ein Gasthaus zu Hoorn vom Jahre 1563. Dann unterbrach der Kampf mit Spanien die weitere Entwicklung; erst nach dem Siege regte sich auch wieder die künstlerische Thätigkeit.

Die volksthümlichste Kunst war jedoch in den Niederlanden die Malerei, vorbildlich für die deutsche, und ihr deshalb aufs Engste verwandt (s. S. 332) und wie sie gefördert durch die zahllosen Vereine und Gilden, von denen fast jede in den Kirchen des Ortes eine besondere Kapelle oder einen Altar besaß und sie mit Weihgeschenken immer reicher zu schmücken sich bemühte.



Panorama von Antwerpen zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts.
1. Burgkirche. 2. Fleischhaus. 3. Burg. 4. Fischerthor. 5. Dom.

Bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts beherrschte die Schule der Gebrüder Eyk die niederländische Malerei, vertreten durch bedeutende Meister wie Quentin Massys (Messys 1466—1531) und Lukas von Leyden (1494—1533), die Beide wesentlich biblische Stoffe darstellten. Andere, wie Peter Brueghel der Aeltere (1530—1569), der sogenannte Bauernbrueghel, wandten sich mehr der Schilderung des Volkslebens zu, oder auch der Landschaft, so Joachim de Patenier, Gegenständen, welche überhaupt der deutsch-niederländischen Weise entsprachen (s. S. 334). Aber mit dem Anbruch einer neuen Anschauung, wie die Reformation sie herbeiführte, zeigte sich die alte Weise doch nicht mehr ausreichend, und zugleich machte sich der Einfluß Italiens mächtig geltend. Der rege Handelsverkehr zwischen beiden Ländern vermittelte auch den Austausch geistiger Güter. Von den Niederländern lernten zuerst die Venetianer die Oelmalerei; bei den Italienern gingen jene dann in die Schule. Zahlreiche Niederländer verweilten fortwährend namentlich in Rom, wo sie einen besonderen landsmannschaftlichen Verband bildeten; sie kopirten eifrig die Meisterwerke Michelangelo's und Raffael's, später auch der Venetianer, und arbeiteten fleißig in den Werkstätten bedeutender Maler. Zunächst freilich ahmten sie die Kunstweise der Renaissance fast nur im architektonischen Beiwerk nach; erst allmählich gewinnen auch die Bewegungen der Gestalten größere Freiheit, die Gruppirung wurde ungezwungener und zugleich symmetrischer. Voran stehen hier Jan Gossaert aus Maubeuge (Mabuse 1470—1531), Barend van Orley in Brüssel (1490 bis 1542), der Raffael persönlich kannte und die Ausführung seiner Tapeten in Brüssel überwachte, und Jan Schoreel (1495—1562), der im Jahre 1522, von seinem Landsmann Papst Hadrian VI. hochgeehrt, in Rom verweilte. Seit etwa 1550 drang dann die italienische Weise, wie sie z. B. Michael von Coxin (1499 bis 1592) vertrat, vollständig durch und vermittelte den Uebergang zur Hochblüte der niederländischen Malerei im siebzehnten Jahrhundert, ohne jedoch an sich eine selbständige Bedeutung beanspruchen zu können.



Jan van Eyk.

Literatur. Nicht von einem fürstlichen Hofe, sondern von Stadtgemeinden und Genossenschaften erfuhren auf diesem Boden die bildenden Künste ihre vornehmste Förderung. So auch die Literatur. Nach dem Vorbilde weniger der deutschen Meistersingerschulen als französischer Theatervereine (s. S. 411) entstanden in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die sogenannten „Gilden oder Kammern der Rhetorik“ (Kamers van Rhetoryke, Rederyker), die erste zu Oudenarde im Jahre 1441, seitdem fast in jeder Stadt, jede mit besonderer Verfassung, mit Namen, Sinnspruch und Wappen, jede unter einem Vorsitzenden, der den stolzen Titel eines Königs oder Herzogs oder Prinzen führte, und ebenso seinen Hofnarren hatte, wie die wirklichen Fürsten jener Zeit. Die Hauptthätigkeit dieser Gilden richtete sich auf die Dichtung und Aufführung dramatischer Werke ähnlich den deutschen Passionsspielen und den französischen Moralitäten und meist moralisch-religiösen Inhalts, aber oft von satirischem oder lehrhaftem Charakter, in mancher Beziehung ein Ersatz der fehlenden Tagespresse. Das trug denn diesen Gilden schon unter Philipp dem Guten (1419—1467) mehrfach Verbote und Verfolgungen

ein, die freilich wenig ausrichteten, und Philipp der Schöne versuchte sie dadurch unschädlich zu machen, daß er sie im Jahre 1493 unter seinen Schutz nahm und ihnen die Gesellschaft „Jesus mit der Balsamblume" in Mecheln als Aufsichtsbehörde bestellte. Indeß fügten sich die meisten Vereine gar nicht und wurden nachmals in ihrer Unabhängigkeit die erste Pflanzstätte kirchenreformatorischer Bestrebungen. Auf niederländischem Boden entstand auch der Reinecke de Vos durch Hendrik von Alkmaar (s. S. 138).

Musik. Klassisch wurden die Niederländer während der zweiten Hälfte des fünfzehnten und der ersten des sechzehnten Jahrhunderts in der Ausbildung der kirchlichen Musik. Sie behandelten die Messe als ein vielgegliedertes Ganze und wußten in ihr auf Grund vielstimmiger Harmonie in den Formen der Fuge und des Kanons die religiöse Empfindung zum erschöpfenden Ausdruck zu bringen; daneben bildeten sie die Motette als die musikalische Auslegung eines Psalms oder besonders ergreifender Stellen der Evangelien und Propheten in reichster Weise durch. So wirkten Johannes Ockeghem, Josquin de Pres, Clemens und Roland de Lattre (Orlando Lasso 1520—1594), dieser besonders groß in seinen ergreifenden Bußpsalmen. Adrian Willaert aber verpflanzte diese niederländische Musik nach Venedig (s. S. 352).



Denkmal des Orlando di Lasso in München.

Schaustellungen. Alle Künste wirkten in den niederländischen Städten zusammen bei jenen prunkvollen Schaustellungen, welche der lebensfrohe Sinn dieses Volkes zu den großen Kirchenfesten, bei dem feierlichen Huldigungseinzuge eines Fürsten, der Joyeuse entrée, der Blyde inkomst, oder auch bei den großen Schießfesten der zahllosen Schützenvereine (Schutterhen) zu veranstalten liebte. Da erhoben sich wol prangende mit Gemälden und Statuen geschmückte Dekorationsbauten; in figurenreichen Aufzügen oder auch in lebenden Bildern erschienen die Helden der heiligen und weltlichen Geschichte, mythologische und allegorische Gestalten; theatralische Aufführungen und lange Begrüßungsgedichte der rhetorischen Gilden ergötzten Auge und Ohr.

Volksbildung. Es leuchtet ein, daß diese ganze reiche Entwicklung nur auf Grund einer sehr vorgeschrittenen Volksbildung möglich war. In der That wird versichert, es sei in den großen Städten des Landes wie Antwerpen jedes Kind des Lesens und Schreibens kundig und die meisten Einwohner der beiden Landessprachen mächtig gewesen. Die Söhne der reichen Bürger vollendeten ihre Erziehung häufig in Paris oder Padua, wenn sie sich nicht mit der einzigen heimischen Universität Löwen, die Herzog Johann IV. von Brabant gegründet hatte,

begnügen wollten. Der eindringende Humanismus fand ebenso hier seine Stätte — Erasmus lehrte eine Zeit lang daselbst — als in den zahlreichen Lateinschulen, von denen die zu Deventer, Erasmus' geistige Heimat, und die der Brüder vom gemeinsamen Leben in Lüttich besondere Bedeutung erlangten.

Stadt- und Provinzialverfassung. Germanisch war dies ganze Kulturleben in allem Wesentlichen. Sprach auch der Hof zu Brüssel französisch, und gewöhnte sich der zahlreiche, glänzende Adel auch der flämischen Südprovinzen, der sich um diesen Hof tummelte, infolge dessen daran, französisch zu reden, so war doch immer der eigentliche Träger der niederländischen Kultur der Bürgerstand und dieser war in seinem Kerne deutsch, nicht wallonisch, denn alle die großen Städte des Südens lagen auf germanischem Boden. Germanisch waren demnach auch die gesellschaftlichen und staatlichen Ordnungen des Landes. Allen zu Grunde lag das echt mittelalterlich-deutsche Genossenschaftswesen. Jede Stadt war ja im Grunde eine Vereinigung zahlreicher kleinerer Verbindungen, vor Allem der Handwerkerzünfte (-gilden), deren es in Brüssel z. B. 52 gab, und vieler Vereine zu besonderen Zwecken. Die Verfassung der Städte war im Allgemeinen aristokratisch wie überall. Aus einer Vereinigung altangesehener begüterter Geschlechter, den Vroetschappen, ging alljährlich der Rath hervor, indem sie vorschlugen und der Fürst wählte. Der Rath ernannte dann wieder den Bürgermeister, Beide zusammen nach Vorschlag die Vorsteher der Stadtbezirke und der Gilden. So war es z. B. in Antwerpen. In Brüssel ernannte die Regierung die sieben Schöffen aus sieben Geschlechtern, in Gent seit dem Aufstande von 1539 ebenso die Schöffen. Allgemeine Bürgerversammlungen gab es nirgends außer in Valenciennes. Neben den Schöffen stand zur Leitung des Prozesses und Ausführung des Urtheils der fürstliche Schultheiß (Baillif). Aus Allem ergiebt sich ein hohes Maß städtischer Selbstverwaltung, aber auch ein erheblicher Einfluß der fürstlichen Gewalt, so daß die niederländischen Gemeinden reichsstädtischer Freiheiten allerdings entbehrten.

Aus Stadtgebieten und Adelsherrschaften setzten sich nun die einzelnen Provinzen zusammen. So verschieden auch die Verfassung derselben war, ihre Einheit kam überall zum Ausdruck in den Provinzialständen (Staaten, états). In ihrer Zusammensetzung zeigen sie im Einzelnen wieder große Unterschiede. In den beiden reichsten und kultivirtesten Provinzen Flandern und Brabant wurden sie nur von je vier großen Städten gebildet, so daß Adel und Geistlichkeit gar nicht vertreten waren; in Holland kam zu den sechs Städten, die zusammen einen Stand bildeten, der Adel als der zweite. In Seeland bildeten der Abt von Middelburg, der Markgraf von Vlissingen und die sechs Städte drei gleichberechtigte Stände. In Groningen standen sich die mächtige Hauptstadt und die „Häuptlinge und Edlen der Ommelande" als zwei Stände gegenüber. Nur in Friesland ging der Landtag aus der Wahl der elf Städte, des Adels und der freien Bauern (Eigenerften) hervor und seine einundvierzig Mitglieder (darunter elf städtische) faßten ihre Beschlüsse nach einfacher Mehrheit. Sonst war dagegen durchaus Einstimmigkeit zwischen den Ständen und wieder innerhalb derselben erforderlich, so daß der Widerspruch einer einzigen Stadt oder auch eines einzigen Edelmanns jeden Beschluß zu verhindern vermochte. Wiewol nun die äußersten Folgerungen aus diesem Grundsatze nicht immer gezogen wurden, so verursachte er doch einen hohen Grad von Schwerfälligkeit in der Geschäftsführung, und nirgends wurde diese von dem Landesherrn lästiger empfunden als bei den Verhandlungen über eine Steuerauflage, deren Bewilligung das vornehmste Recht der Stände bildete.

Die fürstliche Gewalt. An die Landesverfassung, d. h. an die Gesammtheit der Privilegien der Stände und der Städte war der Fürst durchaus gebunden, denn die Huldigung erfolgte erst, wenn er sie beschworen hatte. Sie legte der fürstlichen Macht sehr bestimmte und starke Beschränkungen auf. Nach der brabantischen Verfassung, z. B. der berühmten Joyeuse entrée oder Blyde inkomst (d. i. fröhlicher Einzug), durfte der Fürst keine Veränderung in den Verhältnissen des geistlichen Standes vornehmen ohne die Einwilligung der Staaten; die Landeseinwohner durften nur vor den ordentlichen öffentlichen Gerichtshöfen der Provinz abgeurtheilt werden, und kein Fremder, d. h. kein Nichtbrabanter, durfte ein Amt bekleiden.

Verletzte der Landesherr diese Verfassung, so waren die Brabanter des Eides der Treue ledig. Aehnliche Bestimmungen enthielten auch die Verfassungen der anderen Provinzen, starke Schutzwehren gegen fürstliche Willkür. Seine Regierungsrechte übte nun der Landesherr nur in Brabant unmittelbar, in den übrigen Provinzen durch Statthalter, die er aus den edlen Geschlechtern der Landschaft sich bestellte. Ihnen waren dann für die Verwaltung und als Appellationsgerichte fürstliche Justizbehörden beigegeben, der Rath von Flandern, die Kanzlei von Brabant, der Hof von Holland u. A. Jeder Provinz aber standen die anderen als Ausland gegenüber, mit ihnen Anfangs durch weiter nichts verbunden als durch die Person des Fürsten. So bildeten die siebzehn Provinzen keinen wirklichen Staat, sondern eine lockere Anhäufung selbständiger Landschaften, denen lange sogar ein gemeinsamer amtlicher Name fehlte.

Die Einheitsbestrebungen der Burgunder und Habsburger. Dem gegenüber hatten schon die Burgunderherzöge auf die Herstellung eines festeren Zusammenhanges, auf den Einheitsstaat hingearbeitet. Zu diesem Zwecke beriefen sie zuerst im Jahre 1437 eine allgemeine Ständeversammlung, die Generalstaaten, in der unter dem Vorsitze Brabants jede Provinz nach gesonderter Berathung mit einer Stimme votirte; Einstimmigkeit war auch hier erforderlich. Diese Einheitspolitik setzte nun der Habsburger Karl V. vorsichtig und schonend fort, vor Allem durch die Erweiterung der Macht der Generalstaaten zu der einer gesetzgebenden Versammlung für das ganze Gebiet. Dazu schuf er eine Reihe von Centralbehörden. Ein Generalstatthalter vertrat den meist abwesenden Landesherrn in Brüssel; ihm standen zur Seite der aus den Großen des Landes gebildete Staatsrath, für die wichtigeren niederländischen Verwaltungssachen, Krieg und Auswärtiges, der Geheimrath für Justiz- und Gnadensachen, der halb aus gelehrten Juristen bestand, der Finanzrath, der Hof von Mecheln als das höchste Landesgericht und die Oberrechnungskammer zu Mecheln. Ein Generalkapitän führte den Befehl über das kleine stehende Heer von 600 Lanzen, jede zu fünf schweren Reitern, das zahlreiche, kleine Edelleute des Landes beschäftigte, ein Admiral das Kommando über die Flotte. Zur Vermehrung der landesfürstlichen Gewalt gegenüber der städtischen Selbständigkeit konnte wenig geschehen; nur Gent erfuhr, als es sich im Jahre 1539 hartnäckig der Zahlung einer Steuer widersetzte, strenge Züchtigung und Verminderung seiner Rechte. Aber die Besorgniß der Gemeinden war doch erregt; sie begannen damals ihre Freiheitsbriefe eifrig zu sammeln.

So traten die habsburgischen Bestrebungen auf die Errichtung des Einheitsstaates und die Steigerung der fürstlichen Gewalt im Gegensatz zur Selbstregierung der Stände und Gemeinden. Auf der andern Seite aber schnitten sie auch tief in die natürlichen Beziehungen der Niederlande ein. Denn Karl V. arbeitete nicht nur daran, Flandern und Artois von der französischen Landesherrschaft zu befreien, was er auch glücklich durchsetzte, sondern auch das ganze übrige Gebiet von der altbegründeten und naturgemäßen politischen Verbindung mit dem deutschen Reiche loszulösen, das Ziel des Augsburger Vertrages von 1548 (s. S. 305), während nur wenig später noch im Jahre 1548 die Pragmatische Sanktion die Untheilbarkeit der Niederlande bestimmte.

Die Ueberspannung dieser Bestrebungen durch Philipp II. hat den Abfall des Landes von Spanien und zum dauernden Schaden für Deutschland seine Trennung auch vom deutschen Reiche verschuldet.

Die Anfänge des Protestantismus. Um aber den großen Aufstand, der schließlich dies Ergebniß gehabt hat, herbeizuführen, wirkten neben den politischen auch kirchliche Ursachen mit; die einen ohne die anderen hätten niemals so tiefe Erregung hervorgerufen.

Auch in den Niederlanden fehlte es nicht an einer zahlreichen, begüterten Geistlichkeit, an stattlichen, wohlhäbigen Klöstern. Vier Bischöfe walteten im Lande; als ihre Erzbischöfe galten die von Reims und Köln. Die Macht des Landesherrn dieser Kirche gegenüber war durch weitgehende Rechte gesichert; keine päpstliche Verfügung durfte veröffentlicht und in Kraft gesetzt werden ohne die fürstliche Bewilligung (Placet); die Bischöfe und viele von den höheren Geistlichen ernannte der Landesherr. Innerlich aber war die Kirche in den Niederlanden nicht minder verfallen als im eigentlichen Deutschland, und so kann es bei dem regen Verkehre mit demselben

nicht Wunder nehmen, wenn auch hier schon im Anfange der zwanziger Jahre lutherische Lehrmeinungen Eingang fanden. Doch hier war Karl V. Landesherr, nicht nur das Haupt stolzer und eigenwilliger Vasallen wie im übrigen Reiche, und so brachte er das Wormser Edikt von 1521, das dort ein todter Buchstabe blieb, in seinen Niederlanden zu blutiger Vollstreckung. Zwei Augustiner fielen in Brüssel als seine ersten Opfer (1. Juli 1523); ein weiteres Edikt verbot sogar den Privatgottesdienst, das Lesen der Bibel und jede Erörterung religiöser Fragen! Eine Menge Verurtheilungen und Hinrichtungen waren die Folge, aber gänzlich unterdrücken ließ sich die Sache keineswegs, auch nicht durch eine verschärfte Wiederholung jenes Edikts im Jahre 1529. Im Gegentheil; eben die ausschweifendsten Richtungen der reformatorischen Bewegung kamen hier besonders im Norden zur Geltung; der Wahnsinn der Wiedertäufer erfaßte gerade diese Niederdeutschen und verbreitete sich von hier aus nach Westfalen; ja während des Kampfes um Münster versuchten die Sektirer sich des Rathhauses von Antwerpen zu bemächtigen, den Aufstand zu entzünden. Da meinte Königin Maria von Ungarn, damals Generalstatthalterin, dem Kaiser geradezu die Ausrottung der Ketzer anempfehlen zu müssen und wirklich verfügte Karl V. im Jahre 1535 die Anwendung der Todesstrafe gegen alle Ketzer, mochten sie bereuen oder nicht. Die Wiederholung aller früheren Bestimmungen im Jahre 1549 bewies indessen, daß alle Strenge doch nicht gewirkt habe und da auch dieser letzte Akt wenig half, so erließ der alternde Kaiser, der soeben die Ketzerei in Deutschland zu seinen Füßen sah, am 25. September 1550 von Augsburg aus sein letztes wie mit Blut geschriebenes Edikt (Plakat). Es bedrohte jede Aeußerung ketzerischer Gesinnung mit dem Feuertode, wenn der Schuldige hartnäckig blieb; bereute er, so traf männliche Personen der Tod durch das Schwert, Weiber wurden lebendig begraben. Das Vermögen der Gerichteten fiel zu einem Theile dem Staatsschatz, zum andern dem Angeber anheim. Die gemeinste Habsucht also nahm die heilige Kirche in Dienst, um ihre Opfer zu treffen. Wer aber für sie um Gnade bat, wurde zu jedem Amte unfähig und außerdem noch willkürlich bestraft.

So fürchterlichen Mitteln gelang es allerdings äußerlich die „Glaubenseinheit" in den Niederlanden zu behaupten, und als Karl V. zu Brüssel die Herrschaft an Philipp II. abtrat, da konnte er rühmen, daß er nur katholische Unterthanen ihm übergebe. Aber um welchen Preis! Es mag ja übertrieben sein, wenn es heißt, unter seiner Herrschaft seien 50,000 oder gar 100,000 Menschen grausamster Verfolgung zum Opfer gefallen, aber daß ihre Zahl in die Zehntausende ging, daß drei Jahrzehnte durch in diesem blühenden Lande die Scheiterhaufen fast in jeder Stadt geflammt haben, ist unbestritten; und schon begannen viele das Vaterland zu verlassen. Von 1550 bis 1565 wanderten allein 30,000 Tuchmacher nach England hinüber, und wenn schon im letzteren Jahre die englische Industrie als die gefährlichste Nebenbuhlerin der niederländischen erscheint, so hatte sie solchen Aufschwung vor Allem dem Wahnsinn der Religionsverfolgung in den Niederlanden zu danken.

Nichtsdestoweniger war es die erste Maßregel Philipp's II., das Edikt des Vaters im Jahre 1556 zu erneuern. War schon die ganze Art des Fürsten, sein unzugänglicher Dünkel und der Mangel an jener Leutseligkeit, die dem Vater in den Niederlanden zu einer gewissen Beliebtheit verholfen hatte, dem lebensfrohen Volke gründlich zuwider gewesen, so mußte dies Verfahren von vornherein jede Spur von Sympathie unterdrücken. Als er dann nach dem Ende des französischen Krieges im Jahre 1559 Flandern auf Nimmerwiedersehn verließ, da bewies die Einrichtung seiner Regierung in den Niederlanden wiederum, wie wenig Rücksicht er auf die Stimmung seines Volkes zu nehmen gewillt sei.

Margaretha von Parma. Gegen den Wunsch des einheimischen Adels, der lieber einen niederländischen Herrn an der Spitze gesehen, bestellte er zur Generalstatthalterin seine Halbschwester Margaretha von Parma, eine natürliche Tochter Karl's V. und der Johanna van der Gheynst, im Jahre 1522 wahrscheinlich in Oudenarde geboren, dann am Hofe der Generalstatthalterinnen Margaretha und Maria wenig weiblich erzogen, später als Werkzeug der habsburgischen Politik erst mit Alexander Medici, nach dessen Ermordung (1537) mit Ottavio Farnese vermählt, dem sie im Jahre 1545 den nachmals berühmten Alexander in Rom gebar.

Dem Verhältniß zu den Habsburgern verdankte sie ihre historische Stellung als Generalstatthalterin der Niederlande (1559—1567). Daß sie ihr wirklich gewachsen gewesen, wird man nicht behaupten können. Sie war allerdings eine männliche Erscheinung, sogar mit einem Bärtchen auf der Oberlippe und Anfällen der Gicht unterworfen, unermüdlich zu Pferde und auf der Jagd. Doch ihr Gemüthsleben war durch ihre ganze Erziehung und ihre späteren Schicksale verkümmert; in politische Schwierigkeiten heikelster Art und obendrein an italienischen Höfen gestellt, hatte sie gelernt zu heucheln, kalt zu beobachten und vorsichtig zu berechnen, nur nach der Zweckmäßigkeit, nicht nach der sittlichen Berechtigung ihrer Mittel zu fragen. Tiefere Geistesbildung fehlte ihr, denn als sie in Italien zu leben anfing, da begann eben der rohe Glaubenseifer der Inquisition und die spitzfindige Moral der Jesuiten die freie Bildung des Humanismus zu unterdrücken. So war sie gut katholisch, blind fügsam den Weisungen ihrer Beichtväter und ohne jedes Verständniß für eine abweichende Richtung. Auch für die Niederlande hegte sie, obwol hier geboren und erzogen, auch des Vlämischen mächtig, keine tiefere Theilnahme. Sie war vor Allem Habsburgerin, die gehorsame Dienerin Philipp's II., das Werkzeug seiner Pläne und um so eifriger bestrebt, sein Wohlwollen sich zu erhalten, je weniger sie die Rückkehr nach Italien in drückende und kleinliche Verhältnisse wünschen konnte.



Ketzerverbrennungen in den Niederlanden.

Granvella. Auch konnte sie sich, selbst in den Schranken ihres Amtes, nicht frei bewegen, denn eine geheime Instruktion band sie an die Zustimmung des Mannes, der als der Vertraute des Königs galt. Das war Anton Perrenot, Bischof von Arras, später Kardinal Granvella, als Sohn des Nikolaus Perrenot, der lange Zeit der leitende Minister Karl's V. war, im Jahre 1517 in der Freigrafschaft Burgund geboren, dann in Theologie und Rechtswissenschaft gründlich gebildet, mit 23 Jahren Domherr von Lüttich, seit 1543 Staatsrath und beständig in wichtigen Geschäften verwendet. Mit außerordentlicher Arbeitskraft und Geschäftskenntniß verband er rücksichtslose Habgier, hochfliegenden Ehrgeiz und rasche Entschlossenheit; doch mußte er seine Herrschsucht hinter geschmeidiger Fügsamkeit dem Könige gegenüber zu verbergen, um nur desto sicherer ihn nach seinem Willen zu lenken. Daß er streng katholisch und ein Todfeind der Ketzerei war, versteht sich bei dem Vertrauten Philipp's II. von selbst. Mit dem loyalen, fanatisch katholischen Soldaten Baron Barlaymont und dem steifnackigen Friesen Viglius Aytta van Zuichem, gelehrtem Juristen und Urheber des Blutedikts von 1550, bildete Granvella die Consulta, die eigentlich nur ein Ausschuß des geheimen Rathes, aber die Seele der ganzen Regierung und für Margaretha's Entschlüsse

durchaus bestimmend war. Da nun Barlaymont Leiter des Finanzrathes, Viglius Vorsitzender des geheimen Rathes, Granvella Präsident und jene Beiden auch Mitglieder des Staatsrathes waren, so übten sie auch auf diese Behörden den maßgebenden Einfluß aus und schnitten doch den Mitgliedern des Staatsraths jede Einwirkung auf die anderen Körperschaften ab.

Dies hat von Anfang an die Häupter des niederländischen Adels tief verstimmen müssen. Denn eben der Staatsrath sollte ihnen die Mitwirkung bei der Landesregierung sichern. Und stolze Häupter waren es, die hier saßen, klangvolle Namen, mit der Geschichte dieser Zeit bald unzertrennlich verbunden, voran Wilhelm von Nassau-Oranien, Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, Lamoral Graf von Egmont, Fürst von Gavre, Statthalter von Artois und Flandern, Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, Admiral der Niederlande.

Wilhelm von Nassau-Oranien. Unter ihnen ragt Wilhelm von Nassau-Oranien vor Allem hervor. Sein Großvater Johann von Nassau hatte seine deutschen Besitzungen an der Lahn und Dill dem jüngern Sohne Wilhelm, seine niederländischen dem ältern Heinrich vererbt. Indem dieser sich mit Claudia von Châlons, Schwester Philibert's von Oranien (Orange an der untern Rhone) vermählte, sicherte er seinem Sohne René nach dem Tode des Oheims dies kleine Fürstenthum. Aus der Ehe Wilhelm's mit Gräfin Juliane Stolberg entsprossen zahlreiche, herrliche Söhne, ein Heldengeschlecht, wie es diese Zeit nicht wieder hervorgebracht, außer Wilhelm noch Ludwig, Adolf, Heinrich und Johann. Der erste, 1533 zu Dillenburg geboren, erbte von seinem Vetter René, der kinderlos starb, die niederländischen und französischen Besitzungen (1544). Eben damals kam er an den Hof Karl's V. Der Kaiser erkannte in dem elfjährigen Knaben den ungewöhnlichen Geist; der junge Page wurde sein Vertrauter, in die geheimsten Verhandlungen eingeweiht und dieses Vertrauens würdig durch unverbrüchliche Schweigsamkeit. Auf seine Schulter gestützt, vollzog Karl V. seine Abdankung zu Brüssel; zwei Jahre später überbrachte der junge Fürst Ferdinand I. die Reichsinsignien nach Augsburg. Nach dem Abschlusse des Friedens von Château-Cambresis ging er als Geisel an den französischen Hof, und hier war es im einsamen Forste von Vincennes, wo König Heinrich II. in dem Wahne, der Oranier sei ebenso Philipp's II. Vertrauter geworden wie er der Karl's V. gewesen, dem Entsetzten jene geheime Abmachung mittheilte, die Ketzer mit Hülfe der spanischen Regimenter in den Niederlanden auszurotten (s. S. 422). Wilhelm hielt an sich und schwieg, aber von dieser Stunde an stand der Entschluß bei ihm fest, der spanischen Tyrannei entgegenzutreten. Noch war er freilich damals Katholik, doch nicht gewillt, seine Landsleute ans Messer zu liefern. Philipp II. scheute instinktiv den undurchdringlichen Oranier, doch übertrug er ihm eine dreifache Statthalterschaft und zugleich die Mitgliedschaft des Staatsraths. Denn Wilhelm besaß als deutscher Reichsfürst, und seit 1561 auch Gemahl einer deutschen Fürstin, der Prinzessin Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moritz (nach dem Tode seiner ersten Frau Anna von Egmont-Büren) einen Rückhalt, der ihn von Spanien unabhängiger machte als jeden andern niederländischen Edlen. Einer der Reichsten unter ihnen, umgab er sich im Nassauhause zu Brüssel mit einem glänzenden, fürstlichen Hofe, hielt täglich offene Tafel, gab prunkvolle Feste und bezaubernde Jagden, lebte, Alles in Allem betrachtet, lange darauf los als lebenslustiger und prachtliebender junger Herr, dem 800,000 Gulden Schulden nicht eben große Sorgen machten. Doch wer ihn näher kannte, der wußte auch, daß er nicht bloß ein gewandter Gesellschafter und flotter Redner in fünf Sprachen war, sondern auch einen scharfen, umfassenden Verstand, Tiefe und Weite der Gesichtspunkte, durchdringende Menschenkenntniß und unbeugsamen Willen besaß.

Graf Egmont. Ganz anders geartet erscheint Graf Egmont. Das Stammgut der Familie lag in Nordholland, doch hatte sie andere Besitzungen dazu erworben, noch des Grafen Vater durch seine Vermählung mit Françoise von Luxemburg, Fürstin von Gavre, dies flandrische Gebiet. Von den Söhnen dieses Paares starb Karl früh; Lamoral dagegen, 1522 geboren, öffnete sich eine glänzende Laufbahn als Soldat: 1541 war er mit in Algier, 1552 vor Metz. Schon 1546 trug er den Orden des goldenen Vließes, und durch seine Vermählung mit Sabine von Bayern, Schwester des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, trat er zu einem

der ältesten Fürstenhäuser Deutschlands in Beziehungen. Seitdem er bei St.-Quentin und Gravelingen so glänzend gesiegt (s. S. 383), war er vielleicht der populärste Edelmann der Niederlande, ein leutseliger, prachtliebender Herr, im Felde tapfer, sicher und schnell, doch zum Staatsmann fehlte ihm der klare Blick, die ruhige Haltung und die tiefere Bildung. So ist er das Opfer, nicht der Führer der niederländischen Erhebung geworden, und Graf Hoorn hat sein Schicksal getheilt.

Dies waren die leitenden Persönlichkeiten in den Niederlanden, als König Philipp nach Spanien ging.

Die neue Kirchenverfassung. Das Hauptinteresse der königlichen Regierung richtete sich in diesem Augenblicke auf die Durchführung einer neuen Kirchenverfassung. Eine päpstliche Bulle vom 18. Mai 1559, die dann Pius IV. im Januar 1560 bestätigte, genehmigte an Stelle der vier bestehenden Bisthümer die Errichtung von fünfzehn Bisthümern und drei Erzbisthümern (Mecheln, Utrecht, Cambrai). Dazu sollten die reichen Abteien die nöthigen Einkünfte liefern. So meinte die spanische Regierung zugleich das Land kirchlich ebenso unabhängig vom „Auslande" zu machen wie es politisch schon geworden war, und der Ketzerei wirksamer entgegentreten zu können. Denn diesen neuen Bischöfen sollte zugleich die Vollziehung der Ketzergesetze, also die Inquisition, übertragen und dafür in jedem Sprengel zwei Bevollmächtigte ernannt werden. Etwaigen Widerstand hoffte die Regierung durch die spanischen Truppen, die noch vom letzten Kriege her in der Stärke von 3—4000 Mann im Lande und zwar in Seeland standen, leicht bewältigen zu können.


Kardinal Granvella.

Gegen diese Maßregel erhob sich nun eine wachsende Opposition. Die niederländische Geistlichkeit war eben so unzufrieden mit der Entziehung eines großen Theiles ihrer Einkünfte wie die Laien mit der Vermehrung der kirchlichen Lasten und vor Allem der Verstärkung der Ketzerverfolgungen. Zudem verletzte die Bulle die Verfassung der meisten Provinzen, die jede Aenderung der kirchlichen Organisation von der Einwilligung der Staaten abhängig machte; und nun lagen auch noch fremde Truppen im Lande, ohnehin eine Landplage, die Verzweiflung der Orte, wo die zügellosen Banden einquartirt waren, und jetzt bereite Werkzeuge fürstlich-kirchlicher Willkür. So drängten die Stände vor Allem auf die Entfernung der spanischen Regimenter; Oranien und Egmont lehnten die ihnen zugemuthete Ehre, sie zu kommandiren, ab; Margaretha, obwol mit der Politik des Bruders ganz einverstanden, beurtheilte doch die Stimmung besser als dieser, rieth ihm, die Bitte der Stände zu erfüllen, und ließ die Truppen endlich einschiffen (Anfang Dezember 1560).

Dieser Beschwerdepunkt war also erledigt, doch die Einrichtung der neuen Bisthümer nahm trotz allen Widerstrebens ihren Verlauf; Granvella zog als Erzbischof und Primas der niederländischen Kirche in Mecheln ein (1561), und die neuen bischöflichen Gerichte arbeiteten eifrig mit Hinrichtungen, Verbannungen und Konfiskationen.

Der Staatsrath und Granvella. Da vereinigte sich nun der ganze Haß, den die Verletzung althergebrachter Freiheiten, die massenhaften Hinrichtungen und die Furcht vor der Zukunft erzeugten, mehr und mehr auf Granvella, die Seele der spanischen Regierung. Die stolzen Edelleute haßten in dem Manne obendrein noch den hochfahrenden Emporkömmling; Egmont und Oranien beschuldigten ihn, daß er sie in Madrid fortgesetzt verleumde und die unheilvollen Beschlüsse des Hofes herbeigeführt habe; ja sie schlossen mit Baron Montigny, Graf Hoorn

dem Marquis von Berghen und einigen anderen Herren ein förmliches Bündniß zu ihrem gegenseitigen Schutze. Jüngere Edelleute verspotteten zugleich die Prunkliebe des Verhaßten, indem sie ihre Dienerschaft in graue Livreen von gesuchter Einfachheit kleideten, die statt des Kardinalshutes die Narrenkappe als Abzeichen und dazu die Inschrift: „Concordia res parvae crescunt“ (durch Eintracht wachsen kleine Dinge) wiesen, während Zerrbilder und Spottlieder der rhetorischen Kammern für die Erbitterung auch des Bürgerstandes Zeugniß ablegten.

Granvella war über die gegen ihn herrschende Stimmung nicht im Unklaren, aber keineswegs gesonnen, zu weichen. Ja er soll damals an König Philipp geschrieben haben, nicht eher sei auf Ruhe zu hoffen, als bis einige Köpfe gefallen seien. Die Regentin ihrerseits stützte den Vertrauten des Monarchen so lange wie möglich. Doch endlich mußte sie erkennen, daß ein längeres Eintreten für den Verhaßten ihr selbst einen Theil des Hasses zuziehen könne; zudem war ihr Granvella's Hochmuth und Einfluß selbst unbequem; so rieth sie endlich dem Könige seine Entfernung an. In der That war seine Stellung im Staatsrath unhaltbar geworden, seitdem Oranien, Egmont und Hoorn sich rund heraus weigerten, mit ihm an den Sitzungen Theil zu nehmen, und die Stände gleichfalls erklärten, sie würden ihre Verhandlungen nicht beginnen, wenn Granvella den Vortrag habe. Da rief der König den Vertrauten ab, und unter dem höhnenden Jubel des Adels verließ der Kardinal im Frühjahr 1564 die Hauptstadt.



Lamoral Graf von Egmont, Prinz von Gavre.

Die Tridentiner Beschlüsse. Die niederländischen Herren meinten nun, die Regierung in ihrem Sinne leiten zu können. Doch der Minister zwar war gefallen, nicht aber die Politik, die er vertreten hatte. Vielmehr gab jetzt Philipp II. die Absicht zu erkennen, die Beschlüsse des Tridentiner Konzils voll und ganz in den Niederlanden zur Ausführung zu bringen, diese Beschlüsse, welche jede protestantische Regung in der schärfsten Weise verdammten, jede Hoffnung auf eine Aenderung der königlichen Kirchenpolitik unwiderruflich abschnitten. Margaretha in Voraussicht neuer Schwierigkeiten widerstrebte, wollte Milderungen, Ausnahmen und beschloß, Egmont nach Spanien zu senden, um persönlich beim Könige dafür einzutreten. Auf Oranien's entschlossene Erklärung, der Monarch müsse die volle Wahrheit erfahren, Zugeständnisse seien unvermeidlich geworden, verwarf der Staatsrath die von Viglius aufgesetzte, zu allgemein gehaltene Instruktion für Egmont und beauftragte ihn, in erster Linie Milderung der Ketzeredikte zu fordern, da die Zahl der Neugläubigen zu groß sei, um sie zu strafen, und sodann den Staatsrath zur herrschenden Behörde zu erheben, indem er alle anderen Räthe ihm unterordne.

So segelte Egmont im Januar 1565 nach Spanien ab. Bei seinem Empfange überhäufte ihn der König mit Auszeichnungen, übergab ihm eine nicht ungünstig lautende Instruktion und täuschte den arglosen Mann so vollständig, daß dieser hochbefriedigt nach den Niederlanden zurückkam. Doch an demselben 8. April, unter welchem jene Instruktion ausgestellt war, gab er der Statthalterin den Befehl, die Tridentiner Beschlüsse auszuführen. Als dies im Staatsrath verkündigt wurde, war Egmont, den des Königs Heimtücke also dem spöttischen Vorwurfe der Leichtgläubigkeit preisgab, aufs Tiefste betroffen, Oranien aber sagte zu seinem



Illustrirte Weltgeschichte V. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die niederländischen Edelleute vor Margarethe von Parma.

Nachbar: „Bald wird hier die außerordentlichste Tragödie beginnen, die auf Erden jemals gespielt worden ist.“ Leidenschaftlich wogte die Erbitterung des Volkes in Flugschriften und Aufrufen empor; Unsicherheit und Angst herrschten allerorten, aller Verkehr begann zu stocken.

Der Kompromiß von Breda und der Geusenbund. Da kam die erste That. Nicht von den leitenden Häuptern des niederländischen Adels unmittelbar, sondern von einigen jüngeren Edelleuten, wie Heinrich von Brederode, Ludwig von Nassau und Philipp Marnix von St.-Aldegonde, aber doch im Einverständniß mit jenen ging sie aus. Am 15. Februar 1566 unterzeichneten Ludwig von Nassau, Heinrich von Brederode u. A. zu Breda den berühmten Kompromiß, der, von Philipp Marnix verfaßt, den Anfang der Erhebung bezeichnet. Er forderte die Aufhebung der Inquisition, Milderung der Edikte, allgemeine Amnestie, d. h. Bruch mit dem ganzen spanischen System. In wenigen Wochen fand die Erklärung Tausende von Unterschriften, und im April beschlossen die Urheber sie der Regentin zu überreichen. Am 3. April ritt der stattliche Brederode mit zwei- bis dreihundert Edelleuten in Brüssel ein, am nächsten Tage langten noch hundert andere an, die Blüte des niederländischen Adels war versammelt. So kam der 5. April. Es war am Vormittage, als die Edelleute zu Fuß und unbewaffnet im feierlichen Zuge, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, nach dem Palaste der Regentin sich begaben. Durch die große Halle betraten sie den Saal des Staatsrathes, wo Margaretha inmitten ihrer Räthe sie empfing. Brederode verlas die Erklärung, versicherte, sie seien Alle treue Diener des Königs, aber solle das Land nicht zu Grunde gehen, so möge er ihre Forderung genehmigen. Die Regentin begriff sehr wohl den furchtbaren Ernst der Lage, die Thränen rollten ihr aus den Augen, dann verhieß sie am nächsten Tage die Antwort zu geben. Als Brederode abgetreten war, trafen im Staatsrathe die Meinungen in stürmischer Debatte auf einander. Oranien trat für die Bittsteller ein, Barlaymont aber rief der Statthalterin die berufenen Worte zu: „Wie? haben Ew. Hoheit Furcht vor diesen Bettlern (gueux)?“ Trotzdem ertheilte Margaretha eine nicht schlechthin ablehnende Antwort: sie werde Anweisung geben, milde zu verfahren, und einen besondern Bevollmächtigten an den König senden. Mehr konnte sie eigenmächtig nicht wol versprechen, doch wie sollte eine solche Vertröstung beruhigen? Und trotzig bäumte sich das Selbstgefühl des jungen Adels gegen jene hochmüthig meisternde Zurechtweisung auf, die Barlaymont sich erlaubt hatte. Als bei einem glänzenden Banket, an dem auch Oranien, Egmont und Hoorn theilnahmen, sein Hohnwort von den „Bettlern“ bekannt wurde, schlossen in der Aufregung des Gelages die Versammelten einen Bund zur Vertheidigung ihrer Forderungen, sie tauften sich „Geusen“ und ließen eine Denkmünze prägen, die zeigte auf der einen Seite das Brustbild Philipp's II. mit der Umschrift „En tout fidèles au roy“, auf der Rückseite den Bettelsack, zwei verschlungene Hände und die Worte „Jusques à porter la besace“ (Treu dem König bis zum Bettelsack).



Wilhelm von Nassau-Oranien (der Schweiger).

Inzwischen verhandelte Margaretha angelegentlich mit dem König. Er hatte ihr schon im März Hoffnung auf sein persönliches Erscheinen gemacht, jetzt schrieb er in gleichem Sinne

an die wichtigsten Stadtgemeinden und erregte dadurch im Staatsrathe die Hoffnung eines günstigen Ausgangs. Um seine Entschlüsse zu beschleunigen, sandte die Regentin Anfang Mai den Baron Montigny nach Madrid, um die Milderung der Ketzeredikte zu fordern; in einem dringenden Schreiben empfahl sie die Bitte lebhaft und wies auf die täglich wachsende Erregung hin. Doch der König hielt den Mann fest — er hat ihn schließlich im Geheimen umbringen lassen (1570) — er zögerte zu kommen und zögerte zu entscheiden, bis es zu spät war.

Protestantische Predigten. Denn mit der Kraft einer Naturgewalt brach sich jetzt die Bewegung Bahn. Zu Tausenden versammelten sich die Anhänger des Evangeliums in Brabant, Flandern und Seeland, auf dem flachen Lande, unter freiem Himmel, um die Predigt zu hören und das Abendmahl in protestantischer Weise zu empfangen von Männern, die ihr Leben an ihre Aufgabe setzten. Da war nichts zu hindern und nichts zu strafen; ohne Geld, ohne Truppen, ohne Befehle aus Spanien gelassen, fühlte die Regentin ihre Ohnmacht, ihre Hülflosigkeit. — Endlich kam zwar nicht der König, aber sein Bescheid: die Inquisition lasse den Weg der Milde offen; Diejenigen, die Milderung der Edikte verlangten, wollten überhaupt Religionsfreiheit, also etwas Unmögliches, doch solle die Regentin einen neuen Entwurf dafür einschicken; die Amnestie sei gewährt, doch nur für die bereits Abgeurtheilten. Zuletzt die Versicherung, er gedenke selbst nach den Niederlanden zu kommen. So brach die Hoffnung auf friedlichen Ausgleich jäh zusammen.



Philipp von Montmorency-Nivelle, Graf von Hoorn.

Der Bildersturm. Da kam der Sturm, denn man hatte Wind gesäet. Am 18. August fand zu Antwerpen mit großer Pracht die übliche Prozession mit dem heiligen Marienbilde statt. Durch die Schaustellung Dessen, was ihnen als frevle Abgötterei galt, aufs Aeußerste gereizt, brachen die ohnehin tief erregten protestantisch gesinnten Massen der großen Hafenstadt in leidenschaftliche Empörung aus. Binnen wenigen Stunden wurde der prachtvolle Dom von etwa hundert Menschen, denen Tausende zu dichter Mauer gedrängt höhnend und ermunternd zusahen, aufs Furchtbarste verwüstet, aller Bilderschmuck zerschlagen, die heiligen Gefäße ruchlos entweiht. Und nun raste der Bildersturm wie eine Windsbraut durch die Städte von Brabant, Artois, Holland und Flandern; in sechs kurzen Sommertagen verwüsteten die wüthenden Rotten gegen 400 Kirchen und zahlreiche Klöster; unersetzliche Kunstwerke, glorreiche Denkmale einer hohen Kultur wurden schonungslos zerschlagen. Und doch befleckten sich die Rebellen nirgends mit Gewaltthaten gegen Privateigenthum oder Personen; sie begnügten sich, nach der Zerstörung allerorten den reformirten Gottesdienst einzurichten.

Margaretha war starr vor Entsetzen. Jeder Tag, jede Stunde brachte neue Hiobsposten. Da fiel auch das nahe Mecheln in die Hände der Rebellen, unaufhaltsam wälzte sich die Bewegung der Hauptstadt zu. Die Statthalterin dachte an Flucht nach Bergen (Mons); schon standen am frühen Morgen des 22. August ihre Pferde gesattelt, die Leibwachen fertig zum Aufsitzen bei den Rossen, als es Oranien durch die Vorstellung, mit ihrer Flucht sei Alles verloren, gelang, sie zu halten und die Bürgerschaft ihr zuschwur, die Stadt gegen die Rebellen zu vertheidigen.



Der Dom zu Antwerpen.

Aber das war klar: nur weitgehende Zugeständnisse konnten die furchtbare Bewegung **beruhigen**. So ließ sie sich von Oranien, Ludwig von Nassau und anderen Theilnehmern am **Kompromisse** am 25. August ein Edikt abdringen, in welchem sie die Abschaffung der **Inquisition**, die Duldung der neuen Lehre an den Orten, wo sie schon ausgeübt worden, verkündigte, **freilich**, wie sie an den König schrieb: „gezwungen, genöthigt, vergewaltigt". Vor dem Aufruhr — **so** schien es — war das spanische System zusammengebrochen.

Zersprengung des Geusenbundes. Doch Margaretha's Scharfblick erkannte sehr bald, daß der Bildersturm die Lage der Protestanten nicht verbessert, sondern eher verschlechtert habe. Sie hatten ihre Sache befleckt durch Rebellion; es war keine Religionsverfolgung, wenn sie gegen die Aufständischen entschieden vorging, ja sie konnte dabei auf die Hülfe aller Gemäßigten rechnen, welche die Greuel des Bildersturms nicht minder verabscheuten wie sie selbst. Egmont that sogar mehr, als von einem Gemäßigten zu fordern war. In seiner Provinz Flandern, wo der Bildersturm am ärgsten gewüthet hatte, schritt er mit zahlreichen Hinrichtungen gegen die Schuldigen ein. Anders Oranien. Nach Antwerpen gesendet, brachte er hier am 2. September eine Uebereinkunft zu Stande, die den Reformirten drei Kirchen einräumte und alle gegenseitigen Anfeindungen untersagte. Aehnliches gelang ihm dann in Amsterdam, Utrecht und anderen Städten Hollands.

Doch die Regentin war weit entfernt, ihr Zugeständniß vom 25. August als bindend zu erachten. Sie ließ Truppen in Deutschland und in den Niederlanden werben; sie verlangte von dem Adel einen neuen Eid, der ihn zum unbedingten Gehorsam gegen den König verpflichtete. Die Meisten leisteten ihn, auch Egmont, Oranien, Hoorn und Brederode dagegen nicht. Damit ging die Vereinigung der Gemäßigten aus einander, der Geusenbund bestand weiter, aber geschwächt und kompromittirt.

Nach diesem ersten Erfolge wagte es Margaretha, ihr Edikt vom 25. August zurückzunehmen. Nun griffen allerdings die Geusen unter Brederode in Holland zu den Waffen, aber Lannoy siegte über einen von dorther gelandeten Haufen bei Oustruweel in der Nähe Antwerpens (12. März 1567), dessen furchtbar erregte Bevölkerung Oranien mit Mühe von einem Ausfalle zu Gunsten der Geschlagenen zurückhielt. Valenciennes, das sich geweigert hatte, Besatzung einzunehmen, wurde nach hartnäckiger Vertheidigung am 24. März von Egmont zur Uebergabe gezwungen und blutig gezüchtigt, Brederode mußte flüchten. Nun ergab sich auch Antwerpen und erhielt Gnade gegen das Versprechen, alle Ketzerei abzuthun und Besatzung einzunehmen; mit glänzendem Gepränge zog die Regentin dort ein (28. April). Allerorten wurde nun ein neues Ketzeredikt vom 24. Mai verkündet, die protestantischen Kirchen zerstört; in Schaaren fielen die Reformirten in Stadt und Land dem Henker zum Opfer. — Der Geusenbund war zersprengt, der Aufruhr zu Boden geworfen, die Sache der Religionsfreiheit verloren.



Geusenmünze.

Alba Generalkapitän. Erschien jetzt der König persönlich in den Niederlanden, verfuhr er mit schonender Milde, dann rettete er wahrscheinlich seinem Hause den herrlichen Besitz und vermied den furchtbaren Kampf, der seiner Weltmacht den Todesstoß gab. Doch wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit.

Das, was allein die Niederlande dauernd beruhigen konnte, die Religionsfreiheit, das konnte der „katholische König" niemals gewähren, und was er gewähren konnte, Verzeihung, das wollte er nicht zugestehen. Nur der Gedanke an schonungslose Rache erfüllte den Fanatiker; „das sollen sie mir theuer bezahlen!" rief er grimmig aus, als er den Bildersturm erfuhr. Und so faßte er den Beschluß, der die Niederlande zur verzweifelten Erhebung treiben mußte: seinen besten Feldherrn, Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, als Generalkapitän mit einem Heere nach Flandern zu senden, diesen bigott katholischen, hochmüthigen Kastilianer, der als straffer Soldat und gehorsamer Vasall nur den Willen seines Königs als Gesetz anerkannte, für alles Andere unzugänglich und deshalb die allerungeeignetste Persönlichkeit für seine Aufgabe war. Seine Instruktion wies ihn an: die vornehmsten Schuldigen oder auch

Verdächtigen zu bestrafen, die Städte zu züchtigen, den Protestantismus auszurotten und zugleich die nöthigen Geldmittel aus dem Lande aufzubringen, sie gab ihm also die Entscheidung über die augenblicklich wichtigsten Dinge in die Hand. Ein besonderer Erlaß an ihn hob das Edikt Karl's V. vom Jahre 1531 auf, wornach über die Ritter des goldenen Vließes nur ein Gerichtshof der Ordensritter aburtheilen konnte. Auch Oranien und Egmont waren Inhaber des Vließes. In Genua sollte Alba ein Heer von 10,000 Spaniern sammeln, dann dasselbe durch Piemont, Savoyen, die Freigrafschaft und Lothringen nach Norden führen.



Herzog Alba's Ankunft in Brüssel. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Alba's Ankunft in Brüssel und erste Maßregeln. Margaretha war bereits durch ein Schreiben Philipp's vom 30. Dez. 1566 über seine Absicht unterrichtet worden. Sie war aufs Peinlichste überrascht. Obwol sie Statthalterin blieb, so hatte sie doch ihre Rolle unzweifelhaft ausgespielt, wenn Alba als Generalkapitän an ihre Seite trat, und sie kannte den Mann zu genau, um von ihm nicht das Schlimmste für die Niederlande zu erwarten, die sie erst einigermaßen beruhigt hatte. Sie warnte, bat, klagte: sie habe die Mühe gehabt, ein Anderer werde ernten. Und sie sah nur zu deutlich, wie die bloße Kunde schon, daß Alba komme, auf die Niederländer wirkte. An Hunderttausend flüchteten nach England und Deutschland, auch Oranien gab für jetzt sein Spiel verloren. Für bessere Tage wollte er sich aufsparen, nach Deutschland gehen.

Doch Egmont, welchen er zu gleicher Vorsicht zu bewegen gesucht hatte, wies noch in einer Unterredung, welche die beiden Edlen im Dorfe Willebroek bei Antwerpen mit einander hatten (Anfang April 1567), seine Befürchtungen als Schwarzseherei ab; was konnte ihm geschehen, dem aufrichtigen Katholiken, dem loyalen Soldaten, dem Ritter des goldenen Vließes! Kaum ein Jahr später war er todt.

Am 22. August 1567 zog Alba in Brüssel ein, von Egmont begleitet, der ihn in Tirlemont begrüßt hatte und Anfangs mit höflicher Kälte, dann mit auffallender Freundlichkeit von ihm empfangen worden war. Die Regentin empfing den Herzog stehend, sie hieß ihn nicht niedersitzen, nur sich bedecken, weil er zu den Granden Spaniens gehörte; er sollte fühlen, daß er ihr unwillkommen sei. Das kümmerte ihn aber wenig. Sie konnte rasch bemerken, daß sie neben ihm nichts mehr bedeute. In das ganz ruhige und treue Brüssel, wie nach Antwerpen und Gent legte er starke Besatzungen; als sie ihm dagegen Vorstellungen machte, sagte er ihr rund heraus, dabei habe sie nicht mitzureden; zur Rechtfertigung verwies er sie auf seine Instruktion. Da begriff die Regentin, daß sie überflüssig werde; sie sandte ihren Geheimsekretär Macchiavelli nach Madrid, um unter den Ausdrücken lebhaftester Entrüstung ihre Entlassung zu erbitten.

Was nun kam, konnte sie in ihrem Entschlusse nur bestärken. Am 9. September lud Alba nach einem glänzenden Mittagsmahl seine Gäste zu einer Berathung über den Bau einer Citadelle in Antwerpen in sein Haus; auch Egmont und Hoorn waren erschienen, obwol mehrfach gewarnt, Oranien hatte sich entschuldigen lassen. Beim Weggange forderten den Bestürzten, Ueberraschten zwei Hauptleute der Leibwache den Degen ab, sie waren in die Falle gegangen. Freilich nicht der Gefährlichste. Das erkannte damals scharfblickend Granvella. Als man ihm nach Rom die Kunde von der Verhaftung brachte, fragte er den Boten: „Habt ihr den Schweiger?" Und wie dieser verneinte, meinte trocken der Kardinal: „Dann hat der Herzog nichts gefangen." Nun setzte Alba als Ausnahmegericht über Ketzerei und Hochverrath den berufenen „Rath der Unruhen" (Conseil des troubles) ein, den die Niederländer bald nur den Blutrath nannten, im Grunde genommen eine Scheinbehörde, denn das entscheidende Urtheil behielt sich der Herzog als Vorsitzender vor; seinen Stellvertreter, den Spanier Juan de Vargas, einen übelbeleumdeten Menschen, hielt er ganz in seiner Hand, und die zwölf niederländischen Beisitzer waren Nullen.

Margaretha's Rücktritt. Grollend und ohnmächtig hatte die Statthalterin diesen Willkürmaßregeln zugesehen. Sie war im Grunde herzlich froh, wie nun Mitte November Macchiavelli aus Madrid zurückkam und ihr mit dem Danke des Königs und der Erhöhung ihrer Rente von 8000 auf 14,000 Dukaten die erbetene Entlassung brachte. Am 9. Dezember nahm sie Abschied von den Ständen, die sie noch zur Treue gegen den König und die katholische Kirche ermahnte; am 30. verließ sie Brüssel.

Man sah sie jetzt in der That mit Bedauern scheiden; nun war Niemand mehr, der am königlichen Hofe zu Madrid oder bei Alba für das unglückliche Land Fürsprache eingelegt hätte. Ihr letztes Wort an Philipp II. (vom 22. November) war noch eine solche gewesen: sie hatte ihn dringend gebeten, nur die Führer, nicht die Masse zu strafen, sonst werde „allgemeine Zerstörung dieses ganzen Staates" die unvermeidliche Folge sein. Man schlug ihren guten Rath in den Wind und die Zerstörung kam.

Don Carlos. Während so in den Niederlanden Alles sich vorbereitete zu einem ungeheuren Trauerspiel, fand im königlichen Hause selber eine andere Tragödie ihren Abschluß, die mit dieser niederländischen in einem gewissen Zusammenhange stand. Das war das Ende des unglücklichen Infanten Don Carlos.

Er war der älteste Sohn Philipp's II. und seiner ersten Gemahlin Maria von Portugal (seit 1543), am 8. Juli 1545 geboren. Gleich seinen Eintritt ins Leben begleitete das Unglück: seine Geburt brachte der Mutter den Tod. Wie er heranwuchs, erwies er sich immer mehr als ein schwächliches Kind und durchaus unliebenswürdig, heftig, unruhig und ungelehrig. Manche Unfälle steigerten noch diese Eigenschaften. Mit dreizehn Jahren ergriff ihn ein

Wechselfieber, das ihn vier Jahre lang nicht verließ; kaum war er genesen, als er durch einen Fall auf der Treppe sich gefährlich am Hinterkopfe verletzte und sein Leben abermals in sehr ernstliche Gefahr brachte. Die Nachwirkungen scheinen ihn niemals ganz verlassen zu haben. Er blieb klein und schwächlich und seinem häßlichen Aeußern — der große Kopf mit dem blassen Gesicht saß zwischen hohen Schultern — entsprach sein Wesen: seine Abneigung gegen jede ernste Beschäftigung, sein Hang zu tollen Streichen und unsinniger Verschwendung, seine Lust an Mißhandlungen von Menschen und Thieren, seine Heftigkeit, die zuweilen an Wahnsinn streifte und ihn dazu hinriß, die vornehmsten Hofbeamten zu schlagen, wol gar mit dem Dolche zu bedrohen. Seine vorherrschende Empfindung aber wurde eine zunehmende Abneigung gegen seinen Vater. Philipp hatte Anfangs den Elfjährigen mit Elisabeth von Frankreich verlobt, drei Jahre später diese selbst geheirathet (1559, s. S. 383), dann wieder den Gedanken gefaßt, den Sohn und Erben mit Anna, der Tochter Kaiser Maximilian's II., zu vermählen; jetzt schob er die Verwirklichung auch dieses Planes aus guten Gründen und ganz im Einverständniß mit dem kaiserlichen Gesandten hinaus.


Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba.

Wie dann die Unruhen in den Niederlanden begannen, wünschte Don Carlos als Statthalter dahin gesendet zu werden oder mindestens den Vater bei dessen eine Zeit lang beabsichtigter Reise nach Flandern begleiten zu dürfen. Als Beides unterblieb, da der Prinz einigen Geschäften, die ihm der König wirklich übertrug, sich nicht im Geringsten gewachsen zeigte, gerieth Don Carlos in die grimmigste Wuth, zückte den Dolch gegen Herzog Alba, seinen bevorzugten Nebenbuhler in der gehofften Statthalterschaft, faßte endlich den unglücklichen Gedanken, nach den Niederlanden oder auch nach Wien zu entfliehen, und gestand sogar in der Beichte seinen tödlichen Haß gegen den Vater ein. Davon in Kenntniß gesetzt, beschloß Philipp II., den kaum mehr zurechnungsfähigen Menschen in dauernder Gefangenschaft zu halten. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1568 kündigte er ihm selber seine Verhaftung an. Der Prinz geberdete sich wie rasend, und als man ihn vollends in noch engern Gewahrsam brachte, beschloß er, sich selbst das Leben zu nehmen. Erst versuchte er sich durch Hunger zu tödten, dann durch Unmäßigkeit — er verschlang ungeheure Massen von Obst und trank beständig Eiswasser — und diese führte den Unglücklichen endlich zum erwünschten Ziele: am 24. Juli 1568 starb der Prinz, ohne seinen Vater nochmals gesehen zu haben. Im Gewande eines Franziskaners wurde er bestattet.

Man hat Philipp II. den Mörder seines Sohnes genannt. Das ist er unmittelbar sicher nicht gewesen, aber er hat doch auch dem Prinzen niemals väterliche Liebe gezeigt und ihn an dem, was seinen Tod schließlich herbeigeführt, nicht gehindert. Und daß Carlos für solche Liebe nicht unempfänglich, überhaupt besserer Regungen nicht ganz unfähig war, bezeugt seine Zuneigung zu seiner Stiefmutter, Königin Elisabeth, die dem Bedauernswerthen immer menschliche Theilnahme bewiesen hat. Eine tragische Gestalt freilich ist er durchaus nicht gewesen, nur Mitleid kann sein Schicksal hervorrufen, keine wirkliche Sympathie.

Die Härte Philipp's II., welche er seinem eigenen Fleisch und Blut gegenüber bewiesen, führte in den Niederlanden gegenüber Ketzern und Rebellen zu einer blutigen Gewaltherrschaft.

Der Blutrath; Prozeß Egmont's und Hoorn's. Noch im Oktober ließ Alba den Bau einer gewaltigen Citadelle in Antwerpen beginnen, die nicht zum Schutze, sondern zur Niederhaltung der Stadt bestimmt war. Vor Allem aber begann der „Blutrath“ sich seinen Namen zu verdienen. Durch das ganze Land folgten massenhafte Verhaftungen und Hinrichtungen, und so willkürlich und roh war dabei das Verfahren, daß die meisten Mitglieder bald aus Ekel von den „Berathungen“ wegblieben und die Arbeit fast ganz dem Juan de Vargas überließen, einem Menschen, der von der Sprache seiner Opfer, die er zum Galgen verdammte, kein Wort verstand. Im Januar 1568 erließ der Blutrath seine Vorladung auch an Oranien, Ludwig von Nassau und andere Ausgewanderte. Oranien verschmähte es natürlich, ihr zu folgen; in seinem Protest führte er aus, daß dieser Gerichtshof für ihn gar nicht zuständig sei. Egmont und Hoorn freilich, die seit dem 23. September auf der Citadelle von Gent in strenger Einzelhaft saßen, hielt der Tiger in den Klauen. Auch ihnen wurde im Januar die schriftliche Anklage auf Hochverrath wegen ihrer früheren Opposition und Begünstigung der Ketzerei zugestellt. Doch man gönnte ihnen keine Rechtsbeistände, gab ihnen nicht die Möglichkeit, Gegenbeweise beizubringen, sie wurden einzeln verhört. Umsonst dachten die Ritter des goldenen Vließes an Abhaltung eines Ordenskapitels, um gegen ein so willkürliches, den Rechten ihrer Genossenschaft zuwiderlaufendes Verfahren zu protestiren, Alba verbot ihnen jede Versammlung; umsonst waren auch die Vorstellungen des Kaisers Maximilian II. zu Gunsten Egmont's als eines Reichsgliedes; der Blutrath ging seinen Gang.

Die ersten Befreiungsversuche. Gewiß hatte Oranien Recht, wenn er von solchen Verwendungen diesen Menschen gegenüber nicht das Mindeste erwartete, sondern Alles von seinem guten Schwerte. Sein ganzes Vermögen setzte er daran, um ein Heer zu rüsten; Hessen-Kassel und Kursachsen verhießen Unterstützung, auch mit Frankreich stand er in Verbindung. Er wollte den Krieg führen als ein Fürst des Reiches gegen den andern, denn auch König Philipp war ja Reichsstand als Herr der Niederlande, nicht um Philipp zu stürzen, sondern nur, um die Landesverfassung gegen ihn zu vertheidigen und die Religionsfreiheit durchzusetzen. So brachen von drei Seiten her seine Heerhaufen in die Niederlande ein. Doch das zuerst von Jülich her über die Grenze gehende Korps unter de Villers wurde vor Roermonde an der Maas abgewiesen und dann bei Erkelenz völlig geschlagen, ja vernichtet (25. April 1568). Besser gelang es zunächst dem heldenhaften Bruder Wilhelm's, Ludwig von Nassau. In denselben Tagen rückte er von Emden her in der Provinz Groningen ein. Dort fand er großen Zulauf, doch konnte er die Hauptstadt selbst nicht besetzen und bald sah er sich ein spanisches Korps unter dem Herzog von Aremberg gegenüber. Vor ihm wich er nach einem ungünstigen Gefechte bei Dam zurück und nahm, von Sumpf und Moor gedeckt, eine vortreffliche Stellung beim Kloster Heiliger Lee südwestlich des Dollart. Hier am 23. Mai von Aremberg ohne die sicher zu erwartende Unterstützung einer zweiten spanischen Kolonne unter Graf Meghen angegriffen, erfochten die Nassauischen einen glänzenden Sieg. Aremberg selbst bezahlte die Niederlage mit dem Leben. Früchte freilich brachte der Erfolg den Siegern nicht; sie konnten Groningen nicht nehmen, sondern mußten sich begnügen, in seiner Nähe ein festes Lager zu beziehen; ja ihr Sieg beschleunigte das Ende Derer, zu deren Rettung sie ausgezogen waren.

Hinrichtung Egmont's und Hoorn's. Denn die Befreiungsversuche stachelten die spanischen Gewalthaber zu grimmiger Wuth. Am Aschermittwoch ließ Alba 500 Menschen verhaften, am 28. Mai verhing er die Konfiskation über die niederländischen Güter Oraniens und der anderen Verbannten, am 1. Juni fielen in Brüssel achtzehn angesehene Häupter; am selben Tage wurde der sogenannte Prozeß gegen Egmont und Hoorn abgeschlossen und schon am 4. Juni fällte Alba über Beide das Todesurtheil. Beide waren inzwischen wieder nach Brüssel in das uralte sogenannte Broodhuis (maison du roi) übergeführt worden. Hier kündigte der Bischof von Ypern dem Grafen Egmont in der Nacht des 4. Juni in Alba's Auftrage an, er müsse sterben. Egmont, furchtbar aus seinen Hoffnungen aufgeschreckt und tief bekümmert über das Schicksal seiner unglücklichen Frau und seiner elf Kinder, denen die gemeine Habsucht Philipp's II. ihr ganzes Vermögen geraubt hatte, war doch gefaßt und

bereitete sich zum Tode. So auch Hoorn. Am Vormittage des 5. Juni, Sonnabend vor Pfingsten, führte man sie hinaus auf den herrlichen Marktplatz; 3000 Spanier umgaben das schwarzverhangene Gerüst, Kopf an Kopf gedrängt stand hinter ihnen die Masse der Zuschauer, blaß und stumm. Da fiel zuerst Egmont's Haupt, dann Hoorn's; die Köpfe wurden auf Pfähle gesteckt, doch selbst den spanischen Graubärten rollten bei dem Anblick die Thränen aus den Augen und Hunderte aus dem Volke drängten sich durch ihre Reihen, um Tücher in das strömende Blut der Ermordeten zu tauchen und sie als Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

Schlacht bei Jemmingen. Als er so das Land und die Hauptstadt in Schrecken gefesselt wußte, ging Alba selbst ins Feld. Am 14. Juli vereinigte er sich mit Meghen zu Groningen.



Der Marktplatz zu Brüssel mit dem Broodhuis.

Ludwig von Nassau, der höchstens 12,000 unzuverlässige meuterische Leute den 15,000 Veteranen Alba's entgegenzustellen hatte, zog sich unter scharfem Gefecht aus seinem Lager vor Groningen ostwärts zurück und nahm bei Jemmingen zwischen dem Dollart und der Emsmündung eine solche Stellung, daß ihm im Falle der Niederlage nur der Untergang übrig blieb, vielleicht absichtlich, um seine Söldner durch Verzweiflung zu tapferer Gegenwehr zu zwingen. Am 21. Juli kam es zur Entscheidung. Sie fiel gegen die Aufständischen, ihr ganzer Haufe wurde vernichtet, denn die Spanier gaben keinen Pardon, Graf Adolf starb tapfer fechtend den Heldentod, Ludwig rettete sich durch Schwimmen über die Ems. Das heimkehrende spanische Heer aber verübte um Groningen unsägliche Greuel, um die Landschaft für ihre Zuneigung zu den Rebellen zu züchtigen. In denselben Tagen fand auch die von Frankreich her in Artois eingebrochene, aber dann wieder zurückgegangene Kolonne der hugenottischen Verbündeten durch königliche Truppen bei St. Valéry ein blutiges Ende (18. Juli).

Oranien's erster Feldzug. Doch so bittere Erfahrungen schreckten Oranien keineswegs ab. Seine Werbungen in Deutschland gingen fort. Selbst die deutschen Kurfürsten kamen ihm wenigstens mittelbar zu Hülfe, indem sie im September 1568 dem Kaiser dringende Vorstellungen über das Blutregiment in den Niederlanden machten und ihm ihre Hülfe zur Beseitigung

desselben anboten, da es den Augsburger Religionsfrieden verletze. Indeß Maximilian II. war nicht nur durch verwandtschaftliche Rücksichten an Spanien gefesselt, sondern auch durch die Hoffnung, seinen Sohn Rudolf (II.), den er dort erziehen ließ, zu Philipp's Nachfolger erhoben zu sehen. So begnügte er sich im Herbst 1568, den Erzherzog Karl mit dringenden Vorstellungen nach Madrid zu senden. Die Antwort, die er heimbrachte, lautete wie zu erwarten war: da die Niederlande nicht unter den Reichstagsbeschlüssen stünden, so werde der König seine Truppen dort lassen, so lange es ihm beliebe und auf jeden Fall die Alleinherrschaft des Katholicismus behaupten (20. Januar 1569).

Oranien wußte von vornherein, daß er im Wesentlichen auf eigene Kraft angewiesen sei. Im Begriffe, selbst aufzubrechen, erließ er eine förmliche Kriegserklärung an König Philipp II. und kündigte in einem Manifest vom 31. August den Niederländern seinen Entschluß an, ihnen zu Hülfe zu kommen. Mit 30,000 Mann zog er den Rhein hinab bis Köln, überschritt am 5. Oktober bei Stockheim (zwischen Maastricht und Roermonde) die eben sehr seichte Maas und drang westwärts in Brabant ein. Doch Alba, auf das feste Maastricht gestützt, weigerte ihm die heißbegehrte Schlacht, die allein ihm helfen konnte, da seine dürftigen Geldmittel nicht ausreichten, um das Heer lange zu unterhalten, und begleitete ihn wie sein Schatten Schritt vor Schritt, als Oranien über Tongern, St. Trujen, Waveren vorrückte, wo er nach einem blutigen Gefecht bei Jodoigne sich mit einem hugenottischen Heerhaufen unter Genlis vereinigte. Doch der Schrecken vor Alba hielt das Land darnieder und Oranien's Mittel gingen zu Ende. So sah er sich zu dem verwegenen Versuche gezwungen, in Frankreich einzubrechen, um in den dort noch wüthenden Bürgerkrieg einzugreifen. Wie das mißlang, ist schon erzählt worden (s. S. 435 f.). In Straßburg löste er seine Regimenter auf; der erste Befreiungsversuch war gescheitert, denn noch war das Land nicht zur Erhebung reif.

Alba's Steuerpläne. Es reif dafür zu machen, sorgte Alba. Nicht nur die Gewissensfreiheit, sondern auch die materiellen Interessen der Niederlande traf er jetzt mit tödlichen Schlägen. Als Königin Elisabeth spanische Schiffe, die sich vor französischen Kapern in englische Häfen geflüchtet hatten, unter nichtigem Vorwande mit Beschlag belegen ließ (Ende 1568), befahl Alba alle Engländer in den Niederlanden gefangen zu setzen und ihr Eigenthum wegzunehmen und verbot dann kurzweg den ganzen, so hochbedeutenden Verkehr mit England (s. S. 450). Noch ungleich schärfer schnitten andere Maßregeln ein. Um den königlichen Kassen möglichst reiche Einnahmen zuzuführen und den König zugleich von den ständischen Bewilligungen möglichst unabhängig zu machen, forderte er im März 1569 von den Generalstaaten eine dreifache Steuer: eine einmalige Erbschaftssteuer von einem Prozent, weiter eine immerwährende Abgabe von 20 Prozent beim Verkauf von Grundstücken und eine von 10 Prozent beim Verkauf beweglicher Gegenstände (die spanische Alcavala), also eine kolossale Belastung des gesammten Verkehrs auf die Dauer und damit thatsächlich den Verzicht der Generalstaaten auf ihr Steuerbewilligungsrecht. Begreiflicherweise widerstrebten diese aufs Entschiedenste und wollten sich höchstens auf eine feste Summe von 2 Millionen Gulden jährlich einlassen. Nichtsdestoweniger begann Alba die Durchführung der gar nicht bewilligten Steuer und konnte wirklich gegen Ende 1571 dem Könige versichern, der „zehnte Pfennig" — so hieß sie kurzweg — sei in Brabant, Gent, Ypern, Tournay ꝛc. durchgesetzt. Aber die unerträgliche Last und die ununterbrochen fortgehenden Bluturtheile verbunden mit einer fürchterlichen Springflut, die in der Nacht des 1. November 1570 über die niedrigen Küsten von Friesland bis Flandern hereinbrach und gegen 100,000 Menschen das Leben gekostet haben soll, trieben das gemißhandelte Volk zur Verzweiflung. Banden von Bettlern lagen auf allen Straßen, in den Wäldern rotteten sich die Bauern zu Hauf und führten von dort aus einen erbarmungslosen Raub- und Rachekrieg gegen Spanier und Mönche, und immer dichtere Scharen von Flüchtlingen sammelten sich in Frankreich, England und Deutschland. In Gent stand die Hälfte der Häuser leer. Da begannen selbst im Staatsrath zu Brüssel Zweifel an der Durchführbarkeit von Alba's System aufzutauchen, ja bald befand sich Viglius, der doch immerhin ein Niederländer war, im offenen Gegensatze zum Herzog. Sogar der königliche Hof zu Madrid wurde stutzig, als der spanische

Gesandte in Paris, Franz von Alava, der Anfang 1572 in Brüssel gewesen, von der allgemeinen Verzweiflung und dem wüthenden Hasse des Volkes gegen Alba berichtete. Der König war jetzt geneigt, sich mit der ihm gebotenen Abfindungssumme zu begnügen, und empfing sogar eine Deputation der Generalstaaten; nur Alba blieb taub gegen alle Erwägungen. Er sah, wie die Bevölkerung Brüssels allen Verkehr einstellte, um den verhaßten „zehnten Pfennig“ nicht bezahlen zu müssen; so griff er einfach zu seinem bewährten Mittel: er wollte achtzehn der bedeutendsten Kaufleute vor ihren Läden aufknüpfen lassen (Anfang April) und erwartete mit grimmiger Ungeduld den Morgen der Exekution.

Die Erhebung in Holland und Seeland. Da traf noch in der Nacht die Nachricht ein, die Maasfestung Brielle sei von einem Haufen Rebellen besetzt worden. Der Aufstand war da!

Jedes Landesrecht hatten diese Spanier mit Füßen getreten, gegen eine friedliche, fleißige Bevölkerung mit zahllosen Hinrichtungen und Beraubungen schlimmer gewüthet als in einem eroberten Lande; allen Wohlstand hatten sie untergraben, die Anhänger des reformirten Bekenntnisses gehetzt wie wilde Thiere. In jedem Orte standen die Brandpfähle und Galgen; bei 18,000 Bluturtheile sind bis Ende des Jahres 1573 ergangen. Da war in dem langsam erwarmenden Volke ein Haß aufgewachsen, so grimmig und unversöhnlich, wie er von Germanen nie wieder empfunden worden ist. Gräßliches muß geschehen, um ein hochgebildetes, reiches Volk zu blutiger Empörung zu treiben; es war geschehen, und nun wälzten sich die Fluten des Aufruhrs wie die Wogen der Nordsee vor dem Nordweststurm über das Land.

Schon seit einiger Zeit schwärmten von den französischen und englischen Häfen her kecke Räuberschiffe, die Oranien mit Kaperbriefen versehen hatte, an den Küsten. Hier waren die Niederländer in ihrem Elemente. Flüchtlinge bildeten die Bemannung, verwegene durchwetterte Gesellen voll Todesmuth und erbarmungslosem Haß gegen Alles, was spanisch oder katholisch war; auf dem Bande des Hutes trugen sie die Umschrift: „Lieber türkisch als päpstlich“ („Liever Turx dan Paus“); sie nannten sich die Wassergeusen. Einer ihrer wildesten Führer war Wilhelm de la Marck, der seinen Vetter Egmont an den Spaniern zu rächen hatte. Aus den englischen Häfen von Elisabeth ausgewiesen, da sie damals einen Ausgleich mit Alba anstrebte, segelte er Ende März 1572 von Dover ab, und da der Hunger seine Mannschaft quälte, so beschloß er einen Angriff auf die Niederlande. Am Morgen des 1. April 1572 kam sein Geschwader, 24 Schiffe mit nicht mehr als 300 Mann, die Maas herauf. Ein Bürger von Amsterdam hatte den Rath gegeben, das unbesetzte Brielle wegzunehmen. Nun wollte allerdings die städtische Behörde aus Furcht vor Alba den Platz nicht überliefern, und die meisten Bürger flüchteten, doch die Wassergeusen sprengten zwei Thore und drangen ein. Die Bürger schonten sie, aber die Kirchen plünderten sie, und dreizehn Geistliche marterten sie zu Tode. Die Nachricht von dem kecken Streich verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit. Sofort zwar rückte Graf Bossu, der Statthalter von Holland und Seeland, heran, um Brielle wiederzunehmen, er wurde aber abgewiesen und rächte sich durch die Ueberrumpelung Rotterdams, bei der 400 Bürger erschlagen wurden. Das schreckte indeß nicht mehr, sondern erbitterte nur. Zunächst erhob sich das wichtige Vlissingen auf Walcheren, verjagte seine wallonische Besatzung und wurde von Brielle her unterstützt. Binnen wenigen Wochen folgten Dortrecht, Haarlem, Leyden, Gouda, Alkmaar, Hoorn, Enkhuyzen und andere Städte dem Beispiele, auch in Geldern, Overyssel und Friesland schlossen sich einzelne Gemeinden an. Sie huldigten Alle dem Grafen Wilhelm von Oranien als dem Statthalter Sr. Majestät, setzten neue Behörden durch Volkswahl ein und verpflichteten sich, Jedermanns Freiheit und die Wohlfahrt der Nation zu vertheidigen, d. h. die zu Recht bestehende Landesverfassung gegen die spanischen Uebergriffe, aber auch — und das machte ihre Erhebung zu einer Revolution — für die Religionsfreiheit beider Bekenntnisse einzustehen. Am 2. Juni langte bereits Dietrich von Sonoy als Stellvertreter Oranien's an.

Der Eindruck der plötzlichen Erhebung in Madrid war tief und erschütternd. Jetzt wies der kastilianische Staatsrath Alba aufs Bestimmteste an, den zehnten Pfennig aufzuheben und die längst gebotene Abfindungssumme anzunehmen (29. Juni), ja der König versprach jetzt den Deputirten der Generalstaaten, selbst nach Flandern zu kommen. Inzwischen hatte der

Herzog schon selbständig den gleichen Gedanken gefaßt und deshalb die Staaten von Holland auf den 15. Juli nach dem Haag berufen. Es war zu spät. Statt im Haag versammelten sich die Staaten auf Oranien's Ruf Anfang Juli zu Dortrecht und bewilligten hier begeistert und einmüthig zunächst die Bürgschaft für den dreimonatlichen Sold des Heeres, das Oranien wieder in Deutschland warb. Er selber verpflichtete sich aus freien Stücken, nichts zu thun ohne den Beirath der Staaten; ihnen und dem Prinzen schwuren auch die Beamten den Eid.

Oranien's zweiter Einfall in Belgien. Die Erhebung war organisirt und schon klirrten auch im Süden die Waffen. Gestützt auf Frankreich, dessen Politik damals ja Coligny leitete, nahm Ludwig von Nassau am 24. Mai durch kecken Ueberfall das wichtige Mons. Doch kam er nicht weiter, denn Alba's Sohn Friedrich von Toledo schloß die Stadt sofort ein, und die Hugenottenscharen Genlis' wurden am 19. Juli vernichtet (s. S. 438 f.). So beruhte Ludwig's Hoffnung lediglich auf der Hülfe des Bruders von Deutschland her. Am 23. Juli schon nahm Wilhelm Roermonde, überschritt dann, als die Bürgschaft der holländischen Stände seine meuterischen Truppen beruhigt hatte, am 27. August die Maas und ging über Diest, Löwen, Mecheln, Dendermonde und Oudenarde gegen die französische Grenze vor. Reichte ihm hier, wie er hoffen durfte, eine französische Armee die Hand, so war der Kampf zu Gunsten der Niederlande entschieden. Da traf ihn die schreckliche Nachricht von der Bartholomäusnacht „wie mit einem Schmiedehammer". Nun, das sah er, war Alles verloren. Er wandte sich gegen Mons, aber jetzt sah er sich wieder Alba gegenüber, seine Truppen meuterten und zwangen ihn zum Rückzuge über die Maas nach dem Niederrhein. Bei Orsoy (nördlich Duisburg) überschritt er den Strom, entließ sein Heer und ging nach Holland, fast allein. „Dort will ich mir mein Grab bereiten", schrieb er seinem Bruder Johann. Nun ergab sich am 19. September auch Mons gegen freien Abzug der Besatzung und der Bürger, die sie begleiten wollten; gegen die Zurückgebliebenen wüthete der Blutrath.

Friedrich von Toledo in Holland. Die Hauptmacht aber führte Alba's Sohn Friedrich von Toledo rachgierig gegen Holland. Am 1. Dezember ergab sich ihm das kleine Naarden östlich von Amsterdam gegen Zusicherung der Gnade. Als jedoch die Bürger, 500 Männer, sich in der Hauptkirche versammelten, um König Philipp den Eid zu leisten, fielen die Spanier über die Wehrlosen her und metzelten sie nieder bis auf den letzten Mann. Die Stadt wurde geplündert und zerstört, unsägliche Greuel verübt, Jahre lang blieb seitdem die Stätte wüst und unbewohnt. Auf diese Kunde rüstete sich das nahe Haarlem zu verzweifelter Gegenwehr. Sieben schreckliche Monate widerstand die Stadt allen Stürmen der Belagerer und allen Qualen der Hungersnoth, bis die Kräfte der Vertheidiger und die Aussichten auf Hülfe gleichmäßig schwanden. Am 12. Juli 1573 endlich ergab sich Haarlem auf Gnade und Ungnade, doch Gnade hatte es nicht zu hoffen. 1400 Bürger wurden hingerichtet, 300 im Haarlemer Meere ertränkt. Da warf sich Oranien selber nach Alkmaar und riß seine verzweifelnden, fast unbewaffneten Einwohner zu rasender Gegenwehr mit sich fort. Ströme siedenden Wassers, ungelöschter Kalk und brennende Scheite stürzten den stürmenden Spaniern entgegen; an einem Tage verloren sie 1000 Mann, und als nun vollends die Niederländer sich anschickten, die Deiche zu durchstechen und in den Fluten der einbrechenden See das feindliche Lager zu begraben, da hob Toledo die Belagerung auf (8. Oktober). Um dieselbe Zeit erfocht auf der Zuydersee ein niederländisches Geschwader einen glänzenden Sieg über die Spanier und nahm ihr Hauptschiff, die „Inquisition". „Die Flut der Tyrannei begann zu ebben."

Alba's Rücktritt. Alba war mit seinen Mitteln und seiner Weisheit zu Ende. Obwol man den Ertrag seiner Plünderungen auf 60 Millionen Mark berechnete, so hatte doch der Krieg schon 120 Millionen Mark verschlungen, und das Heer, 62,000 Mann stark, hatte Soldrückstände von 20 Millionen zu fordern. Da erbat er seinen Abschied. Am 18. Dezember 1573 verließ „der blutige Herzog" Brüssel, mit jedem Fluche der niederdeutschen Zunge beladen. Das schönste Land seines Herrn hatte er durch eine Gewaltherrschaft ohne Beispiel zum Aufstande getrieben, unvertilgbaren Haß gegen den spanischen Namen gesät und selbst die Waffen geschliffen, die der spanischen Macht den Todesstoß versetzen sollten.



Die Reformation in England und Schottland.

Wie England durch seine insulare Lage vom europäischen Festlande geschieden ist, so haben sich auch seine staatlichen und kirchlichen Verhältnisse von jeher selbständig und eigenartig herausgebildet. Früher als irgend ein Volk des Festlandes gelangten die Engländer zur nationalen Einheit, die niemals wieder ernsthaft gefährdet worden ist. Trotz arger Erschütterungen durch fremde Eroberungen und bürgerliche Kriege behaupteten sie dann die alten Grundlagen der Verfassung und Verwaltung mit einer auf dem Festlande unerhörten Zähigkeit, und ganz folgerichtig gingen die inneren Verhältnisse seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts auf die Beschränkung der königlichen Gewalt durch die vereinigte Macht des Adels und der Städte hinaus, also auf die konstitutionelle Monarchie. Auch auf kirchlichem Gebiete behauptete England weitgehende Selbständigkeit. Zähes Festhalten am Altüberlieferten, Thatkraft und Ausdauer, schroffer Nationalstolz, nüchterne Erwägung, das sind die Erbtheile, welche eine wirrenreiche und blutige Geschichte dem Charakter des englischen Volkes hinterließ. Sie haben in Verbindung mit den vorhandenen Grundlagen das Land in eine ganz eigenthümliche Bahn der kirchlichen Reform gedrängt und allmählich eine Verfassung entwickelt, die es lange zum politischen Vorbilde für das Festland gemacht hat.

Staat und Stände. Die ständische Gliederung Englands ist von der der germanisch-romanischen Staaten des Festlandes nicht wesentlich verschieden. Dem Könige zunächst steht der hohe Adel (nobility), die Herren (lords), von ihm unmittelbar belehnt, stolze Geschlechter, meist französisch-normannischen Ursprungs, von großem Grundbesitz, der durch die Vererbung nach Erstgeburtsrecht fest zusammengehalten wird, freilich schon furchtbar geschwächt durch die erbarmungslosen Kriege der weißen und rothen Rose. Es folgt der niedere Adel (gentry), die große Masse des Landadels, an Besitz dem hohen oft nicht viel nachstehend. In den Händen des Adels befand sich schon damals der größte Theil des Grund und Bodens, und beständig bemühte er sich zum Schaden der Bauernschaften, seine großen Güter zu erweitern; doch erhielt sich ein immer noch sehr ansehnlicher Stamm kleiner freier Besitzer (Freisassen, yeomen), und auf den adeligen Gütern saßen zahlreiche wohlhäbige Pächter. Von den Städten waren die kleineren ganz abhängig von den Grundherren, wirklich selbständig unter selbstgewählten Behörden nur die größeren, allen voran die Altstadt (City) London unter Lordmayor und Aldermen (Aelteste, Rathmannen). Wenn nun den Mitgliedern des Adels der größte Theil des Grundbesitzes zufiel, so trugen sie doch auch hauptsächlich die Lasten der Selbstverwaltung (selfgovernment), des einen Bollwerks der englischen Freiheit. Denn diese

ruhte seit Alters in den Grafschaften, deren man im eigentlichen England 39 zählte, auf den durch Wahl besetzten und unentgeltlich versehenen Ehrenämtern. Nur den Sheriff, den Vorsteher der Grafschaft, ernannte der König. Den andern Schutz gegen jedwede Willkür bildete das Schwurgericht (jury), das, aus freien Männern der Grafschaft zusammengesetzt, unter dem Vorsitz des Sheriffs den Spruch über die Angehörigen der Grafschaft fällte, denen überdies die Bestimmung der Magna Charta, daß sie in peinlichen Fällen nur von Männern Ihresgleichen (ihren peers) gerichtet werden könnten, den denkbar größten Schutz verlieh. Dieselben Stände nun, welche die mühevollen und selbst kostspieligen Geschäfte der Selbstverwaltung trugen, waren auch von Anfang an die Berather der Krone im Parlament, im Oberhause die Lords, zu denen auch die Bischöfe zählten, dahin berufen nicht durch Wahl, sondern durch das erbliche Recht ihres Standes, im Unterhause die Vertreter des niederen Adels nebst denen einer Anzahl von Städten und Burgflecken (boroughs), entsendet durch die Wahl ihrer Standesgenossen. Beide Häuser entschieden über die königlichen Steuerforderungen und übten zusammen mit der Krone das Recht der Gesetzgebung.

Freilich war seit den greuelvollen Kriegen der weißen und rothen Rose die Macht des Parlaments im Sinken, da die meisten der alten Herrengeschlechter ihnen zum Opfer fielen und die Wahlen zum Unterhause von der Krone leicht beherrscht werden konnten. Die Folge war, daß der erste Tudor Heinrich VII. (1485—1509) und ihm folgend auch die meisten anderen Fürsten seines herrischen Hauses die ohnehin erhebliche Macht der Krone immer mehr zu erweitern strebten. Das Parlament wurde selten berufen — in Heinrich's VII. letzten dreizehn Jahren nur einmal — sein Steuerbewilligungsrecht durch sparsame Wirthschaft mit den übrigen königlichen Einkünften, meist Zöllen, und sein Gesetzgebungsrecht durch möglichste Ausdehnung der königlichen Befugniß zum Erlaß bindender Verordnungen umgangen. Ohne die Selbstverwaltung geradezu anzutasten, gefährdete doch Heinrich VII. die Wirksamkeit der Schwurgerichte, indem er die Befugnisse der von ihm eingerichteten Sternkammer, die ursprünglich nur berufen war, gegen Unruhen und Parteiungen aller Art einzuschreiten und den Frieden zu wahren, auf alle Arten von Klagen erweiterte und die persönliche Freiheit, indem er das zunächst nur für die Zucht im Heere bestimmte sogenannte „Kriegsgesetz" (martial law) in manchen Fällen über ganze Gebiete verhing. Dafür sorgte der König andererseits für die kleinen Leute durch Verlängerung der Pachtverträge und Milderung des gutsherrlichen Druckes. Und wenn auch die Königsmacht entschieden stieg, die Grundlagen englischer Freiheit blieben auch jetzt unberührt; nach wie vor erschienen Krone und Parlament in Verbindung als der Ausdruck der Staatsgewalt.

Die Kirche. Eben diese feste Geschlossenheit, die das englische Staatswesen bezeichnet, zeigt sich auch auf kirchlichem Gebiete. An Reichthum wich die Kirche von England sicherlich keiner andern. Berechnete man doch unter Heinrich VIII. die Einkünfte allein der Klöster (vor 1535) auf etwa 500,000 Dukaten, während damals die der Krone 700,000, die des gesammten Adels nur gegen 380,000 betrugen. Aber der päpstlichen Macht gegenüber wahrte die Krone die Selbständigkeit ihrer Kirche und ihre eigene Gewalt. Die Unterwerfung König Johann's (ohne Land) unter römische Lehnshoheit hat thatsächlich nur wenig Folgen gehabt. Schon 1307 wurde jede Geldausfuhr nach Rom untersagt, seit 1333 der Lehnszins, wie ihn Johann gelobt hatte, nicht mehr entrichtet, 1365 durch Parlamentsbeschluß geradezu aufgehoben. Jede päpstliche Bulle unterlag königlicher Genehmigung (Placet). Päpstliche Vergebung englischer Pfründen wurde thunlichst abgewehrt, die Wahl der Bischöfe (seit 1108) zwar den Domkapiteln anheim gegeben, Bestätigung und Belehnung jedoch dem König vorbehalten. Seit 1225 hatte dann die gesammte Geistlichkeit der beiden Erzbisthümer (York und Canterbury) in den sogenannten Konvokationen eine Art parlamentarischer Ordnung erhalten, die der Regierung gestattete, mit ihr wie mit einer Volksvertretung zu verhandeln. Alles in Allem betrachtet war also die englische Kirche von Rom beinahe unabhängig, national geschlossen und weit mehr als durch päpstliche Dekrete durch den Willen des Königs und des Parlaments bestimmt.

Die neue Bildung. Das wurde die Grundlage für die englische Reformation. Gewiß hat auch hier die Verstimmung des Volkes über die Verweltlichung der Geistlichkeit mitgewirkt und auch hier freiere Ansichten gefördert. Um 1477 brachte William Caxton die Buchdruckerei nach England, doch gab es 1509 nur 4 Offizinen, erst unter Heinrich VIII. vermehrte sich die Zahl bis auf 45. Etwas später begann der Humanismus festen Fuß zu fassen, zumal in den geistlichen Kreisen. Einer seiner Hauptvertreter war Thomas Morus (1480—1535), der Erasmus Englands, der Verfasser der geistvollen Utopia, die in der Schilderung eines Idealstaats der Gegenwart ein beschämendes Spiegelbild vorhält. Für das Griechische gewann später Roger Ascham (1515—1568) in Oxford große Bedeutung und auch Erasmus hat mit den humanistischen Kreisen Englands nicht nur vielfache Verbindung unterhalten, sondern auch vorübergehend in Cambridge eine Lehrstelle bekleidet (S. 123). Indessen blieben diese Interessen doch immer nur die Sache einer Minderheit von Gebildeten, höherer Geistlichen und einzelner Kreise des Adels, dessen Frauen sich nicht selten jene Sprachkenntniß aneigneten, die für die Damen der Renaissancezeit bezeichnend ist. An den beiden Universitäten Oxford und Cambridge setzte sich der Humanismus erst spät und nicht ohne lebhafte Kämpfe durch; noch langsamer gewann er Einfluß auf die zahlreichen Lateinschulen (grammar schools), die seit dem fünfzehnten Jahrhundert in ziemlicher Anzahl von Königen und Genossenschaften gegründet waren, so das berühmte Eton College unter Heinrich VI. Auch die Verstimmung des Volkes über die kirchlichen Zustände konnte hier nie zu jener leidenschaftlichen Erbitterung anschwellen, welche die deutsche Bewegung kennzeichnet, denn wenn es auch an Mißbräuchen nicht fehlte, so war doch hier einerseits von einer so unerträglichen Ueberspannung der päpstlichen Macht wie in Deutschland nicht entfernt die Rede, andrerseits besaß die feste Staatsgewalt die Macht zur Abhülfe. So ging in England die Reformation nicht vom Volke, sondern von der Krone aus unter Mitwirkung von Parlament und Geistlichkeit und sie erscheint vielmehr als politischer, wie als religiöser Akt.



Die Sternkammer zu Westminster.

England unter Heinrich VIII.

Sie begonnen zu haben, ist das Werk Heinrich's VIII. (1509—1547).

Heinrich VIII. und Wolsey. Kaum achtzehnjährig bestieg er am 21. April 1509 den englischen Thron und vermählte sich kurz danach mit Katharina von Aragonien, der Tochter Ferdinand's nnd Isabella's, die sein ältester Bruder Arthur nach kaum halbjähriger Ehe als Wittwe hinterlassen hatte (gest. 2. April 1502) und mit der Heinrich selbst kurz darauf verlobt worden war, indem ein päpstlicher Dispens das kirchenrechtliche Ehehinderniß — denn die Vermählung mit der Wittwe des Bruders galt für unstatthaft — in diesem Falle aufhob. Wie jene Verlobung, so war auch die endliche Vermählung Heinrich's und Katharina's nur der Ausdruck des engen Verhältnisses, in welches England damals zu Spanien getreten war. Indeß überließ der junge König, lebenslustig und prachtliebend wie er war, die Führung der Geschäfte zunächst vollständig an Thomas Wolsey, der aus niederem Stande schon unter Heinrich VII. zum Mitglied des Staatsrathes aufgestiegen, 1515 den Kardinalshut erhielt

und seit 1521 als Legat und Generalvikar des Papstes die englische Kirche mit souveräner Gewalt und von Rom fast unabhängig leitete, ein stolzer, hochfahrender Emporkömmling, dem englischen Adel verhaßt, aber unleugbar auch ein Mann von staatsmännischer Begabung und Geschäftskenntniß. Von Karl V. völlig gewonnen durch die Aussicht auf die päpstliche Tiara, hielt er England durchaus im habsburgischen Fahrwasser und brachte im J. 1521 das Bündniß gegen Frankreich zu Stande. Indeß war doch bald allzu deutlich, daß England kein Interesse daran hatte, die spanische Uebermacht in Europa zu erhöhen. Schon im Sommer 1524 zeigte sich deshalb eine Erkaltung in den Beziehungen beider Mächte, die Schlacht von Pavia vollendete den Umschwung; im Sommer 1525 schloß Wolsey Frieden mit dem bedrängten Frankreich, ein Jahr darauf trat er der Liga von Cognac gegen Karl V. bei (s. S. 210). Wie nun jene Ehe Heinrich's aus politischen Rücksichten geschlossen war, so wirkte jetzt die Wendung in der englischen Politik auf sie zurück. Freilich war dies nur bei einem Charakter wie Heinrich VIII. möglich. Gut unterrichtet, voll Theilnahme an den humanistischen und künstlerischen Interessen, von scharfer Auffassungsgabe und raschem Entschluß, in der Bildung der Zeit, auch in der Theologie bewandert, was ihn dazu verführte, im Jahre 1522 Luther's Sakramentslehre heftig anzugreifen und ihm dafür die rücksichtsloseste Abfertigung des erzürnten Reformators eintrug, persönlich wohlwollend und herablassend, deshalb in seiner ersten Zeit im höchsten Grade populär, überließ er sich doch später begehrlicher Sinnlichkeit und rücksichtslosester Selbstsucht derart, daß die zweite größere Hälfte seiner Regierung zu den widerwärtigsten Erscheinungen aller Zeiten gehört. Niemals haben in so hohem Grade die persönlichsten Beweggründe eines Herrschers die Geschicke eines großen Landes bestimmt, und niemals haben umgekehrt politische Interessen einen solchen Einfluß auf die ehelichen Verhältnisse eines Fürsten geübt wie hier. Die Auffassung fürstlicher Ehen als staatlicher Akte führte hier zu den häßlichsten Folgen.



Heinrich VIII. Nach Hans Holbein.

Die Ehescheidungsfrage und der Abfall von Rom. Jetzt war Heinrich's Anfangs aufrichtige Neigung für die alternde Gemahlin erkaltet; nur eine Tochter, die spätere Königin Maria, hatte sie ihm geschenkt, zwei Söhne waren im frühesten Alter rasch gestorben. Mit der begreiflichen Sorge um einen Thronerben tauchten alte Bedenken über die Rechtmäßigkeit der Ehe mit der Schwägerin wieder auf, und die erwachende Leidenschaft des Königs für die schöne Anna Boleyn, eine in Frankreich gebildete Hofdame seiner Gemahlin, that das Uebrige. Da Anna wol Heinrich's Gemahlin, nicht aber seine Buhlerin sein wollte, so gab es nur ein

Mittel, den Streit zu lösen, die Scheidung von Katharina. Doch dazu gehörte päpstlicher Dispens. Anfangs meinte der Kardinal Wolsey, ihn unschwer erlangen zu können, da Papst Clemens VII. mit England im Bunde und 1527 durch die Erstürmung Roms in ärgste Noth versetzt, also fremder Hülfe dringend bedürftig war.



Prunk im Hauswesen des Kardinal Wolsey. Zeichnung von Ronjat.

Wirklich sandte er den Legaten Campeggio nach England und da er doch, wie die Dinge standen, Karl V. durch die immerhin anstößige Scheidung von einer so nahen Verwandten (Katharina war des Kaisers Tante) nicht zum Aeußersten reizen durfte, so versuchte der Legat die Königin zu freiwilligem Rücktritt zu bewegen. Umsonst; Katharina beharrte unbeugsam auf ihrem Rechte, appellirte endlich an Rom. Inzwischen aber war Clemens VII. mit dem Kaiser in Frieden und Bündniß getreten, um seinem Hause Florenz wieder zu verschaffen; jetzt konnte er, was Heinrich VIII. begehrte, unmöglich gewähren, er rief den Legaten zurück (Juli 1529).

Da wogte die Stimmung in England hoch auf gegen Rom, wo man das als berechtigt anerkannte Verlangen des Königs um fremder Interessen willen unerfüllt ließ, und die Herstellung der Medici in Florenz kostete der römischen Kirche die Herrschaft über England.

Als erstes Opfer des königlichen Zornes fiel Wolsey, der nicht vermocht hatte, in Rom seinen Willen durchzusetzen, wol aber durch Stolz, Anmaßung, Wohlleben und Prachtliebe sich eben so viel Feinde wie Neider geschaffen hatte. Seine Entlassung (9. Oktober 1529) wurde von Geistlichkeit und Adel mit ungetheilter Befriedigung begrüßt. In den Staatsrath (Council) traten Thomas Morus als Kanzler und Thomas Cromwell als Großsiegelbewahrer, jener bei aller humanistischen Bildung doch gut katholisch, dieser reformatorischen Bestrebungen nicht abgeneigt. An eine wirklich protestantische Wendung nach deutschem Muster dachte im Ernste Niemand, die große Masse des Volkes war katholisch und wollte es bleiben. Doch eine Lossagung von Rom entsprach sowol den Interessen des Königs als der Stimmung und den Erinnerungen der Nation, deren Kirche ja schon längst fast ohne päpstlichen Einfluß verwaltet wurde und seit Wolsey's Erhebung zum Legaten und Generalvikar sich vollends gewöhnt hatte, die höchste geistliche Macht in den Händen eines Engländers zu sehen. So entwarf im November 1529 das Unterhaus eine Beschwerdeschrift gegen die englische Geistlichkeit, in der es den König aufforderte, „seine geistlichen und weltlichen Unterthanen zu versöhnen als das einzige Haupt und der souveräne Herr Beider." Nach schwachem Widerstande erkannte in der That die Konvokation den König als Oberhaupt der englischen Kirche „zunächst unter Gott" an (Februar 1531); die Ausnahmegerichte wurden der Geistlichkeit genommen, die Geldsendungen und die Appellationen nach Rom verboten. Damit war der Abfall thatsächlich schon vollzogen.

Zum vollen Bruche kam es indessen erst, als Clemens VII. unter dem Einflusse Karl's V. die begehrte Scheidung unbedingt verwarf. Da vollzog Heinrich VIII. im Januar 1533 seine Vermählung mit Anna Boleyn, ließ sie zur Königin krönen und durch ein geistliches Gericht unter dem Erzbischof Thomas Cramner von Canterbury (seit 1532) die Ehe mit Katharina für nichtig erklären. Am 30. April 1534 erkannte dann das Parlament den König als Oberhaupt der englischen Kirche (supremum caput) förmlich an, schrieb den sogenannten Suprematseid allen Geistlichen und Beamten vor und brach jede Beziehung zu Rom ab, das nun seinerseits den Bann gegen Heinrich VIII. schleuderte (1535). So ging die höchste geistliche Macht an den Monarchen über, kraft eines Parlamentsbeschlusses, nicht einfach durch einen fürstlichen Willensakt, und soweit stand unfraglich die Nation hinter ihrem Herrscher.

Doch diese Stellung zwischen Rom und den Protestanten war auf die Dauer unhaltbar. Während nicht wenige Bischöfe im Stillen die Rückkehr zum Gehorsam gegen den Papst erstrebten, drängten andere, vor allem im Staatsrathe Cromwell und Cranmer, in eine protestantische Richtung. Sie blieben zunächst die Sieger; in den „zehn Artikeln", die Heinrich anerkannte, wurde die Bibel und die drei ältesten Glaubensbekenntnisse als Norm des Glaubens bezeichnet, nur drei Sakramente angenommen, die Abendmahlslehre nach Luther's Weise aufgefaßt, die Anrufung der Heiligen nur noch gestattet (1536). Zugleich begann man mit der Einziehung der kleineren Klöster, von denen nicht weniger als 555 damals aufgehoben wurden. Trotz dieser unsichern Haltung verfuhr doch die Regierung gegen alle diejenigen, welche sich nicht auf der schmalen Linie zu halten vermochten, die sie als die allein richtige vorzuschreiben für gut fand, mit rücksichtsloser Härte, ließ deshalb sogar den Bischof Fisher und Thomas Morus, die Beide die erste Ehe Heinrich's VIII. nicht für ungesetzlich zu erklären sich entschließen konnten, als Ketzer hinrichten (22. Juni und 9. Juli 1535).

Katholische Aufstände und die „Blutartikel". Kurz darnach galt das, was die zehn Artikel vorschrieben, wiederum für sträflichen Irrglauben. Denn Ende 1536 brach in den nördlichen Grafschaften um York, die an Wohlstand und Bildung hinter denen südlich des Trent zurückgeblieben und jetzt eifrig katholisch waren, ein gefährlicher Aufstand aus. Mit 30,000 Mann machte sich Robert Aske auf den Weg nach London, um die „Männer von schlechtem Blut" aus dem Rathe des Königs zu verjagen und die katholische Religion wieder herzustellen.

Gleichzeitig gährte es in Cornwallis, und Jakob V. von Schottland rüstete sich mit dem geweihten Schwert, das ihm Paul III. gesandt, den „heiligen Krieg" über die Grenze zu tragen. Nun wurde freilich Heinrich durch Güte und Gewalt der Bewegung Herr, Aske und Andere büßten ihr Beginnen auf dem Blutgerüst, aber sie hatten tiefen Eindruck auf ihn gemacht, einen Ketzer wollte er sich nicht schelten lassen. In mehreren Edikten schärfte er die Ehelosigkeit der Geistlichen ein, verfügte die strengste Büchercensur, verbot die Einfuhr festländischer Schriften.



Abschied Sir Thomas Morus' von seiner Tochter. Zeichnung von Leyendecker.

Ja, im Juni 1539 nahm er die Bill (Gesetzvorschlag) an, die der streng katholische Bischof Gardiner im Parlament und in der Konvokation eingebracht und verkündete sie als die „sechs Artikel". Sie geboten bei den härtesten Strafen das Festhalten an der katholischen Abendmahlslehre, an Privatmesse und Ohrenbeichte, klösterlichen Gelübden und priesterlicher Ehelosigkeit, und wurden mit solcher Härte überall zur Geltung gebracht, daß sie mit Recht die „Blutartikel" hießen. Und doch während man so zur strengkatholischen Glaubenslehre zurückkehrte, stürzte die Krone und der Adel vereint sich auf die noch übrigen großen Klöster. Nach Parlamentsbeschluß (Mai 1539) wurden sie sämmtlich, noch 380 an der Zahl, eingezogen,

ihre Mönche und Nonnen mit kärglichen Pensionen abgefunden, ihre herrlichen Gebäude zum großen Theil dem Verfall und der Zerstörung überliefert.

Neue Eheschließungen. Mit derselben souveränen Gewalt, mit der dieser König seinen Engländern vorschrieb, was sie glauben und nicht glauben sollten, löste und schloß er seine Ehen. Anna Boleyn hatte ihm den ersehnten Erben nicht geschenkt, nur eine Tochter, Elisabeth (7. September 1533). Die Unglückliche büßte dies, nicht minder ihre Hinneigung zum Protestantismus und endlich eine neue Leidenschaft ihres Gemahls für die schöne Johanna Seymour auf dem Blutgerüste, zu dem sie ein sklavisches Gericht wegen angeblichen Ehebruchs verurtheilte (19. Mai 1536). Die Ehe und die ihr entsprungene Tochter wurden für illegitim erklärt.



Anna Boleyn. Johanna Seymour. Nach Hans Holbein. Katharina Howard.

Einen Tag nachdem Anna's Blut den Rasen im Tower gefärbt, hielt der König fröhliche Hochzeit mit Johanna. Im nächsten Jahre erfüllte sie ihm seinen heißesten Wunsch durch die Geburt Eduard's (VI.), aber nur um gleich danach zu sterben (Oktober 1537). Darauf blieb der König zwei Jahre Wittwer, bis die Furcht vor dem Einverständniß Frankreichs und Spaniens, welches die Zusammenkunft von Aigues-mortes angebahnt zu haben schien, ihn zu näherem Anschluß an die deutschen Protestanten trieb und damit zur Ehe mit einer deutschen Fürstin geneigt machte. Die Glückliche, die er auf Cromwell's Rath erwählte, war Anna von Cleve (Januar 1540). Doch die protestantenfreundliche Wendung war von kurzer Dauer. Der rasch erwachende Widerwille des Königs gegen die neue Gattin verband sich mit dem Hasse des Adels gegen den herrischen Minister und der Katholiken gegen den „Hammer der Mönche“ zu Cromwell's Sturze: in der Sitzung des Staatsraths wurde er plötzlich verhaftet (10. Juni) und ohne Gerichtsverfahren als Hochverräther enthauptet (28. Juli 1540). Anna ließ sich durch ein stattliches Jahrgeld und Schloß Richmond befriedigen.

Mit ihrem Verzicht trat abermals eine streng katholische Wendung ein. Sie fand ihre Stütze in der Ehe des Königs mit Katharina Howard, der Nichte des katholischen Herzogs von Norfolk (8. August 1540), ihren Hauptvertreter in Bischof Gardiner von London. Eine blutige Schreckensherrschaft wider alle „Irrgläubigen“ war die Folge. Als aber Katharina — wie es scheint mit Recht — des Ehebruchs mit einem früheren Geliebten angeklagt worden und ihr Haupt auf Towerhill gefallen war (12. Februar 1542), da gewann wieder der mildere Cranmer Einfluß und befestigte ihn durch die sechste Ehe des Königs mit Katharina Parr, der Wittwe Lord Latimer's, die selbst dem Protestantismus zuneigte. Ja, als im Jahre 1544 der König mit Karl V. gegen Frankreich sich verbündete, erkannte er aus Rücksicht auf diesen nicht nur seine älteste Tochter Maria, sondern zugleich mit ihr auch Elisabeth als rechtmäßig an.



Landung der englischen Flotte mit König Heinrich VIII. in Calais

Freilich war offenkundig, daß Gardiner nach der vollen Wiederherstellung des alten Zustandes strebte, aber eine Verschwörung, die sie beschleunigen wollte, ward entdeckt und nur der rasche Tod Heinrich's VIII. rettete den Verhafteten das Leben (28. Januar 1547).

Es wäre ungerecht zu verkennen, daß es dem dunklen Bilde dieses Königs nicht an allen Lichtseiten fehlt. Den Reichthum der eingezogenen Klöster hat er doch nicht blos in prunkvollem Hofhalt verschwendet, sondern auch in großartiger Weise verwendet. Hans Holbein, der in seiner deutschen Heimat keinen seiner würdigen Wirkungskreis fand, entfaltete am englischen Hofe die glänzendste Blüte seines Talents, Pietro Torigiano von Florenz, ein Mitschüler Michel Angelo's, gab im Grabmale Heinrich's VII. zu Westminster das erste Beispiel italienischer Renaissancekunst auf englischem Boden, obwol sie hier noch lange ein Fremdling blieb. Das Trinitykollege in Cambridge stattete der König aufs Reichlichste aus und schuf hier sechs neue Lehrstühle, darunter einen für das Griechische (1540). Sehr Bedeutendes geschah dann für Küstenschutz und Seemacht. Die Häfen von Dover und Calais wurden erheblich verstärkt, an mehr als fünfzig Stellen der Küste Befestigungen angelegt. Zuerst unter Heinrich entstanden wirkliche Kriegsschiffe. Während er nur acht Fahrzeuge über 500 Tonnen vorfand, ließ er vierzehn erbauen, die zu den größten der Zeit gehörten, darunter den „Great Harry" von 1000 Tonnen und 54 schweren Geschützen. Es waren dies im Gegensatze zu den Mittelmeervölkern durchaus Segelschiffe, freilich die größeren unter ihnen, welche 4—5 Masten führten, mit übermäßig hohem Vorder- und Hinterkastell, das sie bei bewegter See der Gefahr des Umschlagens aussetzte und es ihnen unmöglich machte, anders als gerade vor dem Winde zu segeln. Doch bestand die Bemannung noch meist aus Fremden, eine große Seemacht war England bei Weitem noch nicht. Indeß entstand doch unter Heinrich VIII. ein stehendes Seeoffizierkorps und als Oberbehörde die Admiralität.

Irland. Bisher ist einer wichtigen Richtung in der Politik Heinrich's VIII. noch keiner Erwähnung geschehen, die zwar mit seinen sonstigen Bestrebungen nicht außer allem Zusammenhange steht, aber doch wesentlich selbständig nebenher geht und für die Zukunft größere Bedeutung hatte, als für die Gegenwart: seine Bemühungen auf die Vereinigung aller britischen Länder zu einem Gesammtstaate, ein uralter Gedanke, dessen Verwirklichung bisher nur in Irland halbwegs gelungen, in Schottland noch immer dem zähesten Widerstande begegnet war. Von Irland befand sich damals nur das östliche Drittel, „die Mark" (the Pale), unmittelbar unter englischer Herrschaft. Hier saßen englische Grundbesitzer über hörigen irischen Bauern und bestanden einige englische Städte; indessen beherrschten jene das irische Sonderparlament durchaus und wahrten auch gegenüber dem Mutterlande eifersüchtig ihre Selbstständigkeit. Der größere Theil der Insel war zwar dem Namen nach von England abhängig, thatsächlich jedoch in den Händen zahlreicher irischer Häuptlinge und stand auch unter altirischem Gesetze. Darnach wurden jene aus einer bestimmten Familie gewählt, das Eigenthum des Grund und Bodens stand indessen nicht ihnen, sondern der Gesammtheit der Clangenossen zu, so daß jeder Bauer als Miteigenthümer fest auf seiner Scholle saß und seinem Häuptling nur bestimmte Abgaben zahlte. Seine Lage war also besser als die des englischen Pächters. Das Unglück für das Land lag nur darin, daß die Häuptlinge in unaufhörlichen Fehden unter einander und mit den Engländern stritten und sich ebenso unfähig bewiesen, einen nationalen Staat zu gründen, wie die Fremdherrschaft der verhaßten „Sachsen" (irisch: „Sassenagh"), zu ertragen. Die von Heinrich VIII. begonnene Umgestaltung der Kirche rief neue Wirren hervor; erst als der Statthalter Lord Grey kurzerhand einige der bedeutendsten Adeligen gefangen gesetzt und zur Hinrichtung nach London geschickt hatte (1537), nahm das irische Sonderparlament in Dublin die neue Kirchenordnung auch für Irland an. In vielen Theilen der Insel dauerte freilich der Widerstand fort und Lord Grey büßte seine Unfähigkeit, ihn zu brechen mit dem Tode durch Henkershand (Juni 1541). Erst als man sich entschloß, die irischen Herren mit eingezogenen Klostergütern zu belehnen, unterwarfen sich die meisten und erkannten die englische Hoheit an, worauf Heinrich VIII. nach Parlamentsbeschluß seinen bisherigen Titel „Herr von Irland" mit dem stolzeren „König von Irland" vertauschte, doch fehlte auch jetzt noch viel an der Durchführung seiner Kirchenordnung; die Herrschaft des katholischen Klerus über das irische Volk war keineswegs gebrochen, mehrere der größeren Klöster bestanden fort, und Irland blieb für immer der wunde Fleck am Körper des englischen Staats.

Schottland unter Jakob IV. und V.

Schottische Zustände. Was in Irland wenigstens theilweise gelungen war, mißlang gänzlich in Schottland. Hier war der Norden, die „Hochlande“ (Highlands), noch fast ganz keltisch, und wenig verändert bestanden hier die uralten Waffengefolgschaften (clans) der großen Herren (lairds) fort, die beständig in blutigen Fehden mit einander kämpften und jene Balladen erzeugten, welche zu den schönsten Denkmälern altepischer Dichtung zählen. Nur im flacheren Süden, den „Niederlanden“ (Lowlands), hatte sich mit englischem Volksthum auch englisches Städtewesen verbreitet, ohne indeß zu der Bedeutung zu gelangen, wie in England. So überwogen im schottischen Parlament durchaus die Hochadeligen, die Lairds, obwol bereits seit König Robert Bruce (1306—1329) die Städte, seit dem fünfzehnten Jahrhundert auch der niedere Adel darin Vertretung gefunden hatten; zumal der ständische Ausschuß, der die Berathungsgegenstände des Parlaments vorzubereiten hatte (Lords of articles), war gänzlich in ihren Händen, denn er bestand aus 32 Lairds und 8 Kronbeamten. Da dieses Parlament die äußere Politik mit bestimmte, die militärischen Angelegenheiten fast allein regelte, außerdem das Steuerbewilligungs- und Gesetzgebungsrecht ausübte, so war das Königthum ihm gegenüber fast zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt oder zu einem fortgesetzten Ringen mit dem Adel gezwungen.


John Knox.

Erst Jakob IV. (1488—1513) stellte durch sein offenes, ritterliches Wesen und seinen glänzenden Hofhalt wenigstens persönlich ein besseres Verhältniß zu seinen Vasallen her. Aber das unverhüllte Streben Englands nach dem herrschenden Einflusse in Schottland drängte ihn wie schon seine Vorfahren auf die Seite Frankreichs hin, obwol er mit Heinrich's VII. Tochter Margaretha vermählt war. Der Krieg, in den er sich dadurch verwickelte, führte zu einer furchtbaren Katastrophe. In der Schlacht bei Flodden am 9. Sept. 1513 erlagen die Schotten vollständig dem Grafen Surrey; 10,000 ihrer Streiter, die Blüte des Adels, deckten das Schlachtfeld, auch der ritterliche König war unter den Todten.

Wilde Zerrüttung folgte. Um die Herrschaft über den minderjährigen Jakob V. (1513 bis 1542) stritten sich die französisch gesinnten Hamilton's unter dem Herzog von Arran und die englisch gesinnten Douglas, auf deren Seite natürlich die Königin-Mutter Margaretha stand. Schließlich wurden die Douglas verdrängt, zur Flucht nach England genöthigt, und Jakob V. ergriff selbst die Zügel der Regierung (1528). Energisch ging er der Uebermacht des hohen Adels zu Leibe, dessen Bestand schon die Schlacht von Flodden schrecklich mitgenommen hatte; einzelne wurden durch Anklagen gestürzt, der ganze Stand von den hohen Aemtern ausgeschlossen.

Das vermochte Jakob V. freilich nur, weil er sich der Kirche in die Arme warf und wol schien diese eine kräftige Stütze zu gewähren. Gebot sie doch beinahe über die Hälfte des gesammten Grund und Bodens, die Besetzung aller ihrer einflußreichen Würden und Pfründen lag in des Königs Hand, und an ihrer Spitze stand ein hochstrebender, herrschgewohnter Prälat, der sich wohl mit Wolsey vergleichen läßt, der Kardinalerzbischof Beautoun (Beaton).

Diese Bundesgenossenschaft der Kirche drängte natürlich den König zur Bekämpfung aller irgendwie mit dem Protestantismus verwandten Regungen und brachte ihn so in den entschiedensten Gegensatz zu England, in das engste Verhältniß zu Frankreich. Er vermählte sich erst mit Magdalena, der Tochter Franz' I., nach deren baldigem Tode mit Maria von Guise,

der Schwester des Herzogs Franz und des Kardinals Karl von Lothringen. Als er nun dem Ansinnen Heinrich's VIII., mit ihm von Rom abzufallen, nicht entsprach, kam es zum Bruch. Abermals unterlagen die Schotten in der nächtlichen Schlacht auf Solwaymoor, und im Gram über die Niederlage verschied König Jakob V. von Fieberträumen geschüttelt am 14. Dez. 1542 auf Schloß Folkland, wenige Tage nach der Geburt seiner Tochter Maria (Stuart).

Die Anfänge der Reformation in Schottland. Für die vaterlose Waise ergriff der Herzog von Arran das Ruder. Da er aber vom Kardinal Beautoun sich leiten ließ, so ging er aufs Schärfste gegen die reformatorischen Regungen vor, die theils in der greulichen Verderbniß der schottischen Geistlichkeit ihre Begründung fanden, theils mit den Humanisten der Universität Sankt Andrews (gegründet von Jakob I., 1406—1437) ins Land drangen. Dort ragte schon damals als Prediger John Knox hervor (geb. 1505), der künftige Reformator Schottlands. Mit England freilich schloß die Regentschaft Frieden, ja sie willigte im Vertrage von Greenwich (1543) in den zukunftsreichen Plan Heinrich's VIII., die kleine Maria mit Eduard (VI.) zu vermählen und so die Vereinigung beider Königreiche anzubahnen, aber bald sagte sie sich von diesem Gedanken wieder los und versprach im Gegentheil die Verlobung Maria's mit dem französischen Prinzen Franz (II.). Nun fiel zwar Beautoun am 29. Mai 1546 auf dem Schlosse von Sankt Andrews unter den Streichen erbitterter Gegner, welche die Hinrichtung eines protestantischen Wanderpredigers an ihm zu rächen hatten, aber eine französische Flotte mit einem schottischen Landheere zwang nach tapferster Gegenwehr die Verschwörer zur Uebergabe und schickte die Gefangenen, darunter John Knox, auf die französischen Galeeren (1547). Nach wie vor behaupteten in Schottland der französische Einfluß und der Katholizismus die Oberhand.

Eduard VI. und die Begründung der anglikanischen Kirche.

So standen die Dinge, als Heinrich VIII. die Augen schloß und Eduard VI. den Thron Englands bestieg (1547—1553). Nach der Thronfolgeordnung, die der Vater im Jahre 1544 festgesetzt hatte, sollte zunächst dieser Sohn die Krone tragen, nach ihm Maria, dann Elisabeth an die Reihe kommen, und wenn diese Alle ohne Nachkommen stürben, die Krone nicht an die näher berechtigte Linie der ältern Schwester Margaretha von Schottland, d. h. in diesem Falle an Maria Stuart übergehen, sondern an die Nachkommenschaft der jüngern Maria, die mit dem Herzog von Suffolk vermählt war und deren älteste Tochter Franziska, die Gemahlin Heinrich Grey's von Dorset, eine Tochter Johanna (Jane) besaß. So willkürlich waren diese Festsetzungen, so unsicher ihre Grundlagen, daß Verwirrung und Entzweiung sich aus ihnen ergeben mußten.

Heinrich VIII. hatte England von Rom losgerissen, sonst im Wesentlichen die katholische Ordnung zu behaupten gesucht, und die große Mehrheit des englischen Volkes war damit einverstanden gewesen, hatte kein inneres Bedürfniß verrathen, zum Protestantismus überzugehen. Mit Eduard's VI. Regierungsantritt, mit der Regentschaft seines Oheims Eduard Seymour, Herzogs von Somerset, gelangte indeß die entschieden protestantische Minderheit ans Ruder, und Somerset selbst, ein milder, hochherziger, freundlicher Herr, dem es heiliger Ernst war mit seiner religiösen Ueberzeugung, strebte im Bunde mit Thomas Cranmer darauf hin, England in die protestantische Richtung zu steuern. Das Parlament und die geistliche Konvokation folgten auch diesmal dem Anstoße von oben; jenes hob im November 1547 die sechs Blutartikel auf, diese beschloß die Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Ein königlicher Erlaß gebot die Entfernung der Heiligenbilder und Reliquien, eine Kommission von zwölf Geistlichen entwarf jene treffliche Ordnung des Gottesdienstes in englischer Sprache (Liturgie), die unter dem Namen des Common-prayer-book noch heute gilt (1548). Zugleich durchzogen Kirchenvisitatoren das Land, um überall die Einführung der Neuerungen zu überwachen.

Aeußere und innere Kämpfe. Während so die Dinge in der Landeskirche rasch vorwärts gingen, hatte Somerset's auswärtige Politik wenig Erfolg. Er wollte von den Schotten die Anerkennung des Ehevertrages zwischen Maria (Stuart) und Eduard VI. erzwingen und damit beide Königreiche unter einem protestantischen Herrscherhause einigen.



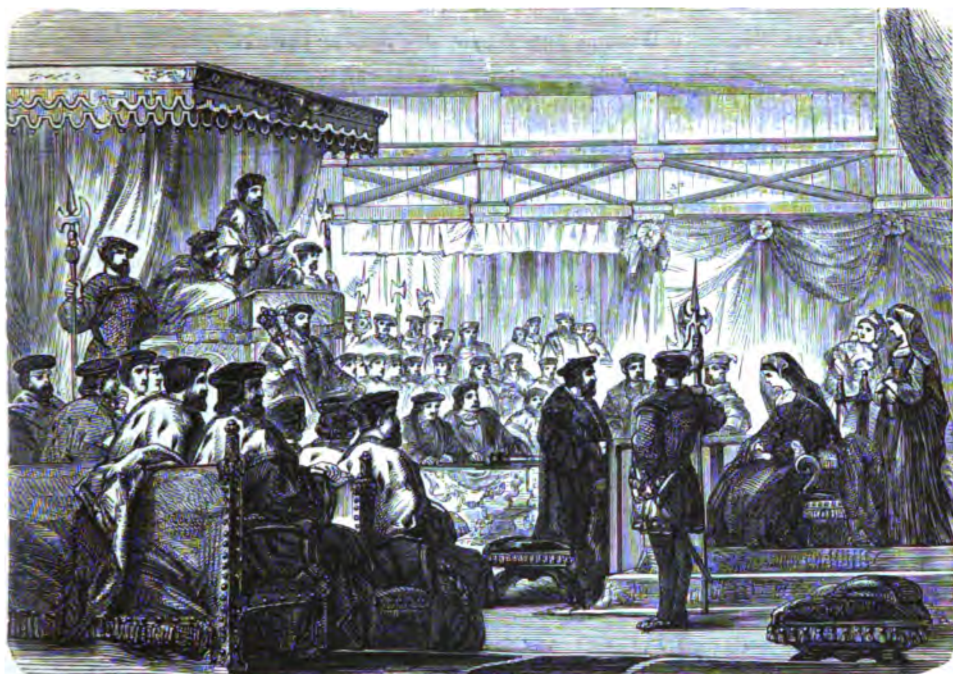
Eduard VI., König von England.

Als man von der andern Seite das verweigerte, drang Somerset bis in die Nähe von Edinburgh vor, siegte bei Pinkey (10. September 1547). Doch diese gewaltsame Brautwerbung regte den ganzen Nationalstolz der Schotten auf; sie riefen ein französisches Hülfsheer ins Land und statt nach England schickten sie die kleine Maria nach Frankreich (August 1548). Im Friedensschlusse (März 1550) gab Somerset den Ehevertrag auf, denn schwere innere Verlegenheiten nahmen ihn in Anspruch. — In Cornwallis und Devonshire auf der einen, um Norwich auf der andern Seite erhoben sich Aufstände. Jener erstrebte die Rückkehr zum

Kirchensystem Heinrich's VIII., dieser einfach die Herstellung des Katholizismus. Mit beiden verbanden sich die Bestrebungen des Landvolkes gegen das rücksichtslose Umsichgreifen der großen Grundbesitzer, die immer mehr Ackerland in Weideland verwandelten; ja die Aufständischen um Norwich glaubten an eine Prophezeiung, daß Königthum und Adel ganz untergehen würden. Nun war Somerset selbst ein entschiedener Gegner jener adeligen Willkür, forderte auch in einem Erlaß seine Standesgenossen zur Abstellung der Uebelstände auf, indessen der katholische Charakter der bäuerlichen Bewegung zwang ihn, sie niederzuschlagen. Im August 1549 warfen seine deutschen und italienischen Söldner den Aufruhr im Südwesten bei Exeter nieder, kurz darauf sprengte Graf Warwick die Haufen Robert Kett's vor Norwich aus einander. Harte Strafen trafen die Führer. Doch Somerset's eigene Stellung war tief erschüttert. Der Adel vergab ihm jene Verwendung für das mißhandelte Landvolk nicht, eben so wenig die stolze Eigenmacht, mit der er, der Stellvertreter des von Gott eingesetzten Königs, den Staatsrath fast ganz bei Seite schob und selbst das Leben seines Bruders Thomas Seymour nicht schonte, als dieser nach Antheil an der Regierung strebte. Jetzt sah er sich selber wegen angeblicher Aufhetzung des Volkes als Hochverräther angeklagt, und nur der Verzicht auf die Regentschaft zu Gunsten Warwick's, der den Titel eines **Herzogs von Northumberland** annahm, konnte ihn retten (1550). Nicht auf lange. Denn der neue Protektor beobachtete den Gestürzten mit lauerndem Argwohn, und als er genug Beweise für sein Streben nach Wiedererlangung der Regentschaft zu haben glaubte, gewann er Eduard VI. die Einwilligung zur Anklage ab, und am 22. Januar 1552 starb Somerset, seine Unschuld betheuernd, unter den Thränen und Seufzern des Volkes auf Towerhill.

Die 42 Artikel. Indeß so jung der König sein mochte, sein ernster, frühgereifter Sinn und seine ehrliche evangelische Ueberzeugung hielt auch Northumberland beim Protestantismus fest. Zahlreiche festländische Protestanten, namentlich Deutsche, die vor der Reaktion seit dem Ausgange des Schmalkaldischen Krieges geflüchtet waren, gaben zudem durch ihre calvinistisch geordnete Gemeinde in London — seit Mai 1550 unter der Leitung des trefflichen Polen Johannes Lasky (a Lasco) — ein rühmenswerthes Beispiel. So konnte Cranmer im Auftrage des Königs und des Staatsraths das neue wesentlich lutherische Glaubensbekenntniß der **42 Artikel** zu Stande bringen, eine Kommission die Entsetzung einiger altgläubigen Bischöfe, die dem königlichen Ernennungsrecht widerstrebten, darunter Gardiner's von Winchester und Bonner's von London, verfügen.

Die neue Thronfolgeordnung. Doch Alles, was bisher erreicht worden, konnte zusammenbrechen, wenn die schwache Gesundheit Eduard's VI. ihn frühzeitig ins Grab stürzte und seine Stiefschwester Maria ihm folgte, die Tochter Katharina's von Aragonien, die, begreiflicherweise ganz katholisch und ganz spanisch gesinnt, für das Land ihrer Geburt nicht die mindeste Theilnahme hegte. Um diese drohende Gefahr zu beschwören, übertrug Eduard VI., mit Uebergehung beider Schwestern, die Krone auf die schon von Heinrich VIII. ins Auge gefaßte jüngere weibliche Linie, und zwar so, daß nicht Johanna Grey selbst, sondern ihre zu erwartenden männlichen Nachkommen sie tragen, Johanna mit einem Regentschaftsrath von 20 Männern die vormundschaftliche Regierung zunächst führen sollte. Northumberland war um so mehr für diese neue Ordnung, als er seinen Sohn, den jugendlichen Guilford Dudley, mit Johanna vermählt hatte. In der That verpflichteten sich die Mitglieder des Staatsrathes eidlich, sie aufrecht zu erhalten, und das wäre vermuthlich auch gelungen, hätte nicht in letzter Stunde der hinsiechende König in dem Schriftstück für „Johanna's männliche Erben“ gesetzt: „Johanna **und ihre** männlichen Erben.“ Gleich Anfangs wurde die Berechtigung dieser Aenderung im Staatsrath ernstlich bezweifelt und wenn es auch durch Drohungen, Zureden und Verheißungen gelang, die Mitglieder, den Erzbischof Cranmer, eine Anzahl Lords und hoher Beamten zur Anerkennung zu bestimmen, die ganze Grundlage der neuen Ordnung war durchaus unsicher geworden, als Eduard VI. am 6. Juli 1553 aus dem Leben schied.



Johanna Grey vor ihren Richtern (3. Oktober 1553).

Maria die Katholische.

Johanna Grey, die Königin von neun Tagen. Eduard's Nachfolgerin, die arme Johanna Grey, war damals siebzehn Jahre alt, unter strenger Zucht und stillem Studium der Alten und der heiligen Schrift aufgewachsen, eine liebliche, blonde Mädchengestalt, mit dem unruhigen Treiben der großen Welt völlig unbekannt. Jetzt riß sie der Ehrgeiz des Schwiegervaters in die gefährlichste Bahn. Ganz überraschend sah sie sich am 7. Juli im Landsitze desselben, Sion an der Themse, einer glänzenden Versammlung der Großen des Reiches gegenübergestellt; sie vernahm mit Schmerz, Eduard VI. sei todt, mit banger Furcht, sie selber sei Königin von England. Sie sank zu Boden, brach in Thränen aus; dann bat sie Gott um Kraft für den schweren Beruf, dem sie sich nicht gewachsen fühlte und den sie nicht begehrt hatte. Am 9. Juli zog sie im Tower ein; sie hat ihn nicht lebend wieder verlassen.

Die Hauptstadt hatte sie murrend empfangen; Maria aber, in ihrem Rechte bedroht, handelte rasch und entschlossen. Auf dem Wege nach London an das Sterbelager des Bruders erfuhr sie, was dort geschehen war; durch einen nächtlichen Ritt rettete sie sich zunächst vor jeder Verfolgung nach der Gegend von Norwich, wo eine ganz katholische Bevölkerung sie umgab; sie ließ sich zur Königin ausrufen und forderte als solche den Staatsrath zur Anerkennung auf. Klug und vorschauend schloß ihre Schwester Elisabeth sich an sie an. Damals zwanzig Jahre alt hatte sie zu Zeiten des Vaters, der sie als seine echte Tochter abwechselnd anerkannte und verleugnete, schwere Jahre durchgemacht, unter Eduard VI., mit dem sie in gutem Vernehmen stand, meist in Hatfield unter Asham's Leitung ihren Studien gelebt, durch die sie sich eine bei den Frauen dieser Renaissancezeit nicht ganz seltene umfassende Kenntniß der lateinischen und griechischen Literatur wie der modernen Sprachen erwarb. Doch ihr Anrecht auf den Thron hatte sie stets unverrückt im Auge behalten, deshalb jede Vermählung mit einem auswärtigen Fürsten kühl von der Hand gewiesen. Jetzt war mit Maria's Erbrecht auch das ihrige bedroht; sie zögerte nicht, die Schwester anzuerkennen, sie führte ihr selber 1000 Reiter zu. Und nun regte sich für Königin Maria der gesetzliche Sinn der Engländer, die nicht abermals die einmal festgesetzte Thronfolge umgestürzt sehen mochten, während zugleich die bestimmte

Weigerung Johanna's, ihren Gemahl zum König zu erheben, ihren eigenen Anhang spaltete. Der Staatsrath machte den Anfang, ließ Königin Maria in London ausrufen; die Flotte, die ihre Flucht nach dem Festlande hindern sollte, erklärte sich für sie; die Truppen, mit denen Northumberland zu ihrer Bekämpfung in Cambridge stand, liefen zu ihr über; der Herzog verlor alle Fassung, proklamirte selber auf dem Marktplatze der Stadt Maria zur Königin.

Ohne Kampf ging das Spiel zu Ende. Am 3. August zog Maria in London ein, sie selber eine kleine, dürftige, blasse Figur mit schon ergrauendem Haar, weit überstrahlt von der Schwester Elisabeth schlanker, jugendlicher Gestalt mit den lebhaften blauen Augen und dem goldblonden Haar, die neben ihr ritt, gehoben von dem Bewußtsein ihrer Würde und ihres Sieges.

Rückkehr zur Kirchenordnung Heinrich's VIII. Königin Maria schien ihren Triumph mit Maß benutzen zu wollen. Ihre erste Proklamation klang ganz versöhnlich, indem sie besonders der Hauptstadt die Uebung des protestantischen Gottesdienstes gewährte. Daß Northumberland im Tower gerichtet wurde (21. August), konnte nicht befremden, er fiel als Hochverräther, und die feige Art, mit der er durch reumüthige Geständnisse und die Heuchelei katholischer Gesinnung zuletzt noch sein Leben um einige Stunden zu verlängern suchte, war nicht geeignet, für ihn einzunehmen. Doch Maria hat von Anfang an nie etwas Anderes gewollt, als die volle und unbedingte Rückkehr zum Katholizismus. Der kaiserliche Gesandte Simon Renard war ihr wichtigster Rathgeber, Gardiner, das Haupt der katholischen Bischöfe, wurde ihr Lordkanzler; die Krönung ließ sie ganz in alter Weise vollziehen (1. Oktober). Aber das Parlament zeigte sich keineswegs so willfährig, wie sie gewünscht hätte. Zwar die Ehe Heinrich's VIII. und Katharina's erklärte es für giltig, ohne übrigens die übrigen für unrechtmäßig zu halten, jedoch der Antrag, die kirchlichen Veränderungen Eduard's VI. aufzuheben, ging erst nach sechstägiger heißer Debatte gegen eine sehr starke Minderheit durch und auch das nur insoweit, als England zu dem System Heinrich's VIII. zurückkehren sollte, keineswegs zum Gehorsam gegen Rom.



Johanna Grey.

Wyat's Aufstand. Unbeirrt dadurch ging Maria vorwärts. Indem sie Karl V. die Wahl eines zukünftigen Gatten überließ, empfing sie voller Freude die Werbung desselben für seinen Sohn Philipp (II.), dessen erste portugiesische Gemahlin Isabella damals eben gestorben war, und meinte durch den engsten Anschluß an Spanien auch die Rückkehr Englands zum Papste durchsetzen zu können. Eben dies brachte sie in den entschiedensten Widerspruch zu der Mehrheit ihres Volkes. Während eine Deputation des Parlaments, die gegen die spanische Heirath Einsprache erhob, stolzer Ablehnung begegnete, rüsteten die protestantisch Gesinnten zum Aufstande. Am Palmsonntage 1554 sollte er gleichzeitig in Cornwallis, in den mittleren Grafschaften und in Kent losbrechen. Da die Regierung jedoch zu früh dahinter kam, so schlug Thomas Wyat in Kent vorzeitig los und rückte Anfang Februar mit ein paar Tausend Bewaffneten auf London. Hier aber standen Truppen und Bürgerschaft unter Waffen, Maria selbst erschien furchtlos und entschlossen, und als Wyat nach angestrengtem Nachtmarsch am Morgen des 6. Februar seine müden und hungrigen Leute vom Hydepark gegen die Stadt heranführte, da wurden sie ohne wirklichen Kampf aus einander getrieben, er selbst gefangen.

Nun fielen rasch die Häupter von Suffolk und Thomas Grey und noch sechzig Anderer: am 12. Februar starb Dudley, nach ihm Johanna Grey mit der Ergebung und dem Muthe einer Heldin, unter den zahllosen Opfern der blutigen Zeit das rührendste und unschuldigste. Auch Elisabeth kam in Gefahr. Bald nach ihrem Einzuge schon hatte die Königin, eifersüchtig

auf die Popularität der Schwester, sie nach dem entlegenen Ashridge in Buckinghamshire bringen lassen; jetzt gerieth sie in den Verdacht, mit Wyat in Verbindung zu stehen und wurde, obwol sie krank lag, unter starker Bedeckung nach dem Whitehallpalaste geführt, dann, weil ein Genosse Wyat's auf der Folter gegen sie ausgesagt, nach Hamptoncourt und endlich am Palmsonntage nach dem Tower gebracht. Als sie am „Verräherthore" landete, blaß, aber in stolzer Haltung, knieten die Wachmannschaften vor ihr nieder, und Graf Sussex, ihr Befehlshaber, wies die Wächter an, der Zukunft zu gedenken.

Vermählung Maria's mit Philipp von Spanien. Eine unsichere Hoffnung freilich. Denn mit Wyat's Tode (11. April) schien das spanisch-katholische System befestigt zu sein. Zwar lehnte das Parlament auch jetzt noch die Unterwerfung unter Rom und die Durchführung der Ketzergesetze ab, genehmigte aber den spanischen Ehevertrag (April 1554). Im Juli erschien Philipp II. mit glänzendem Gefolge in London, wo noch die Häupter der Genossen Wyat's vom Galgen herabgrinsten, und wurde unter großer Pracht in Winchester mit Maria getraut (27. Juli 1554). Er bemühte sich, durch Leutseligkeit das Volk, durch reiche Gnadengehalte die Lords zu gewinnen; er verwandte sich sogar für Elisabeth, die inzwischen nach Woodstock (bei Oxford) übergesiedelt war, und setzte wirklich durch, daß sie an den Hof geladen und von Maria freundlich aufgenommen wurde, nicht aus wirklicher Theilnahme freilich, sondern weil er fürchtete, die Königin werde mit Uebergehung der Schwester Maria Stuart zur Erbin einsetzen, also mit Frankreich anknüpfen. Elisabeth war klug genug, dem katholischen Brauche äußerlich zu huldigen, sich wenig bemerklich zu machen und meist in Hatfield zu bleiben, aber auch stolz genug, die mehrmals erneute Bewerbung des Herzogs von Savoyen abzulehnen. Ihr Recht auf den englischen Thron hielt sie als den Leitstern ihres Lebens fest im Auge.



Die blutige Maria.

Die Herstellung des Gehorsams gegen Rom. Inzwischen wurde Maria auch durch die Sorgen der Gegenwart vollständig in Anspruch genommen. Mit allen Mitteln wirkte sie auf das Parlament, um es zur Rückkehr unter Rom zu bewegen, aber erst, als Papst Julius III. auf des Kaisers Rath dem Adel den Besitz der eingezogenen Klostergüter zugesichert hatte, genehmigte es, daß der Kardinal Reginald Pole als päpstlicher Legat nach London komme, erklärte im November 1554 die Unterwerfung der englischen Kirche unter Rom, wie sie bis 1529 bestanden habe, und willigte in die Herstellung der Ketzergesetze. Mit Freuden verkündete Pole die Lossprechung vom Bann und brachte in feierlicher Prozession dem Himmel den Dank für die Wiedergewinnung des irrgläubigen Insellandes dar (Januar 1555).

Kirchliche Reaktion. Eine blutige Schreckensherrschaft kam über England. Eine besondere Kommission, Gardiner und Bonner an der Spitze, leitete die Vernichtung der reformirten Kirche. 13 Bischöfe, 12,000 verheirathete Geistliche wurden gefangen gesetzt, entlassen oder ins Elend gestoßen. Viele der besten Männer — im Ganzen 288 — starben unter dem Henkerbeil oder auf dem Scheiterhaufen, auch Thomas Cranmer, der seinen anfänglich geleisteten, schwachmüthigen Widerruf, schon am Pfahle stehend, zurücknahm und durch tapfern Tod die Schwankungen seines Lebens sühnte (März 1556). Nicht der Protestantismus jedoch wurde durch diese Hinrichtungen ausgerottet, sondern die Stimmung des Volkes immer leidenschaftlicher aufgeregt gegen Die, welche sie befahlen. Ungeheuer war deshalb der Eindruck, als im Sommer 1555 die Mutterhoffnungen Maria's als klägliche Täuschung, als die Anzeichen

einer gefährlichen Krankheit sich erwiesen. Die Thronfolge Elisabeth's konnte jetzt nicht mehr zweifelhaft sein.

Maria's Ende. Und nun geschah von Rom aus Alles, um die Stellung der Königin zu erschweren. Als dort die englischen Gesandten um Bestätigung des Besitzes der Klostergüter ansuchten, erklärte ihnen der neue Papst Paul IV. rund heraus, dazu sei er gar nicht befugt; was der Kirche entrissen worden, müsse sie bei Heller und Pfennig wieder haben.



Rückkehr römisch-katholischer Prälaten zur Zeit der blutigen Maria. Zeichnung von C. Doepler d. J.

Maria freilich dachte im Grunde des Herzens ganz ebenso; sie gewann mit unsäglicher Mühe dem Parlamente die Genehmigung für die Rückgabe der ihr zugefallenen Zehnten ab (Dez. 1555), aber 40,000 Familien des Adels fühlten sich in ihrem Besitze bedroht; schon erklärten einzelne Lords, sie würden ihre Klostergüter behaupten, so lange sie ein Schwert führen könnten, und schon zeigten sich drohende Merkmale aufrührerischer Bewegungen. Die unverständige Theilnahme Englands am spanisch-französischen Kriege, die damit einreißende Verwirrung der Finanzen, der schimpfliche Verlust von Calais (Januar 1558), endlich die Abberufung Pole's, dem Paul IV. persönlich gram war, Alles dies entwurzelte die Regierung vollständig. Von ihrem Volke verabscheut als die „blutige Maria“, von ihrem Gemahl gleichgiltig verlassen, endete Maria Tudor ihr freudloses Leben am 17. November 1558, während in ihrem Zimmer Messe gelesen wurde. In der nächsten Nacht schon starb Pole an einem damals umgehenden Wechselfieber, um dieselbe Zeit binnen wenigen Tagen dreizehn katholische Bischöfe; mit einem Schlage machte der Tod dem spanisch-katholischen System ein Ende für immer.

Elisabeth, die jungfräuliche Königin.

Elisabeth's Thronbesteigung. Als die Nachricht vom Hinscheiden der Königin im Parlament eintraf, wurden die Gemeinen nach der Sitte ins Oberhaus entboten. Der Sprecher theilte der Versammlung mit, Königin Maria sei todt, Lady Elisabeth habe den Thron Englands bestiegen. Dann aber brach er aus in den Ruf: „Gott segne die Königin Elisabeth! Lang sei und glücklich ihre Regierung!“

Derweilen riefen unter Trompetengeschmetter die Herolde die neue Königin aus, und jubelnde Menschenmassen durchzogen zur Feier des langersehnten Tages die Straßen.

Die ersten Jahre. England athmete auf, wie von einer furchtbaren Last befreit. Elisabeth war in Hatfield, als die Kunde sie erreichte, sie sei Königin von England. Sie äußerte weder Betrübniß noch Freude; in ruhiger Fassung sagte sie mit den Worten der heil. Schrift: „Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder in unseren Augen.“ Dann kniete sie nieder zum Gebet. Am 20. November hielt sie die erste Sitzung des Staatsraths und vollzog die ersten Ernennungen, darunter die des William Cecil zum Großschatzmeister, d. i. zum ersten Minister. Drei Tage später nahm sie, von unendlichem Jubel empfangen, ihre Residenz im Tower; das Christfest brachte sie in Westminster zu, zugleich mit den Vorbereitungen zum Krönungseinzuge beschäftigt. Am 12. Januar 1559 fuhr sie nach altem Brauch von Westminster nach dem Tower in der goldstrahlenden königlichen Barke, gefolgt von zahllosen prächtigen Gondeln der Stadt, der Innungen und der Edlen, deren Ruderer die Abzeichen ihrer Herren trugen. Von dort zog sie am 14. Januar in der City ein, in prachtvoller Karosse, Herolde und Trompeter voran, in ihrem Gefolge die glänzenden Kavaliere und anmuthigen Frauen ihres Hofes, Alle in Purpursammet gekleidet auf geschmückten Rossen. Zahlreiche Ehrenpforten mit vielen allegorischen Gemälden passirte der farbenprächtige Zug, zu Tausenden stand das Volk, seiner freudigen Erregung Luft machend, in jauchzendem Zuruf und hochbeglückt von der leutseligen Anmuth, mit welcher die Königin nach allen Seiten hin freundlich blickte und grüßte, auch Bittschriften und Blumen entgegen nahm. Am Tage darauf empfing sie die Krone in der Westminsterabtei.



William Cecil, Lord Burleigh.

Eine neue Zeit war für England angebrochen, die glänzendste, ruhmvollste Regierung begonnen, die es jemals erlebt hat.

Lord Burleigh. Hart war die Jugend Elisabeth's gewesen, zu sorgloser Unbefangenheit nicht geschaffen. Sich klug zu beherrschen, ihrem Stolze nichts zu vergeben, ein hohes Ziel fest im Auge zu behalten, das hatte sie gelernt. So brachte die Fürstin einen geprüften, maßvollen Sinn mit auf den Thron, und das erleichterte die Aufgabe William Cecil's (seit 1571 Lord Burleigh), der bis zu seinem Tode die Seele ihrer Regierung geblieben ist. Er stammte aus einer bürgerlichen Familie, war am 13. September 1520 geboren, mit siebenundzwanzig Jahren Somerset's Privatsekretär geworden, dann in den Staatsdienst getreten. Von der katholischen Regierung trat er zurück und gehörte im Parlamente von 1555 zu ihren entschiedenen Gegnern. Denn er war von Herzen protestantisch, als Staatsmann sehr

weitblickend und vorsichtig, ein harter, nüchterner Geschäftsmann, der Alles bis ins Kleinste selbst bearbeitete und nur im Kreise seiner Familie Erholung suchte, von Kunst und Wissenschaft ganz unberührt. Mit Elisabeth stand er schon lange in Verkehr; er hatte sie und sich genugsam für die schwere Aufgabe vorbereitet, die ihrer harrte.

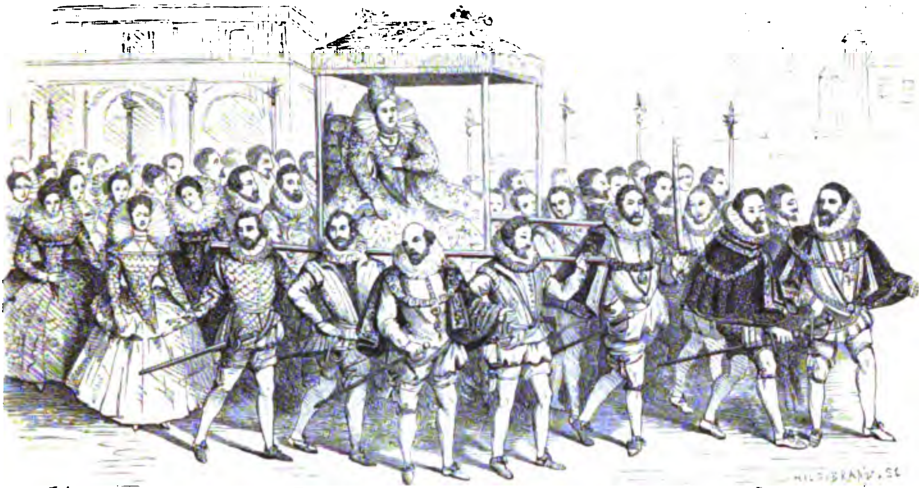
Wiederherstellung der anglikanischen Kirche. Ueber die einzuschlagende Richtung konnte kein Zweifel bestehen. Elisabeth's persönliches Interesse machte ein Beharren in katholischen Bahnen ganz unmöglich, denn vom katholischen Standpunkte aus erschien ihr Thronrecht als nichtig und als die rechtmäßige Erbin der englischen Krone Maria Stuart. Sie durfte sich demnach politisch nicht an Spanien anschließen, wies also die aus politischen Rücksichten erfolgte Werbung Philipp's II. um ihre Hand zurück und gab im Frieden von Château Cambresis (April 1559) Calais preis, das nicht sie verloren hatte. Von Frankreich aber hielt sie die Rücksicht auf Maria Stuart's Nebenbuhlerschaft fern. Selbständig also zwischen Spanien und Frankreich mußte sie England halten, und dies entsprach auch den wirklichen Interessen der Nation. Und dieses in stolzer Selbständigkeit sich erhebende England mußte die Fahne des Protestantismus aufpflanzen.

Freilich war England noch keineswegs ein wirklich protestantisches Land zu nennen. Seit Eduard VI. hatte die neue Lehre zunächst in den größeren Städten und unter einem erheblichen Theile des Adels Fuß gefaßt; die blutige Verfolgung unter Maria hatte ihr zahlreiche Anhänger zugeführt, immerhin bekannte sie nur etwa ein Drittel des englischen Volkes. Aber für die volle Unabhängigkeit von Rom war bei Weitem die größte Mehrheit des Volkes, und so konnte es einer so beliebten Fürstin nicht schwer werden, die von ihrem Vater schon herbeigeführte Losreißung zu erneuern.

Elisabeth stützte sich dabei wie alle Vorgänger auf das Parlament. Seine Beschlüsse, nicht päpstliche Befehle hatten von jeher die englischen Kirchenverhältnisse bestimmt. Dabei ging sie jedoch vorsichtig und schonend zu Werke. Sie begnügte sich zunächst mit der Anerkennung des königlichen Besitzrechts an kirchlichen Gütern und Einkünften, auf die Maria hatte verzichten wollen; erst als Paul IV. sich weigerte, ihr Recht auf den Thron anzuerkennen, und Unterwerfung unter seine Entscheidung forderte, trat der Bruch ein und einschneidende Maßregeln erfolgten nun rasch, alle aber im Einvernehmen mit dem Parlament. Der Suprematseid wurde verlangt, alle selbständigen Verfügungen Maria's über kirchliche Dinge aufgehoben, durch die „Gleichförmigkeitsakte" (act of uniformity) das Common-prayer-book Eduard's VI. wieder hergestellt. Sonst blieben im Gottesdienste die katholischen Gewänder, Crucifixe und Kerzen, und die Priesterehe wurde von besonderer Genehmigung abhängig gemacht, dagegen die 42 Artikel Eduard's VI., auf 39 beschränkt, im Wesentlichen als Glaubensbekenntniß angenommen. Wer diesen Anordnungen sich nicht fügte, verlor seine Stellung. So traten damals 13 Bischöfe, 24 Dekane, 80 Rektoren von Pfarreien und die meisten Vorsteher der Universitätskollegien zurück, im Ganzen aber nicht über 200, namentlich blieben mehrere Bischöfe im Amt.

So erhielt die anglikanische Hochkirche (High-Church) ihre endgiltige Ordnung, eine streng geschlossene Landeskirche unter der Leitung des Monarchen, der ihre höhere Geistlichen einsetzt, einen Theil der Einkünfte zieht und durch den Kirchenrath (High-Commission-Court) die Aufsicht über Glauben und Kirchenzucht führt, dem Katholizismus sich nähernd in ihrer Hierarchie, aber in ihrem Gottesdienst wesentlich, im Glaubensbekenntniß ganz protestantisch, Jahrzehnte durch das stärkste Bollwerk des Protestantismus.

Elizabeth R



Einzug der Königin Elisabeth.

Elisabeth und Maria Stuart.

Die erste Probe sollte das protestantisch geordnete, selbständig gewordene England gegenüber Schottland bestehen.

Ausbreitung des Protestantismus in Schottland. Schottland befand sich vollkommen im französischen Fahrwasser. Als im Jahre 1554 der bisherige Regent Graf Arran zurücktrat, ging die Leitung des Staates an die Französin Maria von Guise über. Mit Hülfe ihres Mutterlandes die unsichere Königsmacht in Schottland zu befestigen, den aufstrebenden Protestantismus zu vernichten, das waren ihre Pläne, die sie und ihr Haus in unversöhnlichen Gegensatz zu ihrem Volke brachten. Denn seit Ende 1555 verbreitete sich der Protestantismus in seiner schroffsten Form als Calvinismus mit reißender Schnelligkeit im Lande. Das war wesentlich das Werk des John Knox, der, von den französischen Galeeren entkommen, in Genf sich in seinem Glauben befestigt hatte und nun in seiner Heimat als Prediger wirkte, „eine feurige Natur, schroff und stark in seinen Ansichten, rücksichtslos und unbeugsam in seinem Eifer". Da die Regierung diese protestantische Bewegung zu unterdrücken strebte, so bildeten sich zumeist unter dem Adel kleine Verbindungen zur Feier des Abendmahls nach calvinischer Weise, deren Genossen sich verpflichteten, jede Theilnahme an einer anderen kirchlichen Gemeinschaft zu meiden. Aus einer solchen Vereinigung ging im Dezember 1557 der Covenant hervor, zunächst der Bund von fünf Lairds; sie schwuren einander zu, Gottes Wort aufzurichten und zu vertheidigen, wie gegen jede Bestrafung eines Glaubensgenossen zusammenzustehen. Rasch fand ihr Beispiel Nachahmung, die calvinistische Kirche begann sich in Schottland zu organisiren.

Aufstand gegen Maria von Guise. Maria Guise versuchte mit der Geistlichkeit umsonst die Strömung zu dämmen. Als im März 1559 die Lairds mit ihren Forderungen offen heraustraten, Wahl der Bischöfe durch die Sprengel, der Pfarrer durch die Gemeinden und Einführung der Landessprache in den Gottesdienst verlangten, da lud das königliche Gericht die protestantischen Prediger zur Verantwortung nach Stirling vor. Die Lairds, ihre Beschützer, sagten für ihr Erscheinen gut und sammelten sich in Perth, um ihnen, wie Brauch war, das Geleit zu geben. Indessen glaubte Lord Erskine aus einigen freundlichen Worten der Königin schließen zu dürfen, daß dieselbe auf das Erscheinen der Prediger nicht mehr bestehe, und so fanden sich diese auch wirklich nicht ein. Infolge dessen verurtheilte das Gericht die Lairds in eine Geldstrafe und erklärte die Geistlichen für Rebellen (29. Mai 1559).

Als diese Kunde wider alles Erwarten in Perth eintraf, rief sie unter den dort Versammelten die größte Aufregung hervor. Eine feurige Predigt von John Knox that das Uebrige; wüthend

unterbrachen die erregten Massen das Hochamt im Dome, verwüsteten schonungslos das prachtvolle Gotteshaus. Und nun wälzte sich der Bildersturm durch das ganze Land: in Stirling, Glasgow, Melrose, St. Andrews, Scone u. a. O. wurde all der reiche Bilderschmuck zerschlagen, die Kirchen selbst dem protestantischen Gottesdienst gewidmet, die Klöster meist völlig zerstört. Auch in Edinburgh siegte die neue Lehre.

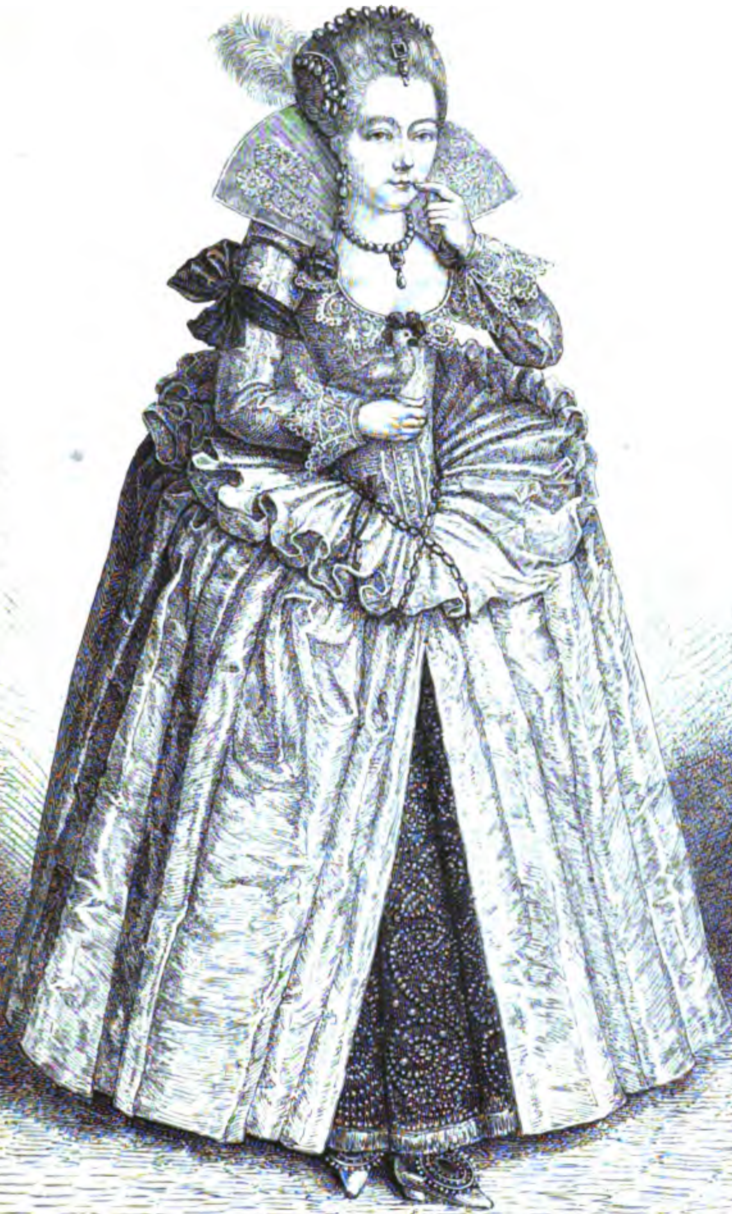
Da dachte die Regentin an Gewalt. Sie zog französische und schottische Streitkräfte zusammen, und befestigte den Hafenort Leith und bemächtigte sich auch der Hauptstadt wieder. Doch willigte sie zunächst in einen Vertrag, nachdem die Verfolgung der protestantischen Prediger auf der einen, der Bildersturm auf der andern Seite eingestellt werden sollte. Indessen die Parteien standen sich schon mit gezogenem Schwerte gegenüber und Knox' Erklärung, man sei einer götzendienerischen Regierung keinen Gehorsam schuldig (s. S. 420), trieb die calvinistischen Lords weiter vorwärts; sie forderten Maria auf, die Befestigung von Leith einzustellen. Da sie das nicht zugestand, so kündigte ihr der schottische Adel geradezu den Gehorsam auf. „Da Ew. Gnaden", ließ er Maria wissen, „uns, die Lords und Lehnsleute, nicht für Ew. Unterthanen und Rathgeber anerkennen wollen, so wollen wir Euch nicht mehr für unsere Regentin anerkennen" (23. Oktober 1559).



Wohnhaus des Knox.

Jedoch Maria wurde zunächst der Aufständischen Meister; ihre Truppen wiesen einen Angriff auf Leith zurück, nahmen Stirling und drängten die Lairds nach der Grafschaft Fife. In der That konnte bei der Regentin in diesem Augenblicke von Nachgiebigkeit keine Rede sein. Im Juli hatte ihre Tochter den königlichen Thron von Frankreich bestiegen; die Guisen, ihre nächsten Anverwandten, beherrschten seitdem die französische Politik vollständiger als je; auf ihren Rath nahm Maria Stuart auch das englische Wappen an als die rechtmäßige Königin von England; sie rüstete sich, ihren Anspruch durchzuführen, Schottland und England zu einem katholischen Großbritannien zu vereinigen. Ein neuer europäischer Krieg wäre die Folge gewesen.

Elisabeth's Einmischung. Sieg des Protestantismus. Unmöglich konnte Elisabeth dem gleichgiltig zusehen. Trotz ihrer Abneigung gegen die schottischen Rebellen und die calvinistische Kirche entschloß sie sich auf Cecil's Rath, ein protestantisches Großbritannien im Auge, den schottischen Lords Hülfe zu leisten. Eine englische Flotte erschien vor dem belagerten St. Andrews, zwang das Heer der Regentin zum Abzuge und blockirte dann Leith, während Lord Grey es von der Landseite her angriff. Im Vertrag von Berwick (27. Februar 1560) trat Elisabeth mit den Lords in ein förmliches Bündniß: die französischen Truppen sollten verjagt werden, die Aufständischen aber wieder in den Gehorsam der Königin zurückkehren, wenn die schottischen Rechte und Freiheiten unverkürzt blieben.



Königin Elisabeth. Nach Hans Holbein.

Das Ende des Bürgerkrieges erlebte Maria Guise nicht mehr, sie starb am 10. Juni 1560. Ihre Tochter mußte jetzt mit den Rebellen und mit England sich zu verständigen suchen. Und da war es Cecil's Scharfblick und Unbeugsamkeit, die den Kommissaren der Königin den Vertrag von Edinburgh abzwangen (8. Juli 1560); die Franzosen wurden entlassen, die Festungswerke von Leith geschleift, Maria verzichtete auf das englische Wappen, sie überließ während ihrer Abwesenheit die Regierung an zwölf Lords, die Entscheidung über die kirchliche Frage dem schottischen Parlament.

Wie diese fallen werde, war unschwer vorauszusehen. Mit einem Schlage wurde das katholische Kirchensystem abgeschafft, die Kirchengüter zum größten Theil eingezogen und dem Adel überlassen, von dem Rest die Geistlichen besoldet, die calvinische Kirche als Landeskirche anerkannt, so daß die höchste Gewalt in ihr an die alljährlich zu berufende Nationalsynode überging, die Ausübung des katholischen Kultus schlechtweg verboten. Eine ungeheure Umwälzung und zugleich ein glänzender Sieg der protestantisch-englischen Politik! Der Gedanke an ein katholisches Großbritannien verschwand in nebelhafter Ferne.

Maria Stuart in Frankreich. Da vermaß sich eine stolze Frau, ihn doch noch ins Leben zu rufen, und sie sollte daran zu Grunde gehen. In einer furchtbaren Tragödie verlor Maria Stuart erst die Krone, dann die Freiheit, endlich das Leben.

Wer hätte das damals dieser glänzenden Fürstin vorauszusagen gewagt! Nicht in Schottland, sondern im sonnigen Frankreich hatte sie ihre Jugend verlebt, am prunkvollen und leichtfertigen Hofe König Heinrich's II. Hier entwickelte sie sich rasch. Sie trieb Musik, Tanz, Ballspiel, ritt auf die Falkenjagd, eignete sich aber auch eine gute Bildung an, lernte Griechisch und Latein, Italienisch und Spanisch, sprach und schrieb aber stets mit Vorliebe französisch. Früh zeigte sie Neigung für die modische Poesie und ein nicht gewöhnliches Geschick zu Versen; auch mit den Gelehrten und Dichtern des Hofes wußte sie zu reden und das elegante und geistsprühende Geplauder des jungen Mädchens fesselte ebenso ihren ernsten Oheim, den Kardinal von Guise, wie den soldatischen König, so daß Katharina von Medici einmal sagte: „Unsere kleine Königin von Schottland darf nur lächeln, um allen Franzosen die Köpfe zu verdrehen."



Maria Stuart.

Diesem äußerlich von Glück und Glanz überschütteten jungen Leben fehlte nur eins: das Recht, ihre Hand nach freier Neigung zu verschenken. Sie war ein Glied in der Kette der französischen Politik, bestimmt, den Einfluß der Guisen auf das Königshaus dauernd zu begründen, und deshalb frühzeitig mit dem noch etwas jüngeren Thronfolger Franz (II.) vermählt (April 1558), an dessen Seite sie schon im nächsten Jahre den Thron Frankreichs bestieg. Regiert haben Beide freilich nicht, die Guisen machten ihre Politik in Frankreich wie gegen England; dort trieben sie zu schärfster Verfolgung der Hugenotten, hier zur Annahme des englischen Wappens nach Maria Tudor's Tode, also zu feindseligster Haltung gegenüber Elisabeth. Das sollte Maria Stuart's Verhängniß werden.

Maria's Rückkehr nach Schottland. Denn mit dem jähen Tode ihres jugendlichen Gemahls (5. Dezember 1560), den sie tief betrauerte, war ihre Rolle in Frankreich ausgespielt, sie war Wittwe mit achtzehn Jahren. Zugleich drängten die schottischen Angelegenheiten zur Rückkehr. Unendlich schwer schied Maria von dem geliebten Lande ihrer glücklichen Jugend. Noch einmal suchte sie alle die Stätten auf, mit denen ihre Erinnerung verwachsen war, dann geleiteten sie die Guisen nach Calais, wo königliche Galeeren zu ihrer Aufnahme bereit lagen,

denn eine Reise durch England war nicht möglich wegen der offenen Feindseligkeit, mit der Elisabeth die Annahme des englischen Wappens durch Maria aufgenommen hatte; selbst auf der direkten Seereise drohten englische Kreuzer dem Geschwader. Am 14. August lichtete es die Anker, und weinend schaute die Königin nach den versinkenden Küsten Frankreichs hinüber. Vier Tage später langte sie in der Bucht von Edinburgh an, doch dichter Nebel verhüllte Küste und Hauptstadt; erst am 19. August konnte sie landen, am 20. ritt sie, von herzlichem Jubel des Volkes begrüßt, in Edinburgh ein.

Maria Stuart und die Schotten. Sie stand in der Blüte ihrer Schönheit, als sie die Heimat wiedersah. Die Gestalt schlank und hoch, das Antlitz ein längliches Oval von feinster Form, die dunkelbraunen Augen von feuchtem, feurigem Glanze, verschleiert von langen, seidenen Wimpern, die Stirn hoch und frei, das Haar reich und goldblond, so erscheint sie auf ihren Porträts.



John Knox vor Königin Maria.

Sie wußte, daß sie schön sei und verstand durch sorgfältig gewählte Toilette den Eindruck ihrer Erscheinung noch zu erhöhen; doch sie war immer schön, mochte sie in königlicher Pracht ihre Vasallen empfangen, oder in graziösem Tanze sich schwingen oder in knappem Sammetkleide auf feurigem Rosse über die Heide sprengen. Ebenso hinreißend war sie, wenn sie das Feuer ihres Geistes in der Unterhaltung spielen ließ. Wie sie sprach, so schrieb sie, leicht flossen ihr auch die Verse aus der Feder, und ihr Gesang zur Laute wurde gerühmt. „Ein stolzes und wunderbares Geschöpf der Natur und der Umstände“ würde sie in ruhigen Zeiten eine beneidenswerthe Fürstin gewesen sein; wenn sie zur unglücklichsten geworden ist, so hat sie das ebenso gut verschuldet durch ihre sittliche Schwäche, ein Erbstück des leichtsinnigen Hofes der Valois, wie durch den unversöhnlichen Gegensatz, in welchen sie zu ihrem Volke gerieth.

Sie fühlte sich als eine Fremde in Schottland und fremd war sie den Schotten. Sie war eine feingebildete, verwöhnte Französin unter einem Volke von rauhen Sitten, katholisch inmitten einer Nation, die sich soeben mit wahrem Fanatismus von der alten Kirche losgerissen hatte und den katholischen Kultus als einen Götzendienst verabscheute. Gleich die erste Messe in der Schloßkapelle wurde durch einen eindringenden Pöbelhaufen lärmend unterbrochen. Umsonst

versuchte sich die Königin mit dem gewaltigen Knox zu stellen. Er sagte ihr ins Gesicht, wenn der König das Gewissen seiner Unterthanen bedrängen wolle, so seien diese zu bewaffnetem Widerstande berechtigt, und als sie nach längerem Schweigen ihn fragte: „Also sollen meine Unterthanen nicht mir gehorchen, sondern dir, und ich, die Königin, soll meinen Unterthanen unterthan sein, sie nicht mir?" da entgegnete Knox unerbittlich: „Nein, Fürst und Unterthanen sollen Beide Gott unterthan sein." Er wiederum predigte häufig vor ihr, doch sie blieben innerlich so getrennt wie im Anfange.

Verhandlungen mit Elisabeth. Stand doch der Königin ihr Ziel unverrückbar vor Augen: Schottland und England zur alten Kirche zurückzuführen, beide zu einem katholischen Großbritannien zu vereinigen. Und die junge Fürstin, die bis dahin nur dem Genusse gelebt hatte, zeigte sich jetzt in ihrem Auftreten rasch und zuversichtlich, im Handeln bald entschlossen und hinreißend, bald vorsichtig und zurückhaltend, in ihrer Arbeit unermüdlich. Zunächst schien sie jenes Ziel überhaupt nicht zu verfolgen. Sie wollte, so erklärte sie, sich mit England und den schottischen Protestanten verständigen, und ihre Krongüter durch die Klosterlande vergrößern. Das erreichte sie auch wirklich insofern, als sie durch ein Abkommen sich ein Drittel der Kirchengüter, zum Theil freilich zu protestantischen Unterrichts- und Kultuszwecken sicherte. So überließ sie Anfangs die Leitung der Geschäfte ihrem Halbbruder Jakob (James) Stuart, den sie zum Grafen von Moray erhob und dessen Ziele sich von den ihrigen zum Theil weit entfernten, denn er war ein eifriger Protestant und strebte das Erbrecht Maria's in England auf friedlichem Wege durch eine Anerkennung ihres Rechtes auf die Nachfolge von Seiten Elisabeth's zu sichern. Jahrelang ward darüber, freilich erfolglos, verhandelt, obwol Maria den Edinburgher Vertrag selbst bezüglich der Ablegung des englischen Wappens angenommen hatte; auch der Gedanke, sie mit dem Günstling Elisabeth's, Lord Leicester, zu vermählen, blieb unausgeführt.

Da nahm Maria mit rascher Wendung die Leitung ihrer Politik selber in die Hand (1565).

Moray's Sturz. Sie war unter dem schottischen Adel nicht ganz ohne Anhang; manche der Lords waren noch katholisch oder schwankten, und Maria's persönliche Liebenswürdigkeit gewann ihr andere. So fand sie eine Zeit lang Gefallen an dem wunderlichen Gedanken, sich mit dem elenden Don Carlos zu vermählen; als daraus begreiflicherweise nichts wurde, warf sie ihr Auge auf einen entfernten Anverwandten, Heinrich Darnley, den Sohn des Grafen Lennox, der ein schöner, stattlicher, junger Mann, von Charakter freilich ein Schwächling und geistig ganz unbedeutend war. Graf Moray und die meisten Lords erklärten sich gegen diese Ehe, weil sie Darnley für einen halben Katholiken hielten, indeß Maria setzte ihren Willen durch und ließ sich am 29. Juli 1565 mit Darnley trauen, ja sie gab ihm sogar den Königstitel. Antheil an der Regierung ließ sie ihm indessen nicht; vielmehr leitete sie ihre auswärtigen Beziehungen ganz selbständig und nun völlig in ihrem Sinne. Sie knüpfte mit Spanien, Frankreich und Rom Verbindungen an, Philipp II. versprach ihr Hülfe, Pius V. sandte Geld. Bei alledem war ihre rechte Hand David Riccio aus Florenz, der im Dienste des savoyischen Gesandten nach Schottland gekommen war, an sich ein Mann von wenig einnehmendem Aeußeren, nicht mehr jung und von wortkargem Wesen, aber der Königin angenehm wegen seiner musikalischen Begabung und ihr ganz unentbehrlich durch seine Gewandtheit im Französischen und Italienischen, deshalb bald (seit 1564) mit der Führung des ganzen geheimen Briefwechsels mit den katholischen Mächten betraut und rasch im Besitze des unberechenbaren Einflusses, den ein vertrauter Sekretär zu gewinnen vermag. Das erregte begreiflicherweise die lebhafteste Verstimmung bei Moray; aber als er den Versuch machte, Riccio zu verdrängen, wurde er mit anderen Lords vom Hofe verbannt, damit jeder katholikenfeindliche Einfluß beseitigt.

Rasch ging nun Maria weiter. Am Hofe erschienen die katholischen Lords, mit ihnen auch der protestantische Graf Bothwell, den sie bereits zum Großadmiral und zum Oberbefehlshaber in den westlichen Provinzen gemacht hatte. Für den März 1566 wollte sie das Parlament berufen, mit ihm die Einleitung treffen zur Wiederherstellung des Katholizismus. Am 7. März begab sie sich wirklich in feierlichem Aufzuge nach dem Rathhause von Edinburgh und ernannte die Lords of articles (s. S. 483); am 12. März wollte sie das Parlament eröffnen.

Da machte ein plötzlicher Schlag allen ihren Plänen ein Ende.

Riccio's Ermordung. Mit ihrem Gemahl war Maria sehr bald unzufrieden geworden; er war im Grunde ein roher Gesell und ihr obendrein unbequem durch seinen Anspruch auf Theilnahme an der Regierung. Darnley wiederum warf seinen ganzen Haß auf Riccio und verschwor sich mit mehreren unzufriedenen protestantischen Lords, darunter Ruthven, Morton, Douglas und Anderen zu seiner Ermordung und zur Wiedereinsetzung des Grafen Moray.



Riccio's Ermordung.

Und nun folgte jene grauenvolle Scene, die selbst in diesem an blutigen und ruchlosen Gewaltthaten überreichen sechzehnten Jahrhundert kaum ihresgleichen findet. Am Abend des 9. März saß Maria in einem der kleinen Zimmern des düstern Schlosses Holyrood mit einigen Vertrauten, darunter auch Riccio, harmlos bei der Tafel. Da tritt der König ein, den man erst etwas später erwartet, setzt sich neben seine Gemahlin, sie umarmend und liebkosend. Kurz nachher öffnet sich wieder die Thür, unangemeldet erscheint Lord Ruthven, andere hinter ihm; unter seinem Pelzrock schimmern Panzer und Degen. Entsetzt und empört fragt Maria: was er zu so später Stunde wolle. „Ich sehe hier einen Menschen", sagt der Lord mit dumpfer Stimme, „der einen Platz einnimmt, welcher ihm nicht gebührt; von einem Diener, wie der da, wollen wir uns in Schottland nicht regieren lassen." Damit legt er Hand an Riccio, der flüchtet schreiend sich

zur Königin; sie steht auf, erklärt, einen Angriff auf ihn werde sie als Hochverrath ahnden; umsonst, der König drückt sie in ihren Sessel nieder, über ihre Schulter hinweg verwundet Douglas den Schutzflehenden, dann reißen ihn die Verschworenen mit sich fort, draußen auf Flur und Treppe haben sie den Unglücklichen mit 56 Stichen und Hieben abgeschlachtet. Nach vollbrachtem Werke trat Ruthven wieder ein und erklärte der Königin rund heraus: Riccio's Stellung und die ganze seither verfolgte Politik seien ihnen unerträglich gewesen, die Verbannten würden zurückkehren, eine entgegengesetzte Richtung müsse eingeschlagen werden. Zugleich hatten Morton und Lindsay alle Zugänge des Schlosses besetzt, Maria war Gefangene, der protestantische Adel hatte die Gewalt an sich gerissen. — Sie war tief empört, aber keineswegs entmuthigt, nur an Rache dachte sie. Darnley, von dessen Antheil an der Verschwörung sie noch nichts wußte, gewann sie leicht für sich; mit ihm entkam sie nach einem rasenden Ritt durch die helle Mondnacht nach Schloß Dunbar. Dort sammelte sie einen Heerhaufen, rückte gegen Edinburgh und nahm die Stadt ohne Widerstand. Die Verschwornen flüchteten über die englische Grenze, aber Moray kehrte zurück, und Maria machte ihm die Leitung der Regierung nicht mehr streitig; die katholische Politik schien abgethan. Die Geburt eines Sohnes (Jakob's VI., 19. Juni) belebte ohnehin die Hoffnung, ihr Geschlecht dereinst auf dem Throne Englands zu sehen.

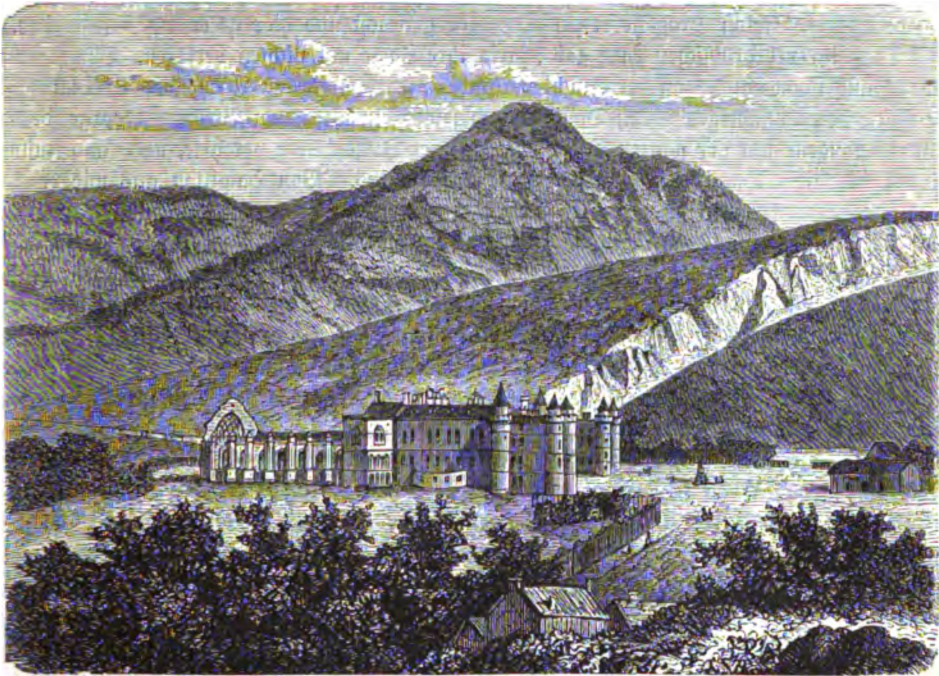
Graf Bothwell. Da rissen Leidenschaft und Rachsucht, von keiner verständigen Erwägung, keiner Rücksicht auf Zucht und Sitte gebändigt, die Königin über alle Grenzen fort.

Sie wußte jetzt, daß Darnley die Verschwörung gegen Riccio angestiftet habe; die Abschrift der Protokolle über die Verhandlungen der Lords, welche ihr die flüchtig gewordenen in die Hände zu spielen wußten, überführte ihn. Da hieß sie ihn gehen, wohin er wolle. Und nun erlag sie dem dämonischen Einflusse des Grafen Bothwell.

Jakob Hepburn, Graf von Bothwell (geb. 1536 oder 1537), hatte stets sich als tapferer Soldat und treuer Anhänger des Königshauses erwiesen. Gewaltthätig und unbedenklich, verschlagen und ränkevoll, wo es seinen Vortheil galt und deshalb unter seinen Stammesgenossen keineswegs beliebt, war er doch ein stattlicher Mann von kühnem Muth und fester Gesinnung und daher sehr wohl geeignet, auf Maria Eindruck zu machen, die an ihrem eigenen Gemahl eben diese Eigenschaften durchaus vermißte und jetzt gänzlich mit ihm zerfallen war. Sie hatte schon früher den Grafen gesehen; die entscheidende Wendung scheint aber erst im Oktober 1566 eingetreten zu sein, als sie infolge der Aufregung der letzten Monate auf seiner Reise durch die südlichen Grafschaften in Bothwell's Haus zu Jedburgh gefährlich erkrankte. Seitdem entwickelte sich in ihr eine schrankenlose Leidenschaft, die nur ein Ziel kannte: die Vereinigung mit dem Geliebten trotz aller Hindernisse. Mehrere ihr befreundete Lords machten ihr den Vorschlag zur Scheidung, als sie indeß dadurch die Rechte ihres Sohnes zu schmälern fürchtete, meinte der eine von ihnen, dann müsse man auf andere Mittel sinnen, sie von Darnley zu befreien, ja sie hat mehr gethan, sie hat Darnley mit berechneter Verstellung ins Verderben gelockt.

Heinrich Darnley's Tod. Darnley sah, wie sich am Hofe gegen ihn ein Sturm zusammenzog. Im Dezember hatte Maria sechzehn am Morde Riccio's Betheiligten die Rückkehr verstattet und diese waren allesammt gegen ihn aufgebracht, weil er sie nach vollbrachter That hatte fallen lassen. Um sich zu retten, ging er nach Glasgow, wurde aber dort durch Krankheit zurückgehalten. Da eilt ihm Maria nach; als er sie um Verzeihung bittet, da doch nur seine allzugroße Liebe zu ihr ihn gegen Riccio aufgebracht habe, stellt sie sich versöhnt. Doch in denselben Tagen schrieb sie vom Krankenlager des Gemahls aus an ihren Buhlen: „Ich habe ihn (Darnley) niemals sich besser benehmen sehen noch so zärtlich sprechen hören. Und wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß sein Herz weich ist wie Wachs und das meinige hart wie Diamant, es hätte wenig gefehlt, so hätte ich Mitleid mit ihm gehabt. Indessen fürchte nichts mehr." So bewog sie Darnley, mit ihr nach Edinburgh zurückzukehren; um ihn der Unruhe des Hofhalts zu entziehen, ließ sie ihn in den Gebäuden eines früheren Dominikanerklosters unterbringen, das außerhalb der Stadtmauer inmitten von Gärten lag (deshalb Kirk of field, die Feldkirche genannt). Sie wohnte selbst dort und pflegte ihn, das gute Einvernehmen des Ehepaares schien vollkommen wiederhergestellt.

So war Maria noch am Abend des 19. Februar 1567 bei Darnley, verabschiedete sich erst gegen 11 Uhr zärtlich von ihm, um nach Holyrood zum Hochzeitfeste einer Hofdame zu fahren. Währenddem trafen die Mörder ihre Vorbereitungen. Da wird früh 2 Uhr Edinburgh durch den Donner einer Explosion aus dem Schlafe geschreckt: das Landhaus Darnley's ist in die Luft geflogen, ihn selber mit einem Diener findet man im Garten todt, mit allen Zeichen der Erdrosselung. Alles deutete mit Fingern auf Bothwell als den Mörder, auf Maria als Mitwisserin. Und was nun weiter geschah, machte den Verdacht immer unabweisbarer, übertraf an Ruchlosigkeit beinahe noch das Geschehene. Erst mehrere Tage nach dem Verbrechen setzte die Königin eine Belohnung aus für die Entdeckung des Thäters; als dann Bothwell, da die Stimme des Volkes nicht mehr zu überhören war und auch Elisabeth die Untersuchung mit größter Entschiedenheit forderte, als Mörder angeklagt wurde, sprach ihn das Gericht nach einer gewissenlos oberflächlichen Verhandlung frei (12. April). Doch damit nicht genug.



Holyrood-Palast.

Maria's Vermählung mit Bothwell. Schon am 5. April hatte Maria dem Manne, den alle Welt für den Mörder ihres Gatten hielt, ein schriftliches Eheversprechen gegeben; am 24. ließ sie sich von ihm, bei der Rückkehr von einem Besuche ihres Sohnes in Stirling gewaltsam nach Schloß Dunbar entführen. Am 3. Mai kamen beide nach Edinburgh, ein paar Tage später ließ er sich von seiner Gemahlin, einer Tochter Lord Huntley's, wegen angeblich zu naher Verwandtschaft, scheiden; am 12. erklärte Maria dem Parlament, sie verzeihe dem Grafen Bothwell ihre Entführung, und ernannte ihn zum Herzog der Orkneyinseln, am 15. Mai ließ sie sich mit ihm nach reformirter und katholischer Weise trauen.

Aufstand des Adels; Maria's Absetzung. Das Maß war voll. Zwar war Bothwell unter dem Adel keineswegs ohne Anhang, aber die Meisten fürchteten ihn als einen gewaltthätigen und ruchlosen Menschen und erhoben sich unter Lord Kirkaldy of Grange im Aufstande. Halbwegs zwischen Edinburgh und Dunbar bei den Carberryhills trafen die Heerhaufen auf einander (15. Juni). Doch Bothwell's Leute liefen aus einander, er selber entkam in rasender Jagd nach Dunbar. Maria ergab sich dem Adel, der erklärte, nicht gegen sie, sondern gegen Bothwell die Waffen zu führen. Unter den Verwünschungen des Volkes zog sie

in Edinburgh ein, doch sie weigerte sich entschieden, in die geforderte Trennung von Bothwell zu willigen. „Mit dieser königlichen Hand werde ich Euch den Kopf abschlagen!" rief sie erbittert dem Lord Lindsay zu. Da beschlossen die Lords sie gefangen zu halten und brachten sie nach dem einsamen Felsenschlosse der Douglas im Loch Leven (nördlich von Edinburgh). Unter den härtesten Drohungen erzwang hier Lindsay von Maria den Verzicht auf die Krone zu Gunsten ihres Sohnes (24. Juli), für welchen Graf Moray die Regierung übernahm, und das Parlament erkannte alle diese Maßregeln an.

Graf Bothwell war inzwischen nach den Orkneyinseln gegangen, von dort verjagt nach den Shetlands. Ein Sturm entführte seine beiden Schiffe nach dem norwegischen Bergen, und da er dem Kapitän eines dort liegenden dänischen Kriegsschiffs verdächtig vorkam, so brachte dieser ihn nach Kopenhagen (Herbst 1567). König Friedrich II. lieferte ihn nun zwar nicht an Graf Moray aus, wie dieser verlangte, ließ ihn aber auch nicht ziehen, sondern hielt ihn auf Schloß Malmö in milder Haft. Von hier wurde er — warum, ist unbekannt — im Juni 1575 nach dem festen Schloß Dragsholm bei Roeskilde gebracht und hier ist er 1578 gestorben.

Trotz ihrer bedrohlichen Lage gab Maria ihre Sache mit nichten verloren. Obwol streng bewacht und schon einmal an der Flucht verhindert, entkam sie am Abend des 2. Mai 1567 mit Hülfe des achtjährigen Willy Douglas und seines etwas älteren Bruders George, der die schöne Gefangene mit der ganzen Schwärmerei einer Jugendliebe verehrte, und fand Zuflucht bei den mächtigen Hamilton's im Südwesten des Landes. Von Hamilton aus widerrief sie ihre erzwungene Abdankung, entbot ihre Vasallen zu den Waffen und sah sich noch einmal von einer starken Partei und ansehnlicher Heeresmacht umgeben: 8 Bischöfe, 12 Aebte waren in ihrem Lager, und 6000 Reiter standen ihr zur Verfügung. Sie konnte daran denken, den Katholizismus in Schottland wiederherzustellen. Doch als sie am 13. Mai von Hamilton nach dem Norden, nach dem festen Dumbarton, aufbrach, traf ihr Heerhaufe bei Langside unweit Glasgow auf Moray und erlitt vor ihren Augen eine vollständige Niederlage. Noch hatte Maria genug Schlösser, aber sie gab ihre Sache in Schottland vorläufig verloren; in athemloser Hast, nur von einigen Dienern begleitet, ritt sie drei Tage lang über wildes Gebirge und öde Heide südwärts nach der Küste der Solwaybucht und landete am 16. Mai auf einem Segelboote zu Workington in England.

Maria Gefangene in England. Sie kam keineswegs als Schutzflehende; den Beistand Elisabeth's gegen die schottischen Rebellen wollte sie fordern, und in der That war diese lebhaft entrüstet über den Aufruhr; sie erkannte nach wie vor Maria als Königin von Schottland an und wies einen Gesandten Jakob's VI. zurück. Aber ihre Hülfe, ja selbst eine Zusammenkunft mit der flüchtigen Fürstin knüpfte sie an eine Bedingung, die diese nicht zu erfüllen vermochte: den Nachweis ihrer Unschuld an Darnley's Morde. Zwar Anfangs willigte Maria zögernd in eine Untersuchung ein und beiderseits wurden Kommissarien dafür ernannt, bald aber bereute sie das und verlangte die Entlassung nach Frankreich. Einen rechtlichen Grund, ihr diese zu verweigern, hatte England keineswegs, doch der Staatsrath war der Ansicht, daß Maria's noch nicht aufgegebener Anspruch auf die englische Krone sie zu einer gefährlichen Gegnerin Elisabeth's mache, wenn man ihr freie Bewegung gestatte; er beschloß also im Interesse des Staatswohls, sie in England festzuhalten. Nun ließ wirklich Maria die Verhandlungen über ihr Verhältniß zu Darnley's Tode zu York beginnen; als jedoch Graf Moray die allerbedenklichsten Beweisstücke, die Kopien jener acht Briefe Maria's an Bothwell auslieferte, die Bothwell bei seiner Flucht in einer kostbaren Kassette (daher die Kassettenbriefe), zurückgelassen hatte und die das Verhältniß beider mindestens seit Januar 1567 vollkommen klarstellten (Herbst 1568), da weigerten Maria's Bevollmächtigte jede weitere Verhandlung, und so blieb ihr die englische Hülfe versagt, sie selbst zu Tutbury in mildem Gewahrsam.

Maria und Norfolk. Bald aber zeigte sichs, daß Maria's Anwesenheit in England größere Verlegenheiten bringen könne, als wenn man sie frei hätte ziehen lassen. Sie lebte und webte in den Gedanken an ihre Rückkehr nach Schottland und sie knüpfte jetzt mit dem ersten Edelmanne Englands an, dem Herzog Thomas von Norfolk. Dem ehrgeizigen, aber

schwachen Mann schmeichelte die stolze Hoffnung, an Maria's Seite den Thron Schottlands zu besteigen, und auch Moray, selbst Leicester waren nicht dagegen. Um so mehr Elisabeth, der an der Wiederherstellung ihrer Nebenbuhlerin in Schottland überhaupt nichts lag. Als sie von dem Plane erfuhr, ließ sie Norfolk in den Tower bringen und vereitelte damit zunächst alles.

Katholischer Aufstand in Nordengland. Da brach im Norden ein offner Aufstand los. Angeregt durch das Uebergewicht, das die Sache des Katholizismus so eben in Frankreich gewonnen hatte, erhoben sich im Jahre 1569 die Percys von Northumberland, die Nevilles von Westmoreland, die Cliffords von Cumberland für die Herstellung des Katholizismus, die Anerkennung Maria's als Nachfolgerin und die künftige Vereinigung Englands und Schottlands in katholischem Sinne. Wo ihre Scharen unter dem Zeichen des Kreuzes erschienen, wurde die Messe eingerichtet, die englische Bibel und das Common-prayer-book verbrannt. Doch rasch ließ Elisabeth nun Maria aus dem Bereiche der Rebellen nach Coventry entfernen, Graf Sussex zersprengte ihre Haufen, jagte die flüchtigen Reste über die schottische Grenze. Dahin entkam auch der Herzog von Northumberland, Westmoreland flüchtete nach den Niederlanden. Die gefangenen Führer traf die Todesstrafe.

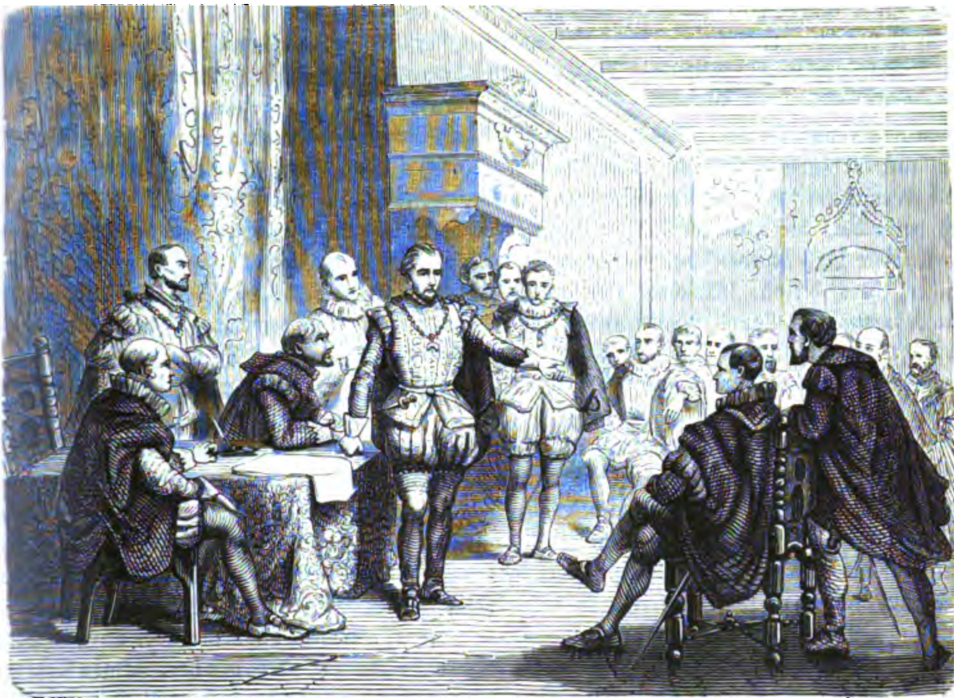
Norfolk's Fall. Indeß was jetzt mißlungen war, dachte Norfolk, der im August 1570 entlassen worden, wieder aufnehmen zu können. Die allgemeinen Verhältnisse schienen günstig. So eben war in Schottland Graf Moray einem meuchlerischen Anfall der Hamiltons in Linlithgow (westlich von Edinburgh) erlegen (23. Januar 1570), kurz darauf hatte Papst Pius V. die längst vorbereitete Bannbulle gegen Elisabeth geschleudert (25. Februar 1570), sie darin ihres Reiches verlustig erklärt und alle ihre Unterthanen des Eides der Treue gegen sie entbunden. Dies bewog Elisabeth im Parlament den Beschluß herbeizuführen, es sei Hochverrath, sie als ketzerisch zu bezeichnen, ihr Thronrecht zu bezweifeln und päpstliche Verfügungen in England einzubringen; zugleich wurde von allen Geistlichen und Beamten von Neuem der Suprematseid gefordert (1571). Das konnte indeß Katholiken nicht abschrecken; handelten sie doch, wenn sie gegen Elisabeth sich erhoben, im Einvernehmen mit dem Statthalter Christi. So kam Norfolk auf den kühnen Gedanken, Maria zu befreien, sich mit ihr zu vermählen, dann Elisabeth zu stürzen und Maria's Erbrecht in England und Schottland durchzusetzen. Seine Verbindungen spannten sich bis Brüssel, Paris, Rom und Madrid hinüber, und alle Fäden iefe n zusammen in den Händen Johann Leslie's, des Bischofs von Roß, der als Vertreter Maria's in London lebte, während der italienische Wechsler Ridolfi den Verkehr im Einzelnen besorgte. Im April 1571 wurde sein Agent Bailli, dessen regelmäßige und häufige Fahrten zwischen Calais und Dover den Zollbeamten schon längst aufgefallen waren, verhaftet und durch die Folter zu vollem Geständniß gebracht. Nun war auch Norfolk verloren. Im September in den Tower gebracht, gestand er kleinmüthig alles, wurde von den Peers als Hochverräther verurtheilt und am 2. Juni 1572 auf Towerhill enthauptet. Noch zuletzt rief er aus, daß sein Blut das letzte sein möge, welches unter Elisabeth hier vergossen werde, und alles Volk sagte Amen. Zwei Monate später fiel auch Northumberland's Haupt, den die Schotten ausgeliefert hatten, zu York. Maria selbst wurde seitdem im Schlosse von Sheffield unter Obhut Lord Shrewsbury's in strengerem Gewahrsam gehalten.

Parteikampf in Schottland. Auch in Schottland behauptete die englisch-protestantische Partei die Oberhand. Mit Hülfe englischer Truppen wurde zunächst Graf Lennox Regent (Juni 1570), nach seiner Ermordung durch die Hamilton's (September 1571) erst Lord Mar, der indeß schon im Oktober 1572 starb, wenige Wochen vor John Knox (24. November), dann Graf Morton, dem es gelang, den letzten Widerstand der Partei Maria's durch die Einnahme des lange von ihr behaupteten Schlosses von Edinburgh zu brechen (Anfang 1573).

Doch Elisabeth's Lage blieb nichts destoweniger eine äußerst bedrohte, zumal als die Bartholomäusnacht die geplante Vermählung mit dem Herzog von Alençon vereitelte (s. S. 447). Um so wichtiger war auch für England der Kampf in den Niederlanden.



Die Geusenflotte setzt sich in Bewegung. (Zu S. 507.) Zeichnung von A. Niestadt.



Gründung der Union durch Wilhelm von Oranien.

Der Freiheitskampf der Niederlande bis zur Union von Utrecht.

Luis de Zuñiga. Als Alba im Dezember 1573 die Niederlande verließ, war bereits sein Nachfolger eingetroffen, Don Luis de Zuñiga y Requesens, Großkommandeur von Kastilien und bisher Statthalter von Mailand. Er galt für einen tüchtigen Soldaten, einen gemäßigten und festen Charakter. Seine Instruktion wies ihn an, die unbedingte Souveränität des Königs und die Alleinherrschaft des Katholizismus zu behaupten, aber für die sich Unterwerfenden Verzeihung zu bieten. Nicht also die Ziele, sondern nur die Mittel und die Personen wechselte der König. Da nun Requesens den Blutrath fallen ließ, und somit nach der Gewaltherrschaft Alba's ein erträglicher Zustand eintrat, so war der Süden im Ganzen mit der neuen Regierung nicht unzufrieden, denn hier hatte die kirchliche Reaktion wirklich gesiegt und die Anfänge des Protestantismus ausgerottet. Eben dies verschärfte den Gegensatz zum Norden. Hier war zumal seit dem Beginn des offenen Aufstandes wenigstens in Holland und Seeland der Calvinismus vollständig durchgedrungen, Oranien selbst hatte im Oktober 1573 sich offen zu ihm bekannt, und im Jahre darauf nahm die Synode von Dortrecht die calvinische Kirchenverfassung in ihrer ganzen Schroffheit an. Unter solchen Umständen war eine Versöhnung mit Spanien hier ganz unmöglich, denn eben Das, was für die Nordprovinzen unabänderliche Bedingung jedes Friedens war, die Religionsfreiheit, wollte Philipp II. nicht gewähren, und so spann sich der Krieg ins Unabsehbare fort, der Kampf zweier kleiner Provinzen mit dem Reiche des Königs, in dem die Sonne nicht unterging.

Die Schlacht auf der Mooker Heide. Nur großartige Opferwilligkeit konnte ihn ermöglichen. Die Einheimischen dienten ohne Löhnung, für die fremden Söldner, meist Deutsche, gaben die Staaten Hollands monatlich 210,000 Gulden her, ebensoviel als Alba kaum in einem Jahre von ihnen hatte erpressen können. Geldverlegenheiten blieben freilich niemals aus, aber bei den Spaniern waren sie eher größer als geringer. So erscheint der Gang des Krieges den Aufständischen nicht ungünstig. Das wichtige Middelburg auf Walcheren, das

der Spanier Mondragon wacker vertheidigte, fiel endlich nach einem vergeblichen Entsatzversuche durch Uebergabe (18. Februar 1574), und zum Entsatze des belagerten Leyden traf Wilhelm von Oranien in Gemeinschaft mit seinem Bruder Ludwig umfassende Vorbereitungen. Während jener 6000 Mann in Holland zusammenzog, rückten Ludwig und Heinrich von Nassau mit einem Heere von 10,000 Mann, das sie mit französischem Gelde geworben, im Februar 1574 vom untern Rheine gegen Maastricht heran. Indeß stand Sancho d' Avila, bald von dem Belagerungsheere vor Leyden unter Braccamonte verstärkt, bei Maastricht, und da das dünne Eis der Maas die Nassauer am Uebergange hinderte, so brach Ludwig rechts des Stromes marschirend nach Norden auf, um sich womöglich mit Wilhelm zum Entsatze Leydens zu vereinigen. Doch d'Avila marschirte ihm parallel, überschritt die Maas und stellte sich ihm südlich von Nimwegen (holländ. Nijmegen) auf der Mooker Heide in den Weg. In der blutigen Schlacht, die nun folgte (14. April 1574), erlagen die Nassauischen Brüder vollständig und starben mit Christoph von der Pfalz den Heldentod, in dem ihnen Adolf bei Heiliger Lee vorangegangen war.

Belagerung von Leyden. Wenige Wochen später lagerte sich Valdez mit 8000 Mann Wallonen und Deutschen abermals vor Leyden (27. Mai). Die schöne Stadt von etwa 50,000 Einwohnern hatte nur wenige Truppen, aber die Bürgerschaft stand Mann für Mann auf den Wällen und zwei Helden leuchteten ihr als Vorbild, der Befehlshaber Jan van der Dous und der Bürgermeister Adrian van der Werf. Ueber die 65 Schanzen der Spanier fanden Brieftauben den Weg nach Rotterdam und Dortrecht, wo Graf Wilhelm lag; auf seiner Hülfe beruhte die ganze Hoffnung. Nun verkündigte allerdings soeben am 6. Juni Requesens Amnestie, aber nur für Diejenigen, welche reuig in den Schoß der heiligen Kirche zurückkehren würden; den hartnäckigen Ketzern wurde nur die Auswanderung freigestellt. Eben deshalb that die Proklamation im Norden nicht die geringste Wirkung. „Wir wollen“, erklärten die Holländer, „solange ein Mann im Lande lebt, für das Wort Gottes und unsere Freiheit kämpfen.“ Während man nun in Leyden Alles auf schmale Rationen setzte, in täglichen Gefechten sich mit den Spaniern maß und auf eine vierteljährliche Belagerung sich bereit hielt, faßten die Staaten von Holland den ungeheuren Beschluß, die Dämme der Maas und der holländischen Yssel im Süden und Südosten von Leyden zu durchstechen und so auf vier deutsche Meilen von Rotterdam bis Leyden das ganze Flachland mit allen seinen Dörfern, Wiesen und Feldern, auf denen die schönste Ernte stand, unter Wasser zu setzen, damit die Geusenflotte der bedrängten Stadt Entsatz brächte und das Lager der Spanier in den Fluten der See begraben würde! Am 3. August wurden die Deiche durchstochen, das Wasser trat ein, überschwemmte Alles weithin bis zur „Landscheidinge“, dem großen Deich etwa eine Meile von Leyden, der das unmittelbare Gebiet der Stadt vor dem Meere schützt. Währenddem spähten die Blicke vom höchsten Thurme Leydens angstvoll nach dem heranflutenden Meere und den Masten der Geusenflotte, denn das Brot war zu Ende, seit einem Monat lebte die Bevölkerung nur noch von Malzkuchen, von Hunden, Katzen, Ratten und was sonst Hungernden eßbar erschien. Aber weder das Meer noch die Flotte kam. Denn Oranien lag, von heftigem Fieber geschüttelt, schwer krank in Rotterdam; erst mit seiner Genesung kehrte der kühne Geist in die Unternehmungen der Niederländer zurück. So fuhr Anfang September Admiral Boisot mit 200 Fahrzeugen und 2500 Mann in die überschwemmte Niederung ein. Die Landscheidinge wurde genommen, in wüthendem Kampfe gegen die Spanier behauptet, dann durchstochen, auch ein zweiter dahinter liegender Deich geöffnet; durch beide traten die Fluten ein. Nun aber drängte der Ostwind das steigende Wasser wieder zurück, die Flotte lag fest. Endlich sprang der Wind (18. September) nach Nordwesten um, das Wasser begann rasch zu steigen; nun wurde auch ein dritter Damm durchstochen und die Spanier immer enger und enger zusammengedrängt. Doch als man schon gewonnen Spiel zu haben glaubte, da setzte abermals der Ostwind ein und in Leyden stiegen Noth und Verzweiflung aufs Höchste. Trotzdem wollte die Stadt von Uebergabe nichts wissen, am allerwenigsten van der Werf; seinen eigenen Leib bot er zur Speise an, als in diesen entsetzlichen Wochen 6—8000 Menschen an Hunger und Krankheit starben; hohläugig und abgemagert schlichen die Ueberlebenden durch die Gassen, und nur

eine Hoffnung hielt die Wankenden aufrecht: daß ein gnädiges Geschick das Meer heranführen möge bis an ihre Wälle. Auch Boisot war der Verzweiflung nahe; er meinte, das Unternehmen aufgeben zu müssen. Da springt am 1. Oktober der Wind nach Südwesten um, er treibt die Fluten des Meeres landeinwärts und über die dunkle Wasserfläche zwischen Dorfhäusern und Obstgärten hindurch setzt sich in der folgenden Nacht die Geusenflotte in Bewegung. In kurzem Gefecht vernichtet sie die spanischen Wachtschiffe, findet die nächsten Schanzen verlassen und wirft am Abend des 2. Anker vor der starken Schanze von Lammen, gefaßt auf verzweifelten Widerstand. In athemloser Spannung erwarten die Geusen und Leyden den Morgen, alle Theile auf das Aeußerste gerüstet. Aber während unter donnerndem Krachen ein Theil der Stadtmauer dem andringenden Wasser weichend zusammenbricht, sehen Belagerte und Erretter endlose Reihen von Lichtern über die schwarze Wasserfläche gleiten und als der Morgen des 3. Oktober heraufdämmert, da stehen die Schanzen und das Lager der Spanier leer: jene Lichter waren die Laternen der abziehenden Belagerer gewesen. Am Vormittag kam die Flotte die Kanäle herauf an die befreite Stadt. Da standen die hungerbleichen Gestalten der Geretteten an den Hafendämmen Kopf an Kopf, die Ersehnten zu begrüßen, dann aber strömten die Bürger zusammen mit den wilden Gesellen der Geusenflotte in die Hauptkirche, um dem Himmel zu danken. Doch als unter brausendem Orgelklang der Choral zu den hohen Wölbungen aufstieg, da brachen plötzlich die Tausende fassungslos in Weinen und Schluchzen aus, überwältigt von der Größe Dessen, der sein Volk aus der Hand des unbarmherzigen Feindes wunderbar errettet.

Begründung der Universität Leyden. Es war als ob das Meer nur den Geusen gelehrig gehorche, denn unmittelbar nach der Befreiung Leydens trieb der Ostwind es wieder zurück und trocknete in kürzester Zeit die überschwemmten Niederungen. Zur Belohnung aber für den heldenmüthigen Widerstand beschlossen die Staaten von Holland, in Leyden eine Universität zu gründen, die erste protestantische der Niederlande, und doch noch der Form nach errichtet im Namen Philipp's II. Am 5. Februar 1575 wurde unter heiteren Festen die neue Hochschule eröffnet, deren Ruhm bald auf Jahrzehnte ihre deutschen Schwestern überstrahlen sollte.

Bund zwischen Holland und Seeland. Ueber die Erfolglosigkeit seiner Versuche zur Niederwerfung des kleinen Holland besorgt war Requesens endlich doch zu Friedensunterhandlungen geneigt. Doch obwol sie Monate lang — vom März bis zum Juli 1575 — zu Breda fortgesetzt wurden, sie scheiterten nothwendig an der niederländischen Forderung der Religionsfreiheit, welche der Spanier nicht gewähren konnte. Um so fester standen Holland und Seeland zusammen. Am 4. Juni 1575 schlossen sie eine Union für die Dauer des Krieges, in der sie an Wilhelm von Oranien alle Rechte des Königs als Grafen von Holland und Seeland übertrugen, und in allen den Krieg betreffenden Angelegenheiten ihm die höchste Gewalt einräumten. In kirchlicher Beziehung sollte nur der reformirte Kultus geduldet werden, so wenig diese Beschränkung der duldsamen Sinnesweise des Prinzen auch entsprach. Diesem Schritt folgte dann auf des Oranier's Antrag zu Delft der entscheidende Beschluß: den König zu verlassen und auswärtigen Schutz zu suchen (Oktober 1575). Es war die thatsächliche Lossagung von Spanien, die Grundlegung zur Republik der Niederlande. Zwei kleine Provinzen, zusammen nicht mehr als 137 Quadratmeilen, wagten es, dem Herrn beider Indien den Fehdehandschuh hinzuwerfen! Und in welchem Zustande war dies winzige Gebiet! Nicht einmal vollkommen in den Händen der Aufständischen befand es sich: Amsterdam, die größte Stadt Hollands, hielt eifrig zu den Spaniern, Haarlem war von ihnen besetzt und hielt den Norden der Provinz vom Süden getrennt, in Seeland waren soeben (Ende September) die wichtigen Maasinseln Duiveland und Schouwen durch einen kecken Handstreich der Spanier, die bei Nacht den seichten Meeresarm von Philippsland her durchwatet hatten, besetzt worden, das wichtige Zierikzee wurde belagert. Dazu lagen weite Strecken noch infolge der Ueberschwemmungen danieder, die Deiche waren vielfach zerstört, der Viehstand fast vernichtet, die Geldmittel erschöpft. Zum Glück für die Niederländer war Requesens in kaum geringerer Geldverlegenheit als sie und außer Stande zu entscheidenden Unternehmungen. Der Kummer darüber, verbunden mit den unausgesetzten Anstrengungen rieb ihn auf; am 5. März 1576 starb er an einem hitzigen Fieber.

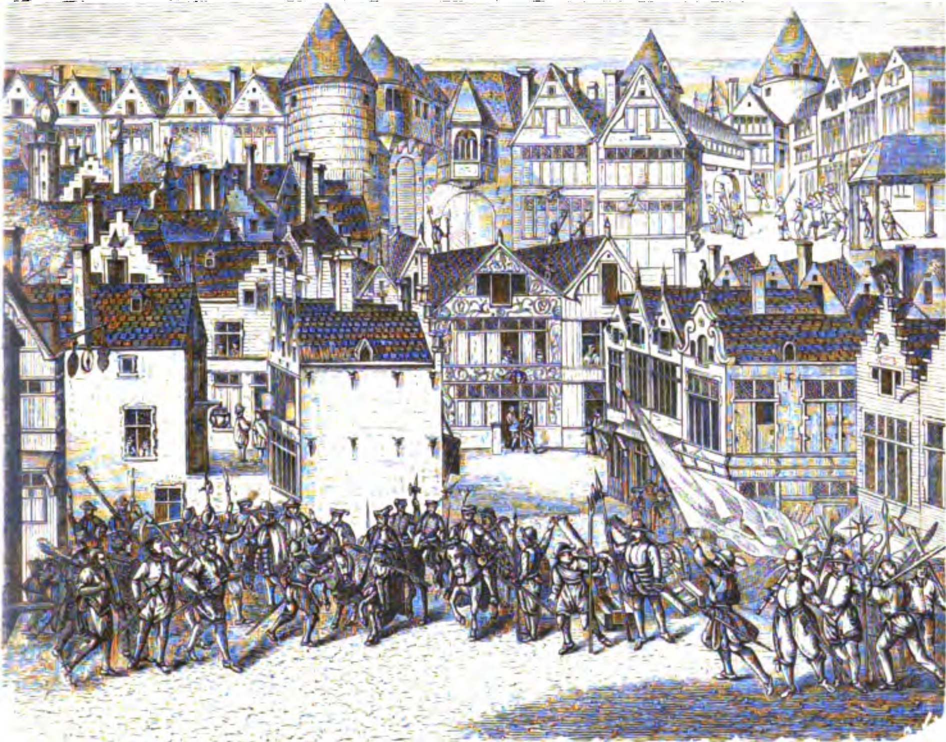
Der Aufstand des spanisches Heeres. Requesens' Tod trieb die niederländischen Dinge zu einer entscheidenden Krisis. Da Philipp II., von dem plötzlichen Tode seines Statthalters überrascht, mit der Ernennung eines Nachfolgers zögerte, so nahm der Staatsrath, in dem ein einziger Spanier, de Roda, saß, die Regierung in die Hand und ernannte den Grafen von Mansfeld zum Generalkapitän. Schon lange aber herrschte im Heere, das er kommandiren sollte, die allerbedenklichste Gährung. Seit Jahren war der Sold unvollständig oder gar nicht ausgezahlt worden. Requesens hatte die unbändigen Haufen noch leidlich im Zaume gehalten; jetzt war er todt und Niederländer, nicht Spanier, regierten an seiner Stelle. Da brach zuerst auf Schouwen, wo kurz zuvor Zierikzee nach einem vergeblichen Entsatzversuche Boisot's gegen freien Abzug kapitulirt hatte (21. Juni), die offene Meuterei los (Mitte Juli); die Empörer gingen aufs Festland hinüber, verstärkten sich durch gleichgesinnte Haufen und zogen auf Brüssel unter dem drohenden Rufe: „Baar Geld oder eine Stadt!“ Da der Staatsrath ihnen das erstere nicht zu bieten hatte, so besetzten die Meuterer das reiche Aalst, quartierten sich in der Stadt und ihren hundert wohlhäbigen Pfarrdörfern bis auf Weiteres ein. Wie die großen Herren lebten sie da und richteten in wenigen Monaten den Wohlstand der reichen Landschaft dermaßen zu Grunde, daß die Bevölkerung scharenweise flüchtete und lieber das Gestrüpp auf den Feldern aufschießen ließ, als daß sie dieselben für ihre Peiniger bebaut hätte. Das rief denn nun weithin im Süden die größte Erbitterung hervor. Schon mit Requesens war man unzufrieden gewesen, weil er sich um die Meinung der Stände so wenig gekümmert hatte wie Alba, jetzt ertönte immer lauter und lauter der Ruf: „Fort mit allen Spaniern!“ In Brüssel trat die Bürgerschaft unter Waffen, der Staatsrath wurde gezwungen, die Meuterer in die Acht zu erklären (26. Juli) und Truppen gegen sie aufzubieten. Das half sehr wenig. Die schlachtgewohnten spanischen Soldaten warfen die niederländischen Scharen, wo sie mit ihnen zusammenstießen, mit leichter Mühe aus einander; die Meuterei ergriff nach und nach das ganze Heer und immer ärger wurde Plünderung und Verheerung.

Aber auf der andern Seite schwoll der Grimm zu einer ungeahnten Höhe. Wie hätte nun Oranien diese günstige Wendung unbenützt lassen sollen! Seine beiden rein protestantischen Provinzen Holland und Seeland waren freilich vom Süden, der mehr und mehr wiederum dem Katholizismus sich zugewandt hatte, durch den kirchlichen Gegensatz scharf getrennt, indessen der Haß gegen die Spanier verband den Norden und Süden und ließ der Hoffnung Raum, alle siebzehn Provinzen zur Erhebung gegen Philipp II. fortzureißen. Auch zeigte sich im Süden mehr Entgegenkommen als bisher. Die Staaten von Brabant, Flandern und Hennegau forderten die Einleitung von Unterhandlungen mit dem Oranier und als sich der Staatsrath dessen weigerte, überfiel ihn ein junger Edelmann, de Hèze, der in heimlicher Verbindung mit Wilhelm stand, mit 500 Bewaffneten und setzte seine wichtigsten Mitglieder, vor allem Barlaymont und Viglius, gefangen. Seitdem lag die Gewalt in den Händen der Staaten von Brabant, und im Oktober bereits trafen die Abgeordneten der Südprovinzen zu Verhandlungen mit dem Norden in Gent ein.

Die „spanische Furie“ in Antwerpen. Da brachte ein schreckliches Ereigniß die Dinge überraschend schnell zur Reife.

In der Citadelle von Antwerpen lag eine starke spanische Besatzung unter Sancho d'Avila. Sie hatte sich der Meuterei angeschlossen, während die Garnison der Stadt unter Champagny Anfangs schwankte, bis Ende Oktober mehrere deutsche Regimenter zu den Empörern übergingen. Seitdem standen die zügellosen Banden in der Citadelle verderbendrohend der Stadt gegenüber, deren unermeßlicher Reichthum ihre Habgier ebenso sehr herausforderte, wie ihre Wehrlosigkeit, denn sie war auf jener Seite ganz offen und nur durch eine weite Fläche (Esplanade) von den Wällen der Zwingburg getrennt. Um sie zu schützen sandten die Staaten von Brabant 6000 Wallonen nach Antwerpen, und diese im Verein mit den treugebliebenen deutschen Truppen und der angstvollen Bevölkerung warfen rasch eine leichte Schanzlinie der Citadelle gegenüber auf, die den Eingang in die Michaelis- und Georgsstraße decken sollte (3. Nov.). Doch war sie kaum halbfertig und wenig widerstandsfähig, als das Verderben kam.

Am Morgen des 4. November 1576 hing dichter Nebel über Antwerpen; nur undeutlich sah man von der Stadt aus, wie Trupp auf Trupp in die Cidatelle einzog, die Meuterer von Breda, Maastricht und Aalst. Gegen 5000 Mann mochten hinter ihren Wällen versammelt sein, Spanier und Deutsche. Gegen 11 Uhr Vormittags brachen sie heraus. Im Nu hatten sie das schwache Bollwerk überstiegen, ohne einen Schuß flohen die Wallonen; auch die tapfer fechtenden Deutschen werden in ihre Flucht mit fortgerissen, und wie die Wogen des einbrechenden Meeres vor dem Sturme, dringen die Meuterer in die Straßen ein. „San Jago! Spanien! Blut! Mord! Feuer!" so klingt ihr wüthendes Geschrei durch alle Quartiere Antwerpens. Verzweifelt werfen sich den Wüthenden in einzelnen Haufen Bürger und Deutsche entgegen.



Antwerpen zur Zeit des Aufstandes der spanischen Soldateska. Nach einem Zeitbilde.

Auf der Mere, einem großen prächtigen Platze, kommt das Gefecht zum Stehen. Doch in gräulichem Gemetzel sinken die Vertheidiger unter den Streichen der Wüthenden, auf dem Marmorfußboden und in den schönen Arkaden der Börse rinnt das Blut der gemordeten Bürger. Trotzdem währt in einzelnen Stadttheilen der Widerstand bis in den Abend hinein. Um ihn zu bewältigen, werfen die Sieger Feuer in das herrliche Stadthaus, in den engen Gassen greift es mit rasender Schnelligkeit um sich, und fünfhundert der schönsten Paläste, das prachtvollste Quartier der Stadt, werden von den gierigen Flammen verzehrt.

Dieser Schreckenstag Antwerpens läßt sich nur mit der vandalischen Verwüstung Roms im Jahre 1527 vergleichen. Drei Tage lang dauerte die entsetzlichste Plünderung, befleckt von allen Greueln, welche Roheit und Habsucht im Bunde über eine wehrlose Bevölkerung zu verhängen vermögen. 8000 Menschen, Bürger und Soldaten, kamen in diesen grauenvollen Tagen um, während die Spanier nur etwa 200 Mann verloren; den Werth der geraubten Güter berechnete man auf 15 Millionen Goldgulden. Antwerpens Blüte war vernichtet. Niemals hat sich die Stadt von dem furchtbaren Schlage zu erholen vermocht; die spanische Belagerung acht Jahre später hat ihr den Rest gegeben.

Die Genter Pacifikation. Die Schreckenskunde beschleunigte die Verhandlungen zu Gent. Unter dem Donner der Geschütze, welche die Citadelle zum Ziele hatten, unterzeichneten am 8. November 1576 die Bevollmächtigten von Holland und Seeland, von Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Lille, Douay, Orchies, Namur, Tournay und Mecheln die Gentner Pacifikation. Sie gelobten sich Beistand zur Vertreibung der spanischen Truppen und volle Freiheit des Handels und Verkehrs. Die Ketzeredikte blieben überall aufgehoben bis zur Entscheidung der Generalstaaten, dagegen versprachen Holland und Seeland nichts gegen die katholische Kirche zu unternehmen, behaupteten aber ihre calvinistische Landeskirche, und ihr Statthalter blieb Oranien.

Freilich die Niederländer erschienen einiger als sie waren. Im Grunde zerfielen sie in drei scharf geschiedene Parteien: den streng protestantischen, fast republikanischen Norden unter Oranien, den streng katholischen, wallonischen Süden, wo die neue kirchliche Organisation seit 1560 wirklich durchgesetzt worden war und die Jesuiten in Douay die Leitung der katholischen Bestrebungen in Händen hatten, endlich die mittleren, vlämischen Provinzen, die noch auf einen kirchlichen Ausgleich hofften und das ganze Gebiet der Niederlande unter der thatsächlichen Souveränität der Generalstaaten mit formeller Bewahrung der königlichen Macht zu vereinigen dachten. Nur der Haß gegen Spanien hielt vorläufig diese innerlich tief geschiedenen Theile zusammen und hatte fürs Erste der Mittelpartei zum Siege verholfen. Einer vorsichtigen, klug berechnenden Staatskunst konnte es nicht schwer fallen, die vorhandenen starken Gegensätze zu beleben, die Niederlande wieder aus einander zu reißen, die Einen friedlich zu gewinnen, dann vielleicht die Anderen mit Gewalt zu unterwerfen.

Juan d'Austria Generalstatthalter. Der neue Generalstatthalter freilich, der in den Tagen des Abschlusses der Genter Pacifikation fast ohne Mittel zu Luxemburg einritt, war nicht der Mann dazu. Don Juan d'Austria hatte sich als glänzender Soldat bewährt, von staatsmännischer Begabung dagegen noch keinerlei Proben gegeben. Ihn trieb ein unruhiger Ehrgeiz vorwärts nach selbständiger fürstlicher Stellung; erst hatte er sich in Tunis ein Königreich erobern wollen; als er jetzt nach den Niederlanden ging, dachte er im Einverständniß mit Papst Gregor XIII. und den Guisen daran, von dort aus die schottische Maria aus ihrer Haft zu befreien, an ihrer Seite Schottland und die Niederlande, vielleicht gar England als katholischer König zu beherrschen. Dergleichen Pläne waren keineswegs harmlos und der Einheit des spanischen Reiches durchaus entgegen, sie säten deshalb giftiges Mißtrauen zwischen Juan und seinem königlichen Bruder, zumal dieser nach dem Tode des Don Carlos (1568) ohne Thronerben war, und jener bei den spanischen Granden vielen Anhang hatte. Philipp aber war über die geheimsten Pläne des Bruders genau unterrichtet, denn Antonio Perez hatte sich in das Vertrauen Escovedo's, des geheimen Sekretärs Don Juan's, einzuschleichen gewußt. Wie hätte also Philipp II. den ehrgeizigen Halbbruder nachhaltig unterstützen können, und was waren wiederum diesem die Niederlande anders als ein Schemel seiner Größe! Zu der mühsamen, selbstverleugnenden Arbeit, die hier allein zum Ziele führen konnte, brachte der neue Statthalter nichts mit.

Die Brüsseler Union und das „ewige Edikt". Auch waren die Generalstaaten weit entfernt, ihn als solchen sofort anzuerkennen. Auf Oranien's Antrag stellten sie ihm die Bedingung, daß er zuvor die spanischen Truppen entlasse. Da er dies zunächst weder wollte noch aus Mangel an Mitteln zur Bezahlung der Soldrückstände vermochte, so vereinigten sich die Generalstaaten in der „Brüsseler Union" zu seiner nachdrücklichen Bekämpfung und riefen alle Provinzen gegen die Spanier auf (Januar 1577). Das zwang allerdings den Prinzen nachzugeben; im „ewigen Edikt" nahm er die Grundsätze der Genter Pacifikation an und entließ in der That die spanischen Regimenter (März). In glänzendem Gepränge empfing darauf Brüssel den Generalstatthalter (1. Mai); es schien Alles gelungen zu sein.

Doch Holland und Seeland beharrten bei ihrem Widerstande. Angesichts der spanischen Meuterei hatten sie ihre Union am 25. April 1576 erneuert, allerdings nur ein kündbares Bündniß von sechs zu sechs Monaten, aber jetzt erwies es sich als das feste Bollwerk der

niederländisch=protestantischen Freiheit. Denn eben Das, was für den Norden der Hauptzweck des Kampfes war, das konnte und wollte Don Juan nicht zugestehen. Und auch das kaum eingeschläferte Mißtrauen des Süden erweckte er aufs Neue, als er, um eine festere Grundlage für seine Herrschaft zu gewinnen, deutsche und wallonische Söldner warb und plötzlich der Citadellen der wichtigsten Städte sich zu bemächtigen suchte. Das glückte in Luxemburg, Charlemont und vor Allem in Namur, mißlang aber am wichtigsten Punkte, in Antwerpen; ja hier zerstörte die erbitterte Bürgerschaft den Theil der Citadelle, der nach der Stadt zu lag und machte sie damit ungefährlich (3. August).

Oranien und Erzherzog Matthias. Da brach eine neue Erhebung unaufhaltsam aus. Die Generalstaaten riefen Oranien herbei; am 17. September langte er in Antwerpen an, am 23. September empfing Brüssel mit prunkvollen Schaustellungen und jubelndem Volksgedränge den „Vater Wilhelm"; es war sein glücklichster Tag. Die Staaten von Brabant ernannten ihn zu ihrem Ruwaert (Diktator); die Generalstände erklärten Don Juan für einen Feind der Niederlande (7. Dez.), schlossen eine neue Union auf Grund voller Gewissensfreiheit (10. Dezember) und verlangten von Königin Elisabeth die Zusicherung einer Bürgschaft bis zu 100,000 Pfd. Strl. und eines Hülfskorps (Jan. 1578). Zum Generalstatthalter erhoben sie freilich nicht den Oranier, sondern den Erzherzog Matthias von Oesterreich, der gegen den Willen Kaiser Rudolf's II. sich der Bewegung anschloß. Am 18. Januar in Brüssel glänzend empfangen, wurde er am nächsten Tage auf seine Würde vereidet. Doch blieb ihm wenig mehr als nur der Titel seines Amtes, denn in allen wichtigen Dingen war der Generalstatthalter sammt dem Staatsrathe an die Zustimmung der Generalstaaten gebunden, zudem war ja immer Oranien sein Stellvertreter (Generalleutnant) und blieb zugleich auch Ruwaert von Brabant; so hielt er die höchste Gewalt des Bundes in den Händen.



Alexander Farnese. Nach einem gleichzeitigen Stiche Joan Warici.

Spaltung der Niederlande; Don Juan's Tod. Doch die kriegerische Feuerprobe bestand das niederländische Bündniß schlecht. Als die Armee der Staaten gegen Namur heranrückte, wo Don Juan seinen Sitz genommen, da erlagen ihre rasch zusammengerafften und schlecht geführten Scharen bei Gembloux in einer kurzen Stunde den schlachtgewöhnten Regimentern des Generalstatthalters mit großem Verlust (31. Januar 1578). Darauf fiel ein großer Theil von Brabant, Flandern und Hennegau dem Sieger in die Hände und der Bund der Staaten brach für immer aus einander. Denn aufgeregt durch die tumultuarischen Vorgänge, welche die Rückkehr der protestantischen Ausgewanderten in mehreren Orten, namentlich in Gent und Antwerpen, herbeigeführt hatte, riefen die wesentlich katholischen Mittelprovinzen den Herzog Franz von Alençon (Anjou), den Bruder Heinrich's III. von Frankreich, als „Beschützer der

niederländischen Freiheit" herbei; Holland und Seeland dagegen, die jetzt, gestärkt durch den Beitritt des lange spanisch-gesinnten Amsterdam (8. Februar), an ihrer Union und an der Statthalterschaft Oranien's festhielten, nahmen die Hülfe Kasimir's von der Pfalz in Anspruch. Inmitten dieser Zerrüttung eröffneten sich für Don Juan die glänzendsten Aussichten. Indeß die nothwendigen Unterstützungen aus Spanien blieben aus, und seine eigene Kraft war gebrochen. Die Nachricht, daß sein Vertrauter Escovedo auf Philipp's Befehl am 31. März ermordet worden sei, hatte ihn furchtbar getroffen; er verzehrte sich in Ungeduld, ein hitziges Fieber trat hinzu und machte am 1. Oktober 1578 im verschanzten Lager zu Namur dem Leben des Siegers von Lepanto ein rasches Ende. Viele meinten an Gift denken zu müssen, denn sein Herz war ausgedörrt, seine Haut wie von Brand geröstet. Beweisen läßt sich indeß nach keiner Seite hin etwas.

Alexander von Parma. Sterbend hatte Juan seinen Neffen Alexander Farnese von Parma, Margaretha's Sohn, zu seinem einstweiligen Stellvertreter ernannt, und der König bestätigte ihn in der Würde des Generalstatthalters. Diesmal setzte er den rechten Mann an die rechte Stelle. Alexander war damals erst 33 Jahre alt, von mittlerer Größe und elegantem Wuchs, von schwarzem Haar und dichtem, schwarzen Bart; unter einer schmalen, hohen Stirn lagen ein Paar tiefe, dunkle, durchdringende Augen. In Spanien erzogen und ganz spanisch gesinnt, verband er mit kriegerischer Tüchtigkeit eine staatsmännische Begabung, die ihn zum gefährlichsten Feinde der Niederlande, zum ebenbürtigen Gegner Oranien's gemacht hat. Die Erfolge sollten das bald beweisen.

Heillose Zerrüttung auf der andern Seite kam ihm zu Hülfe. Weder Alençon, der zu Mons, noch Kasimir, der in Gent saß, vermochte die Dinge zu beherrschen; endlich kehrte jener verzweifelnd nach Frankreich zurück, dieser ging nach England. Ihre unbezahlten Truppen wie die ebenso unbesoldeten der Generalstaaten überschwemmten plündernd das arme Land; in Gent kam es zu einem neuen sinnlosen Bildersturm (November), bis Oranien durch ein verständiges Abkommen die Aufregung beschwichtigte. Bei dieser Auflösung aller Verhältnisse hatte Parma leichtes Spiel. Durch Geld und Verheißungen gewann er von den großen Herren, die im Dienste der Staaten gestanden, einen nach dem Andern für den König. Wichtiger als dies war ein Anderes.

Am 6. Januar 1579 schlössen sich, der Unruhen müde, die wallonischen Provinzen und Städte Artois, Hennegau, Lille, Douay und Orchies zu Atrecht in einem Sonderbunde zusammen zur Aufrechterhaltung des Katholizismus. So war ein geschlossenes Gebiet für Spanien wieder gewonnen, der Zerfall der Niederlande entschieden.

Die Union von Utrecht. Dem gegenüber mußte Oranien den Gedanken, alle Provinzen unter der Souveränität der Generalstaaten zu vereinigen aufgeben und retten, was zu retten war: der katholischen Verbindung zu Atrecht setzte er die protestantische Union von Utrecht entgegen. Zu ihr traten, vor Allem durch Johann Nassau, damals Statthalter von Geldern, gewonnen, am 29. Januar 1579 Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Over-Yssel und Friesland zusammen. Sie schlossen keineswegs ein Verfassungsbündniß, sondern einen Kriegsbund, zu dem der Beitritt jedem, der ihn begehrte, auch außerhalb der Niederlande frei stand. Die höchste Gewalt lag in den Generalstaaten, von denen ein Ausschuß die laufenden Geschäfte leitete, doch war, da jede Provinz die Souveränität für sich in Anspruch nahm, Einstimmigkeit zu jedem Beschlusse erforderlich. Streitigkeiten zwischen den Provinzen unterlagen schiedsrichterlicher Entscheidung. Zusammengehalten wurde der lose Bund vor Allem durch die Bestimmungen, daß die Generalstaaten die Leistungen für den Krieg vorschrieben, ihn selbst leiteten, und daß keine einzelne Provinz ein Bündniß mit dem Auslande schließen durfte. Doch noch wurde die Hoheit der spanischen Krone nicht förmlich abgeworfen, auch der Genter Bund von 1576 noch anerkannt. Unklar wie ihre rechtliche Stellung war die Zukunft der Union, und treffend zeigen ihre Münzen aus dieser Zeit ein Schiff ohne Steuer und Segel auf hoher See mit der Umschrift: Incertum quo fata ferant (Ungewiß ists, wohin das Schicksal treibt).



König Sebastian auf der sagenhaften Insel „Incoberta". Nach portugiesischen Ueberlieferungen.

Die Unterwerfung Portugals und Aragoniens.

Sehr gering schienen im Norden die Aussichten auf den Sieg der niederländischen Sache als Philipp II. sich anschickte, seinem unermeßlichen Reiche im Süden auch noch Portugal mit seinen Kolonien hinzuzufügen und sich so zum alleinigen Herrn aller Meere und Kolonien zu machen.

Granvella. Es hängt dies mit einer Wendung in seiner ganzen Politik zusammen. Bisher hatte er wol das Uebergewicht Spaniens zu behaupten, es gegen die Osmanen, gegen Frankreich und die empörten Niederlande zu vertheidigen gesucht, eigentliche Eroberungspläne jedoch nicht verfolgt. Jetzt ging er mehr und mehr dazu über, eroberte Portugal, unterwarf Aragonien vollständig, griff England an, suchte endlich selbst in Frankreich seine thatsächliche Herrschaft zu begründen. Die Seele aller dieser Pläne war seit 1579 Kardinal Granvella. Und sein Emporkommen wiederum hängt mit dem Sturze der ebolitanischen Partei zusammen, vor der er beim Beginne der Regierung Philipp's II. hatte zurückweichen müssen. Als das Haupt dieser Partei konnte damals der Aragonese Antonio Perez gelten, der Protonotar (Sekretär) von Sizilien, ein noch junger Mann von großen Gaben, aber herrschgierig und gewissenlos, bestechlich und verschwenderisch. Mit der verwittweten Fürstin Eboli unterhielt er unzweifelhaft ein Liebesverhältniß, das von ihrer Seite wenigstens auf ehrlicher Neigung beruhte und ihm jedenfalls eine festere Stellung beim Hofe gab, denn die Fürstin war eine Meisterin jeder Intrigue. Zugleich genoß er das Vertrauen des Königs in einem solchen Grade, daß dieser ihm die Beseitigung des geheimen Sekretärs Don Juan's Escovedo auftrug (31. März 1578). Eben dieser Mord gab aber die erste Veranlassung zu seinem Sturze. Denn die Wittwe und der Sohn des Ermordeten erhoben Klage und wurden dabei eifrig unterstützt von Perez' Nebenbuhler Matteo Vasquez, dem Kabinetssekretär des Königs. —

Ein erbitterter Intriguenkampf entspann sich. Perez, von der Fürstin Eboli unterstützt, verlangte Genugthuung wegen jener Beschuldigung, höhere Aemter und reichere Renten. Der König wollte und konnte ihn nicht entlassen, weil er in ihm den Mitwisser jenes geheimen Verbrechens schonen mußte, er beschloß ihn als Botschafter nach Venedig zu schicken. Dies aber wiesen er und die Eboli stolz zurück, weigerten auch jede Versöhnung mit Vasquez. Da endlich gab Philipp dem Rathe des Beichtvaters Gehör: in der Nacht des 28. Juli 1579 ließ er Perez in Hausarrest nehmen, die Fürstin Eboli in strengen Gewahrsam nach dem festen Schlosse Pinto führen. Sie ist eine Gefangene bis zu ihrem Tode geblieben (1592).

Mit dem Sturze der genannten Partei kam Granvella ans Ruder. Ohne Jemand um Rath zu fragen, hatte Philipp II. ihn aus Italien, wo er seit 1571 als Vizekönig Neapel regierte, nach Madrid berufen, ihn zum Vorsitzenden des Rathes von Indien und Mitglied des Staatsrathes ernannt (1579). Als leitender Minister betrieb er als sein erstes Werk die Eroberung Portugals.

Portugal unter Johann III. und Sebastian. Portugals Blütezeit ist nur kurz gewesen; schon unter Johann III. (1521—1557) zeigten sich alle Keime der Zerstörung in rascher Entfaltung. Die Krongewalt verstärkte er allerdings noch durch die Erwerbung des Großmeisteramtes der drei Ritterorden, ohne daß indeß die Macht der Stände (Cortes) beseitigt worden wäre, auch der Verkehr mit den überseeischen Besitzungen blühte glänzend auf. Der rasche Gewinn jenseit des Weltmeeres wirkte aber berückend, zog Tausende nach den fernen Kolonien, entvölkerte das kleine Land und entwerthete die ehrliche Arbeit daheim. Der in Indien und Brasilien erworbene Reichthum floß in den Händen weniger Familien zusammen, die Massen verarmten. Dazu steigerte der Einfluß der Inquisition und der Jesuiten die ohnehin schon vorhandene einseitig kirchliche Stimmung des Volkes zu ungesundestem Fanatismus. Jene fand durch eine Bulle Paul's III. vom 23. März 1538 Eingang im Königreiche, errichtete sofort ihre Gerichtshöfe in Lissabon, Coimbra und Evora, wurde einem königlichen Prinzen und Bruder des Königs, dem Kardinal Heinrich (Henrique), Erzbischof von Lissabon, unterstellt und wüthete wie in Spanien mit gefühlloser Grausamkeit vornehmlich gegen die sogenannten Neuchristen, d. h. die früheren Juden und Mauren, die gerade den fleißigsten und wohlhabendsten Theil der Bevölkerung bildeten. Von den Jesuiten erschienen frühzeitig Franz Xaver und Rodriguez in Portugal; sie arbeiteten mit selbstverleugnendem Eifer als Krankenpfleger und Prediger, zogen die Jünglinge aus den vornehmsten Geschlechtern in ihren Orden, erhielten von Johann III. die Leitung des „königlichen Kollegiums“ der Universität Coimbra (1555), der hohen Schule des portugiesischen Adels; selbst die Erziehung des Thronfolgers wurde ihnen anvertraut. Rasch verdrängten sie den Humanismus, der sich auch hier festgesetzt hatte, die Keime freier Geistesbildung verdorrten. Umsonst bekämpften die Stände, ja selbst Kardinal Heinrich ihre Uebermacht.

Vollends unter Sebastian (1557—1578), der als dreijähriger Knabe dem Großvater folgte, wurden sie allmächtig. Die ganze Regierung gewann eine jesuitisch-klerikale Färbung, als die Großmutter Katharina, die Anfangs die Regentschaft führte, dem Kardinal-Infanten Heinrich Platz machte (bis 1567). Den jungen König Sebastian erzogen die Väter Jesu zwar zu einem abgehärteten und tüchtigen Kriegsmann, aber sie erfüllten auch seinen Kopf ganz und gar mit den Idealen einer kirchlich-phantastischen, dem wirklichen Leben abgewandten Richtung; er lebte und webte in Kriegsentwürfen gegen Mohammedaner und Heiden, wollte ein Ordensritter sein und verzichtete als solcher auf jede eheliche Verbindung. Nach Indien oder Afrika zu ziehen und dort für die Kirche zu kämpfen, davon träumte er Zeit seines Lebens und die Erfüllung dieser Träume brachte ihm den Untergang, seinem Staate den Verlust der Unabhängigkeit.

Das portugiesische Indien. Dem Einflusse dieser einseitig kirchlichen Regierungsweise konnten sich auch die überseeischen Besitzungen nicht entziehen. Der ungleich werthvollste Theil derselben waren die indischen Kolonien (s. S. 55). Hier regierten die Vizekönige von Goa, dem stark befestigten Hauptplatze, aus ein weit verstreutes Gebiet, das sich aus lehnspflichtigen oder verbündeten indischen Staaten und zahlreichen Küstenfestungen — im Ganzen rechnete man 52 — zusammensetzte und vom Kap der guten Hoffnung bis Macao in China (besetzt 1557) reichte. Freilich bedurfte es auch fortgesetzter kriegerischer Anspannung, um es zu behaupten.

Heroische Kämpfe sind Jahrzehnte lang hier gefochten worden, vor Allem um Diu, auf der Halbinsel Gudscherat, den wichtigsten Stapelplatz im Norden der Malabarküste, welcher im Jahre 1538 sogar von einer türkischen Flotte angegriffen wurde.

Nun aber machte sich allmählich auch in Indien unter den Portugiesen jener kirchliche Fanatismus geltend, welcher im Mutterlande schon unheilvoll genug schaltete. Auch in Goa schlug die Inquisition ihren Sitz auf, dann kamen auch die Jesuiten herbei und Franz Xaver erwarb sich durch seine aufopfernde Thätigkeit seit 1545 unter den Heiden und sogenannten Thomaschristen (s. S. 26) den Namen eines „Apostels von Indien"; später hat ihm hier sein Orden ein prunkvolles Grabmal errichtet. — Unter solchen Einflüssen gewann Goa schnell den Charakter einer ganz geistlichen Stadt; zählte es doch damals 80 Kirchen und Klöster und mehrere Tausend Geistliche und Mönche. Als nun unter den rasch wechselnden Vizekönigen nach Noronha's Tode (April 1540) der portugiesische Fanatismus sich auch gegen das indische Heidenthum kehrte und mehrfach die Plünderung von Pagoden veranlaßte, da konnte es nicht fehlen, daß zu der ohnehin vorhandenen Verstimmung über die Gewaltthätigkeit und Raubsucht der Fremden auch noch der Religionshaß sich gesellte. So warfen sich die Inder, von den Osmanen unterstützt, abermals auf Diu und nur durch einen blutigen Seesieg konnte der Vizekönig Johann de Castro die portugiesische Herrschaft hier retten (1546). Ungleich furchtbarer war die Erhebung, zu welcher sich 1570 die indischen Mohammedaner und Brahmanen des nördlichen Dekkan vereinigten. Alle Plätze nördlich und südlich von Bombay, von Bassein bis Goa wurden hart bedrängt, doch gelang es Luis de Ataide noch einmal, die Anerkennung des bisherigen Zustandes zu erzwingen (1571). Seitdem wurde das ganze Gebiet in drei Statthalterschaften getheilt, um seine Vertheidigung zu erleichtern.

Indisch-portugiesischer Handel. Es war selbstverständlich, daß die Portugiesen alle ihre Kräfte an die Behauptung ihres überaus werthvollen indischen Besitzes setzten. Das herrschende Urtheil zog ihn sogar den spanischen Kolonien vor, weil diese nur Edelmetalle, die portugiesischen dagegen die kostbarsten Waaren lieferten und reiche Handelsabgaben gewährten. Denn in allen von ihnen besetzten Häfen erhoben die Portugiesen Zölle von den Ladungen einheimischer Schiffe, und ohne den Verkehr mit dem persischen Golf und dem Rothen Meer gänzlich zu verhindern, lenkten sie doch den Handel mit Ingwer, Pfeffer, Zimmet rc. ganz vorwiegend nach Lissabon. An Zimmet allein mußte ihnen der Herrscher von Candy auf Ceylon jährlich 1000 Centner als Lehnszins zahlen. Ebenso beherrschten sie den gesammten Verkehr zwischen Vorderindien und Malakka, und zum Theil wenigstens auch den von den Molukken nach China, da die chinesischen Dschunken zwar bis zu diesen Inseln, westlich aber nicht über Malakka hinaussegelten. Die Kroneinkünfte von Ostindien wurden ohne die von den Handelsmonopolen und Schiffsabgaben im Jahre 1564 auf 845,000 Dukaten angegeben, denen allerdings 658,000 Dukaten Spesen gegenüberstanden, im Jahre 1580 überhaupt auf eine Million Dukaten.

Brasilien. Im Vergleiche zu Indien erscheint Brasilien unbedeutend. Die Krone hatte es zunächst Privatleuten zur Eroberung und Ausbeutung überlassen, erst im Jahre 1540 sandte sie dem Lande einen Generalgouverneur. Von den acht Statthalterschaften, in die es zerfiel, standen aber nur zwei unmittelbar unter königlichen Beamten, die übrigen unter den Geschlechtern, die sie erobert hatten, doch hatte sich hier die Krone die oberste Gerichtsbarkeit und einen Theil der Einkünfte vorbehalten. Der Gouverneur residirte gewöhnlich in der 1549 neugegründeten Hafenstadt Bahia oder St. Salvador, wo natürlich auch die Jesuiten mit einzogen. Die wenig zahlreichen Portugiesen — etwa 5000 — benutzten das reiche Land fast nur zur Gewinnung von Waschgold und Farbeholz und zum Anbau von Zuckerrohr durch zahlreich eingeführte Negersklaven. Doch betrugen die Kroneinkünfte von Brasilien nur etwa 50,000 Dukaten, während doch die atlantischen Inseln (s. S. 34. 36) 200,000 Dukaten abwarfen.

Handel von Lissabon. Der gesammte portugiesische Handel concentrirte sich in Lissabon, neben Antwerpen damals vielleicht der größte Stapelplatz der Welt. Hierher kamen englisches Tuch, flandrische Leinwand, die Rohprodukte der Ostseeländer, französisches Getreide, spanisches Eisen, vom Mittelmeer griechische Weine, die einen sehr gesuchten Ausfuhrartikel für Indien

bildeten, von den Azoren Waid, der besonders viel nach England verfrachtet wurde, von Madeira Zucker, von Brasilien außer diesem Farbholz und Gold, aus Afrika Elfenbein und Ingwer, aus dem fernen Orient persische Teppiche, chinesische Seide, indische Gewebe, Edelsteine und vor Allem Gewürze. Daneben war Lissabon der größte Sklavenmarkt. Im Tajo lagen neben den portugiesischen niederländische, englische, hanseatische Kauffahrer. Der Verkehr mit Indien war indeß ganz und gar auf die königliche Flotte verwiesen, deren große Gallionen von 1000—1600 Tonnen mit Waaren auf königliche und private Rechnung Lissabon alljährlich im März verließen und im September mit dem Südwestmonsun in Goa eintrafen. Hier strömten nun wieder aus allen Theilen des indischen Handelsgebiets die Waaren zusammen, und mit ihnen beladen trat dann die Flotte im Januar die Rückfahrt an, um im September wieder in Lissabon einzulaufen. Der Gewinn floß außer dem königlichen Antheil ebenso gut fremden, namentlich deutschen, wie portugiesischen Kaufleuten zu; diese letzteren würden gar nicht die Mittel besessen haben, den Verkehr allein zu behaupten. Eine gewaltige Seemacht sicherte die Verbindungen, welcher dieser Handel bedurfte. Unter Johann III. zählte man im Ganzen 300 Kriegsfahrzeuge. Ein Geschwader stand zur Verfügung des Vizekönigs von Indien, ein zweites bewachte die Inseln des Atlantischen Ozeans, zwei andere die Küsten des Mutterlandes und die Meerenge von Gibraltar. Doch diese glänzende Kolonialherrschaft verfiel dem Untergange zugleich mit dem Verluste der nationalen Unabhängigkeit.

Zug nach Marokko. Die phantastische Kreuzzugsbegeisterung Sebastian's steigerte sich zu verwegener That, als ihn ein Hülferuf aus Marokko erreichte, dem alten Schauplatz portugiesischen Heldenthums. Nach dem Tode des dortigen Sultans Abdallah war ihm gegen das bestehende Erbrecht sein Sohn Mohammed statt seines Bruders Muley Moluk gefolgt. Dieser indeß erhielt Hülfe von den Türken und verjagte den Neffen aus dem Lande. Sein Hülferuf war es, der in Sebastian den Gedanken erweckte, Marokko zu erobern und dort die Herrschaft des Kreuzes aufzurichten. Trotz alles Abrathens setzte er in der That im Sommer 1578 mit einem Heere von etwa 25,000 Mann, in welchem sich außer den Portugiesen auch begeisterte Streiter aus Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland befanden, nach Afrika über. Doch als er in glühender Augusthitze durch wüste Ebenen südwärts zog, traf er am 4. August bei Alkassar (Kasr-el-Kebir südöstlich von El-Arisch) auf ein dreifach überlegenes Reiterheer der Marokkaner. In fürchterlichem Kampfe wurden die Portugiesen zusammengehauen oder gefangen; nur schwachen Resten gelang es, sich zu retten. Der König selbst fiel unerkannt, da er die Ergebung verschmähte; sein zerhauener Leichnam wurde erst später aufgefunden und in Ceuta bestattet. — Nach einer im portugiesischen Volk erhaltenen Sage soll er allerdings von dem Allmächtigen wohlbehalten nach der verborgenen Insel Incoberta gebracht sein, wo er einsam schlummernd des Augenblicks harrt, wo die Zeit gekommen, um wieder unter sein Volk zurückzukehren. Zwei große, goldmähnige Löwen, die ihn bewachen, werden bei seiner Heimkehr in sein Land ihm als Führer dienen. So wollen ihn noch 1610 zwei seiner getreuen Anhänger geschaut haben, um ihn herum sangen Engel liebliche Weisen, und eine hehre Gestalt hielt über seinem Haupte die Kugel der Welt.

Die Erbfolgefrage und Philipp II. Die kriegerische Kraft Portugals war bei Alkassar verblutet, das Land versank in tiefe Trauer über das, was geschehen war, und in bange Sorge um die Zukunft des Staates. Denn der berechtigte Thronerbe, Kardinal Heinrich, der nun auch wirklich die Königskrone nahm (1578—1580), war ein alter Herr, und darüber, wer ihm weiter folgen sollte, herrschte die größte Ungewißheit, eben weil von drei Seiten zugleich Ansprüche erhoben wurden: von Antonio von Crato, dem natürlichen Sohne des Infanten Luis, Bruders Johann's III., von Katharina, der Tochter eines andern Bruders Eduard (Duarte), Gemahlin des mächtigsten Vasallen des Herzogs Johann von Braganza, und schließlich von Philipp II., der als Sohn Karl's V. und der Portugiesin Isabella, ebenfalls einer Schwester Johann's III., in diesem Falle sich als Portugiesen zu betrachten liebte und der gefährlichste, weil mächtigste von allen Bewerbern war. Er machte denn nun auch seinen Anspruch sofort nachdrücklich geltend und bot für den Fall seiner Anerkennung den Portugiesen ein erhebliches

Maß von Selbständigkeit und anderer Zugeständnisse. Doch da bei diesen besonders der tiefgewurzelte Widerwille gegen Spanien überwog, so beschlossen die Cortes, König Heinrich solle das Recht haben, mit Beirath von elf Konsultoren seinen Nachfolger zu bestimmen; und falls er darüber sterbe, so sollten diese selbständig entscheiden und bis zur Wahl eines Königs fünf Governadoren die Regierung führen. Nun zögerte jedoch Heinrich mit der Ernennung, weil er nicht sich einen Mitregenten in Gestalt des Nachfolgers zur Seite sehen wollte und starb in der That noch vor der Entscheidung (31. März 1580).

Die spanische Eroberung. Auf der Stelle rüstete Philipp II., setzte den bewährten Feldherrn Herzog Alba an die Spitze des Heeres und ging selbst nach Badajoz an der portugiesisch-spanischen Grenze. Zu ihrem großen Unglück waren die Portugiesen in diesem entscheidenden Augenblicke gespalten. Die Städte und namentlich die zahlreichen Neuchristen sprachen sich für Antonio aus, der mütterlicherseits selbst den Letzteren entstammte, ebenso die Geistlichen, namentlich die Mönche und die Universität Coimbra, also unzweifelhaft die Masse der Nation.



Lissabon im sechzehnten Jahrhundert.

So wurde Antonio am 20. Juni 1580 im Lager von Santarem zum König ausgerufen und von der Hauptstadt als solcher proklamirt. Doch der Adel wollte den Emporkömmling nicht und die Governadoren flüchteten sogar ins spanische Lager und erkannten Philipp II. als König an. So wurde Alba mit geringer Mühe des zerrissenen Landes Meister. Er besetzte rasch die Grenzorte, drängte die Portugiesen gegen Lissabon zurück, während eine andere Abtheilung unweit der Mündung des Tajo landete, die Hauptstadt im Rücken zu fassen, und trug dann besonders durch seine italienischen Truppen bei Alkantara unmittelbar vor Lissabon einen leichten Sieg über Antonio davon (August 1580). Antonio flüchtete, Lissabon ergab sich.

Die spanische Herrschaft in Portugal. Kurz darauf erschien Philipp II. persönlich und beschwor vor den Cortes die portugiesische Landesverfassung. Das Reich sollte nur von einem Portugiesen oder einem Prinzen des königlichen Hauses regiert, alle Aemter mit Portugiesen besetzt werden. Die drei Ritterorden blieben bestehen, der Adel behielt seine Vorrechte. Eine Amnestie, von der allerdings Antonio und seine wichtigsten Anhänger ausgenommen wurden, sollte das Land vollends versöhnen. — Das freilich ist nicht gelungen.

Der alte Haß zwischen Portugiesen und Kastilianern wurde durch die erzwungene Vereinigung noch verschärft und manche Maßregeln der spanischen Regierung waren nur geeignet, ihn zu steigern. Um jede Selbständigkeit des unterworfenen Staates für alle Zukunft unmöglich

zu machen, verkaufte sie die Krongüter; für die bedrohten ostindischen Besitzungen geschah nichts, nur zu erhöhten Leistungen wurden sie herangezogen. Die Inquisition wandte sich gegen Alles, was der spanischen Herrschaft entgegen war; Tausende von Geistlichen sogar haben ihre portugiesische Gesinnung mit dem Tode gebüßt. Immer neue Aufstände, theils von Antonio, theils von falschen Sebastianen ausgehend, waren die Folge. Bald wurde zudem Portugal in die spanischen Niederlagen hereingezogen und seine Kolonien fielen den Holländern zur Beute. So hat das unglückliche Volk nur den Verfall, nicht aber die Größe Spaniens getheilt.

Granvella's Rücktritt. Die Erfolge, welche Granvella's Politik gegenüber Portugal errang, hat seine Stellung doch nicht auf die Dauer zu befestigen vermocht. Denn von Anfang an war dieser Fremde den stolzen Kastilianern gründlich zuwider gewesen. Ihr Haß kam zum Ausbruch, als der König nach dem Tode des Garcia de Toledo die Admiralswürde der Mittelmeerflotte einem Italiener, dem Andrea Doria von Genua übertragen hatte, nicht dem verdienten Marquis de Santa Cruz, und so heftig äußerte sich die Aufregung selbst in Schmähschriften, daß der König dem Drängen nachgab, den Marquis an den Hof kommen ließ und ihm die Würde eines Granden verlieh (Januar 1584). Seitdem verlor Granvella mehr und mehr seinen Einfluß, wenige Jahre später starb er (1586). Der Eroberer Portugals, der Herzog von Alba, war ihm schon im Jahre 1582 vorangegangen. Die Regierung des Königs aber wurde immer mehr zu einer rein persönlichen. Nicht mehr im Staatsrathe, sondern in einem kleinen Kreise (Junta) von Vertrauten lag jetzt ihr Schwerpunkt. Hier spielte erst Juan de Zuñiga, Großkomthur von Kastilien, nach ihm der würdige und geschäftsgewandte Juan Idiaquez die Hauptrolle, neben ihm der uneigennützige Portugiese Christobal Moura.

Die Unterwerfung Aragoniens. Doch die Richtung, welche Granvella einmal der spanischen Politik gegeben, wurde auch nach seinem Rücktritt nicht wieder verlassen. Sie äußerte sich auf der pyrenäischen Halbinsel außer in der Einverleibung Portugals auch in der Vernichtung der Selbständigkeit Aragoniens. In der That mußte die Stellung dieses Landes einem Könige mit den Anschauungen Philipp's II. unerträglich sein. Eben damals hatten die Aragonesen neue Proben ihrer Unbotmäßigkeit abgelegt. Im Jahre 1585 hatte der König nach langer Pause die Stände berufen, um seinem Sohne Philipp (III.) huldigen zu lassen. Doch die Stimmung war schwierig, Beschwerden kamen in Menge zu Tage, vor Allem über die Eingriffe der Inquisition in die weltliche Gerichtsbarkeit. Auch konnte eine Verständigung darüber nicht erzielt werden, kaum daß die verlangte Huldigung erfolgte. Noch viel schlimmer gestalteten sich die Dinge, als Antonio Perez, seiner Haft entflohen, nach Aragonien kam und dort in einer Denkschrift die Mitschuld Philipp's II. an Escovedo's Ermordung offen behauptete. Mit dem weltlichen Gericht war ihm nicht beizukommen, als er aber sich einige Aeußerungen entschlüpfen ließ, die den Verdacht zweifelhafter Rechtgläubigkeit erweckten, so verfiel er der Inquisition. Dadurch in größte Erbitterung versetzt, erhob sich das Volk von Saragossa und befreite zweimal den Gefangenen (September 1591). Froh dieser längst erwünschten Gelegenheit, die ihm gestattete, die Aragonesen als Rebellen zu behandeln, ließ der König seine Truppen unter Alonso de Vargas einmarschiren. Mit leichter Mühe zerstreuten diese die aragonesischen Haufen und besetzten Saragossa. Perez selbst gelang es, nach Frankreich zu flüchten; andere Führer der Bewegung wurden gefangen und enthauptet, darunter der Oberrichter. Die ständischen Freiheiten Aragoniens aber waren durch den Aufstand verwirkt und den Cortes, welche Philipp nach Taragona berief, ohne persönlich zu erscheinen, blieb nichts übrig, als auf ihre wichtigsten Rechte zu verzichten. Fortan durfte der König einen Statthalter nach seinem Gefallen und thatsächlich auch die obersten Gerichtsbeamten ernennen; bei den ständischen Berathungen sollte in den meisten Fällen die Mehrheit entscheiden, nur bei den Steuerforderungen wurde wie bisher Einstimmigkeit verlangt. Dazu hielt seitdem ein festes Schloß, zugleich der Sitz der Inquisition, die unruhige Hauptstadt in Schach. So sank Aragonien herab zu einer unterthänigen Provinz, doch der Stammeshaß gegen die Kastilianer blieb hier ebenso lebendig wie in Portugal und hat noch schwere Tage über Spanien gebracht.



Die Engländer und Niederländer gegen die spanische Flotte. Nach einem Holzschnitt des sechzehnten Jahrhunderts.

Die Entscheidung in den Niederlanden und in England.

Der Kampf in den Niederlanden.

Die Jahre von 1579—1587 brachten den geprüften Niederländern die gefährlichste Krisis. Ihr Land war in drei Theile gespalten. Der Norden unter Oranien's straffer Leitung, eifrig protestantisch und dadurch den Spaniern unversöhnlich verfeindet, sagte sich endlich auch der Form nach von Philipp II. los; der Süden war schon von Don Juan für Spanien wieder gewonnen worden; die mittleren Landschaften, der alte Kern des ganzen Gebiets, suchten Anlehnung an Frankreich, ohne sie doch wirklich zu finden und fielen endlich, als mit Oranien's Tode die Seele aus der niederländischen Politik und Kriegsführung entschwand, dem Feldherrntalent und der staatsmännischen Milde Parma's fast vollständig zur Beute. Militärisch betrachtet war der Kampf noch mehr als bisher ein Festungs- und Belagerungskrieg, der bei den schwachen Mitteln beider Parteien immer nur einzelne Theile des Landes unmittelbar traf und beständig von Unterhandlungen begleitet wurde.

Alexander Farnese's Fortschritte. Fast Jahr für Jahr lassen sich die Fortschritte Parma's verfolgen. Am 29. Juni 1579 nahm er nach tapferer Vertheidigung Maastricht mit Sturm und ließ es so grausam verheeren, daß die Stätte mehrere Jahre hindurch wüst lag. Am Anfange des nächsten Jahres trug er einen nicht weniger wichtigen Vortheil im äußersten Norden davon: Graf Renneberg verrieth Groningen an die Spanier (3. März 1580), und obwol Graf Hohenlohe es sofort belagerte, so blieb es doch von da an vierzehn Jahre lang ihre Hochburg im Norden.

Selbst an Oranien traten die spanischen Anerbietungen heran. Als Preis seines Abfalls bot man ihm eine glänzende Stellung, persönliche Religionsfreiheit und wenn er die Staaten des Königs verlassen wollte, die Erlaubniß zu gehen, wohin er wünsche. Doch Die so niedrig dachten, erlebten die Beschämung, sich abgewiesen zu sehen, und die protestantische Welt blieb vor der grausamen Enttäuschung bewahrt, dort einen selbstsüchtigen Streber zu erblicken, wo sie einen aufopfernden Helden zu sehen sich gewöhnt hatte. Und doch vermochte in dieser Zeit selbst Wilhelm's lebensfroher Bruder Johann, Statthalter von Geldern, die Spannkraft nicht

zu bewahren; von den Ständen der Provinz, in deren Dienst er 600,000 Gulden zugesetzt hatte, fast ohne Gehalt und Brot gelassen, nahm er seinen Abschied und verließ die Niederlande.

Die Aechtung Oranien's und die Unabhängigkeitserklärung. König Philipp II. hätte damals die aufständischen Provinzen jeden Tag ohne Kampf haben können, wenn es dem „katholischen König“ möglich gewesen wäre, die Religionsfreiheit ihnen zu bewilligen. Daran, daß er das nicht konnte, scheiterte der siebenmonatliche Friedenskongreß in Köln (1579 bis 1580), an welchem spanische, niederländische, kaiserliche und päpstliche Gesandte Theil nahmen, und als nun vollends Philipp II. auf Granvella's Rath durch Erlaß vom 15. März 1580 Wilhelm von Oranien als Hochverräther und Ketzer ächtete, allen spanischen Unterthanen den Verkehr mit ihm verbot, ihn für vogelfrei erklärte und Dem, der ihn lebendig oder todt lieferte, 25,000 Goldkronen und den Adel versprach, da schwand endlich für den Norden die letzte Rücksicht und ihre staatsrechtliche Stellung zu Spanien wurde klar. Oranien persönlich beantwortete die Achtserklärung mit seiner berühmten „Apologie“, die er an alle Fürsten Europa's versandte (Ende 1580). Die Staaten von Holland und Seeland beschlossen schon am 29. März, fortan in ihren Kundgebungen den Namen des Königs zu entfernen und den Wilhelm's an seine Stelle zu setzen, am 24. Juli 1581 übertrugen sie ihm die höchste Gewalt für die Dauer des Krieges, zwei Tage später sagten sich Holland, Seeland, Friesland, Geldern, Over-Yssel, Zütphen, Brabant, Flandern und Mecheln feierlich von der Krone Spanien los, „nach dem Rechte der Natur“, denn „wenn ein Fürst seinen Unterthanen ihre alten Freiheiten, Privilegien und Herkommen zu nehmen trachtet, so muß er gehalten werden nicht als ein Fürst, sondern als ein Tyrann, und es mag von rechtswegen ein anderer an seine Stelle als Oberhaupt gewählt werden.“ Also eine Republick zu gründen lag den vereinigten Provinzen ganz fern; Holland und Seeland hatten bereits dem Oranier sich so gut wie unterworfen; die Anderen zögerten, ihr Geschick mit dem des geächteten Mannes zu verbinden, und als Erzherzog Matthias im Oktober 1581 die Niederlande verließ, andererseits die Einnahme Tournay's (30. November) abermals einen wichtigen Platz des Südens in Parma's Hände brachte, so eilten sie die längst eingeleiteten Verhandlungen mit Franz von Anjou (Alençon) zum Abschluß zu bringen, dessen bevorstehende Vermählung mit Elisabeth von England, bei der er seit November verweilte (s. unten), auch die Hoffnung auf englische Hülfe erweckte.

Anjou in den Niederlanden. Am 10. Februar 1582 landete in der That Franz von Anjou mit fünfzehn großen Schiffen und glänzendem englischen Gefolge, von Oranien an der Spitze einer Deputation der Generalstaaten begrüßt, in Vlissingen. Am 17. langte er zu Antwerpen an; von 20,000 Bürgern in prachtvoller Ausrüstung umgeben, leistete er vor der Stadt als Herzog von Brabant seinen Eid auf die Verfassung, die man ihm in vlämischer Sprache vorlas, wurde von Oranien mit dem Herzogsmantel bekleidet und empfing die Huldigung der städtischen Behörden. Erst nun hielt er in glänzendem Pomp seinen „fröhlichen Einzug“ in Antwerpen und erhielt im Laufe des Jahres auch noch in Geldern, Friesland und Flandern die Anerkennung als Landesherr.

Nicht jedoch in Holland und Seeland, wo Oranien's Gewalt bestehen blieb. Ein Mordanfall auf ihn, der erste infolge der Achtserklärung (18. März 1582), brachte den Werth des unersetzlichen Mannes erst recht zum Bewußtsein. Den Verbrecher, Juan Jaureguy, hatte ein spanischer Kaufmann in Antwerpen, Caspar Anastro, im Auftrage der spanischen Regierung gedungen; doch war der Schuß, der Oranien Hals und Kinnbacken durchbohrte, zwar gefährlich, aber die Wunde heilte in einigen Monaten vollkommen. Hatte schon der allgemeine Bettag, der angesetzt wurde, um des Verwundeten Genesung zu erflehen, die Volksstimmung aufs Deutlichste erwiesen, so umgaben am 3. Mai Tausende in freudiger Rührung den Geretteten, als er seinen ersten Kirchgang hielt. Ihm persönlich freilich zerstörte die Freude über die Genesung der Tod seiner trefflichen (dritten) Gemahlin Charlotte von Bourbon, welche am 5. Mai einem hitzigen Fieber erlag.

Die drohende Gefahr, in der sich Oranien infolge der Aechtung fortwährend befand, und die Furcht vor unabsehbaren Wirren, die sein Tod herbeiführen mußte, trieben zu möglichst

sicherer Befestigung der von ihm inne gehabten Gewalt. So boten ihm Holland und Seeland die erbliche Grafenwürde an, und er übernahm sie am 12. August 1582, die Huldigung selbst und also auch der Abschluß der Angelegenheit blieb ausgesetzt bis zur Ausarbeitung der Verfassung. Die Kluft, welche beide Provinzen von den mittleren Landen schied, wurde damit freilich erweitert, doch die Erfahrung sollte auch bald beweisen, daß Anjou nicht verstand, seine Stellung zu befestigen, vielmehr Alles that, um sie zu untergraben.

Sie legte seinem fürstlichen Selbstgefühle allerdings schwere Opfer auf. Er war nicht nur an die beschworne Landesverfassung gebunden, sondern konnte auch innerhalb dieser Schranken keinen Schritt thun ohne den „Landrath", einen Ausschuß der Generalstaaten, hatte überdies speziell für Brabant noch einen Ruwaert in der Person Oranien's zur Seite. Da ging er mit der Hinterlist, welche die Söhne Katharina's von Medici auszeichnete, auf den Gedanken seiner französischen Umgebung ein, sich mit Hülfe der zahlreichen französischen Söldner in Besitz der wichtigsten Städte zu setzen. Der tückische Anschlag glückte am festgesetzten Tage (15. Januar 1583) in Dünkirchen, Ostende, Aalst u. a., aber Brügge wies den Ueberfall zurück und am kläglichsten mißlang er zu Antwerpen (16. Januar). Hier bemächtigte sich allerdings Anjou mit seinen Edelleuten des Kipdorper Thores, und seine Truppen drangen von außen in die Straßen ein, aber die ohnehin mißtrauische Bürgerschaft raffte sich schnell auf; wie die Wogen des Meeres schlugen ihre Scharen vor und hinter den Feinden zusammen und in einem blutigen Straßenkampfe erlagen 3—4000 Franzosen den Streichen der ergrimmten Städter, die übrigen wurden hinausgedrängt.

Trotz so offenbaren Verrathes wagten die Staaten nicht vollständig mit Anjou zu brechen, um nicht jede Aussicht auf die Hülfe Frankreichs zu verlieren. Ende März kam es mit ihm sogar zu einem neuen vorläufigen Abkommen, wonach der Herzog gegen 30,000 Gulden Soldgelder die besetzten Städte räumte und selbst nach Dünkirchen sich zurückzog.

Weitere Fortschritte Parma's. So zerfahrenen Verhältnissen gegenüber hatte Parma in der That leichtes Spiel. Hennegau und Artois waren ganz in seinen Händen, ja sie hatten schließlich selbst um die Rückkehr der spanischen und italienischen Truppen gebeten, die Parma für ganz unentbehrlich hielt (Mitte Sommer 1582). Seitdem folgten Schlag auf Schlag Verluste für die Niederländer. Schon Anfang Juli fiel Oudenarde, im Beginn des nächsten Jahres Dünkirchen, Nieuwpoort, selbst Zütphen in Geldern; mit Mühe verhütete Oranien die Uebergabe von Gent, das der Verrath des soeben ernannten Statthalters von Flandern, des Fürsten von Chimay, den Spaniern in die Hände liefern wollte. Aber das nahe Brügge ergab sich am 20. Mai, gleich darauf Ypern. Die Austreibung der Protestanten war die sofortige Folge. Unwiderstehlich schob sich Parma's Macht nach Norden vor. Und noch aussichtsloser wurde die Lage der mittleren Provinzen, als Anjou's Tod (10. Juni 1584) in Château-Thierry jede Hoffnung auf ferneren französischen Beistand zerstörte.

Oranien's Tod. Vier Wochen später traf die Niederlande der furchtbarste Schlag von allen: Oranien fiel von der Hand eines gedungenen fanatischen Meuchelmörders.

Seit jenem Attentat vom März 1582 war man nicht weniger als fünf Anschlägen auf die Spur gekommen, die alle von der spanischen Regierung ausgingen. Parma hatte fortwährend mit Anerbietungen solcher Art zu thun, und das eben ist das Entsetzliche in dieser Zeit, daß selbst sonst ehrenhafte Männer wie er zu Genossen ruchloser Banditen wurden, sobald der Staatsvortheil oder die heilige römische Kirche es befahl. Diesmal war es ein fanatischer Schwärmer, der sich ihm anbot, Balthasar Gérard aus der Franche-Comté. Seit sieben Jahren schon trug er sich mit dem Mordplane. Durch die Aechtung Oranien's darin bestärkt, war er nach Luxemburg, dann nach Trier, endlich nach Tournay gegangen und hier von den Jesuiten in seinem Vorsatze befestigt worden. Im April 1584 reichte er seinen Plan schriftlich ein und ließ sich von Parma die Auszahlung des Blutgeldes verbürgen. So kam er nach Delft, wo Wilhelm damals seit Juli 1583 im „Prinzenhause", dem früheren Agathenkloster, residirte. Hier gab er sich unter den Namen Franz Guion für einen eifrigen Calvinisten aus, dessen Vater als Ketzer den Tod erlitten habe, beglaubigte sich durch die Ueberlieferung einiger

Siegelabdrücke, die er dem spanischen Gouverneur, Grafen Mansfeld, in Luxemburg entwendet hatte, und so ungefährlich erschien der damals siebenundzwanzigjährige dürftige Gesell, daß Oranien ihn den niederländischen Kommissarien mitgab, die im Frühjahr zu neuen Verhandlungen mit Anjou nach Frankreich gingen. Mit der Nachricht von dessen Tode kehrte Gérard am 8. Juli nach Delft zurück. Am selben Tage noch ließ ihm Oranien Geld zu Schuhen und Strümpfen auszahlen; er ahnte nicht, daß er seinem Mörder die Mittel znm Ankauf einer Pistole lieferte. Als zwei Tage später der Prinz mit seiner Gemahlin, Luise von Coligny, (seit April 1583), der Tochter des berühmten Admirals, und einigen wenigen Freunden zur Mittagstafel im Erdgeschoß sich begeben wollte, trat Gérard an ihn heran und bat um einen Paß. Dem weiblichen Scharfblick der Prinzessin fiel die Blässe und das aufgeregte Wesen des Menschen auf, Oranien aber achtete dessen weiter nicht, sondern wies ihn an seinen Sekretär und war bei Tisch heiter und aufgeräumt wie immer. Gegen 2 Uhr hob er die Tafel auf; kaum aber hatte er die Treppe betreten, als aus einer dunklen Nische links derselben in unmittelbarer Nähe der tödtliche Schuß ihn traf. Drei vergiftete Kugeln schlugen in seine Brust. Der Prinz sank in die Arme seines Stallmeisters mit dem Rufe: „Gott, erbarme dich meiner und meines armen Volkes!" Man brachte ihn in sein Zimmer, nach wenigen Minuten verschied er (10. Juli). Der Mörder war zunächst auf die Straße entkommen, dort wurde er ergriffen und schon am 14. Juli nach schrecklichen Martern, die er mit beispielloser Standhaftigkeit ertrug, hingerichtet. Die Belohnung erhielten seine Eltern.

Wilhelm von Oranien war nur 51 Jahre alt, als er starb, ein Mann in der Vollkraft des Lebens und von vollkommener Gesundheit. In seinen beiden Söhnen Moritz (geb. 1567) und Friedrich Heinrich (geb. 1583), hinterließ er dem Vaterlande zwei Erben seines Namens, die seiner würdig waren, aber wer hätte den Helden fürs Erste zu ersetzen vermocht! Mit seinem Tode starb der Gedanke der niederländischen Monarchie, denn die Huldigung war noch nicht vollzogen, und die Eifersucht der städtischen Aristokratie hinderte die Uebertragung der ihm eingeräumten Rechte auf den Sohn; mit ihm schwand aber auch die Seele aus der Politik und Kriegführung der Niederlande. Furchtbare Verluste sollten bald erweisen, was dieser eine Mann für sie gewesen war.

Die Belagerung von Antwerpen. An Oranien's Todestage begann Parma die Belagerung von Antwerpen. Da dies längst vorauszusehen gewesen, so hatte Oranien noch die Wahl seines vertrauten Freundes Philipp Marnix von St. Aldegonde, mit Schwert und Feder eines der streitbarsten Verfechter niederländischer Freiheit, zum ersten Bürgermeister durchzusetzen gewußt und dessen Verdienst ist es in erster Linie gewesen, wenn die Stadt wenigstens nicht ruhmlos unterlag. Denn statt einheitlicher straffer Leitung erscheint hier eine Menge selbständiger, eifersüchtiger Behörden; namentlich ohne den Großen Rath konnte nicht das Mindeste von Bedeutung geschehen. Dazu bestand eine sehr starke Friedenspartei, der wie natürlich die meisten Kaufleute angehörten, und auch in der übrigen, konfessionell obendrein gespaltenen Bevölkerung herrschte keineswegs der unbeugsame Entschluß zum Widerstande, der die Vertheidiger Leydens ausgezeichnet hat. So begann man gleich mit schweren Fehlern. Um die Sperrung der Schelde zu verhindern, wurden allerdings zwei Meilen unterhalb der Stadt rechts und links des Stromes die Forts Lillo und Lieffenshoek errichtet, aber der Rath St. Aldegondes, den Blauwgarendeich, der sich von Lillo nordwärts zieht, zu durchstechen, um so das ganze Gelände bis zum rückwärts liegenden, von West nach Ost laufenden Couwenstein'schen Deiche unter Wasser zu setzen, somit die Wasserverbindung zu sichern, scheiterte an dem eigensinnigen Widerspruche der Fleischerinnung, die ihre schönen Wiesen nicht preisgeben wollte, und ebensowenig befestigte man den Couwenstein'schen Deich. So nahmen am 10. Juli die Spanier das erst halbvollendete Fort Lieffenshoek und wenn sie auch Lillo's trotz dreiwöchentlicher Bestürmung sich nicht bemächtigen konnten, so setzten sie sich doch auf jenen beiden Deichen fest. Gleich im Anfange gingen also die entscheidenden Stellungen für die Belagerten verloren, und mit ruhiger Umsicht schritt nun Parma dazu, ihnen zunächst alle Verbindungen mit dem Binnenlande abzuschneiden, die mit Gent durch die Einnahme von Dendermonde (17. August), die mit

Brüssel durch die Eroberung von Vilvoorden (10. September); am 17. fiel Gent selbst in seine Hände und lieferte alles Nöthige zur Durchführung seines Hauptplanes.

Es galt durch Sperrung der Schelde Antwerpen von aller Hülfe auch zur See abzuschneiden. Zunächst zweifelte man selbst im spanischen Lager an der Durchführbarkeit des Gedankens, den mächtigen Strom von 2400 Fuß Breite und 60 Fuß Tiefe durch eine Brücke zu bändigen, und in der Stadt selbst hatte man dieser Möglichkeit gar nicht gedacht. Doch Alexander setzte seinen Willen durch und die beiden italienischen Ingenieure Barocchio und Plato führten ihn aus. Sie erbauten zunächst etwa eine Meile unterhalb der Stadt die beiden Forts St. Maria und Philipp und führten dann von links und rechts ein gewaltiges Pfahlwerk in den Strom hinein, das aus einer Doppelreihe von Mastbäumen bestehend einen gedeckten Gang, breit genug für acht Mann neben einander, trug.



Die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien.

Die Mitte freilich blieb in einer Ausdehnung von 1200 Fuß zunächst offen, so daß trotz des spanischen Geschützfeuers noch mehrfach Getreidetransporte an die Stadt kamen; erst Ende Dezember gelang es, die Lücke zu schließen durch 32 fest verankerte, breite und flache Fahrzeuge, von denen jedes zwei Geschütze, 30 Soldaten und vier Matrosen trug. Starke Flöße deckten überdies ober- und unterhalb die Brücke. Während dieses Baues, den er am 27. Februar 1585 vollendete, hatte zugleich Alexander zur Sicherung seiner Verbindung mit Gent, seinem großen Vorrathsplatze, von der schiffbaren Moer aus, die bei Gent in die Schelde fällt, einen Kanal bauen lassen, der beim Dorfe Stekenen begann und bei Calloo die Schelde erreichte. So schoben sich die spanischen Stellungen vom Hauptquartier Beveren ostwärts über die Schelde nach dem Couwensteinschen Damm in einer Ausdehnung von mehr als zwei Meilen zwischen die See und Antwerpen hinein.

Sobald hier nun das Bedenkliche der Lage klar wurde — am 13. März war auch Brüssel gefallen — setzten die Belagerten Alles daran, um die Sperre zu brechen. Justin von Nassau erstürmte Fort Lieffenshoek. Der Ingenieur Gianibelli aber rüstete 40 große Boote zu Brandern aus und gestaltete zwei Schiffe, das „Glück" und die „Hoffnung", zu furchtbaren

Höllenmaschinen. Das eine ward mit 60, das andere mit 75 Centner Pulver beladen, darüber Leichensteine von den Friedhöfen gehäuft. Es war in der Nacht des 4. April 1585, als sich die Branderflotte in Bewegung setzte, und fast ließ da das ebenso schreckliche als schöne Bild des brennenden Geschwaders Parma und die Spanier seine furchtbare Bestimmung vergessen. Ja die Gefahr schien in der That vorüberzugehen, denn die Brander verwirrten sich und verloschen meist unschädlich; selbst das „Glück" gerieth auf eine Untiefe des linken Ufers und richtete, als es explodirte, nur wenig Schaden an. Da schießt vom vollen Strome getrieben die „Hoffnung" heran. Sie durchbricht die Floßsperre, dringt unaufhaltsam auf den linken Theil der Brücke vor. Mit Mühe läßt der Herzog, der auf derselben stehend dem Schauspiele zusieht, sich bewegen, in das Fort St. Maria sich zurückzuziehen; kaum hat er es betreten, als er besinnungslos zu Boden stürzt. Unter betäubendem Krachen fliegt die „Hoffnung" auf; wie von einem Erdbeben gespalten bäumen die Wasser der Schelde sich empor, schlagen verheerend über die Ufer; im Umkreise von drei Meilen zittert der Boden, springen die Fenster. Der ganze linke Theil der Brücke ist vernichtet, Alles, was auf ihm gewesen, in die Luft geflogen, verbrannt, zerrissen, ertränkt, 500 oder 800 spanische Soldaten getödtet, das Werk monatelanger Mühen zerstört. Und doch blieb der ganze Erfolg unbenutzt. Denn die Antwerpischen Schiffe, die nach der Explosion ausliefen, wagten sich nicht nahe genug heran und meldeten daheim, die Brücke stehe noch. Infolge dessen blieb auch die seeländische Flotte, die bei Lillo bereit lag, die Schelde aufwärts zu segeln, unbeweglich, und als man nach einigen Tagen den wahren Sachverhalt erfuhr, da hatte die angespannteste Thätigkeit Parma's und seiner Spanier den Schaden bereits wieder ausgebessert; es war zu spät.

Nun blieb nur noch eins: die Durchstechung des Couwenstein'schen Deiches und des Scheldedammes am rechten Ufer, damit auf den überschwemmten Flächen die seeländische Flotte zum Entsatz herankomme. Beim Scheldedamme glückte das; aber das Signal zum Angriff auf jenen wurde dem Geschwader des Grafen Hohenlohe zu zeitig gegeben, so daß es von Antwerpen her keine Unterstützung erhielt und nach mehrstündigem Kampfe wieder zurückging. Ein zweiter Versuch schien besser zu gelingen. Am 26. Mai rückten die Geschwader von Antwerpen und von Seeland her gegen den Couwenstein'schen Deich von beiden Seiten vor. Während die Truppen von den Schiffen aus und auf dem schmalen Damme sich erbittert schlugen, gelang es wirklich den Seeländern, an mehreren Stellen sich auf ihm zu verschanzen und an der einen ihn zu durchstechen. Da indeß die Flut noch nicht hoch genug ging, um die Schiffe hinüberzulassen, so belud man in aller Eile ein Antwerpener Fahrzeug mit Getreide und mit ihm fuhren Hohenlohe und St. Aldegonde nach der Stadt. Dort empfing die Bevölkerung sie mit Jubel, denn sie glaubte jeden Augenblick die heißersehnte Hülfsflotte heransegeln zu sehen. Doch indeß wandte sich das Blatt. Die frischen Truppen, welche die erschöpften Kämpfer am Damme ablösen sollten, fanden sich nicht rasch genug in die schwierige Lage, Parma selber kam heran und warf sie nach halbstündigem Gefechte zurück. Auch dieser Versuch war also gescheitert und damit Alles verloren. Eine sorgfältige Untersuchung erwies, daß die Getreidevorräthe für die 84—85,000 Einwohner Antwerpens nur noch etwas über einen Monat, also bis in den Juli hinein reichen würden. Durch Mischung des Mehles mit schlechten Zuthaten mochte diese Frist etwas verlängert werden, immerhin änderte das nichts an der Thatsache, daß Antwerpen am Ende seines Widerstandes angelangt sei. So begann St. Aldegonde zunächst im Geheimen und unter der Hand mit Parma anzuknüpfen. Als aber die Noth wuchs, das Volk laut nach Frieden schrie und die Spanier der Stadt durch Wegnahme der festen Schlösser im Umkreise immer dichter auf den Leib rückten, beschloß am 8. Juli der Große Rath, amtlich mit Parma in Verhandlungen zu treten. Am Tage nachher wurden seine Abgesandten unter St. Aldegonde's Führung vom Herzog in Beveren zuvorkommend empfangen und am 17. August 1585 unterzeichnete St. Aldegonde den Unterwerfungsvertrag. Die Stadt nahm spanische Garnison ein, stellte auf ihre Kosten die Citadelle wieder her, erhielt aber volle Amnestie und Anerkennung ihrer Rechte. Die Religionsfreiheit dagegen blieb ihr versagt; nur vier Jahre noch sollte der Aufenthalt den Protestanten gestattet sein, dann hatten sie Antwerpen mit ihrer Habe zu räumen.

Am 27. August hielt Parma seinen Einzug in die bezwungene Stadt. Er erstaunte über die Spuren der bittern Noth, die ihm überall entgegentraten, und bekannte St. Aldegonde höflich, niemals so geschickt getäuscht worden zu sein. Die Bevölkerung begrüßte den Sieger freudig als Friedensbringer, denn sie hoffte vom Ende des Krieges den Beginn einer neuen Blütezeit. Grausame Täuschung! Nur der Katholizismus erstand hier im alten Glanze; Jesuiten, Dominikaner, Kapuziner u. A. nahmen triumphirend Besitz von den Kirchen und Klöstern, auch ein neuer Erzbischof wurde eingesetzt (1587), nur die geistlichen Güter nicht zurückgefordert. Doch die alte Blüte der Stadt war für immer geschwunden. Vierundzwanzig Jahre lang (bis 1609) hing seitdem die niederländische Blockade über der spanisch gewordenen Schelde, und was sie nicht verdarb, zerstörte die Auswanderung der Protestanten, des Kernes der Bevölkerung. Ihrer 30,000 siedelten nach Deutschland und Holland über, die Brokat-, Seiden- und Sammetweber gingen meist nach England, mit ihnen die Intelligenz und das Kapital. Verödung lagerte sich über dem Scheldestrome, Verödung über der Stadt, Verödung über Flandern und Brabant. Ganze Dörfer waren entvölkert, die Felder blieben unbestellt; in den Wäldern lagen Räuberbanden, und Bettlerscharen drangen dreist in alle Höfe, und auf den leeren Landstraßen trotteten die Wölfe. Das waren die Folgen des Krieges und der Herrschaft des „katholischen Königs“.



Plan zur Belagerung von Antwerpen durch die Spanier unter Alexander Farnese von Parma.
A. Parma's Hauptlager. B. Lager des Grafen Mansfeld. C. Parma's Scheldebrücke. D. Flottenangriff Justin's von Nassau auf Fort Liefkenshoek. E.—J. Befestigung des Couwenstein'schen Deiches: E. Fort La Croix. F. Fort San Jago. G. Fort St. Georg. H. Pfahlschanze. J. Bastei.

Lord Leicester in den Niederlanden. Gleiches Schicksal drohte den nördlichen Provinzen, wenn es ihnen nicht gelang, sich der Spanier zu erwehren. In ihnen herrschte freilich eine feste Entschlossenheit zum Widerstand, wie sie der Süden niemals gezeigt hat. Der Calvinismus, der zunächst in Holland und Seeland vollkommen durchgedrungen war und durch die Zuwanderung der südländischen Protestanten noch verstärkt wurde, machte jeden Gedanken an einen Ausgleich mit Spanien unmöglich. Freilich empfanden die Provinzen den Verlust Oranien's aufs Tiefste und es war ein kühner Griff des gewiegten Olden-Barneveldt, den nur die Erfahrung rechtfertigen konnte, bei ihnen die Erhebung des siebzehnjährigen Moritz von Oranien zum Statthalter durchzusetzen. Sie sicherten sich dadurch weniger gegen Spanien, als gegen England. Denn am 10. August 1585 schlossen die Generalstaaten, nachdem sie vergeblich Heinrich III. von Frankreich die Herrschaft angeboten, mit Elisabeth ein festes Bündniß ab, in dem die Königin zwar keineswegs die niederländische Krone nahm, wol aber ihren Günstling Lord Leicester, einen oberflächlichen Höfling ohne jede politische oder militärische Begabung, als ihren Generalstatthalter mit Heeresmacht hinüberschickte.

Im Dezember 1585 landeten die Engländer in Vliessingen. Doch Leicester fand seine Stellung bald ebenso unerträglich als früher Anjou. Er sollte mit einem Staatsrathe regieren, den die Generalstaaten ernannten, und auf die wichtigsten Provinzen Holland und Seeland

hatte er so gut wie gar keinen Einfluß. Andererseits erwies sich seine Kriegführung als elend. Parma näherte sich mit beunruhigender Schnelligkeit eben jenen Landschaften. Durch die Einnahme von Gravelingen und Sluys bemächtigte er sich fast der gesammten flandrischen Küste und näherte sich der untern Maas; durch die Wegnahme von Venloo brachte er die mittlere in seine Hand, und als nun vollends Anfang 1587 die englischen Befehlshaber ohne Noth Deventer und Zütphen ihm übergaben, da sperrte er den ganzen Lauf der Yssel und schnitt den Westen und Osten der Niederlande von einander. Nun kamen die Niederländer gar dem verrätherischen Plane Leicester's auf die Spur, ihre Häupter gefangen zu setzen und das Land englischer Herrschaft mit Gewalt zu unterwerfen. Das gab seinem Ansehen den Rest. Im Dezember 1587 nahm er seine Entlassung und kehrte mit seinen Truppen heim nach England.

Die Niederlande ließ er in großer Noth zurück. Es ist kaum ein Zweifel daran möglich, daß es Parma bei entsprechender Unterstützung Seitens des Königs gelungen sein würde, sie vollständig zu unterwerfen, aber im entscheidenden Augenblicke rissen Fanatismus und Herrschgier Philipp II. zu der ungeheuren Unternehmung gegen England fort, deren Scheitern den Wendepunkt des gewaltigen Kampfes in Westeuropa bildete. Die Gründe dazu lagen in den englischen Verhältnissen.

Maria Stuart's Untergang.

Maria Stuart als Gefangene. Während der Lärm des Waffenkampfes in den Niederlanden tobte, blieb in England äußerlich Alles ruhig, innerlich aber steigerte sich die Bewegung von Jahr zu Jahr. Ihren Mittelpunkt bildete die gefangene Königin von Schottland. Die Zeit von 1570—1584 hat sie mit geringen Unterbrechungen in Schloß Sheffield unter der Obhut Lord Shrewsbury's zugebracht. Die Haft war keineswegs streng, zumal Shrewsbury dem Katholizismus zugeneigt und seine Gemahlin der Königin befreundet war; sie konnte ausgehen und ausreiten, auch brieflicher Verkehr mit ihren Freunden war ihr gestattet, aber in manchen Dingen erscheint doch die Behandlung kleinlich und gehässig. Schon die hohen, gewölbten Zimmer mit ihren steinernen Fußböden und großen Kaminen waren der Gesundheit nicht eben förderlich. Von ihrer glänzenden Ausstattung hatte sie nur einige Reste gerettet, ihre Tafel war unköniglich knapp bestellt. Mehr als einmal hat man Diener, die ihr besonders treu waren, durch andere ersetzt und man war grausam genug, ihr niemals trotz vielfältiger Bitten einen Geistlichen ihres Bekenntnisses zu gewähren. Unter Entbehrungen und Kränkungen litt auch ihre Gesundheit; zuletzt hat sie kaum noch fünfzig Schritte zu gehen vermocht, auch ergraute sie schnell. Trotzdem hielt sie sich aufrecht. Die Schwungkraft ihres Geistes half ihr über die schlimmsten Zeiten hinweg; sie konnte gelegentlich, im Kreise ihrer Hofdamen sitzend, lachen und scherzen wie in den Tagen der Freiheit und war unermüdlich, Andere durch Geschenke, namentlich Arbeiten ihrer geschickten Hand, zu erfreuen; selbst den harten Sinn Elisabeth's hat sie so zu erweichen gesucht. Auch Verse flossen ihr wie ehedem leicht aus der Feder, und eifrig las sie ihre französischen Lieblingsdichter. Doch nicht nur ihr leichter Sinn hat sie vor der Verzweiflung bewahrt, mehr noch ihre Religiosität, die in der Gefangenschaft immer aufrichtiger und wärmer wurde. Noch ist ein Gebetbuch vorhanden, dessen Ränder mit Versen von ihrer Hand bedeckt sind. Endlich aber — und das war nicht das Geringste — sie besaß eine unversiegbare Kraft, zu hoffen. Sich zu befreien, nach Schottland zurückzukehren, vielleicht gar in England ihr Recht zur Geltung zu bringen, das waren die Gedanken, welche fortwährend in ihrem Innern lebendig blieben und sie aufrecht erhielten. Auch als Gefangene blieb Maria ein Glied in der Kette der katholischen Mächte, ihre Befreiung ein von Vielen erstrebtes Ziel, und sie selbst eine drohende Gefahr für Elisabeth.

Katholische Umtriebe in England. Die Bartholomäusnacht hatte dieser jedes engere Einvernehmen mit Frankreich unmöglich gemacht, sie völlig isolirt. Um so eifriger arbeiteten ihre katholischen Gegner. In Irland brach im Jahre 1579 unter Fitzmaurice ein neuer katholischer Aufstand aus, den päpstliche Söldner unterstützten; Don Juan d'Austria dachte von den Niederlanden her in England zu landen, Maria zu befreien und an ihrer Seite das katholische

Großbritannien zu begründen. Um alle diese Dinge hat Maria gewußt. Gefährlicher als solche Träume war die immer weiter um sich greifende katholische Agitation in England selber, die im Wesentlichen von den Jesuiten und den Guisen mit spanischer und päpstlicher Hülfe betrieben wurde. In Douay, später auch in Reims, bestand ein jesuitisches Priesterseminar, welches junge Engländer zu katholischen Geistlichen bildete. In den mannichfachsten Verkleidungen kamen sie dann in ihre Heimat zurück, sammelten hier die Glaubensgenossen heimlich um sich, bestärkten sie in ihrer Feindschaft gegen Elisabeth und verbreiteten die Bannbulle Pius' V. In Kurzem fiel es auf, wie groß die Zahl der erklärten Katholiken war, und wie häufig Zweifel am Thronrechte der Königin auftauchten. Gelegentliche Verhaftungen oder Hinrichtungen — so 1581 die der beiden Jesuiten Parsons und Campian — schreckten nicht ab; mit 16,000 Spaniern glaubten katholische Priester England unterwerfen zu können. Hinter ihnen aber standen die Guisen und der spanische Gesandte in London, der stolze und eifrig katholische Bernardino Mendoza.



Maria in Sheffield.

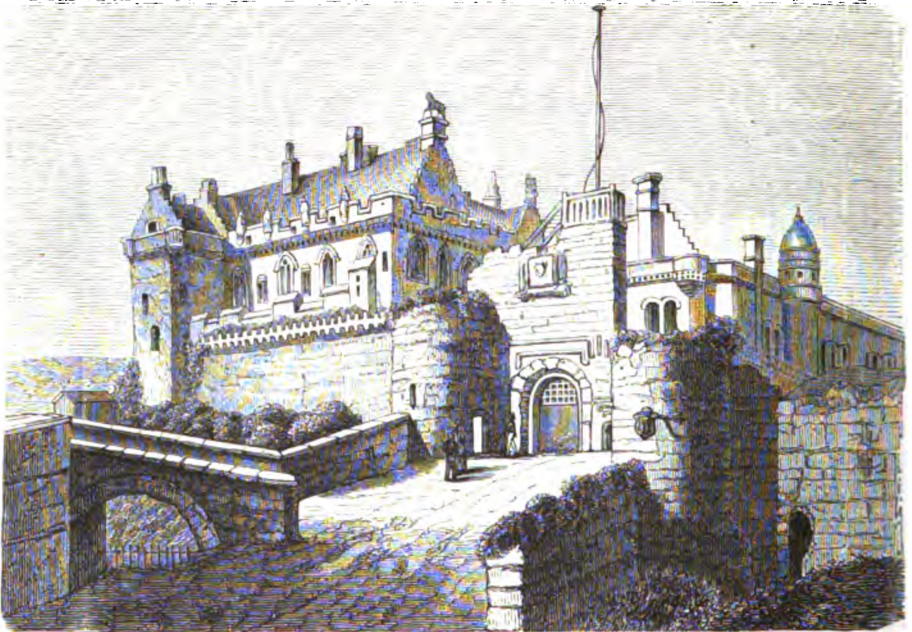
Dem gegenüber suchte Elisabeth wieder Anlehnung an Frankreich, indem sie sich zur Vermählung mit Franz von Anjou bereit erklärte; aber obwol sie die Ringe wechselten und der Herzog im November 1581 selbst nach England kam, die Abneigung Elisabeth's gegen jede Ehe vereitelte den Plan ebenso, wie die Schwierigkeiten, die an sich in ihm lagen. So blieb England isolirt.

Schottland. Und doch drohte auch von Schottland Gefahr. Zwar so lange Graf Morton's harte Hand die Zügel hielt, konnte der Staat als Verbündeter Elisabeth's gelten, aber als er der calvinistischen Landeskirche eine bischöfliche Verfassung aufzubringen suchte, mußte er seinen zahlreichen Gegnern weichen (1578). Nochmals kehrte er freilich zurück; er ließ seine Todfeinde, die Hamiltons, auf Grund früherer Anklagen für Verräther erklären und ihre Güter verwüsten, während sie selbst durch die Flucht sich retteten, endlich König Jakob VI. für volljährig ausrufen (1579), um in seinem Namen nur um so unumschränkter zu herrschen. Doch eben dies führte seinen schließlichen Sturz herbei.

Denn den jungen König gewann bald völlig für sich Esmé Stuart, Graf Lennox, ein Vetter desselben, der in Frankreich geboren war und nun sein heiteres, elegantes Wesen nach der rauhen Heimat übertrug. Aber hinter diesem harmlosen Aeußeren verbarg er eine entschieden katholische Gesinnung und diese bemühte er sich, im Bunde mit einem Sendling der Guisen, dem jungen, leichtfertigen Grafen Arran (Jakob Stuart, nach einer französischen Besitzung auch d'Aubigny genannt), auch auf den König zu übertragen. Dem stand Graf Morton im Wege. Einer Anklage auf Hochverrath gelang es, ihn zu beseitigen, und ein parteiisches Gericht verurtheilte ihn trotz englischer Verwendung zum Tode, den er im Februar

1581 zu Edinburgh standhaft erlitt. Damit sah die katholische Partei ihre Bahn frei. Jetzt galt es, Maria zu befreien und England zu gewinnen, mit einem Worte, das katholische Großbritannien zu begründen.

Dafür war jedoch der protestantische Adel Schottlands zu stark. Es gelang ihm unter Führung des Lord Ruthven im August 1582 den König in seine Gewalt zu bringen und ihn zur Entlassung seiner Günstlinge zu zwingen. Lennox starb in Frankreich. Nur freilich war der Sieg der protestantisch-englischen Partei nicht von Dauer. Denn König Jakob entkam nach St. Andrews, Graf Arran trat wieder an seine Seite und gestützt auf Frankreich zog er Ruthven und Genossen zur Rechenschaft, ließ sogar diesen Hauptgegner in Stirling enthaupten.



Schloß Stirling.

Auch auf kirchlichem Gebiete erfocht die reaktionäre Bewegung ihren ersten Erfolg: das Parlament führte die Bisthümer wieder ein (Mai 1584). So schwoll auch in Schottland die Flut der Reaktion, und es war ein Glück für Elisabeth und den Protestantismus, daß der unbeugsame Sinn der calvinistischen Geistlichkeit daselbst, wie die Unentschlossenheit Jakob's VI. ein thatkräftiges Auftreten im katholischen Sinne fast unmöglich machten.

Englische Seezüge gegen Spanien. Wenn die englischen Staatsmänner im Jahre 1584 Umschau hielten, konnte sie wol bange Sorge beschleichen. Im Lande sehr fühlbare und doch schwer faßbare katholische Umtriebe, in Schottland ein halb katholisches Regiment, in den Niederlanden Oranien todt und Parma im raschen Vordringen, in Rom und Spanien tödtliche Feindschaft, auf Frankreich kein Verlaß, das war die Lage. Da trafen die Entschlossenheit und der Scharfblick Lord Burleigh's den richtigen Punkt. Die Königin habe, so führte er aus, ernstlich nur von Spanien zu fürchten, von diesem Alles. So solle sie die Niederländer kräftig unterstützen und gleichzeitig Spanien in Amerika angreifen, daheim aber die Katholiken, namentlich die Lords, mild behandeln, ohne ihnen zu trauen. Damit trat die entscheidende Wendung ein in Elisabeth's Politik: sie eröffnete den Kampf mit Spanien und stellte sich an die Spitze der protestantischen Welt. — Bereits am 18. Januar 1584 hatte sie den spanischen Gesandten Mendoza ausweisen lassen und damit die amtlichen Beziehungen zu Philipp II. abgebrochen. Wie sie dann in den Niederlanden verfuhr, ist bereits erzählt worden (s. S. 525), zur See aber war England bereits seit Jahren thatsächlich im Kriege mit den Spaniern.



Königin Elisabeth schlägt Franz Drake zum Ritter. Zeichnung von John Gilbert.

Dies führte theils zu ganz neuen Entdeckungen, theils zur Wiederholung solcher, die von den Spaniern bereits gemacht, aber den übrigen Nationen vorenthalten worden. Englische Kaufleute nämlich, welche sich von ihnen geschädigt glaubten, sandten ihre Raubschiffe in die amerikanischen Gewässer. An der Spitze eines solchen Geschwaders gelangte Franz Drake im Jahre 1576 in den mexikanischen Golf und an die Landenge von Panama. Als er diese überstiegen hatte und die Fluten des Großen Ozeans als erster Nichtspanier vor sich sah, da

betete er zu Gott, es möge ihm vergönnt sein, diese Gewässer auf einem englischen Schiffe zu durchsegeln. In der That ging er bereits am 13. Dezember 1577 mit fünf Schiffen wieder in See und passirte vom 17. August bis 6. September 1578 glücklich die furchtbaren Engen der Magellanstraße. Ein Sturm trieb ihn südwärts bis in die Nähe des Kap Hoorn, und da er von dort aus nach Süden nichts sah als offene See, so ging ihm zuerst die Ahnung auf, daß Südamerika in eine Spitze auslaufe und also der Atlantische mit dem Großen Ozean dort zusammenhänge, also nicht, wie man bisher geglaubt, durch ein großes Südland geschieden seien. An der Westküste Amerika's darauf nordwärts steuernd, plünderte er aller Orten an und auf dem Gestade, wo man in vollkommener Sorglosigkeit dahinlebte, bis nach Lima. Da er indessen fürchtete, die Spanier möchten ihm den Rückweg durch die Magellanstraße sperren, wie es auch wirklich beabsichtigt war, so drang er bis zum 42° nördl. Breite vor, in der Hoffnung, dort eine Durchfahrt nach dem Atlantischen Ozean zu finden. Darin getäuscht, entschloß er sich zur Fahrt über den Großen Ozean im Ganzen in derselben Richtung, welche vor ihm Magellan eingeschlagen hatte. Glücklich erreichte er die Ladronen, dann die Molukken und um das Kap der guten Hoffnung segelnd, lief er am 3. November 1580 wieder in den Hafen von Plymouth ein, mit einer Ladung im Werthe von 800,000 Pfd. Sterl. an Bord. Die Königin schlug den kühnen Seefahrer zum Ritter und fortan trieb sein Beispiel Andere zu gleicher Verwegenheit an. Als dann der Gegensatz zu Spanien immer schärfer heraustrat, erschien er im Januar 1586 vor St. Domingo, erzwang dort und im südamerikanischen Cartagena schwere Brandschatzungen und nahm auf der Rückfahrt im Hafen von Cadiz eine Menge Fahrzeuge weg, welche nach oder von Indien kamen. Seine Kaper bedeckten die See.

Stimmung in England. Die Verschärfung der Gegensätze zwischen Spanien und England wirkte natürlich auf die inneren Verhältnisse des letzteren ein. Die katholischen Umtriebe wurden lebhafter, die Maßregeln ihnen gegenüber strenger; im Jahre 1585 schon wurde Parry, der mit den Agenten Maria's in Verbindung stand und mit Elisabeth's Ermordung umging, gefaßt und hingerichtet. Auch die Stimmung des protestantischen Volkes gestaltete sich gereizter. Ueberall bildeten sich zum Schutze Elisabeth's Privatverbindungen, die sich verpflichteten, Angriffe auf sie zu ahnden und im Falle sie ermordet würde, einen Prätendenten niemals anzuerkennen. In allen Kirchen wurden Gebete für sie veranstaltet; wenn sie ausritt oder ausfuhr, drängten sich Hunderte an sie, den Himmel um Schutz für die Königin anflehend. Im Parlament aber ging der entscheidende Beschluß durch: Personen, zu deren Gunsten eine Empörung oder ein Attentat gegen Elisabeth versucht wird, verlieren ihr Recht auf den Thron; sind sie betheiligt, so werden sie vor einem Ausnahmegericht auf den Tod angeklagt (März 1585). Wie ein scharf geschliffenes Schwert hing dieses Gesetz über Maria's Haupte.

Babington's Verschwörung. Sie wußte sehr wol, was um sie her vorging. Den Gedanken eines Mordversuchs wies sie mit Abscheu von sich, aber sie gerieth in die Schlingen einer Verschwörung, die, zu ihrer Befreiung unternommen, doch auch das Leben Elisabeth's unzweifelhaft in Gefahr brachte. Die Urheber dieser Verschwörung waren John Savage, früher in Parma's Diensten, und der Priester John Ballard; sie gewannen dann Anton **Babington**, einen katholischen Edelmann, der früher Page in Shrewsbury's Diensten und daher persönlicher Verehrer Maria's war, und setzten sich mit den Jesuiten in Rheims, mit Mendoza, damals spanischem Gesandten in Paris, und Aubespine, dem französischen Botschafter zu London, ins Einvernehmen. Ihr Plan ging dahin, mit hundert handfesten Gesellen Elisabeth zu ermorden, Maria zu befreien und sie mit Hülfe eines katholischen Aufstandes und einer spanischen Landung auf den Thron Englands zu erheben. Letztere versprach König Philipp von den Niederlanden aus, sobald er die Nachricht von Elisabeth's Tode erhalte. Maria, seit Januar 1585 wieder in Tutbury, dann auf ihre Beschwerden nach dem gesünderen Chartley (Staffordshire) gebracht, aber unter die strengere Hut des Amias Paulet, eines ehrenhaften Calvinisten, gestellt, wußte von Allem und trat mit Babington durch chiffrirte Briefe in Verbindung. Trotzdem wird man kaum behaupten können, daß sie persönlich Elisabeth's Ermordung ernsthaft gewollt habe; sie vermied, davon zu schreiben, und hat es ihren Richtern gegenüber entschieden in Abrede gestellt.



Maria schwört ihre Antheilnahme an Babington's Attentat ab. Von P. Leyendecker.

Während sie aber nun, wie sie meinte, im tiefsten Geheimniß Briefe empfing und absandte, hatte die englische Regierung durch den Verrath mehrerer Theilnehmer die ganze Verschwörung längst entdeckt. Zwei der „Freunde" Babington's waren Spione des Staatssekretärs Walsingham,

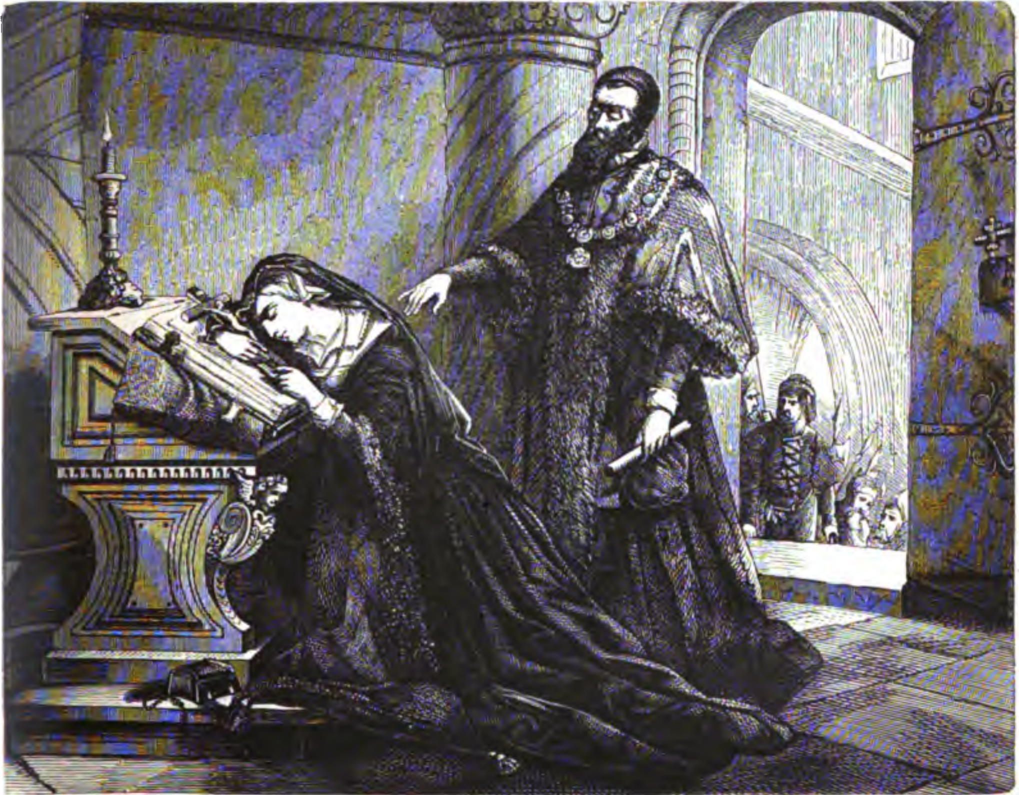
ein Anderer, Gilbert Gifford, dem jener den brieflichen Verkehr mit Maria anvertraute, lieferte alle Schreiben, die Maria oder Babington abschickte, in Burleigh's und Walsingham's Hände! Sie hätten es also jeden Augenblick in ihrer Gewalt gehabt, das Komplot zu unterdrücken, doch nicht darauf kam es ihnen an, sondern darauf, unwiderlegliche Beweise von Maria's voller Mitwissenschaft auch an dem Mordplane in die Hände zu bekommen. Und als nun die Gefangene in dem verhängnißvollen Briefe vom 17. Juli 1586 sich dazu bekannte, da schlug das Netz über ihrem und Babington's Haupt zusammen. Die Verschwörer wurden ergriffen, durch die Folter zum Geständniß gebracht und in London hingerichtet (20. und 21. September).

Maria Stuart's Tod. Schon war Alles vorüber, als der Befehl nach Chartley gelangte, sofort Maria's Zimmer zu durchsuchen. Sie war eben zu Pferde gestiegen; während sie gezwungen zu der angesetzten Jagd hinwegritt, wurden ihre Schreiber Kurl und Nau verhaftet, ihre Papiere mit Beschlag belegt und eine Menge Schriftstücke gefunden, die auch andere Personen schwer belasteten. Elisabeth las sie alle, warf sie aber ins Feuer, denn es wäre der Gipfel der Unklugheit gewesen, jetzt durch hartes Verfahren Aufregung und Furcht zu verbreiten. Um so weniger dachte sie Maria zu schonen. Von Schottland her war keine Einsprache zu besorgen, denn es war der englischen Politik gelungen, Graf Arran zu stürzen, die verbannten Edelleute zurückzuführen und König Jakob VI. selbst durch ein Jahrgeld von 5000 Pfd. Strl. und die Aussicht auf die Nachfolge in England völlig in Elisabeth's Interesse zu ziehen (Juli 1586). Der Staatsrath also befand, der im Gesetz von 1585 vorgesehene Fall sei eingetreten, und beschloß demgemäß „Maria, Tochter und Erbin Jakob's V., vormals Königin von Schottland“ vor einem Gerichtshofe von 46 Lords — auch katholische waren darunter — auf Leib und Leben anzuklagen. Unter starker Bedeckung des aufgebotenen Adels wurde am 25. September Maria nach Fotheringhay (bei Peterborough) gebracht, dem alten glänzenden Sitze der York's, und hier trat am 14. Oktober in der großen Bankethalle der Gerichtshof zusammen. Maria willigte nach langer Weigerung auf Hatton's Zureden zwar in ihre Vernehmung, aber nur mit dem Vorbehalte, daß sie damit ihrem Rechte als freie Fürstin nichts vergebe; bei den Verhandlungen benahm sie sich ruhig und würdig, und wußte mit großer Gewandtheit sich zu vertheidigen. Daß sie sich zu befreien versucht, gab sie zu, denn man habe sie wider alles Recht gefangen gehalten; auch ihr Einverständniß mit Babington gestand sie ein, nur nicht hinsichtlich des Mordplanes gegen Elisabeth. Das Gericht entschied indessen, daß dies in der Sache nichts ändere, da ein Aufstand nicht möglich sei ohne Gefährdung Elisabeth's, und daraufhin fällte es am 25. Oktober das Todesurtheil über Maria, Königin von Schottland.

Das soeben zusammengetretene Parlament bestätigte den Spruch (8. November). Maria vernahm die Ankündigung gefaßt und würdevoll (19. November); auch hat sie schwerlich geglaubt, daß das Urtheil vollstreckt werde, und war jedenfalls nicht gesonnen um Gnade zu flehen, wie Elisabeth gewünscht hätte. In einem stolzen Briefe an die Königin bat sie nur um ein Begräbniß in Frankreich, um öffentliche Vollziehung des Spruchs, damit die Ihrigen Zeugniß ablegen könnten von ihrem Glauben und „ihrem Gehorsam gegen die wahre Kirche“, endlich um Entlassung ihrer Diener nach Frankreich. Aber vorläufig war von der Vollstreckung des Urtheils überhaupt nicht die Rede. Elisabeth war nicht gleichgültig gegen ihren Ruf in der Nachwelt und stolz darauf, daß seit 1572 kein hohes Haupt in England gefallen war, unerhört in der blutigen Geschichte des Königreichs. Auch verwandten sich Frankreich und Schottland für die Gefangene. Elisabeth hätte einen milderen Ausweg gewünscht, etwa eine Nichtigkeitserklärung des Thronrechts der Schottin und lebenslängliche Haft; sie verwies die Frage noch einmal an das Parlament, doch dies blieb dabei, der Tod Maria's sei nothwendig für die Sicherheit des Staates und der Königin. Da sah man wol Elisabeth in tiefem Sinnen auf- und abgehen und vor sich hin die Worte murmeln: „Trag' oder schlag'; willst du nicht tragen, so schlag.“ (Aut fer aut feri; ne feriare feri.) Endlich trieb die Entdeckung einer neuen Verschwörung sie weiter. Ein Fanatiker hatte sich anheischig gemacht, die Zimmer der Königin in die Luft zu sprengen, der französische Gesandte darum gewußt. Da rief Elisabeth in heftigster

Aufregung: „Ich nähre die Schlange, die mich vergiftet; um sich zu retten, würde sie mir das Leben nehmen; soll ich mich zur Beute für jeden Bösewicht hergeben?“ Und in dem unmittelbaren Gefühle, daß ihr Leben durch das bloße Dasein Maria's bedroht sei, ließ sie das schon ausgefertigte Todesurtheil bringen und unterzeichnete es mit raschem Federzuge (2. Februar).

Doch noch scheute sie vor dem Aeußersten zurück, vor dem Befehle zur Ausführung. Es war üblich, einen solchen nochmals einzuholen, das aber ist nicht geschehen. Als vielmehr ihr Staatssekretär Davison sah, daß seine Herrin den Tod der Gegnerin wünsche, sogar insgeheim durch ihn, freilich vergeblich, Sir Amias Paulet zum Mordversuche gegen Maria auffordern ließ, aber sich scheue, die Hinrichtung zu befehlen, glaubte er ihr einen Dienst zu erweisen, wenn er nicht nochmals ihre Meinung einhole, und übergab das unterzeichnete Urtheil an Burleigh.



Die letzten Augenblicke der Maria Stuart.

Dieser und der Staatsrath übernahmen es, auf eigne Hand die Vollstreckung zu befehlen, und so gingen die Kommissare, die Lords Shrewsbury und Kent mit Beale, dem Sekretär des Geheimen Rathes, nach Fotheringhay.

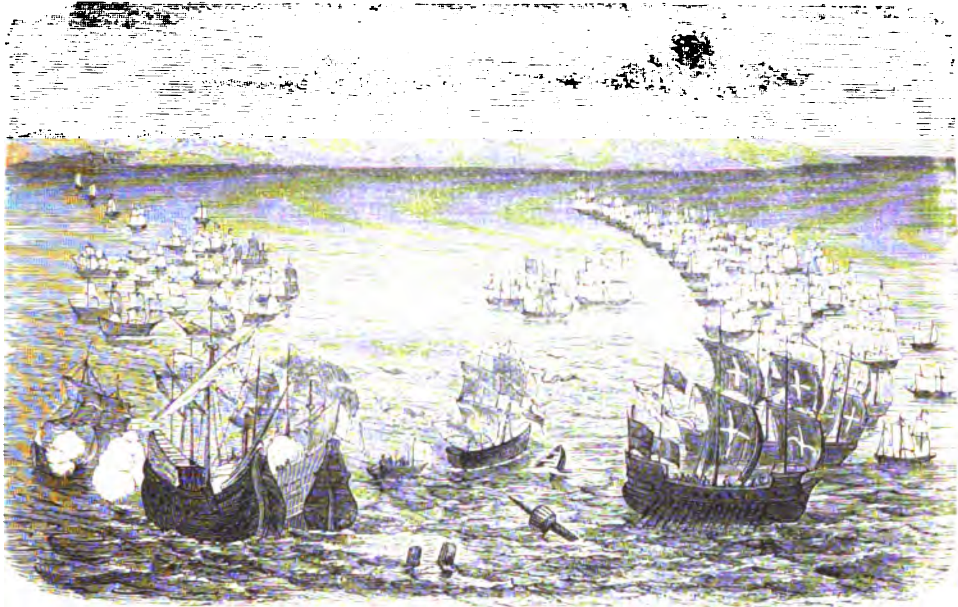
Es war am Nachmittage des 7. Februar, als sie dort anlangten. Maria empfing die Botschaft ihres nahen Todes mit Würde und Fassung. „Es ist gut“, sagte sie, „das ist die Großmuth der Königin Elisabeth! Würde man es jemals geglaubt haben, daß sie wagen würde, mit mir so weit zu gehen, die ich ihre Schwester, ihres Gleichen bin, und niemals ihr unterthan? Doch Gott sei gelobt, weil er mir die Ehre anthut, sterben zu dürfen für ihn und seine Kirche.“ Sie verwandte die letzten Stunden, um ihre Baarschaft und ihren Schmuck mit Hülfe ihrer treuen Kammerfrauen Johanna Kennethy und Elisabeth Kurl unter ihre Anverwandten und Diener zu vertheilen und mehrere Briefe in deren Interesse zu schreiben. Dann speiste sie fast heiter zu Abend und schlief ruhig ein paar Stunden. Um 6 Uhr erwachte sie mit den Worten: „ich habe nur noch zwei Stunden zu leben“. Noch einmal schrieb sie an König

Heinrich III. wegen ihrer Diener und unterzeichnete: „am Morgen meines Todes, Mittwoch, 8. Februar 1587. Maria, Königin". Angekleidet betete sie knieend vor dem Kruzifix und genoß eine geweihte Hostie, die ihr einst Pius V. gesandt hatte — einen Geistlichen ihres Glaubens hat man ihr auch jetzt noch verweigert — dann nahm sie Abschied von den Ihrigen. Um 9 Uhr erschien der Sheriff der Grafschaft, in Trauer, mit dem weißen Stabe. Unter dem Schluchzen ihrer Frauen schritt sie hinaus, die breite Treppe hinab; außer ihrem Haushofmeister Melvil und dem Leibarzt Bourgoing begleiteten sie nur die Frauen Kennethy und Kurl. Wie sie unten in den Saal eintrat, war er schwarz verhangen und voll Menschen, in der Mitte das Schaffot. Sie hörte schweigend die nochmalige Verlesung des Urtheils, und sprach dann noch ein paar Worte zur Versammlung. Die Bußpredigt des protestantischen Dekans Fletcher von Peterborough unterbrach sie mit der Erklärung, sie sterbe als katholische Christin. Statt dem Fanatiker Schweigen zu gebieten, ließen die beiden Lords zu, daß er durch laute anglikanische Gebete die letzte Andacht der Sterbenden störte. Niederknieend verrichtete Maria ihr Gebet, empfahl die Kirche, ihren Sohn und Elisabeth dem göttlichen Schutze, und indem sie aufstehend die Arme ausbreitete, bat sie nochmals um Vergebung ihrer Sünden. Dann verband ihr Johanna Kennethy die Augen und sie legte das Haupt auf den Block. Es fiel erst beim zweiten Schlage. — — Der Henker hob es empor mit dem Rufe: „Gott schütze die Königin Elisabeth!", der Dekan fügte hinzu: „Also mögen alle ihre Feinde sterben!" Graf Kent sagte Amen, alle Anderen schwiegen oder weinten. Die Leiche wurde auf Elisabeth's Befehl erst im Dome von Peterborough beigesetzt, später im Jahre 1612 unter Jakob VI. in die Westminsterabtei übertragen, wo sie nicht weit von Elisabeth ruht; Schloß Fotheringhay ließ der König schleifen.

Elisabeth war in der That überrascht, als sie die Kunde empfing. Kaum erhielt der unentbehrliche Burleigh Verzeihung, Davison büßte seine Eigenmächtigkeit durch lange Haft im Tower, aber die Königin athmete auf wie von einer furchtbaren Last befreit, und mit ihr das ganze protestantische England. In London läuteten alle Glocken, Freudenfeuer brannten auf den Straßen, Bankete wurden veranstaltet. Es ist nicht zu fordern, daß man damals anders hätte empfinden sollen, doch die Nachwelt wird sagen müssen: Maria's Tod war ein Akt der Staatsnothwehr, nicht der Gerechtigkeit. Sie ging unter als Opfer des ungeheuren Kampfes, der die Welt erschütterte, ihr Anspruch auf England war ihr Verderben. Aber hatte England kein Recht, sie zu verurtheilen, sittlich büßte sie mit ihrem Tode nur, was sie in Schottland gefrevelt. Eine wahrhaft tragische Gestalt, hinreißend und erschütternd, so wird ihr Bild die Nachlebenden immer von Neuem ergreifen.



Schloß Fotheringhay.



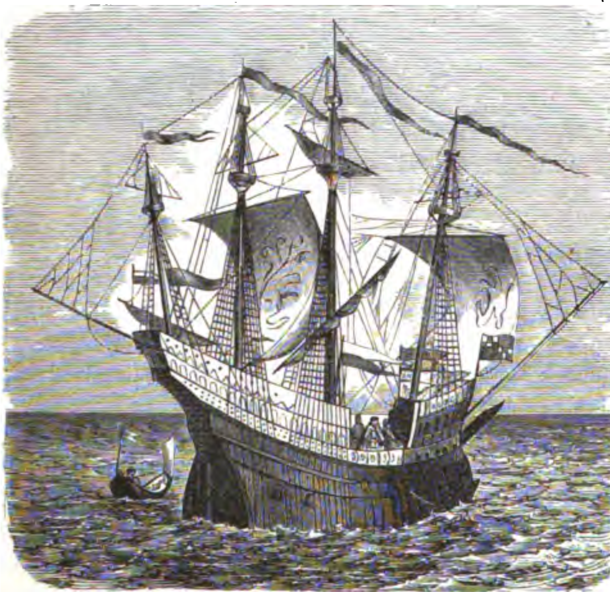
Die spanische Armada. Nach einem Tapetengemälde im Hause der Lords.

Die unüberwindliche Armada.

Auf die Hinrichtung Maria Stuart's antwortete die katholische Welt mit der „unbesieglichen Armada".

Seit England sich an der Spitze des protestantischen Europa gestellt hatte, war sein Gegensatz zu Spanien, der katholischen Hauptmacht, unversöhnlich. Der Krieg in den Niederlanden und auf der See schärfte ihn noch mehr, drängte Philipp II. zu dem Versuche, seine bedrohte Herrschaft über das Meer, die er für die Behauptung der amerikanischen Besitzungen nicht antasten lassen durfte, zu sichern durch die Unterwerfung Englands und damit den Schlußstein einzufügen in den stolzen Bau seines Weltreichs. Insofern er England der katholischen Kirche wiedergewinnen wollte, konnte er auf die Unterstützung Papst Sixtus' V. rechnen, freilich einen anderen Ausweg, etwa die Bekehrung Elisabeth's, hätte Rom vorgezogen, denn die Verstärkung des ohnehin schon drückenden spanischen Uebergewichts lag nicht in seinem Interesse, aber jeden Versuch, auf sie in jener Richtung einzuwirken, hatte Elisabeth lächelnd abgewiesen und so blieb nur der andere Weg, die Katholisirung Englands durch die Unterwerfung unter Spanien. Auf die Nachricht vom Tode Maria Stuart's, bei der er in Thränen ausbrach, erneuerte deshalb Sixtus V. den Bann über Elisabeth, beauftragte Philipp II. mit seiner Ausführung und mit dem Regimente in England, wie denn auch Maria ihn zum Erben ihrer Ansprüche eingesetzt hatte, versprach auch selbst eine stattliche Geldbeihülfe, freilich nur in dem Falle, daß die Landung gelinge. Die Aussichten schienen nicht ungünstig. In den Niederlanden war Parma in raschem Fortschreiten, in England durch Maria's Tod die Stimmung unter den Katholiken sehr aufgeregt. Eine Diversion gegen Spanien war von keiner Seite zu fürchten, denn die Türkei lag seit 1574 in endlosem Kriege mit den Persern (s. S. 397), Frankreich war durch innere Schwierigkeiten völlig gelähmt, und was hatte Englands Kriegsmacht gegen die spanische zu bedeuten! Man rechnete, es könne zu Lande etwa 6000 Mann aufbringen und zur See nicht über 40 Kriegsschiffe. So rieth auch Alexander von Parma zum Angriff, obwol er seinerseits lieber alle Anstrengungen auf die Niederlande konzentrirt hätte, doch verschob Philipp das Unternehmen bis aufs Jahr 1588, um mit erdrückender Uebermacht auftreten zu können.

Die spanischen Rüstungen. Die Halbinsel begann vom Lärme der Rüstungen zu erdröhnen, als man in London von Rom her die sichere Nachricht erhielt, sie seien gegen England gerichtet. Der Schrecken war Anfangs nicht gering. Sofort geschah indeß das Mögliche, um ihren Gang wenigstens aufzuhalten. Franz Drake erschien an der spanischen Küste, nahm an der Tajomündung und im Hafen von Cadiz eine Menge Schiffe weg, die zum Theil für die Armada bestimmt waren. Auf Veranstaltung eines Londoner Kaufmanns hielt ferner die Bank St. Georg in Genua gegen eine Entschädigung von 40,000 Pfd. Strl. die für Spanien bestimmten Gelder zurück. Selbst auf Friedensverhandlungen ließ sich die englische Regierung ein, theils um den Londoner Kaufleuten Genüge zu thun, welche im Kriegsfalle die Sperrung des hochwichtigen Handels mit den Niederlanden fürchteten, theils um Zeit für ihre eigenen Vorbereitungen zu gewinnen. Unfälle und Ungeschick der Spanier kamen ihr dabei zu Hülfe. In Lissabon gingen angeblich 20,000 Mann an Krankheiten infolge mangelhafter Verpflegung zu Grunde; die zur flandrischen Armee im Jahre 1587 gesandten Italiener starben fast alle und ein plötzlicher Sturm versenkte 28 Fahrzeuge. Nichtsdestoweniger nahmen die Rüstungen ihren Gang. Und ungeheuer in der That waren die Anstrengungen, welche Philipp II. machte, unterstützt von der Opferwilligkeit der Stände und der Bevölkerung. Gegen 150 Schiffe mit im Ganzen über 57,000 Tonnen Gehalt zählte die Flotte. Ihrer Zusammensetzung nach steht sie im charakteristischen Gegensatz zu der, die bei Lepanto siegte. Die Armada war die erste große Segelflotte der Neuzeit, jene ihre letzte große Ruderflotte, ganz entsprechend dem Unterschiede zwischen dem Seewesen der Ozeanvölker und der Mittelmeerlande. Nur vier neapolitanische Galeassen (siehe S. 387) vertraten noch die Ruderschiffe; den eigentlichen Kern bildeten 65 Gallionen und Koggen, beide reine Segler. Jene waren 28—29 Meter lang, 9—9,6 Meter breit und vom Deck bis zum Kiel 9 Meter tief, also an sich schon sehr hoch. Dazu kamen noch Kastelle auf dem Vorder- und Hinterdeck in 3—4 Stockwerken, so daß das Schiff, wenn es nicht sehr tief geladen war, leicht umschlug. Die Bemastung bestand aus 2—3 Masten, welche Raasegel trugen, die Bewaffnung aus 40 bis 50 Geschützen in Breitseiten. Die größte Gallione der Armada enthielt 1550 Tonnen, andere 1000—1300 Tonnen, entsprachen also ungefähr einer deutschen Glattdeckcorvette. Die Kogge, seit dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts das eigentlich nordische, namentlich hanseatische Schlachtschiff, maß etwa 20 Meter in der Länge, 7—8 Meter in der Breite, hielt mindestens 200 Tonnen, soviel wie eine kleine moderne Brigg, und trug Raasegel an ihren beiden Masten. Zu diesen Schlachtschiffen kamen noch 45 kleine Fahrzeuge und 20 Avisos. Die Bemannung bestand aus 18,973 Soldaten, 581 Freiwilligen, 8050 Seeleuten, 788 Büchsenmeistern, 637 Dienern u. s. f. An Geschützen zählte man 2431 Stück. 5000 Centner Pulver, 1 Million Stück Geschosse, und Lebensmittel für 6 Monate sollten die Flotte für alle Fälle sichern. Wetteifernd hatten alle Landschaften der Halbinsel für die Ausrüstung gesorgt: Andalusien gab nur an Schiffszwieback 12,000 Centner, Galicien an Pökelfleisch 6000 Centner. Durch Verstärkung der Wandungen und Umwickelung der Masten und Raaen



Englisches Kriegsschiff aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

mit Tauwerk hatte man die Schiffe widerstandsfähiger, aber auch viel schwerfälliger gemacht. Die ganze Flotte zerfiel in acht Geschwader, von denen sechs nach den Landschaften hießen, welche sie aufgebracht hatten, nämlich das portugiesische, baskische, kastilische, andalusische, guipuzcoanische, levantinische; dazu kamen noch zwei Geschwader leichter Fahrzeuge. Mit dem Oberbefehl hatte Philipp II. Anfangs den erfahrenen Marquis de Santa Cruz betraut, der schon in der Schlacht von Lepanto sich hervorgethan (s. S. 394) und als dieser starb, wie es heißt, weil ihm der König seine Unzufriedenheit über den langsamen Fortgang der Rüstungen zu erkennen gegeben, folgte ihm Alphonso Perez de Guzmann, Herzog von Medina Sidonia, ein vornehmer Herr ohne seemännische Erfahrung, der seine Stellung nur durch die Beihülfe des tüchtigen Martino Recalde und Anderer behaupten konnte. Während nun in den Häfen der pyrenäischen Halbinsel diese gewaltige Flotte in Stand gesetzt wurde, sammelte in den Niederlanden Alexander von Parma ein Landheer von 30,000 Mann und machte in Antwerpen, Nieuwpoort und Dünkirchen 100 Fahrzeuge für Proviant, 200 für den Transport der Truppen und 70 für den der Pferde fertig. Die Heerzüge bedeckten alle Straßen; außer den Spaniern und Wallonen erschienen zahlreiche Freiwillige und Söldner aus Italien, Frankreich, Deutschland, ja selbst aus Schottland und England; es war in der That ein Unternehmen nicht blos Spaniens, sondern des gesammten katholischen Europa, ein Kreuzzug wider die Ketzer, wie früher gegen die Mauren und Heiden. Das zeigten die 180 Geistlichen, welche die Flotte begleiten sollten, unter ihnen der Generalvikar der Inquisition, das bewiesen zahreiche dichterische Kundgebungen.


Lord Robert Dudley, Graf von Leicester.

Die englischen Rüstungen. Welche Hoffnung hatte England, diesen Mitteln und diesem Geiste zu widerstehen! Doch in diesem entscheidendsten Augenblicke seiner Geschichte ließ das Volk zum ersten Male seine spätere Größe ahnen, und Elisabeth zeigte sich ihrer Aufgabe völlig gewachsen. Dank ihrer weisen Milde traten jetzt im Angesicht der ungeheuren Gefahr die kirchlichen Spaltungen zurück hinter der Vaterlandsliebe. Die Königin konnte es wagen, einen Katholiken, den Lord Karl Howard of Effingham, an die Spitze der Flotte zu stellen und nach alter Weise das Aufgebot des gesammten Landes, den Adel mit seinen Pächtern und Hintersassen und die Bürgerwehren der Städte einzuberufen. So brachte sie unter dem Oberbefehl Lord Leicesters eine Masse von 76,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern auf, die in drei Korps getheilt wurden zur Deckung der Südküste und der Hauptstadt sowie zur Reserve. Ob freilich diese Scharen dem Stoße der schlachtgewöhnten spanischen Regimenter gestanden haben würden, ist eine andere Frage, und es war vielleicht ein Glück, daß die Flotte dem Landheer diese Probe ersparte. Zu dieser wie zur Armee stellten Adel und Städte wetteifernd ihre Kontingente. London brachte 38 Schiffe auf, anstatt der 15 geforderten, der Adel 43, doch an Zahl und Größe der wirklichen Schlachtschiffe konnte sich die englische Marine mit der spanischen nicht messen. Von den 190 Fahrzeugen mit etwa 15,000 Mann Besatzung und 31,900 Tonnen Gehalt, die im Ganzen gegen die Armada ausliefen, waren die meisten kleine, nothdürftig für den Krieg ausgerüstete Kauffahrer oder Küstenfahrzeuge und nur 34 königliche Kriegsschiffe, unter denen wieder nur 15 den feindlichen an Stärke gleich kamen, die vier größten hielten 800 bis 1000 Tonnen. Indeß ersetzten sie diese Mängel durch ihre Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit. In Plymouth lag das Hauptgeschwader unter Howard, der seine Flagge an Bord der „königlichen Arche“ (Arc royal) gehißt hatte; unter ihm befehligten

Franz Drake, Martin Frobisher und John Hawkins; eine kleinere Flottenabtheilung unter Seymour und Winter hielt bei Dover und beobachtete die niederländischen Häfen, welche ihrerseits zugleich die Holländer und Seeländer sperrten. England war fertig, den Feind zu empfangen.

Die Annäherung der Armada. Am 29. Mai (alten Stils) 1588 lief die Armada von Lissabon aus. Doch schweres Unwetter zwang sie im Hafen von Coruña sich zu bergen, und so sehr vergrößerte das Gerücht die Schäden, die sie erlitten hatte, daß man sie in England in diesem Jahre nicht mehr erwarten zu dürfen glaubte und Elisabeth dem Admiral Howard schon Befehl gab, vier der größten Schiffe außer Dienst zu stellen. Howard indeß wagte nicht zu gehorchen, und der Erfolg gab ihm recht. Denn in etwa sechs Wochen hatten die Spanier die Schäden wieder ausgebessert und am 12. Juli ging die Flotte zum zweiten Male in See. Sie sollte zunächst nach der niederländischen Küste steuern, dort mit der Transportflotte Parma's sich vereinigen und diese nach England geleiten. Wenn dann die Armee in Kent gelandet sei, sollte die Flotte mit ihr zugleich auf London vordringen. Ganz Spanien war in tiefer religiöser Bewegung. In allen Kirchen wurden die vierzigtägigen Gebete angeordnet, in Madrid eine Prozession zur Maria von Atocha, der Schutzheiligen des Landes, veranstaltet.



Sir John Hawkins.



Sir Martin Frobisher.

Der König selbst brachte mehrere Stunden täglich im Gebete zu; „er war in jener Aufregung, die ein ungeheures Vorhaben und die gespannteste Erwartung einer großen Wendung in den Geschicken hervorruft;" kaum wagte man ein Wort an ihn zu richten.

Die Armada im Kanal. Die Geschicke der Menschheit lagen auf der Wagschale. Gelang die Unterwerfung Englands, so waren auch die Niederlande verloren, das katholische Weltreich vollendet, die selbständige Entwicklung der europäischen Völker unterbunden, die Zukunft des Protestantismus aufs Aeußerste bedroht. Am 19. Juli sah zuerst Kapitän Flemming die Armada auf der Höhe von Kap Lizard. Am 20. hatte das englische Geschwader, das unter dem Drucke des Gegenwindes mühsam aus Plymouth heraus kam, die Spanier vor sich. Ein gewaltiger Anblick in der That, diese mächtige Flotte, wie sie im Halbmond geordnet in einer Ausdehnung von sieben englischen (anderthalb deutschen) Meilen unter vollen Segeln langsam und majestätisch einherschwamm! Als Medina Sidonia die Gegner erblickte, ließ er das Signal „klar zum Gefecht!" vom Fockmast wehen, indeß die Engländer folgten ihm nur von ferne und griffen am 21. nur die Nachhut an. In zweistündiger Kanonade erwiesen sie hier zuerst die wundervolle Beweglichkeit ihrer Fahrzeuge, die fast keinen Schaden erlitten, während mehrere spanische Schiffe übel zugerichtet waren und eine große Gallione in der folgenden Nacht, mit

gebrochenem Vordermast zurückgelassen, Drake in die Hände fiel. Eine zweite theilte schon am nächsten Tage ihr Schicksal, denn Medina Sidonia strebte rasch vorwärts zu kommen und wollte die Ordnung seiner Flotte nicht gefährden; er ließ deshalb eher beschädigte Fahrzeuge im Stich, als daß er seinen Hauptzweck außer Augen setzte. Als aber die Engländer ihm auf dem Nacken blieben, bot er ihnen, vom Nordwinde begünstigt, am frühen Morgen des 23. Juli die Schlacht. Der Kampf war diesmal ziemlich heftig, indeß ließ es Howard nicht zum Entern kommen, was bei der Höhe der spanischen Schiffe und der Stärke ihrer Besatzung nur zu seinem Nachtheil hätte ausfallen können; er begnügte sich vielmehr, indem er jene den Spaniern vertraute Kampfweise, auf welche ihre ganze Ausrüstung berechnet war, vermied, sie von allen Seiten mit seinen lenksamen Schiffen anzufallen. Von den englischen Kugeln fehlte keine, die spanischen dagegen fuhren meist unschädlich durch das feindliche Segelwerk, da sie viel zu hoch gingen.



Elisabeth im Lager von Tilbury.

So begann die Siegeszuversicht der Engländer zu wachsen; sie wagten am 25. Juli trotz der Windstille ein drittes Gefecht, das ziemlich hitzig wurde, wenn es auch keine Entscheidung brachte. Wol aber stießen zahlreiche Schiffe von Freiwilligen bemannt zu ihnen, und da die Armada vor dem auffrischenden Südwestwinde rascher vorwärts kam, so folgte ihr Howard, um sich schnell mit Seymour und Winter zu vereinigen. Am 27. Juli gegen Abend warfen die Spanier Anker auf der Rhede von Calais, ihnen gegenüber legten sich die Engländer, jetzt 140 Schiffe stark, voll fröhlichen Muthes.

In der That war die Lage Medina Sidonia's keineswegs günstig. Schon begann es ihm an Munition zu fehlen: der englischen Kampfweise gegenüber fühlte er sich hülflos und, was das Schlimmste war, der Herzog von Parma konnte, obwol Medina Sidonia es dringend forderte, nicht auslaufen, denn vor Antwerpen, Dünkirchen und Nieuwpoort lagen die Holländer mit schweren Schiffen. Wenn es nicht gelang, die Sperre zu brechen, dann war der Feldzugsplan nicht durchführbar.

Die Niederlage der Armada. Während so die Spanier beinahe rathlos vor Calais auf ungeschützter Rhede lagen, brauste der Südwestwind stärker den Kanal herauf und vor ihm her flogen in der Nacht des 28. Juli acht englische Brander in die ankernde Flotte. Elisabeth selbst soll den Gedanken dazu angeregt haben.

Der spanische Admiral gab das Signal, ihnen auszuweichen, aber da die Kapitäne die Anker nicht rasch genug zu lichten vermochten, so kappten sie in angstvoller Uebereilung die Taue; die Fahrzeuge geriethen nun durch einander, rannten an einander, beschädigten sich theilweise arg; das Geschrei der Mannschaften und das Krachen zusammenstoßender Schiffe hallte durch die Nacht.

Als der Morgen des 29. Juli, eines Sonntags, anbrach, war die Ordnung der Armada völlig zerstört, ihre Fahrzeuge vereinzelt; umsonst befahl der Admiral die Rückkehr auf die verlassenen Ankerplätze. Da griffen siegesfreudig die Engländer an. Die stattliche Galeasse des Hugo Moncada trieb mit zerbrochenem Ruder bei Calais auf den Strand und wurde genommen; hauptsächlich aber tobte die Schlacht in der Gegend von Gravelingen. Die einzelnen spanischen Schiffe hielten sich wacker, doch sie litten schwer unter dem sicheren Feuer der ihnen fast unerreichbaren Engländer. Einzelne wurden erobert, so die Gallione St. Matthäus, welche arg zerschossen schließlich den Seeländern bei Vlissingen in die Hände fiel. Am Abend war die Armada schon nicht mehr kampffähig. Das freilich übersah man in England noch nicht; man hielt immer noch einen Angriff auf die Küste für möglich und das Landheer machte sich zum Kampfe fertig. Elisabeth selbst erschien im Lager zu Tilbury, mit dem Leibe eines schwachen Weibes, wie sie sagte, aber mit dem Herzen eines Königs von England. Zu Roß, im Stahlharnisch, den Feldherrnstab in der Hand, ritt sie von Bataillon zu Bataillon, von hallenden Zurufen begrüßt. Dann wurden die Psalmen angestimmt und die Königin gesellte sich dem Gebete bei.

Doch die Führer der Armada dachten nicht mehr an den Angriff, nur noch an den Rückzug. Und selbst dieser war den Kanal hinunter dem steifen Südwest entgegen unmöglich; es blieb nichts übrig, als den ungeheuren Umweg um ganz Großbritannien herum einzuschlagen. Howard folgte bis in die Gegend von Edinburgh, doch nicht die Engländer, sondern das immer heftiger losbrechende Unwetter gab der Armada den Rest. Manche Fahrzeuge strandeten noch an der schottischen und irischen Küste, andere gar in Norwegen, und nicht mehr als 53 gelangten in die heimischen Häfen zurück; 81 Schiffe mit 14,000 Menschen waren gefangen oder in den Wellen begraben, 20 Millionen Dukaten umsonst geopfert.

Philipp II. nahm die Vernichtung seiner stolzesten Hoffnungen äußerlich unbewegt auf: als Medina Sidonia zitternd den Ausbruch seiner Ungnade erwartete, sagte er ruhig: „Fassen Sie sich, Herzog; ich habe Sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Orkane gesendet." Innerlich aber war er furchtbar erschüttert; stundenlang schloß er sich mit seinem Beichtvater ein, seine Gesundheit wankte. Zwar sprach er von neuen Rüstungen, und die kastilischen Cortes boten ihm Alles an, was sie hätten, doch die Kraft Spaniens war gebrochen, der Ruf seiner Flotte vernichtet, seine Seeherrschaft aufs Aeußerste gefährdet. Das katholische Weltreich blieb ein Traum.

Stolz hoben sich dem gegenüber England und Niederland. „Was mich verderben sollte, ist zu meiner Glorie ausgeschlagen!" schrieb Elisabeth an Jakob VI., und in glänzendem Triumpheinzuge feierte sie den Sieg. Sie und die Engländer gaben Gott die Ehre. In allen Kirchen des Reiches drängte sich das Volk zum Dankgottesdienst. Auf ihren Denkmünzen aber sieht man eine Flotte vor dem Sturme fliehend, dazu die Aufschrift: Venit, vidit, fugit (sie kam, sie sah, sie floh). Englands Selbständigkeit und Protestantismus waren gerettet, zugleich auch die Niederlande von der drohendsten Gefahr befreit. Der Tag der protestantisch-germanischen Seemächte brach an.



Das Ende des Hauses Valois.

Die Jahre von 1573—1589, welche die Entscheidung in dem großen Kampfe Englands und der Niederlande mit Spanien herbeiführten, brachten auch in Frankreich die schwere Krisis, welche seit 1562 den Staat erschütterte, auf ihre Höhe. Mehr als bisher verbanden sich politische Beweggründe mit den kirchlichen; das Königthum, durch seine Haltlosigkeit bei allen Parteien um jedes Vertrauen gebracht, sieht sich durch eine ständische Bewegung bedroht, welche das ganze Ergebniß der bisherigen Entwicklung in Frage stellt und zum Theil von Spanien gefördert wird, und in diesem Kampfe geht das Haus Valois zu Grunde.

Der Parteienkampf bis zu Karl's IX. Tode. Das Edikt vom Juli 1573 (f. S. 447) hatte Niemand befriedigt. Der großentheils protestantische Süden nahm es gar nicht an, vielmehr trafen seine erst in Milhaud (Aveyron), dann in Montauban versammelten Abgeordneten alle Vorbereitungen zum Widerstande. Sie theilten den Süden in zwei Gouvernements mit den Sitzen in Nîmes und Montauban; die Civil- und Finanzverwaltung blieb den Städte- und Bezirksabgeordneten, und bald waren alle Vorbereitungen getroffen, um in kürzester Zeit 30,000 Mann ins Feld zu stellen, während in Dauphiné Montbrun mit 3500 Mann schon bereit stand. Béarn schloß sich vollständig an.

Mitte September 1574 erschienen die Abgeordneten des Südens in Paris. Sie forderten von der Regierung allgemeine Religionsfreiheit, zwei Sicherheitsplätze in jeder Provinz außer den jetzt noch von den Reformirten behaupteten Städten, protestantische Parlamente (Gerichtshöfe), Befreiung von den katholischen Zehnten, Bestrafung der Augustmorde und Aufhebung der gegen Coligny nnd Genossen ergangenen Urtheile (f. S. 446). Als Katharina diese Forderungen vernahm, entgegnete sie erregt, dergleichen habe Coligny kaum erlangen können, wenn er mit siegreichem Heere vor Paris gestanden hätte. Indessen sie vollständig abzulehnen wagte der Hof nicht, zumal die polnischen Gesandten, welche Heinrich von Anjou seine Wahl zum König meldeten (f. unten), sich energisch für die französischen Reformirten verwandten; er gab vielmehr die Antwort, der Gouverneur von Languedoc, Heinrich von Montmorency (Damville) solle weiter mit den Protestanten des Südens verhandeln.

Währenddem kam ein tiefgehender Zwiespalt im königlichen Hause der protestantischen Sache zu Hülfe. Daß Karl's IX. Tage gezählt seien, war Niemandem verborgen. Niemals sehr kräftig rieb er sich jetzt auf durch die Erinnerungen an die Bartholomäusnacht. Etwa acht Tage nach dem Blutbade ließ er mitten in der Nacht Heinrich von Navarra rufen. Wie dieser in das Schlafzimmer des Königs tritt, ist Karl aus dem Bett gesprungen, die Augen

starr und angstvoll gradaus gerichtet, den Angstschweiß auf der Stirn. Und als ihn Heinrich fragt, was er denn habe, da entgegnet der König: ob er nichts höre; es heule und schreie in der Luft wie in der Nacht des Massacre. Man schickt in die Stadt, ob etwa neue Unruhen ausgebrochen seien. Doch von dort wird gemeldet, die Unruhe sei in der Luft. Auch Heinrich hat des Vorfalles später nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten. Es waren die blutigen Schatten der Bartholomäusnacht, die den König umschwebten; vor ihnen konnte er keine Ruhe mehr finden, sie zogen ihn ins Grab. Da er aber ohne rechtmäßige männliche Nachkommen war — nur ein Mädchen hatte ihm seine Gemahlin Elisabeth von Oesterreich, Maximilian's II. Tochter, geboren — so mußte die Krone an den jüngeren Bruder, Heinrich von Anjou, fallen, welcher soeben zum König von Polen erwählt worden war. Angesichts des leidenden Zustandes Karl's IX. verzögerte er indeß seine Abreise, die jener wieder, begierig, des Nebenbuhlers sich zu entledigen, zu beschleunigen suchte, und begab sich erst im Oktober 1573 nach Polen. Nachdem er beseitigt war, trat der jüngste Bruder Franz von Alençon mit hochfliegenden Absichten hervor, ein Mensch von unruhigem, aber kraftlosem Ehrgeiz, der sich mit Unzuverlässigkeit und Hinterlist paarte, Alles in Allem Katharina's echter Sohn. Jetzt fühlte er sich zurückgesetzt durch das „fremde" Regiment der Guisen und Italiener; er wollte es unter Umständen durch eine bewaffnete Erhebung stürzen und selber Generalstatthalter des Königs (lieutenant général) werden, wie seiner Zeit Anjou es gewesen war.

Diese Gedanken fanden einen wohlvorbereiteten Boden bei den gemäßigten Katholiken der „dritten Partei", den sogenannten Politikern. Des zerstörenden Religionskrieges müde, stellten sie entschieden die politischen Interessen Frankreichs als die allen Parteien gemeinsamen in den Vordergrund, indem sie zugleich wie Alençon die Herrschaft der „Fremden" am Hofe zu stürzen strebten. Denn ihnen vornehmlich legte man die allgemein beklagte Verschleuderung der Aemter und Pfründen, den zunehmenden Steuerdruck und die schlechte Rechtspflege zur Last. In Poitou beschlossen damals katholische Abgeordnete aller drei Stände, die Berufung der Reichsstände und die Wiederherstellung des Friedensedikts vom Januar 1570 durchzusetzen, zu diesem Zwecke aber sich mit den Hugenotten zu vereinigen. Nun begegneten zwar diese Anträge bei den protestantischen Abgeordneten, die sich im Dezember 1573 wieder in Milhaud versammelten, noch lebhaftem Mißtrauen, indessen faßten diese selbst entscheidende Beschlüsse, welche den Plänen der Politiker mittelbar zu Hülfe kamen. Alle Protestanten Frankreichs vereinigten sich demnach zu einer geschlossenen Körperschaft behufs gemeinsamer Vertheidigung und Erlangung eines dauerhaften Friedens. In jedem Bezirke sollte ein Befehlshaber aufgestellt werden, ihm zur Seite ein Bezirksrath. Alle drei Monate versammelten sich die Stände des Bezirks, alle sechs Monate die des ganzen Landes. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte führte der Bezirksrath, Steuern schrieben die Bezirksstände aus. So gab sich zunächst das reformirte Frankreich eine beinahe republikanische, ständische Ordnung. Und schon wurden Gedanken der Art auch in der Literatur lebhaft verfochten, so vor Allem in einer weitverbreiteten Schrift Franz Hotomann's, der im August 1572 nach Deutschland geflüchtet war. Er folgerte aus der französischen Geschichte: Die höchste Gewalt, die Souveränität, liegt nicht beim König, sondern bei den Reichsständen; das Königthum ist rechtlich ein Wahlkönigthum, was darüber hinausliegt, beruht auf Usurpation der Fürsten. Alles Unglück, das seit Ludwig XI. Frankreich getroffen, führt er auf diese zurück; die Schäden können also nur geheilt werden durch die Rückkehr zur ständischen Monarchie. Für die Gegenwart stellte er als Forderungen auf: Berufung der Reichsstände, Beseitigung der Ausländer, Anerkennung Alençons als Thronfolger und Religionsfreiheit für die Reformirten. Kamen diese Gedanken in Frankreich zur Geltung, so war die ganze bisherige monarchische Entwicklung des Landes in Frage gestellt und es konnte sich umwandeln in eine ständische Monarchie nach dem Muster etwa Englands, ein natürlicher Rückschlag gegen den frevelhaften Mißbrauch der königlichen Gewalt, wie er seit zwanzig Jahren unter dem Einflusse Katharina's und der Guisen im Schwange ging. Angesichts der Erfahrungen, welche Frankreich später mit dem unbeschränkten Königthume gemacht hat, ist das endliche Scheitern jener Pläne schwerlich ein Glück zu nennen.

Zunächst griff die Bewegung rasch um sich. Im Januar 1574 brachte der treffliche La Noue, einer der unerschrockensten Kämpen der Reformirten und später namentlich auch in den Niederlanden bewährt, La Rochelle zum Anschluß an den protestantischen Bund und übernahm selbst die Leitung in dieser ganzen Gegend. Im obern Poitou entfaltete bereits La Haye die Fahne des offenen Aufruhrs, und für den 10. März 1574 war eine allgemeine Erhebung geplant. Hugenotten und Politiker im Verein sollten die festen Plätze wegnehmen, Alençon und Heinrich von Navarra sich auf ihre Seite stellen. Ein Manifest bezeichnete die Berufung der Reichsstände als nächstes Ziel der Bewegung.

Als aber Alles zur Flucht der beiden Prinzen vom Hofe, wo sie argwöhnisch beobachtet wurden, schon bereit war, verlor Alençon den Muth und gestand der Mutter Alles ein. Natürlich wurden Beide nun unter verschärfte Aufsicht gestellt, der Hof selbst aber ging nach dem sichern Vincennes. Auch ein zweiter Fluchtversuch mißlang (10. April); mehrere Edelleute, welche dabei betheiligt waren, büßten das mit dem Tode; die Marschälle Cossé und Montmorency wurden in die Bastille gebracht.

Nun aber brach der offene Aufstand los, zunächst in Poitou und in der Normandie. Während Montpensier gegen den Südwesten vorging und mehrere Städte rasch besetzte, wurde Montgomery, der von Jersey mit Mannschaften nach der Normandie herüber kam, in Domfront belagert und trotz heldenmüthiger Gegenwehr zur Uebergabe gezwungen, er selbst als Hochverräther enthauptet. Doch die Fortschritte der Königlichen unterbrach allerorten die Kunde vom jähen Tode Karl's IX. Erst 24 Jahre alt, verschied zu Vincennes der kranke König am 30. Mai 1574, weit mehr zu beklagen vielleicht als anzuklagen — ein unseliges Opfer seiner Zeit und Umgebung.


Heinrich III. von Frankreich. Nach dem Bilde im Louvre.

Heinrich III. gegenüber den Politikern und Hugenotten. Bis zur Ankunft seines Nachfolgers Heinrich (III.) von Anjou sollte Katharina die Regentschaft führen. Hatte sie schon Karl IX. nach ihrem Willen gelenkt, so glaubte sie jetzt ihren dritten Sohn, der ihr immer besonders nahe gestanden, noch vollständiger beherrschen zu können. Gegenüber dieser Aussicht schlossen sich die Politiker und Reformirten aufs Engste zusammen. In Languedoc, dessen Gouverneur der Katholik Heinrich von Montmorency (Damville) war, erkannten ihn auch die Hugenotten als ihr Oberhaupt an, wofür er einen Provinzialrath sich zur Seite stellen ließ und den Reformirten in allen Städten, wo sie in erheblicher Anzahl saßen, freie Religionsübung zugestand (im Vertrage zu Milhaud, August 1574). Unter so schwierigen Verhältnissen traf Heinrich III., über Venedig kommend, mit dem Gouverneur Montmorency in Piemont zusammen. Schwankend und jedem starken Einflusse nachgebend, hieß er gut, was der Gouverneur gethan, dachte ernsthaft an Toleranz und Herstellung der zerrütteten Finanzen. Kaum aber befand der König sich wieder unter der Herrschaft Katharina's, als er

in einem Erlasse kundthat, daß er zwar Freiheit des Gewissens, aber nicht der Religionsübung den Protestanten zugestehe! Damit beschwor er einen neuen Krieg herauf.

Der fünfte Religionskrieg. Denn weit entfernt, sich dem Gebote des unselbständigen Königs zu fügen, traten die Reformirten des ganzen Südens und Westens in engen Bund mit Montmorency, und gemeinschaftlich erhoben Politiker und Hugenotten die Waffen für die Religionsfreiheit und „das öffentliche Wohl", d. h. für die ständisch beschränkte Monarchie und den Sturz der Fremden. Der Angriff der Königlichen auf Languedoc wurde abgewiesen, und als nun wirklich, wie längst beabsichtigt, Alençon und Heinrich von Navarra ihrem Gewahrsam entkamen (3. Februar 1576) und sich an die Spitze der Bewegung stellten, wobei der Letztere zum Calvinismus zurücktrat, da gewann sie einen Rückhalt, der nicht mehr gestattete, sie einfach als eine Rebellion zu brandmarken. Wiederum waren aus Deutschland unter Johann Kasimir von der Pfalz streitfertige Hülfstruppen herangezogen (Dezember 1575) und im März 1576 musterte Alençon etwa 30,000 Mann, die bereit waren zum Marsche auf Paris. Da wich der Hof zurück. Am 6. Mai 1576 gewährte er einen Frieden, der ihn dem Willen der Gegner vollständig unterwarf. Alençon hatte die Gouvernements Touraine, Berry und Anjou, Heinrich von Navarra Guyenne, Condé die Picardie erhalten. Die ganze Organisation der Reformirten wurde anerkannt; sie erhielten Religionsfreiheit im ganzen Reiche, bürgerliche Gleichberechtigung und Sicherheitsplätze in sechs Provinzen. Zudem sprach der König amtlich sein Mißfallen über die Greuel der Bartholomäusnacht aus und verhieß den Angehörigen der Gemordeten die Rückgabe der weggenommenen Güter. Ueber alle politischen Beschwerden sollten die Reichsstände entscheiden.

Der sechste Religionskrieg. Eine klägliche Niederlage mehr noch des Königthums als ein Sieg der Reformirten. Doch der Friede erwies sich sofort als undurchführbar. Daß Heinrich III. ihn nur mit äußerstem Widerstreben bewilligte, versteht sich von selbst, aber vor Allem wollte das katholische Volk nichts von ihm wissen. Besonders im Norden, zuerst in der Picardie unter dem Gouverneur Jakob de Humières, bildeten sich überall Verbindungen gegen den Frieden — das Vorspiel der „heiligen Ligue" — und infolge dessen fielen die Wahlen zur Ständeversammlung ganz überwiegend katholisch aus. Gestützt darauf hob Heinrich III. das Friedensedikt geradezu auf, da es seinem Krönungseide widerspreche. Aber die Macht dieser katholischen Stände, die der König jetzt benutzen wollte, erwies sich als ein zweischneidiges Schwert. Als sie Anfang Dezember 1576 in Blois zusammentraten, forderten sie allerdings von der Regierung, daß sie nur eine Religion im Reiche dulde. Die Hugenotten antworteten darauf wie natürlich mit einer neuen Erhebung. Als nun aber der König von den Ständen die Mittel zu ihrer Bekämpfung begehrte, weigerten sie jede Geldbewilligung und forderten politische Reformen. So zwischen die widerspenstigen Stände und die aufständischen Hugenotten mitten innegestellt, beschloß die Regierung, den Frieden mit den Letzteren zu erstreben (Februar 1577), da man kaum wisse, wovon man leben solle. In der That rückten nun zwei königliche Heere ins Feld und erfochten auch einige Vortheile, zumal Heinrich von Montmorency sich bewegen ließ, zum König überzutreten; doch Heinrich III. wollte dem Herzog von Guise nicht den Ruhm eines durchschlagenden Erfolges lassen, der seinen ohnehin lästigen Einfluß nur noch verstärkt haben würde, und kam selber herbei, um den Frieden zu Stande zu bringen. Am 17. September 1577 wurde er zu Bergerac bei Poitiers abgeschlossen. Er gewährte den Reformirten Gewissensfreiheit überall, die Religionsübung da, wo sie am Tage des Vertrages bestanden, außerdem an einem Orte in jedem Amtsbezirk (bailliage) und für den hohen Adel in seinen Häusern. Für die nächsten sechs Jahre blieben den Hugenotten acht Sicherheitsplätze in Languedoc, Provence, Dauphiné und Guyenne, die Besatzungen bezahlte der König. In diesen südlichen Provinzen erhielten endlich die Parlamente protestantische Kammern für Prozesse zwischen den Angehörigen verschiedener Bekenntnisse. Für alle diese weitgehenden Zugeständnisse versprachen die Protestanten nur ihre Verbindungen aufzulösen, so gut wie die Katholiken ihre Vereinigungen. Der Friede schien diesmal auf die Dauer gesichert zu sein.

Heinrich III. Wäre nur Heinrich III. ein Anderer gewesen, als der er war! Aber in ihm war nichts von dem Bewußtsein des schweren Ernstes dieser Zeit lebendig. Mit kleinen Künsten glaubte er die großen Dinge beherrschen zu können. Persönlichen Anstrengungen zeigte er sich abhold. Obwol gesünder als die anderen Söhne Katharina's, liebte er doch weder Jagden noch Turniere. Am liebsten verweilte er in seinen Palästen und Gärten, vergnügte sich mit Hunden, Affen und Papageien, lachte über die Späße italienischer Gaukler und fühlte sich am wohlsten im Kreise seiner „Mignons", junger Stutzer ohne Verdienst und Charakter, die er durch stolze Titel und einträgliche Aemter an sich fesselte und die sein Behagen durch Erinnerung an seine Königspflicht niemals störten. Auch religiöse Fragen beschäftigten ihn nicht ernsthaft. Er machte zwar alle Aeußerlichkeiten seines Bekenntnisses eifrig mit, hatte jesuitische Beichtväter und war weit entfernt von grundsätzlicher Duldung Andersgläubigen gegenüber, wenn auch nicht blind gegen die Mißbräuche der herrschenden Kirche. Aber seine Handlungsweise wurde in erster Linie durch Macchiavelli's Lehren und astrologischen Aberglauben bestimmt.



Hofball unter Heinrich III. Nach dem Gemälde im Louvre.

Aeußere Politik Heinrich's III. Trotz der Nichtigkeit des Königs genügte doch die Wiederherstellung des inneren Friedens, um sofort die alte überlieferte Richtung der französischen Politik gegen die Uebermacht Spaniens zu neuer Geltung zu bringen. Während die Guisen wie eine selbständige Macht aller Orten die katholische Reaktion beförderten und damit Spanien thatsächlich in die Hände arbeiteten, erschien Heinrich's III. Bruder Franz von Anjou-Alençon zweimal in den Niederlanden und sah sich 1582 als Landesherr in den mittleren Provinzen anerkannt, durfte sich sogar auf die Hand Elisabeth's Hoffnung machen. Wie er diese nicht erhielt und jene durch seine eigene Schuld wieder verlor, ist schon erzählt worden. Gleichzeitig unterstützte Frankreich unter der Hand die Bemühungen des portugiesischen Thronbewerbers Antonio um die Eroberung der Azoren, welche freilich mißlang (Juli 1582).

So wenig nun die französische Politik die Fortschritte der Spanier aufzuhalten vermochte, so sehr genügte ihr Verfahren, um Spanien aufs Aeußerste zu reizen. Granvella, seit Mitte 1579 sein leitender Minister (s. S. 514), rieth in der That schon zum offenen Kriege mit Frankreich.

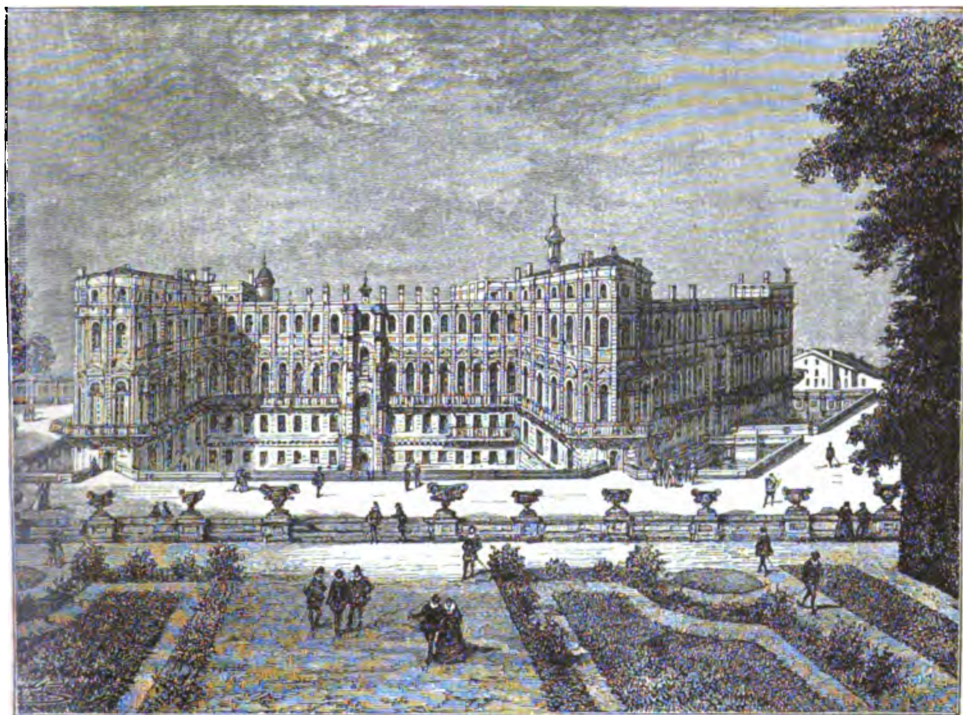
Der siebente Krieg. Nur in ärgere Verlegenheiten also hatte die Halbheit in dem Verhalten des Königs das Land hineingeführt. Zugleich mehrten sich von Jahr zu Jahr die inneren Schwierigkeiten. Ein neuer Bürgerkrieg, halb und halb durch den Leichtsinn Heinrich's III. verschuldet, setzte es ein Jahr hindurch abermals in Verwirrung. Nicht sowol kirchliche, als

höchst persönliche Gründe riefen ihn hervor. Heinrich von Navarra forderte die bisher zurückgehaltene Mitgift seiner Gemahlin, Margaretha von Valois, Agen und Cahors. Da ihm diese verweigert wurde, und der König überhaupt die Thorheit beging, seinen Schwager über die notorischen Liebesverhältnisse Margaretha's zu unterrichten, im Wesentlichen nur, um den dabei betheiligten Edelleuten, die er nicht leiden mochte, einen Streich zu spielen, so griff der Navarrese zu den Waffen (November 1579), dabei unterstützt durch Diejenigen, welche Heinrich's III. Angeberei geschädigt hatte. In diesem „Kriege der Verliebten", wie der Volkswitz ihn spöttisch nannte, verlor der König La Fère bei Paris und Cahors, welches Heinrich von Navarra nach blutigem fünftägigen Kampfe nahm, und konnte ihn schließlich nur versöhnen, indem er ihm die beanspruchten Städte überließ (26. November 1580).

Der Ursprung der „heiligen Ligue". Indessen von dieser Seite drohte die geringste Gefahr. Viel bedenklicher war die Zerrüttung der Finanzen, welche schon unter Heinrich II. begonnen hatte und durch die Bürgerkriege seit 1562 bis ins Unerträgliche gesteigert wurde. Die bedenklichsten Mittel: Erhöhung der Auflagen, Vermehrung der verkäuflichen Aemter, Veräußerung der Domänen, halfen nur auf kurze Zeit, und was so aufgebracht wurde, verschwendete der Hof in sinnloser Ueppigkeit. Bereits in den Bewegungen seit 1573 hatten diese Beschwerden eine große Rolle gespielt. Jetzt versuchte eine Versammlung von Vertrauensmännern der Krone, die Ende des Jahres 1583 in St. Germain zusammentrat, zu helfen, indem sie Untersuchungen über Finanzbeamte verhing und eine Reihe von Besoldungen strich. Das nützte jedoch nur wenig. Gegenüber der wachsenden Mißstimmung und den Guisen, die eine ganz selbständige Politik verfolgten, versuchte der König sich auf seine „Mignons" zu stützen, ernannte Joyeuse zum Admiral der Flotte, den ränkevollen und gewandten Epernon zum Generalobersten der Infanterie und Gouverneur von Metz, Toul und Verdun. Dies wie die ganze Günstlingswirthschaft am Hofe erregte wiederum lebhafte Mißstimmung unter den alten Adelsgeschlechtern, welche die hohen Aemter und namentlich die Gouvernements bisher allein inne gehabt hatten. So gewannen die alten Gedanken der „Politiker" über die Umgestaltung Frankreichs in eine beschränkte (ständische) Monarchie neue Kraft, nur daß die Partei, welche sie jetzt aufnahm, eine entschieden katholische Färbung zeigte. Denn an ihre Spitze traten sofort die Guisen. Es war nicht schwer, Heinrich III. als einen Gönner der Ketzer hinzustellen, hatte er doch in der That zweimal den Reformirten günstige Friedensbedingungen gewährt, und als nun vollends mit dem Tode Franz von Anjou's (10. Juni 1585) die Nachfolge des protestantischen Heinrich von Navarra ganz unzweifelhaft wurde, da nahmen die Bestrebungen dieser katholisch-ständischen Partei rasch einen sehr bedrohlichen Charakter an.

Noch bestanden die geheimen katholischen Verbindungen, welche sich seit 1576 gebildet hatten, trotz des Edikts von Bergerac, und die Guisen unterhielten mit Spanien und Rom die engsten Beziehungen. Da nun Philipp II., seit 1584 im offenen Kampfe mit Elisabeth und Angesichts des raschen Fortschritts seiner Waffen in den Niederlanden, mit Heinrich's III. Bestrebungen aber auf diesen wie auf anderen Gebieten zusammengestoßen war, so hielt er es ebensowol für zweckmäßig wie gerechtfertigt, die katholische Partei in Frankreich zu unterstützen, um die Thronbesteigung Heinrich's von Navarra unter allen Umständen zu hindern. Sein nächster Erfolg war der Abschluß der „heiligen Ligue" von Joinville mit den Guisen (31. Dezember 1584). Nach Heinrich's III. Tode sollte danach die Krone an den Kardinal Karl von Bourbon, den Bruder Anton's von Navarra, fallen. Den Protestantismus in Frankreich und den Niederlanden wollten die Bundesgenossen gemeinsam ausrotten, zu diesem Zwecke gewährte der König auf das erste Jahr eine Million Scudis (zu 4 Francs) Beihülfe. Dagegen versprachen die Guisen zu bewirken, daß Frankreich auf ein Bündniß mit den Türken und die Fahrten nach den spanisch-amerikanischen Besitzungen verzichte, Antonio von Portugal ausliefere und Cambray sammt Nieder- (Französisch-) Navarra mit Béarn an Spanien abtrete. Es war ein Meisterzug der spanischen Politik. Denn während Philipp II. nach allen Seiten sich vollkommene Sicherheit und erhebliche Vortheile ausbedang, erhielten die Guisen nichts als ein Versprechen spanischer Hülfe, dagegen opferten sie dafür

e wichtigsten französischen Interessen in einer Weise auf, die den Landesverrath nicht blos reifte. Während nun der leitende Ausschuß der Ligue in Paris seinen Sitz nahm, Waffen ıkaufte und das Volk durch Predigten und Flugschriften gegen die Thronfolge des „Ketzers“ ıfregte, drängten Parma und Mendoza — damals Gesandter in Paris — den Herzog einrich von Guise unermüdlich vorwärts. Doch erst dann entschloß sich dieser zur Schild-:hebung, als ihm die Kunde zukam, der König habe befohlen, ihn festzunehmen. Da bemächtigte : sich des festen Chalons (21. März), und aller Orten musterte die Ligue ihre Kräfte. In ıren Händen befanden sich die Champagne, ein Theil der Picardie, die Normandie, Bretagne und ›urgund, also fast ganz Nord- und Ostfrankreich. Ein Manifest verkündete als den Zweck ihrer :rhebung, die Beseitigung der Günstlingswirthschaft am Hofe, Herstellung einer von den Reichs-änden zu berathenden Regierung, endlich Verhinderung der ketzerischen Thronfolge (1. April).



Schloß St. Germain.

Hätte Heinrich III. wirklich sein und des Landes Interesse verstanden, so mußte er diese Rebellion, die Frankreich an die Fremden verrieth, niederwerfen. Aber dazu besaß er weder Einsicht noch Muth noch Kraft. Er fand keinen andern Ausweg, als Katharina um ihre Vermittlung anzugehen, und diese brachte allerdings mit den Führern der Ligue in Nemours einen Vertrag zu Stande, sehr schnell sogar, denn er gewährte der Gegenpartei Alles, was sie irgend wünschen konnte: für die Guisen und ihren Anhang eine Reihe fester Plätze und Leibwachen, gegenüber den Reformirten die Annahme der liguistischen Politik (7. Juli 1585). Demgemäß verbot der König durch ein Edikt, welches das Parlament am 28. Juli registrirte, also anerkannte, die Ausübung des protestantischen Bekenntnisses und forderte zudem bei Todesstrafe und Gütereinziehung den Uebertritt der Hugenotten zur alten Kirche binnen sechs Monaten. Es war der erste Beweis, daß die Regierung an die katholisch-ständische Partei übergegangen sei, eine Partei, die nicht das Interesse des Landes, sondern ihren Sonder-vortheil und die Alleinherrschaft des päpstlichen Katholizismus als Ziel verfolgte, ein großer Sieg zugleich Spaniens über Frankreich.

Rom und die Ligue. Eben diese Erwägung hat in Rom lange Zeit die Parteinahme für die Ligue gehindert. Gewiß wollte das Papstthum die Ketzerei in Frankreich vernichten und die Thronbesteigung eines Protestanten vereiteln, aber ebenso gewiß konnte es das Uebergewicht Spaniens nicht befördern helfen, das ohnehin schon schwer genug auf Italien lastete und den Staaten der Halbinsel keinerlei freie Bewegung verstattete. Zudem hatte man im Vatikan Ursache, das herrische Verfahren Philipp's II. gegenüber der spanischen Kirche unerträglich zu finden (s. S. 378). So war Gregor XIII. nicht dazu zu bringen gewesen, das Verfahren der Ligue ausdrücklich zu billigen oder gar die Bannbulle gegen Heinrich von Navarra zu schleudern, so beharrlich auch der spanische Botschafter Olivarez darauf bestand, und auch Sixtus V. weigerte sich dessen, so lange die Ligue sich im offenen Gegensatze zu König Heinrich III. befand. Erst als dieser mit dem Vertrage von Nemours sich den Bestrebungen der Ligue anschloß und damit ein Gegengewicht wider den spanischen Einfluß zu bieten schien, ließ der Papst seinen Widerspruch fallen und verhing unterm 9. September 1585 den Bann über Heinrich von Navarra und Condé, erklärte sie als rückfällige Ketzer ihrer Güter und Rechte verlustig, entband ihre Vasallen und Unterthanen vom Eide der Treue.

Der achte Religionskrieg. Das war das Signal zu neuem Kriege. Abermals fochten die Protestanten um ihre Existenz, Heinrich von Navarra für sein gutes Recht auf die Krone. Für den Augenblick verband sich Beides, ob auf immer, das konnte schon damals zweifelhaft sein im Hinblick auf das Manifest, das Heinrich am 10. August 1585 von Bergerac aus erlassen hatte, denn darin erklärte er, er halte an den (alten) Glaubensbekenntnissen der katholischen Kirche fest, unterwerfe sich den Beschlüssen der älteren gesetzmäßigen Konzile und wolle sogar seine Sicherheitsplätze räumen, falls die Guisen ihre Gouvernements aufgäben. Das sah aus, als ob er sich eine Hinterthür öffnen wollte zur Rückkehr in den Schooß der römischen Kirche, falls der Preis der Mühe lohnte.

Indessen zunächst führte er seine und der Reformirten Sache mit Thatkraft und Glück. Auch Heinrich von Montmorency in Languedoc unterstützte ihn, so schwach auch die Partei der Politiker, dank des neu entfachten kirchlichen Fanatismus, geworden war. Viel wichtiger war der Beistand des protestantischen Auslandes. England und Dänemark sandten Geld; die protestantischen Schweizerkantone erlaubten Werbungen, in Deutschland rüstete Johann Kasimir von der Pfalz. So trieb auch in Frankreich der Weltkampf zur Entscheidung, während Spanien schon seine Armada in Bereitschaft setzte, Babington in England seine Verschwörung plante und Parma in den Niederlanden nach Antwerpens Fall Festung auf Festung nahm. Diese furchtbare Spannung aller Verhältnisse stieg durch die Hinrichtung Maria Stuart's auf den höchsten Grad und nun folgten auch in Frankreich, wo das Jahr 1586 in kleineren Kämpfen verstrichen war, rasch die großen Schläge. Von Deutschland führte Graf Fabian von Dohna 16,000 Schweizer, 4000 deutsche Reiter, 3500 Franzosen heran, um Heinrich III. „von einer Partei zu befreien". Es galt ihre Vereinigung mit Heinrich von Navarra zu verhindern, der seinerseits von Poitou heranzog. Deshalb sammelte sich das eine königliche Heer unter Heinrich von Guise und Karl von Mayenne, von spanischen Hülfsvölkern verstärkt, im Osten unweit der lothringischen Grenze, das andere führte Joyeuse nach dem Poitou. Trotzdem gelang es Fabian von Dohna, durch die Champagne über die obere Seine an Paris vorüber bis nach Chartres vorzudringen. Die Möglichkeit einer Vereinigung mit Navarra war also nicht ausgeschlossen, zumal Joyeuse ihm erlag. Denn als er bei Coutras (nordöstlich von Bordeaux) am 20. Oktober 1587 dem viel schwächeren Heere Heinrich's die Schlacht anbot, erfocht dieser vornehmlich durch sein treffliches Geschütz und Fußvolk den glänzendsten Sieg, den ersten, den ein hugenottisches Heer im Felde davon trug. 2000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen Joyeuse mit zahlreichen Edelleuten. Da aber Heinrich's Heer zum Theil aus adeligen Freiwilligen sich zusammensetzte, die ihres Sieges nun daheim sich freuen wollten, so löste es sich nach der Schlacht beinahe auf, und auch der Fürst widerstand nicht dem Wunsche, seiner schönen Geliebten, der Gräfin von Grammont, die erbeuteten Fahnen zu Füßen zu legen. Gleichzeitig gelang es auch dem König, die bis Chartres vorgedrungenen

Schweizer davon zu überzeugen, daß sie in der That nicht für ihn kämpften, wie man ihnen gesagt hatte, sondern gegen ihn. Das wollten sie nicht, sie wichen zurück. Da führte sie Dohna gegen Guise, der inzwischen herangekommen war. Aber über der lustigen Feier des Martinstages (10. November) ließ er sich in Auneau (östlich von Chartres) durch den Herzog überfallen und erlitt eine schwere Schlappe. Durch scharfe Verfolgung kam das Heer dann vollends der Auflösung nahe, nur ein kleiner Rest stieß zu Navarra.



Kampfscene aus dem achten Religionskrieg. Zeichnung von A. de Neuville.

Die Ligue der Sechzehn. Doch so wenig dieser seinen Erfolg ausgebeutet hatte, so wenig that es jetzt der König; er meinte, Heinrich von Béarn sei nicht sein schlimmster Feind. Er hatte ganz Recht, daß ihm die Guisen gefährlicher seien. Denn Anfang Januar 1588 verständigten sie sich mit den Häuptern der Ligue in Nancy und Soissons über neue Forderungen, deren Bewilligung den König ihnen und Spanien mit gebundenen Händen ausgeliefert hätte. Abgesehen davon, daß man ihm zumuthen wollte, die Tridentiner Beschlüsse in jeder Richtung auszuführen, sollte er der Ligue einige Festungen einräumen, die Güter der Protestanten verkaufen, um davon ein katholisches Heer in Lothringen aufzustellen und schließlich alle Diejenigen aus seiner Umgebung entfernen, die ihm die Ligue bezeichnen würde!

Zugleich unterhöhlte man ihm in Paris den Boden unter den Füßen, hetzte mit allen Mitteln die Bevölkerung gegen den König auf. Denn an sich war die Ligue wegen ihrer Verbindung mit Spanien gründlich unpopulär im Volke, und nur fortgesetzten Aufreizungen konnte es gelingen, wenigstens in den größeren Städten die Massen auf ihre Seite zu bringen. Von den Kanzeln und in den Beichtstühlen schürten die Geistlichen; Prozessionen zum Theil aus weiterer Entfernung durchzogen in bekreuzten weißen Gewändern die Straßen; geheimnißvoll ging es von Ohr zu Ohr, die Ligue gebiete über 80,000 Mann, und binnen drei Monaten werde nur noch eine Religion im Reiche sein. Sogar von Mordversuchen gegen Heinrich III. war die Rede. Schließlich verbanden sich die sechzehn Theile der Hauptstadt zur „Ligue der Sechzehn“ (ligue des Seize), um die katholische Religion zu „schützen“ (25. Januar). Bald darauf erschien Karl von Mayenne in Paris und verständigte sich mit den Sechzehn.

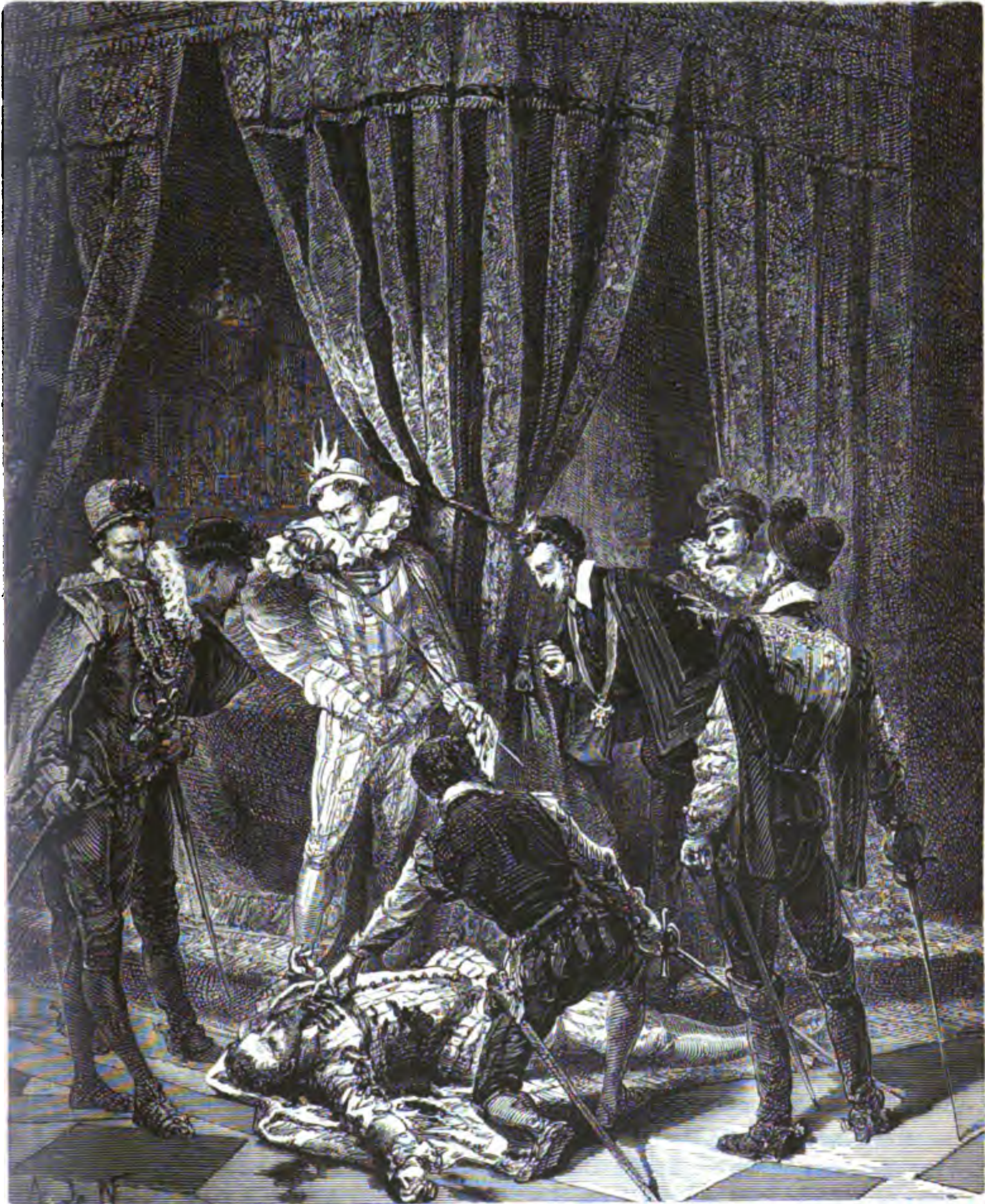


ET. DAVID — Umzug der Ligue. Nach einem Stiche aus der Kollektion Hennin. — GERARD ET MEYER

Als nun der König nach längerer Abwesenheit wieder zurückkehrte, war er erstaunt über die fieberhafte Aufregung und die Abneigung, die ihm überall entgegentrat; er meinte doch im Kriege das Beste gethan zu haben, und jetzt pries Alles den Herzog von Guise als Sieger! Doch er begnügte sich mit gelegentlichen Verwarnungen, that nichts Ernsthaftes gegen die anschwellende Bewegung, beging vielmehr mit seinem sittenlosen Hofe den Karneval so leichtsinnig und verschwenderisch wie nur jemals.

Die Barrikaden. Doch den Guisen nachzugeben war er doch keineswegs gesonnen. Er übertrug vielmehr eben jetzt an Nevers die Picardie, an seinen Günstling Epernon die Normandie, auf die sich Aumale und Guise Rechnung gemacht, beides Küstenprovinzen, doppelt wichtig in diesem Augenblick, wo die spanische Armada zum Auslaufen sich anschickte und ein Handstreich oder ein Verrath ihr einen französischen Hafen in die Hände spielen konnte. Er berief weiter seine Schweizer Garden nach Lagny, ein paar Meilen östlich von der Hauptstadt; er brach endlich mit seiner Mutter, die immer noch die Vermittlerin gespielt hatte, indem er sich für die Zukunft ihren Rath gänzlich verbat. Während er so die Gegner reizte, ohne ihnen doch die Furcht einzuflößen, trieb Spanien die Ligue vorwärts zur Entscheidung. Denn während die Armada England und Niederland unterwarf, sollten die Guisen und ihre Genossen auch Frankreich dem Willen des „katholischen Königs“ dienstbar machen. Anfang April erschien in

seinem Auftrage der Aragonese Moreo bei Guise in Soissons, um ihm die Hülfe Spaniens für den Fall zuzusichern, daß er mit Heinrich III. breche. Wirklich widersetzten sich in der Normandie und Picardie die Anhänger der Ligue den königlichen Befehlen, und in Paris stieg die Gährung immer höher. Da schickte sich Herzog Heinrich von Soissons aus zur Reise nach der Hauptstadt an, gegen den bestimmten Befehl des Königs.



Ermordung des Herzogs Heinrich von Guise. Zeichnung von A. de Neuville. (Zu S. 552.)

Am 9. Mai ritt er mit nur acht Reitern durch das Thor von St. Denis in Paris ein, sobald man ihn erkannte, mit wachsendem Jubel empfangen. Bei Katharina erschien er zuerst, erklärte erregt auf ihre erstaunte Frage, er komme, um sich zu rechtfertigen und die Katholiken zu vertheidigen und begab sich dann zum König ins Louvre. Der aber wandte ihm nach wenigen Worten den Rücken und bezeigte sich überhaupt so ungnädig, daß der Herzog einen Augenblick das Aergste

befürchtete. Indeß kam er glücklich in seinen Palast, und als er am nächsten Tage mit 400 Edelleuten dem Monarchen wieder seine Aufwartung machte, war der Empfang scheinbar nicht unfreundlich. Doch die Anwesenheit des volksbeliebten Herzogs steigerte die Aufregung zu solcher Höhe, daß der König in seinem Louvre sich nicht mehr sicher fühlte. So beschloß der Staatsrath am 11. Mai, die schweizerischen und französischen Garden, etwa 6000 Mann, die schon in St. Denis sich befanden, in der Hauptstadt einmarschiren zu lassen. Am 12. kamen sie vor Tagesanbruch bei Fackelschein unter dem Klange ihrer Trommeln und Pfeifen zum Thore von St. Honoré herein, besetzten das Louvre, den Grèveplatz vor dem Stadthause, die Getreidehallen, die Altstadt (Cité) auf der Insel und die Brücken. Da brach der Aufruhr los. Zuerst auf dem linken Seineufer, im Universitätsviertel (Quartier latin) rotteten sich Bürger, Studenten und Mönche zusammen; zum ersten Male wuchsen die Barrikaden aus dem Boden und sperrten alle Straßen. Dann lief die Bewegung nach dem rechten Ufer hinüber, und schon gegen Mittag mußte Marschall Biron dem König melden, jede Straße sei eine Festung, die Truppenabtheilungen von einander abgesperrt. Zuerst auf dem Maubertplatze im lateinischen Viertel (genau südlich von der Notre-dame), begannen Bürger und Studenten den Angriff. Von allen Fenstern aus beschossen, selbst ohne bestimmte Befehle und vor Allem ohne Speise und Trank wichen die Truppen zurück, streckten die Waffen. Wie hier, so ging es durch die ganze Stadt, mit Mühe behauptete sich ein Rest am Louvre. Es blieb dem König nichts übrig, als des Herzogs Vermittlung anzurufen. Der hatte sich inzwischen anscheinend theilnahmslos in seinem Palaste gehalten, welcher von Bewaffneten starrte; jetzt ritt er allein und unbewaffnet durch die Straßen. Sein Wort genügte, um die eingeschlossenen Garden zu befreien, sie zogen sich um das Louvre zusammen. Der Aufstand hatte gesiegt, die Ligue war die Herrin von Paris.

Noch war der König in der Stadt. Als man ihm aber zumuthete, mit seinem Bezwinger, dem Herzog, durch die Straßen zu reiten, um die Aufregung zu beschwichtigen, und neue Zusammenrottungen ihm am 13. Mai gemeldet wurden, da faßte er sich kurz. Mit seinen Räthen und Hofleuten setzte er sich Nachmittags in den Tuilerien zu Pferde und ritt, von seinen Garden gedeckt, durch das einzige noch offene Neuthor hinaus nach Chartres.

Die Reichsstände in Blois und der Mord der Guisen. Der Gewalt der Ligue entzog er sich damit nicht. Mit der Annäherung der Armada und der großen Entscheidung, die sie bringen sollte, wuchs ihre Kraft unwiderstehlich und unterwarf ihr den König. Am 19. Juli 1588 unterzeichnete er das „Unionsedikt". Gegen das Versprechen der Liguisten, alle auswärtigen Verbindungen aufzugeben, verhieß der König, den Krieg gegen die Reformirten bis zur gänzlichen Vertilgung ihres Glaubens fortzuführen, wie wieder seine Unterthanen sich eidlich verpflichten sollten, niemals einen nichtkatholischen König anzuerkennen. Außerdem wurde Epernon entlassen, Heinrich von Guise zum Generalstatthalter bestellt.

Doch damit war das Maß seiner Demüthigungen keineswegs erschöpft. Am 16. Oktober traten die Reichsstände in Blois zusammen. Wenn nun Heinrich III. in seiner Eröffnungsrede der Hoffnung Ausdruck gab, sie würden zur Wiederaufrichtung des Königthums ihm die Hand bieten, so belehrten ihn schon die nächsten Wochen, daß das genaue Gegentheil das Ziel des Reichstages sei. Nach seinen Forderungen sollte ins Künftige das Recht über Krieg und Frieden in ihrer Hand liegen, sollten die Abgaben erheblich vermindert und ihrer Bewilligung unterworfen sein, sollten weiter ihre Beschlüsse weder von einer vorhergehenden Berathung im Staatsrathe noch von der Anerkennung der Parlamente abhängig sein. Das will sagen: die höchste Gewalt ging an die Stände über, neben ihnen bedeutete nur noch Heinrich von Guise etwas; dem König blieb nichts als der Titel der Macht. Er hatte viel Unwürdiges ertragen, und noch mehr Unwürdiges gethan; daß ihm jetzt die Stände nach der Krone griffen, erfüllte ihn mit grimmiger Erbitterung, mit tödtlichem Haß gegen Diejenigen, unter deren Leitung das doch Alles geschah, die Guisen. Schon im Mai war ihm der Gedanke nahe getreten, sich des Herzogs gewaltsam zu entledigen, jetzt wurde er zur That, denn Heinrich III. war Katharina's Sohn und die Bartholomäusnacht seine Schule. Als am Morgen des 23. Dezember der Herzog sich in die Sitzung des Staatsrathes begeben wollte, wurde er zum König beschieden.

Im Vorzimmer fielen die Edelleute Heinrich's über ihn her und stießen ihn nieder. Gleich darauf ward der Kardinal von Guise, der ganz nahe dabei krank lag, ebenfalls überfallen und im Korridor umgebracht, der Kardinal Karl von Bourbon in Gewahrsam genommen. Unter dem fürchterlichen Eindruck des Doppelmordes, in der Vorahnung seiner schrecklichen Folgen ist Katharina von Medici am 5. Januar 1589 verschieden.

Heinrich's III. Ausgang. Heinrich III. hatte ihr gesagt, jetzt sei er wieder König von Frankreich geworden, da er den König von Paris habe tödten lassen; er war also kurzsichtig genug zu glauben, mit dem Morde ihrer Häuptlinge sei die Ligue todt. Doch die Ligue erwies sich als eine Hydra. Das katholische Frankreich beantwortete die blutige That mit der Lossagung vom letzten Valois, mit allgemeiner Erhebung. Im Norden und Osten stellte sich Karl von Mayenne, der Bruder des Ermordeten, an die Spitze; im Süden wurde das fanatisirte Lyon der Hauptsitz der Bewegung. In diesen südlichen Landschaften, wo Protestanten und Katholiken durch einander wohnten, rissen jäh alle Bande der Ordnung; bewaffnete Banden machten alle Straßen unsicher, mitleidslos raste der Fanatismus gegen alle irgendwie der protestantischen Gesinnung Verdächtigen. Und nun trat Spanien energischer als je hervor. Die Armada war vernichtet, die Herrschaft über die Meere tief erschüttert, die Behauptung der Niederlande unmöglich, wenn Philipp II. nicht in Frankreich den entscheidenden Einfluß besaß. Ihn zu gewinnen, war jetzt der König fest entschlossen. Er sandte Geld an Mayenne, er gab auf direkte Aufforderung von Paris Befehl, Parma's Heer an der französischen Grenze bereit zu stellen, er ließ seinen Gesandten Mendoza in der Hauptstadt den Widerstand gegen Heinrich III. organisiren, er drängte durch Olivarez in Rom Sixtus V. zum Erlaß der Bannbulle gegen den Valois. Umsonst hatte sich dieser beim Papste um Absolution von dem schwersten Verbrechen, einen Kardinal der römischen Kirche ermordet zu haben, bemüht: am 5. Mai 1589 erließ Sixtus V. an ihn die Aufforderung, binnen zehn Tagen den gefangenen Bourbon frei zu lassen und sich in Rom zu verantworten, bei Strafe des Bannes. Ihm vorauseilend entband die Sorbonne das Volk bereits vom Eide der Treue.

Von wachsender Empörung im Innern bedroht, vor die Gefahr eines Krieges mit Spanien und des Bruches mit dem Papste gestellt, ohne Heer und ohne Geld, so sah Heinrich III. nur noch einen Ausweg: er warf sich Heinrich von Navarra und den Reformirten in die Arme, denen er soeben noch den Krieg auf Tod und Leben erklärt hatte.

Am 3. April schloß Duplessis-Mornay, Heinrich's (IV.) Vertrauter, den Vertrag ab. Dieser stellte das hugenottische Heer von 6000 kampfgewohnten Veteranen dem Könige zur Verfügung, gewährte dafür den Reformirten Religionsfreiheit überall und Saumur als Sicherheitsplatz. Ein paar Wochen nachher besiegelte eine persönliche Zusammenkunft beider Fürsten in Plessis-les-Tours das neue Bündniß (30. April).

Verstärkt durch Schweizertruppen und auch durch zahlreiche katholische Edelleute, in denen Parteiwuth und Religionshaß noch nicht das Gefühl für nationale Pflicht erstickt hatten, drängten die beiden Fürsten die Gegner von der Loire zurück und erschienen endlich mit 40,000 Mann vor Paris. Schon waren Poissy und St. Cloud genommen, die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, und mit grimmiger Befriedigung blickte Heinrich III. von den Höhen im Westen auf das Häusermeer zu seinen Füßen, von dem er bald nichts mehr übrig lassen wollte als Ruinen, da traf der Dolch des Mörders, den er so oft gegen Andere geschärft hatte, ihn selber. Für jeden strenggläubigen Katholiken war er durch seinen Bund mit dem ketzerischen Navarra selbst ein Ketzer geworden, ein Tyrann, den zu tödten nach jesuitisch-römischer Moral nicht nur Recht, sondern Pflicht war. So dachte auch der Dominikaner Jakob Clement. Am Morgen des 1. August verschaffte er sich in St. Cloud Zutritt beim König, und indem er ihm eine Bittschrift überreichte, stieß er dem Ahnungslosen sein vergiftetes Messer in den Leib. Auf der Stelle fiel er zwar unter den Streichen der königlichen Garden, aber am Tage darauf war Heinrich III. eine Leiche, der Letzte des Hauses Valois. Getreu dem Charakter, den seine Regierung in den letzten dreißig Jahren angenommen, war das Ende dieses Geschlechts. Als Erbschaft hinterließ es Frankreich eine entwürdigte Krone und die Aussicht auf endlosen Bürgerkrieg.



Heinrich IV. im Kampfe gegen die Ligue und Philipp II.

Das Land zerrissen in zwei grimmig verfeindete Parteien, von denen doch keine stark genug war, die andere völlig zu überwinden, die Einheit und Unabhängigkeit der Nation dadurch und noch mehr durch die spanische Einmischung aufs Schwerste bedroht, das war die Lage, welche Heinrich von Navarra vorfand, als er sich mit dem Tode des letzten Valois den Titel „König von Frankreich“ beilegen durfte. Sterbend hatte ihn noch Heinrich III. als solchen bezeichnet und an sich war sein Thronrecht unzweifelhaft.

Heinrich's IV. Anfänge. Doch die Ligue wollte jetzt so wenig wie jemals einen ketzerischen König; sie erkannte — und mit ihr das Parlament von Paris — den Kardinal von Bourbon als Karl X. an, und da dieser sich im Gewahrsam Heinrich's IV. befand, so übernahm Karl von Mayenne als sein Generalstatthalter die Leitung. Auch Sixtus V. sprach sich für Karl X. aus; er hoffte alle Katholiken Frankreichs noch um ihn zu vereinigen.

In der That drohte einen Augenblick der Abfall der katholischen Anhänger Heinrich's IV. Er konnte sie — und auch so nur theilweise — bloß dadurch an sich fesseln, daß er ihnen in förmlichem Vertrage zusicherte, bezüglich des protestantischen Gottesdienstes es bei den letzten Zugeständnissen Heinrich's III. bewenden zu lassen und alle Aemter mit Katholiken zu besetzen (4. August 1589). Trotzdem verließen viele katholische Edelleute den protestantischen König, die Fortsetzung der Belagerung von Paris wurde ihm deshalb unmöglich, er wich nach der Normandie zurück. Prahlend und siegesgewiß folgte ihm Mayenne im September 1589 mit 25,000 Mann. Doch mit nur 9000 Mann wies Heinrich IV., den man bereits verloren gab, seine Angriffe in einer Reihe kleinerer Gefechte bei Arcques zurück (November), empfing Hülfe von England und hatte die Genugthuung, daß zuerst unter allen auswärtigen Mächten nicht nur die protestantische Schweiz, sondern auch Venedig, die alte Gegnerin der spanischen Vorherrschaft in Italien, ihn als König anerkannte. Selbst mit Rom dachte er sich zu verständigen. Die Möglichkeit seiner „Rückkehr zur katholischen Kirche“ hatte er schon früher angedeutet (s. S. 548); jetzt sandte er während des Winters den Herzog von Luxemburg an Sixtus V. mit der Erklärung, er sei bereit, über die Bedingungen seines Uebertritts zu verhandeln. Die Aufnahme des Herzogs war die freundlichste. „Gott sei gelobt!“ rief Sixtus V. aus, denn er wollte Frankreich zwar katholisch, keineswegs jedoch spanisch sehen. Freilich hatte

er Karl X. anerkannt und sich Mitte Dezember gegenüber Philipp II. zu einem gemeinschaftlichen Kriegszuge nach Frankreich bereit erklärt; er sah sich infolge dessen von dem spanischen Botschafter, dem Herzog von Olivarez, fortwährend gedrängt, nunmehr seinem Versprechen nachzukommen und Heinrich's IV. Unfähigkeit zur Nachfolge auszusprechen, so daß es zwischen Beiden mehrfach zu den heftigsten Szenen kam, aber Sixtus deckte sich mit dem Gutachten der Kardinäle, daß ein schroffes Verfahren gegen Heinrich die den Spaniern feindlich gesinnten französischen Katholiken unfehlbar Jenem in die Arme treiben müsse, und hoffte im Uebrigen auf eine Wendung in Frankreich, um sich von der spanischen Zudringlichkeit zu befreien.

Im Frühjahr 1590 trat diese in der That ein. Heinrich IV. erschien von Neuem im Felde und belagerte, um sich den Weg nach Paris zu öffnen, das wichtige Dreux an der Eure. Zum Entsatz rückte Karl von Mayenne heran. „Wenn euch die Fahnen fehlen, so sprach der König vor der Schlacht zu seinen Edelleuten, so sammelt euch um meinen weißen Helmbusch; ihr werdet ihn auf dem Wege zum Sieg und zur Ehre finden." Und wirklich erfocht er in der Schlacht bei Ivry am 14. März 1590 seinen glänzendsten Sieg. Das Fußvolk der Gegner war ganz, die Reiterei zur Hälfte vernichtet, Fahnen, Wagen und Geschütze zum größten Theil erobert. Mayenne war außer Stande, das Vordringen des Königs zu wehren; zum zweiten Male erschien Heinrich IV. vor Paris, und indem er sich der Brücken von St. Cloud und Charenton bemächtigte, auch einen Entsatzversuch vereitelte, verhing er die strengste Blockade über die Hauptstadt. Doch stärker als die Hungersnoth, die bald dadurch ausbrach, war der Fanatismus der Bevölkerung, und die Sechzehn versäumten im Bunde mit dem spanischen Gesandten Mendoza und dem päpstlichen Legaten Gaetano nichts, ihn immer lebendig zu erhalten.

Obwol nun der Kampf dadurch vollkommen zum Stehen kam, so unterstützte doch selbst dies Sixtus V. in seiner Weigerung jeder Unterstützung der spanischen Politik in Frankreich. Auch gegenüber dem Herzog von Sessa, der im Juni 1590 im besondern Auftrage Philipp's II. nach Rom kam, blieb er fest und suchte Zeit zu gewinnen, indem er seine Kardinäle mit der Prüfung der päpstlichen Rechte gegenüber einer französischen Königswahl beauftragte. Schon war es thatsächlich zum Bruche mit Spanien gekommen, als der Tod des alten Eisenkopfes (27. August 1590) dem spanischen Einfluß im Vatikan zum Siege verhalf. Denn nach dem raschen Tode Urban's VII. (15.—27. September) ging am 5. Oktober aus dem Conclave Gregor XIV. hervor, mailändischen Geschlechts und ganz spanisch gesinnt, bereit, Philipp II. in seinen Plänen gegen Frankreich zu unterstützen.

Philipp's II. französische Pläne. Eben jetzt entfalteten sich diese in einer Weise, welche die Unabhängigkeit und Einheit Frankreichs aufs Aeußerste bedrohte, ein neuer Beleg für die schrankenlosen Entwürfe des Königs, zugleich der letzte Versuch, das katholische Weltreich zu verwirklichen. Am 8. Mai 1590 war Karl (X.) von Bourbon gestorben, damit nach spanisch-liguistischer Auffassung der französische Thron erledigt. Da bei dem hohen Alter des Kardinals ein solcher Fall längst vorauszusehen gewesen, so war Philipp's II. Gedanke vollkommen gereift. Im Juni ließ er Mayenne eröffnen, er wünsche die Wahl des neuen Königs am liebsten durch das Pariser Parlament; da indessen das Erbrecht seiner Tochter von Elisabeth von Valois (s. S. 383), Isabella Clara Eugenia, auf ganz Frankreich unzweifelhaft feststehe, so sei es nothwendig, den künftigen König von Frankreich mit dieser zu vermählen. Für den Fall, daß die Wahl den Herzog von Lothringen treffe, sollte dies Land an Spanien fallen und so die längst erstrebte Verbindung zwischen der Freigrafschaft und Belgien hergestellt werden. Obwol die Ausführung dieses Gedankens Frankreich in einen spanischen Vasallenstaat umgewandelt haben würde, so scheute sich Mayenne doch nicht, darauf alles Ernstes einzugehen, ja er that noch mehr: um die Unterstützung Spaniens für seine eigene Königswahl zu gewinnen, bot er als Preis derselben die Abtretung der Dauphiné, der Provence, Burgunds und der Bretagne an Spanien an, d. h. des gesammten südöstlichen Frankreichs und der Halbinsel, welche für Philipp II. die unschätzbarste Angriffsbasis gegen England abgegeben hätte, ein nackter Landesverrath, welcher seinesgleichen in der neueren französischen

Geschichte nur bei Karl von Bourbon findet (s. S. 206). Nun zögerte Philipp II. nicht, die Ligue aufs Kräftigste zu unterstützen. Im August 1590 rückte Alexander von Parma von den Niederlanden her in Frankreich ein, vereinigte sich bei Meaux mit Mayenne und zwang Heinrich IV. zur Aufhebung der Belagerung von Paris (30. August). Da seine Edelleute in gewohnter Weise nach Hause ritten, so vermochte dieser nur einige feste Plätze zu behaupten; der Feldzug war verloren.

Aber seine Spannkraft war unzerstörbar und bald fehlte es ihm auch nicht an mächtiger Unterstützung. Während Gregor XIV. wirklich ein päpstliches Hülfskorps über die Alpen schickte, kamen an den König Geldsendungen aus England, Hülfsvölker aus der Schweiz und vor Allem führte aus Deutschland mit kursächsischer und pfälzischer Unterstützung der junge Christian von Anhalt, der rührige und begeisterte Verfechter eines Bundes aller Protestanten Europa's, ein stattliches Hülfsheer durch Lothringen heran, wo es sich glücklich mit Latour Vicomte de Turenne, vereinigte (September 1591). Fast wichtiger war es indessen, daß mit dem unverhüllten Hervortreten der spanischen Pläne die große Mittelpartei, welche man früher die Politiker nannte, immer mehr sich verstärkte. Dadurch spaltete sich die Ligue; auf der einen Seite stand der patriotische Adel, welcher zwar einen katholischen König, aber nicht die Auslieferung der wichtigsten Landesinteressen an Spanien wollte, auf der andern die Geistlichkeit, die sich besonders auf die fanatisirten Massen der großen Städte stützte. Ja in Paris stießen beide Parteien aufs Gewaltsamste zusammen. Im November 1591 ließen die Sechzehn den Parlamentspräsidenten Brisson mit zwei Parlamentsräthen, als Gegner der spanischen Bestrebungen, ohne Urtheil und Recht aufknüpfen. Die Gemäßigten in der Bürgerschaft riefen darauf Mayenne herbei und dieser, ein entschiedener Aristokrat und Feind der demagogischen Verhetzung, löste den Rath der Sechzehn auf, ließ seine Führer hinrichten.

So erschien Heinrich IV. abermals stattlich im Felde und wandte sich gegen Rouen. Doch zum zweiten Male mußte er der Kriegskunst Parma's weichen, der im Januar 1592 wiederum erschien. Nun schloß ihn der König allerdings unweit der Seinemündung bei Yvetot völlig ein, aber Parma entzog sich ihm durch einen meisterhaften Marsch, kam glücklich nach Paris und ging selbst, indem er hier einen Theil seiner Truppen zurückließ, nach den Niederlanden zurück. — Wiederum war Heinrich IV. gescheitert, und eifriger betrieb Philipp II. seine Pläne. Indem er am Erbrechte seiner Tochter festhielt, zeigte er sich geneigt, dem Streben der Reichsstände nach möglichster Erweiterung ihrer Macht, der Provinzen und Stadtgemeinden nach Erhöhung ihrer Selbständigkeit entgegenzukommen, allerdings unter der Voraussetzung, daß die Ketzerei völlig ausgerottet werde. Solche Pläne zu fördern, rüstete sich Parma zum dritten Einmarsche in Frankreich, als ein früher Tod seinem thatenreichen Leben in Arras ein Ende machte (3. Dezember 1592). Mit ihm verlor Philipp II. den einzigen großen Staatsmann und Feldherrn, der noch in seinen Diensten stand, ein doppelt empfindlicher Schlag, jetzt, wo die französischen Dinge zur Entscheidung drängten.

Denn soeben berief Mayenne für den 26. Januar 1593 die Stände nach Paris. Da traten aber doch die Gegensätze aufs Allerschärfste heraus. Zwar gegen Isabella's Thronbesteigung hatte die Mehrzahl nicht viel einzuwenden, aber den ihr von Philipp II. bestimmten Gemahl, Erzherzog Ernst von Oesterreich, der dann zugleich Generalstatthalter der Niederlande werden sollte, wies man einmüthig zurück; die Einen dachten an den jungen Karl von Guise, des ermordeten Heinrich Sohn, die Anderen, vor Allem Mayenne, an dessen eignen Sohn.

Heinrich's IV. Uebertritt zum Katholizismus. Während so auf Seiten der Ligue Uneinigkeit und Zerfahrenheit jede Entscheidung hinderte, ging Heinrich IV. sichern Schrittes auf sein Ziel los. Auf der einen Seite erklärte er die Berufung der Reichsstände ohne seinen Willen für Hochverrath, auf der andern ließ er vernehmen, daß er bereit sei, mit Abgesandten derselben zu verhandeln. Wirklich traten darauf in Surênes bei St. Cloud zwölf Bevollmächtigte der Reichsstände mit ebenso vielen katholischen Edelleuten des Königs zur Berathung zusammen und empfingen hier bald die sie überraschende, aber längst vorbereitete Erklärung, Heinrich IV. sei bereit zur katholischen Kirche zurückzukehren gegen seine Anerkennung als König.



Illustrirte Weltgeschichte V.

Zeichnung von A. de Neuville.

Heinrich IV. bei Ivry.

Seine großen kriegerischen Erfolge machte sie noch gewichtiger. Er beherrschte die Seine, nahm Dreux, konnte jeden Tag die Schrecken einer dritten Belagerung über die Hauptstadt verhängen. Die spanische Hülfe von 5000 Mann wollte dem gegenüber nicht viel bedeuten. Das Alles in Verbindung mit den schweren Leiden, welche der unaufhörliche Krieg dem Lande gebracht hatte, verstärkte überall im Volke die Sehnsucht nach dem Frieden, dessen Vorgeschmack zugleich in kluger Berechnung der König der Hauptstadt gab, indem er ihr einen dreimonatlichen Waffenstillstand gewährte. Da sprachen die Reichsstände sich entschieden gegen die spanischen Ansprüche aus und das Pariser Parlament erklärte im Juni 1593 sich offen für das salische Gesetz, die Erblichkeit der Monarchie und die gallikanische Kirche.

Nur noch ein Schritt war nothwendig, um der Ligue und den Spaniern die Waffen aus der Hand zu winden und das Mißtrauen der patriotischen Katholiken zu entwaffnen: die Rückkehr Heinrich's IV. zur alten Kirche. Einem protestantischen König hätte sich die katholische Mehrheit niemals gefügt; diese Mehrheit aber in eine Minderheit umzuwandeln, den Calvinismus zu der Staatsreligion zu machen, das war, wenn es jemals möglich gewesen, damals ganz bestimmt nicht mehr möglich. Denn die Zahl der reformirten Gemeinden war in den Drangsalen des Krieges und unter dem Einflusse höfischer Verlockung doch arg zusammengeschmolzen. Etwas später rechnete man im Ganzen 760 calvinistische Kirchen in Frankreich (außer Béarn und Navarra), von denen z. B. auf Languedoc 212, also über ein Viertel, auf Guyenne 83, auf Poitou 50, auf Saintonge 51, mehr als die Hälfte überhaupt auf den Süden und Westen, etwa fünf Siebentel auf den ganzen Süden kamen. Im Jahre 1562 aber hatte man über 2000 evangelische Gemeinden gezählt! (s. S. 429.) Sollte also Frankreich den endlosen Kampf fortführen zum Vortheile Spaniens, zu seinem eignen Verderben, wenn eines Menschen Wille das verhindern konnte? Ist jemals ein Religionswechsel aus äußeren Gründen zu entschuldigen gewesen, so ist es der Heinrich's IV. Er brachte, so sagte er, seine Ueberzeugung seiner Pflicht zum Opfer, und für diesen kühlen Rechner, dessen Sache religiöse Wärme nie gewesen, war es nicht einmal ein Opfer. So trat er am 25. Juli 1593 in der Kathedrale von St. Denis unter dem Zulaufe von Tausenden zur römischen Kirche über.



Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne.

Unterwerfung des Landes. Die Entscheidung war damit gefallen. Zwar verschworen sich auch jetzt noch die Guisen mit fanatischen Geistlichen und Laien, niemals mit „Navarra“ Friede zu machen und Philipp II. behauptete jetzt wie immer, der König werde niemals aufrichtig katholisch sein, doch das Land wandte sich ab von den vaterlandslosen Liguisten und den selbstsüchtigen Fremden. Anfang des Jahres 1594 ergab sich Meaux, dem folgten rasch Orléans, Bourges, Chartres, selbst Lyon; am 27. Februar ließ sich Heinrich IV. in

Chartres krönen. Auch in Paris ging es mit der Sache der Ligue zu Ende. Die Schmähreden wider den Ketzer verstummten und wichen Lobpreisungen des leutseligen und tapferen Herrschers; schließlich verständigten sich über den Kopf des spanischen Gesandten Mendoza hinweg die städtischen Behörden und der Kommandant Brissac mit dem König über die Uebergabe. In der Morgenfrühe des 22. März, noch bei völliger Dunkelheit, drang Heinrich IV., den weißen Busch auf dem Helme, mit 6000 Mann durch das Neuthor in der Hauptstadt ein. Keine Blutthat schändete seinen Sieg. Nur einige liguistische Fanatiker wurden ausgewiesen, sonst allgemeine Amnestie gewährt, und statt zum Kampfe wider den Ketzer forderten jetzt die Prediger von den Kanzeln zum Gehorsam gegen die Obrigkeit auf. Die spanische Besatzung von 3000 Mann erhielt freien Abzug.

Das Beispiel der Hauptstadt fand alsbald im ganzen Norden Nachahmung. Noch im Laufe des Jahres ergab sich Rouen, die meisten liguistischen Adelshäupter machten ihren Frieden mit dem König, selbst Karl von Guise unterwarf sich (Dezember 1594). Das mißlungene Attentat Jean Chatels führte nur zur Ausweisung der Jesuiten aus Frankreich.

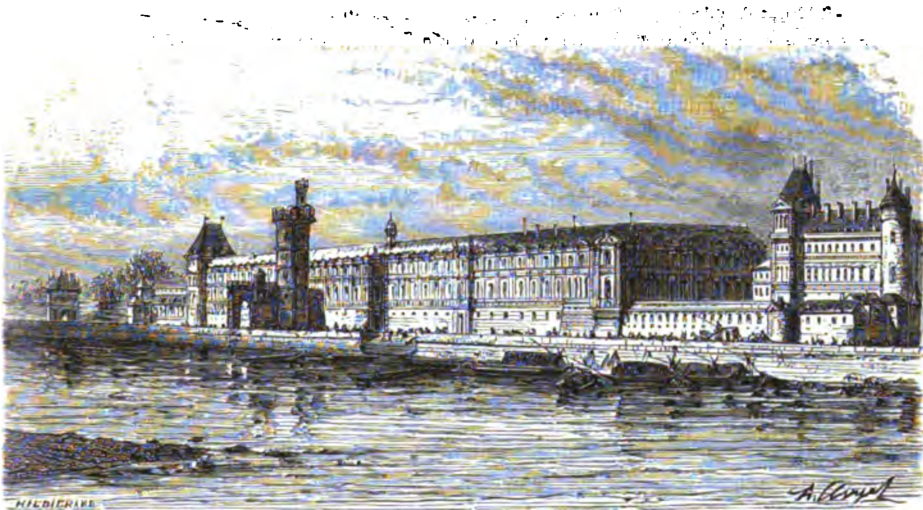
Versöhnung mit Rom. In einzelnen Provinzen dauerte allerdings der Krieg gegen die Reste der Ligue und Spanien noch fort. In der Picardie führte der Herzog von Bouillon die französische Sache; in Burgund bewies der König selbst gegenüber Mayenne bei Fontaine-française seine alte Meisterschaft. Bedrohlich war dies nicht mehr, vollends als nun Papst Clemens VIII. (seit 30. Januar 1592), minder spanisch gesinnt als sein Vorgänger, der spanischen Einwirkung zum Trotze, Heinrich IV. die erbetene Lossprechung vom Banne gewährte (15. September 1595). Er wich dem Willen der französischen Nation, die den Bourbon auch ohne den Papst als König anerkannt hatte und vermied dadurch allein die drohende Gefahr, daß in Frankreich die Gedanken einer von Rom fast unabhängigen (gallikanischen) Kirche zum Siege gelangten. Um dies zu hindern, sah er selbst über die Weigerung Heinrich's IV., die Tridentiner Beschlüsse verkünden zu lassen oder das Mindeste von seinem landesherrlichen Rechte der Kirche gegenüber aufzugeben, hinweg. Nun unterwarf sich auch Mayenne mit den wichtigsten Liguistenführern. Sie erhielten mit ihren Anhängern volle Amnestie, für sich Gouvernements und hohe Geldbeträge (Januar 1596). Nur der Herzog von Mercoeur in der Bretagne stand mit seinem Anhang noch unter Waffen.

Der Friede mit Spanien. Auch der Krieg gegen Spanien währte noch fort, ja er brachte sogar noch einmal für die Sache Philipp's II. günstige Ereignisse. Im Frühjahr 1596 nahm der neue Statthalter der Niederlande, Erzherzog Albrecht Calais und Amiens. Dafür traten indessen England und Holland, dann auch Venedig und Toskana auf Heinrich's Seite, er selbst nahm Amiens nach längerer Belagerung wieder, Graf Essex verbrannte im Hafen von Cadix die spanische Flotte und setzte sich selber dort fest. Und Philipp II. nahm nur allzu deutlich wahr, daß es mit den Kräften seines Landes wie mit seinem Leben zu Ende gehe. Um seinem Sohne zu hoffnungslos zerrütteten Finanzen nicht auch noch einen schweren Krieg zu hinterlassen, nahm er die päpstliche Vermittlung an und ließ zu Vervins in Vermandois über den Frieden unterhandeln. Da er von vornherein sich bereit erklärte, alle seine Eroberungen außer Cambrai herauszugeben, so bestand die wesentliche Schwierigkeit nur in der Verpflichtung Heinrich's, nicht ohne England und Holland mit Spanien sich zu verständigen. Doch darüber setzte sich der König hinweg, und nachdem er im März auch Mercoeur zur Unterwerfung gebracht, schloß er am 2. Mai 1598 den Frieden von Vervins ab. Das Gebiet Frankreichs in seinen alten Grenzen und seine nationale Unabhängigkeit war gesichert.

Das Edikt von Nantes. Schon hatte er damals auch die Grundlage gefunden, auf welcher Katholiken und Protestanten innerhalb des französischen Staates sich künftighin vertragen sollten, ein unerhörter Versuch in einer Zeit, deren kirchlicher Fanatismus nur katholische oder evangelische, nicht gemischte (paritätische) Staaten dulden wollte. Am 13. April 1598 gab er das Duldungsedikt von Nantes. Darnach erstatteten die Reformirten die eingezogenen katholischen Kirchengüter zurück, leisteten die katholischen Zehnten und achteten die katholischen Feiertage. Im Uebrigen war ihnen freie Religionsübung überall da gestattet,

wo sie dieselbe in den Jahren 1586/87 besessen hatten; in solchen Orten durften sie auch Schulen ihres Glaubens errichten. Darüber hinaus hatte der hohe Adel das Recht des Gottesdienstes überall, der niedere Adel wenigstens das des Hausgottesdienstes, ausgenommen Paris und die jeweilige Residenz. In bürgerlicher Beziehung wurden die Reformirten den Katholiken vollkommen gleichgestellt. In Paris und Castres erhielten sie eigene Gerichtshöfe, bei den Parlamenten von Bordeaux und Grenoble konfessionell gemischte Kammern. Der Besitz aller Festungen, die ihnen bis 1597 gehörten, wurde ihnen außerdem auf acht Jahre zugesichert, ihre kriegerisch-republikanische Organisation also aufrecht erhalten.

So schlossen denn die sechsunddreißigjährigen Bürger- und Religionskriege ab mit der Sicherung der so lange Zeit schwerbedrohten Unabhängigkeit und Einheit der Nation, und der Anerkennung des Rechtes der kirchlichen Minderheit. Diese verbesserten Verhältnisse zu festigen, den völlig zerrütteten Wohlstand Frankreichs neu zu gründen, die tief erschütterte Macht der Krone wieder herzustellen, war die nächste Aufgabe Heinrich's IV.



Der Louvre, Königspalast von Frankreich.

Frankreichs Erhebung unter Heinrich IV.

Zustand des Landes. Als Heinrich IV. die Krone Frankreichs erwarb, und damit die Dynastie der Bourbonen (1589—1792) eröffnete, übernahm er das Land in einem Zustande vollständiger Zerrüttung. Das Ansehen der Krone war durch die Schwäche und die Verbrechen der letzten Valois wie durch die ständischen Bestrebungen so gut wie vernichtet. In der Zerrüttung der Bürgerkriege hatten sich die Stadtgemeinden an volle Selbständigkeit gewöhnt, die adeligen Gouverneure der Provinzen betrachteten ihre Stellungen fast als erblichen Familienbesitz, hielten sich Truppen und Festungen im eigenen Namen, und auch die Hugenotten behaupteten ihre kriegerische Organisation und ihre Sicherheitsplätze. Fast hoffnungslos erschien die Finanzlage. Die Grundsteuer (Taille), welche ausschließlich Bürger und Bauern belastete, war zu fast unerschwinglicher Höhe gestiegen und brachte doch infolge der gewissenlosen Verwaltung wenig ein; dazu beliefen sich im Jahre 1598 die Rückstände auf etwa 20 Millionen Livres (zu 6,50 Mark). Die unsinnige Verschwendung des Hofes, die Kosten der Kriege, der Verkauf von Leibrenten, steigerten die Ausgaben Jahr für Jahr und zerstörten das Gleichgewicht im Staatshaushalte vollständig. Durch Verpfändung und Veräußerung von Krongütern, Vermehrung der verkäuflichen Aemter, Verkauf von Adelsbriefen, mit denen die Freiheit von der Grundsteuer verbunden war, wurde natürlich nur augenblickliche

Hülfe geschafft, für die Zukunft dagegen der Staatshaushalt nur noch mehr belastet, die Ausgaben vermehrt, die Einnahmen vermindert, die Staatsschuld so gesteigert, daß man im Jahre 1598 sie auf die kolossale Summe von 348½ Millionen Livres berechnete, mehr als Frankreich vor der großen Revolution jemals gehabt hat.

Diesen Zuständen gegenüber hat Heinrich IV. die königliche Gewalt neu gegründet, die Finanzen geordnet, den Volkswohlstand glänzend entwickelt, und das Alles binnen zwölf Jahren.

Das Meiste dabei thaten doch seine persönlichen Eigenschaften. Er war ein echter Franzose mit allen Fehlern und Vorzügen seines Volkes. Von Herzen gutmüthig und wohlwollend erschien er doch nach außen oft spöttisch und wegwerfend, übte gern seinen scharfen Witz an Allem und Allen, haßte aber Niemand und hat den Gedanken der Rache immer weit von sich gewiesen. In seinen Gewohnheiten war er einfach und schlicht, in Ausgaben für seine persönlichen Zwecke knapp, ja karg; gern mischte er sich, am liebsten unerkannt, unter das Volk, auf steife Würde gab er gar nichts und in seinen zahllosen Liebesverhältnissen haben ihn arge Beschämungen nicht gestört. Aber als Staatsmann wurde er getragen von dem vollen Bewußtsein seiner Stellung: „seinen Scharfsinn, seine Wachsamkeit und Gewandtheit, seine ganze Thatkraft warf er in die Durchführung des monarchischen Gedankens“.

Die Begründung der unumschränkten Königsmacht. Der Steigerung der Krongewalt zu beinahe unumschränkter Macht kam Lage und Stimmung des Landes zu Hülfe. Wie dies nach Perioden erbitterter Kämpfe und tiefer Zerrüttung überall hervortritt, war das Volk an politischen und religiösen Streitigkeiten bis zum Ekel übersättigt, der Ruhe dringend bedürftig, bestrebt die schweren Wunden, welche sechsunddreißigjähriger Bürgerzwist dem Wohlstande geschlagen, wieder auszuheilen und deshalb vollkommen einverstanden mit einer starken Krone, welche für Ruhe und Ordnung bürgte und die Arbeit des Volkes verständig unterstützte. Auf solchem Boden pflegt der fürstliche Absolutismus zu gedeihen und ist er damals in Frankreich erwachsen. Mit der ständischen Entwicklung war es damit zu Ende, und zwar, wie es damals schien, für immer. So ist die Entscheidung über die ganze innerstaatliche Zukunft des Landes in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gefallen. Den ehrgeizigen hohen Adel schloß Heinrich IV. nicht nur von der Theilnahme an den Regierungsgeschäften aus, er verbot auch den Provinzialgouverneuren, eigene Truppen und Festungen sich ohne königliche Erlaubniß zu gestatten und engte ihre Gewalt durch zuverlässige Unterbeamte immer mehr ein. Dem zahlreichen niederen Adel nahm die Errichtung eines stehenden Heeres seine kriegerische Bedeutung, die er namentlich im Süden noch während der Hugenottenkriege behauptet hatte, und nicht mehr wie bisher wurden die königlichen Einkünfte durch Gnadengehalte an diese Herren verschleudert. Auch die Stadtgemeinden fühlten in der scharfen Aufsicht der Krone und ihren Eingriffen in ihre Verwaltung den Eintritt einer neuen Zeit. Von einer Berufung vollends der Reichsstände, welche der Krone mehrmals so gefährlich geworden, war jetzt keine Rede mehr, weil Heinrich's IV. wohlgeordnete Finanzwirthschaft ihm neue Steuerforderungen ersparte; die Provinzialstände aber erwiesen sich als harmlos. Gewiß war des Königs Verfahren im Grunde revolutionär, denn es verletzte hundertjähriges Herkommen; andererseits ist jedoch nicht zu verkennen, daß er dabei überall das Wohl des Ganzen im Auge hielt.

Kirchenpolitik. Auch den kirchlichen Genossenschaften zeigte er oft die Stärke der Krone. Persönlich ohne religiöse Wärme, ja beinahe gleichgültig, und am liebsten mit Männern ähnlicher Richtung verkehrend, so beflissen er auch äußerlich als eifrigen Katholiken sich zeigte und durch Zurückberufung der seit 1595 verbannten Jesuiten (1603), wie überhaupt durch Begünstigung der Mönchsorden die gute Meinung der Geistlichkeit, namentlich aber Roms zu gewinnen suchte, betrachtete er die kirchlichen Parteien nur als politische und suchte sie demgemäß der Hoheit des Staates zu beugen. Die Selbständigkeit der Reformirten zu brechen ist ihm freilich nicht gelungen; der katholischen Geistlichkeit gegenüber, deren Mehrheit die Aufhebung des Konkordats von 1516 (s. S. 156) und die Verkündung der Gesammtheit der Tridentinischen Beschlüsse forderte, stützte er sich auf die starke gallikanische Partei innerhalb der französischen Kirche und gab keinen Fingerbreit nach.



Das Arsenal in Paris unter Heinrich IV. Nach „Topographie de la France“.

Finanzwirthschaft. Gewiß vermochte aber auch nur eine mächtige Königsgewalt das zu leisten, was allein die materielle Blüte Frankreichs wieder zeitigen konnte: die Ordnung der Finanzen und die berechnete Pflege des Volkswohlstandes. Jene knüpft sich vor Allem an den Namen des Oberintendanten der Finanzen, Maximilian von Bethune, Marquis von Rosny,

später Herzog von Sully. Stolz, unabhängig auch gegen den König, dessen Neigung zur Verschwendung er schonungslos und oft mit Erfolg entgegentrat, eifersüchtig auf seine Macht, hartköpfig, aber wie die meisten höhergestellten Hugenotten trefflich gebildet, gewandt, einsichtig in Geschäften und von unermüdlicher Arbeitskraft, obwol dem Neuen abgeneigt und deshalb auch um die Pflege des Volkswohlstandes weit weniger verdient als um die Ordnung der Staatsfinanzen, übernahm und löste er die schwere Aufgabe vor Allem durch peinliche Ordnung in der Verwaltung und rücksichtslose Härte gegen unberechtigte Ansprüche an die Staatskassen. Die Domänen, über deren rechtmäßigen Erwerb kein Nachweis zu führen war, wurden zurückgefordert, die Zollpachtungen wieder an den Staat gebracht, die Taille zwar nicht vermindert, aber erleichtert durch Nachlaß eines großen Theils der aufgelaufenen Rückstände und minder gewaltsames Verfahren bei der Eintreibung. Eine Menge Adelsbriefe wurden aufgehoben, viele unnütze Aemter beseitigt. Indem dann Sully die Erblichkeit der Richterstellen in den Parlamenten gegen jährliche Zahlung von einem Sechzigstel des Werthes, zu dem das Amt geschätzt wurde (Paulette) gestattete, schuf er ebensowol in dem dadurch entstehenden Amtsadel (Magistratur) ein Gegengewicht gegen den Landadel, demnach eine Stütze für die Krone, als auch erhebliche Einkünfte für die Staatskasse. So gelang es ihm nach und nach, eine jährliche Einnahme von 39 Millionen Livres zu erzielen und aus den Ueberschüssen einen Staatsschatz von 41 ⅓ Millionen Livres anzusammeln.

Heerwesen. Gestützt auf so reiche und sichere Hülfsmittel vermochte Heinrich IV. auch das Heerwesen auf neuer Grundlage zu gestalten und damit der Königsmacht die festeste Stütze auch gegenüber ihren inneren Feinden zu verleihen. Er nahm damit nur frühere Bestrebungen, wie sie seit Karl VII. (1422—1461, s. Bd. IV, S. 576), häufig aufgetreten waren, wieder auf. Franz I. hatte seine Kriege im Wesentlichen mit den französischen Gensdarmen und fremden Söldnern geführt (s. S. 202); in den Bürgerkriegen war zu den Letzteren besonders auf hugenottischer Seite das berittene Aufgebot des niederen Adels getreten. Beide Bestandtheile, in der Stärke wechselnd und oft unzuverlässig, waren für planmäßige, nachdrückliche Kriegführung überhaupt nicht geeignet. Jetzt griff Heinrich IV. auf die Gedanken Karl's VII. zurück. Zu einer Garde leichter und schwerer Reiter traten acht französische, durch Werbung gebildete Infanterieregimenter als der eigentliche Kern, Alles in Allem kaum 20,000 Mann mit allem Zubehör, aber ein stehendes, stets wirklich kriegsbereites Heer, welches im Kriegsfalle mit Leichtigkeit auf das Doppelte und Dreifache gebracht werden konnte. Im Frühjahr 1610 wurden in nur wenigen Wochen sogar 70,000 Mann unter Waffen gestellt und aus dem Pariser Arsenal allein 32 bespannte Geschütze gezogen. Unzweifelhaft war damals Frankreich das schlagfertigste Land Europa's.

Volkswohlstand. Alle Maßregeln der Regierung würden indessen zu so günstigen Ergebnissen niemals geführt haben ohne die mächtige Hebung des Wohlstandes, welcher im Wesentlichen stets auf der Arbeit des Volkes in Verbindung mit den natürlichen Mitteln des Landes beruht und von oben herab nur gehemmt oder gefördert, nicht aber geschaffen werden kann. Doch was hier geschehen konnte, ist damals in kluger und thatkräftiger Weise geleistet worden. Die verfallenen oder zerstörten Landstraßen und Brücken wurden wiederhergestellt, der Plan zu einem umfassenden Kanalnetze entworfen und zwischen Seine und Loire wirklich eine solche Verbindung geöffnet. Ein Oberhandelsrath, aus hervorragenden Kaufleuten und Fabrikanten gebildet, sollte die Regierung bei ihren volkswirthschaftlichen Maßregeln unterstützen. Er fand einen höchst ungünstigen Zustand vor. Frankreich führte damals wenig oder gar nichts aus, war namentlich in allen Luxusartikeln auf fremde Einfuhr angewiesen, so daß z. B. für Seide allein jährlich etwa 6 Millionen Livres ins Ausland gingen. Dieses höchst ungünstige Verhältniß konnte nur durch die Erziehung einer einheimischen Industrie und einen neuen Aufschwung des Ackerbaues geändert werden. Darauf eben war das Absehen des Königs gerichtet; er befreite das Kleingewerbe von manchen lästigen Schranken, zog aber vor Allem planmäßig das französische Luxusgewerbe groß, zu welchem Geschmack und Anstelligkeit sein Volk ohnehin besonders befähigten.



Heinrich IV. und seine Räthe. Zeichnung von A. de Neuville.
Heinrich IV. d'Aubigné. Duplessis-Mornay. De Villeroy. Herzog von Sully (Maximilian von Bethune, Marquis von Rosny).

Für Glas-, Gold- und Silbermanufaktur ließ der König Arbeiter aus Italien, für Teppichweberei aus den Niederlanden kommen; vorzüglich aber wurde er Gründer der französischen Seidenzucht und -weberei, die besonders in Paris, Rouen, Troyes, Tours und Lyon aufblühte und den einheimischen Bedarf bald fast vollständig deckte. Die Landwirthschaft wurde mehr noch als durch die königlichen Musterwirthschaften durch die dem Getreide- und Viehhandel gegönnte Freiheit gefördert. So wurde binnen Kurzem Frankreich produktionskräftig und

fähig zu bedeutendem Ausfuhrhandel. Zum größten Ausfuhrhafen erhob sich damals Marseille besonders für Getreide, Vieh, Salz, Leinwand, Tuch, Papier, Waffen, Werkzeuge, Maschinen u. A. Seinen Reingewinn berechnete es jährlich auf 8 Millionen Goldthaler (zu 3 Livres oder 19,50 Mark) und bald überflügelte es Venedig, dessen Levantehandel mehr und mehr zurückging. Für das Binnenland wurde Lyon der wichtigste Exportplatz, vornehmlich für Seidenwaaren. Aber auch Häfen wie Rouen, Havre, Brest, La Rochelle, Bordeaux und Bayonne blühten auf. Im Anschluß daran gelang den Franzosen die erfolgreichste Kolonisation, die ihnen überhaupt geglückt ist. Die Uebermacht Spaniens und innere Zerrüttung hatte sie bisher an so weit aussehenden Unternehmungen gehindert, den Versuch Coligny's zu einer reformirten Kolonie in Florida hatten die Spanier blutig vereitelt, jetzt war deren Macht im Sinken und Frankreich geeint. So gelang die Besiedelung Kanadas, nach dessen Küsten die Franzosen schon unter Franz I. seit 1523 einige Entdeckungsfahrten ausgeführt hatten. Im Jahre 1534 war Jacques Cartier durch die enge Belleislestraße in den Lorenzogolf eingedrungen, das Jahr danach diesen mächtigen Strom bis an die Stelle des späteren Montreal hinaufgefahren. Etwas unterhalb dieser Stelle legte 1608 der treffliche Champlain den Grund zur Stadt Quebec. Die stolzesten Aussichten auf die Verbreitung der französischen Macht über ganz Nordamerika haben sich nachmals daran geknüpft. — Unter so günstigen Verhältnissen hob sich auch schnell die Volkszahl. In den Bürgerkriegen von 12 auf 10 Mill. Seelen herabgekommen, stieg sie von 1598—1610 wieder auf 13 Millionen, der beste Beweis für die zunehmende Blüte des Landes.



Michel de Montaigne.

Adelsverschwörungen. Daß es dieser Regierung an heftigem Widerstreben bei Denen nicht fehlte, die sich in ihren Sonderinteressen durch sie verkürzt fühlten, versteht sich von selbst. So trat im Jahre 1602 Marschall **Biron** an die Spitze einer weit verbreiteten Verbindung großer Vasallen, eifriger Katholiken und einzelner größerer Städte, die Sully's Sturz und Aenderung der ganzen inneren Politik erstrebte. Indeß Biron wurde verhaftet, und, da er zu stolz war, um Verzeihung zu bitten, im Hofe der Bastille enthauptet (31. Juli 1602). Mit dem Leben wenigstens kam bei einem ähnlichen Versuche der Graf d'Aubigné, ein natürlicher Sohn Karl's IX., davon, und auch der Herzog von Bouillon, der in Südfrankreich sich mit spanischer Hülfe ein unabhängiges Fürstenthum gründen wollte, wurde begnadigt (Anfang 1606).

Zeigt die Regierung Heinrich's IV. auf allen Gebieten die Ansätze zu Allem, was Ludwig's XIV. Absolutismus charakterisirte, erscheint sie dadurch als eine Zeit des Ueberganges, so verleugnet sie diese Eigenthümlichkeit auch nicht in der Wissenschaft, der Literatur und Kunst.

Das von Franz I. gegründete Collège de France (s. S. 411) stellte Heinrich IV. wieder her und nur sein jäher Tod hinderte die Vollendung großer Erweiterungspläne. Die fast völlig verwüstete Landesbibliothek in Paris ließ er durch den Historiker de Thou (Thuanus) aufs Neue in Stand setzen. Eine bedeutende **Geschichtschreibung** blühte auf als natürliches Ergebniß dieser wirrenreichen Zeit. **De Thou** (1553—1617) schrieb in der Sprache und nach dem Muster des Livius freimüthig und wahrhaftig die „Geschichte seiner Zeit“ (Historia sui temporis), der Italiener **Davila**, ein Höfling Katharina's von Medici, von katholisch-höfischem Standpunkte aus die „Geschichte der französischen Bürgerkriege“. Besonders ausgebreitet

erscheint die **Memoirenliteratur**, in der Brantome und Montluc den höfischen, die beiden charaktervollen Hugenotten Duplessis-Mornay und d'Aubigné, beide tapfere und treue Mitkämpfer Heinrich's IV., den reformirten Standpunkt vertreten, während Sully's nichts weniger als zuverlässige Denkwürdigkeiten im Wesentlichen nur seine und seines Königs Verherrlichung bezwecken. In der **Alterthumswissenschaft** zeichnete sich **Isaak Casaubonus** aus. In der **Rechts- und Staatswissenschaft** zeigt sich deutlich der Rückschlag, welchen der gewissenlose Mißbrauch der königlichen Gewalt auf das Urtheil über dieselbe geübt. So hatte Franz Hotomann sich für die **ständische Monarchie** ausgesprochen, so trat der vielgelehrte **Bodin** (1530—1596) in seinen „Sechs Büchern vom Staate" zwar für die Monarchie, aber gegen jede Tyrannei auf. Dem ganz entsprechend haben die wilden Religionskämpfe das Urtheil in der **Philosophie** bestimmt. **Bodin** erklärt sich in seinem „Heptaplomeres", worin er sieben Vertreter der verschiedenen Religionen vorführt, für die vollste Gewissensfreiheit, denn in allen Religionen liegt ein Kern der Wahrheit, ihre Verschiedenheit ist der Ausdruck verschiedener Geistesrichtungen. Viel bedeutender ist hier **Michael de Montaigne** (1533—1592). Ein unabhängiger Mann und in die Kämpfe seiner Zeit nicht verwickelt, wurde er der erste christliche Philosoph, der nicht von theologischen, also dogmatischen Voraussetzungen ausging. Ihn hat der wüthende Streit beider Religionsparteien gelehrt, daß die Glaubenssätze, von denen sie ausgingen, unsicher seien. Daher sind für Montaigne alle Religionen gleichviel oder gleichwenig werth; das einzige Kennzeichen ihrer Wahrhaftigkeit liegt in der Tugend ihrer Bekenner. Indem er so alle theologischen Voraussetzungen beiseite schiebt, stellt er sich einfach die Frage: „Was weiß ich?" und sucht durch erfahrungsmäßige Beobachtung die Grenzen der menschlichen Erkenntniß festzustellen, alles in der zwanglosen Form seiner Essais, in klarer, gefälliger Prosa, die für diese Zeit mustergiltig wurde. Durch seine Ideen ist er Vorläufer der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts geworden.



Franz von Malherbe.

Literatur. Lehrten die schrecklichen Erfahrungen der Bürger- und Religionskriege Duldung Andersgläubiger und Befreiung von theologischer Verbildung, so verursachte auch die Erschöpfung, welche sie mit sich brachten, auch das allmähliche Absterben jener durchaus selbständigen, eigenartigen Literatur, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sich entfaltete. Zwei ihrer letzten charaktervollen Vertreter gehören dem hugenottischen Lager an, Wilhelm de Saluste, Herr von **Bartas** (1544—1590) und Theodor Agrippa **d'Aubigné** (1552—1630). Beide wandten ihre streng religiöse Anschauung auch auf die Dichtung an, wollten nichts wissen von antiken Stoffen, sondern wählten sich religiöse Gegenstände. **Bartas**, der in früher Jugend in den Hugenottenkriegen sich tummelte und an seinen bei Ivry erhaltenen Wunden frühzeitig starb, wollte in seiner „Weltschöpfung" (Création du monde) die ganze Entwicklung der Menschheit von der Schöpfung bis zum jüngsten Gericht zur Anschauung bringen. Zwar gelangte er nur bis zur Zeit der israelitischen Könige, doch erlebte das unvollendete Werk schnell 20 Auflagen. Sein poetisches Hauptwerk „die Tragischen" (les Tragiques, erschienen erst 1616), geschrieben „zu Pferde oder in den Laufgräben", schildert in feuriger, eindrucksvoller Sprache das Verderben Frankreichs durch Willkür und Glaubenszwang, und den Heldenkampf der Hugenotten gegen beide. „Er findet Töne, bei denen die Stimme des Lesers zittert", urtheilt ein Franzose. Sein jüngerer Zeitgenosse Aubigné focht schon bei Jarnac (1569) mit, entging nur durch Zufall

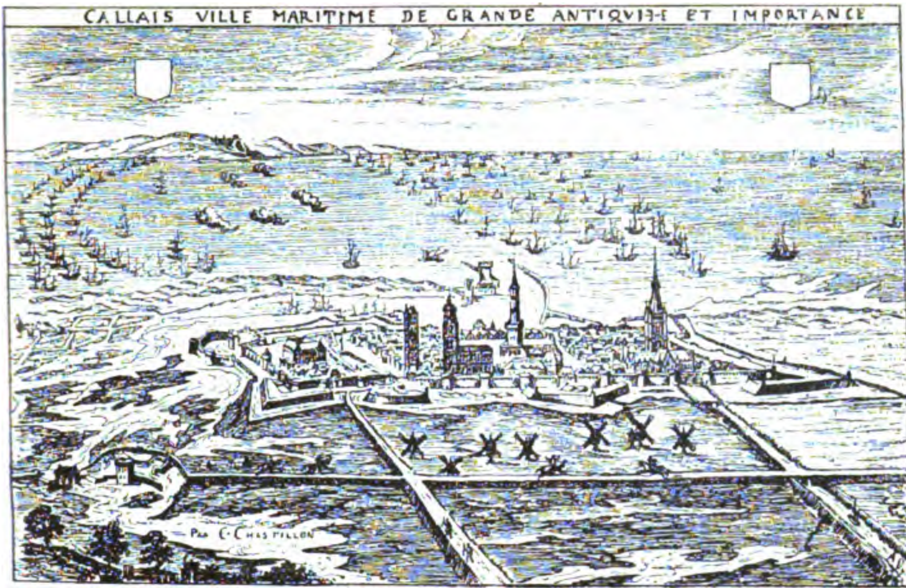
den Mördern in der Bartholomäusnacht und wurde dann der treueste Kämpe Heinrich's IV., dessen Uebertritt ihn mit bitterem Schmerz erfüllte. Doch blieb er ihm ergeben, bis ihn der Freimuth seines Geschichtswerkes 1620 zur Flucht nach Genf nöthigte, wo er 1630 starb.

Im Uebrigen regt sich selbständiges und eigenartiges Leben nur noch in der Satire, zu welcher die bewegte Zeit überreichen Stoff lieferte. So richtet sich die „Menippische Satire", von mehreren Schriftstellern herrührend, mit kühnem Spott gegen die Umtriebe der Ligue, im besonderen gegen die Reichsstände von 1593; so zeichnet Mathurin Regnier (1573—1633) nach dem Muster Lucian's und Juvenal's lebensvolle Bilder zeitgenössischer Zustände.

Mehr und mehr jedoch machte sich entsprechend der auf Einförmigkeit und Regelmäßigkeit zielenden Richtung im Staatsleben auch in der Poesie das Bestreben geltend, nach dem Vorbilde der Alten Alles an feste Gesetze zu binden, die persönliche Neigung des Einzelnen einzuschränken, zu unterdrücken. Der erste Vertreter dieses Klassizismus ist Franz Malherbe (1555—1628), der einzige Dichter, den Heinrich IV. an seinen Hof zog und der dafür den König unermüdlich feierte. Er regelte die Sprache namentlich durch Verbannung aller landschaftlichen Besonderheiten und strenge Beobachtung jener logischen Wortfolge, die in der zunehmenden Armuth des Französischen an Beugungsformen ihren Grund hatte und in der Prosa bereits zu herrschen begann; er bürgerte die antiken und italienischen Versformen ein, die Oden, Stanzen, Sonette und bildete den von nun an üblichen Vers, den Alexandriner, aus. Indem er so mit seiner Schule das Hauptgewicht auf die Ausfeilung der Form legte, trat der Gedankeninhalt und die Empfindung mehr zurück. Trotzdem gelangte dieser nüchterne, streng geregelte, glatte Klassizismus bald zu ausschließlicher Geltung, zumal seit der Pariser „Salon", der zuerst bei der Marquise von Rambouillet die bedeutenden Schriftsteller den Edelleuten des Hofes als ebenbürtig zur Seite stellte, für den guten Geschmack in Sprache, Literatur und Kunst gebieterisch den Ton angab und mit allem Rohen und Gemeinen auch jede kräftige Eigenart unterdrückte.

Kunst. Nicht anders ist es in der bildenden Kunst. Um die mangelnde Erfindungsgabe zu verdecken, suchen die Architekten durch kolossale Verhältnisse und steife Regelmäßigkeit zu wirken. In dieser Weise ließ Heinrich IV. Paris durch breite, gerade Straßen und Plätze verschönern, führte die Façade der Tuilerien bis an die Seine und verband sie mit dem Louvre durch die endlose Galerie, welche Baptiste Androuet, genannt Cerceau, aufführte. Auch das Schloß von Fontainebleau wurde durch ihn vergrößert. Derselben Richtung gehört auch noch der mächtige Luxemburgpalast an, für Heinrich's Gemahlin Maria von Medici durch Jakob de Brosse seit 1611 erbaut. In der Bildhauerei ist fast nur das Porträt bedeutend. Im Allgemeinen herrscht hier wie in der Malerei eine auf gefällige Anmuth gehende Richtung, die an die Schule der Carracci in Bologna anknüpfte (s. S. 352) und bei allem Fleiß und aller technischen Vollendung doch nichts wirklich Bedeutendes, d. h. Inhaltreiches hervorgebracht hat. Derselbe königliche Absolutismus, der in Staat und Wirthschaft so glänzende Erfolge erzielte, erwies sich auf dem Gebiete des geistigen Lebens als vollkommen unfruchtbar.

Auswärtige Politik. Um so bedeutsamer war die Stellung, welche er dem neugeeinten, reichen und wehrkräftigen Lande nach Außen verschaffte. Indem Heinrich die Ueberlieferungen der Valois energisch wieder aufnahm, stellte er sich in den entschiedensten Gegensatz zum Hause Habsburg in Oesterreich wie in Spanien. Er unterstützte stets die Niederländer, bildete in Italien eine gegen Spanien gerichtete Verbindung der kleineren Staaten, trieb die Türken zum Kriege gegen Oesterreich, versprach den spanischen Moriskos Unterstützung und schickte sich soeben an, in den Jülich-Klevesche Erbfolgestreit, in dem damals alle europäischen Händel zusammenflossen, mit den Waffen einzugreifen, als am Tag nach der Krönung seiner Gemahlin zu St. Denis und wenige Tage vor seinem Abgange zur Armee, wie er durch eine enge Straße seiner Hauptstadt fuhr, den König der Dolch eines fanatischen Katholiken tödlich traf (14. Mai 1610). Das war Franz Ravaillac. Die ärgsten Qualen haben ihm nicht das Geständniß irgendwelcher Mitwisserschaft zu erpressen vermocht, aber in Madrid athmete man auf bei dieser Nachricht, der drohende allgemeine Krieg gegen die Habsburger unterblieb, und Frankreich verfiel für 14 Jahre wieder in heftige innere Kämpfe, um sich dann doch in die Bahnen Heinrich's IV. zurückzufinden.



Calais im sechzehnten Jahrhundert.

Die letzten Anstrengungen Spaniens gegen England und die Niederlande.

Elisabeth und ihre Umgebung. Der glänzende Erfolg über die Armada hatte Elisabeth auf die Höhe ihres Lebensglückes gehoben. Niemals war sie beliebter gewesen. Ihre vielfachen Schwächen verschwanden für die Fernerstehenden in dem hellen Glanze der Siegerin. Und in der That verdankt sie ihre Popularität nicht sowol ihren weiblichen, als ihren fürstlichen Eigenschaften. Sie war in hohem Grade eitel, ihre Jahre wünschte sie nicht bemerkt zu sehen, sie konnte auffahren, wenn von der Vergänglichkeit alles Irdischen die Rede war und liebte noch in späteren Jahren sich jugendlich zu kleiden. Eine tiefe Sehnsucht empfand sie nach ganz persönlichen Huldigungen, und dann war sie ebenso leicht durch ein schönes, stattliches Aeußere und wohlgesetzte Schmeichelworte zu bestechen, wie sie auf der andern Seite durch kleine Versehen sich leicht in zornige Erregung versetzen ließ. Sie hat selbst die Wahrhaftigkeit eine der ersten fürstlichen Tugenden genannt, aber ihr eigenes Verfahren erscheint oft hinterhaltig und verschlagen; namentlich bei zweifelhaften Sachen scheute sie vor der Verantwortung zurück und wälzte sie ihren Räthen auf, während sie die Erfolge sich selber anzurechnen liebte. Und doch konnte sie auch als Frau höchst einnehmend sein. Ihre klare, gehaltene Rede wirkte wohlthuend „wie ein frischer Sommermorgen“, und oft zeigte sie als Gebieterin eine echt weibliche Rücksicht, wie sie denn bei einer großen Feierlichkeit der Oxforder Universität sich selbst in einer lateinischen Rede unterbrach und Burleigh, der wie Alle stehend zuhörte, obgleich ihm das wegen seines lahmen Fußes sehr sauer wurde, einen Stuhl zu bringen befahl.

Aber populär haben sie doch vor Allem ihre fürstlichen Eigenschaften gemacht. Sie hatte wie alle diese stolzen Tudors einen hohen Begriff von ihrer Würde und dem Gehorsam, den man ihr schulde. Mit Kniebeugung nahte man sich ihr, knieend überreichten ihr die Pagen die Speisen. Im vollsten Pomp erschien sie bei großen Hoffesten. Mit fürstlicher Würde vereinigte sie Schärfe des Urtheils, einen hohen Sinn in der Verachtung der Gefahr und das volle Bewußtsein ihrer welthistorischen Stellung. An den Berathungen nahm sie stets aufs Eifrigste Theil; in der Ausführung überwachte sie oft das Kleinste. Und so launenhaft sie oft sich erwies, ihr Vertrauen zu Lord Burleigh, dem eigentlichen Leiter ihrer Politik, blieb stets unerschüttert, sie übertrug es nach seinem Tode (4. August 1598) auch auf seinen Sohn Robert Cecil, der dem Vater bei Weitem nachstand, und ließ zu, daß Burleigh nach seinem

Sinne eine Gruppe jüngerer, ihm ergebener Staatsmänner um sich versammelte: den Großsiegelbewahrer Bacon, den Kanzler der Schatzkammer Mildmay, den Staatssekretär Walsingham, der in London hörte, was man zu Rom sich ins Ohr sagte, den Lordkanzler Hatton, den Elisabeth wegen seiner einnehmenden Persönlichkeit bevorzugte. Dieser großen Partei Burleigh's stand eine andere unter der Führung des Robert Dudley, Graf von Leicester, gegenüber. Nicht seinen staatsmännischen oder militärischen Fähigkeiten verdankte dieser die Gunst der Königin — denn sie wußte, daß sie gering waren — sondern seinem bestechenden Aeußeren und der feinen Galanterie, die er unermüdlich auch noch der alternden Fürstin widmete. Sie verstattete ihm mehr Einfluß, als Burleigh recht war — hat sie ihn doch zuletzt sogar zu ihrem Generalstatthalter machen wollen — und überschüttete ihn mit Aemtern und Ehren, aber zuviel durfte auch er sich nicht erlauben; sie hat ihn einmal bedeutet, ihre Gunst könne sie auch einem Andern schenken, nur eine Herrin solle es am Hofe geben, keinen Herrn. Leicester brachte dann die Sidney's an den Hof, seinen Schwager Henry, später um die Verwaltung von Wales und Irland verdient, und dessen Sohn Philipp, ein Muster englischer Ausbildung, der im niederländischen Kriege fiel. Auch Walther Raleigh, der erste Urheber der englisch-nordamerikanischen Ansiedlungen, kam durch ihn empor. Nach dessen Tode, bald nach dem Untergange der Armada (4. September 1588) füllte der jugendliche Robert d'Evreux, Graf Essex (geb. 1568) die Stellung des Günstlings aus; von seinem tragischen Geschick wird später noch die Rede sein.

Englischer Angriff auf Portugal. Die Niederlage der Armada hatte die Entscheidung, nicht aber das Ende des Krieges mit Spanien gebracht. Vielmehr währte er in den Niederlanden wie auf allen Meeren fort, berührte vorübergehend auch wieder britischen Boden. Doch mehr und mehr trat die unbezwingliche Kraft der Engländer und Niederländer hervor. Beide gingen seit 1589 aus der Vertheidigung zum Angriff über. Noch immer hatte Antonio von Portugal die Hoffnung auf Befreiung seiner Heimat von der spanischen Herrschaft nicht aufgegeben. Jetzt erbat und erhielt er Hülfe von England, dem er große Zugeständnisse auf handelspolitischem Gebiet in Aussicht stellte, und auch die Niederländer gestatteten ihm den Ankauf von Schiffen. So ging im April 1589 von Plymouth eine Flotte von 120 Schiffen mit 20,000 Mann unter Franz Drake und John Norris unter Segel. Sie nahm unter hartem Kampfe die untere Stadt Coruña mit reichen Vorräthen, aber der Angriff auf Lissabon schlug fehl und die Flotte kehrte zwar mit reicher Beute, aber ohne eigentlichen Erfolg zurück.

Fortschritte der Niederländer unter Moritz von Oranien. Auch auf dem niederländischen Kriegsschauplatze war mit dem Jahre 1588 die spanische Siegesperiode zu Ende. Geldmangel und Meuterei, zwei unzertrennliche Geschwister, hemmten den Herzog von Parma. Wurden die Spanier eher bezahlt, so rebellirten die Italiener und wählten sich neue Befehlshaber; kam es umgekehrt, so thaten die Spanier dasselbe. Das älteste spanische Regiment, das noch aus den Zeiten des großen Feldherrn Gonsalvo de Cordova stammte, mußte Parma deshalb auflösen. Dazu gesellten sich die französischen Verwicklungen, welche ihn zwangen, dreimal mit seinen besten Truppen in Frankreich einzurücken. Da erhob sich ihm gegenüber das immer heller leuchtende Gestirn des jungen Moritz von Oranien (geb. 1567). Das Wagniß, den Siebzehnjährigen zum Nachfolger des großen Vaters zu machen, gelang, er bestand die Probe. Gebildet durch mathematische und klassische Studien entfaltete er das Genie des geborenen Feldherrn weniger in offenen Feldschlachten als im Festungskriege. Nicht so sehr auf Wiedereroberung der Südprovinzen, als auf Abrundung der Nordprovinzen ging er aus. Im Februar 1590 nahm er das wichtige Breda durch Ueberraschung, dann die Schanzen von Zütphen, endlich diese Stadt selber und Deventer (Mai 1591); im Juli 1591 befreite er Nymwegen, in dessen Nähe einst zwei Brüder seines Vaters den Heldentod gestorben waren (s. S. 506). Schon früher hatte ihn das allgemeine Vertrauen zum Statthalter auch von Utrecht, Geldern und Ober-Yssel gemacht (1590). Mit tiefem Kummer mußte Parma, damals eben in Frankreich beschäftigt, zusehen, wie eine seiner Eroberungen nach der andern ihm aus den Händen glitt. Nach seinem Tode vollends (3. Dezember 1592) löste sich die Zucht im spanischen Heere fast vollständig auf; die unbezahlten Truppen waren zu einer größeren Unternehmung nicht mehr

brauchbar und suchten sich durch Plünderungszüge schadlos zu halten. So nahm Moritz im Juli 1593 auch Gertruydenburg an der Waal, befreite damit den ganzen Lauf des niederländischen Rheines von spanischen Besatzungen und wandte sich dann nach dem Nordosten, wo noch mehrere wichtige Plätze in feindlichen Händen waren. Hier fielen Stenwyk im nördlichen Theile von Over-Yssel, Koeverden in Drenthe, endlich am 22. Juli 1594 auch Groningen, seit Jahren die Hochburg der spanischen Partei. Der Norden war befreit.

Eroberung von Calais. Doch noch einmal raffte sich Philipp II., nachdem er seit 1593—94 seine so eifrig verfolgten französischen Pläne hatte zu Grabe tragen müssen, zu energischen Anstrengungen in den Niederlanden auf. Er übertrug sie nach der kurzen Verwaltung des Erzherzogs Ernst von Oesterreich (gest. Februar 1595) dem jüngern Bruder desselben, dem bisherigen Statthalter von Portugal, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, damals Kardinal-Erzbischof von Toledo, und unterstützte diesen nachhaltiger, als es zur Zeit der früheren Statthalter geschehen war. Von Spanien eben gekommen, nahm der Erzherzog Calais nach kurzem Kampfe (24. April 1596), sicherte dadurch die flandrische Küste, schlug die Stadt mit ihrem Gebiet zur Grafschaft Flandern und führte die vlämische Amtssprache daselbst ein. Die stolzesten Entwürfe regten sich wieder bei den Spaniern; sie dachten an einen neuen Angriff auf England von Calais aus, um die gehaßte Insel doch endlich noch zu überwältigen.



Robert d'Evreux, Graf von Essex.

Englisch-niederländische Seezüge. Neue Seezüge der Engländer ließen ein solches Unternehmen als dringend nothwendig erscheinen.

Seit anderthalb Jahrzehnten schon gingen die Raubfahrten englischer Unternehmer — selten der Regierung — nach den atlantischen Gewässern, bald auch nach den Küsten des spanischen Amerika, um dieselben zu brandschatzen, bald nach den Erfrischungsstationen der atlantischen und indischen Verkehrsplätze, den Kanarien und Azoren, um hier die Silberflotten abzufangen. Vollends seitdem mit dem Untergange der Armada die spanische Flotte den Zauber der Unbesiegbarkeit verloren hatte, schwärmte der Ozean von feindlichen Kaperschiffen. So unternahm 1595 der unermüdliche Walther Raleigh eine Fahrt nach dem für goldreich gehaltenen Guyana, plünderte auf St. Trinidad und ging dann in Booten 80 Meilen weit den Orinoko hinauf, trotz reißender Strömungen, tückischer Untiefen, brennender Sonnenhitze und strömender Regengüsse, bis ihn der Mangel zur Umkehr zwang. Ein größer angelegtes Unternehmen, an dem sich auch die Krone mit sechs Schiffen betheiligte, leiteten im nächsten Jahre die alten Genossen Drake und Hawkins. Diesmal galt es im Wesentlichen, sich auf der Landenge von Panama festzusetzen und dadurch die Verbindung zwischen Peru und dem Atlantischen Ozean zu unterbrechen. Doch die Expedition hatte wenig Glück. Der Angriff auf den Hauptort der großen Kanarie mißlang; als man dann nach Portorico gelangte, waren die Spanier gewarnt und vorbereitet, so daß man auch hier nichts ausrichtete; ja im Angesichte der Insel starb Hawkins. Als das Geschwader dann längs der Nordküste von Südamerika nach der Landenge von Panama segelte, scheiterte der Versuch, über dieselbe nach dem Stillen Ozean vorzudringen an den natürlichen Schwierigkeiten und den spanischen Vertheidigungsanstalten. Auf der weitern Fahrt nach Portobello, dem großen Mittelpunkte des peruanisch-atlantischen Verkehrs

(s. S. 376), starb Franz Drake an Bord seines Schiffes (28. Januar 1596). Fast an derselben Stelle, wo zuerst sein Ruhmesgestirn aufgegangen war, wurde seine Leiche ins Meer versenkt. Auf der Rückfahrt mußten die Engländer bei der Pinosinsel (an der Südküste von Cuba) noch durch eine spanische Flotte sich durchschlagen, um nach achtmonatlicher Abwesenheit endlich mit geringer Beute heimzukehren.

Solche Erfahrungen trieben Philipp II. trotz aller Erschöpfungen zu neuen Anstrengungen gegen England. Eine Flotte wurde in Cadix gerüstet, um dann von dem eben gewonnenen Calais aus aufs Neue eine Landung zu versuchen. Auf die Kunde davon ging Anfang Juni 1596 eine englisch-niederländische Flotte von 150 Segeln (darunter nur 17 königliche Schiffe) mit etwa 15,000 Mann und 1000 freiwilligen Edelleuten unter dem ruhmbegierigen Grafen Essex und dem sieggekrönten Lord Howard in See, auch Walther Raleigh befehligte eines der vier Geschwader. Im weiten Bogen um die portugiesisch-spanische Küste herumgefahren, erkundete man von einem irischen Schiffe, daß im Hafen von Cadix eine gewaltige Flotte von Kriegsschiffen und Kauffahrern vor Anker liege und Niemand dort einen feindlichen Angriff befürchte. Am 20. Juni langten die Engländer und Niederländer vor Cadix an; am nächsten Tage drangen ihre leichten Fahrzeuge in die Bucht. Die Stadt ward erstürmt, mehrere Gallionen erobert, die Kauffahrer von den Spaniern selber in Brand gesteckt. Im Ganzen veranschlagte man den Schaden auf 20 Millionen Dukaten. Aber Cadix festzuhalten, wagten die Engländer auch diesmal nicht. — Trotz dieser neuen schrecklichen Verluste begannen die Spanier neue Rüstungen in Lissabon und Ferrol. Um sie wieder zu stören, liefen 1597 im Juli 120 englische und niederländische Schiffe von Plymouth aus, doch ein furchtbarer Sturm zwang sie zur Rückkehr. Mit geringeren Mitteln wandten sich dann Essex und Raleigh im August nach den Azoren. Aber obwol sie dort mehrere Plätze nahmen, ihr Hauptzweck wurde ihnen vereitelt: die erwartete amerikanische Silberflotte von 40 Gallionen entging ihnen, barg sich glücklich im festen Hafen von Terceira. So trat Essex mit geringen Erfolgen im Oktober den Rückweg an. Furchtbare Stürme schüttelten sein Geschwader, aber sie zerstreuten auch die spanische Flotte, welche um dieselbe Zeit von Ferrol ausgelaufen war, um womöglich eines Hafens in Cornwallis sich zu bemächtigen. Ein Drittel ihrer Schiffe mit 5000 Soldaten an Bord ging zu Grunde.

Aufstand in Irland. Je mehr das Unglück die Seerüstungen der Spanier verfolgte, desto eifriger waren sie darauf bedacht, den neuen Aufstand in Irland zu schüren. Uralte Mißverhältnisse mit neuen Gewaltmaßregeln der englischen Regierung verbunden, trieben immer wieder den Aufruhr hervor. Jene Empörung, welche im Jahre 1579 sich erhoben, hatte nach Fitzmaurice's Tode unter wechselnden Führern, zuletzt unter Fitzgerald Graf von Desmond fortgedauert, bis dieser endlich von englischen Truppen aufgespürt und erschlagen wurde (1583). Die rohe Grausamkeit, mit welcher dabei die Engländer wie stets den Irländern gegenüber verfuhren, ließ die Gemüther indeß nicht zur Ruhe kommen. Das gemeine Volk wurde ohne Unterschied des Alters und Geschlechts massenhaft hingemordet oder durch vollständige Vernichtung der Unterhaltsmittel dem Hungertode überliefert. In Munster kamen auf diese Weise allein im Jahre 1582 binnen sechs Monaten über 30,000 Menschen um, die in der Schlacht Gefallenen und die später Hingerichteten nicht einmal mitgezählt. In Ulster gab es kaum noch etwas Anderes als Aschenhaufen und Leichname. Zwar wurde dann eine allgemeine Amnestie gewährt, damit hörten aber die massenhaften Landkonfiskationen keineswegs auf. In Munster zog die englische Regierung damals 574,000 Acres ein, um sie unter englische Kolonisten zu vertheilen, und stieß damit viele Tausende von irischen Bauern ins Elend oder drückte sie zu Tagelöhnern herab. Nur in Connaught gelang es im Jahre 1585 dem irischen Adel, ein Abkommen zu schließen, wonach er sich seine Güter gegen Leistung von Abgaben und Kriegsdiensten von der Krone übertragen ließ, die Bauern aber von ihren bisherigen Verpflichtungen gegen die Häuptlinge befreit und meist in ihrem Besitz bestätigt wurden.

Doch schlimmer als alle die längst üblichen Gewaltmaßregeln wirkte es, als England, obwol die Irländer schon aus Feindschaft gegen die verhaßten „Sachsen“ dem katholischen Glauben treu blieben, dem widerstrebenden Volke die anglikanische Kirche aufdrängen wollte.



Graf Essex bedroht Elisabeth. Zeichnung von D. Maillart.

Man theilte die Insel in anglikanische Bisthümer und Pfarreien, trotzdem daß Pfarrer und Küster zuweilen die einzigen Protestanten im ganzen Pfarrsprengel waren, zog darauf das katholische Kirchengut ein und verhing über die eifrig katholischen Iren schwere Verfolgung. Da erhob sich im Jahre 1596 ein neuer Aufstand unter Hugh O'Neille, der den Titel eines Grafen von **Tyrone** (in Ulster) empfangen hatte. Die spanischen Seerüstungen dieser Jahre nährten die Hoffnung auf Beistand von dieser Seite; zugleich scheiterten die Versuche, welche im Jahre 1597 Burleigh machte, um zum Friedensschlusse mit Spanien zu gelangen, theils an dem Widerstreben der Kriegspartei unter Essex, theils an den inneren Schwierigkeiten, während nicht lange danach Frankreich durch den Frieden von Vervins (2. Mai 1598) vom Kriege zurücktrat und so Spanien wenigstens von dieser Feindschaft befreite. So erfocht denn Tyrone bedeutende Erfolge. Am 14. August 1598 schlug er bei Blackwater ein englisches Heer, welches zum Entsatze des belagerten Armagh herangezogen war; darauf verbreitete sich die Erhebung auch über Connaught und Leinster, und der Papst erkannte den glücklichen Rebellenhäuptling als Fürsten von Ulster an.

Graf Essex' Fall. Dem gegenüber dachte England um so weniger an Nachgiebigkeit, als mit dem Tode Burleigh's (4. August 1598) am Hofe Essex' Einfluß überwog. Als er nun die Leitung des irischen Krieges, dessen bisherige Führung Niemand schärfer als er getadelt, selber übernahm, da erwies er sich freilich als durchaus unfähig. Mit 22,000 Mann in Irland angekommen, verbrauchte er anfangs seine Kraft durch unbedeutende Unternehmungen in Munster und Leinster, wagte dann in Ulster nicht Entscheidendes, weil er seinen neu geworbenen Truppen mißtraute, und schloß endlich einen Vertrag mit Tyrone, der den Irländern freie Ausübung des katholischen Kultus, Regierung durch einheimische Beamte unter einem englischen Vizekönig und Rückgabe der eingezogenen Güter an die irischen Lords gewährte, also Alles, was sie nur irgendwie fordern konnten. Begreiflicherweise erregte dieses Verfahren die lebhafteste Entrüstung Elisabeth's, so daß Essex bereits daran dachte, mit seinem Heere nach England überzusetzen, die Bestätigung des Vertrages von der Königin zu erzwingen und dann mit aller Kraft den Krieg gegen Spanien aufzunehmen. Doch ließ er sich diesen nahezu hochverrätherischen Gedanken ausreden und eilte ohne jede auffällige Begleitung an den königlichen Hof (September 1599).

Dort ganz überraschend am frühen Morgen angekommen, sah er sich zunächst gnädig empfangen, aber bald hatte bei Elisabeth der königliche Stolz über die Neigung zu dem Günstlinge gesiegt: am Nachmittage machte sie ihm Vorwürfe, am Abend ließ sie ihn festnehmen. Nachdem er sich eine Zeit lang in leichter Haft befunden, verurtheilte ihn die Sternkammer (s. S. 474) zum Verlust seiner Aemter und zum Hausarrest. Eine Zeit lang schien er sich darein zu finden; als ihm aber die Königin auch noch das Alleinrecht auf den Handel mit südländischen Weinen, das ihm bisher die meisten Einkünfte gegeben, nicht erneuerte, da gerieth der leidenschaftliche Mann außer sich und dachte daran, durch einen Aufstand wieder zur Gewalt zu gelangen, seine Gegner zu stürzen und die Königin zugleich zur Anerkennung der Nachfolge Jakob's VI. von Schottland zu nöthigen, dessen Dank er damit sich zu verdienen hoffte. Doch als er nun mit ein paar Hundert Bewaffneten, die er in seinem Hause gesammelt, London zum Aufstande gegen Elisabeth aufrief, so rührte sich keine Hand für ihn, vielmehr drängten ihn königliche Truppen nach seinem Hause zurück und zwangen ihn dort zur bedingungslosen Ergebung (8. Januar 1601). Jetzt war ihm nicht mehr zu helfen. Als Hochverräther verurtheilt, starb er am 25. Februar im Tower durch Henkers Hand.

Ende des irischen Aufstandes. Die Aufgabe, an der Essex in Irland gescheitert war, übernahm Graf Mountjoy. Zwar landete jetzt wirklich ein spanisches Armeecorps unter Juan de Aguilar im Hafen von Kinsale (September 1601), aber Tyrone wurde bei dem Versuche, diesen Platz, den die Engländer sofort belagerten, zu entsetzen, am 24. Dezember 1602 geschlagen, die Spanier zum Abzuge gezwungen, die Reste der Aufständischen in die Berge und Wälder von Ulster gedrängt und dort schließlich auch Tyrone zur Ergebung genöthigt. Der irische Aufstand war zu Ende.

Elisabeth's Tod. Die Kunde davon erreichte Elisabeth nicht mehr. Schon längere Zeit leidend, versank sie seit Essex' Tode in einen Trübsinn, der nur zuweilen noch äußeren Anregungen wich; sie irrte Tage und Nächte ruhelos und klagend in ihren Zimmern umher und ihre Kräfte nahmen zusehends ab. Um so besorgter war ihre Umgebung um die Nachfolge, die festgestellt werden mußte, sollte nicht die äußerste Verwirrung abermals über das Königreich kommen. Da nahm die todkranke Fürstin ihre letzte Kraft zusammen und bezeichnete sterbend als ihren Erben Jakob VI. von Schottland, den Sohn der Maria Stuart, deren Anspruch anf England damit seine Anerkennung fand, nachdem er ihr selber zum Verderben geworden war. Wenige Tage nachher, am 24. März 1603, ist sie verschieden. Als ihr Erbe hinterließ sie Englands Seemacht und das protestantische Großbritannien. An der Macht, die sie mit ihrem Volke schuf, war das spanisch-katholische Weltreich zerschellt.

Philipp's II. Ende. Und auch gegenüber den Niederlanden mußte Spanien endlich seine Ohnmacht eingestehen. Die siegreichen Waffen der „Ketzer" und „Rebellen" drangen bis in die Südprovinzen vor. Im Frühjahr 1597 erfocht Moritz von Oranien bei Turnhout in Brabant mit englischer Hülfe einen glänzenden Sieg über Graf Varax, auf der andern Seite eroberte er Lingen an der oberen Ems. Dem gegenüber suchte der alternde Philipp seinen schwachen Nachfolger Philipp III. wenigstens von einem schweren Kriege zu befreien, er schloß endlich Frieden mit Frankreich. Den Niederländern ihre Unabhängigkeit zuzugestehen, fiel seinem Stolze wie seinem Fanatismus unmöglich. Er dachte sie jetzt friedlich zu gewinnen durch die Aussicht, unter einer besonderen Dynastie im Verein mit Belgien einen eigenen Staat zu bilden, wenn auch unter spanischer Oberhoheit, und übertrug deshalb die ihm treu gebliebenen Provinzen sammt der burgundischen Freigrafschaft an den bisherigen Statthalter Erzherzog Albrecht (geb. 1559) und seine Tochter Klara Isabella, die er im Mai 1598 demselben verlobte, allerdings unter der Bedingung, daß die Lande, im Falle die Ehe kinderlos bliebe, an die Krone Spanien zurückfallen sollten.

Es war das Letzte, was er durchzusetzen vermochte. An seinem Leben nagte längst unheilbare Krankheit. Zu der Gicht, die ihn seit Jahren quälte, gesellte sich ein hektisches Fieber und die Wassersucht. Mit stoischem Muthe ertrug er seine Leiden; da er aber sein baldiges Ende mit Sicherheit voraussah, so ließ er sich Ende Juni nach dem Escorial bringen und betrachtete noch einmal alle Räume dieses großartigsten Baudenkmales, das seine Regierung geschaffen. Doch bald gestaltete sich sein Zustand so entsetzlich, daß er ihn zu vollständiger Bewegungslosigkeit verurtheilte. An seinem ganzen Körper entstanden schmerzhafte Geschwüre und in diesen erzeugten sich Würmer, welche alle Kunst der Aerzte nicht zu tilgen vermochte. In diesen schrecklichen Qualen, die schlimmer waren als Alles, was jemals auf seinen Befehl Ketzer und Rebellen erlitten hatten, lag der Kranke dreiundfünfzig Tage lang, auch jetzt noch eine erstaunliche Standhaftigkeit bewahrend. Mit größter Pünktlichkeit ordnete er die Einzelheiten seines Leichenbegängnisses, übergab am 1. September die Geschäfte seinem Sohne, um sich ganz der Sorge um sein Seelenheil widmen zu können, und nahm am 11. von seinen Kindern Abschied. Endlich am Morgen des 13. September 1598 erlöste ihn der Tod von seinen Qualen. Im Escorial wurde er bestattet.

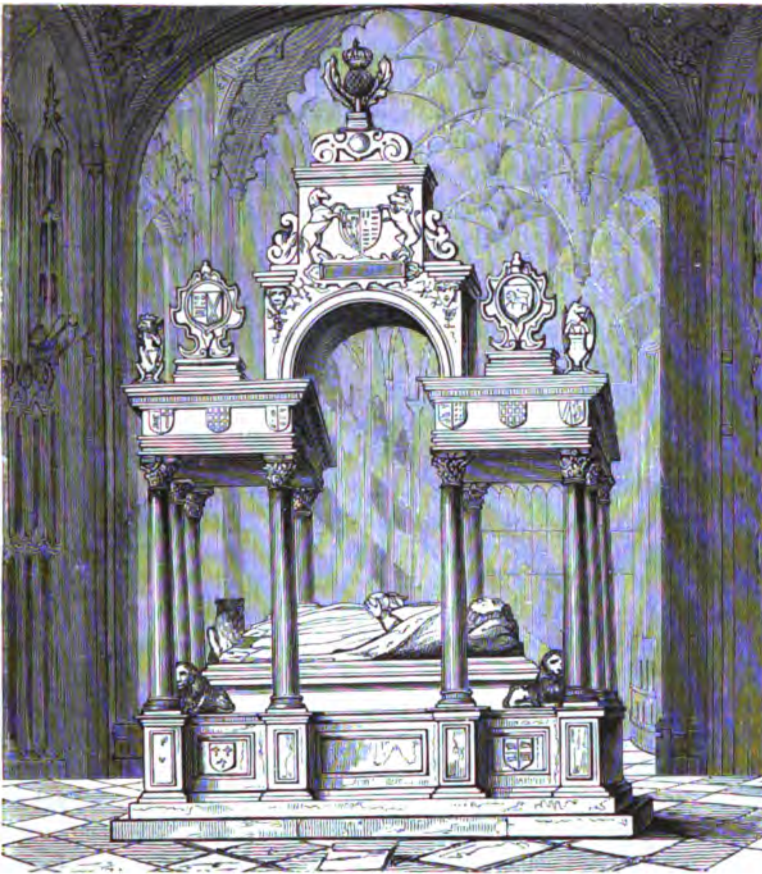
Was hat er erreicht? Die hoffnungslose Zerrüttung des spanischen Wohlstandes, der Verlust reicher Landschaften, die Verkümmerung des wiedergewonnenen Belgien, das war die Erbschaft, die er hinterließ. Daß andererseits aber der Protestantismus in Spanien, Italien und Belgien ausgerottet war bis auf die letzte Wurzel, daß überall auf deutschem Boden die katholische Reaktion ihr Haupt erhob, das war im Wesentlichen Philipp's II. Werk. Und doch die ungeheure Gefahr, daß ein spanisch-katholisches Weltreich die freie Entwicklung der Völker und den Protestantismus vernichte, war abgewandt, in stolzer Selbständigkeit hatte sich England behauptet und unbesieglich blieben die Niederlande.

Ausgang des englischen und niederländischen Krieges. Die Aussicht, mit den südlichen Provinzen unter einer eigenen Dynastie wieder vereinigt zu werden, hatte für sie um so weniger Verlockendes, je wahrscheinlicher der Rückfall an die Krone Spanien war. Daher

wurden Albrecht und Isabella, deren Vermählung im September 1599 zu Valencia mit vielem Glanze gefeiert worden, zwar in Brüssel mit den üblichen Freudenbezeugungen empfangen, von den nördlichen Provinzen jedoch nicht anerkannt. Der Krieg ging also weiter; ja sogar gegen den Willen Oraniens beschlossen die Generalstaaten einen Einfall in Flandern, um sich der gesammten Küste zu versichern, damit auch den unbequemen Kaperfahrten der spanischen Galeeren von Dünkirchen aus ein Ende zu machen und endlich Ostende, den letzten Hafen, den sie noch dort festhielten, von der bereits begonnenen spanischen Blokade zu befreien. Deshalb landete Moritz mit 14,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern, darunter 1500 Engländern, westlich von Ostende in der Nähe von Nieuwpoort und rückte am sandigen Strande ostwärts vor. Auf die erste Nachricht eilte Erzherzog Albrecht heran, wagte trotz seiner viel schwächeren Streitkräfte in der Strandebene zwischen Meer und Dünen die Schlacht bei Nieuwpoort und wurde vollständig geschlagen (2. Juli 1600). Zum ersten Male waren die Spanier ihren Gegnern auch zu Lande und im freien Felde erlegen. Aber die Sieger, selbst nicht wenig mitgenommen, waren zu schwach, um den Erfolg wirklich ausbeuten zu können; erst im nächsten Jahre nahmen sie den Gedanken wieder auf. Es war zu spät. Denn alle Wucht wandten jetzt die Spanier gegen Ostende. In dreijähriger Belagerung und Vertheidigung entfalteten sich hier vor den Augen der bewundernden Zeitgenossen alle Künste des Festungskrieges. So meisterhaft war der Angriff des großen Genuesen Ambrosio Spinola, so ausdauernd die Vertheidigung unter Leitung des Engländers Franz Vere, und in Scharen eilten aus allen Ländern Europa's die Offiziere herbei, um an dieser Hochschule der Kriegskunst ihre Studien zu machen. Erst als Ostende fast nur noch ein Schutthaufen war, ergab sich die Stadt am 2. September 1604 gegen freien Abzug. Die calvinistische Einwohnerschaft siedelte nach Sluys über, der Platz selbst blieb eine Zeit lang wüst und unbewohnt.

Friede mit England. Die Vertheidigung von Ostende war die letzte Waffenthat, bei welcher Niederländer und Engländer zusammenwirkten. Jakob's VI. Thronbesteigung, dessen Erbrecht auch für Spanien nicht dem mindesten Zweifel unterliegen konnte, milderte den Gegensatz schon an sich, und die tiefe Erschöpfung Spaniens empfahl bringend die Beendigung des aussichtslosen Kampfes. Schon im Mai 1604 begannen die Unterhandlungen in London, am 12. August wurde der Friede geschlossen. England versprach, die Rebellen gegen Spanien nicht mehr zu unterstützen, ohne indeß die Niederländer als solche zu betrachten', und bedang sich die freie Schiffahrt aus, nur nicht nach den von Spanien und Portugal eingenommenen Ländern. Sogar von der Vermählung des englischen Thronfolgers mit einer der spanischen Prinzessinnen war die Rede.

Waffenstillstand mit den Niederlanden. So blieben nun die Niederländer allein der spanischen Macht gegenüber. Einen Augenblick konnte Spinola daran denken, angriffsweise gegen sie vorzugehen, da er in den Jahren 1605 und 1606 zu Lande unzweifelhaft das Uebergewicht behauptete. Doch zur See trat die Herrscherstellung der Niederlande immer gewaltiger hervor. Schon breiteten sie ihren Handel und ihre Macht in Hinterindien aus, auf allen Meeren wehte ihre dreifarbige Flagge und mit der ganzen Wucht tiefen Nationalhasses trafen überall ihre Schiffe auf die Spanier. Nicht sie wünschten den Frieden, denn je länger der Krieg währte, desto weiter vermochten sie auf Kosten des Gegners ihre Eroberungen auszudehnen, desto mächtiger schwoll ihr Reichthum und ihr Selbstbewußtsein. Ebendies war es in Verbindung mit der tödlichen Entkräftung ihrer Monarchie, was die Spanier zur Eröffnung der Friedensunterhandlungen zwang. Halb widerwillig traf im Mai 1607 Moritz von Oranien mit Spinola im Haag zusammen, doch der Abschluß des wirklichen Friedens scheiterte an der Weigerung der Niederlande, auf ihrem Gebiete den Katholiken Religionsfreiheit zuzugestehen, und Spanien wiederum wollte die freie Fahrt zwar nach seinen europäischen Häfen, aber nicht nach seinen Kolonien gestatten. So war das Ergebniß langer Berathungen nur der Abschluß eines zwölfjährigen Waffenstillstandes auf Grund des dermaligen Besitzes (9. April 1609). Doch seitdem galten die vereinigten niederländischen Provinzen als ein selbständiger Staat; ihre Unabhängigkeit war erkämpft.



Grabmal der Königin Elisabeth in Westminster.

Englands Aufschwung unter Elisabeth.

Königin und Parlament. Elisabeth's Regierung zeigt im Innern dieselbe Neigung zur Unumschränktheit, die bei allen Tudors hervortritt. Sie hat sich allerdings gehütet, die Rechte des Parlamentes anzutasten, seine Zustimmung bildete vielmehr ein Element ihrer Stärke und auswärtige Beobachter waren erstaunt über die Geltung, die es genoß. Aber ihre Sparsamkeit setzte sie doch in den Stand, es nur selten um Geldbewilligungen angehen zu müssen und das Recht, es zu berufen und zu entlassen so oft und wann es ihr beliebe, hielt sie durchaus fest. Etwaigem Widerspruch wußte sie bald mit Strenge zu begegnen, bald durch kluge Nachgiebigkeit im rechten Augenblicke auszuweichen. So wurde im Jahre 1575 Wentworth wegen einer Rede, in der er sich für die volle Unabhängigkeit der Berathungen vom Willen der Königin ausgesprochen, in den Tower gebracht, andrerseits versprach sie im Jahre 1601 den Beschwerden des Parlaments über die ungebührliche Ausdehnung der königlichen Monopole bereitwillig Abhülfe. Jedenfalls ist es zu irgend welchem Ausbruche des Gegensatzes beider Gewalten damals nicht gekommen.

Die Katholiken. Auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens behauptete die Königin die Alleinherrschaft der anglikanischen Staatskirche gegenüber den Katholiken wie abweichenden protestantischen Richtungen. Im Verhältniß zu den ersteren verstand sich das von selbst. Denn nach den Erfahrungen des Jahres 1588 erschien die Treue gegen Elisabeth mit katholischer, päpstlicher Gesinnung nicht mehr vereinbar, und gegenüber einer durchaus unduldsamen Kirche, welche alle Hebel in Bewegung setzte, um Englands Unabhängigkeit und Frieden zu

zerstören, wäre Duldsamkeit eine thörichte Schwäche gewesen. So war denn auch von Freiheit katholischer Religionsübung keine Rede, vielmehr wurden die, welche den Besuch des anglikanischen Gottesdienstes weigerten, als „Recusanten" mit Geldstrafen heimgesucht, die geradezu den Charakter einer dauernden Abgabe annahmen. Solche, die sich offener Aufwiegelung gegen die Königin schuldig machten, trafen Leib- und Lebensstrafen, so daß im Ganzen unter Elisabeth etwa hundert Katholiken für ihren Glauben hingerichtet worden sein sollen. Doch das geschah im Stande der Nothwehr und wollte überdies wenig bedeuten gegenüber den zahllosen Opfern spanischer und römischer Inquisition.

Protestantische Sekten. Auch innerhalb der protestantischen Kirche erhoben sich Streit und mannichfache Schwierigkeiten. Hier entstand eine Richtung, welche die königliche Kirchenherrschaft, das Supremat, verwarf, die Kirche auf die Gemeinde gründen und auch den Gottesdienst von manchen katholischen Eigenthümlichkeiten reinigen wollte. Begreiflicher Weise verwickelten sich diese „Puritaner", deren Hauptvertreter Thomas Cartwright war (1535 bis 1603), in heftigen Streit mit der herrschenden Partei, sonderten sich seit 1567 von der Landeskirche ab und bildeten selbständige Gemeinden, welche ihre Einrichtungen und ihren Gottesdienst nach calvinischem Muster gestalteten und durch finstere Sittenstrenge zu dem lebensfreudigen Treiben um sie her in eigenthümlichen Gegensatz geriethen.

Noch weiter gingen die „Independenten". Sie verwarfen jeden landeskirchlichen Zusammenhang und jeden staatlichen Einfluß auf das religiöse Leben. Jede Gemeinde faßten sie als unabhängige (independent) Genossenschaft gleichberechtigter „Brüder", von denen jeder zum geistlichen Amte fähig war, und die über alle kirchlichen Fragen, auch über das Bekenntniß, mit einfacher Stimmenmehrheit entschieden. Unverträglich mit der monarchischen Landeskirche haben diese Gedanken erst in Nordamerika ihre volle Durchführung gefunden. — Jedenfalls waren somit bereits unter Elisabeth die politischen und kirchlichen Gegensätze vorhanden, welche unter den ersten Stuarts in gewaltigem Kampfe auf einander stoßen sollten.

Kirchliche Kämpfe in Schottland. Aehnliches zeigt sich in der Heimat derselben, in Schottland. Auch nach dem Scheitern der Armada ließ die spanisch-päpstliche Politik dies wichtige Gebiet, das den Ausgangspunkt neuer Angriffe auf England bieten konnte, nicht aus dem Auge. Beständig durchzogen katholische Sendlinge namentlich den Norden, dessen Lords, wie die Huntleys, Errols, Snatons u. A. noch immer der alten Kirche anhingen. Die Masse des schottischen Volkes freilich blieb dem völlig unzugänglich und befestigte sich unter Leitung ihrer eifrigen Prediger immer mehr in ihrer streng calvinistischen Richtung. König Jakob VI. dagegen, der demokratischen Verfassung der Landeskirche von Grund aus abgeneigt, verrieth längere Zeit ein unerfreuliches Schwanken, das er selbst dann nicht vollständig überwand, als ihn seine Vermählung mit Anna von Dänemark (November 1589) in die engsten verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem protestantischen Skandinavien und den evangelischen Fürsten Deutschlands gebracht hatte. So hatte der König einerseits gegen die Unbotmäßigkeit der katholischen Lords, andrerseits gegen den Eifer der Calvinisten anzukämpfen. Jene trieben es mehrfach zu offenem Aufruhr, bis Jakob persönlich gegen sie ins Feld ging, einige ihrer festen Schlösser zerstörte und die trotzigsten Barone ins Ausland jagte (1594). Daß sie der König schon im nächsten Jahre zurückkehren ließ, erregte den heftigsten Zorn der calvinistischen Prediger und brachte sie zur Stiftung eines neuen „Glaubensbundes" (März 1596). Jakob aber ließ einen der heftigsten Sprecher aus der aufgeregten Hauptstadt verweisen, stellte die Ruhe hier wieder her und erreichte schließlich von einer Kirchenversammlung in Perth, die er nach seinem Willen zusammenzusetzen verstand, eine Reihe von Beschlüssen, welche die schottische Kirche wenigstens einigermaßen dem Königthume unterwarfen. Der Landesherr sollte künftig die Nationalsynode berufen und bei der Ernennung der Geistlichen in den größeren Städten mitwirken. Jeder Angriff auf die Regierung von der Kanzel herab wurde untersagt (1597). Ein paar Jahre später setzte Jakob mit Bewilligung der Nationalsynode sogar zwei Bischöfe als Leiter der schottischen Kirche ein (1600). Ihre republikanische Freiheit, ohnehin kaum verträglich mit der monarchischen Staatsform, ging damit zu Ende, aber es fehlte viel,

daß die Masse der Geistlichkeit mit diesen Dingen einverstanden gewesen wäre. So war auch hier der Grund gelegt zu tiefgehenden Erschütterungen. — Bestanden in Staat und Kirche zahlreiche ungelöste Gegensätze, so arbeiteten dagegen auf dem Gebiete der Wirthschaft und des geistigen Lebens alle Theile des Volkes zusammen zu großartigem Aufschwung.

Englischer Handel vor Elisabeth. Im ganzen Mittelalter hatte England fast nur durch seine Rohprodukte, Zinn und Blei, Wolle und Häute Bedeutung für die Handelsvölker gehabt. Erst seit Eduard III. (1327—1377) nahm die Tuchmacherei einen lebhafteren Aufschwung durch Einwanderung flandrischer und brabantischer Wollenweber. Indeß betrug im Jahre 1355 der Gesammtwerth der Ausfuhr nicht mehr als etwa 294,000 Pfd. Sterl. Dazu lag der Betrieb des Handels fast ausschließlich in den Händen von Ausländern, besonders der Niederländer und Hanseaten. Jene vermittelten für England namentlich die Zufuhr eigener und südeuropäischer Industrieerzeugnisse und Genußmittel. Diese brachten Getreide und die zahllosen Bedürfnisse für den Schiffsbau. Beide holten dafür vorwiegend englische Tuche. Die Hansa war dabei durch niedrige Ein- und Ausgangszölle begünstigt. Aller Verkehr ging durch Vermittlung ihres „Stahlhofes“, von dem jeder Fremde ausgeschlossen blieb. Diese Privilegien, für die sie den Engländern keinerlei Gegenseitigkeit in ihrer Heimat gewährte, wurden von den ersten Tudors bestätigt und spielten ihr den Tuchhandel fast ganz in die Hände.



Sebastian Cabot verläßt Labrador. Nach F. Bayard.

Die nordöstliche Durchfahrt. Doch einem aufstrebenden Volke gegenüber ließ sich eine solche Handelsherrschaft auf die Dauer nicht festhalten. Schon unter Maria der Katholischen begannen die Engländer sich selbständig zu rühren, und vollends unter Elisabeth steigerten die kecken Raubfahrten gegen die Spanier Seetüchtigkeit wie Selbstvertrauen. Die 1553 entstandene, 1555 bestätigte Gesellschaft der „abenteuernden Kaufleute“ (Merchant-adventurers) faßte die Auffindung neuer Absatzwege für die englischen Waaren zunächst nach dem Norden ins Auge, um der hanseatischen Konkurrenz in der Ostsee auszuweichen; ja der greise Sebastian Cabot (siehe S. 50), dessen Bestrebungen sich zunächst auf die Entdeckung eines nordwestlichen Seeweges nach Indien und China gerichtet hatten, und den die Adventurers zu ihrem ersten Vorsitzenden ernannten, gab den Rath, um Norwegen ostwärts bis an die Mündung des Ob vorzudringen und auf diesem und dem Irtysch, seinem Nebenflusse, einen direkten Handelsweg nach China sich zu öffnen, denn bis zu jenem Strome waren damals russische Händler zu Lande gekommen. Daraufhin segelte im Jahre 1553 Hugh Willoughby mit drei

kleinen für die Fahrt ins Eismeer besonders erbauten Schiffen von Greenwich ab. Doch seine hochfliegenden Hoffnungen erfüllten sich nicht. Bei den Lofodden trennte ein Sturm das Geschwader; Willoughby gelangte mit einem Fahrzeuge bis an die Küste von Nowaja Semlja, fror aber bei dem kegurischen Vorgebirge der Halbinsel Kola ein und kam mit allen seinen Begleitern um. Ein zweites unter Chancellor drang dagegen durch das Weiße Meer bis an die Mündung der Dwina nach Cholmogory (an der Stelle des heutigen Archangelsk) vor, überwinterte dort und trat mit den Russen in freundliche Verbindung. Chancellor selbst reiste sogar über Land nach Moskau an den Hof Iwan's IV., des Schrecklichen (s. S. 625), verkaufte seine Ladung mit Vortheil und brachte eine ansehnliche Fracht an Rauchwerk, Leberthran u. dergl. mit heim. Dies Ergebniß ermuthigte zu einer zweiten Fahrt (1555) nach demselben Verkehrsplatze an der Dwina (wo später Archangelsk gegründet wurde) und zum Abschluß eines vortheilhaften Handelsvertrages, und obwol auch die späteren Versuche — der letzte im Jahre 1580 — den Ob zu erreichen an den ungünstigen Eisverhältnissen scheiterten, so hatte doch die „moskowitische Handelsgesellschaft“, wie sich die Adventurers seitdem nannten, einen gewinnbringenden, direkten Verkehr mit Rußland durchgesetzt.

Die nordwestliche Durchfahrt. Dasselbe Ziel, welches Willoughby im Auge gehabt und Cabot schon lange vorher in anderer Weise zu erreichen sich vorgesetzt hatte, die Oeffnung des Seewegs nach China auf einem nördlichen Wege, erstrebten nach seinem Tode, besonders seit 1576, die Engländer mit steigendem Eifer. Denn die spanischen und portugiesischen Seestraßen wurden von diesen Nationen allen Fremden verschlossen, und kein englisches Schiff fand damals unterwegs einen Hafen, wenn es um das Kap der guten Hoffnung oder durch die Magellansstraße fuhr. Deshalb führten alle jene verwegene Fahrten nach den spanisch-amerikanischen Gewässern, wie sie Franz Drake und Andere leiteten, weder zu irgend welcher Ansiedlung noch auch nur zu einem regelmäßigen Verkehr. Um so mehr blieb das Bedürfniß nach einer direkten von Spanien und Portugal unabhängigen Verbindung mit Ostasien bestehen, und leichter schien eine solche im Nordwesten, als im Nordosten sich öffnen zu lassen. Denn wie Südamerika in eine Spitze ausläuft, so meinte man werde auch Nordamerika nach Norden zu immer schmaler werden. Schon war ja auch die Hudsonsbay aufgefunden und für einen Theil des Großen Ozeans gehalten worden. Daß diese Gewässer fast beständig durch Eis versperrt seien, fürchtete man nicht, da man ein Gefrieren des Meeres nicht für möglich hielt. Von solchen Hoffnungen geleitet, steuerten einzelne Edelleute und Kaufherren Jahre lang zur Ausrüstung neuer Unternehmungen bei, um diese „nordwestliche Durchfahrt“ aufzufinden. Wirklich gelangte im Sommer 1576 Martin Frobisher in die hoffnungsvolle Meeresstraße, die seinen Namen trägt, andere Unternehmer entdeckten in den nächsten Jahren die (spätere) Hudsonsstraße, John Davis im Jahre 1585 die Davisstraße. Da aber Eismassen diese engen Meeresgassen versperrten, so hörten mit dem Jahre 1602 die Nordwestfahrten gänzlich auf.

Versuche zur Besiedlung Nordamerika's. Mit den vergeblichen Versuchen dazu hängt auch der Gedanke an die Besiedlung Nordamerika's eng zusammen. Sein Urheber war Sir Walther Raleigh (1552—1618), ebenso als Staatsmannn nnd Volkswirth, wie als Krieger und Seefahrer bedeutend, ein Mann, „den sein Genius ganz und gar zur Erkundung ferner Lande, zur Erforschung der Geheimnisse der Natur antrieb“. Von ihm angeregt, erwirkte im Jahre 1578 sein Halbbruder Humphrey Gilbert einen königlichen „Freibrief“, der ihm die Besitzergreifung aller noch freien Länder in Nordamerika zwischen den 30° und 40° nördl. Breite gestattete. Indeß wurde diese Erlaubniß zunächst nicht benützt. Erst 1584 erhielt Raleigh selbst einen ähnlichen Freibrief, führte so bevollmächtigt im nächsten Jahre die erste Ansiedlerschar nach der Küste des heutigen Nord-Carolina auf die Insel Roanoke, und taufte das ganze Land zu Ehren der jungfräulichen Königin Virginia. Noch aber hatte die Besiedlung nur den Zweck, für die Benützung der erhofften Durchfahrt nach China feste Stützpunkte zu gewinnen; zu der mühseligen Arbeit, wie sie die Urbarmachung von Sumpf und Urwald fordert, zeigten die Engländer noch keine Neigung. Da obendrein die fortwährenden Kämpfe mit den kriegerischen Eingeborenen sie in Anspruch nahmen, so führte Franz Drake nach kurzer

Zeit die Ansiedler nach der Heimat zurück (1585), und als auch ein zweiter Versuch 1587 mißlungen war, stellte man seit 1590 die Fahrten gänzlich ein. Die Zeit zur Verwirklichung des kühnen Gedanken war noch nicht gekommen; aber der Weg war gewiesen, und nicht mit Unrecht hat man Raleigh als „den geistigen Ahnherrn der Vereinigten Staaten“ bezeichnet.

Ende der hanseatischen Macht in England. Ergaben nun alle diese Fahrten keinen wirklichen Antheil am amerikanischen und orientalischen Handel, so steigerten sie doch die Seetüchtigkeit und das Selbstvertrauen der Engländer und machten eine Bevormundung, wie sie die Hansa, auf viel älteren Zuständen fußend, seither ausgeübt hatte, ebenso überflüssig wie unerträglich. Schon gleich mit dem Regierungsantritt Elisabeth's zeigte sich's, daß auch auf diesem Gebiet eine neue Zeit hereinbreche. Die Königin wollte die hansischen Privilegien nicht schlechtweg aufheben, aber sie forderte volle Gegenseitigkeit für ihre Unterthanen auf hanseatischem Boden. So gerecht an sich das Verlangen war, die Hansa wollte sich darein nicht finden, ging den Kaiser um Verbot des englischen Handels in Deutschland an, und da sie hier nichts erlangte, so suchte sie die Adventurers mit Zollplackereien heim. Doch diese wandten sich nach Emden, das nicht zur Hansa gehörte, und da sich dort bald ein schwunghafter Tuchhandel entwickelte, so gestattete auch Hamburg gegen das gemeinsame Interesse des Bundes jener Gesellschaft den Zutritt auf zehn Jahre (1567). Auf die lebhaften Beschwerden der Bundesstädte untersagte jedoch Kaiser Maximilian II. die Erneuerung dieses Kontrakts (1577), worauf die Adventurers wirklich Hamburg verließen. Natürlich antwortete England mit dem Verbot des gesammten Zwischenhandels für die Hansa. Nun setzte allerdings die Hansa im Jahre 1580 die Ausweisung der Adventurers auch aus Emden und 1582 aus Deutschland überhaupt kraft Reichstagsbeschlusses durch; dafür fanden diese jedoch in Elbing und in Livland Aufnahme und 1587 sogar in Stade. Das Verhältniß mit England gedieh endlich beinahe zu offener Feindschaft, als die Hanseaten für die Ausrüstung der spanischen Armada sehr starke Lieferungen an Schiffsbedürfnissen leisteten. Jetzt erklärte Elisabeth, die Meerengen von Calais und Gibraltar für Kriegsmaterial und Lebensmittel sperren zu wollen, ließ wirklich im Juli 1589 im Tajo 60 hansische Getreideschiffe wegnehmen und 1591 den hansischen Verkehr von Lissabon nach Spanien hindern. Um so eifriger drängte Spanien am kaiserlichen Hofe zu energischen Gegenmaßregeln. Endlich gebot ein stolzer Befehl Kaiser Rudolf's II. vom 1. August 1597 allen Engländern, Deutschland binnen drei Monaten zu räumen, und im September beschloß die Hansa die Getreideausfuhr nach England und Holland zu sperren. Zur Ausführung so kräftiger Beschlüsse hätte nur auch eine kraftvolle Reichsgewalt gehört, doch wo war eine solche damals in Deutschland zu finden! Und bald fiel der Gegenschlag: am 4. August 1598 befahl Elisabeth den Stahlhof zu sperren, ließ die Kaufleute daselbst als Geiseln festnehmen und verbot die englische Ausfuhr nach Weser und Elbe.



Sir Walter Raleigh.

Das war das Ende der hansischen Handelsherrschaft in England. Zwar hat Jakob VI. im Jahre 1606 den Stahlhof wieder zurückgegeben, doch ohne die alten Privilegien.

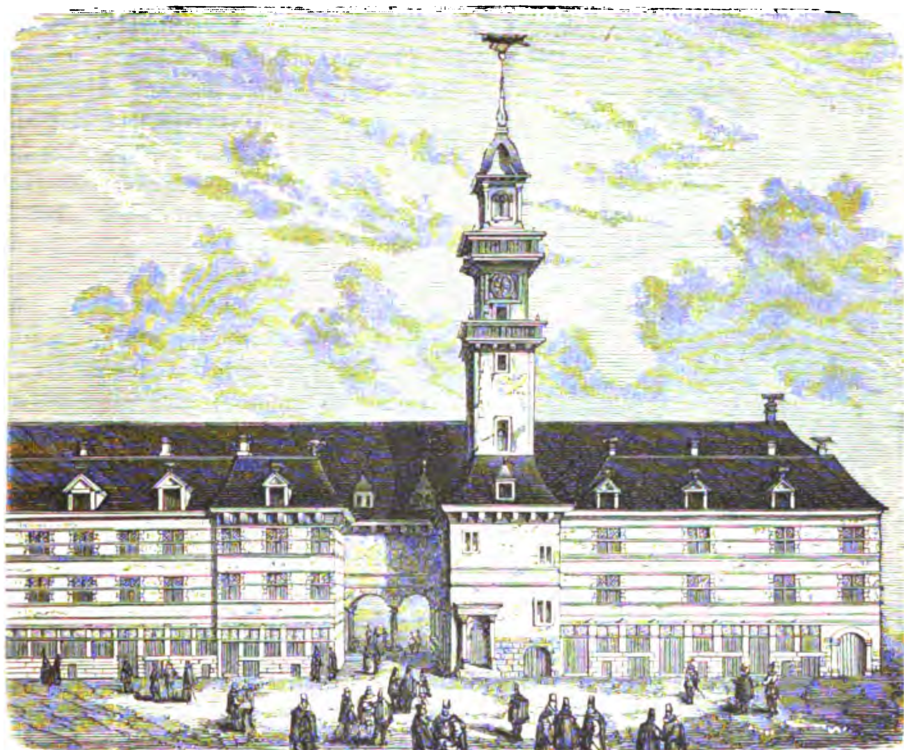
Aufschwung des Handels und der Industrie. Was die Hansa verlor, kam den Engländern selbst zu gute. Zwar störte die Königin, die sonst so kräftig und einsichtsvoll den Vortheil ihrer Unterthanen zu wahren wußte, den freien Handel selbst durch Monopole auf besonders einträgliche Waaren, die sie theils für sich selber, theils für ihre Günstlinge, so für Essex (siehe S. 572), in Anspruch nahm, so daß im Jahre 1601 darüber ernste Unruhen in London ausbrachen und das Parlament nachdrückliche Beschwerde führte, aber das vermochte den Aufschwung im Ganzen nicht zu hemmen. Allein nach Emden gingen im Jahre 1582 gegen 100,000 Stück Tuch; an der Ostsee hatten die Engländer durch ihre Niederlassung zu Elbing festen Fuß gefaßt, in den Niederlanden durch eine blühende Faktorei zu Middelburg, auch am russischen Handel über Archangelsk Antheil genommen. Ernster als jemals dachten sie daran, nach dem glänzenden Beispiele der Holländer (s. unten), sich trotz der Spanier und Portugiesen auch in den ostindischen Handel einzudrängen: 1600 entstand die Englisch-Ostindische Kompagnie, zunächst auf fünfzehn Jahre gestiftet. London entwickelte sich rasch zum großen Handelsplatz, an dessen Börse täglich über Hunderttausende verhandelt wurde. Und dieser Handel hatte eine gesunde Grundlage, denn er beruhte auf einer rasch aufblühenden Gewerbthätigkeit. Gegen 30,000 Tuchmacher waren zwischen 1550 bis 1565 von den Niederlanden nach England übergesiedelt (s. S. 456) und hatten meist in Norwich und Umgegend Aufnahme gefunden; nach der Einnahme Antwerpens im Jahre 1585 wanderten die Sammet- und Seidenweber in Menge über den Kanal (s. S. 525). So entwickelte sich der englische Gewerbfleiß als ein Kind des niederländischen. Dazu erfand Lee den Strumpfwirkerstuhl, und in London entstanden nach venetianischem Vorbilde Glasfabriken. Zum ersten Male in der Geschichte begann die wirthschaftliche Größe Englands sich zu entfalten. Der mächtige Aufschwung aber, den der große Kampf gegen Spanien dem ganzen nationalen Leben mittheilte, tritt noch bedeutsamer hervor in der Kunst und Literatur. Entsprechend der aristokratischen Gliederung der englischen Gesellschaft ist es im Wesentlichen der glänzende, reiche Adel, der, um den Hof der „jungfräulichen Königin“ geschart, die neue Bildung in sich aufnimmt und weiter fördert, daneben der höhere Bürgerstand, und anregend wenigstens durch ihre lebhafte Theilnahme zumal für die dramatische Dichtung überhaupt die Bevölkerung der größeren Städte.



Das ursprüngliche Ost-India-House. Nach Vertue.

Bildende Kunst. Am unmittelbarsten wird sich das erwachte höhere Interesse eines prachtliebenden Hofes und Adels immer in der bildenden Kunst, zumal in der Baukunst, äußern. Dies ist denn nun auch in England der Fall. Neben mehrfachen Neubauten der „Kollegien“ in Oxford und Cambridge sind deshalb die Landsitze des Adels die wichtigsten Leistungen englischer Architektur unter Elisabeth. Traten nun schon bei den deutschen und französischen Bauten dieser Renaissancezeit noch sehr viele mittelalterliche Bestandtheile hervor (s. S. 330 und 408), so zeigt sich der konservative Charakter des englischen Volkes besonders in dem zähen Festhalten am gothischen Stil, der in der ganzen Regierungszeit Elisabeth's noch rein gehandhabt wurde, wie er denn bis zur Gegenwart in ununterbrochener Folge sich erhalten hat.

Selbst da, wo nun unter dem Einflusse der festländischen Kunst sich die Bauweise der Renaissance sich geltend macht, behaupten doch noch im Einzelnen vielfach die alten Bauformen: der flachgedrückte gothische Spitzbogen (sogen. Tudorbogen), die steilen Dächer und spitzen Giebel, die hohen Kamine und ragenden Thürme neben den antiken Säulenordnungen und den Verzierungen im Geschmack der Renaissance, die hier oft wunderlich überladen und schwülstig erscheinen. Auch in der Anlage bleibt manches Eigenthümliche. Diese Schlösser lagern sich nicht wie die des Festlandes um weite Höfe, sondern sie fügen einem Mittelbau ausgedehnte Flügel mit vorspringenden Erkern an, denn die Bewohner wollen nach allen Seiten freien Ausblick in die anmuthige Park- und Wiesenlandschaft haben. So zeigen diese Landsitze ein buntes Gemisch verschiedener Stilarten von malerischer Wirkung und den Bedürfnissen eines behaglichen Lebens, dem englischen „Komfort", entsprechend. In den übrigen bildenden Künsten hat England damals nichts irgend Erhebliches geleistet.



Aelteste Börse von London.

Wissenschaft. Dagegen nimmt es in der Wissenschaft einen bedeutsamen Anlauf. In der Naturforschung waren Gilbert (gest. 1603), der den Magnetismus und die Elektrizität entdeckte, und Harvey, welcher zuerst den Blutumlauf im menschlichen Körper nachwies (1619), besonders hervorragend. Auch Walther Raleigh hat die Kenntniß der Natur wesentlich gefördert.

Daß Staatslehre und Geschichtschreibung durch die gewaltigen Kämpfe der Zeit mächtige Anregung empfangen mußten, liegt auf der Hand. Auf jenem Gebiete vertrat der Prediger Richard Hooker (1554—1600) in seiner „Geistlichen Politik" (Ecclesiastical Policy) Gedanken, wie sie ähnlich um dieselbe Zeit in Frankreich auftauchten (s. S. 565). Ihm ist der Staat keine göttliche Einrichtung, sondern ein Werk des menschlichen Bedürfnisses und Verstandes. Der König, vom Volk erhoben, besitzt zwar ein göttliches Recht, doch er ist an die vereinbarten Gesetze gebunden, und jeder Versuch, Gesetze gegen den Willen des Volkes zu erlassen, ist Tyrannei. Er lehrt also im Grunde die Volkssouveränität, aber minder energisch als die Franzosen zog er nicht die Folgerungen. Dies that jedoch der Schotte Buchanan in

seinem „Schottischen Staatsrecht" (de jure regni apud Scotos), worin er das Recht des Volkes, einen tyrannisch regierenden König abzusetzen, rückhaltslos verficht. Die nationale Geschichtsschreibung wird glänzend vertreten durch William Camden, der im Auftrage Lord Burleigh's mit Benutzung der Staatsarchive lebendig und gewissenhaft, wenn auch nicht ohne Rücksicht auf Elisabeth und Jakob VI., geschriebene „Englische und irische Jahrbücher unter Elisabeth" in lateinischer Sprache lieferte, während W. Raleigh in seiner „Weltgeschichte" (History of the world), die allerdings über das Alterthum nicht hinaus gekommen ist, die englische Prosa mit voller Gewandtheit handhabte. In Schottland schrieb Buchanan die Geschichte seiner Zeit in einem, dem Königthume durchaus feindlichen Sinne, im entgegengesetzten Spottiswood die Geschichte der schottischen Kirche.

Schäferpoesie. Doch glänzender noch als in allen diesen wissenschaftlichen Leistungen entfaltet sich der englische Geist in der Dichtung, ja er bringt damals ein klassisches Drama hervor, für alle Zeiten ebenso mustergiltig wie das altgriechische. Zunächst freilich wußte die vornehme Welt nichts Besseres zu thun, als die antiken und italienischen Vorbilder, besonders die Idyllen- und Schäferdichtung sammt der phantastischen Märchenromantik getreulich nachzuahmen. So schrieb der liebenswürdige Philipp Sidney, Lord Leicester's Stiefsohn, der in den Niederlanden an seinen Wunden starb (1586), eine Reihe von Liebesnovellen unter dem Titel Arcadia, so feierte der glänzende Edmund Spenser (1553—1599) nach seinem „Schäferkalender" in der „Feenkönigin" (Fairy Queen) Elisabeth selbst als Königin Gratiana gegenüber dem altbritischen Ritterkönig Artus mit der Tafelrunde in phantastisch-märchenhafter Schilderung.

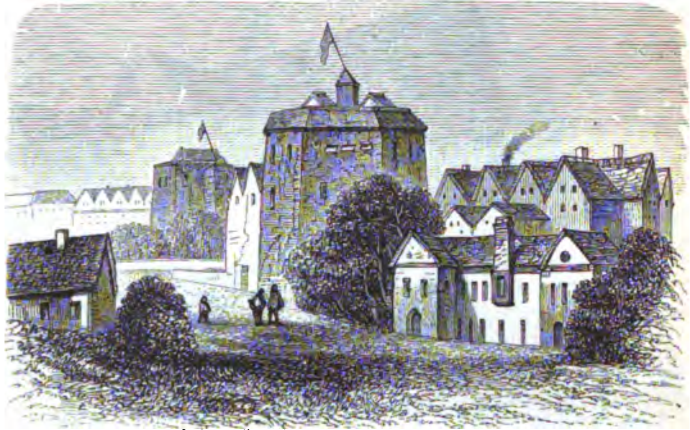


William Harvey. (Zu S. 581.)

Ursprung des englischen Drama's. Aber das Alles war nicht volksthümlich, sondern höfisch, gelehrt. An der Ausbildung der dramatischen Dichtung dagegen arbeitete das ganze Volk gewissermaßen mit, und so ist das englische Drama ein durch Kunst und Genie geläutertes Volksdrama, kein Kunstdrama geworden.

Der Ursprung ist derselbe wie überall. Schon unter Heinrich II. (1152—1189) werden lateinische Mysterien (Passionsspiele) in London erwähnt; seit etwa 1250 wurden sie in englischer Sprache von Geistlichen oder Schülern aufgeführt, in Wales sogar in keltischer Mundart. Neben ihnen traten seit dem 15. Jahrhundert wie in Frankreich die sogenannten Moralitäten auf (Moralities, moral plays), allegorisch-symbolische Darstellungen. In der Aufregung des kirchlichen Kampfes unter Heinrich VIII. gewannen noch höhere Bedeutung die „Zwischenspiele" (Interludes), eine Art kurzer, komischer Scenen, die oft in höchst anzüglicher Weise die Mißstände des kirchlichen Lebens auf die Bühne brachten und besonders durch Jasper Heywood, Freund des Thomas Morus, Liebling Heinrich's VIII. und später sogar Maria's, Ausbildung fanden (gest. 1565). Das Alles ist auch anderwärts hervorgetreten, aber nirgends waren so wie in England seit Elisabeth's Regierungsantritt alle Bedingungen vereinigt, welche die vorhandenen Keime weiter fördern konnten, bis dann ein genialer Dichter die Entwicklung auf ihre Höhe führte: auf der einen Seite ein lebensfreudiges Volk, fröhlicher Mummenschanz beim Karneval, ein lebendiges episches Volkslied voll Heldenmuth und tiefem Leid, auf der andern ein glänzender Hof, der in phantastischen Schaustellungen alle Wunder antiker Mythologie und einheimischer Märchenwelt vor Augen führte, ein naiver Glaube an Hexen und Elfen, dazu die Kenntniß des menschlichen Herzens, unendlich vertieft durch die vielgelesenen italienischen Novellen, welche eben das Gemüthsleben zum besonderen Gegenstande ihrer Darstellung machten,

und über dem Allen der gewaltige Kampf um Freiheit und Protestantismus gegen die spanisch-katholische Weltmacht mit seinen Großthaten und Schrecknissen, der das ganze Volk in allen seinen Schichten mit dem Hochgefühl seiner Kraft und seiner Siege durchdrang und durch die erschütternde Erfahrung von Aufsteigen zu steiler Machthöhe und jähem Fall den Blick des Denkenden hinlenkte auf die sittliche Weltordnung, die richtend und leitend über dem Gewirr auf Erden schwebt. Das antike Vorbild mit der knapp bemessenen Handlung und Personenzahl, der engen Begrenzung des Schauplatzes und der Zeit, dem fortwährenden unmittelbaren Eingreifen göttlicher Mächte konnte hier nur für einzelne Aeußerlichkeiten, nicht im Ganzen maßgebend sein. Eine reiche Handlung wurde gefordert, um den an rasch andrängende, wuchtige Ereignisse gewöhnten Zuschauern zu genügen, bekannte, volksthümliche Stoffe, um auch die Massen anzuziehen. Und wenn auch der Glaube an geheimnißvolle Zusammenhänge des menschlichen Lebens mit überirdischen Mächten noch nicht erstorben war, das bestimmende, sichtbare Eingreifen der Gottheit, welches die antiken Helden nicht selten in lebendige Maschinen verwandelt, widersprach doch allzusehr dem modern-protestantischen Bewußtsein, welches Jeden voll verantwortlich macht für sein Thun. So drängte Alles auf reiche Handlung bis zur Ueberladung, raschen Scenenwechsel bis zur Unmöglichkeit, kräftige Hervorhebung menschlicher Schuld und Leidenschaft bis zur Verzerrung. Erst allmählich klärte sich das zu größerer Einfachheit und Klarheit ab, aber nicht wesentlich nach fremdem Vorbilde, sondern nach den Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen des englischen Volkes, und doch mustergiltig weit darüber hinaus, weil überhaupt den modernen Anschauungen entsprechend.



Das alte Globe-Theater zu London (Bankside-Southwark).

Vorläufer Shakespeare's. Die große Zahl der dramatischen Dichter beweist am besten, wie echt volksthümlich damals das Drama war. Unter Heinrich VIII. schon schilderte Nikolaus Udall in seinem „Zwischenspiel" Ralph Roister Doister das gespreizte, lächerlich gewordene Ritterthum und wandte zum ersten Male mit glücklichem Takt neben der Prosa den fünffüßigen Jambus (Blancvers) an, der dann das germanische Drama überhaupt beherrschen sollte. Dann schrieb John Lilly, seit 1575 Lieblingsdichter des Hofes, die ersten, kunstgerechten Lustspiele, indem er seine Stoffe dem Alterthume entlehnte und zugleich in der damals modischen Sprache voll zugespitzter Gegensätze, sinnreicher Wendungen, gelehrter Anspielungen und gesuchter Gleichnisse das Aeußerste leistete. Ja er gab in seinem Buche „Euphues" eine förmliche Anleitung dazu (daher „Euphuismus".) Für das Trauerspiel wurde Thomas Sackville's „Gorboduc" oder „Ferrex und Porrex" Muster (1561), das durch seine Eintheilung in Akte und die Anwendung des Chores zwischen ihnen die Anlehnung an das antike Vorbild beweist, in seinem Inhalte freilich ohne sittlichen Grundgedanken Greuel auf Greuel häuft. Sehr ähnlich ist die „Spanische Tragödie" des Thomas Kyd, ein Mord- und Schauerdrama, doch voll Leben und Handlung. Andere Dichter hielten sich von dieser Uebertreibung fern, so vor Allem Robert Greene. Bedeutender war Christoph Marlow (1564—1593), ein Mensch von großen Anlagen, der vielleicht mit Shakespeare um die Palme gerungen hätte, wäre er nicht frühzeitig durch eigene Leidenschaft untergegangen. In seinen Stücken drängt er die Ereignisse wirklich massenhaft zusammen; alle Leidenschaften brechen maßlos hervor, bis der Held untergeht, ohne daß doch eine sittliche Sühne der begangenen

Greuel versöhnend schlösse, so im „Tamerlan", im „Juden von Malta", in „Dr. Faust" und der „Bluthochzeit", die den Stoff kühn aus der unmittelbarsten Gegenwart nimmt.

Bühne und Schauspieler. Hand in Hand mit der dramatischen Dichtung entwickelte sich auch das Bühnenwesen. Ein Stand von Schauspielern bildete sich, obwol diese Leute bürgerlich nicht für voll angesehen, gelegentlich wol gar mit Bärenführern und Gauklern auf eine Linie gestellt wurden. Sie begaben sich deshalb schon in den siebziger Jahren am liebsten unter den Schutz eines einflußreichen Lords, als dessen Angehörige sie sich dann bezeichnen durften, so des Lord Leicester, des Lord-Kämmerers, des Grafen Essex u. A. Auch die Königin besoldete schon 1571 neben Musikern und Sängern auch eigene „Schauspieler der Königin" (players of the queen). Besondere Theatergebäude fehlten noch; die Truppen traten bei Hofe in geeigneten größeren Sälen auf, sonst in Wirthshäusern oder passenden, d. h. großen und von offenen Galerien umgebenen Höfen, gut empfohlene auch wol in den Hallen der Gildehäuser.



Geburtshaus von Shakespeare in Stratford.

Daneben dauerten übrigens die theatralisch-musikalischen Aufführungen in den Stiftsschulen und durch die Chorknaben der königlichen Kapelle wie die lateinischen Schulkomödien beständig fort. Da sich nun an jene öffentlichen Vorstellungen manche Unsitte heftete, und neben den Schauspielern der Lords auch sehr schlecht beleumundete Truppen erschienen, so richteten sich frühzeitig heftige Angriffe gegen das ganze Theaterwesen namentlich vom kirchlich-puritanischen Standpunkte aus. Als schließlich im Jahre 1575 die Behörden der Altstadt London die Forderung stellten, daß ihnen über die Aufführungen die Censur eingeräumt werde, so gab dies die Veranlassung zum Bau des ersten festen Theatergebäudes, das von Lord Leicester's Schauspielern außerhalb der City in dem Freibezirke eines früheren Dominikanerklosters errichtet wurde und daher auch seinen Namen als „Theater bei den schwarzen Brüdern" (Blackfriars) empfing. Es wurde 1576 eröffnet. Ihm folgten schon im nächsten Jahre zwei andere, 1578 gab es im Ganzen schon acht, 1584 traten noch vier andere hinzu, und etwa 200 Schauspieler wirkten an ihnen. Alles dies waren Privatunternehmungen auf Kosten und Rechnung der einzelnen Gesellschaften; auch die Stücke wurden zunächst für ein bestimmtes Theater geschrieben, und erst später, gewöhnlich mißbräuchlich, durch den Druck veröffentlicht. Die Gebäude selbst, stets aus Holz und von mäßigem Umfange, waren entweder offene Sommertheater oder gedeckte Wintertheater (public und private theatres), im Uebrigen in ihrer Einrichtung einander ganz ähnlich, die Grundform ein Vieleck oder Oval, das Ganze den früher

verwandten offenen Höfen nachgebildet, durchaus nicht dem antiken Theater, so wenig wie das englische Drama überhaupt. Die Zuschauer standen entweder im tiefen Parterre (yard d. i. Hof), oder sie fanden bessere Plätze in den Galerien, welche dasselbe von drei Seiten umgaben, und in den etwas über dem Parterre und zu beiden Seiten der Bühne liegenden Logen. Die Preise waren in den besseren Häusern verhältnißmäßig nicht niedrig: im Parterre zahlte man z. B. bei Blackfriars 6 Pence (60 Pfennige), in den Galerien und Logen 1 Schilling (1 Mark). Die Bühne war ziemlich beschränkt, zumal die vornehmen Herren sich's nicht nehmen ließen, rechts und links auf ihr selber Platz zu nehmen; im Hintergrunde befand sich eine tiefe, breite, mit einem Vorhange geschlossene Nische, darüber ein Balkon. In jener pflegten häusliche Scenen u. dgl. zu spielen, dieser diente als Altan, Burgmauer ꝛc. Feste Koulissen gab es nicht; zur Dekoration dienten höchstens einzelne leicht bewegliche, kleine Versatzstücke oder Möbel. Sollte der Schauplatz wechseln, so wurde auf einer schwarzen Tafel der neue angeschrieben; außerdem verriethen schwarze Teppiche, daß ein Trauerspiel, hellfarbige, daß ein Lustspiel zur Aufführung komme. Der Vorhang kam nur beim Anfang und beim Ende der Vorstellung in Anwendung. Auch sonst waren die Darstellungsmittel von höchster Einfachheit. Nur in der Kleidung wurde ein gewisser Luxus getrieben, übrigens ohne jede geschichtliche Treue, aber junge Männer oder Knaben gaben die Frauenrollen. Aus jenen Aeußerlichkeiten erklärt sich ebensowol der häufige Scenenwechsel, über den Sidney spottet, wie auch die Derbheit der Sprache; andererseits aber stellte dieser fast vollständige Mangel an Allem, was die Einbildungskraft der Zuschauer erregen konnte, dem damaligen Publikum das ruhmvolle Zeugniß aus, daß es die Dichtung an sich, nicht die Ausstattung war, welche es packte und anzog.



William Shakespeare.

Shakespeare's Leben. Mit so unzureichenden Mitteln hat der größte Dramatiker wirken müssen, welchen die Geschichte kennt, William Shakespeare. Er wurde wahrscheinlich am 23. April 1564 zu Stratford am Avon als Sohn eines wohlhabenden Grundbesitzers geboren. Von seiner Jugendbildung ist nur bekannt, daß er in der Stadtschule Latein lernte, ohne indeß ein wirklich gelehrtes Wissen sich anzueignen, und daß seine lebendige Phantasie durch den Anblick von dramatischen Darstellungen angeregt wurde, welche wandernde Schauspielertruppen damals nicht selten in seiner Vaterstadt veranstalteten. Sehr früh, als er kaum das achtzehnte Jahr überschritten, fesselte er sich durch eine Heirath mit der schon sechsundzwanzigjährigen Anna Hathaway, der Tochter eines Freisassen im nahen Shottery, wol nur, um einen Fehltritt zu verdecken. Die übereilt geschlossene Ehe scheint auch keine glückliche gewesen zu sein, und da inzwischen der Wohlstand seines Vaters zurückgegangen war, er selbst aber in Stratford nicht die Möglichkeit hatte, seine anwachsende Familie angemessen zu erhalten, so entschloß sich Shakespeare besseren Verdienstes halber, doch auch einer jedenfalls alten Neigung folgend, im Jahre 1586 allein nach London zu gehen und in die Truppe der Schauspieler Lord Leicester's einzutreten, die ein Jahr darauf den Namen „des Lord-Kämmerers Diener" annahm. Als Schauspieler hat er neben dem Tragöden Richard Burbadge und dem Komiker William Kampe

jedenfalls nur Mäßiges geleistet — er gab meist Königsrollen wegen seiner würdigen und stattlichen Gestalt — um so mehr entfaltete er seine dichterischen Anlagen. Fleißige Lektüre und bedeutende natürliche Fassungsgabe verschafften ihm bald eine höchst ausgebreitete und eindringende Kenntniß der Geschichte und der modernen Erzählungsliteratur; eigene Beobachtung des Lebens und des menschlichen Herzens trat hinzu. Bald fand er Anerkennung und Gönner, vor Allem in Lord Southampton, mit dem ihn wirkliche Freundschaft verband und dem er auch seine beiden ersten (epischen) Gedichte widmete. Doch seine Thätigkeit wandte sich bald ausschließlich dem Drama zu. Inzwischen gestalteten sich seine Einnahmen durch gute Wirthschaft, emsige Arbeit und wachsenden Zulauf immer günstiger, namentlich als im Jahre 1595 seine Gesellschaft das Globetheater in Bankside rechts der Themse als Sommertheater eröffnete, während im Blackfriars-Theater im Winter gespielt wurde. Der Sommer aber war damals die Hauptsaison. Seit 1597 konnte der Dichter in Stratford mehrere ansehnliche Grundstücke kaufen und wurde im Jahre 1598 als Bürger seiner Vaterstadt ziemlich hoch eingeschätzt. Gewiß gehört es nicht unter seine geringsten Eigenschaften, daß er das praktische Leben so klug zu beherrschen, sich aus seinen Nöthen so sicher emporzuringen verstand. Daneben wuchs sein Dichterruhm. Schon im Jahre 1596 konnte ihn Franz Meres als den größten Dramatiker Englands bezeichnen, und immer häufiger wurden seine Stücke von spekulativen Buchhändlern gedruckt, ohne seinen Willen und gegen seinen Wunsch, denn sein und seiner Gesellschaft geschäftliches Interesse verlangte vielmehr, daß diese Dramen allein in ihren Theatern zur Aufführung kämen. Lebhafter Umgang mit geistvollen Männern brachte dem Dichter mit dem Gefühl gesicherter Lebensstellung auch immer neue Anregung zum Schaffen, und wenn er etwa in der „Mermaid“ (Seejungfrau) in Southwark an der Themse mit Walther Raleigh, Ben Jonson, Beaumont Fletcher u. A. zusammensaß, da gab es so funkelnde Witzgefechte, daß es war,

„Als hätte jener der sie (die Worte) sprach, im Sinne,
Sein Alles, was an Geiste er besaß,
In einen Scherz zu pfropfen und hernach
Des Lebens stumpfen Rest als Thor zu leben.
Und gingen wir, so ließen wir zurück
So witzerfüllte Luft, daß sie genügen konnte,
Nach uns noch viele Andre zu versorgen.“

Auch Königin Elisabeth hat Shakespeare als Schauspieler wie als Dichter geschätzt; die „Lustigen Weiber von Windsor“ sind auf ihre Anregung entstanden. Und wie riß nun den Dichter das mächtige Leben, das um ihn wogte, mit sich fort! Als Vierundzwanzigjähriger hatte er schon in London den Triumph über die spanische Armada erlebt; er war Zeuge des Schwunges, der sein Volk von einer kühnen That zur andern trieb; das nationale Hochgefühl schwellte auch ihm die Brust; mit ganzem Herzen stand er zu seinem England. Da erstieg er zwischen den Jahren 1596 und 1611 die steile Höhe seines Schaffens und seines Ruhmes. Auch Jakob I. zeigte sich zunächst dem Theater zugethan, gestattete, daß Shakespeare's Truppe den Titel „Des Königs Diener“ annahm, und ließ die letzten und hervorragendsten Schöpfungen des Meisters bei Hofe aufführen (so König Lear, Macbeth, Sturm). Doch allmählich erlahmte nicht nur das Interesse für die Bühne, da der puritanische Einfluß im Steigen war, sondern auch der ganze nationale Aufschwung unter der kläglichen Politik dieses Königs. So zog sich Shakespeare seit 1607 mehr und mehr von der Bühne zurück, nachdem er schon seit 1604 nicht mehr als Schauspieler aufgetreten war, und siedelte allmählich ganz nach Stratford über. Mit dem „Sturm“ nahm er für immer Abschied vom Theater und von London (1611). Die letzten Jahre verbrachte er in der alten Heimat im Kreise seiner Familie — seine beiden Töchter waren dort verheirathet — und hier ist er auch am 23. April 1616 gestorben, erst 52 Jahre alt. Seine Gebeine ruhen in der Dreifaltigkeitskirche neben denen seiner Verwandten.

Das ist beinahe Alles, was wir von Shakespeare's äußerem Lebensgange wissen; über keinen großen Dichter der Neuzeit sind wir schlechter unterrichtet, als über ihn. Auch seine zahlreichen, schönen, tiefempfundenen Sonette, die eine reiche Quelle für die Erkenntniß seines inneren Lebens sein könnten, sind dafür wenig verwendbar, weil weder ihre Zeitfolge, noch die Veranlassungen, denen sie entsprungen, irgendwie feststehen.

Shakespeare's Werke. Um so gewaltiger tritt uns das Wesen des Dichters in seinen Dramen entgegen. Seine Stoffe entlehnte er fast stets der Ueberlieferung, nur die Gestaltung im Einzelnen ist sein Werk. Allein das gab ihm den großen Vortheil, daß seine Stücke dem Publikum vertraut und doch wieder neu und anziehend entgegentraten, ganz wie bei den Werken der altgriechischen Tragiker. In der Wahl seiner Gegenstände zeigt er die allergrößte Mannichfaltigkeit. Bald sind es antike, die er, soweit sie der Geschichte angehören, zumeist dem Plutarch entlehnt, bald schöpft er sie aus der höchst ergiebigen italienischen Novellenliteratur, bald aus der einheimischen Märchenwelt, welche er dann wol mit den Sagen des Alterthums verbindet, bald aus der nordischen Sage, und nicht zum wenigsten aus den letzten bewegten Jahrhunderten der englischen Geschichte, wie sie Holinshed's Chronik volksthümlich geschildert hatte. Den Stoffen und dem aristokratischen Gefüge der englischen Gesellschaft entsprechend gehören die Hauptpersonen seiner Stücke fast immer den höheren Ständen an; bürgerliche Menschen finden meist nur als komische Gestalten Verwendung. So mannichfaltig Shakespeare's Stoffe, so mannichfaltig auch die dramatischen Gattungen, in denen er sich bewegt: Lustspiele, Tragikomödien (eine Art bürgerlichen Schauspiels), Märchendramen, ernste Dramen und Trauerspiele. In der ersten Periode seiner Thätigkeit (1586—1592) halten die Lustspiele, z. B. die Komödie der Irrungen und Verlorene Liebesmüh', den ernsten Dramen, unter denen bereits der eine Theil der Königsdramen (Historien) sich befindet, so ziemlich die Wage, in der zweiten, heitersten seines Leben (1592—1602), überwiegen beinahe jene in Verbindung mit Märchendramen (Sommernachtstraum, der Widerspenstigen Zähmung, die lustigen Weiber von Windsor u. a.) gegenüber Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig, Hamlet und der andern Hälfte der Historien, in der dritten, auf der Höhe seiner poetischen Wirksamkeit, treten neben mehreren Tragikomödien, wie Ende gut, Alles gut, Maß für Maß, Cymbeline u. a., immer mächtiger die großen tragischen Stoffe hervor in den Römerdramen und den drei größten Meisterwerken: König Lear, Macbeth, Othello. — Seine weltgeschichtliche Bedeutung liegt vor Allem in den ernsten Dramen, den „Historien", den Römerdramen und den zuletzt genannten Meisterwerken, in Hamlet, Romeo und Julia, welche ein über alle Schranken der Nationen und Zeiten hinausgehendes, rein menschliches Interesse erwecken.


Ben Jonson.

Shakespeare's Weltanschauung, wie sie aus seinen Schöpfungen hervortritt, geht nicht über seine Zeit hinaus; auch hierin steht er fest auf dem Boden seines Volkes und seiner Epoche, stellt keine vorbildlichen, auf die Zukunft weisenden Gestalten auf, wie etwa Lessing, Goethe und Schiller, denen das Glück versagt blieb, in einer großen Nation zu leben. Seine Ueberzeugung ist die geläutert protestantische, d. i. die moderne, denn mit voller Bestimmtheit hebt er überall die persönliche Verantwortlichkeit des Menschen für sein Thun und Handeln hervor. Jeder steigt und fällt durch eigene Schuld und die Verkettung der Umstände. Selbst da, wo übernatürliche Erscheinungen eingreifen, wie im „Hamlet" und „Macbeth", gewinnen sie doch erst dadurch Macht über den Menschen, weil in ihm bereits die Stimmung dazu vorhanden ist. Aber kaum geringer erscheint seine Kraft in den komischen Scenen, so oft sie auch unser Gefühl verletzen, namentlich dann, wenn sie, wie sein Publikum es eben forderte, den Zusammenhang ernster Dramen unterbrechen. Unsterblich vor Allem ist die Gestalt des dicken, lustigen, nichtsnutzigen John Falstaff in Heinrich IV. Der Aufbau der Handlung ist namentlich

in den Historien und seinen früheren Dramen oft ziemlich locker, in seinen Meisterwerken bei aller Fülle der Ereignisse dagegen von bewundernswerther Straffheit und Folgerichtigkeit. Und welche Kraft der Charakteristik entfaltet er in seinen Hauptpersonen, wie weiß er sie zu plastischer Klarheit herauszuarbeiten! Ganz modern erscheint er in seiner Malerei der Naturvorgänge, die stets mit denen in der Menschenwelt zusammenstimmen; er zeichnet die Geisterschauer der Novembernacht im Hamlet, den Gewittersturm auf der Heide in König Lear, das Heulen des Wolfes, das Gekrächz der Eule in der Nacht, da König Duncan durch Macbeth fällt, den Duft des Waldes im Sommernachtstraum. Seine Sprache befremdet uns nicht selten durch fernhergeholte kühne Bilder, gehäufte Gleichnisse und gesuchte Wendungen, ist jedoch stets voll Kraft und Leben.

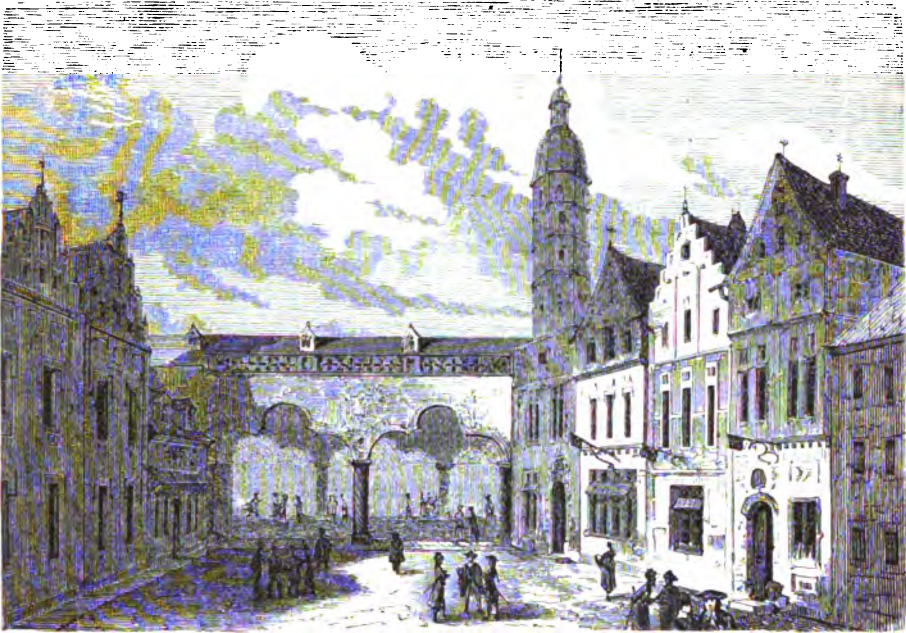
Shakespeare ward das seltene Glück zutheil, die volle Anerkennung seiner mitlebenden Landsleute und die Bewunderung der Nachwelt weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus zu finden. Wie glänzend und wie wahr hat sein Freund Ben Jonson von ihm gesungen:

„Du Seele unserer Zeit, kamst sie zu schmücken,
Als unserer Bühne Wunder und Entzücken. — — —
Voll Stolz war Rom, voll Uebermuth Athen,
Sie haben deines Gleichen nicht gesehn.
Triumph, mein England, du nennst ihn dein eigen,
Dem sich Europa's Bühnen alle neigen.
Nicht nur für uns're Zeit lebt er, o nein, für immer!"

Ben Jonson. Zahlreiche Dichter haben mit Shakespeare und nach ihm gewirkt, aber derjenige, der ihm persönlich am nächsten stand, Ben Jonson (1574—1637) schlug eine ganz verschiedene Richtung ein. Nachdem er längere Zeit den Text zu den sogenannten Masken geschrieben, d. h. allegorisch-mythologischen Aufführungen mit reichen Dekorationen und schönen Kostümen,die in der vornehmen Welt und bei Hofe sehr beliebt waren, wandte er sich später im Gegensatz zu dem veredelten Volksschauspiele Shakespeare's dem Sitten- und Charakterlustspiel zu, dessen Muster er in Plautus und Terenz erkannte, und wurde so ein Vorläufer Molière's. So entwarf er treffliche Sittenschilderungen aus der Gegenwart, namentlich da sehr wirkungsvoll, wo er gegen Aberglauben und Scheinheiligkeit, Gemeinheit und Liederlichkeit zu Felde zieht. Der „Alchymist" wendet sich z. B. gegen die Narren, die sich betrügen lassen, der „dumme Teufel" gegen die windige Projektenmacherei, der „Volpone" gegen die Erbschleicherei, und in scharfer Zeichnung werden Bramarbasse, Modenarren, Geizige, Abergläubische vorgeführt. — Jonson hat noch den tiefen Verfall der englischen Bühne erlebt. Schwere Kämpfe erschütterten bald Staat und Kirche, das Ansehen des Landes brach zusammen, der Sinn für echte Poesie erstarb, und nicht lange, da schaute der Engländer wehmüthig zurück auf das „alte lustige England" zur Zeit Elisabeth's als auf eine verschwundene goldene Zeit.



Das Fortune-Theater, Golden Lane Barbican.



Aelteste Börse von Antwerpen.

Volkswirthschaft und Staatsleben der Niederlande.

Während der Kampf gegen Spanien seit 1588, mit Ausnahme Irlands, englisches Gebiet unmittelbar nicht mehr berührte, die Briten vielmehr in keckem Angriff den Krieg nach den Küsten und Meeren des spanischen Herrschaftsgebietes hinübertrugen, hatten die Niederländer den Feind noch im eigenen Lande oder in nächster Nähe und mußten deshalb ihre Kräfte viel schärfer anspannen als jene. Daher erklärt es sich auch, daß in England noch während Elisabeth's Regierung, also mitten im Kriege, jene glänzende Blüte der geistigen Kultur sich entfaltete, die wir soeben zu schildern versuchten, in den Niederlanden dagegen eine solche erst mit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts sich entwickelte. Hier sind also zunächst nur die Grundlagen zu betrachten, deren jede gesunde Geisteskultur bedarf, die blühende Volkswirthschaft und das eigenartige Staatsleben der Niederlande, welche beide während und durch den Krieg mit Spanien sich ausbildeten.

Gewerbe und Handel. Für die Zeitgenossen hatte das jähe Emporsteigen des kleinen und gar nicht besonders begünstigten, zum Theil sogar armen Gebietes, das sich in zähem Kampfe von Spanien losriß, etwas Unbegreifliches, Geheimnißvolles. Doch erklärt es sich im Grunde sehr einfach daraus, daß die Nordprovinzen eine Kolonie der bis zum Ausbruche des Freiheitskrieges ihnen weit überlegenen Südprovinzen waren, daß also die sehr hohe Kultur derselben dort auf einem noch wenig bebauten Boden eine neue Heimat fand. Daß dies geschah, war die Folge allein des spanischen Krieges. Da dieser seit 1579 überwiegend die südlichen Landschaften traf, diese also bei den Fortschritten der Spanier zugleich von deren religiöser Unduldsamkeit schwer zu leiden hatten, so wanderten eben ihre besten und wohlhabendsten Einwohner nach dem freien Norden, besonders nach Holland und Seeland aus und brachten ihm ihr Vermögen, ihre Kunstfertigkeit und ihre Handelserfahrungen zu, wie dies vor Allem in großem Maßstabe nach der Eroberung von Antwerpen geschah (s. S. 525). Die Stände von Friesland meinten deshalb einmal nicht mit Unrecht, Holland könne seine Bundesbeiträge aus den Kapitalien halb Brabants und Flanderns bezahlen. Seitdem nahm zunächst die Gewerbthätigkeit im Norden einen ungeahnten Aufschwung. Ueberall entstanden neue Werkstätten für die Fabrikation von Tuch und Leinwand, von Damast und Seidenzeugen, von Teppichen,

Papier, Eisenwaaren u. s. f. Noch weit bedeutender aber war der Aufschwung des **Handels**. Hier trafen die Kapitalien und Erfahrungen der eingewanderten Südländer zusammen mit dem frischen Wagemuth eines Volkes, dessen Kraft gestählt worden war in dem Kampfe mit einer wilden See und dessen Selbstbewußtsein jetzt durch die glückliche Abwehr der Spanier mächtig gehoben wurde. Bald flatterte die blauweißrothe Flagge des Ketzerstaates auf allen Meeren Europa's. Schon im Jahre 1583 berechnete man das niederländische Kapital, welches in dem Handel mit England und Frankreich angelegt war, auf etwa 20 Mill. Gulden. Und nicht nur in den neutralen Häfen verkehrten die Niederländer, selbst die spanischen und portugiesischen vermochte König Philipp ihnen nicht zu schließen, da seine Länder der Zufuhr nordischer Produkte, namentlich für Bau und Ausrüstung von Schiffen, gar nicht entbehren konnten, und so begab sich das Unerhörte, daß die Spanier jedes Tau und jeden Balken für die Ausrüstung der Flotten, welche sie gegen England und Holland sandten, ihren Feinden um schweres Geld abkaufen mußten! Erst 1584 sperrte Philipp II. den Rebellen wenigstens die portugiesischen Häfen, namentlich Lissabon. Vergebens! Was sie schwächen und hemmen sollte, das trieb die Niederländer nur zu rücksichtsloser Erweiterung ihres Handelgebiets; mit wahrer Leidenschaft stürzten sie sich alsdann in die Gefahren weitaussehender Unternehmungen und eines wilden abenteuerlichen Seekriegs. Was sie gewannen, das verloren die alten Handelsmächte Spanien mit Portugal und die Hansa, die ja in der That beide das gemeinsame Interesse hatten, die Handelsgröße des neuen Staates nicht aufkommen zu lassen.

Die Stellung der **Hansa** beruhte in den Niederlanden so gut wie in England auf einem großen Kaufhofe und den Privilegien, die sich daran knüpften. Das war lange Zeit der von Brügge gewesen; mit dem Sinken der alten Stadt (s. S. 449) und mit dem Aufsteigen Antwerpens siedelten die Hanseaten nach diesem Stapelplatz über, bauten seit 1545 eine neue „Residenz" daselbst, die im Jahre 1564 indeß nach der Neustadt verlegt wurde, erhielten auch die Bestätigung der alten Privilegien durch Philipp II. und vergrößerten ihren Besitz durch den Ankauf des großen und kleinen Osterlinger Hauses. Doch die Unruhen und Kämpfe, welche seit 1566 die Niederlande und nicht zum wenigsten Antwerpen heimsuchten, ließen das neue Kontor niemals zu rechter Blüte gelangen. Oranien verbot den Hanseaten 1571 allen Verkehr mit den Spaniern, 1576 plünderten diese den Kaufhof und forderten 20,000 Gulden Brandschatzung, später belasteten beide Parteien den hansischen Handel mit willkürlichen Zöllen.

So wuchsen die Schulden der Niederlassung rasch an, und zudem beachteten viele Hansestädte selber nicht die Bestimmung, daß aller Verkehr mit außerhansischen Kaufleuten ausschließlich durch Vermittlung des Antwerpener Kontors stattzufinden habe. Da brach rasch Alles zusammen, und wie hätten nun vollends die befreiten Provinzen den Hanseaten auf ihrem Gebiete die alte herrschende Stellung einräumen sollen! Deshalb scheiterten natürlich auch die Versuche, einen neuen Kaufhof etwa in Middelburg zu gründen. Ja noch mehr. Selbst aus ihrem alten Herrschaftsgebiete, der Ostsee, sah sich die Hansa mehr und mehr durch die Niederländer verdrängt. Schon im Jahre 1587 sandten die Städte an der Zuidersee 580, die an der Maas und Schelde 200 Schiffe nach der baltischen See, und als nun vollends die unüberwindliche Armada in ihrer Niederlage die Ohnmacht Spaniens zur See gebrochen hatte, da war den Niederländern die Herrschaft des Meeres gar nicht mehr streitig zu machen. Der Fischfang in den nordischen Gewässern, den sie längst schon betrieben (s. S. 449), fiel ihnen jetzt naturgemäß ganz vorzugsweise anheim. Aus der einzigen Stadt Enkhuizen gingen im Jahre 1590 nicht weniger als 350 Fahrzeuge auf den Heringsfang aus, und durchschnittlich fischten alljährlich an den englischen Küsten 3000 holländische Schiffe mit 50,000 Mann Besatzung. Sie brachen sich dann weiter Bahn nach dem Mittelmeer, handelten zum Theil unter französischer Flagge mit Neapel, Cypern, Syrien; sie machten endlich, aus Portugal verdrängt, wie die Engländer den Versuch, Antheil am indischen Handel zu gewinnen.

Die nordöstliche Durchfahrt. Die ersten Bestrebungen der Art hatten sich ähnlich den englischen, auf die Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt gerichtet. Darauf führte der Verkehr mit den Russen, der durch die Engländer seit 1553 eröffnet worden war (s. S. 577).

Schon im Jahre 1557 erschienen aber auch holländische Schiffe jenseit des Nordkaps, ja östlich von Vardöhus, im fernsten Nordosten Norwegens, 1566 drangen Antwerpener Kaufleute im Weißen Meere bis zur Mündung des Onegaflusses, dann über Land nach Moskau vor. An die Mündung der Dwina kam zuerst Olivier Brunel aus Brüssel, trat mit dem russischen Handelshause der Gebrüder Anikjew in Verbindung, gelangte bis zum Ob und machte dann jährliche Handelsreisen nach seiner Heimat. Auf seine Anregung segelte als Erster im Jahre 1578 Johann Lippen aus Alkmaar direkt nach der Dwina, und bald eröffneten die Niederländer hier einen regelmäßigen Verkehr mit Rußland, namentlich das große Handelshaus Moucheron in Middelburg. Sie gaben dadurch Veranlassung zur Entstehung eines Waarenlagers und einer Befestigung bei dem Kloster des Erzengels Michael, aus denen dann später (seit 1584) die Stadt Archangelsk (d. h. der Ort des Erzengels) erwuchs. Den englischen Handel haben sie hier bald weit überflügelt.

Willem Barents' Reisen. An diese Fahrten anknüpfend, nahmen die Niederländer den Gedanken an die Auffindung eines nordöstlichen Seewegs nach China wieder auf, nachdem die Engländer seit 1580 auf seine Verwirklichung verzichtet hatten. Auch die Staaten von Holland und Seeland wußten die Moucherons in ihr Interesse zu ziehen und eifrig förderte Olden Barneveldt diese Unternehmung. Nach dem Vorschlage des bedeutenden Geographen Peter Plancius in Amsterdam sollte der Versuch im Norden von Nowaja Semlja gemacht werden, zugleich aber südlich desselben an der Waigatschinsel vorbei. So gelangte mit zwei Schiffen Willem Barents (oder Barentszoon*) im Juli 1594 an die Westküste von Nowaja Semlja unter 73° 25 nördl. Br., verfolgte sie nordwärts bis zum Eiskap, sah sich aber hier durch undurchdringliche Eismassen zur Umkehr genöthigt (1. August). Die beiden anderen Fahrzeuge führte Cornelius Nay von Enkhuizen durch die Jugorstraße bis in das Karische Meer, mußte jedoch aus Mangel an Lebensmitteln und weil er keine Aussicht hatte, vor Anfang des Winters China zu erreichen, zur Heimkehr sich entschließen. Doch war er überzeugt, den Seeweg dahin aufgefunden zu haben, denn er unterschätzte bedeutend die Entfernung, wie hundert Jahre vor ihm Columbus. Indeß die zweite Expedition, welche 1595 auf demselben Wege die beiden Seefahrer gemeinsam nach dem Karischen Meere führten, lieferte ebenfalls kein günstiges Ergebniß. Infolge dessen unterstützten die Staaten die Sache nicht mehr unmittelbar, sondern begnügten sich damit, einen Preis von 25,000 Gulden auf die Entdeckung des nördlichen Seewegs nach China zu setzen.

Trotzdem rüstete Amsterdam im Jahre 1596 abermals zwei Schiffe aus, die von Jan Corneliszoon Rijp und Jakob Hendrikzoon Heemskerk befehligt wurden, während Barents als Obersteuermann Theil nahm und eigentlich als die Seele der Unternehmung gelten konnte, obwol er seinen Willen nicht immer durchzusetzen vermochte. Rijp gedachte den Weg nach China quer über den Pol zu finden, von der Anschauung bestimmt, daß es ein eisfreies Polarmeer gäbe, und steuerte deshalb in beinahe nördlicher Richtung an Norwegen vorbei. So erreichte er am 8. Juni die Bäreninsel, am 17. sah er die schneeigen Zacken von Spitzbergen, das er für einen Theil Grönlands hielt. Als er nun seine Fahrt in der eingeschlagenen Richtung fortsetzen wollte, trennten sich Barents und Heemskerk von ihm, um ihrem Plane folgend Nowaja Semlja zu umsegeln. Unter hartem Kampfe mit dem Eise gewannen sie noch jenseit des Eiskaps das „ersehnte Vorgebirge“ (Hoek van Begerte), doch furchtbare Eismassen drängten sie an der Ostküste der Insel südwärts und zwangen sie, im „Eishafen“ zu überwintern (unter 76° 7 nördl. Br.), obwol sie dazu nicht im Mindesten ausgerüstet waren, das erste Mal, daß Europäer dieses wagten (vom 26. August 1596 bis zum 14. Juni 1597). Endlich brachen sie in zwei offenen Segelbooten auf und suchten, das Eiskap umfahrend, an der Westseite Nowaja Semlja's den Rückweg zu finden. Unterwegs starb schon am 20. der kühne Barents beim Eiskap, die Uebrigen erreichten glücklich die Mündung der Petschora, dann westwärts segelnd die Nordküste der Halbinsel Kola (2. September), nachdem sie mindestens 1600 Seemeilen zurückgelegt hatten, und wurden endlich durch denselben Rijp aufgenommen,

*) Das ist: Sohn des Barent, Bernhard.

der ein Jahr zuvor sich von ihnen getrennt, dann unverrichteter Sache zurückgekehrt, ein Handelsschiff nach dem Weißen Meere geführt hatte. Am 1. November stiegen die Todtgeglaubten unter dem Jubel des Volkes in Amsterdam ans Land, noch zwölf Männer von den siebzehn, die im Jahre zuvor ausgesegelt waren.

Damit schlossen zunächst die holländischen Nordostfahrten. Das ferne Ziel, welches sie zu gewinnen suchten, hat erst in unseren Tagen Adolf Erik Nordenskjöld wirklich erreicht.

Die ersten Fahrten nach Indien. Je geringer nun damals die Aussichten wurden, an der Nordküste Asiens hin nach dem Großen Ozean zu gelangen, und je höher zugleich seit dem Untergange der Armada der Wagemuth der Niederländer stieg, desto mehr faßte bei ihnen der Gedanke Boden, welcher schon die Engländer vorwärts getrieben hatte, den Spaniern und Portugiesen nachzufahren, um das Kap der guten Hoffnung oder durch die Magellansstraße Ostasien und Indien zu gewinnen. So liefen am 2. April 1595 die beiden Brüder Cornelius und Friedrich Houtman, welche lange in Lissabon gelebt und dort den indischen Handel kennen gelernt hatten, im Auftrage der Amsterdamer „Gesellschaft für die Ferne" (Compagnie van Verre) nach Indien aus. Geflissentlich alle portugiesischen Niederlassungen unterwegs vermeidend, segelten diese Holländer fünfzehn Monate durch immer auf hoher See um das Kap nach Madagaskar, von da nach Java. Doch fanden sie nirgends freundliche, oft sogar feindliche Aufnahme; sie umsegelten deshalb ganz Java, ohne Handelsverbindungen anknüpfen zu können und kehrten so ohne jeden Gewinn im August 1597 nach der Heimat zurück. Besser gelang es zwei anderen Unternehmungen, die unter Jakob van Nek mit reichen Gewürzladungen von Bantam auf Java und den Molukken heimkehrten (1598—1601).

Die erste holländische Weltumsegelung. In denselben Jahren sah der Große Ozean zum ersten Male die niederländische Flagge. Von derselben Gesellschaft „für die Ferne" entsendet, erreichten fünf Schiffe unter Jakob Mahu, de Cordes und Sebald de Weert die Magellansstraße im Jahre 1598. Widrige Winde und Strömungen verlängerten ihnen die Zeit der Durchfahrt auf ein halbes Jahr und zwangen sie im Feuerlande zu überwintern. Hier in der wilden Einöde zwischen Eis und Felsen stifteten die unerschrockenen Seefahrer den „Orden vom ungebändigten Löwen", gelobten dabei einander unverbrüchliche Treue und Fehde dem Erbfeinde, „damit sie die holländischen Waffen in dem Lande führen möchten, wo der König von Spanien seine Schätze sammelt", und gruben zum ewigen Angedenken ihre Namen in einen Felsen der „Ritterbai". Doch bei der Weiterfahrt in den Großen Ozean hinein trennten Sturm und Nebel die Schiffe; drei fielen den Spaniern und Japanesen in die Hände, zwei wurden in die Magellansstraße zurücktrieben und dann auch von einander gerissen. Noch in der Meerenge war Cordes mit einem andern Geschwader zusammen getroffen, welches gegen Ende des Jahres 1598 Oliver van der Noort von Amsterdam nach dem Großen Ozean führen sollte. Nach langem Winteraufenthalt im „Hungerhafen" segelte er nach der chilenischen Küste, unterstützte dort die araukanischen Indianer gegen die Spanier, mußte jedoch den Gedanken eines Angriffs auf Peru fallen lassen und trat statt dessen die Fahrt über den Ozean nach Westen an. Glücklich erreichte er die Philippinen, und vollendete über Borneo und Java nach dem Kap steuernd die dritte Weltumseglung im Jahre 1601. Dagegen gelangte ein Geschwader unter Jakob van der Does, das im Jahre 1599 nach Westindien auslief, über die Kanarien nur nach Brasilien und nach der heißen Insel St. Thomas an der Küste von Guayana. Dabei verlor es zwei Schiffe und einen großen Theil der Mannschaft mit dem Befehlshaber.

Anfänge der niederländischen Herrschaft in Ostindien. In westlicher Richtung mit Ostasien regelmäßige Handelsverbindungen anzuknüpfen, verbot die ungeheure Entfernung. Nur nach den Capverdischen Inseln, Westindien und nach Guinea segelten seit 1599 holländische Kauffahrer. Deshalb lenkten die Niederländer ihre Aufmerksamkeit vorwiegend nach dem östlichen Seewege und zwar um so angespannter, als im Jahre 1599 Philipp III. ihnen auch die spanischen und belgischen Häfen sperrte. Hatten sie bisher nur bewaffnete Handelsfahrten unternommen, so gingen sie jetzt nach dem Vorbilde, das die Portugiesen hundert Jahre früher gegeben, dazu über, durch Verträge mit den indischen Fürsten und hier und da

auch schon durch Errichtung befestigter Faktoreien, besonders auf den Molukken, ihre Interessen zu sichern, ihre Handelsherrschaft über die Inseln und Küsten Indiens zu begründen. Die Abneigung der Eingeborenen gegen die Portugiesen kamen ihnen dabei zu Hülfe. Die ersten Anfänge dazu geschahen 1599—1602 unter beständigen Kämpfen mit den Spaniern und Portugiesen.

Die holländisch-ostindische Kompagnie. Doch der glänzendste Zeitraum dieser Handelsherrschaft begann erst mit der Stiftung der holländisch-ostindischen Kompagnie (20. März 1602). Da die einzelnen Handelsgesellschaften sich gegenseitig manche Konkurrenz bereiteten und auch zu schwach waren, um den Spaniern genügend die Spitze zu bieten, so vereinigten sie sich mit Genehmigung der Generalstaaten zu einer großen Genossenschaft. Auf 21 Jahre erhielt sie das Recht zum Alleinhandel östlich des Kaps und durch die Magellansstraße.



Rhede von Ternate.

Schwerfällig genug war ihre Einrichtung. Die Kompagnie bestand aus 7 Kammern, von denen die Amsterdamer mit der Hälfte, die seeländische mit einem Viertel, die beiden von der Maas (Delft und Rotterdam) und die des „Norderquartiers“ (Hoorn und Enkhuizen) mit je einem Sechzehntel am Anlagekapital (zunächst etwa $6^1/_2$ Million Gulden) und also auch an Gewinn und Verlust Antheil nahmen. Fünfzig „Vorstehern“ lag die Leitung dieser Kammern ob, das Schwergewicht ruhte jedoch in dem „regierenden Kollegium von Indien“, den 17 Direktoren, von denen Amsterdam allein acht ernannte. Der Eintritt stand allen Einwohnern jener Provinzen (d. h. Hollands und Seelands) frei. Die Gesellschaft war beinahe souverän, denn sie hatte das Recht, Bündnisse mit indischen Fürsten im Namen der Vereinigten Niederlande zu schließen, Festungen zu bauen und Kriegsvolk zu werben, das indeß auch den Generalstaaten den Eid leistete. Von den Prisen kam der staatischen Admiralität ein Antheil zu, wie andererseits wieder die Generalstaaten 25,000 Gulden auf das Unternehmen verwendeten.

Von nun an stieg die holländische Macht in den indischen Gewässern rasch empor. Das Geschwader, welches Ende 1603 unter Stephan van der Hagen nach Indien ging, nahm nicht bloß Tidor auf Ternate und das wieder verlorene Amboina den Portugiesen ab, sondern breitete den holländischen Einfluß schon über das Festland von Vorderindien aus, schloß Bündnisse mit Kalikut und Bidschnagor (s. S. 55—56). Dann griff im Jahre 1606 Cornelius Matelief Malakka, den Schlüssel Hinterindiens, an, schlug sich in hartnäckigen Gefechten mit einer übermächtigen feindlichen Flotte, mit welcher der Vizekönig Alfonso de Castro die belagerte Stadt entsetzte und die Molukken wieder zu erobern gedachte (August und September), begann dann den Belagerungskrieg um Tidor, das die Spanier wirklich wieder genommen hatten, und versuchte abermals, wenn auch vergeblich, nach China vorzudringen.

Erst im September 1607, als ein neues Geschwader ihn abgelöst hatte, kam er mit reicher Ladung in der Heimat an. Seitdem sicherten in stetem Kampfe mit den Spaniern und Portugiesen die Holländer ihre Herrschaft durch zahlreiche Forts auf den Molukken.

Schon im Jahre 1608 gab die Kompagnie, als es sich um den Abschluß des Friedens mit Spanien handelte, in einer amtlichen Denkschrift an, sie fahre mit 100 Schiffen und 1800 Mann nach den Capverdischen Inseln, mit 20 Schiffen und 500 Mann nach Westindien, mit 20 Schiffen und 400 Mann nach Guinea, mit 40 großen Schiffen und 5000 Mann nach Ostindien, habe also im Ganzen 180 Fahrzeuge mit 7700 Mann Besatzung in ihrem Dienst. Ihr Kapital betrug damals 33 Mill. Gulden, hatte sich demnach binnen sechs Jahren mehr als verfünffacht. Der Grund zu der zweitgrößten See- und Kolonialherrschaft der Erde war gelegt.

Steigen des Reichthums. Wie hier in fast athemloser Steigerung die Handelsgröße sich entwickelte, so trat der wachsende Wohlstand des kleinen Landes in hundert Zügen zu Tage. Schon unter Leicester's Verwaltung, also noch in sehr bedrängter Zeit (1585—1587), wuchs die Einwohnerzahl Amsterdam's auf das Doppelte. Binnen 30 Jahren mußte es zweimal seine Mauern um ein Beträchtliches erweitern, im Jahre 1604 wurden dort 600 neue Häuser gebaut, 1610 zählte die Stadt 50,000 Einwohner. An der ostindischen Kompagnie nahm sie mit einer vollen Hälfte Antheil. Aehnliches gilt z. B. von Leyden und Haarlem, überhaupt von ganz Holland. Diese Provinz besaß allein zwei Drittel der Gesammtbevölkerung der Niederlande. Ihr Kornhandel war so bedeutend, daß der venetianische Gesandte Contarini im Jahre 1610 den Weizenvorrath auf 100,000 Säcke berechnet, Walther Raleigh ihren gesammten durchschnittlichen Getreidevorrath auf 700,000 Viertel angiebt und versichert, ein Jahr des Mißwachses in irgend einem europäischen Lande bringe den Holländern so viel Gewinn wie sieben gute Ernten. Dem entsprechend gab man im Jahre 1610 die Zahl der größeren Schiffe auf 200, die der kleineren auf 3000 an. In jedem Hause einer Seestadt fand man Seekarten und nautische Justrumente; eine Fahrt nach Indien galt schon als etwas ganz Gewöhnliches. Kein Zweifel, Holland war in vollem Zuge, die erste Handelsmacht der Zeit zu werden.

Und das unter der schwerfälligsten und widerspruchsvollsten Verfassung, die jemals ein modernes Kulturvolk ertragen hat!

Grundlage der Verfassung. Als Grundlage derselben galt die Utrechter Union vom Jahre 1579. Indeß war diese niemals etwas Anderes als ein Kriegsbündniß, zu dem der Beitritt selbst auswärtigen Mächten offen stand, keine Staatsverfassung, und die Ansicht vollends, daß aus dem großen Kampfe eine Republik hervorgehen könne, lag den Schöpfern der Union gänzlich fern. Noch beinahe ein Jahrzehnt hindurch haben ja die niederländischen Staatsmänner sich bemüht, eine monarchische Ordnung aufzurichten. Erst als die Anlehnung an England mißlang und mit dem Scheitern der Armada das Kraftbewußtsein sich gewaltig steigerte, kam der republikanische Gedanke mehr und mehr zur Geltung. Er reifte nicht bloß heran an dem Vorbilde des alten Rom und des altisraelitischen Staats, die beide den gelehrten Calvinisten besonders nahe lagen, er entsprach auch dem Selbständigkeitstriebe der stolzen Stadtgemeinden. Denn unzweifelhaft war der Krieg gegen Spanien auch ein Kampf gegen die monarchischen Einheitsbestrebungen der Habsburger gewesen; kein Wunder, daß jetzt die Sieger freiwillig sich keiner starken Bundesgewalt unterwerfen wollten.

Zusammensetzung der Niederlande. Eben dieses zähe Festhalten an der schwer behaupteten Selbständigkeit der Provinzen und Gemeinden machte den Gesammtstaat der Niederlande zu einem höchst unförmlichen Bau, zu einem lockeren Staatenbunde. Zu den sieben Provinzen gesellten sich noch Drenthe als ein „zugewandtes“ Land, das zwar sich selbst regierte und den Schutz der Union genoß, aber keinen Antheil an den Generalstaaten hatte, sodann die „Generalitätslande“ Staatsflandern und Staatsbrabant, welche nach 1579 erobert waren, von Bundesbeamten regiert wurden und ihre hohen Steuern in die Bundeskasse abführten, endlich die Güter des Hauses Oranien (Yſſelstein bei Utrecht, Zevenbergen in Holland und die friesische Insel Ameland), noch nicht zu reden von den auswärtigen Festungen mit niederländischen Besatzungen und den rasch anwachsenden Besitzungen der ostindischen Kompagnie.

Provinzialverfassung. Die einzelnen Provinzen zeigen in ihrer Verfassung, wie sie vor Allem durch die Provinzialstaaten zum Ausdruck kommt, im Einzelnen die größte Verschiedenheit und zugleich manchen Unterschied im Vergleich zu den Verhältnissen vor dem Kriege, da dieser die Geistlichkeit als politischen Stand fast überall beseitigt und auch den Adel zum Theil geschwächt hatte, so daß er zwar in Utrecht, Geldern, Ober-Yssel und Groningen noch eine Rolle spielte, in Holland und Seeland dagegen die mächtigen Stadtgemeinden fast allein regierten. Unter allen Provinzen behaupteten diese beiden bei Weitem den Vorrang. Sie bildeten den historischen Kern der Union, hatten erst die schwere Last des Kampfes vorwiegend getragen, dann Handel und Gewerbe zu größter Blüte entwickelt. In Holland vor Allem drängten sich alle Eigenthümlichkeiten des niederländischen Wesens zusammen: die größten Erinnerungen des Befreiungskrieges, der gewaltige Seehandel, der strenge Calvinismus, die klassische Gelehrsamkeit der Universität Leyden, die Mundart, welche dann zur Schriftsprache wurde. Diese eine Provinz zählte allein zwei Millionen Einwohner, beinahe zwei Drittel der Gesammtbevölkerung, sie zahlte über 57 Prozent der Bundesbeiträge, während Ober-Yssel z. B. nur 3,7 Prozent beisteuerte. Kein Wunder, daß man bald von einer holländischen Sprache und Nation zu reden begann.

Und hier wie in Seeland herrschte das aristokratische Bürgerthum. Diese stolzen Kaufleute und Rechtsgelehrten, die sich gern mit den römischen Patriziern verglichen, die „Regenten", sahen auf die Masse der städtischen und ländlichen Bevölkerung, den „Jan Hagel", mit einem hoffährtigen Standesdünkel herab, der aus Geldstolz, Gelehrtenhochmuth und staatsmännischem Selbstgefühl seltsam gemischt war. Aber allerdings, sie konnten die Herrschaft beanspruchen, denn sie besaßen durchgängig eine vorzügliche Bildung, „ernsthafte Menschen, die selten ein Wort der Gnade über die Lippen brachten, das Glück ihres Lebens in der Macht, dem Pflichtgefühl und dem befriedigten Parteihaß fanden, kalte Realisten, die sich unbefangen zu dem Sprichworte bekannten: „es ist besser beneidet als beklagt", in ihrem häuslichen Brauch bis tief ins siebzehnte Jahrhundert hinein von schmuckloser Einfachheit." Unter einander fest zusammenhängend durch Interessengemeinschaft und Verwandtschaft kannten sie nichts Höheres als die Behauptung ihrer Macht und erscheinen deshalb in allen Bundesangelegenheiten als harte Partikularisten, großen, idealen Gesichtspunkten völlig unzugänglich. Eifersüchtig hielten sie deshalb die Souveränität der einzelnen Provinzen fest. Jede Provinz hatte demnach ihr selbständiges Heer- und Flottenwesen, übte über ihre Angehörigen die höchste Gerichtsbarkeit und schlug eigene Münzen, die von den andern gelegentlich sogar verboten wurden. Sie besaß das Recht, Gesandte zu empfangen und abzusenden, obwohl man von dem letzteren aus Sparsamkeitsrücksichten im Ganzen wenig Gebrauch machte. Folgerichtig wurden die Ausgaben des Bundes wesentlich aus den genau bestimmten (Matrikular-)Beiträgen der einzelnen Provinzen bestritten; selbständige Einnahmen besaß die Union nur in manchen Schiffahrtsabgaben und den Steuern der Generalitätslande. Im Grunde genommen waren aber nicht einmal die Provinzen als solche souverän, sondern die einzelnen Gemeinden und Genossenschaften derselben, im Ganzen ungefähr 2000. Denn ehe ein Beschluß der „edelmögenden Herren Provinzialstaaten" erfolgte, mußten alle Städte und Körperschaften befragt werden, da die Mitglieder der Landtage nur nach Vollmacht stimmten. Zudem war fast überall bei wichtigen Beschlüssen Einstimmigkeit erforderlich, und das in einem Volke, das an Zähigkeit und Eigensinn seines Gleichen sucht!

Die Generalstaaten. Von den Parteiverhältnissen und Abstimmungen dieser Landtage hing nun formell auch die Entscheidung in den Generalstaaten, der Gesammtvertretung des Bundes ab. Zusammengesetzt aus den Deputirten der Provinzialstaaten und seit 1593 ständig im Haag versammelt, stand dieser Reichstag nicht über, sondern unter den Provinzen. Denn seine Mitglieder, „die hochmögenden Herren Generalstaaten", stimmten nach der Weisung ihrer Auftraggeber, nicht nach eigener Ueberzeugung, sie bildeten thatsächlich also nur einen Gesandtenkongreß, wie seinerzeit der deutsche Bundestag. Da nun hier jede Provinz eine Stimme abgab, und bei den Beschlüssen Einstimmigkeit erforderlich war, diese wiederum von den Stimmenverhältnissen in den Provinzialstaaten abhing, so konnte es geschehen, daß der Widerspruch einer einzigen Stadt die Beschlußfassung unmöglich machte! Dies Mißverhältniß

trat nun um so stärker hervor, als es eine höchste ausführende Gewalt, eine wirkliche Regierung des Bundes nicht gab. Der Staatsrath, der unter Leicester eingerichtet worden, hätte eine solche werden können, wenn ihn nicht die Eifersucht der Provinzen immer mehr bei Seite geschoben und schließlich auf eine gewisse Mitwirkung bei Verwaltung der Bundesfinanzen und des Kriegswesens beschränkt hätte. Die wirkliche Leitung der einzelnen Geschäfte fiel mehr und mehr den stehenden Ausschüssen der Generalstaaten anheim. Die ganze Verfassung erwies sich in schwierigen Lagen als so unbrauchbar, daß sie beständig verletzt werden mußte. Die allerwichtigsten Beschlüsse sind nicht einstimmig gefaßt, trotzdem aber ausgeführt worden. Dies war freilich nur möglich, weil die ungeheure Schwerfälligkeit der Union einigermaßen ausgeglichen wurde durch einige zusammenhaltende Mächte, die stärker waren als die Verfassung: das Uebergewicht Hollands, das Amt des Rathspensionärs und die Stellung des Hauses Oranien.

Holland und der Rathspensionär. Holland übertraf alle anderen Provinzen zusammengenommen so sehr an Bevölkerungszahl, Reichthum und politischer Bildung, daß die Beschlüsse seiner Staaten in Bundessachen fast immer die Abstimmung der Generalstaaten beherrschten. Ihren Einfluß verstärkte noch das Amt des holländischen Rathspensionärs, welcher, ursprünglich Vertreter der Stände gegenüber der gräflichen Regierung (Syndicus, Advokat), später die Aufgabe übernahm, die Verhandlungen der Provinzialstaaten niederzuschreiben, ihre Beschlüsse zu formuliren und ihre Abstimmung zu leiten. Er wohnte auch den Sitzungen der Generalstaaten bei und führte den auswärtigen Briefwechsel der Union. Ein solches Amt mußte an sich schon seinem Inhaber eine Geschäftskenntniß verleihen, welche die der häufig wechselnden Staatendeputirten beträchtlich übertraf, und dadurch auch seinen Einfluß weit über seine eigentlichen Grenzen hinaus steigern; bedeutende Männer vollends gestalteten es thatsächlich zu einem Bundeskanzleramt, und so wurde der Rathspensionär zumal von den auswärtigen Gesandten als der leitende Minister der Union angesehen und behandelt.

Das Haus Oranien. Entstand schon dadurch eine Einheitlichkeit der Verwaltung, so vertrat für das Bewußtsein des Volkes das Haus Oranien die Einheit der Niederlande in einer Stellung, zu welcher sich in der Geschichte kaum ein Beispiel findet. Amtlich bekleideten die Oranier der älteren Linie, die Nachkommen Wilhelm's des Schweigers, so gut wie erblich den Posten des Statthalters in Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Over-Yssel, die der jüngeren, welche auf Johann von Nassau zurückging, meist in Groningen und Friesland. Der Statthalter war freilich zunächst nichts weiter als der höchste Beamte der Provinz, aber er ernannte als solcher zum Theil die Rathmannen in den Städten und gewann somit auch auf die Entschlüsse der Staaten einen mittelbaren Einfluß; er war ferner auch Generalkapitän, d. h. Oberbefehlshaber des Heeres, und da der ältere Oranier dies in fünf Provinzen zugleich war, so wuchs er über die Stellung des Beamten einer Einzelprovinz weit hinaus und stand thatsächlich an der Spitze der gesammten Bundesarmee. Die Truppen freilich wurden von den einzelnen Provinzen geworben und bezahlt, sie schwuren ihren Eid den Staaten derselben und den Generalstaaten, und eifersüchtig wachten diese Herren über die Kriegführung durch ihre Felddeputirten, welche die Armee begleiteten und ohne welche der Feldherr nichts unternehmen durfte. Doch die wenig unterbrochene Fortdauer des Krieges fesselte das Heer fest an dies glorreiche Geschlecht, von welchem ein Jahrhundert hindurch fast Jeder ein sieghafter Held gewesen ist. Was kümmerte diese Söldner die Union! Der Feldherr ersetzte ihnen das Vaterland. Um wie vielmehr war dies nun der Fall bei der Masse des niederländischen Volkes! Soweit ihre Macht reichte, schützten die Oranier die kleinen Leute vor der Willkür des hochmüthigen Stadtadels, wie denn schon Wilhelm es ausgesprochen hatte: „Ich werde mein ganzes Leben lang volksfreundlich sein". Das vergalten ihnen Bürger und Bauern mit unerschütterlicher Anhänglichkeit. Will ja doch auch das Volk stets eine große Persönlichkeit haben, an der es sich erfreuen, in deren Thaten und Ruhm es sich selber spiegeln kann. So waren die Massen überall gut oranisch, monarchisch und um so schärfer bildete sich der Gegensatz heraus zwischen den Oraniern, die das Gesammtinteresse der Union vertraten, und der durch und durch partikularistischen, aristokratischen „Staatenpartei". Ihr Kampf hat die innere Geschichte der Niederlande bestimmt.



Toledo. San Sago de Arrabat. Nach Aufnahme von Oscar Mothes.

Spaniens wirthschaftlicher Verfall und künstlerische Höhe.

Keinen schärferen Gegensatz kann es geben, als den zwischen England und Niederland auf der einen Seite, die aus bescheidener Stellung unaufhaltsam zu Großmächten des Handels aufstiegen, und Spanien auf der anderen, das ebenso unaufhaltsam von seiner stolzen Höhe herabsank. Zuerst ergreift die Lähmung die Finanzen des Staates, dann aber den Wohlstand des gesammten Volkes, bis das unglückliche Land verödet und verarmt nur noch von den Erinnerungen ehemaliger Größe zehrt und durch krampfhafte Anstrengungen, sie wieder zu gewinnen, seine letzte Kraft erschöpft. Und doch entfaltet sich zu derselben Zeit die glänzende Blüte geistiger, vor Allem künstlerischer Kultur, und Spanien entwickelt, allein neben England, die höchste Gattung der Dichtkunst, das Drama, zu bewundernswerther Vollendung.

Die Spanier pflegen wohl — und zwar mit Recht — diesen Aufschwung der hohen Begabung der Nation zuzuschreiben, den kläglichen Verfall jedoch einseitig dem „fremden" Herrscherhause der Habsburger auf die Rechnung zu setzen. Thatsächlich liegen die Keime zu Beidem im Volke selbst, und wenn eine Regierung auch die verderblichen gepflegt hat, so ist das bereits unter der gepriesenen nationale Herrschaft Ferdinand's und Isabella's geschehen.

Finanzwirthschaft unter Karl V. Schon Karl V. fand eine keineswegs befriedigende Finanzlage vor. Wohl hatte Isabella viele entfremdete Krongüter zurückerworben (s. S. 8), aber unter Philipp dem Schönen war wieder vieles verschleudert worden, und nicht besser sah es in den Nebenlanden Spaniens aus. In Mailand z. B. hatten die rasch wechselnden Landesherrschaften um die Wette die Domänen verkauft, in den Niederlanden gab es solche überhaupt kaum mehr. Versiegte nun diese alte und ursprüngliche Einnahmequelle, dann mußten die Abgaben, indirekte wie direkte, immer mehr entwickelt werden. Dadurch stieg wiederum die Bedeutung der Stände, die Karl V. auf der andern Seite niedergebeugt hatte.

In Kastilien überwogen die Grenzzölle, wie sie nicht nur in den Häfen, sondern auch an den Binnengrenzen gegenüber Portugal und Aragonien erhoben wurden, und andere indirekte Abgaben, vor Allem die drückende Alcavala, der berufene „zehnte Pfennig“ (s. S. 470) (10 Prozent vom Kaufpreise zu Lasten des Verkäufers), bei Weitem die Steuern, wie sie die Cortes bewilligten, dieselben betrugen z. B. 1550: 920,000 Dukaten gegenüber 267,000 Dukaten Steuern. Dazu gesellten sich dann geistliche Gefälle, nämlich der Erlös eines Theiles der Gütereinziehungen, welche das Inquisitionsgericht verhängte, und der Ablässe (Cruzada, d. h. Kreuzzugssteuer, weil sie ursprünglich nur für den „heiligen Krieg“ ausgeschrieben wurden). Die amerikanischen Einkünfte waren unter Karl V. keineswegs so kolossal, wie man wol zunächst zu glauben geneigt ist, denn Peru konnte ja seine Schätze erst seit 1534 über Spanien entleeren. Um 1535 wechselten diese amerikanischen Zuschüsse zwischen 50,000 und 150,000 Dukaten jährlich; das nächste Jahr freilich brachte die peruanische Beute im Ganzen $2^{1}/_{2}$ Millionen, aber sonst lieferte bis 1550 Peru doch nicht mehr als etwa 400,000 Dukaten im Jahre, zuweilen weniger, so daß dann wol der Metallzufluß aus dem gesammten spanischen Amerika noch keine halbe Million erreichte. Alles im Allem gerechnet, soll er in den 60 Jahren von 1492—1552 etwa 60 Millionen Dukaten betragen haben, also durchschnittlich im Jahre nur 1 Million. Jedenfalls konnten alle diese Einnahmen die Kosten der europäischen Politik Karl's V., für welche ihm Deutschland ja so gut wie nichts leistete, keineswegs decken. Schon im Jahre 1526 ermöglichte nur die reiche Mitgift seiner portugiesischen Gemahlin dem Kaiser die Eröffnung des zweiten italienischen Krieges; im nächsten Jahre schon war er sogar außer Stande, seine Söldner zu bezahlen (s. S. 221 f.). Da mußten denn die ständischen Bewilligungen (servicios) direkter Steuern aushelfen. Da auch diese Summen nicht reichten, so griff schon Karl V. zu Anleihen, die ja niemals etwas Anderes sein können, als vorweggenommene Einnahmen, diese also schwächen müssen, und betrat damit den Weg, der auf schiefer Ebene unaufhaltsam in den Abgrund führte. Denn da bei der strengen Geheimhaltung kein Privatmann jener Zeit eine Uebersicht über den Haushalt des Staates hatte, also auch keiner die Zahlungsfähigkeit desselben zu beurtheilen vermochte, so forderten die Kapitalisten zu ihrer Sicherheit enorme Zinsen, niemals unter 7 Prozent, häufig bis 30 Prozent und außerdem Verpfändung der regelmäßigen Einnahmen, namentlich der Alcavala oder einer Silberflotte. Jede solche Anleihe hob natürlich die Verlegenheit nur augenblicklich und steigerte sie für die Zukunft. So ergab sich 1550 ein jammervolles Resultat. Von den 920,000 Dukaten, die Kastilien an Zöllen und dergleichen lieferte, waren 800,000 verpfändet, von den neapolitanisch-sicilischen 800,000 Dukaten 700,000, die mailändischen 400,000 Dukaten ganz. Von den 2,120,000 Dukaten also, die diese Lande der Krone bringen sollten, bezog sie thatsächlich nur noch 220,000. Sieben Jahre danach war auch davon nichts mehr übrig, vielmehr noch 18,000 Dukaten Defizit!

Finanzwirthschaft unter Philipp II. So traurig war die Erbschaft, welche Karl V. auf die Schultern Philipp's II. legte! Nur verzweifelte Mittel schienen in dieser Lage helfen zu können. An einen Staatsbankerott, an Münzfälschung und dergleichen hat man damals gedacht. Denn der einzige Weg, der wirklich aus diesem Wirrsal herausführen konnte, hieß Verzicht auf die eitlen Weltherrschaftspläne der Habsburger, und wie hätte Philipp II. ihn betreten können! Im Gegentheil, unter ihm ging der Staat völlig auf in der auswärtigen Politik. Nicht nur die unaufhörlichen Kriege verschlangen ungeheure Summen, Spanien unterhielt auch fast in allen Ländern Europa's um schweres Geld zahllose Agenten und Parteigänger. Noch am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts gab es nach der Versicherung Paolo Sarpi's keine italienische Stadt, wo Spanien nicht Anhänger besoldet hätte; nicht anders war es in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden. — Unter solchen Umständen mußten die Lasten, welche vornehmlich dem Hauptlande, Kastilien, auferlegt wurden, sich unausgesetzt steigern, denn die amerikanischen Einkünfte überstiegen im Jahre 1593 z. B. nicht 2 Mill. Scudi (zu 12 Realen). Man griff also zu den verderblichsten und verwerflichsten Mitteln. Von 1555—1560 behielt die Regierung die Gelder zurück, die auf Rechnung von Privatleuten mit den Silberflotten kamen und gab dafür Zinsenanweisungen auf königliche Renten aus.



Abfahrt einer spanischen Silberflotte. Nach einem zeitgenössischen Holzschnitte.

Fortwährend wurden königliche Städte und Flecken mit ihren Einkünften an Grundherren und Kaufleute, Komthureien der drei Ritterorden, Adelsbriefe und Aemter veräußert. Dann erhöhte man besonders seit dem Abfalle der Niederlande die Ausfuhrzölle auf die wichtigsten Landeserzeugnisse, wie Wolle, Seide, Wein, Oel u. s. f. um das Doppelte und Dreifache, steigerte den Salzpreis u. a., erreichte aber mit Allem nur ein rasches Anwachsen der Staatsschuld. Hatte diese 1564 schon 23 Millionen Dukaten betragen, so belief sie sich 10 Jahre später auf 35 Millionen, und 1575 schrieb Philipp II., in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, an seinen Schatzmeister: „er wisse am Abend nicht, wovon er am Morgen leben werde!"

Es blieb also nichts, als der verhüllte Staatsbankerott, der mit einer Herabsetzung der Zinsen für die Staatsschuld in jenem Jahre wirklich eintrat. Doch hielt er das Verderben keineswegs auf. Eine Untersuchung des Staatshaushalts im Jahre 1595 ergab vielmehr folgendes erschreckende Resultat: Alle Einkünfte von Pfründen der Ritterorden waren auf zehn Jahre an eine deutsche Handelsgesellschaft verpfändet; alles Gold, das die letzte Flotte aus Amerika gebracht hatte, und die nächsten drei bringen sollten, war durch Anleihen bereits verbraucht, überhaupt alle Einnahmen des laufenden und des folgenden Jahres, selbst ein Theil der für das Jahr 1597 zu erwartenden vorweggenommen.

Also folgte im Jahre 1596 der zweite Staatsbankerott. Auch dieser aber half nur vorübergehend und im Jahre seines Todes, 1598, war der Herrscher beider Indien so weit herabgekommen, daß er durch Geistliche von Thür zu Thür um ein „Geschenk", d. h. ein Almosen für die Weiterführung seiner Kriege bitten ließ! Buchstäblich als ein Bettler ist König Philipp II. in den Prachträumen des Escorial gestorben.

Lage unter Philipp III. Hatte er den Staat durch seine Kriege ins Verderben gebracht, so that sein schwacher Sohn Philipp III. unter der Leitung des allmächtigen Günstlings, des Herzogs von Lerma, das noch Uebrige durch seinen verschwenderischen Hofhalt. Lerma selbst bereicherte sich derart, daß er allein für geistliche Stiftungen über anderthalb Millionen Dukaten aufwenden konnte. Die Gehalte der Höflinge stiegen um ein Drittel; die Feste, das hohe Spiel, die Reisen, die herkömmlichen Gnadenerweisungen an die Granden verschlangen riesige Summen, die Vermählung des Königs z. B. 950,000 Dukaten. Die unsinnigsten Maßregeln sollten sie schaffen: Im Jahre 1603 steigerte man den Nominalwerth des Kupfers auf das Doppelte des wirklichen und prägte für mehr als 6 Millionen Dukaten solcher unterwerthigen Münzen aus. Gegenüber den Genuesen half man sich abermals mit einer Zinsenherabsetzung; man steigerte die Handelsauflagen bis zu 30 Prozent des Werthes, die Cortes bewilligten neue Servicios. Und doch waren alle Einkünfte verpfändet, die Staatsschuld gewachsen bis auf 100 Millionen.

Die Austreibung der Mauren. Man glaubt Wahnsinnige vor sich zu haben, wenn man nun sieht, wie trotz der wahrhaft trostlosen Lage dieser an sich harmlose und gutmüthige König unter dem Einflusse bigotter Geistlicher, namentlich des Juan de Ribeira, sich dazu verleiten ließ, dem Wohlstande Spaniens die letzte Wunde zu schlagen durch die Vertreibung der Mauren oder Moriskos. Dann erst werde, so sagten diese fanatischen Narren, das Land von Neuem aufblühen, wenn es gereinigt sei von den letzten Resten der Irrgläubigen. Die nicht unbegründete Furcht, die mißhandelten Mauren möchten einmal mit auswärtigen Feinden sich verbünden — mit Heinrich IV. hatten sie in der That einmal im Jahre 1602 über Unterstützung verhandelt — und aufs Neue eine bewaffnete Erhebung versuchen, kam noch hinzu. So verfügte ein Edikt des Königs „aus angeborener Milde" statt der „an sich gerechtfertigten Todesstrafe" die Ausweisung aller Mauren (September 1609). Von je hundert Familien sollten nur sechs zurückbleiben, um den Christen in den von ihnen bisher betriebenen Gewerben als Lehrer zu dienen, überdies die Kinder unter vier Jahren. Ihren Grundbesitz durften die Ausgewiesenen verkaufen, aber nicht an Fremde, ihre bewegliche Habe nur in Waaren, nicht in Geld und Kostbarkeiten mit sich führen! Umsonst flehten die Moriskos, umsonst verwandten sich die Grundherren im südlichen Spanien zu Gunsten dieser fleißigsten und werthvollsten ihrer Unterthanen, die Verfügung wurde wörtlich vollstreckt. Da warfen die

Verzweifelnden das verhaßte Joch des spanischen Christenthums ab und bekannten sich auf spanischem Boden in Masse zu dem Glauben ihrer Väter. Ueber eine halbe Million fleißiger Leute wurden auf königliche Kosten in diesem und im folgenden Jahre nach Afrika gebracht, oder gingen unterwegs oder auch jenseit des Meeres zu Grunde. Daß dies ungefähr der zwölfte Theil der gesammten damaligen Bevölkerung Spaniens war, daß Hunderte von Gutsherren im Süden verarmten, ganze Strecken des schönsten Bodens verödeten, das Alles kümmerte nicht diese Fanatiker der Glaubenseinheit.



Austreibung der Mauren. Zeichnung von Conrad Ermisch.

Spanische Volkswirthschaft. Die Vertreibung der Mauren hatte noch gefehlt, um die Quellen des spanischen Wohlstandes zu verstopfen. In der That war Spanien, von einzelnen Gegenden abgesehen, schon unter Karl V. keineswegs besonders blühend. Der Venetianer Navagero, der es im Jahre 1526 bereiste und allerdings die Erinnerung an Oberitalien mit sich tragen mochte, fand Katalonien dünn bevölkert, Aragonien außer in den Flußthälern öde und wenig bebaut. In Kastilien sah er die alten arabischen Wasserleitungen in Verfall, z. B. um Toledo, infolge dessen weite Strecken wüstengleich, nur hier und da eine einsame Venta (Gehöft), in derselben Gegend, die unter Ferdinand und Isabella im reichsten Anbau prangte (s. S. 9). Nur in Valladolid, Sevilla und Granada war das Gewerbe von einiger Bedeutung.

Indessen nahm dies später doch einen gewissen Aufschwung, und an sich besaß Spanien die Mittel zu blühendem Wohlstande. Der Boden lieferte da, wo man die Trockenheit durch künstliche Bewässerung überwand, reiche Ernten nicht nur an Halmfrüchten, sondern auch an Wein, Oel, Südfrüchten, sogar Datteln (um Elche bei Alicante). In großer Masse und vortrefflicher Beschaffenheit spendeten die zahllosen Schafheerden Mittelkastiliens ihre Wolle; im Norden grub man Eisen, Blei und Kupfer, im Süden das seltene Zinnober und Quecksilber aus dem Schoße der Erde. Auf solcher Grundlage konnte sich sehr wohl ein lebhafter Gewerbebetrieb herausbilden und in der That geschah das in mancher Beziehung. Die treffliche Wolle der Merinos gab den Stoff zu einer bedeutenden Tuchfabrikation, die in Segovia z. B. unter Philipp II. 6000 Webstühle beschäftigte. Ebenso entwickelte sich damals die Seidenweberei und Seidenstickerei zu glänzender Höhe. In Sevilla standen 16,000 Stühle, die mehr als 130 000 Arbeiter beschäftigten; Toledo stellte mit 38,000 Personen jährlich 435,000 Pfund Seide her, und im Geschmack ihrer Muster konnten die Spanier sich getrost mit den Italienern messen. In der Bearbeitung des Eisens, vor Allem zu schneidenden Waffen, leisteten die Toledaner Schmiede von Alters her Vorzügliches.

Sinken des Wohlstandes. Nach Allem besaß Spanien alle Bedingungen zu einem schwunghaften Ausfuhrhandel mit den Erzeugnissen seines Bodens und seiner Gewerbe. Ihn und die ganze Volkswirthschaft zu fördern, that indessen die Regierung nicht nur nichts, sie lähmte vielmehr systematisch alle Bewegung. Der Bodenbau litt furchtbar durch die Austreibung der Mauren, denn damit verfielen die Wasserleitungen und Verödung lagerte sich über die blühenden Gefilde. Alle Erwerbszweige litten gleichmäßig unter der steigenden Last der Steuern, noch mehr unter den unvernünftig veranlagten Zöllen und anderen Handelsabgaben, die zudem von gewinnsüchtigen Beamten schlecht verwaltet wurden. Von dem amerikanischen Handel zogen nur Wenige Nutzen, da er auf Sevilla beschränkt blieb, und die Erlaubniß zu seinem Betriebe nur mit schweren Kosten zu erlangen war. Die Lähmung des Ausfuhrhandels wirkte natürlich auch auf Ackerbau und Gewerbe verhängnißvoll ein.

Spanien wurde so allmählich unfähig zu jeder erheblichen Ausfuhr, und die Einfuhr gewann ein unnatürliches Uebergewicht, der Art, daß das Baargeld in immer mehr anschwellendem Strome aus dem Lande abfloß, da es eben außer Stande war, eigene Erzeugnisse in Tausch zu geben. Mit wahrhaft unheimlicher Schnelligkeit verschwanden deshalb die amerikanischen Edelmetalle aus dem inländischen Verkehr. Der glaubwürdige Gonzalez Davila versichert, daß im Jahre 1595 etwa 35 Mill. Scudi in Gold und Silber in Sevilla angekommen und daß im nächsten Jahre nicht mehr ein Real davon in Kastilien gewesen sei. Spanien bezog sein Tuch aus England, die Seide aus Italien und China, die Leinwand aus Holland, Damast aus Antwerpen, Teppiche aus Brüssel, Brokat aus Florenz; man trug lombardische Kappen, deutsche Schuhe. Selbst alle Kriegsbedürfnisse kamen aus dem Auslande, zumal aus Deutschland und Holland; gab es doch auf der ganzen Halbinsel keine einzige Kanonengießerei.

Natürlich befand sich nun auch der Handel, der auswärtige und binnenländische, größtentheils in den Händen der Fremden, namentlich der Deutschen, der Niederländer und Italiener. Unter Philipp III. beherrschten sie den indischen Verkehr zu neun Zehntel, den inneren zu fünf Sechstel. Schon 1552 behaupteten z. B. die Fugger den ganzen Handel mit Quecksilber ganz allein und trieben den Preis desselben auf das Dreifache. Ja die Regierung befreite zuweilen fremde Kaufleute von den Ausfuhrverboten, denen die einheimischen unterlagen, worüber die Cortes schon 1552 sich bitterlich beschwerten. Vollends für die Anleihen der Krone kamen nur fremde Handelshäuser auf; gab es doch kaum einen großen Kaufmann in ganz Mittel- und Südeuropa, der den Namen des Königs von Spanien nicht in seinen Büchern gefunden hätte. Auf solche Weise brachten die Fremden bald die Krongüter und die nutzbaren Hoheitsrechte, ja ganze Komthureien und Bisthümer als Pfänder an sich. Da Spanien sich so bereitwillig ihnen zur Ausbeutung überlieferte, so wuchs auch beständig ihre Zahl. Im Jahre 1610 zählte man ihrer 160,000 im Lande, darunter allein 10,000 Genuesen, und neun Jahre später berechnete Moncada ihren jährlichen Gewinn auf 25 Mill. Dukaten.

Die Folgen aller dieser Verhältnisse mußten für den Wohlstand und die Bevölkerungszahl Spaniens die allertraurigsten sein. Die Klagen der Cortes im Jahre 1594 enthüllen denn auch ein schreckliches Bild. Handel und Gewerbe, so führten sie aus, höre auf; Jeder ziehe sich zurück, halte sparsam Haus, so lange es eben noch gehe. Kein Pächter könne sich halten, die Zahl der Heerden nehme ab; statt 30,000 Arroben Wolle würden nur noch 6000 verarbeitet. Namentlich die Bauern seien aufs Aeußerste gedrückt durch die Lähmung des Verkehrs und unerschwingliche Steuern. Die Zahl der Einwohner nehme zusehends ab, in vielen Orten sehe man die Häuser verlassen, Dornen und Disteln auf den Feldern aufschießen. In der That zählte man im Jahre 1588, im Jahre der Armada, in ganz Spanien nur $1^1/_4$ Mill. Männer, was etwa eine Gesammtbevölkerung von 6 Mill. Köpfen ergeben würde, gegen 10 Mill. unter Ferdinand und Isabella (s. S. 9).

Gewiß trifft an Alledem die Hauptschuld die Regierung mit ihrer durch und durch verkehrten Finanzwirthschaft und ihren Weltherrschaftsplänen. Aber es ist vollkommen richtig: die Kastilianer, d. h. die herrschenden Stände, die in den Cortes allein zu Worte kommen konnten, haben es nicht anders gewollt. Noch im Jahre 1619 mahnte der Rath von Kastilien den König, die Hoffnung auf die Begründung des spanischen Uebergewichts nicht aufzugeben. die Masse des Landvolks freilich, das Lastthier dieser aristokratischen Gesellschaft, dachte anders. Ein toledanischer Bauer, mit dem einmal Karl V. auf der Jagd verirrt und unerkannt ins Gespräch gerieth, sagte dem Monarchen rund heraus, der jetzige König sei der schlimmste von den Fünfen, die er schon erlebt habe, Alles, was er in Spanien einnehme und aus Indien empfange, das nehme er mit sich fort und richte auch noch den armen Landmann mit Steuern zu Grunde. Was würde erst Philipp II. haben hören müssen!

Der Hof. Indessen um das, was der gemeine Mann litt und dachte, darum kümmerte sich im damaligen Europa Niemand, und am wenigsten ließen sich in Spanien die regierenden Stände durch solche Erwägungen in ihrem Weltherrschaftstraume stören. Der König und sein Hof zumal sahen nichts von dem Allen. Denn sie lebten unter dem Zwange einer sprichwörtlich gewordenen steifen und prunkvollen Etikette, die ihnen jeden Ausblick ins Freie wie mit hohen Schranken versperrte. Die Granden wetteiferten an Pracht mit dem König. Es gab Herren, die nicht anders als von zwanzig Karossen und zahlreichen Edelleuten zu Pferde begleitet ihre Besuche machten. Ebenso erschienen ihre Damen stets mit schimmerndem, berittenem Gefolge, und in den Diensten des Königs und der Granden tummelte sich der niedere Adel, die Hidalgos.

Das spanische Volk. Denn das Bestreben nach stattlichem, aristokratischem Auftreten durchdrang alle Schichten dieses stolzen Volkes. Keiner wollte in dem Stande bleiben, den seine Geburt ihm angewiesen hatte; Jeder strebte darüber hinaus, hielt bald für vornehm, die schlichte Arbeit in Feld und Werkstatt und Kontor gering zu schätzen. Jeder Hidalgo würde sich geschämt haben, wenn er sich um die Bewirthschaftung seines Gutes gekümmert hätte; allein im Dienste des Hofes, des Staates, der Kirche glaubte er seine Aufgabe erkennen zu müssen. Die ungeheure Ausdehnung der spanischen Herrschaft in Europa und Amerika erleichterte das, denn sie bot eine Unmasse amtlicher Stellungen, die doch im Wesentlichen dem kastilianischen Adel vorbehalten blieben. Und öffnete sich einmal dem Hidalgo eine solche nicht, dann nagte er eher am Hungertuche, ehe er einen Finger zur Arbeit rührte oder seinen „standesgemäßen“ Aufwand einschränkte. So führt schon 1526 der spanisch-portugiesische Dichter Gil Vicente einen armen Edelmann vor, der einen Kaplan und sechs prächtig gekleidete Pagen hält, dabei nichts zu beißen und zu brechen hat, seine Gläubiger nicht bezahlt, sondern mit großartigen Redensarten von seiner Geltung bei Hofe abspeist und als der ebenfalls unbezahlte Kaplan ihm einmal darüber Vorhaltungen macht, in echtem Bettelstolz entgegnet:

„— — Jeglicher Edle
Von echtem Blut,
Wie klein auch seine Rente,
Ist stets zu solchem Aufwande verpflichtet.“

Das Beispiel der Hidalgos wirkte auf die Bürger (pecheros), da ja der Adel eine ganze Reihe von Vorrechten genoß (s. S. 6). Jeder Kaufmann oder Handwerker, der etwas auf sich hielt, trug stolz den Degen und redete seinen Standesgenossen nicht anders als „caballero“ (Ritter) an.

Wer es irgend vermochte, der kaufte für sich selbst oder mindestens für seinen Sohn eine feste Rente, d. h. er erwarb durch einmalige Einzahlung eines bestimmten Kapitals den Anspruch auf die entsprechenden Zinsen aus der Staatskasse, nämlich etwa für 7000 Dukaten Kapital eine Jahresrente von 500 Dukaten, und hatte alsdann die Möglichkeit, das müßig bequeme Leben eines Hidalgo zu führen. Der Staat selbst begünstigte das, weil er dadurch zu sehr bedeutenden einmaligen Einnahmen kam, ohne Rücksicht freilich darauf, daß diesen eine dauernde Belastung durch die Zinsenzahlung gegenüber stand.

Ein anderer Beweggrund, die Hände müßig in den Schoß zu legen, ergab sich für den Spanier aus seiner einseitig kirchlichen Gesinnung. Jeder, auch der Bettler, war stolz darauf, ein alter Christ von „reinem Blut" zu sein. Für das höchste Glück galt es, seinem Sohne etwa eine gute Pfründe kaufen zu können; wer jedoch nicht so reich war, der zog sich auf seine älteren Tage gern in den geistlichen Stand, am liebsten in ein Kloster zurück. Und war dies schon verdienstlich, um wie viel mehr mußte es noch die Stiftung von Klöstern sein! Deshalb wetteiferten darin König und Adel, besonders als Philipp II. mit seinem Escorial den Anfang gemacht hatte. So wuchs die Zahl derselben und überhaupt der Klosterleute ins Ungemessene. Unter Philipp II. gab es z. B. in Spanien allein 988 Nonnenklöster, alle wohl besetzt; die Bettelorden zählten 82,000 Mitglieder, in den beiden Bisthümern Pamplona und Calahorra rechnete man 20,000 Personen geistlichen Standes. Doch nicht blos ihre Zahl nahm in ganz unverhältnißmäßiger Weise zu, auch das kirchliche Vermögen, besonders an Grund und Boden. Schon 1552 führten die Cortes bittere Klage darüber, daß der meiste Grundbesitz in den Händen von Kirchen, Klöstern und Hospitälern sei, also dem Verkehr entzogen würde.

Alles wetteiferte demnach, die Zahl der arbeitenden Hände zu verringern, die der blos müßig Genießenden ins Unerträgliche zu vergrößern. Nicht also die Politik der Regierung allein, die überdies der Auffassung der maßgebenden Stände entsprach, sondern ebenso, ja vielleicht noch mehr die Anschauungen des Volkes überhaupt, seine kirchlich-aristokratische Sinnesweise haben Spanien in den Abgrund geführt.

Blüte des geistigen Lebens. Indeß eben zu der Zeit, wo der wirthschaftliche Verfall des Landes zur vollendeten, unleugbaren Thatsache wurde, entfaltet sich Spaniens Kunst und Dichtung zur prangenden Blüte. Es scheint dies auffallend, ist aber sehr erklärlich. Das geistige Leben eines Volkes wird von der Form seiner Regierung nur mittelbar beeinflußt, und den Königen Spaniens speziell lag es ganz fern, es in kleinlicher Art polizeilich zu maßregeln und zu hemmen. Viel mehr als sie wirkte die schrankenlose Macht der Kirche auf die geistige Kultur, doch begnügte sich diese im Ganzen mit der Beherrschung der Wissenschaft; der Dichtung, zumal der dramatischen, erlaubte sie manches freie Wort, legte ihr keine Censur auf, wie den Schriftwerken seit 1502 (s. S. 13). Freilich mit der Inquisition in Streit zu gerathen mußte sich Jeder hüten, doch lag eine Abweichung von der Kirchenlehre überhaupt dem rechten Spanier fern. So wurde trotz des raschen Sinkens der Bevölkerungszahl und des Wohlstandes die Kraft des spanischen Geistes keineswegs gebrochen, denn er fand zugleich starke Gegengewichte in der eigenthümlich idealistischen Sinnesart des Volkes und seinem festen Nationalstolz. Jene, die in der ganz aristokratisch-kirchlichen Lebensauffassung bezeichnend hervortritt, fragte überhaupt nicht so sehr nach leiblichen Genüssen, die ja ganz allgemein dem Südländer weniger begehrenswerth erscheinen als dem nordischen Menschen, und wenn der Bettelstolz eines heruntergekommenen Edelmannes auf der einen Seite leicht der Lächerlichkeit verfällt, so ist er doch ungleich achtungswerther als die Roheit eines Wüstlings, der nur für die Befriedigung seiner sinnlichen Gelüste sorgt. Und wo war überhaupt das Nationalgefühl stärker und berechtigter als im damaligen Spanien, dessen staatliche Machtstellung auch noch im Verfalle Alles überragte?

Wissenschaft. So konnte Spanien eine glanzvolle und dabei ganz eigenartige Blüte der Kunst und Dichtung entfalten, nicht freilich in der kirchlich bevormundeten Wissenschaft. Eine freie Fortbildung der Naturwissenschaft und Philosophie verbot sich hier ganz von selbst. Nur die Theologie und die Geschichtschreibung gelangten zu bedeutenderer Entfaltung.

In jener thaten sich durch dogmatische Arbeiten Domingo und Pedro de Soto, Bartolomé Carranza, Melchior Cano hervor, Schüler jener Männer, die zuerst in Spanien die wissenschaftliche Theologie vertraten (S. 12) und dann selbst auf die Festsetzungen des Tridentiner Konzils von hervorragendem Einfluß waren. Die Geschichtschreibung fand ihre Vorbilder in der lateinischen, reiche Anregung und Nahrung in der großartigen Entwicklung der nationalen Macht seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, und ihre Hauptvertreter in Alonso de Valencia (1423—1492), Fernando del Pulgar und Petrus Martyr unter Isabella, Hurtado de Mendoza, Sepulveda, Oviedo, Antonio de Herrera unter Karl V. und Philipp II.; über die Eroberung Amerika's schrieben namentlich Sahagun de la Vega, Diaz de Castillo.



Szene aus dem spanischen Volksleben gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Zeichnung von G. Nestel.

Architektur. Wenn die Wissenschaft durch die geistliche Bevormundung auf wenige Gebiete sich eingeengt sah, so hat dagegen die bildende Kunst eben durch die Kirche großartige Förderung erfahren wie anderwärts fast nur im Mittelalter, entsprechend der ungebrochenen Macht, die sie in Spanien behauptete.

In der Architektur erhielt sich bis tief in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein der gothische Stil bei Kirchenbauten, z. B. an den Kathedralen von Salamanca (1512) und Segovia (1525). Daneben kam jedoch seit Ferdinand's und Isabella's Zeit eine glänzende Frührenaissance zur Geltung, der sogenannte Plateresco (d. i. Goldschmiedstil), eine üppige, höchst malerische Mischung gothischer, maurischer und antiker Bestandtheile, die ja auch in der Geschichte des Landes so vielfach sich verbunden hatten. Das Prachtvollste leistet er in den Säulenhöfen von Klöstern und Palästen. Da gestaltet er die Bogen in den verschiedensten und reichsten Formen, im untern Geschoß vielleicht rund, oben flach, mit wundersamem Zacken- und Blumenwerk. Die Säulenkapitäle erweitern sich zu phantastischen Doppelkonsolen, die Wände werden mit bunten Verzierungen bedeckt, die Geländer in mannichfachster Weise durchbrochen. Einer der älteren Bauten dieser Art ist der Palast der Herzöge von Infantado

in Guadalajara. Einer frühen Zeit gehören auch das Colleg Santa Cruz in Valladolid und das gleichnamige Hospital in Toledo an, letzteres besonders ausgezeichnet durch seine herrliche Treppenanlage und den Säulenhof, beide Werke des Enrique de Egas. Dessen Schwiegersohn Alonso de Covarrubias erbaute dann im Auftrage Karl's V. vielleicht das glänzendste Werk dieser Zeit, die „Grabkapelle der neuen Könige" in Toledo, in welcher er die phantastisch-reiche Ornamentik des Plateresco mit den strengeren Bauformen der Renaissance wirkungsvoll verband (1531). In ähnlichem Geschmacke entstand etwas später der herrliche Klosterhof von Lupiana. Andere Bauten dieser Art, kirchliche wie weltliche, bieten Sevilla, Salamanca, Burgos, Barcelona u. a.

Allmählich gewann jedoch gegenüber diesem eigenthümlich spanischen Stile die strengere Nachahmung antiker Formen (Klassizismus), wie sie von Italien herüberkam, die Oberhand, so in den Kathedralen von Granada, Malaga und Jaen, dann in dem Palaste Karl's V. auf der Alhambra, „dessen trockener Ernst zu der spielenden Pracht des maurischen Königsschlosses einen charakteristischen Gegensatz bildet", vor Allem im Escorial (eigentlich: Palacio monasterio de San Lorenzo el Real de la Victoria beim Flecken Escorial), dem Werke des Juan de Toledo (gest. 1567) und seines Schülers Jüan de Herrera, 1563 begonnen als Lösung eines königlichen Gelübdes wegen des Sieges von St. Quentin (s. S. 381 f.), zugleich Kloster, Königspalast und Königsgrab, die steinerne Verkörperung des Geistes, welcher seinen fürstlichen Erbauer beseelte. Da liegt sie, die riesenhafte Masse aus grauem Granit, inmitten eines weiten grünen Wiesenthales, vor sich die ungeheure, fast baumlose, grauröthliche Fläche der Mancha, aus der im Mittelgrunde das Häusermeer von Madrid auftaucht, hinter sich die lange hohe Kette der Sierra de Guadarrama mit ihren runden Kuppenbergen, ihren Schneefeldern, saftigen Weiden und dunklen Waldungen, in einer Landschaft, die nichts hat von südlicher Anmuth, aber durch ihren ernsten, fast nordischen Charakter ganz dem des Riesenbaues entspricht. Das Ganze stellt ein Rechteck von 580' Tiefe zu 644' Breite dar, im Innern durch Gebäudelinien in sechzehn Höfe getheilt — denn die Form des Rostes, auf dem der heilige Laurentius gemartert wurde, ist zu Grunde gelegt — im südlichen Drittel das Kloster, im nördlichen der Palast, in der Mitte die Kuppelkirche mit ihrem Vorhof. Ganz schmucklos sind die Façaden aus polirtem grauen Granit, belebt nur durch höhere Portalbauten und Eckthürme. Wenn die Erbauer in dem Palaste alle ersinnliche Pracht entfalteten, um das Auge zu blenden, so vereinigten sie in der Kirche Alles, um den mächtigsten Eindruck auf das Gemüth hervorzubringen. Zu staunenerregender Höhe erheben sich, aus grauem, geschliffenem Granit gebildet, die riesigen Tonnengewölbe auf ihren dorischen Pfeilern, die das Ganze in drei Schiffe gliedern, und die Fresken, welche sie schmücken, scheinen in goldenen Wolken über dem Beschauer zu schweben. Genau unter der Kuppel befindet sich die Königsgruft, in welcher seit Karl V. alle regierenden Monarchen Spaniens mit ihren Gemahlinnen beigesetzt worden sind. In ähnlicher Weise baute Herrera auch die Kathedrale von Valladolid, den Palast von Aranjuez und Anderes. Bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte überhaupt die neue antikisirende Bauweise den Sieg über den einheimischen Plateresco davongetragen, ja, sie begann da schon in den Barockstil überzugehen.

Bildnerei und Malerei. In der Bildnerei sind die mächtigen Altäre mit Schranken und Bilderschreinen, reichem Schmuck von Gemälden, Statuen und Reliefs in Stein und farbiger Holzschnitzerei, welche die Formen der Gothik und Renaissance vielfach verbinden, die sogenannten Respaldi del coro, das Eigenthümlichste. Sonst bethätigt sich die Plastik fast nur in Grabmälern nach italienischem Muster.

Die Malerei erlebte ihre Blüte erst im siebzehnten Jahrhundert. Während des sechzehnten kämpfte lange Zeit eine einheimische, der flandrisch-deutschen nahestehende Richtung mit der italienischen, welche durch zahlreiche spanische Künstler, die bei Leonardo da Vinci, Raffael, Michel Angelo oder später auch den Venetianern ihre Studien gemacht hatten, immer nachdrücklicher vertreten wurde. Am bedeutendsten erscheint die Schule von Sevilla mit Campaña (1503 bis 1580), am selbständigsten die Kunst des Porträts.

Dichtkunst (Epos und Lyrik). Der italienische Einfluß, welcher in der bildenden Kunst allmählich zur Herrschaft gelangte, beschränkte sich in der Dichtung mehr auf Aeußerlichkeiten, verdrängte nicht den spanischen Geist. Diesem verdankten zunächst die zahlreichen poetischen Akademien ihre Entstehung, bei deren ältester Fernando Cortez, der Eroberer Mexiko's, den Ehrenvorsitz führte; eine sehr bedeutende entstand zu Madrid im Jahre 1586, andere in Valencia und sonst. In Zusammensetzung und Zweck gleichen sie den italienischen (s. S. 64), aber besonders groß scheint ihr Einfluß überhaupt nicht gewesen zu sein.

Wenigstens gewann das romantische Kunstepos, wie es die Italiener mit so großem Erfolge pflegten (s. S. 66), in Spanien keinen rechten Boden, wiewol es an Werken dieser Art durchaus nicht gefehlt hat. Lope de Vega allein hat neben seinen zahllosen Dramas sechs größere Epen geschrieben, von denen La Jerusalem conquistada Tasso unmittelbar nachahmt (s. S. 66), La Dragontea, eine Schilderung der Fahrten des Franz Drake, durch den grimmigen Haß gegen England bemerkenswerth ist und La Corona tragica Maria Stuart's Schicksal verherrlicht. Wirklich volksthümlich wurde keines von diesen Erzeugnissen, denn Spanien hatte das Glück, zwar kein abgerundetes Volksepos, wol aber einen außerordentlichen Reichthum an kleineren epischen Gedichten, an Romanzen, zu besitzen, welche, noch überall gesungen, die Helden der Vorzeit und ihre Thaten dem Volke beständig vergegenwärtigten.



Camoens.

Glänzender entfaltete sich die kunstmäßige Lyrik, der Italien seine klangvollen Formen lieh (Canzonen, Sonette, Ottaven). Juan Boscan Alomgavar aus Barcelona ahmte sie zuerst nach, dann dichteten in ihnen Garcilaso de la Vega (1503 bis 1536), Fernando de Acuña (gest. 1580), Diego de Mendoza, welcher auch durch treffliche poetische Briefe nach Horazischem Muster lebhaften Beifall gewann, Fernando de Herrera (gest. 1589), gefeiert besonders wegen seiner Ode auf den Sieg von Lepanto. Unter italienischem Einfluß gedieh auch in Spanien die lyrisch-epische Schäferpoesie, wie sie Miranda und Montemayor pflegten. Der religiösen Lyrik wandte die Kirche besondere Sorgfalt zu, indem sie durch poetische Wettkämpfe die zahlreichen Dichter anregte und begeisterte. Eine ganz vereinzelte Verirrung blieb dabei zum Glück der sogenannte „gebildete Stil" (Estilo culto) des Luis de Gongora (geb. 1561), welcher sein Wesen in neuen Wortbildungen, lateinischen Wendungen, spitzfindigen Gegensätzen und weithergeholten Bildern suchte, aber an seiner eigenen Schwülstigkeit allmählich erstickte.

Portugiesische Dichtung; Camoens. Mit dieser spanischen Lyrik und Epik ist aufs Engste die portugiesische verbunden, ja, die Kastilianer betrachteten die Sprache des Nachbarlandes fast nur als eine weichere Mundart der ihrigen, und nicht wenige Dichter haben in beiden Sprachen geschrieben. So unterlag auch die portugiesische Literatur denselben Einflüssen wie die spanische. Im Munde des Volkes erhielt sich die alte Liederdichtung, welche allmählich in Liederbüchern (Cancioneiros) gesammelt und der Nachwelt aufbewahrt wurde; die Gebildeten fanden überwiegend Geschmack an den Formen der italienischen und römischen Kunstpoesie. Neben der Lyrik blühte so vor Allem das Hirtengedicht und das Kunstepos. In jenen Gattungen erwarben sich Gil Vincente, Sa Miranda (1495—1558), Antonio Ferreira

(1528—1569) einen Namen; doch in dieser schuf Luis de Camoens (1525—1576) das Größte, was dem portugiesischen Geiste überhaupt gelungen ist, und damit zugleich das einzig dauernde Denkmal der kurzen Blütezeit des kleinen Volkes.

Camoens' Leben ist dem so vieler Portugiesen seiner Zeit ähnlich. Als der Sohn eines Seemanns, der in Goa starb, erwarb er sich in Coimbra eine gute klassische Bildung, verscherzte sich aber seine Stellung am Hofe durch ein Liebesverhältniß zu Katharina de Ataide. Er nahm dann Kriegsdienste auf der Flotte, kämpfte in Nordafrika, verlor dabei das rechte Auge und ging im Jahre 1553 nach Indien, wo er trotz eines furchtbaren Sturmes, der drei Schiffe versenkte, doch glücklich anlangte. Hier machte er im Dienste des Vizekönigs von Indien, Alfonso Noranha, einen Feldzug mit und kam 1555 wieder nach Goa zurück, erregte jedoch durch eine Satire den Zorn des neuen Vizekönigs Franz Barreto derart, daß er nach dem chinesischen Macao verwiesen wurde. Hier vollendete er sein Hauptwerk, die Lusiaden, und noch zeigt man die „Grotte des Camoens", wo er zu dichten pflegte. Erst 1561 kehrte er nach Goa zurück. Auf der Fahrt dahin litt er an der Küste von Kambodscha Schiffbruch und rettete mühsam mit dem Leben auch sein kostbarstes Besitzthum, die Handschrift seines Epos. In Goa mit Mühe aus unverschuldeter Haft befreit kehrte er in die Heimat zurück und kam endlich im Jahre 1569 nach sechzehnjähriger Abwesenheit wieder in Lissabon an. Drei Jahre später veröffentlichte er sein Epos, das unter der Sonne der Tropen gereift war. So groß aber auch die allgemeine Bewunderung war, so gering der äußere Lohn. Der Jesuitenzögling König Sebastian hatte für Camoens nur den elenden Jahresgehalt von 15 spanischen Thalern übrig, und der größte Dichter Portugals wäre buchstäblich Hungers gestorben, wenn nicht sein treuer javanischer Diener Antonio für ihn gebettelt hätte. Nur die Dominikaner nahmen sich seiner an. Unter dem Eindrucke der furchtbaren Niederlage von Alkassar (August 1578) ist Camoens im Hospitale gestorben (1579).

Sein Hauptwerk schildert in zehn Gesängen die erste Reise des Helden und Eroberers Vasco da Gama freilich nicht in realistischer Weise, vielmehr werden die Schicksale der portugiesischen Helden durch feindliche und günstige Götter gelenkt wie die des Aeneas oder des Odysseus, und nach der phantastischen Anschauung dieser ganzen romanischen Poesie retten sich die kühnen Seefahrer auf Wunderinseln, wo ihnen Zauberwesen begegnen. In markigen Zügen führt an anderen Stellen der Dichter den Verlauf der portugiesischen Geschichte vor.

Seine ganze poetische Kraft aber entfaltet er da, wo er das Meer in Sonnenlicht oder Sturmgewittern und den Kampf des Menschen mit seinen Schrecknissen schildert. Gegen die rein epische Stimmung verstößt freilich das starke Hervortreten der Persönlichkeit des Dichters, und erschütternd klingt am Schlusse des Ganzen seine Klage über das undankbare und doch so heißgeliebte Vaterland. Das Letzte, was ihm zu erleben noch übrig gewesen wäre, den Fall Portugals unter spanische Herrschaft, ersparte ihm der Tod.

Vorbedingungen des spanischen Dramas. Wenn in Portugal durch Camoens das Höchste im Kunstepos geschaffen wurde, so liegt die eigentlich weltgeschichtliche Bedeutung der spanischen Literatur auf einem andern Gebiete. Spanien wurde neben seiner großen Gegnerin England das einzige Volk, in welchem ein volksthümliches, durch die Kunst geläutertes Drama sich entfaltete, und beide sind darin einzig geblieben. Das ist nicht zufällig, nicht eine Gunst des Glücks, sondern hängt mit den tiefsten Wurzeln des nationalen Lebens zusammen. Es gab kein Land Europa's, in welchem so wie in Spanien das lebendige Interesse an Poesie, Gesang und Tanz alle Schichten des Volkes durchdrungen hätte. Kein Fest, keine Lustbarkeit war ohne sie denkbar. Noch waren die Romanzen lebendig, daneben verbreiteten Volksbücher die fremden Sagenstoffe des Mittelalters, wurden die Ritterromane, zumal das Urbild derselben, Amadis von Gallien, mit ihrer Fülle phantastischer Abenteuer bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts eifrig gelesen. Neuen Stoff brachte die antike Poesie hinzu. Auch regte der katholische Gottesdienst mit seinem prunkvollen, halb dramatischen Charakter, seiner reichen musikalischen Entfaltung und dem Bilderschmuck seiner Kirchen, seinen pomphaften Umzügen, die zumal am Frohnleichnamsfest die Gestalten der heiligen Geschichte und Legende in plastischer und

malerischer Nachahmung vorführten, den poetischen Sinn. Noch war auch in Spanien, wo namentlich die lange Dauer der Maurenkriege mächtig einwirkte, mehr Brauch und Sitte des Ritterthums lebendig als irgendwo anderwärts. Noch bestanden hier die geistlichen Ritterorden, noch liebte es die adelige Jugend, im maurischen Ringelrennen ihre Kraft und Gewandtheit zu zeigen, und so barbarisch dem Nichtspanier auch die Stiergefechte erscheinen, daß diese aufregenden Schauspiele malerische Scenen in Fülle aufzuweisen hatten und bei den Kämpfern oft die höchste Anspannung von Stärke und Muth erforderten, läßt sich doch nicht leugnen. Einen wüthenden Stier gefällt zu haben, galt auch dem Edelmann als ehrenvoll. Und schienen nicht alle Abenteuer und Heldenthaten der grauen Vorzeit noch weit übertroffen zu sein durch die Eroberer (Conquistadoren) von Amerika, durch die verwegenen „Ritter des Weltmeeres?" Das Alles zusammengenommen erfüllte die Phantasie des Spaniers beständig mit ritterlichen Idealen, gewöhnte ihn, selbst an das Wunderbarste zu glauben, ließ das unmittelbare Eingreifen höherer Mächte in das Leben des Menschen als etwas ganz Natürliches erscheinen. Indeß hätte dies noch nicht zu einem volksthümlichen Drama geführt, hätte nicht alle Stände des Volkes eine einheitliche, sittliche Weltanschauung durchdrungen, deren der dramatische Dichter nothwendig bedarf, um einer durchschlagenden Wirkung sicher zu sein. Sie setzte sich zusammen aus einem ganz durchgebildeten Ehrbegriff, dessen ungeschriebene Satzungen so unverbrüchlich gehalten wurden, wie nur jemals die eines Rechtsbuches, unbedingter Ergebenheit gegenüber dem König und die von ihm vertretene nationale Größe, endlich einer strengen Kirchlichkeit, der jede Abweichung von der Kirchenlehre als ehrlos und verbrecherisch galt. Konnte eine so einheitliche Weltansicht nur auf dem Boden einer geeinten, stolzen Nation erwachsen, so war sie eben deshalb auch ganz spanisch und katholisch und konnte außerhalb des Volkes und des Zeitalters, denen sie angehörte, nicht auf unbedingte Geltung rechnen. Denn sie betrachtete alle die höchsten sittlichen und philosophischen Fragen, welche die Menschheit immer beschäftigt haben und stets beschäftigen werden, als schon gelöst durch die Lehre der Kirche, hielt sie demnach der Erörterung nicht für bedürftig, sie machte das Thun und Handeln des Menschen abhängig von den Vorschriften der geistlichen Gewalt, nicht von dem Gewissen des Einzelnen, sie hielt selbst ein Verbrechen für erlaubt, wenn es die Ehre oder die Kirche gebot. Deshalb ist das spanische Drama dem des protestantisch-germanischen England in seinem innersten Wesen entgegengesetzt und hat nicht diejenige klassische Geltung erlangen können, welche diesem unzweifelhaft gebührt.



Grotte des Camoens.

Entwicklung des spanischen Dramas bis 1587. Sonst weist die Entwicklung beider, äußerlich betrachtet, außerordentlich viel Aehnlichkeit auf. Sie entstehen beide auf nationalem Boden, nehmen von den Alten höchstens manche Aeußerlichkeiten auf und bilden sich aus, wie das Bedürfniß des Volkes es verlangt, nicht nach fremdem Vorbilde. Der erste Ursprung liegt auch in Spanien, wie überall in den geistlichen Spielen (Mysterien), die zu Weihnachten, zu Ostern und am Frohnleichnamsfest von Geistlichen und Laien in und außer den Kirchen zur Erhöhung der Andacht aufgeführt wurden. Dazu gesellten sich gleichzeitig lustige Schwänke, von fahrenden Leuten zur Ergötzung des Volkes dargestellt. Die erste weltliche Komödie trat in der Form eines Schäferspieles, also antiker (vergilischer) und italienischer Anregung folgend, 1492 gleichzeitig mit der Entdeckung Amerika's durch Juan del Encina ans Licht; noch einflußreicher wurde die „Celestina", eine Tragikomödie, d. i. ein dialogisirter Roman in 21 Akten.

Die Regel und den Ton für das spanische Drama fand jedoch zuerst Torres Naharro, ein Geistlicher, dessen Schauspiele unter dem Titel „Propaladia“ in Rom 1517 erschienen. Er verlangte in den beigegebenen theoretischen Erörterungen eine sinnreiche Verwicklung anziehender Begebenheiten, welche durch fünf Akte oder „Tagereisen“ (jornadas) zum Ziele geführt werden, wandte auch neben mannichfachen Liederstrophen den flotten vierfüßigen Trochäus an, welcher seitdem der herrschende dramatische Vers in Spanien geblieben ist, wie er vorher in der Romanze herrschend gewesen war. Seine acht Lustspiele enthalten nun mehr Situationsmalerei und Sittenschilderung als wirklich dramatische Verwicklungen, erlaubten sich dabei übrigens so scharfen Tadel über kirchliche Mißbräuche, daß die Inquisition sie verbot und ihre Wirksamkeit in Spanien damit hemmte.

Es ist nun bezeichnend für die ungebrochene Macht der spanischen Kirche, daß das alte geistliche Schauspiel (auto) nicht, wie es in England und Frankreich geschah, verschwand oder in das weltliche überging, vielmehr sich neben und mit demselben weiter entwickelte, wie auch der volksthümliche Schwank fortgebildet wurde, ja daß kirchliche Anstalten selber zum Theil die Aufführung weltlicher Stücke in die Hand nahmen. So vertritt der erste bedeutende Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts, der Halbportugiese Gil Vincente (gest. 1557) alle diese verschiedenen Richtungen neben einander. Das Beste gelang ihm in seinen Schwänken (Farça), lustigen Scenen aus dem Volksleben heraus, nicht selten mit satirischer Färbung, und oft abwechselnd portugiesisch und spanisch geschrieben, wie es dem Charakter der auftretenden Personen entsprach. Vicente's jüngerer Zeitgenosse Lope de Rueda (gest. vor 1567), seines Zeichens ein Handwerker, leistete Vorzügliches in derselben Gattung und führte seine Stücke auch selber mit unendlich bescheidenen Mitteln auf, wobei seine eigene große komische Begabung Effekt machte. In Sevilla fanden später La Cueva (1550—1607), in Valencia Rey de Artieda und Christoval de Virues für ihre oft mit Ereignissen überladenen und an Greueln überreichen Stücke ein dankbares Publikum. Dem gegenüber bedeutete der Versuch, dem antiken (lateinischen) Vorbilde Geltung zu verschaffen, nicht eben viel.

Bühnenwesen. Je beliebter nun diese dramatischen Dichtungen wurden, desto mehr entwickelte sich auch das Bühnenwesen. Die fahrenden Leute, welche das Volk mit ihren Schwänken ergötzten, wie Rueda, führten ihre ganze Garderobe in einem Sacke mit sich, ihre Bühne bestand aus einigen Bretern, die sie über Bänke oder Tonnen legten, zur Eröffnung sangen ein paar Leute irgend eine Romanze hinter einer aufgehängten Bettdecke. Die ersten stehenden Theater wurden in Madrid von den Brüderschaften zweier Hospitäler (de la Cruz und del Principe) in den Jahren 1579 und 1582 zum Besten ihrer Anstalten gegründet. Bald aber gab es feste Bühnen auch in Sevilla und Valencia; und eine gewisse rechtliche Grundlage erhielt das ganze Bühnenwesen durch einen königlichen Erlaß von 1587, der darüber bestimmte Vorschriften gab, beiläufig das Einzige, was Philipp II. für das nationale Theater gethan hat. Seitdem vermehrten sich nun auch die Schauspielertruppen so schnell, daß zwischen 1590 und 1600 allein in Madrid ihrer dreizehn gezählt wurden. Dieser Entwicklung trat nun zwar das Verbot aller weltlichen Komödien, welches wegen mancher Ungebührlichkeiten die Geistlichkeit im Mai 1598 erlangte, hindernd entgegen; indeß gestattete schon im Anfang des Jahres 1600 Philipp III. diese Darstellungen unter einigen einschränkenden Bedingungen, namentlich einer vorhergehenden Censur der Stücke, wenigstens vier Gesellschaften wieder, und bald fielen in der Wirklichkeit selbst diese Beschränkungen hinweg. Bald darauf gab es zwölf königliche, d. h. konzessionirte Truppen, im Ganzen gegen 40 mit etwa 1000 Mitgliedern. Jede bedeutendere Stadt besaß ein stehendes Theater, in dem die verschiedenen Gesellschaften fast das ganze Jahr hindurch abwechselnd spielten, und wo es solche nicht gab, und vielleicht auch keine Schauspieler aufzutreiben waren, da steckten sich kunstbegabte Laien wol selbst ins Kostüm oder man behalf sich mit Puppentheatern. Die bedeutendsten Häuser blieben immer die beiden Madrider, die auf Rechnung der Hospitäler und der Schauspieler betrieben wurden und jenen allein gegen Ende des Jahrhunderts 14,000 Dukaten jährlich abwarfen. Ihre Einrichtung war deshalb maßgebend für Alle, der englischen ganz ähnlich. Die Zuschauer niederen Ranges, die berühmten

„Mosqueteros" (Musketiere), der Schrecken aller Schauspieler, standen in dem unbedeckten Hofe (patio), die Frauen, d. h. diejenigen zweifelhaften Rufes, saßen der Bühne gegenüber in der „Cazuela", die Männer der besseren Stände fanden Platz auf erhöhten Sitzen zu beiden Seiten des Parterres oder auch wie die Damen an den Fenstern der Häuser, welche auf den Hof sich öffneten. Wenige Fuß über dem Patio erhob sich die Bühne (tablado), mehr breit als tief, im Hintergrunde derselben eine Erhöhung, unter der man sich je nach Umständen einen Balkon, eine Mauer, einen Thurm vorzustellen hatte. Abgesehen von den einfarbigen Gardinen zu beiden Seiten und im Hintergrunde, sowie ein paar leichten Versatzstücken, fehlte es durchaus an Dekorationen; auch die Maschinerie stellte mehr Ansprüche an die Phantasie des Publikums als an die Kunst der Techniker: die Götter rutschten auf einem schrägen Balken zur Erde nieder, und den Donner ahmte das Rollen eines steingefüllten Fasses unter der Bühne täuschend nach.



Zerstörung eines spanischen Puppentheaters. Zeichnung von G. Restel.

Auch für die Kostümirung verwandte man unbekümmert die damalige spanische Tracht, nur daß man sie, im Falle das Stück in entfernten Zeiten oder Ländern spielte, etwas phantastisch aufputzte. Was also von der Leichtigkeit des Scenenwechsels und dem künstlerischen Interesse der Zuschauer bei Besprechung der englischen Bühne gesagt wurde, gilt auch für Spanien.

Gespielt wurde stets bei Tageslicht, und zwar im Sommer von Nachmittags 3 Uhr, im Winter von 2 Uhr an. Voran ging eine „Loa" (Lob, d. h. Prolog), in dem sich die Schauspieler erklärend und um günstige Beurtheilung bittend an das Publikum wandten, dann folgte das eigentliche Schauspiel, in den Zwischenakten durch lustige Schwänke (Zwischenspiele, entremeses) unterbrochen und nicht selten mit Tanz und Gesang begleitet. Für die Darstellung der Frohnleichnamsspiele (fiestas oder autos del sacramento) wurden die stehenden Bühnen nicht benutzt; vielmehr zogen da die Künstler erst in buntbehangenen Wagen durch die Stadt und stellten diese dann an verschiedenen Stellen rings um ein Bretergerüst auf, um sie bald als Garderobe, bald als willkommene Nebenräume dieser Bühne zu benutzen. Die Entremeses

fehlten auch hier nicht, folgten aber unmittelbar auf die Loa. Den gottesdienstlichen Charakter der Vorstellung deuteten die brennenden Kerzen und die Ausstellung des Sakramentes an.

Lope de Vega. Seiner Höhe näherte sich das spanische Drama zwischen 1588 und 1600, um sie dann unter Philipp's III. im Ganzen friedlicher Regierung vollends zu ersteigen. Das knüpft sich vor Allem an den Namen des Lope de Vega (1562—1635).

Wie er wissenschaftlich gebildet, dann Soldat und als solcher mit auf der Armada, schließlich Geistlicher, das Leben und das Ende eines echten Spaniers jener Zeit gehabt, so steht er auch als Dichter ganz und voll auf dem Boden seiner Zeit und seines Volkes und hat deshalb auch die größte Anerkennung gefunden. Schon 1602 nannte ihn Ajustin de Rojas „die Sonne unseres Spaniens, den Phönix unserer Zeit." Seine Bedeutung als Dichter liegt fast ausschließlich auf dem Gebiete des Dramas, obwol er sich auch in epischen und lyrischen Gedichten genugsam versucht hat. Alle dramatischen Gattungen, die Spanien kannte, hat er behandelt: geistliche Schauspiele (autos), Komödien (im spanischen Sinne verstanden), Loas und Entremeses. Am bedeutendsten entfaltet er seine Begabung jedenfalls auf dem Gebiete der Komödie (comedia). Unter diesem Namen begriffen die Spanier überhaupt Alles, was nicht zu den drei anderen Gattungen gehörte, nämlich die comedias de capa y espada (Mantel- und Degenstücke), so genannt, weil die Hauptpersonen in ihnen höchstens Edelleute sein durften und das damals übliche Kostüm trugen, im Ganzen dem modernen Intriguen- oder Charakterlustspiel entsprechend, dann die comedias de teatro, Stücke, in denen Könige und andere Fürsten auftraten, daher auch größere Pracht im Kostüm entfaltet wurde, historischen, geistlichen, sagenhaften und mythologischen Inhalts, ferner die burlescas, welche einen ernsten Gegenstand parodirten, weiter die comedias de figuron, die eine Lächerlichkeit oder ein Laster verspotteten, endlich die schon erwähnten fiestas, d. h. höfische Festspiele mit Musik, Zauberwerk und dergleichen. Die Comedia ist demnach jedes größere, selbständige Stück weltlichen Charakters, welches in drei Akte (jornadas) zerfällt.



Lope de Vega.

In allen diesen Gattungen hat Lope eine unermeßliche Fruchtbarkeit entfaltet, welche die jedes andern Dichters weit übertrifft. Man rechnet ihm 1500 Schauspiele nach, so daß auf jedes Jahr durchschnittlich fünfzig kommen, darunter über 100 Mantel- und Degenstücke. Oft hat er binnen 24 Stunden ein Stück hergestellt, und mit so fabelhafter Leichtigkeit flossen ihm die Verse, daß die Schreiber, denen er zu diktiren pflegte, ihm oft kaum zu folgen vermochten. Seine Stoffe nimmt er aus den allerverschiedensten Gebieten: aus der Bibel und der Heiligenlegende, der Geschichte und Sage Spaniens und fremder Völker, endlich aus dem ihm umflutenden Leben seiner Zeit, das er in so verschiedenen Stellungen und Landschaften hatte beobachten können. Am meisten Interesse gewähren für uns die historischen Dramen und die sogenannten Mantel- und Degenstücke. In jenen hat er vor Allem noch umfassender wie Shakespeare die ganze Geschichte Spaniens von der Westgothenzeit bis herab zur Entdeckung Amerika's, wenn auch dichterisch frei, so doch in treuen Bildern vorgeführt, wie in „König Wamba", „Columbus"; daneben aber auch die fremde Geschichte, sogar die Zeitgeschichte dramatisch verwerthet, es z. B. gewagt, den falschen Demetrius (übrigens als echten) noch während seines Lebens auf die Bühne zu bringen. Noch ansprechender erscheinen uns viele der Lustspiele

(„Die Sklavin des Geliebten“, „Das Wunder der Verschmähung“, „Die größte Unmöglichkeit“, „Die St. Johannisnacht“ u. a. m.). In ihnen schaut man in der That das reiche Leben dieser Zeit und dieses Volkes wie in einem Spiegel: die strenge Loyalität und Kirchlichkeit, das Festhalten an der persönlichen Ehre und die Bereitschaft, sie auf der Stelle mit dem Degen zu vertheidigen, die Neigung zum Dienst in Heer und Kirche, auf der andern Seite den Welthandel und die Weltmacht Spaniens: den Glanz Sevilla's und Lissabons, den Reichthum Indiens und Mexiko's, mit denen auf gefahrvoller Seefahrt zu verkehren als etwas ganz Alltägliches erscheint, und wieder den fortgesetzten Kampf mit den Barbaresken und Türken wie mit den noch bitterer gehaßten Ketzern in England und Niederland.

Im Bau seiner Stücke vernachlässigt Lope mit vollem Bewußtsein die antiken Einheiten des Ortes und der Zeit, ja zuweilen selbst die der Handlung. Oft verknüpft er weit aus einander liegende Begebenheiten nur lose mit einander, und in den historischen Stücken, selbst z. B. im „Columbus“, fehlt es nicht selten an einer eigentlich dramatischen Verwicklung. In den sorgfältiger gebauten ist aber die Einführung stets vortrefflich und die Spannung wird bis zum letzten Augenblicke bewahrt. Ueberall zeigt der Dichter eine bewundernswerthe Kraft in der Erfindung von Verwicklungen und Lebenslagen, wenn auch Manches sich wiederholt. Dabei ist in den besseren Stücken die Charakteristik der Personen scharf und plastisch, namentlich die des Weibes in seiner Liebe, und wenn nicht selten der jähe Uebergang von einer Stimmung zur andern uns auffällig ist, so gehört das wol zu den Eigenheiten des spanischen Volkscharakters. Besonders die Zeichnung der niederen Volksklassen haben Lope's Zeitgenossen gerühmt.


Miguel Cervantes.

Im eigentlichen Lustspiel wetteiferte mit ihm erfolgreich der etwas jüngere Gabriel Tellez, der unter dem Namen Tirso de Molina schrieb (1570—1648). Auf die anderen sehr zahlreichen dramatischen Dichter dieser Periode können wir hier nicht eingehen.

Der Schelmenroman. Neben dem Drama gestaltete sich damals als das zweite ursprüngliche Produkt der Roman, ja in dieser Gattung gelang einem großen Dichter, was im Drama den Spaniern unerreichbar blieb: ein Werk zu schaffen, das weit über die Schranken seiner Zeit und Nation hinaus klassische Geltung bewahrt.

Der Roman, das Epos der neuen Zeit, tritt in Spanien zuerst in der Form des Schelmen- und Abenteurerromans auf und bezeichnet einen gesunden und natürlichen Rückschlag gegen den Zwang, den die steife Etikette des Hofes und der höheren Stände, der Despotismus des Staates und der Kirche dem spanischen Volke auferlegte, indem er das ungebundene Treiben der Bettler, Gauner und Strolche vorführt. Gleich der erste Versuch in dieser Gattung von dem jugendlichen Hurtado de Mendoza (s. oben S. 605): „Lazarillo de Tormes“, war eine bedeutende Leistung und spornte Andere zur Nachahmung an, unter ihnen als die bedeutendsten Francesco da Quevedo y Villegas (1580—1645) in seinem „Gran Toscaño“ und Guevara im „Hinkenden Teufel“. Die Krone aber gewann Miguel Cervantes de Saavedra (1547—1616) durch ein wechselvolles Leben, das ihn mit allen Ständen und Landschaften Spaniens in Verbindung

gebracht, als Gefangenen nach Algier und als Soldat auf die Flotte von Lepanto geführt hatte, für seine Aufgabe vorbereitet wie Wenige. Sein poetischer Drang trieb ihn zur Thätigkeit auf sehr verschiedenen Gebieten. Auf dem dramatischen zeigte er seine Begabung weniger an ernsten Gegenständen, wie er z. B. in „Numancia“ den todesmuthigen Patriotismus feiert, als im Lustspiel und kleinen Zwischenspielen, die voll Humor und Leben den scharfen Beobachter und trefflichen Sittenmaler erkennen lassen. Dieselben Eigenschaften zeigt er in seinen „Musternovellen“, Schilderungen namentlich des andalusischen Volkes, während der Roman „Persiles und Sigismunda“ in die phantastisch-romantische Welt der Ritterbücher versetzt.

Don Quixote. Sein Hauptwerk bleibt die „Geschichte des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha“, die in zwei Theilen 1605 und 1616 erschien, ein unerbittliches Strafgericht über die verschrobenen Ideen eines phantastischen Ritterthums, wie sie in spanischen Köpfen noch immer spukten. Don Quixote, ein armer Edelmann in der dürren Mancha, hat sich durch beständiges Lesen all der zahllosen Ritterbücher, die damals in Spanien noch immer im Schwange gingen, derartig in eine Welt des Traumes hineingearbeitet, daß die Bilder seiner überspannten Phantasie ihm als volle Wirklichkeit erscheinen, hinter der die gemeine Wirklichkeit der Dinge um ihn her spurlos versinkt. So zieht er aus, den Idealen einer vergangenen Zeit nachzujagen, wie ein fahrender Ritter seiner Fabelwelt das Recht zu beschützen, das Unrecht zu strafen, die Welt von Ungeheuern zu befreien, Alles zu Ehren der schönen Dulcinea von Toboso, die freilich in Wirklichkeit nur eine Kuhmagd ist, und doch selber ein „Ritter von der traurigen Gestalt“, in verrosteter, geflickter, altmodischer Rüstung auf seinem klapperdürren „Rossinante“ daherreitend, hinter ihm auf friedlichem Esel sein treuer Knappe Sancho Pansa. Die ärmlichen Wirthshäuser seiner Heimat hält er für Schlösser, gemeine Dirnen für Edelfrauen, eine Reihe von Windmühlen für Riesen; über eine Schafherde fällt er wüthend her, weil er sie für das Heer eines großen Kaisers ansieht; ein paar harmlose Benediktiner, die hinter dem Wagen einer vornehmen Dame herreiten, greift er an, um diese angebliche Prinzessin von schwarzen Zauberern zu befreien. Mit diesen Tollheiten, von denen die ärgsten Stöße und Püffe den Junker nicht abbringen, kontrastirt nun höchst wirksam der nüchterne, praktische Verstand des Sancho Pansa und die ganze Prosa des kastilischen Volkslebens, das dabei mit unnachahmlicher Treue geschildert wird. Und doch ist Don Quixote weit davon entfernt, einen blos komischen oder lächerlichen Eindruck zu machen. Was der närrische Junker erstrebt, ist an sich gut und edel, und über Vieles offenbart er tiefe Wahrheiten, nur die Form und die Art, in der er seine Gedanken zu verwirklichen sucht, sind thöricht, denn sie stehen in schroffstem Widerspruche zu seiner Zeit und Umgebung. Eben weil ein solcher Gegensatz sich dann immer wiederholen kann und muß, wenn eine untergehende Weltanschauung mit einer neuen kämpft, ist der Roman für alle Zeiten zu einem klassischen Buche geworden, nicht blos in Spanien, wo noch heute in der Mancha hundert Erinnerungen an Don Quixote haften.

Doch diese Nation, die über die närrischen Streiche des Junkers lachte, merkte Eines nicht, und dies giebt dem Werke gewissermaßen eine tragische Bedeutung: der Don Quixote war sie selber! Ihre ganz mittelalterliche Weltanschauung stieß hart zusammen mit der neuen Zeit, und ihre Größe ging daran zu Grunde.



Gedenkmünze an Gustav Wasa's Tod. (Zu S. 268.)



Kopenhagen um das Jahr 1520.

Der Norden und Osten Europa's.



Die gewaltigen Kämpfe, welche in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts West- und Südeuropa erschütterten, haben auch die Länder ergriffen, die, in breiten Massen um die Ostsee gelagert, von Alters her eine gewisse Abgeschlossenheit ihrer Entwicklung zeigen. Deshalb ist dort im Ganzen und Großen die Entscheidung in derselben Weise gefallen, wie im Süden und Westen, doch hängen diese Ereignisse mit den bisher geschilderten nur sehr mittelbar zusammen, wie auch umgekehrt sie selbst auf die Vorgänge im übrigen Europa nur geringen Einfluß ausgeübt haben. — Wir überblicken zunächst die Lage dieser Staaten um das Jahr 1560.

Die nordischen Staaten um 1560.

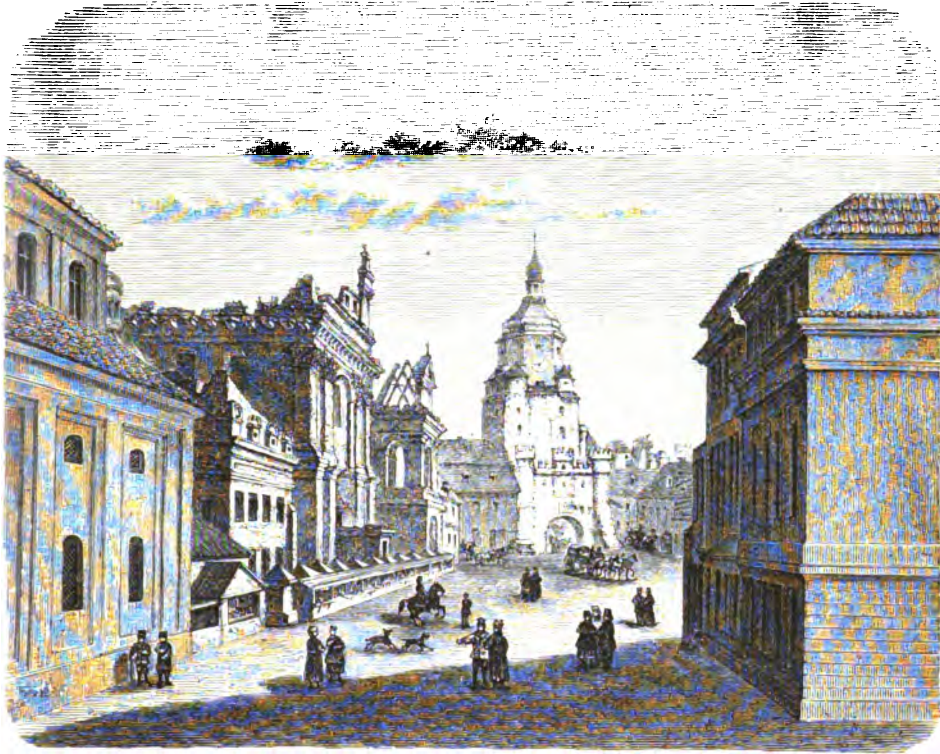
Unter den skandinavischen Staaten nimmt damals Dänemark in vieler Beziehung noch die hervorragendste Stellung ein. Im Besitz des südlichen Schweden, der fruchtbaren Landschaften Schonen, Blekingen und Halland, durch Personalunion verbunden mit Norwegen, dessen Bohuslän Halland beinahe berührte und das außerdem die schwedischen Binnenlandschaften Jemtland und Herjedalen behauptete, beherrschte Dänemark vollständig alle Engen, die von der Ostsee in die Nordsee führen, und schloß Schweden von der letzteren fast gänzlich aus. Indem sodann seine Könige auch Herzöge von Schleswig-Holstein waren, reichten ihre Beziehungen tief auch in das deutsche Leben hinein. Zwar wurde in Schleswig die Macht des königlich-herzoglichen Hauses geschwächt durch die Theilung von 1544, in der König Christian III. seinen beiden Brüdern Johann und Adolf den Norden und Süden mit den Hauptorten Hadersleben und Gottorp überließ, während er sich selbst mit der Mitte um die Residenz Sonderburg auf Alsen begnügte, dafür unterwarf sein Nachfolger Friedrich II. (1559—1588) die trotzige Bauernrepublik der holsteinischen Dithmarschen.

Unterwerfung der Dithmarschen. Als diese freiheitsstolze Gemeinschaft dem König, als Herzog von Holstein, die geforderte Huldigung verweigerte in Erinnerung an den glorreichen Tag von Hemmingstedt zwei Menschenalter zuvor (s. S. 245), da brach ein übermächtiges dänisches und schleswig-holsteinisches Heer unter Johann von Rantzau ins Land. In blutiger Schlacht erlagen die Bauern im Juni 1559 bei Heide der Ritterschaft und ihren

Landsknechten; ihrer 3000 deckten das Schlachtfeld. Die Achtundvierziger mußten um Frieden bitten, den Treueid leisten, auf ihre alte Selbstverwaltung verzichten, Steuern und Heeresfolge geloben und auf eigenem Grunde drei Festungen erbauen. Die Siegeszeichen, welche die Dithmarschen früher gewonnen hatten, wanderten nach Schleswig und Gottorp, darunter die Danebrogsfahne von Hemmingstedt; herzogliche Amtsleute und Vögte führten das Regiment, und ein neues Recht verdrängte bald den alten Landbrauch. Doch die Vernichtung der Dithmarscher Freiheit war vielleicht mehr ein Sieg des Adels als des Königthums, wie denn überhaupt die Durchführung der Reformation in Dänemark mehr jenen als dieses gestärkt hatte. Denn der größte Theil der eingezogenen Kirchengüter war in die Hände der Edelleute gefallen, und kein hoher Klerus, kein starkes Bürgerthum hielt ihnen mehr das Gegengewicht (vgl. S. 244).

Schweden. Eben in dieser Uebermacht des Adels und der ihr entsprechenden Schwäche des Königthums lag eine Gefahr für die Zukunft Dänemarks, welche es leicht in Nachtheil gegenüber seinem mißachteten Nachbar Schweden setzen konnte. Zwar die Gebietsvertheilung war demselben äußerst ungünstig. Es sah sich noch keineswegs im Besitz seiner natürlichen Grenzen und stieß an die Nordsee nur an der Mündung der Götaelf, wo Elfsborg angelegt worden war. Sonst erscheint es noch als reiner Ostseestaat, zumal es ganz Finnland behauptete. Aber dieses schwache Volk hatte sich, zugleich mit der Durchführung der Kirchenreformation, ein kräftiges Erbkönigthum geschaffen und den Dänen seine Selbständigkeit abgetrotzt, und obwol auch hier ein stolzer Adel hauste, der die monarchische Entwicklung des Landes zeitweilig in Gefahr brachte, so hatte doch Schweden das Glück, rechtzeitig kraftvolle Fürsten zu finden, die diesen niederhielten und ihr Volk bald auf große Ziele hinwiesen, deren Erreichung es zur ersten Macht des Nordens erhob. Bald nach 1560 begann diese Wendung.

Die Hansa. Für die deutsche Hansa bedeutete die gesteigerte Selbständigkeit der nordischen Reiche die Vernichtung ihrer alten Ueberlegenheit. Mit dem unglücklichen Ausgange der „Grafenfehde“ (s. S. 260) war ihre Macht gebrochen, und was sie an Einfluß im slavischen Osten besaß, das ging wenigstens den Städten des deutschen Mutterlandes mehr und mehr verloren. Für Schweden hatte ihnen Gustav Wasa im Drange der höchsten Noth die alten Freiheiten bestätigt (1523); aber nach Wullenwever's Fall war von ihrer Anerkennung thatsächlich nicht mehr die Rede trotz aller Klagen und Vorstellungen. Besser gelang es in Dänemark, wo im Ganzen der Freibrief von 1524 in Geltung blieb. Auch der Vertrag von Odense (1560) legte den Hanseaten zwar mancherlei Beschränkungen auf und sicherte den dänischen Kaufleuten unbeschränkten Verkehr in den Hansastädten, ließ indessen immer noch den Kern ihrer alten Rechte unangetastet. Anders in Norwegen, wo zu Bergen der große Kaufhof der Hansa stand. Hier war durch mannichfache Uebergriffe der Deutschen die Stimmung eine äußerst gereizte geworden. Die deutschen Handwerker hatten 1528 den Einheimischen zwei Kirchen weggenommen und mit deutschen Predigern besetzt, wollten auch nicht unter der Landesobrigkeit, sondern unter dem hansischen Kontor stehen. Dieses letztere wiederum erbaute eigenmächtig ein Blockhaus, um den Kaufleuten zu Bergen die selbständige Fahrt nach dem Nordlande zu wehren. Indessen war das schließlich nicht durchzusetzen, und wie überall, erstand hier den Hanseaten die gefährlichste Konkurrenz durch die Niederländer, die sich in der Nähe Bergens niederließen. Selbst Deutsche handelten im Norden mit Umgehung des hansischen Kaufhofes. Endlich kam es unter dem straffen Regiment des dänischen Amtmanns Christoph von Walkendorf (1556—1560) zum Bruch. Die Hanseaten mußten die Landungsbrücke und Wage, die sie nur für sich errichtet hatten, dem allgemeinen Gebrauch einräumen, und die widerrechtlich angeeignete Halwardkirche hergeben. Den Handwerkern ließ der Amtmann nur die Wahl zwischen Auswanderung oder Unterwerfung unter die Landesobrigkeit, die Häuser, wo die Dirnen für die deutschen Kaufleute wohnten, wurden zerstört. Starke Besatzung und Artillerie im Schloß zwang die empörten Hanseaten zur Nachgiebigkeit, und der Vertrag von Odense (1560) regelte dies aufs Neue. Alle Deutschen wurden unter norwegisches Gesetz gestellt, den Norwegern freier Handel in den Hansestädten und auf zwölf Jahre die freie Nordlandsfahrt verstattet. Mit der stolzen Herrscherstellung des Kaufhofs von Bergen war es damit zu Ende.



Lublin.

Polen unter den letzten Jagellonen.

Die polnisch-lithauische Verfassung. Den germanischen Staaten, welche mehr oder weniger als Küsten- und Seestaaten erscheinen und deshalb auch mit dem Leben des übrigen Europa enge Beziehungen unterhielten, stehen die großen slavischen Binnenreiche Osteuropa's wie eine fremde Welt gegenüber. Doch war ihr Verhältniß zur europäischen Kultur nicht dasselbe, und eben diese Verschiedenheit begründete einen tiefen Gegensatz zwischen Polen und Rußland; denn jenes hatte von Deutschland aus die römisch-katholische Kirche und mit ihr viele andere Elemente der westlichen Kultur aufgenommen und stand schon deshalb den abendländischen Völkern ungleich näher; dieses hatte der griechisch-katholischen Lehre gehuldigt und so an Alledem, was im Abendlande an geistiger Bildung während des Mittelalters sich entwickelte, keinerlei Antheil gewonnen. Dem entsprechend behauptete Polen einige Jahrhunderte hindurch weitaus den Vorrang. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts aus dem kleineren Königreich Polen und dem viel größeren Großfürstenthum Lithauen bestehend, beherrschte der Doppelstaat ein Gebiet, welches weit über die Grenzen des polnischen und lithauischen Stammes hinausreichte. Im Osten waren ihm ausgedehnte russische Landschaften unterworfen, im Süden besaß er die Schutzherrschaft über die Kosakenrepubliken am Dnjepr, im Norden gehorchte ihm seit 1466 Westpreußen unmittelbar, Ostpreußen als Vasallenstaat. Aber dem gewaltigen Umfange des Reiches entsprach wenig die Verwirrung seiner inneren Zustände. Die Vereinigung mit Lithauen, wie sie auf dem Tage von Horodlo im Jahre 1413 festgestellt worden, war eine ganz äußerliche, zumal namentlich die kirchliche Verschiedenheit einer engeren Verbindung entgegenstand, denn wenn auch die eigentlichen Lithauer zur römischen Kirche sich bekannten, so hielten doch die viel zahlreicheren Russen an der griechischen fest, obwol sie sich zum Theil vom Patriarchat Moskau losgesagt hatten (1416). So ging die

polnisch-lithauische „Union“ über eine lose Personalunion nicht hinaus. Da die Polen des lithauischen Beistandes viel mehr bedurften als die Lithauer des polnischen, so es verstand sich fast von selbst, daß sie den Großfürsten aus dem Stamme der Jagellonen auch regelmäßig zu ihrem König erhoben. Die Verbindung genügte aber, um die Vorrechte des polnischen Adels auch auf den lithauisch-russischen zu übertragen, d. h. auch die Bauern des Großfürstenthums der Leibeigenschaft zu unterwerfen. In beiden verbrüderten Reichen ruhte die Souveränität in der „Nation“, d. h. im hohen und niederen Adel (szlachta), der sich zum Reichstage versammelte. Derselbe war gewissermaßen in zwei Häuser gegliedert. Im Senat saßen die Großwürdenträger, die Wojewoden (Statthalter) und Kastellane mit den Bischöfen, in der Landbotenkammer die Abgeordneten der Bezirkslandtage. Eine geordnete Abstimmung gab es nicht, die Minderheit wurde niedergeschrieen oder wol auch mit Gewalt zu Boden geworfen. Obwol nun im Reichstage der geringste Szlachcic (kleiner Edelmann) der Form nach so viel galt wie der mächtigste (Großgrundbesitzer, Pan Magnat), so übten doch die Letzteren natürlich das Uebergewicht aus, zumal da ein einziger dieser Herren zuweilen Tausende von kleinen Edelleuten als Gefolgsleute in seinen Diensten hatte, die nach seinem Befehl stimmten und vorkommenden Falls auch den Säbel zogen. Diesem Adel gegenüber standen die Massen der leibeigenen Bauern, die mißhandelten und getretenen Lastthiere des herrschenden Standes, der willkürlich ausgeübten Gerichts- und Polizeigewalt der Grundherren wehrlos unterworfen und natürlich ohne jedes politische Recht. Ein wirklich nationaler Bürgerstand fehlte ganz. Nur im eigentlichen Polen, vornehmlich im Westen, hatten sich seit dem dreizehnten Jahrhundert zahlreiche deutsche Stadtgemeinden gebildet — sogar die Hauptstadt Krakau konnte im fünfzehnten Jahrhundert als eine überwiegend deutsche gelten — die entweder als unmittelbare Städte unter dem König standen oder sich als mittelbare größeren Grundherren unterworfen hatten. Jene genossen vertragsmäßig volle Selbstverwaltung auf Grund deutschen Rechts, doch im Reichstage vertreten waren nur wenige, z. B. Posen bis 1733 und diese ohne jedes Gewicht. Eben diese politische Sonderstellung hinderte die deutschen Gemeinden, sich als wirkliche Glieder des polnischen Staates zu fühlen, und zog ihnen andererseits den steigenden Haß der adelsstolzen Polen zu. Wo Polen und Deutsche zusammen wohnten, waren schon im fünfzehnten Jahrhundert Raufereien an der Tagesordnung, und wie wenig Aussicht auf einen Ausgleich dieser Gegensätze war, zeigt das feindliche Urtheil des hochgebildeten Politikers Johann von Ostrorog (gest. 1501), der die deutschen Bürger Krakau's als einen Haufen „schmuziger Handwerker“ der Verachtung seiner Landsleute preisgiebt. Noch viel weniger konnten die zahlreich über das ganze Land vertheilten Juden als ein Ersatz für das fehlende polnische Bürgerthum gelten, denn so unentbehrlich sie der Mißwirthschaft der polnischen Edelleute waren, so standen sie doch in Sprache, Sitte und Religion den Polen vollkommen fremd gegenüber und hatten als echte Schmarotzer nur das Interesse, das Land auszubeuten, nicht ihm zu nützen.

Dem souveränen Adel gegenüber und ohne jene Stütze, die ein kräftiger Bürgerstand ihm gewährt hatte, war der König-Großfürst zur Ohnmacht verurtheilt. Er ernannte freilich alle Bischöfe und alle hohen Beamten, doch sie waren unabsetzbar und also von ihm ganz unabhängig. Die Steuerbewilligung und Gesetzgebung, die Entscheidung über Krieg und Frieden und das Aufgebot des Adels zum berittenen Heeresdienst (zu Fuß fochten nur die Söldner) hing lediglich von den beiden Reichstagen ab, nicht von ihm. Auch die Union von Lublin im Jahre 1569, welche König Sigismund August zwischen beiden Staaten zustande brachte, um bei dem damals nahe bevorstehenden Aussterben des Jagellonischen Hauses ihre Verbindung, die in diesem Falle sich zu lösen drohte, neu zu befestigen, und welche von den polnischen Geschichtschreibern als freie Vereinigung freier Völker hochgepriesen, von polnischen Malern künstlerisch verherrlicht worden ist, änderte nichts an der Ohnmacht des Königthums und der Allmacht des Adels. Nur die beiden Reichstage wurden in eine Körperschaft verschmolzen, die Verwaltung blieb in allen Zweigen getrennt, jedes hohe Amt also doppelt besetzt, ohne daß auch nur diese Großwürdenträger unter einander zu einer geschlossenen Regierung sich vereinigt hätten; vielmehr verfuhr Jeder völlig unbekümmert um den Andern.



Union von Lublin. Nach dem Gemälde von Johann Matejko.

West- und Ostpreußen. Die ohnehin fast unüberwindliche Schwerfälligkeit und Verworrenheit dieses Staatswesens wurde nun noch dadurch gesteigert, daß zwei oder vielmehr drei innerlich ganz selbständige, stammfremde Landschaften sich ihm anschlossen. Mit dem gesegneten westpreußischen Weichsellande hatte Polen den heiß ersehnten Zugang zur Ostsee gewonnen. Während der westpreußische Adel, jedes Nationalstolzes bar, zu einem polnischen sich umbildete, aus den Hutten die Czapski, aus den Oppen die Bronikowski wurden, behaupteten die Städte, vor Allem Thorn, Elbing und das reiche Danzig, mit ihrer Selbstverwaltung auch ihre Nationalität und damit die Grundlagen ihrer Macht. Im Ordenslande, welches seit 1525 zum weltlichen Herzogthum geworden war (s. S. 183), neigte sich ebenfalls der Adel den Polen zu, erlangte im Jahre 1566 die Zusicherung, daß, falls der Herzog die Gerechtsame des Landes verletze, Polen helfend einschreiten werde, und daß der Landesherr ohne die Bewilligung Polens und der Stände kein Bündniß schließen dürfe. So fand in der Selbstsucht dieses deutschen Adels die slavische Fremdherrschaft ihre beste Stütze.

Die Kosaken. Weiter übte das polnische Reich, doch erst seit 1569, über die Kosakenrepubliken am mittlern und untern Dnjepr die Schutzherrschaft aus. Diese beiden merkwürdigen Gemeinwesen der später sogenannten ukrainischen Kosaken um Kiew und der Saporoger jenseit der Stromschnellen (Porogi) des Dnjepr, hatten sich im dreizehnten Jahrhundert zumeist aus süd-(klein-)russischen Ansiedlern, die vor den Mongolen flohen, gebildet und eine eigenthümliche kriegerisch-demokratische Verfassung geschaffen, die in mancher Beziehung an die abendländischen Ritterorden erinnert. Für die ursprünglichen Ansiedler war die Ehelosigkeit Gesetz; als später ganze Familien einwanderten, bildeten jene den herrschenden Stand, der, aus gleichberechtigten Mitgliedern bestehend und einem streng beobachteten, aber ungeschriebenen Gesetz oder vielmehr Gewohnheitsrecht unterworfen, sich in großer Versammlung zu Neujahr den Hetman (Ataman) und die Aeltesten (Starschina) wählte. Das ganze Gebiet war in militärische Bezirke (Polk, Regiment) unter Obersten (Polkownik) gegliedert, in denen die Kosaken in ihren Palanken, je 40—60 in einem Hause, wohnten, und hatte als Mittelpunkt die Setsch, dem „Haupthaus" des Deutschen Ordens vergleichbar, damals auf der unzugänglichen Dnjeprinsel Chortiza unterhalb der Stromschnellen, wo die Schatzkammer, das Zeughaus und die Insignien des Hetmans sich befanden. Ganz abgeschlossen von der herrschenden Klasse lebten die verheiratheten Kosaken in Dörfern, die Leibeigenen auf Vorwerken, im Sommer als Hirten in der unermeßlichen Steppe. Ganz ähnlich war Anfangs die Verfassung der ukrainischen Kosaken gewesen; erst im sechzehnten Jahrhundert verschmolz bei ihnen der herrschende Stand mit den unter ihm angesiedelten Familien. Als Hauptaufgabe galt den Kosaken der Kampf gegen die Mohammedaner, die Mongolen und Türken, daher ihre fortwährenden Einfälle in deren Gebiet und ihre kühnen Raubfahrten auf dem Schwarzen Meere, die sie gelegentlich bis an die Nordküste Kleinasiens ausdehnten. In diesen Kämpfen und in der Einsamkeit der grünen Steppe erzeugte dieser begabte, kräftige Stamm eine reiche, schöne Volksdichtung, der die klangvolle, weiche Sprache noch besonderen Wohllaut verlieh. Von näheren Beziehungen zur polnischen Wirrsal blieben die Kosaken um so eher verschont, als sie zäh an der griechischen Kirche festhielten.

Der Protestantismus in Polen bis 1570. Vielleicht wäre dem polnischen Staatswesen noch zu helfen gewesen, wenn der eindringende Protestantismus des polnischen Adels auf die Dauer sich zu bemächtigen und einen größeren sittlichen Ernst ihm einzuflößen vermocht, zugleich ihn in engere Beziehung zum evangelischen Deutschland gesetzt hätte. Hoffnungsreich genug gestalteten sich die Anfänge für die neue Lehre. Die sittliche Verwahrlosung der polnischen Geistlichkeit bahnte ihr ebenso den Weg, wie der lebhafte Handelsverkehr mit Deutschland, die immer häufigeren Studienreisen junger Polen nach deutsch-evangelischen Universitäten und Schulen, namentlich nach Wittenberg und Goldberg (s. S. 325), und der für Neues sehr empfängliche, leicht erregbare Volkscharakter. Hatte doch bereits im fünfzehnten Jahrhundert der böhmische Husitismus hier viele Anhänger gewonnen und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fand der Humanismus, der in Deutschland und anderwärts die religiöse Bewegung so wirksam vorbereitete, auch in Polen Eingang. Einer seiner Hauptvertreter war

Gregor von Samok, Erzbischof von Krakau (gest. 1477); unter seinem Schutze lebte dann der Italiener Filippo Buonaccorsi da Gemignano, genannt Callimachus (1437—1496). Auch der vielgewanderte Conrad Celtes (s. S. 89), lebte und lehrte einige Jahre (1489 bis 1491) in Krakau, wo er in seiner „Weichselgesellschaft" (Sodalitas Vistulana) eine Reihe Gleichgesinnter vereinigte. Mit seinem Weggange zerfiel freilich die Verbindung wieder und überhaupt kam das Interesse an diesen Studien über kleine Kreise des Hofes und der höheren Geistlichkeit nicht hinaus. Andererseits machte sich auch, u. A. von Johann Ostrorog vertreten, eine Richtung geltend, welche die Selbständigkeit des Staates gegen die geistlichen Herrschaftsansprüche Roms und die Sicherung des Volkes gegen die päpstliche Ausbeutung entschieden verfocht. So vorbereitet, griff jetzt die neue Lehre so rasch um sich, daß schon im Beginn der zwanziger Jahre der König Sigismund I. (1506—1548) zusammt den Bischöfen durch Verbote dagegen einschritt. Am frühesten siegte das Lutherthum in den deutschen Städten Westpreußens, in Elbing 1523, in Danzig seit 1529; in Thorn wurde schon im Jahre 1521 ein päpstlicher Legat unsanft aus der Stadt entfernt und die von ihm befohlene Verbrennung lutherischer Schriften verhindert. In Großpolen (um Warschau und Posen) trat schon 1520 ein Dominikaner zu Posen gegen die alte Kirche auf; seit 1525 schlossen sich die mächtigen Gorka der neuen Lehre an und richteten auf ihren Schlössern den evangelischen Gottesdienst ein. Im kleinpolnischen Krakau war damals die Begeisterung für Luther unter Professoren und Studenten so groß, daß der Bischof dagegen predigen ließ; auf Lithauen wirkte namentlich die Nähe des schon reformirten Herzogthums Preußen, entstand doch sogar in Wilna seit 1539 eine evangelische Schule, die sich freilich nicht behaupten konnte. Indeß beschränkte sich der Einfluß der Lutheraner im Wesentlichen auf die deutschen Stadtgemeinden; erst die Calvinisten und die böhmischen Brüder wirkten unter dem Adel mit größerem Erfolg, jene seit 1545 in Kujavien an der westpreußischen Grenze, seit 1549 in Großpolen, später auch in Lithauen, wo ihre Hauptstütze Fürst Nikolaus Radziwill wurde, und in Kleinpolen, wo zuerst die reformirten Gemeinden zu einer geschlossenen Kirche sich vereinigten. Die böhmischen Brüder trieb der Sieg König Ferdinand's I. über die böhmischen Stände am Ende des schmalkaldischen Krieges nach Großpolen, wo sie 1547—1548 in drei großen Zügen anlangten. Rasch gründeten sie in Posen und anderen Städten Gemeinden, Schulen und Druckereien und fanden gegen einen königlichen Ausweisungsbefehl Schutz bei den Gorka. Noch größere Festigung gewann die evangelische Sache, als 1555 auf der Synode von Kozminec beide Bekenntnisse sich insoweit einigten, als die Reformirten Glaubensbekenntniß, Kirchenordnung und Kultus der böhmischen Brüder als berechtigt anerkannten. Für diese Genossenschaft aller Evangelischen auch die polnischen Lutheraner zu gewinnen, mißlang zunächst selbst den eifrigsten Bemühungen des trefflichen Johannes Lasky, der die Bibel ins Polnische übersetzte, und des ehemaligen Kardinals Paul Vergerio (s. S. 276), der den Katholiken mit Recht als ihr gefährlichster Gegner galt.

Die mächtige Bewegung schlug bald auch auf das Gebiet der katholischen Kirche hinüber. Zwar that der Führer der römischen Partei, Stanislaus Hosius, Bischof von Kulm, seit 1551 von Ermland, das Möglichste, um ihr wie dem Protestantismus die Spitze zu bieten. Unter seiner Anregung beschloß die Synode von Petrikau im Jahre 1551 die strengsten Maßregeln und stellte ein katholisches Glaubensbekenntniß auf; aber wenige Jahre später forderte der Reichstag ein polnisches Nationalkonzil, König Sigismund II. (1548—1572) außerdem die Messe in polnischer Sprache, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Gestattung der Priesterehe und die Abschaffung der Annaten (1555). Doch Rom weigerte Alles und sandte 1556 Lipomani als Legaten nach Polen, dessen Schroffheit Alles verdarb. Jedenfalls ließ sich der König in seiner protestantenfreundlichen Haltung nicht irre machen. Er bewilligte freie Religionsübung für die westpreußischen Städte (1557 und 1558), gewährte im Jahre 1563 Duldung für alle religiösen Parteien in ganz Polen, und gab dem großentheils schon protestantischen Adel Lithauens Zutritt zu allen Aemtern. Doch die Erwartung der Protestanten, er werde selbst zu ihnen übertreten, erfüllte er so wenig wie bei seinem Zeitgenossen Kaiser Maximilian II. und vielleicht aus demselben Grunde.

Denn die verhängnißvollen Spaltungen, welche den Protestantismus überhaupt zerrissen, traten in Polen nicht zum wenigsten hervor. Seit 1551 hatten die Antitrinitarier oder Unitarier, welche die Dreieinigkeitslehre verwarfen, durch ihren Stifter Lelio Socino Zugang in Polen gefunden und verstärkt durch zahlreiche flüchtige Italiener als „Freunde der reinen Wahrheit" weitverzweigte Gemeinden besonders in Kleinpolen gegründet, deren Mittelpunkt die von Rakau war (1569). Dies Eindringen abweichender Lehrmeinungen zwang indeß die Lutheraner, sich auf der Synode von Gostyn zu einer wirklichen Kirche unter zwei Superintendenten zusammenzuschließen (1565), und als nun von katholischer Seite neue Gefahren zu drohen schienen, da errangen endlich die alten Bestrebungen auf enge Vereinigung aller Evangelischen in Polen einen großen Erfolg; nach langwierigen Verhandlungen vereinigten sich im Jahre 1570 auf der Synode von Sendomir (Sendomierz) die Reformirten, böhmischen Brüder und Lutheraner zu dem Consensus Sendomiriensis. Er ließ die Sonderbekenntnisse der einzelnen Religionsgenossenschaften unangetastet, stellte für die einzelnen Lehren vieldeutige Formeln auf, welche jeder Partei erlaubten, ihre besonderen Anschauungen darunter zu verstehen, und legte nur dem Abendmahlsbegriff die lutherische Auffassung zu Grunde. Keinen Antheil an dieser Vereinbarung nahmen die Antitrinitarier, doch erhielten sich ihre Gemeinden kräftig, seit 1579 unter der Leitung des Fausto Socino, Lelio's Neffen, nachdem sie auch Socinianer genannt wurden (gest. 1604). Unter ihm entstand ein treffliches Gymnasium in Rakau (1602), nach seinem Tode erschien der „Rakauische Katechismus".

Bedeutsame Aussichten schienen sich so zu eröffnen. Um diese Zeit gab es in Kleinpolen 122, in Großpolen 80 reformirte Kirchen. Die Stadtgemeinden waren alle lutherisch, im slavischen Pomerellen von 100 Kirchspielen etwa 70; der polnisch-lithauische Adel bekannte sich zu drei Vierteln zum Protestantismus. „Es schien eine kurze Zeit, als sollte sich im slavischen Osten eine neue Volkskraft und neue Kultur entwickeln, ein großer polnischer Staat mit deutscher Städtekraft." Daß dies nicht geschah, hat Polen den Untergang gebracht, zumeist durch die Macht, auf welche es geringschätzig herabzusehen sich gewöhnt hatte: durch das Reich der Moskowiter.

Rußland unter Wassilij IV. und Iwan dem Schrecklichen.

Russische Zustände. Bis auf Peter den Großen galt das Reich der „Moskowiter" im Abendlande nicht als ein wirklich europäischer Staat. In der That war es von dem übrigen Europa nicht blos durch kirchliche Verschiedenheit getrennt, sondern seine Bevölkerung war auch mit zahlreichen finnischen Bestandtheilen versetzt, die ihre Stammverwandten vor Allem jenseit des Ural in Asien suchten. Längs der untern Wolga saßen wie noch heute mongolische Völkerschaften, sie wohnten verstreut selbst im nördlichen Rußland, und wenn auch diejenigen finnischen Stämme, die in dünnen Ansiedlungen das Innere Großrußlands ursprünglich eingenommen hatten, längst slavisirt waren, so hatten sie doch auf die nationalen Eigenthümlichkeiten der Großrussen keinen geringen Einfluß ausgeübt, wie man denn namentlich die Wanderlust dieses Stammes und mancherlei Glauben und Brauch auf sie zurückgeführt hat. Dies mehr asiatische Wesen hatte durch die Herrschaft der Mongolen, der „Goldenen Horde" (Kiptschak), welche seit dem ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts auf den zahlreichen russischen Theilfürstenthümern lastete, noch eine beträchtliche Verstärkung empfangen, und die allernachtheiligsten Folgen hatten sich damit für Rußland verknüpft. Daß im Westen mehrere der russischen Theilfürsten zu den Lithauern übergetreten waren, war nicht das Schlimmste. Ungleich verderblicher wirkte der Druck der mongolischen Despotie, namentlich auch deshalb, weil sie in Rußland selber ihre Hauptstützen fand, in denen zumal, welche die natürliche Pflicht gehabt hätten, ihr Volk gegen jene zu vertreten. Um den Preis der Anerkennung weitgehender Vorrechte durch den Mongolenkhan predigte die russische Geistlichkeit die unbedingte Unterwürfigkeit gegen den fremden Gewaltherrscher als oberste aller Pflichten, und der Großfürst von Moskau, der im Jahre 1328 von den Mongolen als solcher anerkannt worden war, gab sich kurz darauf dazu her, als Generalsteuerpächter den Tribut für den Khan in allen russischen Landschaften

einzutreiben, verschmolz somit sein Interesse mit dem der Fremdherrschaft, von der seine Gewalt herrührte, und konnte jede Auflehnung gegen seine Willkür als Empörung gegen den Khan brandmarken, dessen Gnade er wiederum nur durch schweifwedelnde Demuth sich zu sichern vermochte. Wider diesen doppelten Despotismus des russischen Großfürsten und des Mongolenkhans gab es ja nirgends ein Gegengewicht. Denn die Russen entbehrten vollständig eines wirklichen Adels. Der einzige Eigenthümer alles Grund und Bodens war in allen den kleinen Gebieten der Landesfürst; er stattete dann die Kirche und eine Anzahl seiner Gefolgsleute (Dworjanin, Dworjane) mit einer Art Lehn (Pomjestie), d. h. mit Anweisung auf gewisse Abgaben und Dienste einer Anzahl von Bauern, aus, aber die Dworjane nur auf Lebenszeit, und dafür wieder waren diese Lehnsleute (Pomjeschtschik) oder Bojaren ihm zu persönlichen Diensten in Heer und Landesverwaltung verpflichtet. Da der Besitz und auch die Geltung des Einzelnen sonach lediglich auf der Gnade des Fürsten beruhte, so kam auch der „Bojarenrath“ über die Bedeutung einer nur berathenden Versammlung nie hinaus; wirkliche Selbständigkeit fehlte ihm, weil den Einzelnen jede Unabhängigkeit mangelte. Selbst aus den Herrschergeschlechtern der später mit Moskau vereinigten Theilfürstenthümer ist kein eigentlicher Adel hervorgegangen, weil die Großfürsten sie einfach den Bojaren einreihten. Also schaltete jeder russische Fürst mit despotischer Gewalt, so lange es Gott und der große Khan gestattete.

Da konnte nun auch eine wirkliche Freiheit der Bauern gewiß nicht gedeihen. Die großrussischen Bauern lebten seit alter Zeit in geschlossenen Dörfern, deren Flur im Gemeinbesitz aller Ortsangehörigen blieb, und alle paar Jahre in einzelnen möglichst gleichen Antheilen an dieselben aufs Neue zur Bebauung verlost wurde. Streng genommen war jedoch nicht die Gemeinde die wirkliche Eigenthümerin des Grund und Bodens, sondern der Landesfürst, von dem nun wieder die Bojaren oder die Kirche ganze Dörfer oder auch eine Anzahl Bauern zugewiesen erhielten. Ihnen — oder dem Fürsten unmittelbar — waren die Bauern zu Frohnen und Diensten verpflichtet, deren Maß ganz vom Belieben der Herren abhing, wie diesen auch Polizei und Gerichtsgewalt, mit Ausnahme der dem Landesherrn vorbehaltenen Blutgerichtsbarkeit, zustand. So beschränkte sich die Freiheit der Bauern lediglich auf die Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten und das Recht der Freizügigkeit, das ihnen gestattete, sich allzu argem Drucke durch Wechsel des Aufenthalts zu entziehen. Doch gab es nicht nur schon zahlreiche einzelne Leibeigene, d. h. Knechte, die der willkürlichen Gewalt ihrer Herren als Sklaven unterworfen waren, sondern schon seit dem zwölften Jahrhundert ganze leibeigene Dörfer. In diesen Zustand auch die „freien“ Bauern zu versetzen, dazu bedurfte es nur der Aufhebung der Freizügigkeit, und da dieselbe für die kleinen Grundherren, die ihre Bauern verhältnißmäßig schwerer belasten mußten, als die großen oder gar die Kirche, in der That sehr unbequem war, weil sie den Unterthanen den Uebergang in die leichtere Dienstbarkeit der letzteren gestattete, so beschränkte bereits Iwan III. in seinem „Gerichtsbuche“ von 1497 den Umzug auf *einen* Tag im Jahre, den St. Georgstag, und verpflichtete die abziehenden Bauern zu einem „Wohnungsgelde“.

So wenig es nun einen wirklich freien Bauernstand gab, so wenig existirte ein wirkliches Bürgerthum. Die städtischen Gemeinden unterschieden sich von den ländlichen durch wenig mehr als den größeren Umfang. Nur an einigen Punkten, in Groß-Nowgorod, Pskow (Pleskau) und Wjatka, hatten sich selbständige Gemeinden auf demokratischer Grundlage, wenngleich in wenig geordneter Weise, entwickelt, doch wurden mit der Unterwerfung unter das Großfürstenthum Moskau diese hoffnungsreichen Ansätze zu einem nationalen Bürgerthum für immer zerstört.

Die Ziele der russischen Entwicklung waren nun zunächst ohne Frage die Abwerfung des Mongolenjoches, die Einigung der Theilfürstenthümer, die Wiedergewinnung der an Lithauen verlorenen Gebiete und das Vordringen an die Ostseeküste, um unmittelbar mit Westeuropa in Verbindung treten zu können. Den ersten kräftigen Anlauf nach allen diesen Richtungen hatte in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts *Iwan III.* Wassiljewitsch (1462 bis 1505) genommen, unter dem einerseits Rußland von der Mongolenherrschaft befreit, andererseits die Freistädte Nowgorod (1478) und Wjatka (1498) unterworfen wurden.

Wassilij IV. An diese Erfolge konnte Iwan's III. Sohn und Nachfolger Wassilij IV. Iwanowitsch (1505—1534) anknüpfen. Wie der Vater Nowgorod unterworfen hatte, so vernichtete er im Jahre 1510 die republikanische Freiheit von Pskow, ließ die ersten Stadtbeamten als Rebellen hinrichten und viele Familien zwangsweise in das Innere Rußlands versetzen. Kurz darauf wurde das letzte noch übrige Theilfürstenthum, Rjasan, Moskau einverleibt. Der Krieg mit Polen, den Wassilij zunächst unternahm, weil dort nach Johann Albrecht's Tode nicht er, sondern Sigismund I. gewählt worden war, bewegte sich jahrelang lediglich in plan- und entscheidungslosen Raubzügen, bis den Russen durch Ueberraschung Smolensk in die Hände fiel (1. August 1514). Der glänzende Sieg, den wenige Wochen später die Polen an der Orscha davontrugen (8. September), blieb ohne Folgen, da das polnische Adelsaufgebot zu jedem längeren Feldzuge unfähig war, und so behauptete Wassilij in dem fünfjährigen Stillstand von 1522 das eroberte Smolensk.

Weniger glücklich war er gegen die Tataren von Kasan, das bereits seit Iwan III. in einer unsicheren Abhängigkeit von Moskau sich befand. Als Wassilij dort im Jahre 1519 den Schich Aley, statt, wie er versprochen, den Bruder Mohammed Girej's, des Khans der Krimtataren, als Fürsten einsetzte, nahm dieser Kasan, besetzte und brandschatzte sogar Moskau ohne irgend welchen Widerstand, und zwang die Bojaren — der Großfürst war geflüchtet — zur Bewilligung des alten Tributs (1521). Doch blieb das Ganze ohne weitere Folgen, ja Wassilij konnte wenige Jahre nachher wieder einen Vasallenfürsten in Kasan einsetzen.

Kämpfe um die Regentschaft. Die völlige Zerstörung der Tatarenmacht gelang erst dem Nachfolger Iwan IV. Wassiljewitsch (1534—1584). Für diesen damals erst dreijährigen Sohn Wassilij's und der lithauischen Fürstentochter Helene Glinskij, der zweiten Gemahlin des Vaters, übernahm zunächst diese ränkevolle Frau mit ihrem Günstling, Fürst Iwan Obolenskij, die Regentschaft, die sie durch die Hinrichtung der nächsten Verwandten sicherte, bis sie, allgemein gehaßt, im Jahre 1538 starb. Doch brachte dies keine Wendung zum Bessern, vielmehr verfuhr der nunmehr unter Leitung der Fürsten Schujskij zur Herrschaft gelangte Bojarenrath in derselben Weise gegen seine Feinde und ließ u. A. Obolenskij den Hungertod sterben. Nach wenigen Jahren bemächtigten sich indeß die Glinskij, die Verwandten des jungen Großfürsten mütterlicherseits, der Gewalt (Weihnachten 1543), um nun wieder gegen die Partei der Schujskij blutig zu wüthen. Die vorher so gewaltthätigen Bojaren beugten sich in Demuth, nannten sich in ihren Papieren die Sklaven ihres Herrn und huldigten kniefällig dem Knaben, wenn sie ihm eine Bitte vortrugen. Im Dezember 1546 ließ sich Iwan in der Himmelfahrtskirche zu Moskau krönen, nahm dabei den Titel Zar (d. i. Cäsar, Kaiser) an, der vormals nur dem Großkhan der Mongolen gebührt hatte, und vermählte sich mit Anastasia Romanowna Jurjewa Sacharyn. Indeß die Herrschaft, welche in seinem Namen die Glinski ausübten, war von kurzer Dauer. Als im Jahre 1547 zwei furchtbare Feuersbrünste das nur aus Holzbauten bestehende Moskau fast gänzlich einäscherten, wobei 1700 Menschen umkamen, gelang es dem Fürsten Sklopin Schujskij, dem jungen Zaren das Märchen einzureden, die Glinskij hätten den Brand durch Zauberei veranlaßt. Das wüthende Volk erschlug darauf Jurij Glinskij in der Himmelfahrtskirche, deren Schutz er vergeblich gesucht hatte, aber nicht die Schujskij traten das Erbe des gestürzten Geschlechts an, sondern ein finsterer, strenger Mönch aus Nowgorod, Sylvester, dessen ganzes Wesen auf Iwan einen so unwiderstehlichen Einfluß übte, daß er 13 Jahre lang mit seinem treuen Genossen Adaschew thatsächlich Rußland regierte.

Auswärtige Erfolge. Es war zum ersten Male ein vernünftiges, zweckbewußtes und deshalb auch nach innen und außen erfolgreiches Regiment. Binnen wenigen Jahren fielen die Khanate Kasan und Astrachan in Kämpfen, welche dem „rechtgläubigen" Russen eben so gut als Religionskriege galten, wie die Türkenfeldzüge dem Abendländer. Jenes erlag einer langen schweren Belagerung am 1. Oktober 1552; der Khan Utemisch trat zum Christenthume über und schwur dem Zaren den Eid der Treue. Aus Astrachan verjagten die Russen im Juli 1554 den Khan Jamgutschej und setzten als nominellen Herrn ihren Vasallen Derbytsch ein. Weithin scholl der Ruf dieser Thaten im Osten und Süden. Die finnischen Stämme an

der Wolga und am Ural (Tscheremissen, Tschuwaschen, Baschkiren u. A.) wurden unterworfen, die kaukasischen Bergvölker stellten sich freiwillig unter russische Oberhoheit, die tatarischen Fürsten Sibiriens boten Tribut, das ferne Khiwa bewarb sich um die russische Freundschaft. Um dieselbe Zeit erkannten die Don'schen Kosaken, welche sich im fünfzehnten Jahrhundert aus russischen Flüchtlingen gebildet hatten und zuerst 1554 mit Moskau gegen Astrachan in Bund getreten waren, die Schutzherrschaft des Zaren an und bauten ihre Hauptstadt Tscherkask am untern Don, eine werthvolle Sicherung der Grenze namentlich gegen die Krimtataren.

Anfänge europäischer Kultur in Rußland. Unter dem Einflusse Sylvester's begann ferner Rußland der europäischen Kultur sich zu erschließen. Im Auftrage des Zaren Iwan IV. führte Georg Schlitte aus Goslar eine Schar deutscher Handwerker, Aerzte und Apotheker nach Moskau (1547). Später entstand hier durch Ansiedelung der zahlreichen Kriegsgefangenen aus Livland und Esthland eine besondere „deutsche Vorstadt" (Sloboda). Dann trat zum ersten Male das Moskowiterreich in direkte Handelsverbindungen mit dem Abendlande, indem englische und holländische Schiffe bis ins Weiße Meer vordrangen (1553 bez. 1578, s. S. 577, 591). Dem entspricht es, wenn der Zar auch sein Kriegswesen auf abendländischen Fuß zu setzen sich bemühte. Anstatt des sehr zahlreichen, aber zu geregelter Kriegführung nicht geeigneten Aufgebots seiner berittenen Gefolgsleute bildete er zum Theil aus Fremden: Deutschen, Polen und Italienern, ein stehendes Heer, welches aus 3000 schweren Reitern (Gensdarmen) nach französischem Muster, 10,000 Mann leichter Kavallerie und 30,000 Hakenschützen, den später berühmten Strelitzen (Strjelcy, d. h. Schützen), bestand (1589 gab es ihrer nur 12,000), und errichtete eine starke Artillerie. Diese neue Armee erprobte sich zuerst bei der Belagerung von Kasan.



Iwan IV. Wassiljewitsch, der Schreckliche.

Die russische Kirche. Selbst in die starre griechisch-russische Kirche schien damals wieder neues Leben einzuziehen. Um 1550 waren die Geistlichen und Mönche durch wüste Sittenverderbniß und rohe Unwissenheit berüchtigt. Selbst manche Bischöfe trieben Wucher, Mönche und Nonnen ergaben sich zügelloser Ausschweifung, Andere zogen mit angeblich wunderthätigen Heiligenbildern im Lande umher, um Geld herauszuschlagen. Die Bildung stand auf der tiefsten Stufe. Die alten Schulen in Moskau und Nowgorod waren verfallen, Lesen, Schreiben und Singen waren der Mehrzahl der Geistlichen unbekannte Dinge, noch im siebzehnten Jahrhundert vermochte kaum einer von zehn Mönchen das Vaterunser zu beten. Und solchen Menschen war die Seelsorge des russischen Volkes Jahrhunderte lang anvertraut! Gegen diese entartete Kirche drängte nun gleichzeitig von Polen aus der römische Katholizismus heran, im Innern aber erhob sich eine „ketzerische" Bewegung. Jener suchte mit allen Mitteln im russischen Lithauen Fuß zu fassen, ja Julius III. bot Iwan IV. die Königskrone an als Preis seines Uebertritts. Indessen war bei dem vielhundertjährigen Haß der „Griechen" gegen die „Römer" ein großer Erfolg der Letzteren in Rußland unwahrscheinlich. Eher noch ließ sich eine tiefergreifende Wirksamkeit von der evangelischen Lehre erwarten. Luther's Name war bekannt nicht nur in Moskau, sondern auch bis über die Wolga und bis zum Kloster am Weißen Meer (Bjeloje Osero); um 1550 traten Socinianer in Moskau auf, so Matwej (Matthäus) Baschkin, der seine Anschauung von

einigen katholischen Polen zu haben behauptete. Kurze Zeit darauf predigten auch drei moskowitische Mönche im weißrussischen Witebsk gegen die Heiligenbilder und gingen, als sie von dort durch das aufgehetzte Volk vertrieben wurden, nach Südrußland, „wo die Stimme des Evangeliums schon etwas freier tönte“. In Wolhynien fanden sie Zuflucht beim Fürsten Georg Slucki; der bedeutendste von ihnen, Thomas, wurde später evangelischer Pfarrer zu Polock an der obern Düna. Auch die berichtigte Ausgabe der kirchenslavischen Bibelübersetzung, welche Franz Skorina um das Jahr 1519 in Praga bei Warschau herstellen ließ und die sich durch ganz Rußland von Kiew bis zum Solowecky-Kloster am Weißen Meere verbreitete, konnte Anstoß zu Besserungen geben.

Der Stoglawnik. In der That dachte Iwan IV. oder vielmehr wol Sylvester ernsthaft an Reform der russischen Kirche und berief deshalb im Jahre 1551 eine Synode nach Moskau. Seine Fragen, wie man die verdorbenen Texte der kirchlichen Bücher herstellen und die Sitten der Geistlichkeit bessern möge, beantworteten die Versammelten in dem berühmten Stoglawnik (d. h. hundert Kapitel), freilich in einem wirklicher Neuerung ganz abgewandten Sinne. Die Geistlichen sollten strenger beaufsichtigt und durch Schulen im Lesen, Schreiben und Singen unterrichtet werden. Gegen den noch üppig wuchernden volksthümlichen Aberglauben wollte man mit Strenge einschreiten. Von den Kirchenbüchern sollten nur noch unverdorbene Texte gebraucht werden. Aufs Schärfste wendet sich aber der Stoglawnik gegen jede Abweichung von den althergebrachten Riten und schrieb auch die Anfertigung von Heiligenbildern nur nach den alten Mustern und durch Beauftragte des Zaren und der Bischöfe vor. Nun hat allerdings der Stoglawnik niemals die Anerkennung der weltlichen Regierung gefunden, aber der Metropolit Makarij von Moskau verfügte doch eine theilweise Aufnahme der Beschlüsse und ließ zur Abwehr jedes abendländischen Einflusses auf der Synode vom Jahre 1553 Baschkin und seine Glaubensgenossen zu lebenslänglicher Haft verurtheilen. Es bezeichnet weiter den reformfeindlichen Sinn dieser griechischen Geistlichkeit, daß die erste russische Druckerei, die Iwan IV. im Jahre 1553 in Moskau errichtete, auf ihre Veranlassung in Brand gesteckt worden ist. Erst 1564 erschien das erste Druckwerk in russischer Sprache, die Apostelgeschichte.

Iwan's IV. Schreckensherrschaft. So kam der Anlauf zu einer Reform der russischen Kirche völlig ins Stocken, und auch auf staatlichem Gebiete kündigte sich bald eine verhängnißvolle Wendung an. Bisher hatte sich der Zar im Wesentlichen der Leitung Sylvester's und Adaschew's gefügt; das wurde anders, je mehr ein finsteres Mißtrauen in der Seele des jungen Herrschers um sich griff. Den ersten Grund dazu legte eine Erfahrung im Jahre 1553. Als damals Iwan gefährlich erkrankte, forderte er von den Bojaren den Eid, daß sie seinen erst halbjährigen Sohn zu seinem Nachfolger annehmen würden. Diesen Eid verweigerten die Meisten, ihnen voran der Fürst Wladimir Andrejewitsch. Obwol das nun Keinen abhielt, dem Zaren, als er genesen war, sich knechtisch zu unterwerfen, Iwan's Mißtrauen war erwacht und erreichte eine krankhafte Höhe nach dem Tode seiner Gemahlin Anastasia (1560). Sylvester und Adaschew wurden verbannt, und in entsetzlicher Weise trat nun die böse Natur des Zaren heraus. Als er durch die Drohung, abzudanken, wenn die Bojaren ihn an der Bestrafung seiner „Feinde“ hindern wollten, die unbedingte Fügsamkeit derselben und der Geistlichkeit sich gesichert hatte (1564), bildete er sich aus Leuten niederen Standes ein „abgesondertes“ Gefolge, auf dem nur von diesen rohen Gefolgsleuten eingenommenen Gebiete, die berüchtigte Opritschina, die wie eine feindliche dämonische Macht dem „Lande“ (Semschtschina) gegenüberstand (1564—1572), und nun wurde er der „Schreckliche“ (Grosnij). Was seinen Zorn reizte, erlag seinem erbarmungslosen Wüthen; jeder halbwegs selbständige Wille galt als verbrecherisch. Es galt vor Allem die Vernichtung der Fürstengeschlechter und der mächtigen Bojaren. So wurden die höchsten Würdenträger in Menge hingerichtet, unter den ersten natürlich Fürst Wladimir (1569), dann auch seine Mutter und der Metropolit von Moskau. Ganze Städte ließ der „Schreckliche“ ausplündern und ausmorden, mit oder ohne Vorwand, jedenfalls ohne Grund, so Torshok, Kolomna, Nowgorod, Twer. In sinnlichen Ausschweifungen

auch in rohen Possen und grausamer Folterung seiner Opfer, wozu sich jedoch wieder die genaueste Befolgung mönchischer Regeln in einer Art von Kloster gesellte, suchte Iwan mit seinen entsetzlichen Opritschniks den Genuß des Lebens. Und ein solches Regiment ertrugen Bojaren und Volk als „ergebene Sklaven" vierundzwanzig Jahre lang!

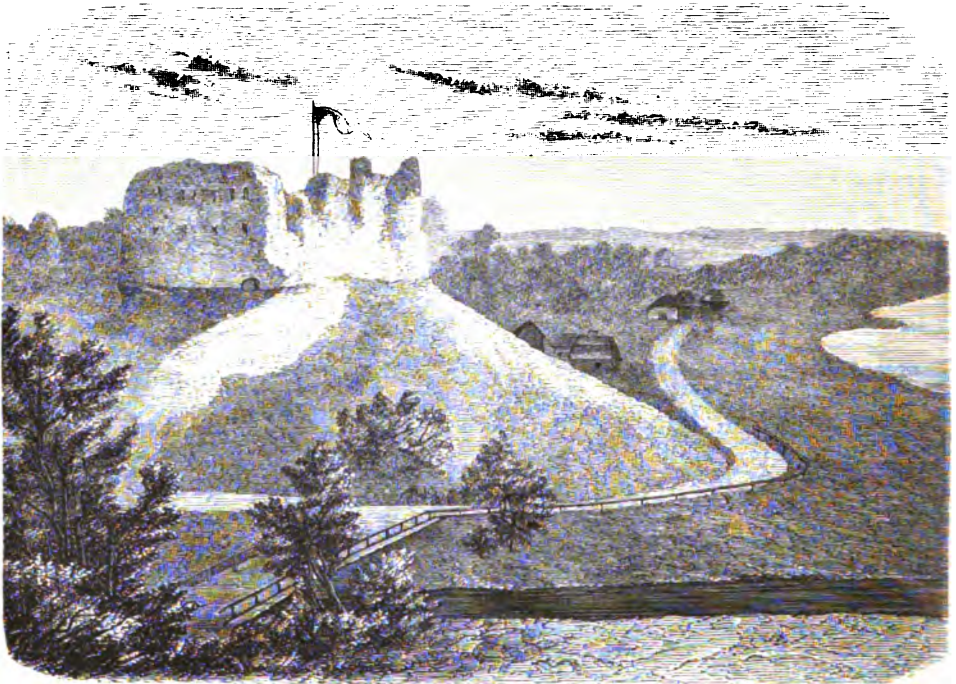


Finnische Zauberer prophezeien Iwan dem Schrecklichen seinen nahen Tod. Nach dem Gemälde von Joh. Karl Bähr.

Iwan IV. und die Tataren. Mit der Grausamkeit verband sich wie immer elende Feigheit. Von russischen Flüchtlingen aufgefordert, brach im Jahre 1570 Dewlet-Gireij, Khan der Krimtataren, in Rußland ein. Iwan wagte nicht den Kampf, ließ Moskau wehrlos den Feinden zur Beute fallen, die nun die ganze Stadt bis auf den Kreml niederbrannten und 100,000 Menschen als Sklaven mit sich schleppten. In einem verächtlichen Schreiben forderte der Khan vom Zaren die Abtretung von Kasan und Astrachan und den alten Tribut. Natürlich unterwarf

sich Iwan; als er aber sein Wort nicht hielt, zogen die Tataren zum zweiten Male auf Moskau (1572). Nicht dem Zaren, der vielmehr nach Nowgorod flüchtete, sondern dem Fürsten Worotinski und vor Allem dem deutschen Obersten Georg von Fahrensbach mit 7000 Landsknechten verdankte die Hauptstadt diesmal ihre Rettung durch den glänzenden Sieg an der Lopaßna, 50 Werst (10 deutsche Meilen) von Moskau. Doch Iwan ließ Worotinski als „Zauberer" hinrichten, worauf Fahrensbach, über moskowitische Dankbarkeit aufgeklärt, in polnische Dienste ging.

Schon war damals der große Kampf entbrannt, der Rußland den Zugang zur Ostsee öffnen konnte, ihn aber thatsächlich fester als jemals verschlossen hat, der Krieg um Livland, der erste, welcher alle die um das Baltische Meer gelagerten Völker gegen einander in Waffen brachte und Schwedens Aufsteigen zur Großmacht vorbereitete.



Ruinen der Feste Kokenhusen in Livland.

Der erste Kampf der Ostseestaaten um Livland.

Zustände in Livland. Unter dem Namen „Livland" faßte der Sprachgebrauch jener Zeit noch alle drei Lande um den Meerbusen von Riga zusammen: Kurland, das eigentliche Livland und Esthland. Das Ganze war ein Bund geistlicher Staaten. Neben dem Erzbischof von Riga als Oberlehnsherrn des Gesammtgebietes standen noch eine Reihe von Stiftern (Oesel, Reval, Pilten, Hapsal, Dorpat und Semgallen) und der Land- oder Heermeister des Deutschen Ordens, unter ihnen die mächtigen Stadtgemeinden Riga, Dorpat und Reval und der weltliche Adel. Durch allgemeine Stände- und Städtetage wurde zwar die äußere Einheit gewahrt, selten jedoch eine wirkliche Einigkeit erzielt, da seit der Begründung dieser deutschen Kolonialstaaten Erzbischof und Orden mit einander um das Uebergewicht rangen, und die starken Stadtgemeinden nach größtmöglicher Freiheit strebten. In der That waren die drei mächtigsten unter ihnen fast selbständig unter einem streng aristokratischen Regiment und blühend durch den Handel mit Rußland, welcher seit der Sperrung des hansischen Kaufhofs in Nowgorod 1494 (s. S. 86) wesentlich in ihren Händen war. Doch nahmen sie auch an den westlichen Fahrten der Hansa bis an die französische und spanische Küste Theil. Aber ihr Zusammenhang mit dem großen Bunde wich mehr und mehr einem feindlichen Gegensatz, seitdem die

livisch-esthnischen Städte sich von dem lästigen Zwange, nur durch Vermittlung Lübecks mit dem Westen verkehren zu müssen, losmachten, um den direkten Verkehr durch den Sund zu erstreben (s. S. 243), und in Rußland Lübeck mit seinen Genossen überflügelten. Zwar erlangte dies seit etwa 1540 die unmittelbare Verbindung mit Rußland über Narwa, doch vermochte diese den Verlust des alten Nowgoroder Kaufhofs keineswegs zu ersetzen.

An Livlands Geschicken nahmen die Ureinwohner, die finnischen Esthen und die arischen Letten, nur einen leidenden Antheil. Sie waren leibeigene oder hörige Bauern der deutschen Eroberer, die in den Städten und auf den Burgen des Adels oder des Ordens saßen als kleine kräftige Minderheit, voll Hochmuth gegenüber dem Bauer, dessen Uebertritt zur deutschen Nationalität gar nicht gewünscht wurde. So blieb Livland ein nur halbdeutsches vielsprachiges Gebiet. Und doch hätte die ausgesetzte Lage dieser entferntesten deutschen Kolonie die straffste Einheit der Regierungsgewalt und des Volksthums nöthig gemacht. Seit dem ewigen Frieden von Thorn 1466 vermochte der schwache Rest des preußischen Ordenslandes nicht mehr, Livland zu stützen und zu schützen; seit 1478 stand der Moskowiter in Nowgorod und Pskow, dicht an der östlichen Grenze. Zwar hatte die Heldenkraft **Walther's von Plettenberg**, des letzten großen Landmeisters (1494—1535), noch einmal die drohende Russengefahr beschworen und einen Frieden auf 50 Jahre erlangt, auch durch Anschluß an das Deutsche Reich als Reichsfürst sich einen festern Halt zu sichern gesucht, aber wer konnte den Gewaltherrschern von Moskau trauen, und wen hätte damals das sinkende Reich wirklich zu stützen vermocht?

Die Reformation in Livland. Zudem verlor der geistliche Staatsbau Livlands allen innern Halt durch das Eindringen der Reformation. In allen den größeren Städten, die mit Deutschland im engsten Verkehr standen, trat sie zuerst auf, dann schloß sich auch rasch der Adel ihr an. Die Reformatoren Revals und Esthlands wurden Heinrich Bock aus Hameln und Johann Lange, in Riga wirkten Johann Briesmann aus Königsberg, Andreas Knöpken und Jakob Tegetmeier aus Hamburg. Daß die Aufregung der Gemüther hier und da auch zu Gewaltthaten führte, ist nicht befremdlich; so wurde in Reval die Hauptkirche zu St. Nikolai im Jahre 1524 arg verwüstet, die Klöster der Stadt halb durch Zwang aufgelöst. Doch zu einem Zusammenstoß mit den geistlichen Herren kam es nur in Dorpat; der Landmeister hielt sich neutral, der Bischof von Oesel trat sogar zur neuen Lehre über, der Erzbischof von Riga, ein Markgraf Wilhelm von Brandenburg, war ihr wenigstens geneigt und überließ sogar im Jahre 1551 seinen Dom käuflich der protestantischen Stadtgemeinde, die Ordensritter waren um dieselbe Zeit fast alle evangelisch. Nur im Bisthum Dorpat und in den Stiftskapiteln sowie in dem Adel einiger esthnischer Landstriche fand die alte Kirche noch Halt. Aber in welch eine widerspruchsvolle Lage kam dadurch Livland! Wie konnte ein Bund geistlicher Staaten dauern, der fast durchweg evangelisch war? Die einzig ersprießliche Lösung wäre die rechtzeitige Säkularisation des Landes gewesen, die in Preußen 1525 gelungen war, aber der einzige Herr, der das in Livland hätte versuchen können, der Landmeister, war dazu viel zu schwach. So geschah das Nothwendige nicht, und Livland wurde eine Beute der fremden Mächte.

An seinen Besitz aber knüpfte sich die Frage nach der Herrschaft über die Ostsee, der Erbschaft, welche die sinkende Hansa hinterließ. Daher riß der Kampf alle Mächte rings um das Ostseebecken in seine Wirbel herein. Mit ihm verband sich der Weltkampf der Zeit, der Kampf des evangelischen und katholischen Prinzips. Da steht nun im Vordergrunde das aufstrebende Schweden als Vertreterin des Protestantismus, ihm gegenüber Polen, wo bald nach dem Aussterben der Jagellonen (1572) die katholische Reaktion ihre Siege feiert. Dessen Verbündeter ist Dänemark, zwar evangelisch, aber durch den Gegensatz des politischen Interesses mit Schweden verfeindet. Zwischen diese beiden Parteien sucht Rußland sich hineinzuschieben, um gegenüber beiden seine Ansprüche zu wahren, bis die Folgen innerer Zerrüttung es von der Ostsee vollständiger ausschließen als jemals zuvor. Selbst die westeuropäischen Mächte greifen mittelbar wenigstens hier ein; Spanien steht hinter Polen, England und später die Niederlande hinter Schweden. In diesen Kämpfen hat auch die Hansa, Lübeck voran, ihre letzten Seeschlachten geschlagen, nicht unwerth der ruhmvolleren und glücklicheren Väter.

Erich XIV. von Schweden. Als Gustav Wasa am 29. September 1560 die Augen schloß, folgte ihm als König sein ältester Sohn Erich XIV. (1560—1569), ein schöner Mann voll Geist und Geschmack, in Mathematik und Astronomie erfahren, Maler, Sänger und Dichter, aber stolz und hochfahrend, leidenschaftlich und unfähig, seinem Jähzorn zu gebieten. Zu seinem Unglück hatte ihn zudem des Vaters letzter Wille in eine überaus schwierige Stellung versetzt, die nur die größte Klugheit und Mäßigung haltbar machen konnte. Die jüngeren Stiefbrüder Erich's nämlich waren mit selbständigen Fürstenthümern ausgestattet worden und standen nur unter der Oberhoheit des Königs: Johann hatte Finnland erhalten, Karl (IX.) Südermanland, Magnus Ostgothland. Wenn auch der Letztere bald und zwar im Irrsinn starb, so blieb doch das Reich durch die Vielherrschaft geschwächt, eben in dem Augenblicke, als es in den Kampf um die Ostseeherrschaft eintreten mußte und wollte. Denn in dem Streben nach erhöhter Geltung seines Staates war Erich XIV. Gustav Wasa's würdiger Nachfolger. Schon bei des alten Königs Lebzeiten hatte er zu entscheidenden Schritten gedrängt, jetzt war für ihn die Zeit gekommen, sie selbst zu thun.

Die Auflösung Livlands. Schon war das unglückliche Livland in voller Auflösung. Während der Waffenstillstand mit Rußland zu Ende ging (1551), trennte neuer Zwist das Land. Gegen einen Landtagsbeschluß von 1546, der die Wahl eines Ausländers zum Erzbischof verbot, nahm der damalige Erzbischof Wilhelm von Brandenburg im Jahre 1553 Christoph von Mecklenburg zum Coadjutor an. Da Jener die Beschwerden des Ordens nicht beachtete, so begann derselbe, von den Bischöfen und der Stadt Riga unterstützt, die Fehde gegen den Kirchenfürsten und nahm ihn sammt dem Coadjutor gefangen. Da mischte sich Polen ein, dessen König Sigismund August II. der Vetter des Erzbischofs war und schon lange nach dem Besitze Livlands trachtete; er erzwang im Vertrage von Poswol (5. September 1557) die Befreiung der Gefangenen, die Zahlung einer Geldentschädigung und ein Bündniß gegen Rußland. Das letztere war unzweifelhaft das Schlimmste. Bereits war Livland in gereizten Verhandlungen mit dem Zaren, der einen angeblich 1503 vom Stift Dorpat versprochenen Zins verlangte. Noch hätte man den Frieden mit Rußland retten können, wenn man das Begehren des Moskowiters erfüllt hätte. Das geschah allerdings durch einen Vertrag von 1555, der dem Lande einen weitern Stillstand auf fünfzehn Jahre sicherte, aber wegen der Zahlung machte der Bischof von Dorpat im entscheidenden Moment Schwierigkeiten, schwankend zwischen banger Furcht und thörichter Sicherheit, wie das ganze Land. Im langen Frieden, der es reich gemacht hatte, war seine Waffentüchtigkeit erschlafft und das Gemeingefühl abhanden gekommen; wie gelähmt erwartete man das heranziehende Schicksal und hoffte doch wieder, es werde vorübergehen, obwol man sich ein Bündniß mit Polen hatte abzwingen lassen!

Da brachen die Russen herein. Am 22. Januar 1558 überschritten sie an verschiedenen Punkten die Grenze, wildes Volk, zum Theil Tataren, auch geführt von einem solchen, Schich Aley, dem frühern Khan von Kasan. Unter entsetzlichen Verheerungen drangen sie vor, nahmen Narwa (im Mai), Neuhausen, Dorpat (im Juli). Es gab keine Hülfe als bei den nordischen Mächten oder bei Polen. Wirklich verwandte sich Gustav Wasa um einen Frieden bei Iwan IV., aber die Bedächtigkeit des Alters hielt ihn von thatkräftigem Eingreifen ab. Da übergab im Juli 1558 der Komthur von Reval eigenmächtig Schloß und Dom dem Vogt des Bischofs von Oesel zu Händen des Königs von Dänemark, während in denselben Tagen der Rath von Reval und ein Theil der esthnischen Ritterschaft dem König die Schutzherrschaft des Landes antrug. Dasselbe that im September 1559 der Bischof von Oesel. Indeß nahm Magnus von Holstein, Bruder König Friedrich's II., nur das Bisthum Oesel, dazu noch die Stifter Reval und Pilten in Besitz; für den Schutz des Landes that Dänemark nichts, obwol der damalige Heermeister, der greise Wilhelm von Fürstenberg, die Abtretung von Reval und Esthland vorbehältlich kaiserlicher Genehmigung ihm zugestanden. So wuchs die Bedrängniß. Die Russen drangen im Jahre 1560 auch in Esthland ein, siegten am 2. August bei Ermis über den Ordensmarschall Philipp Schall von Bell, welcher mit Anderen gefangen und in Moskau hingerichtet wurde. Zudem war der Orden selber uneins. Gotthard Kettler, Komthur von Fellin

und seit Kurzem Coadjutor des Landmeisters, hatte, als dieser in jene Abtretung gewilligt, dessen Entsetzung und seine eigene Erhebung an seiner Stelle erlangt. Indeß trat Fürstenberg nicht ab, bis er in Schloß Fellin von treulosen Söldnern an die Russen verrathen wurde.

Da wandte sich Reval Hülfe suchend an Erich XIV. Und im April 1561 kamen die Schweden über den Finnischen Meerbusen. Im Juni huldigten Stadt und Adel der Krone Schweden, während die Russen das östliche Esthland mit Narwa und das Stift Dorpat festhielten.

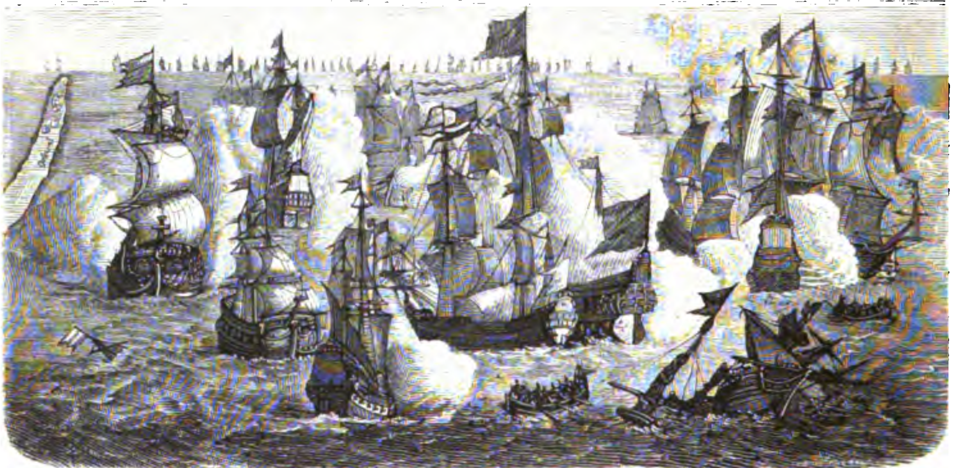
Aehnliches geschah im Süden. Schon 1559 hatte Gotthard Kettler ein Schutzbündniß mit Polen geschlossen. Indeß leistete der König Sigismund mit treuloser Berechnung nicht die versprochene Hülfe, bis die wachsende Noth den Ordensmeister zwang, sich gänzlich ihm in die Arme zu werfen. Am 28. November 1561 schloß er zu Wilna den Vertrag, nach welchem er Kurland und Semgallen als erbliches Herzogthum zu Lehn von der Krone Polen nahm, Livland aber an Polen abtrat. Am 5. März 1562 übergab er dem Fürsten Radziwill Kreuz und Mantel sammt den Schlüsseln des Ordensschlosses zu Riga, leistete den Lehnseid und wurde zum Herzog von Kurland und Semgallen ausgerufen. Dem unterworfenen Livland sicherte Sigismund feierlich die Aufrechterhaltung seiner Verfassung und des Augsburgischen Bekenntnisses zu. Was ein Menschenalter zuvor (1525) die Einheit und Selbständigkeit Livlands vielleicht noch hätte retten können, seine Umwandlung in ein weltliches Fürstenthum, das riß jetzt das Land in Fetzen und brachte es unter die Herrschaft der Fremden. Das Deutsche Reich aber sah dem Verluste der fernen Kolonie in träger Gleichgiltigkeit zu.



Erich XIV. von Schweden.

Der schwedisch-dänische Krieg 1563 bis 1570. Doch von den Mächten, die sich in Livland theilten, begehrte eine jede das Ganze für sich. Zumal Dänemark sah mit Eifersucht nach dem aufstrebenden Schweden hinüber und trat in Bund mit Polen, so daß es schon 1563 zum Bruche kam. Andererseits lehnte sich Schweden an Rußland und schloß im September 1564 mit ihm ein Bündniß. Eine Vermittlung, die der Kaiser mit Sachsen, Hessen und Brandenburg auf dem Tage von Rostock versuchte, blieb ergebnißlos, und das Reich als solches ganz unthätig. Nur die Hansa, besonders Lübeck, suchte deutsches Interesse zu wahren. Ihre Parteistellung konnte nicht zweifelhaft sein. Ihren Gesandten, die ihn bei seiner Krönung in Upsala (Juni 1561) begrüßten, hatte Erich XIV. rundweg die erbetene Bestätigung der alten Privilegien geweigert, nur für Lübeck, Hamburg, Danzig und Rostock wollte er zollfreien Handel gewähren und auch dies nur als Gnade und gegen Gleichstellung der schwedischen Kaufleute in den Hansastädten. Damit waren die Hanseaten nicht zufrieden, und als nun vollends der König ihnen den Verkehr mit Narwa verbot, um Revals Vorrecht zu sichern, sogar lübische Schiffe aufbrachte, da stellte sich Lübeck entschlossen auf Dänemarks Seite, obwol dies soeben den Sundzoll erhöht hatte (1563), doch allein, ohne Unterstützung von den Schwesterstädten zu finden. Mit den Dänen vereinigt, fochten die deutschen Schiffe mit wechselndem Erfolge auf der Ostsee. Im Jahre 1564 besiegten sie unter dem dänischen Admiral Peter Skramm zwischen Oeland und Gothland die Schweden und beschossen Reval, ein zweites Geschwader erlitt dagegen in mehrtägigem Gefecht bei Rügen eine Niederlage; ein drittes Zusammentreffen im Jahre 1566 blieb ohne Entscheidung, dagegen gingen in einem furchtbaren Sturme gleich darauf bei Gothland zehn dänische und drei lübische Schiffe mit 9000 Mann zu Grunde.

Nachhaltiger blieb das Glück zu Lande den Dänen treu. Zwar brachen Anfangs die Schweden verwüstend in Blekingen und Norwegen ein, besetzten vorübergehend sogar Throndhjem (Drontheim), später aber siegten die Dänen in Halland auf der Falkenberger Heide und bei Svaterå (Oktober 1565). Auch der Gang der allgemeinen europäischen Verhältnisse war den Schweden nicht günstig. In Deutschland war eben damals die Grumbach'sche Fehde im Gange, die abermals Ernestiner und Albertiner, Reichsritter und Fürstengewalt wider einander in Waffen brachte. Da Kurfürst August von Sachsen als Gemahl der dänischen Prinzessin Anna, Tochter Christian's III. (seit 1548), in den nordischen Händeln zu Dänemark neigte, so knüpfte Erich XIV. mit den Ernestinern und anderen Reichsfürsten an, hoffte zugleich auf die Bedrängniß, in welche die Habsburger und ihre Partei, zu welcher Kursachsen in erster Linie gehörte, durch den Türkeneinfall in Ungarn 1566 gerathen würden. Allein dieser scheiterte vor Sziget (s. S. 389), und die Ernestiner wurden durch die Einnahme Gotha's (April 1567) völlig überwältigt. In demselben Augenblicke nahm im Westen die spanische Politik einen entscheidenden Anlauf: König Philipp II. beschloß, Alba nach den Niederlanden zu senden.



Die lübisch-dänische Flotte gegen die Schweden.

König Erich's Sturz und Tod. Kurz darauf brach Erich's XIV. Gewalt in Schweden selbst zusammen. Unter dem Einflusse seines bösen Dämons, Göran Persson, „königlicher Majestät Prokurator“, war der König mit steigendem Mißtrauen gegen seinen Bruder Johann von Finnland erfüllt worden. Ueberzeugt, daß sein Bruder als Gemahl Katharina's, der Tochter Sigismund's II. von Polen, dem Katholizismus zuneigte und mit Polen in gefährlicher Verbindung stehe, forderte er Johann vor sich und ließ ihn, als er nicht gehorchte, zu Åbo festnehmen (12. August 1563) und mit seiner Gemahlin nach Schloß Gripsholm am Mälarsee in Gewahrsam bringen. Das hätte indeß seine Gewalt nicht erschüttert. Indem er aber statt einer fürstlichen Braut die schöne und liebenswürdige Karin (Katharina) Månsdotter, eine schlichte Bürgerstochter von Stockholm, zu seiner Gemahlin erhob, verletzte er tödlich den Stolz des schwedischen Adels, und da zugleich sein Mißtrauen immer krankhafter sich steigerte, seine Maßregeln immer willkürlicher wurden, so griff auch auf der andern Seite eine Aufregung um sich, die wieder auf das Gemüth des Königs verdüsternd zurückwirkte. Von finsterem Argwohn ergriffen, trieb er ruhelos umher, ließ Svante Sture mit seinem Sohn Nils und einigen Anderen als Verschwörer nach dem festen Schloß von Upsala bringen.

In einem Anfalle von Wahnsinn stieß er hier mit eigener Hand Nils Sture nieder, befahl dann auch die übrigen Gefangenen umzubringen und sah selbst seinen Lehrer, den französischen Calvinisten Dionysius Beureus, welcher dem Erregten begütigend zusprach, unter den Speeren seiner Trabanten fallen (24. Mai 1567). Erst Karin vermochte den verstörten Sinn des Königs zu besänftigen. Nun faßte ihn tiefe Reue, kniefällig bat er die Familien der Ermordeten um Verzeihung; ja er versöhnte sich mit seinem Bruder Johann, indem er ihn aus dem Gefängniß entließ (Oktober 1567). Als er nun aber die Bürgerstochter Karin als Königin feierlich krönen ließ (Juli 1568) und ihre Kinder als erbberechtigt anerkannte, da fehlten seine Brüder beim Fest und vereinigten sich mit unzufriedenen Edelleuten „gegen des Königs und des Prokurators Göran Persson tyrannisches Regiment". Rasch von allen Seiten verstärkt, rückten die Aufständischen gegen Stockholm vor. Erich zeigte sich in diesem entscheidenden Augenblicke unentschlossen, zuletzt entlud sich seine Wuth gegen den bisherigen Günstling, er ließ ihn tödten. Kurz darauf fiel Stockholm durch Verrath in Johann's Hände (29. Sept. 1568). Der Sieger ließ den königlichen Bruder, in welchem er seinen „bittersten Feind" haßte, zunächst in Stockholm gefangen setzen.



Friedenskongreß von Stettin 1570.

Am 1. Januar 1569 sprach dann der Reichstag Erich's XIV. Entsetzung aus, verurtheilte ihn zu lebenslänglichem Gefängniß und entzog ebenfalls seinen Kindern das Erbrecht. Die gemeine Rachsucht Johann's begnügte jedoch sich damit noch nicht. Er übergab den Entthronten persönlichen Feinden zur Bewachung, die ihn mißhandelten und quälten, trennte ihn von Karin und seinen Kindern, an denen er mit zärtlicher Liebe hing, ließ ihm die Laute, Pinsel und Farben wegnehmen, „damit ihm die Tage länger würden". Von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt (anderthalb Jahre lang saß er in demselben runden Thurme des Schlosses Gripsholm, wo er einst Johann hatte festhalten lassen) und wie ein gemeiner Verbrecher mit Ketten beladen, starb Erich endlich auf Befehl des Königs und des Reichsraths an Gift im Schlosse Oerbyhus bei Upsala am 25. Februar 1577. Im Dome von Westerås liegt er bestattet.

Der Friede von Stettin. Sein Nachfolger Johann III. (1569—1591) gab sehr schnell der ganzen Politik Schwedens eine völlig veränderte Richtung. Seine persönlichen Beziehungen zu Polen, seine Hinneigung zum Katholizismus und die ehrgeizigen Hoffnungen, die er an das bevorstehende Aussterben des Jagellonenstammes knüpfte, trieben ihn zum Frieden mit dem großen Slavenstaate und also auch mit Dänemark. Nach langen Verhandlungen kam derselbe zu Stettin im Dezember 1570 zu Stande. Schweden gab Livland auf und ließ alle

Ansprüche auf norwegische Landschaften und dänische Besitzungen in Südschweden fahren, während Dänemark seinen alten Rechten auf die schwedische Krone entsagte. Lübeck erhielt freie Fahrt nach Narwa, Reval und Wiborg und die Zusicherung einer Zahlung von 75,000 Thalern, nicht aber die Erneuerung seiner und der Hansa schwedischen Privilegien, geringe und unsichere Vortheile, welche mit den schweren Kriegskosten in keinem Verhältniß standen.

Russisch-polnischer Krieg um Livland. Der Friede von Stettin beendete keineswegs den Kampf um Livland, beschränkte ihn nur auf Polen und Rußland. Dabei waren die Russen im Ganzen bisher glücklich gewesen. Mit der Eroberung von Polock im Jahre 1563 öffneten sie sich den Weg nach Riga, und obwol Polen dann im Jahre 1566 den Frieden auf Grund des derzeitigen Besitzstandes anbot, so wies Iwan IV. dies doch ab, gestützt auch auf die Zustimmung des „Landraths“ (Semsky Ssobor), zu dem er damals Geistliche, Dworjane, Bojaren, Kaufleute u. A., berufen hatte. Ja, Prinz Magnus von Holstein, Bischof von Hapsal und Pilten und vermählt mit einer Nichte Iwan's, träumte davon, unter russischem Schutz als „König“ ganz Livland vereinigen zu können.

Ende der Jagellonen in Polen. Eine ungünstige Wendung nahm der Kampf erst nach dem Aussterben der Jagellonen in Polen, mit Sigismund's II. Tode (7. Juli 1572). Damit vollendete sich in Polen die unbeschränkte Adelsherrschaft. Der Konvokationsreichstag vom Januar 1573 in Warschau stellte die Bedingungen fest, die jeder König vor seiner Regierung beschwören sollte (Pacta conventa). Danach führte während des Zwischenreichs der Erzbischof-Primas die Regierung, er berief den Reichstag, welchem die näheren Anordnungen betreffs der Königswahl oblagen und zu dem jeder Edelmann Zutritt haben sollte. Ohne Einwilligung der Stände durfte der König weder Steuern erheben noch über Krieg und Frieden beschließen. Zugleich nahm der Reichstag die volle Religionsfreiheit aller Bekenntnisse (pax dissidentium) unter die polnischen Grundrechte auf, damit die Gleichheit unter den Gliedern der „Nation“ nicht durch kirchliche Bevorrechtung verletzt werde. Sollte ein König diese Bedingungen nicht halten, dann war die Nation ihrer Treue gegen ihn entbunden.

Um diese also verstümmelte Krone bewarben sich gleichwol Johann III. von Schweden, Iwan IV. von Rußland, Ernst von Oesterreich und Heinrich von Anjou, Karl's IX. Bruder. Da aber gegen die ersten Beiden die mächtige katholische Geistlichkeit eifrig Partei ergriff und gegen den Moskowiter obendrein altererbte Feindschaft sprach, Maximilian II. aber gewaltthätigen Zwang für seinen Sohn verschmähte, so entschied sich der Wahlreichstag für den Franzosen (Mai 1573). Doch dieser, erst Ende 1573 in Polen angekommen, verließ auf die Nachricht vom Tode seines Bruders (30. Mai 1574) bereits im Juni Krakau, ohne auch nur den polnischen Behörden seine Abreise anzuzeigen, und da die ihm für die Wiederkehr gesetzte Frist verstrich, so wurde schon im Oktober 1574 der polnische Thron für erledigt erklärt und der Wahlkampf begann aufs Neue. Dabei trug über den Habsburger Maximilian II., den der Senat auf den Thron erheben wollte und wirklich ausrufen ließ, schließlich der Wojewode von Siebenbürgen, der treffliche Stephan Bathory, ein Protestant, den Sieg davon (Dezember 1575—1587). Für ihn sprach besonders der Umstand, daß ihm Sigismund's III. Tochter Anna zur Gemahlin bestimmt war, und sein Bekenntniß konnte für den gutentheils protestantischen Adel Polens nur eine Empfehlung sein. So fand er überall willige Anerkennung und wurde am 1. Mai 1576 in Krakau gekrönt; nur Danzig mußte zur Huldigung gezwungen werden.

Ende des Krieges um Livland. Unter seiner Führung nahm der Krieg mit Rußland den glücklichsten Verlauf, zumal jetzt Schweden, mit dem Zaren über Esthland in Streit gerathen — zweimal belagerten die Russen Reval — sich ihm anschloß. Mit den Schweden verbündet, siegten die Polen am 21. Oktober 1578 bei Wenden in Livland, und während der schwedische Feldherr Pontius de la Gardie die Russen aus Livland und Ingermanland hinausschlug, eroberte König Stephan selbst nach langem Kampfe Polock. Im nächsten Jahre (1580) drang der polnische Großkronfeldherr, Johann Zamojski, unter unsäglichen Strapazen durch Wald und Sumpf an die obere Düna vor, nahm Welisch und mit dem König vereint im September Welikije-Luki, den „Schlüssel Rußlands“. Dagegen scheiterte der Angriff des Königs auf Pskow an der tapfern Vertheidigung Iwan Schujskij's (seit August 1581).

Aber die Kräfte Rußlands waren erschöpft. Auf Bitten Iwan's übernahm der Papst die Vermittlung und sandte den gewandten Jesuiten Antonio Possevino, den Beichtvater Johann's von Schweden (s. unten), als Unterhändler ins polnische Lager. Obwol König Stephan Anfangs seine Anerbietungen als ungenügend abwies, so litt doch das polnische Heer derart unter Kälte und Hunger, daß er schließlich am 6. Januar 1582 in einen zehnjährigen Frieden willigte. Die Russen räumten ganz Livland, auch Dorpat, nur die eigentlich russischen Städte, wie Welikije-Luki u. a., erhielten sie zurück.

Im Jahre darauf kam auch zwischen Schweden und Rußland ein dreijähriger Waffenstillstand zum Abschluß (August 1583), auch hier zu Rußlands Nachtheil. Es verzichtete auf Esthland und auf Iwangorod mit Narwa, Jamburg und Koporje in Ingermanland. Damit war es vollständig ausgeschlossen von der Baltischen See, der große Plan, in die Reihe der Ostseestaaten einzutreten, war mißlungen, und die eben damals begonnene Eroberung Sibiriens (seit 1580) konnte das gewiß nicht ersetzen. Unter dem Eindruck einer schweren Niederlage starb Iwan IV. (1584); da er nur einen schwachsinnigen Knaben hinterließ, so drohte dem Reiche neue Zerrüttung.



Königsgemach im Schlosse zu Kalmar.

Schweden und Polen unter Johann III. und Sigismund.

Schon der letzte Theil des polnisch-russischen Krieges hatte Schweden und Polen in enger Verbindung gezeigt; doch an die Stelle dieser vorübergehenden Vereinigung sollte nach dem Sinne der leitenden Männer bald eine dauernde treten, beide Staaten sollten unter dem Banne des Katholizismus zu einer gewaltigen Macht zusammenwachsen. Setzte doch um diese Zeit thatkräftiger als je zuvor die katholische Reaktionspolitik im Westeuropa ein: in den Niederlanden war Parma im raschen Fortschreiten, in England wuchs die jesuitische Agitation, in Frankreich begann die „heilige Ligue" sich zu bilden. In dieser Lage unternahm es Johann von Schweden, das Werk seines Vaters zu zerstören und zugleich mit der katholischen Kirche die ständisch beschränkte Monarchie in Anlehnung an Polen aufzurichten.

Katholische Reaktion in Schweden. Ohne Widerstand von Seiten des altersschwachen Bischofs von Stockholm, befahl er die Einführung einer neuen gottesdienstlichen Ordnung (Liturgie), die der römischen nachgebildet war (das sogen. „rothe Buch"). Bald erschienen dann gewandte Jesuiten an seinem Hofe, zuerst 1578 Antonio Possevino, der sein Beichtvater wurde,

dann rasch mehrere Andere. Mit ihnen besetzte der König zum Theil die Lehrstühle der nach Stockholm verlegten Universität. Zudem wurden junge Schweden zur katholischen Erziehung ins Ausland geschickt, in den schwedischen Schulen der lutherische Katechismus abgeschafft, eine Auslegung des kanonischen Rechts für die schwedische Kirche verfaßt. Schon 1579 dachte der König daran, einen Katholiken zum Erzbischof von Upsala zu erheben.

Da wird sein politischer Anschluß an Polen freilich erklärlich, erklärlich auch das Bestreben, seinem und der Jagellonin Katharina Sohn, Johann Sigismund, dem Enkel Sigismund's III. (geb. 20. Juni 1566), die Krone Polens zu verschaffen, als Stephan Bathory's Regierung unter heftigen Kämpfen zu Ende ging.

Johann Sigismund König von Polen. Es war ganz natürlich, daß ein so tüchtiger selbstbewußter Fürst wie Stephan Báthory die heillose polnische Verfassung im Sinne der Erblichkeit des Königthums umzugestalten versuchte. Dabei unterstützte ihn kräftig sein Kronfeldherr und Kanzler Johann Zamojski, der Gemahl einer Nichte des Königs. Ihm entgegen stand, zum Theil aus ganz persönlichen Gründen, die Partei des ehrsüchtigen Zborowski, welcher an seiner Erhebung ein Hauptantheil gebührte.

Nach König Stephan's Tode (12. Dezember 1586) setzte sich diese Parteiung natürlich fort gegenüber der Frage der Königswahl. Die Zborowski's, welche im Konvokationsreichstage das Uebergewicht behaupteten, waren für Erzherzog Maximilian von Oesterreich, den Sohn Kaiser Maximilian's II., Zamojski, unterstützt von der Königin-Wittwe Anna und der hohen Geistlichkeit, für den Jagellonenenkel Sigismund von Schweden, von dem die Bischöfe ein entschiedenes Eintreten für die katholische Reaktion erwarteten. So nahm der Wahlreichstag in Warschau einen überaus stürmischen Verlauf, Gewaltthaten und Ränke kreuzten einander und eine Vereinbarung mißlang. Denn die Zamojski'sche Partei entschied sich für Sigismund und rief ihn am 19. August 1587 zum Könige von Polen aus, die Zborowski's hielten an Maximilian fest. In der That versuchte dieser mit Waffengewalt die polnische Krone zu erstreiten, er wurde indeß vor Krakau von Zamojski geschlagen (23. November); Johann Sigismund landete in Danzig, unterzeichnete die Pacta conventa und wurde nach feierlichem Einzug zu Warschau am 28. Dezember 1587 gekrönt. Ein zweiter Versuch des Erzherzogs endete sogar mit seiner Gefangennahme bei Pischen (Bicse) an der schlesischen Grenze (28. Januar 1588). Doch vermittelte der Botschafter Papst Sixtus' V., Kardinal Aldobrandini, den Frieden von Beuthen, durch welchen Maximilian gegen Verzicht auf die polnische Krone seine Freiheit erhielt (März 1589). Ein besseres Verhältniß zu Habsburg bahnte es dann an, daß Sigismund mit der Erzherzogin Anna, der Schwester Ferdinand's (II.) von Steiermark, sich vermählte.

Schwedisch-polnische Union. Mit seiner Thronbesteigung in Polen näherte sich die „Union“ zwischen Schweden und Polen rasch ihrer Verwirklichung. Die „Kalmarischen Statuten“, von Erich Sparre ausgearbeitet, setzten das künftige Verhältniß beider Reiche fest. Beide, unter einem katholischen König vereinigt, verbündeten sich nun zu Schutz und Trutz gegen Rußland; zur Wahrung der Selbständigkeit Schwedens erhielt indeß der schwedische Reichstag das Recht, Beschlüsse des Königs, die dieser in Polen fassen werde, zu bestätigen und über Krieg, Frieden und Bündniß zu entscheiden. Dazu bildete König Johann durch die Konstitution von Wädstena ein adeliges Kollegium von sieben Reichsräthen, welches in Abwesenheit des Königs die Regierung führen sollte und von Gustav Adolf mit dem der deutschen Kurfürsten verglichen worden ist. Damit war die ständische Monarchie in Schweden gegründet, die Wahlmonarchie wenigstens angebahnt. Eine der polnischen ähnliche Verfassung war das Ziel des hohen schwedischen Adels. In Polen aber hoffte man auf die baldige Erwerbung der schwedischen Striche Livlands und womöglich auch Esthlands, zu deren Abtretung sich Sigismund verpflichtet hatte.

Johann's III. Tod (19. November 1592), brachte die Union zur Ausführung, Johann Sigismund folgte vertragsmäßig dem Vater in Schweden. Die Blicke Europa's richteten sich nach dem Norden. Im Westen war mit dem Jahre 1588 die Entscheidung gefallen, die

spanische Macht in ihren Grundfesten erschüttert, Heinrich IV. von Frankreich unbezwungen. Vielleicht konnte da ein neuer Umschwung im fernen Osten beginnen. Schon sah man zu Rom in Polen das Spanien, in Sigismund den Philipp II. des Nordens. Nicht blos die Unabhängigkeit, die monarchische Einheit und der Protestantismus Schwedens stand auf dem Spiele, die ganze Zukunft Europa's konnte von dort aus leicht eine andere Gestalt erhalten.

Da trat an die Spitze der national-protestantischen Partei der herrische, thatkräftige und kühl berechnende Karl (IX.) von Südermanland, Johann's III. Bruder, gestützt auf die Masse des schwedischen Volkes gegenüber der Selbstsucht des schwedischen Adels. Der Reichstag von Upsala erhob ihn zum Reichsverweser für den abwesenden König, die eben dort gehaltene Kirchenversammlung hob die katholisirenden Einrichtungen Johann's auf und verkündete die lutherische Kirche als die Staatskirche Schwedens (im Frühjahr 1593). Nun kam Sigismund wirklich mit einigen Jesuiten und sogar einem päpstlichen Legaten im Gefolge am 30. September von Polen herüber, wurde nach langen, peinlichen Verhandlungen am 15. Februar 1594 im Dom zu Upsala feierlich gekrönt und beschwor die Upsalabeschlüsse. Aber nicht, um sie zu halten. Den Katholiken Erich Brahe machte er zum Statthalter in Stockholm, Clas Flemming zum Gouverneur von Finnland, auch katholische Kirchen und Schulen errichtete er nach wie vor, und so ließ er die größte Verstimmung und Verwirrung hinter sich zurück, als er im Juli 1594 nach Polen heimkehrte.


Sigismund III., König von Polen und Schweden (1566—1632).

Auflösung der schwedisch-polnischen Union. Für Schweden lag die Rettung nur im Bruche der unheilvollen Union. Den ersten Schritt in dieser Richtung that Karl (IX.), indem er dem unentschiedenen Kriege, der im Jahre 1586 abermals mit Rußland ausgebrochen war (s. S. 635), durch den „ewigen Frieden" von Tjawsin (Teusin) ein Ziel setzte (18. Mai 1595), im Widerspruch zu den Kalmarischen Statuten. Weiter trieb die rücksichtslose Art, mit welcher Johann Sigismund verfuhr. Gegen die Statuten erhielten einzelne hohe Beamte, wie die Statthalter von Stockholm und Finnland, von ihm die strenge Weisung, nur seinen unmittelbaren Befehlen zu gehorchen, so daß das Ansehen der schwedischen Landesregierung aufs Schwerste gefährdet worden war. Dem gegenüber versprachen die Stände, Bürger und Bauern voran, auf dem Reichstage von Söderköping (Michaelis 1595), dem Herzog Karl in Allem zu gehorchen, was dem Vaterlande fromme, und gaben ihm den Titel „Gubernator". Als dann ein Theil des Adels ihm Schwierigkeiten machte, weil Vielen der ferne König bequemer war als das straffe Regiment des heimischen Gubernators, drohte Karl mit seinem Rücktritt, wenn ihm seine Stellung nicht besser befestigt werde, und erlangte wirklich dadurch auf dem Reichstage zu Arboga (März 1597), auf dem der Adel nur schwach vertreten war, den Beschluß, daß Jeder, welcher sich den Bestimmungen von Söderköping widersetzte, als Reichsfeind erachtet werden solle. Dem König blieb die Ausübung seiner Rechte vorbehalten, aber nur, falls er nach Schweden komme. Es war die verhüllte Lossagung von der Union.

Bald kam der offene Bruch. In Finnland erhoben die schwedischen Bauern den „Knittelkrieg" gegen Flemming's Bedrückung und also König Sigismund's Anhänger. Da schlug auch Herzog Karl los, nahm Kalmar und Elfsborg weg und ging dann nach Finnland hinüber,

dessen größter Theil ihm jubelnd zufiel. Jetzt erst entschloß sich Sigismund zum bewaffneten Einschreiten. Mit nur 5000 Mann, aber großem Hofstaat landete er von Danzig her bei Kalmar, das sich ihm öffnete. Auf diese Nachricht kehrte der Herzog Karl aus Finnland zurück, und indem nun der König gegen Stockholm vorrückte, kam es nach vergeblichen Unterhandlungen in der Nähe von Linköping bei Stångebro zur Schlacht (25. September 1598). Völlig geschlagen, willigte er schon am nächsten Tage in den Vertrag von Linköping, welcher ihn verpflichtete, die polnischen Truppen zu entlassen und die Entscheidung eines neuen Reichstages anzunehmen. Indeß war er nicht gesonnen, ihn zu halten, ging vielmehr wieder nach Polen hinüber, und kam eben so wenig der im Juli 1599 an ihn erlassenen Aufforderung des schwedischen Reichstages nach, seinen Sohn Wladislaw zur evangelischen Erziehung nach Schweden zu senden. Gleichzeitig erklärte der Reichstag den Herzog Karl zum „regierenden Erbfürsten“ von Schweden.

Darüber brach denn abermals der Krieg mit Sigismund aus, dem doch der Reichstag zu Warschau jede Unterstützung weigerte und Spanien nur dann zu helfen versprach, wenn er ihm Danzig öffne. Karl erstürmte Kalmar, dann Wiborg und Abo in Finnland; die hier und bei Stångebro gefangenen schwedischen Edelleute ließ er zum großen Theil als Hochverräther enthaupten. Im September 1600 eröffnete er von Esthland aus persönlich den Kampf. Binnen wenigen Monaten verjagte er die Polen aus den wichtigsten livländischen Plätzen, namentlich aus Dorpat, und knüpfte mit dem deutschen Adel Livlands Verhandlungen an. Da die Polen wieder Fortschritte machten, so führten diese nicht zum Ziel, wol aber kam in Schweden die Thronfrage zum Abschluß.

Karl IX. König von Schweden (1604—1611). Am 22. März 1604 erkannte der schwedische Reichstag in Norrköping Karl IX. als König von Schweden an. Die Krone sollte erblich sein in seinem Geschlechte und zwar auch in der weiblichen Linie, aber der König mußte dem lutherischen Bekenntniß angehören und sich auf die Grundrechte verpflichten, und durfte nicht zugleich die Krone eines fremden Landes tragen. Kurz darauf, am 7. Juli 1604, kündigten die Stände dem König Sigismund förmlich den Gehorsam auf und erklärten, sich seinen Bemühungen, das Reich wiederzugewinnen, mit allen Kräften widersetzen zu wollen. Das unabhängige, monarchische und protestantische Schweden war durch diese Abwendung von Sigismund zum zweiten Male gegründet.

Katholische Reaktion in Polen. Je unsicherer die Hoffnung auf eine Katholisirung Schwedens sich gestaltete, desto vollständiger suchte die römische Kirche Polen-Lithauen sich zu unterwerfen. Schon unter Stephan Bathory zeigten sich hier die Anfänge der katholischen Reaktion. Hatte Anfangs der König das gute Wort gesprochen: „Ich bin König der Völker, nicht der Gewissen“, so ließ er sich später von dem Jesuiten Solikowski zum Katholizismus bekehren und begann, die Aemter nur mit Katholiken zu besetzen, wovon wieder die Zusammensetzung des Senates abhängig war. In Rom hegte man bereits die schönsten Hoffnungen. Wenngleich nun sein Tod diese Erwartungen vereitelte, so gingen sie doch unter dem „Jesuitenkönig“ Johann Sigismund vollständig in Erfüllung. Seit Stanislaw Hosius ihnen zu Braunsberg in Ermland das erste Kollegium errichtet hatte, breiteten sich die Väter der Gesellschaft Jesu mit reißender Schnelligkeit über ganz Polen und Lithauen aus. In Posen, Krakau, Grodno, Pultusk, Thorn u. s. f. begründeten sie ihre Kollegien, in Wilna schon 1570 eine Universität; bald bekamen sie die Erziehung der jungen Adeligen vollkommen in ihre Hand, nisteten sich als Beichtväter am Hofe wie in den Schlössern der Magnaten ein. Gelockt von äußeren Vortheilen und gefangen durch die bequeme Moral der Jesuiten, fiel so binnen wenigen Jahrzehnten beinahe der gesammte Adel Polens zur katholischen Kirche zurück. Selbst die russischen Geschlechter griechischen Glaubens in Lithauen entsagten in Masse dem Bekenntniß ihrer Väter und nahmen jetzt mit dem Katholizismus auch polnische Sitte und Sprache an, während die Drohung, sie vom Senate auszuschließen, auch die meisten griechischen Bischöfe Lithauens zur Anerkennung der Union (von Ferrara 1437), d. h. zur Unterwerfung unter

Rom trieb (1595). Die Verdrängung der „Dissidenten", d. h. der Protestanten und Griechisch-katholischen, aus der Landbotenkammer war der erste folgenschwere Schritt zur politischen Entrechtung der Andersgläubigen, zur unbedingten Alleinherrschaft des unduldsamen katholischen Adels im polnisch-lithauischen Staate.

Seitdem beherrschte den leitenden Stand der Geist finsterer Unduldsamkeit und schnöder Rechtsverachtung in Verbindung mit schroffstem adeligen und nationalen Hochmuth, unverträglich mit Allem, was nicht katholisch, adelig und polnisch war. In Menge wurden die Pfarrkirchen den Protestanten entrissen, oft durch ein sogenanntes gerichtliches Urtheil, doch wo es nicht anders ging, mit offener Gewalt. So verwüsteten im Jahre 1603 die Jesuitenschüler die evangelische Kirche in Posen, 1603 die in Krakau, 1611 die zu Wilna, 1616 demolirten sie die böhmische Kirche in Posen und verbrannten die lutherische. Ueberall verband sich dabei mit kirchlichem Fanatismus der Haß der Polen und Edelleute gegen das deutsche Bürgerthum. Nur da, wo der Adel protestantisch blieb, erhielten sich evangelische Gemeinden.

Vor Allem im deutsch-protestantischen Livland waltete die ärgste politische und kirchliche Willkürherrschaft. Gegen den feierlich beschworenen Vertrag von 1561 (s. S. 631) wurde das Land unter polnische Wojewoden und Kastellane gestellt, zwei Drittel der Landesämter mit Polen und Lithauern besetzt, das Amt des „Ritterschaftshauptmanns", das einzige, das den Adel der verschiedenen Gebietstheile zusammenhielt, im Jahre 1599 aufgehoben. Die Güter, deren Besitzer dem langen Kriege zum Opfer gefallen oder in russische Gefangenschaft gerathen waren, erhielten polnische Herren. Zugleich begann in rücksichtslosester Weise die kirchliche Reaktion. Dem ganz protestantischen Lande drängte man katholische Bischöfe, den protestantischen Landgemeinden katholische Pfarrer auf, zu denen hier und da wol polnische Söldner die Bauern in die Kirche jagten. In jeder Stadt wurde den Jesuiten eine Kirche eingeräumt, so in Riga, Dorpat, Wenden. War es da ein Wunder, wenn der deutsche Adel Livlands bei dem stamm- und glaubensverwandten Schweden Rettung suchte (s. S. 638)?

Ein ähnlicher Druck sollte auf die Kosakenrepubliken am Dnjepr gelegt werden. Stephan Bathory hatte den Kosaken um Kiew die Bewachung dieses „Grenzlandes" (seitdem Ukraine) gegen Tataren und Russen anvertraut und 20 Reiterregimenter zu 2000 Mann aus den jüngeren gebildet, eine sehr werthvolle Verstärkung der polnischen Heeresmacht. Zu gleicher Zeit begannen jedoch auch die Versuche, die griechisch-katholischen Kosaken der „Union", d. h. Rom, zu unterwerfen und ihre alte Freiheit zu vernichten. Schon 1578 brachten die Jesuiten einen der Union geneigten Prälaten nach Kiew. Dann benutzte man 1590 türkische Klagen über Raubzüge der Kosaken, um ihre ganze Verfassung gänzlich umzuwerfen. Der polnische Großkronfeldherr sollte an ihre Spitze treten, alle ihre Vorsteher ernennen, und zwar aus dem Adel, welcher erst gebildet werden mußte; Flüchtlinge sollten sie nicht mehr aufnehmen dürfen. Zugleich nahmen auf zwei Synoden zu Brzesc in Lithauen die Bischöfe der Ukraine die Union an; den Beitritt der Gemeinden hoffte man erzwingen zu können. Zu diesem Zwecke rückte der Kronfeldherr Stanislaw Chodkiewicz mit starkem Heere in der Ukraine ein, schlug ihren Hetmann Naliwajko, nahm ihn gefangen und schickte ihn zu martervoller Hinrichtung nach Warschau. Doch nur die ukrainischen Kosaken fügten sich, die Saporoger blieben unerreichbar, das Unterjochungswerk also unvollendet.

Polen selbst war durch die Jesuiten wirklich der katholischen Kirche wiedergewonnen, zum Spanien des Nordens bestimmt. Diese Aufgabe zu lösen stürzte es sich in den Kampf mit dem protestantischen Schweden und dem griechisch-katholischen Rußland. Es versuchte beide seiner Uebermacht und der Alleinherrschaft des Katholizismus zu unterwerfen und so im Norden und Osten Europa's eine polnisch-katholische Herrschaft aufzurichten, wie im Westen und Süden Philipp II. das spanisch-katholische Weltreich. In diesen Kämpfen, deren Ziele mit den wahren Interessen Polens nichts zu thun hatten, unterlag es ebenso wie Spanien, indem es zugleich seine Kräfte nutzlos verbrauchte.



Palmsonntag in Rußland.

Der Kampf um Rußland.

Nach Jwan's IV. Tode bestieg sein älterer Sohn **Feodor** (d. i. Theodor) den Thron Rußlands, während der jüngere Dimitri (Demetrius), noch ein Knabe, mit seiner Mutter, der Tatarin Maria Nagoj, die Stadt Uglitsch mit Gebiet (an der obern Wolga) angewiesen erhielt. Da Feodor körperlich und geistig ein elender Schwächling war und seine Zeit fast nur mit rohen Possen oder kirchlichen Aeußerlichkeiten hinzubringen pflegte, so übernahm zunächst ein Regentschaftsrath von fünf Bojaren die Leitung der Geschäfte. Den Krieg mit Schweden beendete derselbe mit dem Frieden von Tjawsin (s. S. 637); gegen die das arme Land verwüstenden Einfälle der Krimtataren sicherte er das Reich durch eine Verschanzungslinie von Brjansk an der Desna bis Murom an der Oka.

Feodor und Boris Godunow. Doch wichtiger als diese auswärtigen Beziehungen wurden bald die Kämpfe im Schoße des Hofes. Im Bojarenrath ragte vor den Anderen **Boris Feodorowitsch Godunow** hervor, ein Mann von tatarischer Abkunft, durch seine Schwester Irinija (Irene) Schwager des Zaren, und den Genossen überlegen durch Thatkraft wie gewissenlose Schlauheit. Indem er unter hier gleichgiltigen Vorwänden die bedeutendsten seiner Nebenbuhler durch Verbannung oder Hinrichtung beseitigte — nur der Fürst Wassilij Schujskij behauptete sich durch würdelose Unterwürfigkeit — schwang er sich zunächst zum thatsächlichen Mitregenten Feodor's auf und bahnte sich dann den Weg zum Throne durch die auf seinen Befehl heimlich vollzogene Ermordung Dimitri's zu Uglitsch (15. Mai 1591), während er Jwan's IV. Nichte Maria, die Wittwe des Prinzen Magnus von Holstein (siehe S. 634), ins Kloster schickte. Die russische Kirche gewann er, indem er mit Zustimmung der allgemeinen griechischen Kirchenversammlung den Metropoliten von Moskau zum Patriarchen erhob, ihn also denen von Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem gleichstellen ließ (1588). Um sich außerdem die Zustimmung der Bojaren zu sichern, verhing er über

die Bauern die längst vorbereitete Leibeigenschaft, machte sie durch Aufhebung der schon sehr beschränkten Freizügigkeit zu „Gefesselten" (Krjepostnye), ohne ihnen doch ein Recht an der Scholle Landes, an die sie nunmehr gebunden waren, zu verleihen (1592). Das hat auf Jahrhunderte hinaus die innere Entwicklung Rußlands bestimmt.

Boris Godunow als Zar. Als nun Feodor, der letzte männliche Sproß des Hauses Rurik, 1598 starb, nachdem er wider allen Brauch seine Wittwe Irene, Godunow's Schwester, zur Nachfolgerin ernannt hatte, spielte dieser mit ihr eine wohlvorbereitete Komödie ab, die ihn Dank der Unselbständigkeit des Volkes ohne viel Mühe zum Ziele führte. Irene entsagte der Krone, nahm den Schleier und übergab die Regierung dem Patriarchen und den Bojaren, bis der „Landrath" die Nachfolge regeln werde. Dessen und des Volkes demüthigen Bitten gab endlich Godunow nach, nahm die Krone (21. Febr. 1598) und ließ sich mit größter Pracht in Moskau krönen. Wenn er auch die Herrschaft mit sehr unlauteren Mitteln errungen hatte und den Bojaren Mißtrauen und Härte bewies, z. B. die mächtige Familie der Romanow-Jurjews ihrer Güter beraubte, ihre Mitglieder verbannte und den ältesten des Geschlechts, Feodor Nikitisch, unter dem Namen Philaret zum Mönch scheren ließ (1601), so zeigte er sich doch im Ganzen als ein verständiger Herrscher. Die große Macht der Kirche würdigend, stellte er ihr einen neuen Freibrief aus mit Bestätigung aller der Privilegien, die ihr einst der Mongolenkhan verliehen (1599). Andererseits förderte er die Verbindung mit Europa. Die englisch-moskowitische Compagnie (s. S. 578) erhielt manche Erweiterung ihrer Rechte; der Hansa oder vielmehr Lübeck — denn von einem Städtebunde wollte er nichts wissen — gab er den Kaufhof in Nowgorod zurück und gestattete die Anlage neuer in Pskow und Moskau. Den Ansiedlern der „deutschen Vorstadt" Moskau's erlaubte er, frei im ganzen Reiche zu reisen; ja er trug sich mit dem großen Gedanken, in Moskau eine Universität mit abendländischen Kräften zu gründen.

Doch das Alles stand im schroffen Widerspruch mit der Begünstigung der fremdenfeindlichen Geistlichkeit und zog ihm bald deren Abneigung zu wie die aller „altrussisch" Gesinnten, d. h. ziemlich des gesammten Volkes. Als der Zar vollends mit strengen Strafen gegen das nationale Laster der Trunksucht vorging und die Branntweinschenken schloß, so empörte dies „alle Stände". Eine furchtbare Hungersnoth, die infolge von verwüstenden Frühjahrsfrösten drei Jahre durch wüthete und trotz der Fürsorge des Zaren bei den mangelhaften Verkehrsmitteln nicht wirksam bekämpft werden konnte, brachte Rußland vollends in eine überreizte Stimmung.

Der erste falsche Demetrius in Polen. In diesem Augenblicke trat in Polen ein Mann auf, der behauptete, er sei Dimitri, der nur angeblich ermordete, thatsächlich wunderbar gerettete Bruder des Zaren Feodor, und also der rechtmäßige Erbe des russischen Reiches. Der dies Märchen aufbrachte, war damals im Dienste des Adam Wisznowiecki, eines polnischen Magnaten in Lithauen, ein starker und gewandter Gesell von stattlichem Aussehen und nicht gewöhnlicher Begabung, wahrscheinlich ein adeliger Pole, des Russischen nicht vollkommen mächtig und deshalb sicher nicht dieselbe Person mit dem entlaufenen russischen Mönche Gregor Otrepjew, mit dem er verwechselt worden ist. Uebrigens muß die Frage, ob er von vornherein von den Jesuiten zu seiner Rolle angestiftet oder nur als ein willkommenes Werkzeug benutzt worden ist, in letzterem Sinne entschieden werden. Jedenfalls glaubten die Polen oder gaben vor zu glauben, der Mann sei der echte Demetrius. Wisznowiecki, dessen Schwiegervater Mniczech, Wojewode von Sendomir, und der päpstliche Legat Rangoni nahmen sich seiner an. Demetrius — sein wahrer Name ist unbekannt — kam nach Krakau, trat dort im Hause der Jesuiten zur römischen Kirche über (1604), was vermuthlich nur ein Possenspiel war, wurde von König Sigismund III. als rechtmäßiger Herrscher Rußlands anerkannt und mit Geld unterstützt. Zwar blieb der polnische Staat neutral, doch erlaubte der König den Edelleuten, dem vorgeblichen Zaren auf eigene Hand beizustehen. Eine großartige Aussicht schien sich für Polen und die katholische Kirche zu eröffnen, denn es galt, Rußland dem polnischen Einfluß und der päpstlichen Herrschaft zu unterwerfen. Mußte doch Demetrius als Preis der polnischen Hülfe versprechen, Rußland zur römischen Kirche zu bringen, seiner Braut, der schönen Maria Mniczech, Groß-Nowgorod und Pskow, ihrem Vater Smolensk und Sewerien abzutreten und dessen Schulden zu bezahlen.

Siegeszug des falschen Demetrius; Godunow's Ende. So zog Demetrius am 15. August 1604 von Krakau aus, begleitet von zahlreichen Jesuiten und Tausenden polnischer Szlachcicen unter Führung einiger Magnaten. Bei Kiew vereinigte er sich mit den Kosaken, die Otrepjew ihm zuführte, und indem er dann nordwärts gegen Moskau sich wandte, fand er massenhaften Zulauf von russischen Pomjeschtschiks und Aufnahme in vielen Städten. Der plötzliche Tod des Zaren Boris (13. April 1605) galt dem Volke als Beweis für die Echtheit des heranziehenden Zarewitsch, und obwol Patriarch und Bojaren der Wittwe Godunow's sammt seinem sechzehnjährigen Sohne Treue schwuren, so erklärte sich doch schon am 7. Mai das Heer unter Peter Basmanow für Demetrius. Moskau empfing mit Jubel seine Abgesandten, die Wittwe und der Sohn Godunow's wurden erdrosselt, Vertreter aller Stände begrüßten den angeblich legitimen Herrscher in Kolomenskoje bei Moskau und am 20. Juni 1605 hielt Demetrius, von polnischen Lanzenreitern und Jesuiten umgeben, seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt.

Herrschaft und Sturz des falschen Demetrius. Seine ersten Maßregeln befriedigten. Die verbannten Romanow's wurden zurückgerufen, Philaret zum Metropoliten von Rostow erhoben. Maria Nagoj, die er von Uglitsch herbeiholen ließ, wagte, durch Drohungen eingeschüchtert, nicht zu leugnen, daß er ihr Sohn sei. Doch bald trat die wahre Natur seines Regiments heraus. In einer Ueberstürzung, wie sie sich nur aus grenzenlosem Leichtsinn oder gänzlicher Unkenntniß des russischen Volkes erklärt, suchte er den Russen polnische Einrichtungen aufzudrängen. Am Hofe führte er polnische Titel ein, den Bojarenrath verwandelte er durch Zuziehung mehrerer Kirchenfürsten in einen Senat nach polnischem Muster und trat ihm doch mit selbstbewußter Ueberlegenheit und Geringschätzung altrussischer Anschauungen gegenüber. Den Jesuiten gestattete er öffentlichen Gottesdienst im Kreml, mit Rom und Frankreich knüpfte er Verbindungen an. Als er nun vollends daran dachte, die russischen Kirchengüter einzuziehen, um ein stehendes Heer fremder Söldner zu unterhalten, als dann am 1. Mai 1606 Maria Mniczech in polnischer Tracht, von polnischen Edelleuten umgeben, als Zarenbraut in Moskau einzog und ohne zur griechischen Kirche übergetreten zu sein, die Krone empfing (9. Mai), da brach das grollende Unwetter los. Im Rausche der Hochzeitsfestlichkeiten verloren, wurde Demetrius am frühen Morgen des 17. Mai von einem furchtbaren Aufstande überrascht. Unter dem Geheul der Sturmglocken, angestachelt von der Geistlichkeit und geführt von Wassilij Schujskij, warfen sich die erbitterten Volkshaufen auf den Kreml, erschlugen erst Basmanow, dann Demetrius, der beim Sprunge aus dem Fenster den Fuß gebrochen hatte und den Rasenden wehrlos in die Hände fiel. Die meisten Polen in der Stadt, ihrer 1705, wurden ohne Erbarmen umgebracht; nur 700 erkämpften sich durch tapfere Vertheidigung in einem Gehöft wenigstens das Leben, doch wurden sie wie auch Maria Mniczech und ihr Vater in verschiedenen russischen Städten festgehalten. Zum ersten Male seit Jahrhunderten hatte das russische Volk eigenen Willen gezeigt, freilich mehr aus instinktivem Haß gegen die ketzerischen Fremden, als in klarer politischer Einsicht. Und jener allein war nicht genügend, das Land durch die Stürme zu führen, die ihm jetzt erst recht bevorstanden.

Wassilij V. Schujskij und der zweite falsche Demetrius. Zum Zaren erhoben die Bojaren und Kaufleute in Moskau unter Zustimmung des Volkes, zum ersten Male durch wirkliche Wahl, den Führer des letzten Aufstandes, Wassilij V. Schujskij (1606—1610). Obwol nun dieser die Leiche des echten Dimitri zum Beweise seines Todes von Uglitsch nach Moskau bringen ließ, in den entlegeneren Landschaften konnte das ja nicht wirken, vielmehr fanden dort mehrfach nach einander, ja neben einander dreiste Betrüger, die sich für Demetrius — und zwar jetzt für den angeblich geretteten Demetrius, als den echten — ausgaben, Glauben und Anhang. Gefährlicher als zunächst ein Aufstand des Wojewoden von Sewerien, Gregor Schachowskoj, wurde die Erhebung der nach Südrußland vor der Leibeigenschaft geflüchteten Bauern, die Iwan Bolotnikow mit anderen Haufen unter Prokop Ljapunow, dem Wojewoden von Rjasan, nach siegreichen Gefechten bis vor Moskau führte (November 1606). Indeß Wassilij gewann Ljapunow, Bolotnikow wurde von Skopin Schujskij geschlagen, in Tula zur Ergebung genöthigt und trotz feierlichen Versprechens mit dem Kosakenhetman Ileika

hingerichtet (Oktober 1607). Kaum war diese Gefahr vorüber, als Schachowskoj mit einigen polnischen Magnaten einen falschen Demetrius aufstellte, von dessen Unechtheit sie selber überzeugt waren und den diese Polen doch im Uebermuthe den Russen als Herrscher aufzudrängen sich vermaßen. Auch dieser suchte, als er mit zahlreichen beutegierigen Haufen polnischer Reiter in Rußland einbrach, die Bauern zu gewinnen, indem er ihnen die Güter ihrer Herren versprach, und so kam er plündernd im Juni 1607 glücklich bis Tuschino bei Moskau, wo er sich anderthalb Jahre lang behauptete und die Hauptstadt arg bedrängte. Sein Ansehen stieg, als Maria Mniczech, in der Verlegenheit von Wassilij Schujskij entlassen, mit erheuchelter Freude dreist versicherte, dies eben sei ihr wunderbar geretteter Gemahl! Auch viele Städte im Norden erkannten den Betrüger an, doch Moskau weigerte sich und das feste Kloster Troiza-Lawra hielt eine polnische Belagerung von 16 Monaten tapfer aus.



Schujskij führt die Moskowiten gegen den falschen Demetrius. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Einmischung Schwedens und Polens. Da griff die schwedische Politik in den Kampf um Rußland ein. Die unversöhnliche Feindschaft mit Polen führte Karl IX. auf Rußlands Seite, das obendrein einen hohen Preis für diesen Beistand nicht weigern konnte. Im Vertrage von Wiborg (28. Febr. 1609) versprach er Hülfe bis zu 6000 Mann; er sollte zwar alle dem falschen Demetrius abgenommenen Plätze an den Zaren ausliefern, aber dafür Kexholm mit Gebiet (am Ladogasee) erhalten. Mit schwedischem Beistande unterwarf hierauf Skopin Schujskij fast den ganzen Norden für Wassilij. Diese Einmischung Schwedens brachte jedoch Polen zu offener Parteinahme, ohne daß es für den sogenannten Demetrius sich aussprach, vielmehr dachte König Sigismund jetzt die russische Krone für sich selber zu gewinnen. So erklärte er den Krieg und begann die Belagerung von Smolensk (Sept. 1609). Diese Wendung zwang den Betrüger zum Rückzuge nach Kaluga und der schwedische Feldherr Jakob de la Gardie rückte mit Skopin Schujskij ohne Hinderniß in dem jubelnden Moskau ein. Da warfen sich die Polen unter Stanislaw Zolkiewski geradewegs auf die Hauptstadt. Bei

Kluschino unweit Moshaisk erlagen die zarischen Truppen ohne ernsten Kampf den Polen, da die unbezahlten Söldner, Deutsche und Franzosen, zu ihnen übergingen (24. Juni 1610). Die treugebliebenen Scharen führte de la Gardie erst nach Moskau, dann nach Nowgorod zurück.

Kurz nachher zwang Zacharj Ljapunow, Prokop's Bruder, durch einen Volksaufstand in Moskau Wassilij Schujskij, der sich der schwierigen Lage so wenig gewachsen gezeigt hatte, zur Entsagung und zum Eintritt ins Kloster (17. Juli 1610).

Das Zwischenreich. Eine Zeit der furchtbarsten Verwirrung folgte. Der Bojarenrath, die einzige gesetzliche Macht und doch ohnmächtig gegenüber den Truppenführern, berief den Landrath zur Zarenwahl und schlug selber den Sohn König Sigismund's, Prinz Wladislaw, vor. Das rasche Vorrücken Zolkiewski's ersparte indeß den Versammelten die Qual der Wahl, erzwang die Anerkennung Wladislaw's, der freilich zur griechischen Kirche übertreten und diese in Rußland unangetastet lassen sollte (17. August 1610), dann die Uebergabe Moskau's und des Kremls an die Polen. Eine russische Gesandschaft, an der Spitze Philaret (aus der Familie Romanow, s. S. 641), ging ins Lager vor Smolensk, um Wladislaw die Krone anzubieten.

Während nun Sigismund mit der Ausführung des Vertrages zögerte, brach sich abermals der Fremden- und Ketzerhaß der Russen Bahn. Dem Aufrufe des Patriarchen Hermogenes folgend, zogen im Frühjahr 1611 die Mannschaften von fünfundzwanzig Städten gegen Moskau, Ljapunow aus Rjasan, Fürst Trubezkoj aus Kaluga, der Kosakenhetman Saruzki aus Tula u. A. Doch ehe sie noch vor der Hauptstadt erschienen, rächten die Polen einen verfrühten Aufstand derselben (19. März) durch furchtbare Plünderung und einen Brand, der ganz Moskau bis auf den Kreml und einige steinerne Kirchen verzehrte. In jenem hielten die Polen dem russischen Belagerungsheere tapfer Stand, bis Uneinigkeit unter den Führern ausbrach und der bedeutendste von ihnen, Ljapunow, des Verraths beschuldigt, von den Kosaken erschlagen wurde. Das Heer löste sich auf, die Verwirrung erreichte den höchsten Grad.

In Moskau herrschten die Polen, sie nahmen am 13. Juni 1611 durch Uebergabe auch das tapfer vertheidigte Smolensk; Kasan und Wjatka sprachen sich für den jungen Sohn der Maria Mniczech und des (zweiten) falschen Demetrius aus, der selbst im Dezember 1610 bei Kaluga ermordet worden war; in Pskow fand ein dritter falscher Demetrius, ein Diakonus Isidor, Anhang. Und im Norden standen siegreich die Schweden, nicht mehr für irgendwelchen Zaren, sondern im eigenen Interesse. Im Oktober 1610 hatte de la Gardie Kexholm erobert, am 17. Juli 1611 erstürmte er Groß-Nowgorod und faßte Angesichts der hoffnungslosen Verwirrung in Rußland den kühnen Plan, Karl Philipp, den jüngern Sohn Karl's IX., zum Zaren zu erheben. Das Kloster Troiza-Lawra allein hielt noch die nationale Fahne hoch. Es schien mit dem Reiche der Moskowiter zu Ende zu gehen.

Erhebung Rußlands; Michael Romanow Zar. Da kam Rettung aus den Tiefen der Volkskraft. In Nishnij-Nowgorod rief der wackere Fleischer Kosma Minin seine Landsleute zum Kampfe auf für Vaterland und Kirche (März 1612). An die Spitze der Scharen, die nun aus den Städten an der Wolga rasch ihm zuströmten, setzte Minin als „erwählter Mann des ganzen moskowitischen Reiches" den Fürsten Dimitrij Posharskij; Trubezkoj schloß sich an, Groß-Nowgorod sagte sich von den Schweden und Karl Philipp los, und im August erschien das Befreiungsheer vor Moskau. Die Polen wurden geschlagen, Moskau besetzt; auch der Oberst Strusz im Kreml durch Hunger zur Uebergabe gezwungen (22. Oktober). Rußland war frei.

Und nun regte sich auch der bis dahin unthätige Bojarenrath wieder, berief den Landrath zur Zarenwahl. Da von den beiden Hauptbewerbern, den Fürsten Trubezkoj und Mstislawskij (Häupter der Bojaren), keiner mächtig genug war, um den andern aus dem Felde zu schlagen, so vereinigten sich die Parteien auf den kaum siebzehnjährigen Sohn des Metropoliten Philaret, Michael Feodorowitsch Romanow, aus einem Geschlechte, welchem auch die Mutter des Zaren Feodor schon entstammte, ohne daß übrigens eine Verwandtschaft mit den Ruriks bestanden hätte.. Eine Art von Vertrag (Wahlkapitulation) sollte dem neuen Zaren Schranken auferlegen: er mußte eine allgemeine Amnestie zusichern und Schutz für die griechische Kirche, sollte in wichtigen Rechtsfällen nur mit Zustimmung des Bojarenrathes entscheiden, auch über

Krieg und Frieden nur mit diesem beschließen. Erst nach langem Zögern nahm Michael, von seiner Mutter Martha (Marfa) berathen, die gebotene Krone an; am 14. April 1613 huldigte Moskau dem ersten Romanow, kurz darauf zog der Zar triumphirend in Moskau ein.

Mit der Wahl Michael's hatte Rußland allerdings einen anerkannten Mittelpunkt gefunden, doch der Bürgerkrieg war damit eben so wenig zu Ende wie der Kampf gegen die auswärtigen Mächte. Noch hielt Maria Mniczech den Gedanken fest, ihren Sohn als Zaren anerkannt zu sehen, sie fand Beistand bei dem Kosakenführer Iwan Saruzkij (s. S. 644), dem sie sich vermählte, und Beide konnten erst 1614 gefangen genommen werden. Ihr Schicksal war der Tod. Gefährlicher noch waren die zahlreichen Banden von russischen Edelleuten, die Michael noch nicht anerkannten, und polnische Parteigänger unter Lissowski, der unbesiegt 1616 starb.

Gustav Adolf und Dänemark. Dazu nun der Krieg gegen Schweden und Polen! Dort war anderthalb Jahre vor Michael der größte Herrscher ans Ruder gelangt, den Schweden jemals besessen hat, Gustav Adolf (1611—1632). Auch ihn, den Siebzehnjährigen (geb. 9. Dezember 1594), umgaben bei seinem Regierungsantritte die größten Schwierigkeiten. Mit Dänemark schon längst in feindlicher Spannung, theils weil dasselbe als die ältere Macht mißgünstig auf den mächtig emporstrebenden Nachbar sah, theils weil es auf Norrland Anspruch erhob, wurde noch Karl IX. durch die dänische Kriegserklärung vom 4. April 1611 überrascht. Schon Ende Mai nahm Christian IV. das wichtige Kalmar. Unter dem Eindrucke dieser Nachricht starb Karl IX. (30. Oktober 1611) in Nyköping und hinterließ Gustav Adolf das Reich im Kriege mit Dänemark, Rußland und Polen. Der junge Fürst konzentrirte zunächst seine Aufmerksamkeit ganz auf den dänischen Krieg. Aber die Dänen blieben im Ganzen überlegen. Im Gefecht auf dem Eise des Widsjö in Halland (11. Februar 1612) gerieth Gustav Adolf in persönliche Gefahr, da sein Pferd einbrach; im Mai nahm Christian IV. Elfsborg, den einzigen schwedischen Nordseehafen; ein zweites Heer unter Gerhard Rantzau drang, nachdem es die Insel Oeland verwüstet hatte, bis Söderköping vor. Jönköping am Wettersee, den Schlüssel des innern Schweden, rettete vor dänischem Angriff nur die Erhebung der Bauern Smålands. Zuletzt bedrohte Christian IV. mit 36 Segeln selbst Stockholm, doch wich er zurück, als Gustav Adolf herbeieilte. Endlich führten englische Vermittlung und die Unlust des dänischen Adels, den König weiter zu unterstützen, am 19. Januar 1613 zum Frieden von Knäröd (Halland). Beide Mächte gaben ihre Eroberungen heraus, nur Elfsborg sollte den Dänen verbleiben, bis Schweden binnen sechs Jahren 1 Million Reichsthaler gezahlt haben werde, eine Bedingung, die das arme Land vermittels einer besonderen Steuer, der Elfsborglösen, pünktlich erfüllte. Nach diesem Frieden gewann Gustav Adolf's Stellung noch größere Sicherung durch ein Handelsbündniß mit den Niederlanden (5. April 1613), die ihrerseits wieder im Mai ein Schutz- und Trutzbündniß mit Lübeck, später auch mit Hamburg, Bremen und Magdeburg schlossen. Denn den Niederländern kam Alles darauf an, an der Ostsee, die für ihren Handel so außerordentlich wichtig geworden war sich feste Stützen gegen den spanischen Einfluß zu verschaffen, der auf Polen wirkte.

Ende des schwedisch-russischen Krieges. Der dänische Krieg hinderte Gustav Adolf mehrere Jahre hindurch an jedem ernsten Auftreten in Rußland. Hier lag die Erhebung Karl Philipp's seinem nüchternen Sinne fern; nur die Erwerbung Ingermanlands hielt er im Auge. Selbst diese wurde Anfangs zweifelhaft, denn Michael lehnte die schwedischen Forderungen ab, seine Truppen siegten bei Staraja Russa (14. Juni 1614) und nahmen auch einige andere Plätze. Bald darauf gewannen jedoch de la Gardie und der König selbst das Verlorene wieder, ja dieser belagerte 1615 sogar Pskow. Inzwischen arbeiteten englische und holländische Gesandte eifrig an einer Aussöhnung zwischen Schweden und Rußland, um die Kräfte des ersteren gegen Polen frei zu machen. So gelang am 27. Februar 1617 der Abschluß des Friedens von Stolbowa (unweit des Ladogasees). Rußland entsagte dem Besitze von Ingermanland und Karelien und verschaffte somit den Schweden die längst erstrebte Landverbindung zwischen Finnland und Esthland. Wo heute Petersburg sich erhebt, ließ Gustav Adolf den Grenzstein des schwedischen Reiches setzen und mit stolzer Genugthuung

konnte er dem Reichstage verkünden: „Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen." — Die Hansa begann diese neue Lage der Dinge an der Ostsee bald drückend zu empfinden. An den Kämpfen, die ihr Aufsteigen begleiteten, vermochte sie keinen Antheil mehr zu nehmen, obwol ein Stück ihrer Vorrechte nach dem andern zusammensank. In Dänemark hatte Christian IV. (1588 bis 1644) die erbetene Bestätigung der Privilegien verweigert (1598), die vorübergehend gewährte Befreiung von dem erhöhten Sundzoll dann wieder aufgehoben (1604), über Lübeck 1611—1631 sogar eine Blokade verhängt, um seinen Handel mit Schweden zu verhindern. Gustav Adolf wieder stellte die Hanseaten den anderen Fremden gleich und begünstigte die Schweden vor Allen. Unaufhaltsam ging es mit ihrer Seeherrschaft zu Ende.

Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen. Mit Polen hatte der König eben aus Rücksicht auf den russischen Krieg den im Jahre 1611 geschlossenen Waffenstillstand bis 1616 verlängert. Doch Sigismund war weit davon entfernt, seine Ansprüche auf die schwedische Krone aufzugeben, ließ deshalb auch die Verhandlungen von Stettin scheitern (1615) und dachte an ein polnisch-dänisch-spanisches Bündniß gegen Schweden und Holland, wogegen nun wieder der jugendliche König Gustav Adolf durch Verhandlungen mit Holland, England und Brandenburg sowie ausgedehnte Rüstungen sich zu decken suchte. Da nun aber die Schweden im Jahre 1617 Pernau (in Livland) und Dünamünde nahmen, obwol sie Riga vergeblich belagerten, und die polnischen Unternehmungen gegen Rußland nicht recht zum Ziele führten, so willigte Sigismund gegenüber Schweden wenigstens in die Verlängerung des Waffenstillstandes auf zwei Jahre (10. Dez. 1618). Der tiefe Gegensatz beider Mächte blieb freilich bestehen und konnte jeden Augenblick wieder zu blutigem Kampfe führen.

Ende des polnisch-russischen Krieges. Kurz darauf ging auch der Krieg mit Rußland zu Ende. Von dem Reichstage erst im Juni 1616 durch eine mäßige Bewilligung unterstützt, drang Prinz Wladislaw bis Moshaisk vor, dort lief ihm jedoch sein unbesoldetes Heer aus einander, und erst als die Saporogischen Kosaken ihn verstärkten, schreckte er durch einen Zug bis beinahe vor die Thore Moskau's so, daß die Russen selbst mit schweren Opfern den Frieden zu erkaufen bereit wurden. Zu Dewulino, in der Nähe des Klosters Troitza-Lawra, kam er am 24. Dezember 1618 auf 14 Jahre zu Stande. Wladislaw entsagte dem Zarentitel und ließ die russischen Gefangenen frei, darunter Philaret, Michael's Vater, dafür verzichtete Rußland auf Livland und trat das Gebiet von Smolensk ab. Sein Anlauf, die Ostsee und dadurch die unmittelbare Verbindung mit der westlichen Kulturwelt zu gewinnen, war auch hier zurückgewiesen, dazu sein eigenes Gebiet im Binnenlande erheblich beschnitten worden. Erst etwa ein Jahrhundert später hat es die alten Bestrebungen wieder aufgenommen.

Die Eroberung Sibiriens. Wenn Rußland sich so den schon halb geöffneten Weg nach dem Westen wieder versperrt sah, so gewann es doch in derselben Zeit den Zutritt zu den unermeßlichen Tiefebenen und Gebirgslanden Nordasiens und brach sich damit Bahn für seine weltgeschichtliche Aufgabe, die Civilisirung dieser nomadisirenden Fischer- und Jägerstämme mongolischer Rasse, zu der die Russen durch innere Verwandtschaft besonders befähigt erscheinen. So haben sie den portugiesisch-spanischen Entdeckungs- und Eroberungsfahrten damals slavische an die Seite gesetzt, in ihren Ergebnissen weniger glänzend, an Heldenmuth und Ausdauer der Unternehmer ihnen gleich. Dies waren zunächst Privatleute, nicht Beauftragte des Staats. Seit dem elften Jahrhundert erschienen Pelzhändler von Nowgorod im nordwestlichen Sibirien; Ende des fünfzehnten Jahrhunderts betrachteten sich die Russen schon als Herren der Länder am nördlichen Ural; später gründeten nogajische Tataren am Tobol und Irtysch ein Khanat mit der Hauptstadt Isker oder Sibir (bei Tobolsk), die später dem ganzen Lande den Namen gab. Von diesem Reiche erhob bereits Iwan IV. Tribut, und schon 1567 sandte er zwei Kosaken auf Erkundung Nordasiens aus, die bis Peking vordrangen. Russische Ansiedler näherten sich jedoch dem Ural zuerst im jetzigen Gouvernement Perm, angelockt durch das mineralreiche Land und den Pelzhandel. Unter ihnen erhielten die Brüder Jakob und Gregor Anikjew (Anikin) Stroganow von Iwan IV. einen Freibrief, der ihnen gestattete, an der Kama und ihren östlichen Nebenflüssen Festungen und andere Orte anzulegen, freie Leute dort anzusiedeln, Truppen zu halten, die Gerichtsbarkeit

auszuüben und zollfreien Handel mit Salz und Fischen 20 Jahre lang zu treiben. So entwickelte sich hier seit 1558 eine ansehnliche Kolonisation, die sich auch glücklich gegen Einfälle der nahen Jägerstämme vertheidigte. Als nun Kutschum, der Khan von Sibir, den früheren Tribut nicht mehr zahlte und 1573 durch ostjakische Scharen die Stroganows beunruhigte, bevollmächtigte Iwan IV. diese durch einen zweiten Freibrief zur Eroberung von Sibir (1574). Von ihm machte indeß erst Simon Stroganow nach dem Tode seiner beiden älteren Brüder Gebrauch.



Jermak im Kampfe gegen Kutschum-Khan. Zeichnung von H. Leutemann.

In seinem Auftrage warben zwei verwegene donische Kosakenhetmane, die vom Zaren wegen Räubereien zum Tode verurtheilt waren, Jermak Timothejew (Timofejew) und Iwan Kolzo, 540 Mann, denen Stroganow noch tatarische, lithauische und deutsche Kriegsgefangene, die er von den Nogajern loskaufte, zugesellte. Mit nur 840 Mann, doch wohl versehen mit Geschützen und Feuergewehren, begleitet von Priestern, Wegweisern und Dolmetschern, brach Jermak, ein zweiter Cortes, im Herbst 1581 nach dem Ural auf. Seinen buntgemischten Haufen wußte er doch mit einheitlichem Geiste, mit Tapferkeit und Ausdauer, strenger Zucht und

religiösem Eifer zu erfüllen. Auf der steinigen Tschussowaja, dann auf der Serebranaja drang die kühne Schar zwischen hohen Felsen in Böten aufwärts, überschritt, die leichten Kähne nach kosakischer Gewohnheit auf die Schultern ladend, die schmale Wasserscheide auf dem „Sibirischen Wege“, einem rauhen Gebirgspfade, an dem noch zahlreiche Namen an Jermak erinnern, kam so durch die Scharablja in den Tagil und diesen abwärts fahrend in die Tura. Vor dem bloßen Knall ihrer Feuergewehre flohen die Eingeborenen; erst am Tobol und Irtysch machte Kutschum ihnen das Vordringen streitig. Doch nach drei Siegen, deren letzten und bedeutendsten Jermak mit nicht mehr als 500 Deutschen, Lithauern und Kosaken über unendlich überlegene Feindesmassen unter dem Rufe: „Gott mit uns!“ in zweitägiger Schacht am Irtysch erfocht (22. und 23. Oktober 1581), erzwangen die Tapferen den Einzug im verlassenen Sibir, das stark befestigt am hohen Ufer des Irtysch lag (26. Oktober). Reiche Beute an kostbarem Pelzwerk, asiatischen Stoffen, Gold und Edelsteinen lohnte ihre Anstrengung. Die Umwohner unterwarfen sich, und im Frühjahr 1582 drang Jermak bis an den Ob vor, unterwarf die Ostjaken und kehrte erst vor den Eismorästen der Tundra um. Von Beresow bis zum Tobol hinauf, vom Ob bis an den Ural herrschten nun die Russen. Erst jetzt sandte Jermak Nachrichten an die Stroganows, seinen treuen Gefährten Kolzo aber an den Zaren, um diesem mit kostbaren Geschenken die Herrschaft über Sibirien anzutragen (Dezember 1582). Iwan empfing den Gesandten ehrenvoll, sandte 500 Strelitzen über den Ural, erlaubte die Werbung von Ansiedlern und beauftragte den Bischof von Wologda mit der geistlichen Versorgung des neuen Gebiets.

Nach Kolzo's Rückkehr nahmen indessen die Dinge eine ungünstige Wendung. Er selbst fiel in einen Hinterhalt und kam mit 40 Kosaken um. Darauf erhoben sich die unterworfenen Stämme in allgemeiner Empörung und umschlossen Sibir mit einer unabsehbaren Wagenburg (Sommer 1584). Ein kecker Ausfall sprengte sie zwar aus einander und das ganze Land bis an den Ischim unterwarf sich wieder, doch auf einem Streifzuge den Irtysch hinauf wurde Jermak in stürmischer Regennacht von Kutschum überfallen, seine Begleiter erschlagen, er selbst ertrank beim Versuch, sich durch Schwimmen zu retten, in dem reißenden Strome (5. August 1584). In zahlreichen Geschichten und Sagen lebt sein Andenken unter der Bevölkerung dieser Gegenden noch heute fort.

Auf die Kunde von seinem Tode räumten seine zusammengeschmolzenen Leute Sibir, das Kutschum sofort besetzte. Indessen schon an der Tura trafen sie die bereits früher erbetenen Verstärkungen, welche ihnen Boris sandte, Strelitzen, Reiter und Geschütze. Mit ihnen wagten sie zwar nicht, Sibir anzugreifen, weil dort ein junger, kräftiger Herrscher, Ssaidak, den greisen Kutschum inzwischen vertrieben hatte, sie unterwarfen jedoch die Ostjaken wieder und begannen die Gründung fester Plätze (Ostrogi), zuerst nur Blockhäuser und Erdverschanzungen, und zwar stets an solchen Stellen, wo mehrere Flüsse zusammenströmen oder eine schmale, niedrige Wasserscheide zwischen solchen den Transport der Kähne von Fluß zu Fluß ermöglicht (daher Tragplatz, Wolok), eine Art des Vordringens, die durch die ganze Gestaltung des sibirischen Stromnetzes sehr erleichtert wird. So entstand 1586 Tjumen an der Tura, 1587 Tobolsk mit der ersten sibirischen Kirche. Als bei einem Angriff auf dasselbe Ssaidak gefallen war, verödete Sibir, und Tobolsk trat als Hauptstadt an seine Stelle. Kutschum wurde 1591 geschlagen und nach der Vernichtung seiner letzten Haufen am Ob im August 1598 zur Flucht zu den Kalmücken gezwungen, wo er verscholl. Inzwischen ging die Ansiedelung rüstig vorwärts. Am unteren Ob wurde im Jahre 1592 Beresow gegründet, am oberen 1596 Narymsk, 1600 Turinsk, 1604 Tomsk. So näherten sich die Kosaken rasch dem Jenissei, ohne jemals zurückzuweichen, wo sie einmal Fuß gefaßt hatten, und schon 1610 fuhr eine Schar diesen Strom bis zum Eismeer hinab, doch die Besiedelung begann hier erst im nächsten Jahrzehnt.

Wie die Spanier in Amerika zuerst nur auf den Gewinn von Edelmetallen ihr Augenmerk richteten, so die Kosaken in Sibirien auf das edle Pelzwerk. Schon im Jahre 1586 lieferte das Land an die zarische Schatzkammer 200,000 Zobel, 10,000 schwarze Füchse, 500,000 Eichhörnchen außer Bibern und Hermelinen. Und in ihrer Art nicht geringer als die Leistungen der Spanier und Portugiesen im Westen und Südosten erscheinen die Verdienste, welche die Russen damals und später um die Erforschung Nordasiens sich erworben haben.



Das Deutsche Reich
und seine Nebenlande im Zeitalter der Gegenreformation.

Deutsche Zustände nach dem Religionsfrieden.

Es giebt keinen stärkeren Beweis für die Unnatur der Lage, in welche der Religionsfriede von Augsburg Deutschland versetzt hatte, als die Thatsache, daß es in der Darstellung der Entscheidungskämpfe, welche in Westeuropa über die Zukunft des Protestantismus ausgefochten wurden, so gut wie ganz mit Stillschweigen übergangen werden konnte, denn das Reich als solches hat in ihnen keine Rolle gespielt. Nicht etwa ein auffälliges Sinken seines Wohlstandes, nicht die Abnahme seiner Wehrkraft, die vielmehr der aller anderen Nationen überlegen blieb, nicht das Erlahmen des religiösen Eifers haben zu diesem Ergebniß geführt, sondern lediglich seine elende Verfassung, die unseligen theologischen Streitigkeiten, welche den Protestantismus zerrissen, und der Mangel eines kräftigen Gemeingefühls, der durch jene beiden zwar nicht hervorgerufen, aber erheblich verstärkt wurde. In kleinlichen Händeln und Interessen verkamen die Deutschen; vom Tode des thatkräftigen Moritz von Sachsen bis zum Auftreten des Großen Kurfürsten von Brandenburg, ein volles Jahrhundert hindurch, hat das Land keinen großen Staatsmann mehr hervorgebracht. Damit ist im Grunde Alles gesagt. Und so verdient nicht, wie es gewöhnlich geschieht, die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege die schmachvollste und trübste zu heißen, denn sie legte den Grund zur Neugestaltung des deutschen Staatswesens und wehrte den französischen und schwedischen Uebergriffen keineswegs ohne Erfolg, sondern die Periode des faulen Friedens seit 1555, welcher den Dreißigjährigen Krieg im Schoß barg.

Es erscheint dies um so unnatürlicher, als Ordnung und Wohlstand, Sittlichkeit und Geisteskultur sich im Ganzen behaupteten, in mancher Hinsicht sogar eine Steigerung erfuhren, im Widerspruch zu dem kläglichen Gange, den die großen öffentlichen Verhältnisse des Landes nahmen.

Steigerung der obrigkeitlichen Gewalt. Beim Beginne der Neuzeit waren Adel und Bauernschaft im Sinken, Fürstenmacht und Städtereichthum im Aufsteigen begriffen (s. S. 78, 90). Nach beiden Richtungen hat die Reformation den Gang eher beschleunigt als gehemmt. Denn eben im Bunde mit der obrigkeitlichen Gewalt hatte sie sich durchgesetzt, hatte im Bauernkriege die verwüstende Erhebung der Massen in Stadt und Land unterdrücken helfen. Die fürstliche Macht zumal erfuhr einen sehr erheblichen Zuwachs durch die landesherrliche Gewalt über die Kirche und durch die Steigerung ihrer Einkünfte, wie sie theils aus der massenhaften Einziehung des Kirchengutes, theils aus der vielfach, namentlich in Sachsen und Württemberg, verbesserten Bewirthschaftung der Domänen, hier und da auch aus den erhöhten Erträgnissen des Bergbaues sich ergab. So weisen, verglichen mit den Zuständen um das Jahr 1500 (s. S. 80), die Einnahmen der Fürsten doch eine erhebliche Vermehrung auf. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts schätzte man die regelmäßigen Einnahmen, abgesehen von den Bewilligungen der Stände, z. B. in Nieder-Hessen auf 157,000 Gulden, in Kurpfalz auf 200,000 Gulden, in Bayern auf 300,000 Gulden, in Deutsch-Oesterreich unter Ferdinand I. auf 872,000 Gulden. Kurfürst August von Sachsen (1553—1586) fand bei seinem Regierungsantritt eine Jahreseinnahme von 500,000 Thalern vor, die er dann bis auf 1½ oder gar 2 Millionen zu steigern vermochte. Da man jedoch für außerordentliche Anstrengungen, namentlich in Kriegsfällen, die Beihülfe der Stände keineswegs entbehren konnte, so blieb deren Gewalt unangetastet, ja der Adel ersetzte Das, was er an politischer Bedeutung seit Sickingen's mißglückter Erhebung, an kriegerischer durch die veränderte Kriegsweise verloren hatte, in den protestantischen Landschaften durch den Gewinn an Kirchengut, die stärkere Belastung der Bauern und die Erlangung des Patronats über die Pfarrstellen der unterthänigen Dörfer; hier und da, z. B. in Brandenburg und in den österreichisch-böhmischen Landen, war seine Macht mit der Zunahme der fürstlichen Schuldenlast und dem Eindringen des Protestantismus sogar im Steigen. Der adeligen Selbsthülfe durch das Fehderecht machte allerdings die Durchführung des Landfriedens allmählich ein Ende; was beim Beginn des Jahrhunderts alltäglich gewesen war, das erregte in seiner zweiten Hälfte schon unwilliges Erstaunen. Wie allerorten, so ist auch in den Städten eine Verstärkung der obrigkeitlichen Gewalt wahrzunehmen. Sie haben das kirchliche Patronat und zum Theil die Kirchengüter erworben, sie üben strengere Polizei, gedruckte Ordnungen in dieser Beziehung werden häufiger; von gewaltsamen Erhebungen der Handwerkerzünfte ist weiter keine Rede. Sogar zu einer für das ganze Reich einheitlichen Strafrechtspflege wurde ein Anlauf gemacht in der „peinlichen Halsgerichtsordnung“ Karl's V. (Carolina), welche im Jahre 1535 als Reichsgesetz erschien, ein Versuch, deutsches und römisches Recht zu verbinden, für unser Gefühl freilich höchst abschreckend durch die barbarische Strenge ihrer Strafen und die Anwendung der Folter als beinahe des wichtigsten Beweismittels.

Landwirthschaft, Viehzucht, Jagd. Die größere Ordnung und Sicherheit, welche die verstärkte obrigkeitliche Gewalt zu erhalten vermochte, war selbstverständlich auch für das wirthschaftliche Leben ein Vortheil, zumal in dieser Zeit zuerst eine wirklich berechnende fürstliche Staatswirthschaft, ja eine wissenschaftliche Behandlung volkswirthschaftlicher Fragen beginnt. Für Beides ist Kursachsen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mustergiltig, für die Praxis Kurfürst August selbst mit seiner Gemahlin Anna von Dänemark, für die Theorie Abraham von Thumbshirn, Hofmeister der Kurfürstin, in seiner übrigens deutsch geschriebenen „Oeconomia“. Von großer Bedeutung waren auch die „Sieben Bücher vom Landbau“ (1580). Einen allgemeinen Fortschritt des Bodenanbaues hielt freilich die gedrückte Lage des Landvolkes auf, und eben sie war vielleicht das schlimmste Leiden, an welchem Deutschland krankte; nur einzelne Fortschritte sind hier wahrzunehmen. Auf den Domänen wurde die Bewirthschaftung vielfach nicht mehr durch hörige Bauern, sondern durch Pächter betrieben; hier und da tauchten neue Kulturpflanzen auf, so die Kartoffel, die indeß lange nur als Merkwürdigkeit gezogen,

erst mit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts als Nährfrucht allgemeiner angebaut wurde. Für die Vervollkommnung des Obstbaues sorgte man besonders in Sachsen und Braunschweig; an Gemüse kannte man damals schon so ziemlich Alles, was jetzt erzeugt wird. Sehr bedeutend war der Weinbau in Süd- und Westdeutschland; hier war sein Mittelpunkt Ulm, wo im sechzehnten Jahrhundert wohl 300 Weinwagen an einem Tage zur Stadt kamen. An Weinverfälschern fehlte es schon damals keineswegs, besonders im Süden, trotz strenger Verbote, und daneben entwickelte sich die Kunst des Bierbrauens, über die schon 1585 ein Lehrbuch in Erfurt erschien. Die Viehzucht betrieb man besonders in Sachsen rationell, so daß selbst Kaiser Maximilian II. sich von der Kurfürstin Anna nähere Unterweisung darüber erbat.

Weniger förderlich, ja vielfach geradezu verderblich wirkte eine andere Liebhaberei fürstlicher Herrschaften, die Jagd, zu welcher der sehr bedeutende Wildstand ebenso Veranlassung gab, wie er andererseits ihr zu Gefallen in schädlicher Höhe erhalten wurde. Selbst Bären, Wölfe, Luchse und Biber waren noch häufig anzutreffen, und die Jagdbeute erscheint deshalb ganz ungeheuer, erlegte doch Johann Friedrich von Sachsen 208 Bären, 200 Luchse und 3583 Wölfe! Strenge, ja unmenschliche Strafen drohten dem Wildschützen nicht nur, sondern auch dem Bauern, der einen Hirsch niederschoß, welcher sein Feld abfraß, oder einen Eber erlegte, wenn er den Acker zerwühlte. Ein Erzbischof von Salzburg ließ einen solchen Unglücklichen in die Haut des getödteten Hirsches nähen und ihn von Hunden zerreißen (1537), ertappte Wilddiebe band man wol auf Hirsche zu entsetzlichem Todesritt.

Städtische Gewerbe. Im Ganzen blühender Zustände erfreuten sich die Städte in ihrem Gewerbe und Handel. Jenes, noch durchaus an die Zunftschranken gebunden und gegen etwaigen Mitbewerb des platten Landes durch harte Verbote geschützt (s. S. 82 f.), was Beides freilich das Aufkommen zahlreicher unzünftiger Arbeiter keineswegs verhinderte, entwickelte sich besonders auf dem Gebiete des Kunstgewerbes zu glänzender Blüte (s. S. 336 f.). Nicht minder bedeutend war der eng damit zusammenhängende Bergbau (vergl. S. 85). In Annaberg gewann man zwischen 1500 und 1600 im Ganzen über 5 Millionen Thaler, in Freiberg binnen 71 Jahren über 4 Millionen. Das böhmische Joachimsthal gewährte 1516—1560 über 4 Millionen Thaler reinen Ueberschuß, Budweis in 7 Jahren 23,000 Mark, das unerschöpfliche Schwaz bei Innsbruck trug 1526—1564 mehr als 20 Millionen Gulden ein und gab Ferdinand I. einen Jahresgewinn von 250,000 Gulden. Aber auch die Eisenwerke am Harz und in Westfalen waren in lebhaftem Betriebe.

Für den Handel erwies sich die größere Sicherheit ganz besonders vortheilhaft. Andere Fortschritte förderten noch mehr. Zwar die Straßen waren noch immer elend, und es war für Jeden gerathen, sie zu Pferde zurückzulegen. Schon um 1550 kamen aus Ungarn die „Kutschen" nach Deutschland, und wenn z. B. in Braunschweig ihr Gebrauch als „verweichlichend" verboten wurde (1558), so hinderte das doch Wenige. Für den kaufmännischen Betrieb wurden die Börsen, deren erste und bedeutendste in Hamburg im Jahre 1558 entstand, eine besondere Förderung, nicht minder die bessere Kenntniß der Verhältnisse und Ereignisse in weiter Ferne, wie sie die Anfänge des Zeitungswesens vermittelten. Längst schon wurden Beschreibungen besonders wichtig scheinender Vorkommnisse in Flugblättern von kleinem Oktavformat im Lande verbreitet, in Flugschriften (Broschüren) erörterten und verfochten die Parteien in Staat und Kirche ihren Standpunkt. Den Uebergang zu eigentlichen Zeitungen, also regelmäßig wieder erscheinenden Mittheilungen machten indeß erst die Kalender, die buchhändlerischen Meßkataloge und die sogenannten „Postreiter", welche ihrem sonstigen Inhalt am Schlusse eine Uebersicht über die Ereignisse des Jahres zufügten. Der früheste Kalender dieser Art erschien erst kurz vor 1550, und 1564 der erste Meßkatalog zu Augsburg.

Oberdeutsche Städte. Auch die Lebhaftigkeit und der Umfang des deutschen Handels hatten keine Verminderung, sondern in mancher Beziehung eher eine Vermehrung erfahren. Die Handelsherren von Augsburg eroberten sich einen erheblichen Antheil am portugiesisch-indischen Verkehr (s. S. 86 f.), sie machten einen freilich unglücklichen Versuch zu einer Ansiedelung in Venezuela (s. S. 373), sie besaßen auch Plantagen auf der Kanarischen Insel

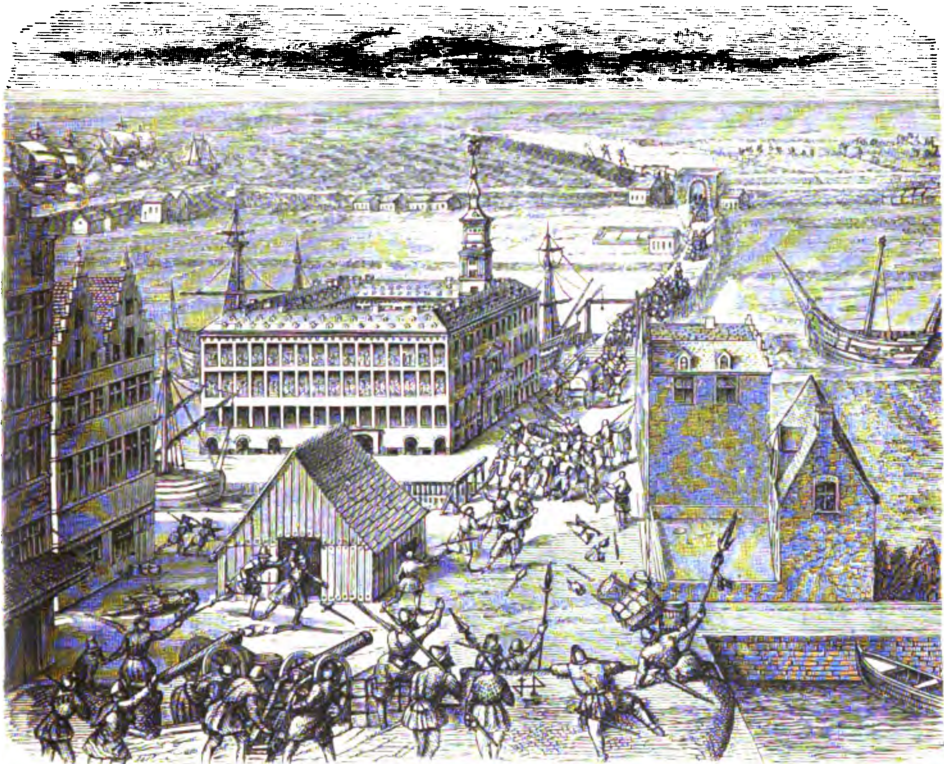
Palma, sie beherrschten mit den Genuesen zusammen den spanischen Geldmarkt (s. S. 602). Durch diese Handelseroberungen wurde Augsburg einer der ersten Bankplätze der Welt. Selbst der Schmalkaldische Krieg, welcher der Stadt 3 Millionen Gulden kostete, vermochte sie nicht auf die Dauer zu schädigen. Ebenso behauptete sich Nürnberg in alter Geltung, in Frankfurt kam die Messe empor. Noch war der Verkehr mit Venedig sehr beträchtlich (s. S. 388), in Frankreich bestätigten Franz I., Heinrich II. und Karl IX. die alten Freiheiten der oberdeutschen Reichsstädte, besonders auch für die große Messe von Lyon.

Die Hansa. Weniger günstig ist freilich das Bild, welches die Geschichte der Hansa darstellt. Sie erwies sich nicht nur unvermögend, ihrem Lande neue Bahnen zu eröffnen, ihm Antheil an den Entdeckungen und der Kolonisation jenseit des Weltmeeres zu sichern, sie verlor selbst ihre alten Stellungen im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts fast vollständig. Wie dies in den Niederlanden, in England, in den nordischen Reichen geschah, ist schon im Einzelnen besprochen worden (s. S. 579 f., 590, 631 f.); es bleibt nur noch übrig, zu erörtern, inwiefern dies auf die Zustände des Bundes wirkte und wieder mit ihnen zusammenhing. Die große Zahl der Städte, welche noch in den Verzeichnissen von 1553 (62), 1554 (64), 1572 (64), 1603 (58) aufgeführt werden, will wenig besagen, denn die meisten leisteten nichts für die Bundeszwecke, und viele dachten gar nicht mehr daran, daß sie noch zur Hansa gerechnet würden. So dauerten die alten Formen fort ohne den alten Geist. Die Hansetage und Quartiertage wurden nicht seltener gehalten als ehedem, doch nur noch von Vertretern weniger Städte besucht, schon der großen Kosten wegen; gewöhnlich waren nur 10—20 Städte vertreten, sehr selten die großen Kaufhöfe im Auslande. Wie sonst schrieb man die Bundesbeiträge (Kontributionen) aus, doch in recht kläglichem Schacher feilschten die Gemeinden um Herabsetzung ihrer Zahlungen. Hannover z. B. wollte 1585 nur 15 Reichsthaler geben, Hildesheim statt 30 nur 20 Reichsthaler. Im Jahre 1598 wollten Eimbeck und Hameln gar nichts zahlen, Magdeburg und Hildesheim nur einen einmaligen Beitrag. Unter solchen Umständen mußten die gutgemeinten Versuche, eine Bundeskasse zu begründen, natürlich fruchtlos bleiben (1584—1619). Die Zahl der wirklich beitragenden Mitglieder sank allmählich auf vierzehn Städte herab (1604), und auch diese waren keineswegs einig, suchten eigensüchtig Sondervortheile und ließen in entscheidenden Fällen ihren Vorort Lübeck sicherlich im Stich, so vor Allem in dem Seekriege, den die Hansa 1563—1570 ausgefochten hat (s. S. 631 f.). Da gehörte denn das Amt des Lübecker Syndikus, dem die Oberleitung der hanseatischen Geschäfte, namentlich der Hansatage, oblag, zu den undankbarsten und opfervollsten, und die Männer, die es in dieser Zeit des Sinkens versahen, verdienen deshalb besonders ehrende Anerkennung: Dr. Sundermann aus Köln (1553—1591), der unermüdlich und hingebend auf zahllosen Städtetagen und Gesandtschaften thätig war, den Londoner Stahlhof wieder herstellte und den neuen Hof in Antwerpen gründete, um schließlich, nachdem er einen Theil seines Vermögens aufgeopfert hatte, mit den Städten um seinen Gehalt sich streiten zu müssen, und sein Nachfolger Dr. Johann Domann aus Osnabrück (1605—1611), nach dessen Abgange das Amt nur noch provisorisch verwaltet wurde.

Doch so oft auch Deutschland über den Verfall der Hansa zu klagen hatte, Niemand hätte ihn vermeiden können. Ihre Größe beruhte auf der wirthschaftlichen Unselbständigkeit der fremden Nationen wie auf der mittelalterlichen Schwäche der kaiserlichen und fürstlichen Gewalt. Sobald jene aufhörte, sobald die Nordländer im eigenen Hause Herren wurden, zeigten sich die alten Privilegien der Hansa unhaltbar, und wenn sie dieselben festzuhalten versuchte und den freien Mitbewerb nicht anerkennen wollte, so war das doch eben ein Beweis von Kurzsichtigkeit, welche die neue Zeit nicht begriff, und zugleich von Schwäche, die sich den Fremden nicht mehr gewachsen fühlte. Mit der Bildung großer Nationalstaaten, mit dem Aufsteigen der fürstlichen Gewalt war die Zeit, wo einzelne Städte die Stellung einer Großmacht einnehmen konnten, unwiederbringlich vorüber. Nur eine nationale Staatsgewalt hätte die Aufgaben, die einem losen Bunde eigensinniger, selbstsüchtiger und meist beschränkter Gemeinden aus den Händen glitt, in neuer Form zu übernehmen und zu lösen vermocht, aber diese war nicht vorhanden, und die Stelle, welche die Hansa einst ruhmvoll behauptet hatte, blieb leer.

Mit dreihundertjähriger Ohnmacht zur See, mit dem Ausschluß vom Welthandel und den Vortheilen der Kolonisation hat Deutschland das zu bezahlen gehabt.

Leben in den Städten. Aeußerlich freilich machte sich das geheime Leiden, welches am Marke des deutschen Wohlstandes zehrte, so rasch nicht geltend, namentlich nicht in den Binnenstädten, die vom Verfall der Hansa nicht unmittelbar berührt wurden. Fällt doch eben in jene Zeit die glänzendste Entwicklung der Baukunst und des Kunstgewerbes, wie sie nur bei einem wohlhabenden Volke zu gedeihen vermögen. Der Italiener Guiccardini nennt Augsburg die reichste und mächtigste deutsche Stadt (1560), der Geograph Sebastian Münster weiß zu rühmen, wie ein Jeder in Schmuck und Zierrath seines Hauses mit dem Andern wetteifere.



Der Hansahof zu Antwerpen im sechzehnten Jahrhundert.

Der Lustgarten der reichen Fugger übertraf den königlichen Park von Blois, und noch 1567 schaffte der Rath kostbares Silbergeschirr an, um vornehme Gäste würdig empfangen zu können. Auch sonst tritt das Streben nach prächtiger reichlicher Gestaltung des häuslichen Lebens überall hervor in ebenso gediegenem als schönem Hausgeräth, in üppigen Gelagen und unterhaltenden Vergnügungen, zu denen Gauklerbanden, Thierhetzen und Ringelrennen eben sowol Gelegenheit boten wie die dramatischen Aufführungen der Meistersinger oder der Lateinschüler. Dabei wurde die Pflege der alten Wehrhaftigkeit nicht vergessen. Wall und Graben mit Bastionen und Vorwerken ersetzten die alten Mauern, so an der Citadelle von Nürnberg nach Dürer's Entwurf, eine mächtige Artillerie — in Nürnberg 300 Geschütze — wurde zu ihrer Vertheidigung bereit gehalten. Die Waffentüchtigkeit der Bürger, bei dem friedlicheren Zustande des Landes selten mehr im Kriege erforderlich, erhielt sich doch durch die zahlreichen Schützenfeste, zu welchen nach bedeutenderen Städten oft aus weiter Ferne Hunderte von Schützen zusammenströmten. So waren 1573 in Zwickau 39 Orte vertreten, 1576 in Straßburg 10, 1586 in Regensburg 35, in Halle 1601 sogar 50 Städte. Man schoß mit Armbrust und Feuerrohr nach dem Vogel und der Scheibe, nicht selten um hohe Preise, Becher, Ketten und Geldprämien.

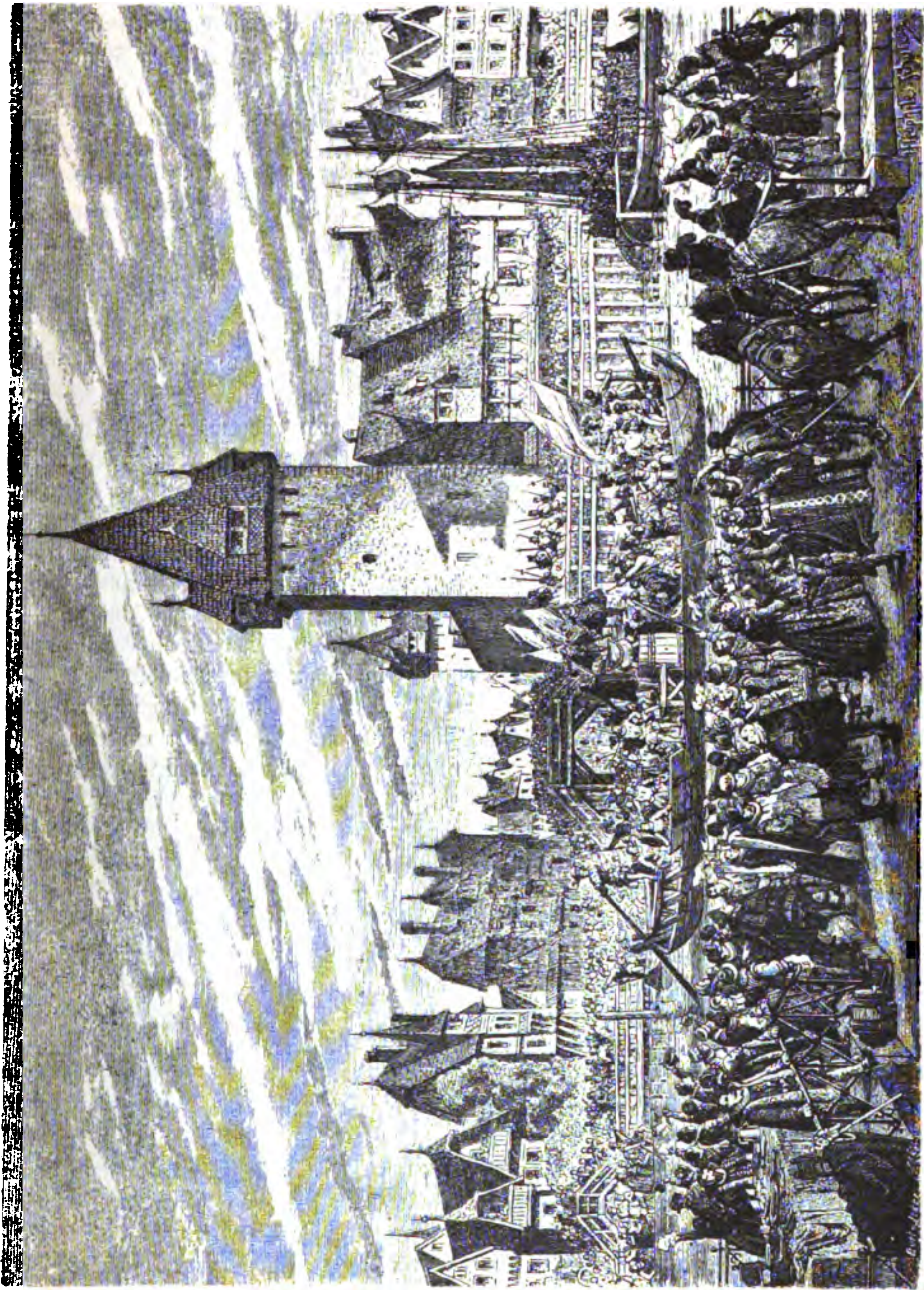
Unter großem Zulauf an Zuschauern und Gästen, die der Rath freigebig bewirthete, zwischen Kletterbäumen und Kegelbahnen, Markt- und Würfelbuden (hier spielte schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert der „Glückstopf", eine Art Lotto, die Hauptrolle), belebt von den Witzen und Spöttereien der „Pritschmeister" und Narren, währte ein solches Fest oft mehrere Wochen hindurch, Alles in jener harmlosen Fröhlichkeit, welche ein urkräftiges Volk im Gefühle seiner Tüchtigkeit empfindet. In seinem „Glückhaft Schiff" hat Johann Fischart durch Schilderung jener Fahrt der Züricher, welche zum Erweis alter Bundesfreundschaft und unverminderter Manneskraft, wie schon im Jahre 1456, vom Morgengrauen bis Sonnenuntergang durch Limmat, Aar und Rhein mit dem Topfe heißen Hirsebreies zum Straßburger Freischießen vom Jahre 1576 fuhren, ein treffliches poetisches Denkmal gesetzt.

Fürstliches und adeliges Leben. Daß die fürstlichen Höfe und der ihnen am nächsten stehende Adel die reicheren Einnahmen, die ihnen zuflossen, auch zu reichlicherem, zum Theil auch edlerem Lebensgenusse verwandten, versteht sich von selbst. Der Adel freilich konnte gewöhnlich nur dann daran Theil nehmen, wenn er, wie häufig geschah, Hofdienste nahm, denn seine eigenen Einkünfte waren gewöhnlich knapp, das Leben auf den Burgen meist arm und dürftig. Denn wenn man den überlasteten Bauern auch verstärkte Leistungen abzwingen konnte, so hinderten doch die schlechten Wege gewöhnlich die Verwerthung. An bessere Bewirthschaftung dachten nur Einzelne, wie z. B. Sebastian Schertlin von Burtenbach (S. 244, 293), und diese standen dann an Aufwand und Luxus hinter den städtischen Patriziern nicht zurück. Die Höfe wurden belebt durch Maskeraden in Nachahmung der italienischen Schäferspiele, Preisschießen, Ringelrennen, diese oft in mythologisch-allegorischem Aufzuge. Künstlerische und wissenschaftliche Interessen fanden hier und da verständnißvolle Pflege, die Bildung war unter dem Einflusse des Humanismus und des kirchlichen Interesses eine bessere, tiefergreifende, wenngleich einseitig theologische; bei vielen Fürsten ist ein gesteigertes Pflichtgefühl und berechnende Sorge für das Wohl des Landes zu beobachten. Gewissenloser Verschwendung und sittlicher Verderbniß unter der Decke höfischen Glanzes, wie sie bei den romanischen Höfen im Schwange gingen, begegnet man selten, vielmehr bewahrte das fürstliche Leben eine gewisse Einfachheit und Schlichtheit. Doch auch dunkle Schatten fehlen nicht. Bedenklicher als die übermäßige Vorliebe für die Jagden, besonders die rohen Hetzjagden, die Adel und Fürsten gleichmäßig theilten, war die wahrhaft ungeheuerliche Ausbildung eines altgermanischen Lasters, der Trunksucht, denen selbst tüchtigere Männer unterlagen. „Gestern abermalen voll gewest, das Trinken auf ein Vierteljahr verredt", also schrieb einmal Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, sonst ein trefflicher Herr, in sein Tagebuch, und Kurfürst Christian II. von Sachsen meinte Kaiser Rudolf II. nach längerem Besuche in Prag nicht besser danken zu können, als durch das Geständniß: „Ew. Majestät haben mich also wohl gehalten, daß ich keine Stunde am Tage nüchtern gewest." Und dies waren nicht etwa Ausnahmen, sondern die Regel. Das Trinken war geradezu ein nationales Leiden geworden, es verdarb die beste Manneskraft, es führte selbst fürstliche Herren in rettungslose Verschuldung, wie Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, der sich auf würdelosen Bettelfahrten im Reiche mit seinem getreuen Hofmarschall Hans von Schweinichen abenteuernd umhertrieb. Fast noch schlimmer jedoch, für



Johann Fischart.

die Zukunft der Nation geradezu ein Verhängniß, ist die klägliche Enge des Gesichtskreises, in dem die überwiegende Zahl der fürstlichen Herren und ihrer Beamten gebannt sind, die unvermeidliche Folge der deutschen Kleinstaaterei, die eine große Nation in Fetzen zerriß.



Die Hirsebreifahrt der Züricher nach Straßburg. Zeichnung von Theophil Schuler.

Ueber ihr kleines Gebiet, über die Interessen ihres Hauses, über das möglichst engherzig gefaßte kirchliche Bekenntniß reicht weder die Theilnahme, noch das Verständniß dieser Fürsten hinaus, Eigensinn und Rechthaberei, echt deutsche Charakterzüge, treten obendrein hinzu. Einen großen Gedanken zu fassen und festzuhalten, die ungeheuren Kämpfe, die ihre Zeit erschütterten, zu würdigen, zu ihnen Stellung zu nehmen, sind sie gänzlich außer Stande. Mit stumpfer

Gleichgiltigkeit, mindestens thatenlos standen die deutschen Protestanten dem Ringen ihrer Glaubensgenossen in den Niederlanden und Frankreich gegenüber. Zahlreiche deutsche Edelleute und Landsknechte beider Bekenntnisse fochten freilich überall mit, wo die Waffen zusammenschlugen: in Holland und Frankreich, das damals der „Kirchhof des deutschen Adels" hieß, wie andererseits in Rußland und Polen, ja in Sibirien, aber sie vergossen ihr Blut in fremdem Solde und für fremde Interessen. Die Fürsten rührten kaum einen Finger, wenn nicht gelegentlich die Kurpfalz ihre Glaubensgenossen in Frankreich unterstützte.

Kurfürst August wußte dem Oranier Wilhelm keinen bessern Rath zu geben als den: „Gegen Gewalt sollt Ihr Gott von Herzen bitten und ihm die Sach befehlen"; und mit vollem Rechte konnten die Niederländer über „die mehr als viehische Dummheit der Deutschen" klagen. Wenn die Fürsten so waren, wie hätte das Volk anders sein können? In diesem trägen Frieden, im Genusse des erworbenen Reichthums, dessen Wurzeln doch schon zu verdorren begannen, in dem Mangel jedes kräftigen Gemeingefühls sanken die Deutschen allmählich zu einer Nation von Kleinstädtern und Philistern herab.

Hexenverbrennung. Fast das Einzige, was die Massen noch in starke Bewegung zu setzen vermochte, waren kirchlich-theologische Fragen, und auf diesem Gebiete wieder griff ein alter, aus heidnischen, jüdischen und christlichen Vorstellungen wunderlich gemischter entsetzlicher Wahn wie eine verheerende geistige Seuche um sich, die zwar anderwärts auch ihre Opfer gefordert, doch nirgends so blind gerast hat wie in Deutschland, der Glaube nämlich, der Mensch könne in ein persönliches Verhältniß zum Teufel treten, indem er entweder vom Bösen „besessen" wurde, also ohne seine Schuld, oder einen förmlichen Bund mit ihm einging, und um den Preis von Zauberkünsten seine Seele verkaufte, oder endlich, indem er Gott förmlich entsagte und dafür zur Anbetung des Teufels und zur Buhlschaft mit ihm überging, um als Hexenmeister oder Hexe den Menschen durch böse Künste zu schaden. Seit Papst Innocenz VIII. diese Art der Verbindung mit dem Teufel mit den härtesten Strafen bedroht, damit also als unumstößliche Thatsache anerkannt hatte (1484), begann überall im Abendlande die Verfolgung der Hexen. Der berufene „Hexenhammer" (Malleus maleficarum) vom Jahre 1489 brachte mit deutscher Gründlichkeit den ganzen Wahnsinn in ein sozusagen wissenschaftliches System und gab den Richtern die nöthige praktische Anweisung. Ohne Zweifel handelten diese Hexenrichter meist im ehrlichen Glauben, andererseits aber haben oft genug die gemeinsten Beweggründe, wie Habsucht und Rachsucht, zu Anklagen wegen Hexerei geführt, da ein Theil der Habe der unglücklichen Opfer den Angebern zufiel, und die Anklage an sich schon fast rettungslos die Verurtheilung nach sich zog. Denn das geringste Anzeichen konnte den Verdacht erwecken, und jeder Unglücksfall konnte von einer Hexe herbeigeführt sein, das ganze Untersuchungsverfahren aber mit seinen scheußlichen Gefängnissen und seinen unsagbaren Folterqualen konnte, ja mußte die Unschuldigsten — und unschuldig waren sie ja Alle! — zum Geständniß selbst der abgeschmacktesten Dinge, also zur Verurtheilung bringen. Der dumpfe Fanatismus der bethörten Masse unterstützte überall die Mordlust, und Deutschland, zumal das protestantische, entflammte die Scheiterhaufen in einer Zahl, wie sie nur Spanien für die Opfer der Inquisition geschichtet hat, am ärgsten seit 1580. In Nördlingen wurden von 1590—1594 32 Zauberer und Hexen hingerichtet, in Rottweil binnen 30 Jahren 42, in 20 Dörfern um Trier binnen sieben Jahren 368, in Braunschweig 1590—1600 so viele, daß die Brandpfähle standen „wie ein kleiner Wald". Der Hexenrichter Remigius in Lothringen ließ binnen 10 Jahren 800 Hexen verbrennen! Der vereinzelte Widerspruch weniger Vorurtheilsfreien änderte nichts. Ueber ein volles Jahrhundert raste die Seuche, erst vor dem hereinbrechenden Lichte des Jahrhunderts der Aufklärung verging der finstere Wahn.

Literatur. Und mustert man nun das geistige Leben, so ist ein Erschlaffen der Volkskraft nach der gewaltigen Anspannung der Reformationszeit auch hier unverkennbar. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst leistet zwar die Architektur in Verbindung mit dem Kunstgewerbe Bedeutendes (s. S. 330, 336), dagegen haben Malerei und Bildhauerei in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts keinen großen Meister mehr aufzuweisen. Ihnen war unfraglich der

Protestantismus ungünstig. In der Literatur stirbt das historische Volkslied naturgemäß ab, denn Deutschland nahm keinen thätigen Antheil mehr an den großen Weltgeschicken, in der Lyrik überhaupt gedeiht nur noch das evangelische Kirchenlied. Sonst zeigt sich auf dem Gebiete des Dramas, der Lehrdichtung und der Satire ein frischeres Leben. Im Drama entwickelte sich dies weniger durch eigene Kraft, als unter dem Einfluß der Engländer, welche seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts als wandernde „englische Komödianten“ in ganz Deutschland heimische Stücke in prosaischer Uebersetzung dem deutschen Publikum vorführten.



Hinrichtungsscene aus Titus Andronicus. Zeichnung von Ludwig Burger.

Von ihnen angeregt schuf Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) zahlreiche Dramen, immer in Prosa, zuweilen englischen Mustern nachgebildet, in der Anlage nicht ohne Kunst, in der Charakterzeichnung mannichfaltig und keineswegs ohne Schärfe. Ihm gebührt auch das Verdienst, das erste deutsche Hoftheater gegründet zu haben. In seinen Bahnen wandelte gleichzeitig der Nürnberger Jakob Ayrer (gest. 1605), der in seinen Dramen biblische, antike und deutsch-sagenhafte Stoffe verwendet, in Bau und Charakteristik den

Engländern nachstrebt, auch so wenig wie Heinrich Julius die „lustige Person“ einzuführen vergißt. Doch wahrhaft geniale Begabung entfaltete damals nur ein deutscher Schriftsteller, Johann Fischart aus Mainz (geb. vor 1550, gest. 1589). So viel wir von seinem Leben wissen — und es ist wenig — genoß er seine Schulbildung in Worms, studirte in Heidelberg und Siena, erwarb sich durch Reisen in Süd- und Westdeutschland, in Frankreich, England, Holland ausgebreitete Kenntniß des Lebens und der Literatur jener Länder und gründete dann mit seinem Schwager Bernhard Jobin eine Druckerei in Frankfurt. Aber schon 1576 taucht er in Straßburg auf, 1581 war er Advokat am Reichskammergericht in Speyer, ein paar Jahre später Hohenfels-Riplingischer Amtmann zu Forbach in Lothringen, als welcher er auch gestorben ist. Wenn von seinem Leben so wenig Sicheres bekannt ist, so trägt er selber im Grunde die Hauptschuld, denn er hat mit seinem Namen förmlich Versteckens gespielt. Fast niemals nennt er sich Fischart, sondern Wisart, Guischart, Jesuwalt Pickhardt oder von seiner Vaterstadt Menzer (d. i. Mainzer), Reznem u. s. f. Schon in diesen Verdrehungen zeigt sich eine Gabe, durch die er in der deutschen Literatur geradezu einzig dasteht: seine Sprachgewandtheit. Als Meister in kühnen und überraschenden, oft sehr glücklich und komisch wirkenden Wortbildungen hat er nicht Seinesgleichen gehabt, nicht minder gewandt handhabt er Versmaß und Reim. Nach dem inneren Werthe betrachtet, spricht aus seinen Schriften überall ein tiefer, scharfer und beweglicher Geist, ein tüchtiger mannhafter Charakter und umfassende Kenntniß. Und wie mannichfach sind die Töne, die er anzuschlagen versteht! Rein lyrisch sind Gedichte wie das „Lob der Lauten“ und die treffliche warmpatriotische „Ermahnung an die lieben Teutschen“, wie seine Bearbeitungen von Psalmen, episch seine lebendige Erzählung vom „Glückhaft Schiff von Zürich“, lehrend tritt er auf in der „Ermahnung zur Kinderzucht“. Am bedeutendsten jedoch erscheint er als Satiriker, der größte, den Deutschland gehabt hat. Sein ganzer Haß gilt der katholischen Reaktion. Sie bekämpft er in der grimmigen Satire, welche das „Jesuitenhütlein“ als die ausgesuchteste Erfindung des Teufels selber darstellt (1580), und im „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms und seiner Hummelszellen“. Gegen die Mißstände der Zeit überhaupt richtet sich die „Affentheuerliche naupengeheuerliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rathen der Helden und Herren Grandgoschier, Gorgellantua und Pantagruell“ (zuerst 1575), eine erweiternde, ganz freie Bearbeitung des ersten Buches von Rabelais' „Gargantua“ (s. S. 414); den wüsten Aberglauben an astrologische Prophezeiungen verspottet „Aller Practick Großmutter“ (1572); voll derben drastischen Humors und drolligster Erfindung ist die „Flöhhatz“.

Fischart war der letzte große volksthümliche Dichter, welchen Deutschland vor dem Beginn der zweiten klassischen Literaturperiode (im achtzehnten Jahrhundert) gehabt hat. Mit der Abschwächung der Volkskraft und dem Ueberwuchern der gelehrten Bildung hörte auch die Literatur auf, volksthümlich zu sein, und wie auf staatlichem und kirchlichem Gebiete die Nation dem fremden Einfluß verfiel, so erlag sie ihm auch in ihrer Dichtung.

Fortschritte und Hemmungen des Protestantismus
unter Ferdinand I. und Maximilian II.

Lage des Reiches nach dem Religionsfrieden. Wenn Deutschland, rings von lodernden Kriegsbränden umgeben, daheim sich des Friedens und sogar verhältnißmäßigen Gedeihens erfreute, so gebührte das Verdienst daran keineswegs dem Augsburger Religionsfrieden und der Reichsverfassung. Jener hatte die wichtigste Frage, die nämlich über die kirchliche Zukunft der geistlichen Fürstenthümer, zwischen beiden Parteien streitig gelassen und die kirchlichen Verhältnisse der Reichsstädte willkürlich auf einem Punkte festgeschraubt, auf welchen sie kurz vorher nur durch harten Zwang gegen die protestantische Mehrheit gebracht war (s. S. 306). Die Lage war um so verworrener, als nach wie vor der Kaiser, welcher reichsgesetzlich zum Schutze des Religionsfriedens verpflichtet war, sowie die geistlichen Fürsten, die ihn gleichfalls anerkannt hatten, an die Bestätigung ihrer Würden durch das Papstthum gebunden blieben,

asselbe Papstthum, das doch gegen den Religionsfrieden noch immer protestirte! Andererseits war die kaiserliche Gewalt durch die Vereinigung der Kurfürsten (s. S. 320) und die jetzt erst wirksam werdende Kreisordnung aufs Neue beschnitten, denn nach der letzteren wurden die seit 1521 eingerichteten (siehe S. 160) zehn Reichskreise (der österreichische, bayerische, fränkische, schwäbische, ober- oder kurrheinische, niederrheinische, burgundische, westfälische, nieder- und obersächsische) entsprechend der Verfassung des Reichs mit Kreisständen und Kreistagen, welche die „kreisausschreibenden Fürsten“ beriefen und leiteten, ausgestattet und vor Allem für die Ausführung der kammergerichtlichen Urtheile, auch für gegenseitige Kriegshülfe, also besonders zu militärischen Zwecken bestimmt und somit als selbständige, der unmittelbaren Einwirkung des Kaisers entzogene Verbindungen hingestellt, immerhin ein Fortschritt gegenüber der früheren grenzenlosen Zerfahrenheit, aber auch ein Sieg der reichsfürstlichen Selbständigkeit. Trübe genug sahen die Zeitgenossen in die Zukunft; „ohne Gottes besondere Hülfe“, so urtheilt ein brandenburgischer Staatsmann, „ist es unmöglich, daß das Reich nur noch eine kleine Zeit also bestehe.“

Ferdinand I. und sein Haus. Wenn es zunächst besser kam, als wohl erwartet wurde, so ist das in erster Linie das Verdienst der beiden ersten Nachfolger Karl's V., in zweiter die Folge der Schwäche der katholischen Partei. Kaiser Ferdinand I. (1558—1564) stand dem deutschen Wesen Anfangs nicht minder fremd gegenüber, wie sein älterer Bruder, denn er war in Spanien erzogen und lernte das Deutsche nur schwer, doch seine Stellung als Regent deutscher Lande, und seit 1531 auch römischer König, der fortwährende, namentlich später immer engere Verkehr mit deutschen Fürsten, endlich auch der feindliche Gegensatz, in welchen er zu seinem Bruder durch dessen Bemühungen um die Kaiserwahl Philipp's II. gerieth (s. S. 307), alles Das machte ihn mehr und mehr zum Deutschen. Persönlich strenger Katholik, wies er doch Alles, was wie Fanatismus aussah, von sich, er bemühte sich noch in Trident eifrig um eine Annäherung an den Protestantismus (s. S. 345) und hat in seinen Erblanden, freilich auch durch die Rücksicht auf die beständig drohende Türkengefahr bestimmt, Anwendung kirchlichen Zwanges möglichst vermieden. In solcher Haltung bestärkten ihn noch die Schwierigkeiten, welche Rom in der Anerkennung seiner Kaiserwürde ihm bereitete; erst Papst Pius IV. ließ sich nach langen Verhandlungen dazu herbei (Februar 1560). Persönlich freundlich und leutselig, mäßig und haushälterisch, in glücklicher Ehe mit der gleichgesinnten Anna von Ungarn verbunden (s. S. 112), genoß er verdienter Beliebtheit und besaß Söhne, die ihm in vielen Stücken glichen, obwol ihm zwei derselben schwere Sorge machten.

Sein Liebling, der zweitgeborene Ferdinand (geb. 1529), Statthalter von Böhmen, kreuzte die Vermählungspläne des Vaters durch die heimliche Ehe mit der schönen Philippine Welser von Augsburg (1557), die, jahrelang auf Schloß Bürglitz verborgen, erst 1561 das Geheimniß brach und durch ihre Bitten und Thränen die Verzeihung und Genehmigung des erzürnten Kaisers erlangte, obwol ihren Kindern Ebenbürtigkeit und Erbrecht versagt blieb.

Zum Nachfolger war vom Anfang an der älteste Sohn, Maximilian II. (geb. 1527), bestimmt. Doch dieser, lebendigen und empfänglichen Geistes, wurde frühzeitig für den Protestantismus gewonnen, hatte 1554—1560 den Tiroler Pfauser als Hofprediger, verkehrte mit Führern der evangelischen Bewegung in Oesterreich, wie mit lutherischen Reichsfürsten, namentlich Christoph von Württemberg, und versöhnte sich auch 1561 nur äußerlich mit dem erzürnten und bestürzten Vater, ohne seine Herzensmeinung aufzugeben. Den offenen Uebertritt hat er freilich niemals gewagt, gefesselt durch die Rücksicht auf den nun einmal katholischen Charakter des Kaiserthums und die spanische Verwandtschaft; war er doch selbst mit Maria, Philipp's II. Schwester, vermählt, und gab diesem wieder 1570 seine eigene Tochter Anna zur Ehe. — Sein Sinn war eher auf Vermittlung und Ausgleich gewandt, auf ehrliche Duldung, wie er denn einmal an seinen vertrauten Feldherrn Lazarus von Schwendi schrieb: „Religionssachen wollen nicht mit dem Schwerte gerichtet und behandelt sein.“ Die lebhafte Abneigung gegen Spanien und alles Spanische befestigte ihn noch mehr in dieser Auffassung, die seiner natürlichen Milde und der Einsicht in die Folgen eines offenen Religionskrieges ohnehin entsprach. Freilich konnte sie in dieser Zeit, wo nur Der auf Erfolge rechnen durfte, der in dem Kampfe

unversöhnlicher Gegensätze entschieden Partei ergriff, nur zu unentschiedenem Schwanken zwischen den Parteien führen, die keine befriedigte, vielmehr jede verletzte.

Lage des deutschen Protestantismus. Immerhin war der gemäßigte Sinn der beiden nächsten Nachfolger Karl's V. für die Sache des deutschen Protestantismus ein Glück, wenn er die Gunst der Lage zu benutzen verstand. Von den größeren weltlichen Fürstenthümern waren nur noch Bayern und Oesterreich der Form nach katholisch; das nächste Ziel mußte sein, die Reichsstädte und die geistlichen Stiftslande zu gewinnen. Und so wuchtig wirkte in den nächsten Jahren nach dem Religionsfrieden das Uebergewicht des Protestantismus, daß trotz der Schranken, welche der Religionsfriede hatte aufrichten wollen, die Reichsstädte, denen Karl V. das Augsburger Interim aufgezwungen hatte, eine nach der andern mit oder ohne Duldung des Katholizismus zum Lutherthume übergingen: 1553 Donauwörth, 1565 Hagenau, 1566 Wimpfen, 1570 Dortmund, 1575 Aalen und Kolmar u. s. f. In den Städten: Straßburg, Eßlingen, Reutlingen und in dem thüringischen Mühlhausen erfocht der Protestantismus die Alleinherrschaft, so daß von den etwa 60 Reichsstädten weitaus die meisten ihm huldigten. Aber dies Alles waren nur thatsächliche Erfolge, welche die Katholiken nicht anerkannten.



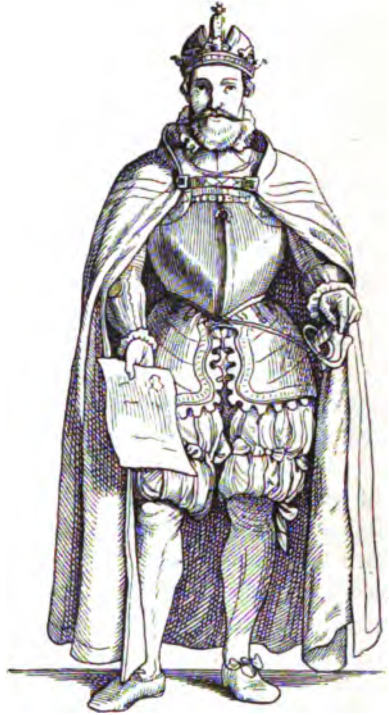
Ferdinand I., römisch-deutscher Kaiser. Nach Johann Ender's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Viel verwickelter noch lagen die Dinge in den geistlichen Reichsfürstenthümern. Da sie von den fürstlichen und adeligen Geschlechtern schon längst als Versorgungsanstalten für ihre jüngeren Söhne angesehen wurden (s. S. 81), so wollten auch die Protestanten keineswegs auf sie verzichten, ohne sie doch in weltliche, d. h. erbliche Fürstenthümer verwandeln zu wollen, denn das hätte eben nur wenigen bestimmten Familien Gewinn gebracht, und sie glaubten an der Bewerbung auch durch die strengste Auslegung des geistlichen Vorbehalts nicht gehindert zu sein, denn dieser erkläre zwar einen Bischof, der zum Protestantismus überträte, seiner Stelle für verlustig, verbiete aber keineswegs die Wahl eines Protestanten. So drangen in die norddeutschen Stifter, deren Domkapitel und Unterthanen schon lange meist lutherisch waren, überall evangelische Bischöfe oder „Administratoren" ein. Magdeburg, seit 1513 fast erblich mit dem Kurhause Brandenburg verbunden, Halberstadt, Minden, Verden, Bremen, Lübeck wurden ganz evangelisch, in Osnabrück wechselten katholische und lutherische Landesherren, nur noch in Hildesheim, Paderborn, Münster und Lüttich erhielten sich ungestört katholische Bischöfe. Die erforderliche kaiserliche Bestätigung der Administratoren erfolgte meist anstandslos, da wenigstens Kaiser Maximilian II. sich der protestantischen Auslegung des geistlichen Vorbehalts anschloß; über den Mangel der gleichfalls nothwendigen päpstlichen Anerkennung sah man hinweg, und bis 1582 nahmen diese Herren ungehindert auch an den Reichstagsverhandlungen Theil. Aehnliches vollzog sich in den noch ungleich zahlreicheren mittelbaren Bisthümern und Klöstern, deren Verwendung zu weltlichen Zwecken (Säkularisirung) nach 1552 erst recht begann, wiewol der Religionsfriede den Protestanten nur die bis dahin eingezogenen zugestanden hatte. So wurden z. B. bis gegen 1600 im Bisthum Halberstadt 7, in Hildesheim 17, in Braunschweig 52, in beiden sächsischen Kreisen 120, in der Kurpfalz 300 säkularisirt.

Wie unsicher und unnatürlich war doch aber diese Lage! Die augenblicklich schwache katholische Partei duldete die Administratoren nur, weil sie eben die Einsetzung derselben nicht hindern konnte, ohne doch den Zustand anzuerkennen. Erlangte sie jemals die Uebermacht,

dann blieben voraussichtlich die Administratoren keinen Augenblick länger auf ihren Stühlen, und was mehr bedeutete, die Stiftslande verfielen der gewaltsamen katholischen Reaktion.

Das schien nun freilich im weiten Felde zu liegen, denn selbst die Stiftslande, welche katholische Bischöfe behielten, ließen sich der neuen Lehre nicht verschließen. In Münster gab es fast nur verheirathete Priester, in Salzburg forderten auf einmal vier Bezirke den Laienkelch, im mainzischen Eichsfeld, im Trierschen, in Fulda gab es zahlreiche Evangelische. Doch noch mehr: auch die ausgedehnten Landschaften der bayerischen Wittelsbacher und der Habsburger hatten sich bereits dem Protestantismus geöffnet. In Bayern war das Lutherthum so stark, daß im Jahre 1556 Herzog Albrecht V. (1528—1579), obwol selbst streng katholisch und durch die Vermählung mit Anna Kaiser Ferdinand's Schwiegersohn, dem Adel und den Städten auf ihre Forderung das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zugestand und Aussicht auf evangelische Seelsorger eröffnete. Freilich wurde hier diese Bewegung sehr bald zurückgedrängt. Denn die Städte wurden lau, unterstützten deshalb die im Jahre 1563 gestellte Forderung des Adels um Freigebung der Augsburgischen Konfession nicht ernstlich, und als vollends eine Anzahl Edelleute sich in eine, wie es scheint, nicht unbedenkliche Verschwörung gegen den Herzog einließ, der Graf Joachim von Ortenburg aber sein kleines Gebiet auf eigene Hand zu reformiren begann, da gab dies für Albrecht den Grund zu entschiedenem Einschreiten. Er belegte Ortenburg mit Beschlag und schloß die am meisten Verdächtigen vom Landtage aus, so daß schon der nächste 1565 ganz ruhig verlief. Noch um 1570 hielt jedoch ein großer Theil des Adels zäh am Lutherthume fest.



Kaiser Maximilian II. Nach Alfred Rethel's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Der Protestantismus in Deutsch-Oesterreich. Noch viel bedeutender erscheint die evangelische Bewegung in Oesterreich mit seinen böhmischen und ungarischen Gebieten. Wie selbstherrlich hier die Stände, besonders der Adel, dem Landesfürsten gegenüberstanden, wie wenig dieser also Einfluß auf sie hatte, ist schon früher erwähnt worden (s. S. 80, 226). Wenig änderten daran die Einrichtungen, die Ferdinand I. traf, um durch eine strengere Einheit mancher Verwaltungszweige die böhmischen und österreichischen Lande, die bisher nur die Person des Herrschers zusammenhielt, fester unter sich zu verknüpfen. Dem Hofkriegsrath vertraute er 1556 die Leitung der militärischen Angelegenheiten an, der Hofkammer die Verwaltung der Finanzen für Hofhalt, Krieg und Auswärtiges, die Oberleitung überhaupt, namentlich die Vorbereitung der Vorlagen an die Landtage, dem Geheimen Rath. Da dies jedoch weder die Rechte der Landtage, noch die selbständige Polizei- und Gerichtsgewalt der Städte und Grundherren berührte, so konnten beide ziemlich ungestört „reformiren". — Zum letzten Male auf Jahrhunderte nahmen damals die Deutschen Oesterreichs am geistigen Leben Deutschlands lebendigen Antheil. Wie überall wirkten religiöse Ueberzeugung, Widerwille gegen die sittliche Verwahrlosung der Geistlichkeit und Aussicht auf Gewinn an Kirchengut wie an Einfluß zusammen. Der Adel, in diesen Landen von Alters her besonders mächtig, ging hier den Städten noch voran, Prediger aus dem Reiche förderten die Bewegung, die rasch auch in die Klöster eindrang. In Niederösterreich ergab eine Berechnung vom Jahre 1549, daß 268 Ortschaften protestantisch seien, in Wien unterblieb seit diesem Jahre die Fronleichnamsprozession, eine Reihe der bedeutendsten Adelsgeschlechter, die Starhemberg, Roggendorf, Hardegg, Rosenburg u. a., waren dem neuen Glauben ganz oder in einzelnen Gliedern ergeben. Oberösterreich konnte unter Maximilian II. für

ein protestantisches Land gelten: die sieben landesfürstlichen Städte waren alle evangelisch, von den Edelleuten nur einer noch katholisch, die meisten Klöster ohne Aebte, die Pfarrer und Mönche überwiegend verheirathet. In Steiermark bezeugt ein Visitationsbericht von 1528 den scharenweisen Austritt der Ordensgeistlichen; eines der ältesten und berühmtesten Klöster des ganzen Landes, Admont im Ennsthale, erhielt 1545 einen lutherischen Abt. In den meisten Städten und Märkten ging die Bürgerschaft zum Lutherthum über, so daß z. B. in Graz im Jahre 1564 unter 15,000 Einwohern, den Hof mit eingeschlossen, nur etwa 200 Katholiken lebten; unter dem Adel ragen durch energische Förderung der neuen Lehre Hans von Ungnad und die Brüder Friedrich und Adam Ferdinand Hofmann, Herren des prächtigen Schlosses Strechau bei Rottenmann, hervor, die überall auf ihren Gütern evangelische Geistliche einsetzten und sogar an die Gründung einer lutherischen Superintendentur dachten. Im Jahre 1541 zeigten sich die Stände bereits überwiegend reformationsfreundlich und übergaben dann 1553 die Landesschule in Graz dem eifrigen Lutheraner Balthasar Elster (Pisca), der freilich bald ausgewiesen wurde. Nach Kärnten drang die neue Lehre besonders durch Salzburgische Bergknappen. Zuerst nahm Villach sie auf (1526), dann folgten Klagenfurt, St. Veit und die übrigen Städte; schon 1528 galten die Landesbeamten meist für protestantisch, im Jahre 1563 gründeten die Stände eine evangelische Landesschule. Im überwiegend slovenischen Krain knüpfte sich an die Fortschritte des Protestantismus das Erwachen einer slovenischen Literatur. Ihr Begründer war Primus Truber (1508—1586), welcher freilich immer nur vorübergehend in Laibach sich behaupten konnte, dafür in Schwaben feste Stellung fand und unterstützt durch Hans von Ungnad die slovenische Bibelübersetzung zustande brachte (erschienen 1584 in Wittenberg). Der gegebene Anstoß wirkte dann weiter bis nach Görz, Triest und Kroatien hinein. In Tirol konnte sich nach dem Ende des Bauernkriegs (s. S. 194) das Lutherthum nur noch in wenigen Städten, wie Meran und Sterzing, behaupten, dafür fand die schwärmerische Sekte der Wiedertäufer weit und breit Anhang und konnte auch durch die blutigste Verfolgung, welcher mehr als 1000 Menschen zum Opfer gefallen sein sollen, nicht gebrochen werden. Noch 1561 kam hier ein gefährlicher Bauernaufruhr zum Ausbruch.

König Ferdinand I. stand der mächtigen protestantischen Bewegung rings um ihn so gut wie machtlos gegenüber. Zwar den ständischen Forderungen auf Religionsfreiheit widerstand er, er rief die Jesuiten nach Wien (1551) und übergab ihnen ein Gymnasium; da aber schon der Hinblick auf die drohende Türkenmacht im Osten jedes scharfe Einschreiten unmöglich machte, so bemühte er sich in Rom um so mehr um Zugeständnisse, namentlich der Priesterehe und des Laienkelchs, ließ auch die Tridentiner Beschlüsse niemals verkündigen. Den Evangelischen noch viel günstiger war die Haltung Maximilian's II. Gleich im Jahre 1565 entzog er den Wiener Jesuiten das 1560 gegründete Seminar für die adelige Jugend und übergab es den Ständen, 1568 versprach er dem Adel freie Religionsübung, wenn er sich über eine Kirchenordnung einigen könne, und als diese Bedingung erfüllt war, gewährte er im Januar 1571 dem niederösterreichischen, im Dezember auch dem oberösterreichischen Adel das schriftliche Versprechen freier Religionsübung auf seinen Gütern, im Geheimen auch die Erlaubniß zur Errichtung eines Konsistoriums und einer Superintendentur. Den Städten aber blieb das Gleiche versagt, und so gewannen in den beiden Erzherzogthümern die kirchlich-protestantischen Verhältnisse keinerlei Festigkeit, hingen vielmehr von der Willkür des jeweiligen Landesfürsten ab.

Der Protestantismus in den böhmischen Landen. In Böhmen lagen die Verhältnisse etwas anders. Hier bildeten, neben den erst später auftretenden Lutheranern, die hussitischen Utraquisten eine verfassungsmäßig anerkannte Kirchengemeinschaft, gegen die also auch ein streng katholischer Landesherr nicht einschreiten durfte, einflußreicher jedoch waren die nur geduldeten Brüdergemeinden mit ihrem Hauptsitz in Jungbunzlau. Sie traf deshalb nach der Niederwerfung des Aufstandes von 1547 besonders der Zorn Ferdinand's, in großen Scharen wanderten sie damals nach Polen aus (s. S. 621), ihr Führer Augusta wurde auf Bürglitz gefangen gesetzt. Erst mit Maximilian's Regierungsantritt kamen bessere Zeiten. Augusta wurde entlassen, die Privilegien der Utraquisten thatsächlich aufgehoben, bis endlich der Kaiser

trotz der Vorstellungen der Utraquisten den böhmischen Brüdern und den Lutheranern die mündliche Versicherung freier Religionsübung gab, und ihnen die Einsetzung von 15 „Glaubensdefensoren“ aus den drei Ständen erlaubte (2. September 1575). Seitdem wurde Böhmen rasch ein überwiegend evangelisches Land, wo von den landesfürstlichen Städten nur noch Budweis und Pilsen am Katholizismus festhielten. Die Jesuiten, seit 1555 in Prag angesiedelt, vermochten damals noch keinen besonderen Einfluß zu gewinnen. Im stammverwandten Mähren herrschte der Protestantismus unter dem Adel derartig, daß im Jahre 1550 der Landeshauptmann Wenzel von Ludaniz dem König Ferdinand ins Gesicht sagte, eher werde Mähren in Feuer und Asche aufgehen, bevor es Gewalt in Glaubenssachen dulde. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts bekannte sich von sämmtlichen „Herren“ des Landes nur noch einer zum Katholizismus. Mit dem Eindringen der neuen Lehre blühte zugleich eine einheimische Bildung auf; die Kralicer Bibelübersetzung gewann für die tschechische Sprache ähnliche Bedeutung wie die Lutherische für die deutsche, und die Herrensitze der Zierotin, Rosenberg, Pernstein, Dietrichstein u. a. wurden kleine Sammelplätze für Gelehrte und Künstler, wie seit Rudolf II. der Prager Hradschin im größeren Maßstabe einer war. Wie sehr in den überwiegend deutschen Nebenlanden der böhmischen Krone das Lutherthum um sich gegriffen hatte, ist bereits erwähnt worden (s. S. 182). Selbst in den Landschaften Schlesiens, welche dem Kaiser als König von Böhmen unmittelbar unterstanden (Schweidnitz, Jauer, Glogau, Oppeln, Ratibor), und im Fürstbisthum Breslau war nicht zu verhindern, daß die meisten Grundherren und Städte eigenmächtig reformirten. In der Oberlausitz behauptete sich zwar in Bautzen ein Domkapitel, sonst aber blieb nur die Bevölkerung in der unmittelbaren Umgebung der beiden Klöster katholisch. Wie nun diese raschen Fortschritte des Protestantismus trotz des katholischen Landesherrn nur aus dem sehr hohen Maße von Selbständigkeit, das Adel und Städte überall genossen, erklärlich sind, so wurde dieselbe durch den Uebergang zur neuen Lehre noch erheblich erweitert. Denn mit ihm warfen Stadtgemeinden und Edelleute die bischöfliche Gerichtsbarkeit ab, sie gewannen das Patronat über ihre Pfarrstellen und auch einigen Antheil am Kirchengute. Doch eben diese Verbindung mit der „Freiheit“ (Libertät) der Stände sollte dem österreichischen Protestantismus verhängnißvoll werden.

Der Protestantismus in Ungarn und Siebenbürgen. Noch viel weniger als in den deutsch-böhmischen Landen konnten die Habsburger dem Eindringen des Protestantismus in Ungarn entgegentreten. Ueber den größten Theil des Landes hatten sie seit 1529 gar keine Gewalt, Siebenbürgen schwankte zwischen türkischer und österreichischer Oberlehnshoheit, und was im Norden und Westen noch die Herrschaft Habsburgs anerkannte, das wollte sehr schonend behandelt sein, wenn man nicht den Abfall zu den Türken riskiren wollte. So ergriff das Lutherthum zunächst die deutschen Städte Nordungarns. Evangelische Lehranstalten, die erste in Bartfeld, traten ins Leben, junge Deutsch-Ungarn gingen nach Wittenberg, Jena und Tübingen, und nicht wenige Deutsche aus dem Reich fanden in Ungarn lohnende Stellung. Bereits im Jahre 1549 verständigten sich die fünf königlichen Freistädte Oberungarns (s. S. 226 f.) über ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß; zehn Jahre später folgten die sogen. Bergstädte ihrem Beispiel; auch der magyarische Adel, durch die königliche Gewalt überhaupt nur sehr wenig beschränkt, ging in großer Zahl zum Lutherthum über, ein Nadasdy errichtete in Ofen die erste protestantische Buchdruckerei. Indeß seit etwa 1543 wandten sich die Magyaren, zum Theil aus Abneigung gegen das Deutschthum, unter der Führung des Matthias Biró von Deva in solcher Menge dem Calvinismus zu, daß derselbe fortan in Ungarn der „magyarische Glaube“ im Gegensatz zum „deutschen Glauben“, dem Lutherthume, hieß. Ganz ähnlich gestalteten sich die Dinge in Siebenbürgen. Hier traten bei den Sachsen schon seit 1522 lutherische Prediger auf, 1529 war Hermannstadt ganz protestantisch und verdrängte die wenigen Katholiken als Anhänger Zapolya's, 1530 folgte Kronstadt, wo seit 1533 der in Wittenberg gebildete Johann Groß, genannt Honter, tiefgreifende Wirksamkeit entfaltete. Schon im Mai 1543 hatte zu Mediasch eine lutherische Synode der Sachsen die neue treffliche Kirchenordnung beschlossen, 1544 forderte der sächsische Landtag die noch katholischen Gemeinden

zum Uebertritt auf. Daß der magyarische Adel auch hier dem Calvinismus zufiel, hinderte wenigstens Anfangs nicht das Zusammengehen und das Eintreten der Gesammtlandtage für die Religionsfreiheit Aller; erst 1564 trat die völlige Trennung beider Bekenntnisse ein.

Alles in Allem betrachtet, waren die Lande der Habsburger um 1570 nicht viel weniger protestantisch als das eigentliche Deutschland. Der regste geistige Verkehr bestand zwischen ihnen und den Deutschen im Reiche, und überall knüpfte sich an die Aufnahme der neuen Lehre die energische Förderung höherer Bildung. Sieben Zehntel aller Deutschen, fand im Jahre 1557 der Venetianer Badoero, seien dem Lutherthume zugethan, nur ein Zehntel katholisch geblieben, die beiden anderen verschiedenen Sekten zugefallen. Einsichtige Katholiken zweifelten damals nicht, daß Deutschland in Kurzem der römischen Kirche völlig verloren sein werde. — Warum ist das nicht geschehen, warum konnte eine gewaltsame Reaktion in ganz Oesterreich und großen Theilen Deutschlands den Protestantismus beinahe ausrotten, und damit zugleich auf Jahrhunderte das geistige Band zerreißen, welches die Deutschen im Reiche und in den habsburgischen Erblanden mit einander verknüpfte?

Ziele der protestantischen Politik. Eine thatkräftige, zielgerechte Politik der Protestanten mußte vor Allem die Aufhebung der Beschränkungen für die Reichsstädte und die Beseitigung des geistlichen Vorbehalts, die „Freistellung“ des Bekenntnisses in den geistlichen Fürstenthümern erstreben. Damit wären die willkürlich aufgerichteten Schranken, die den natürlichen Fortschritten des Protestantismus entgegenstanden, gefallen und die völlige Freiheit des protestantischen Bekenntnisses in Bayern und Oesterreich nicht mehr zu verhindern gewesen. Das Uebergewicht der Lutheraner und die Gesinnung des regierenden Kaisers forderten gleichmäßig auf, diesen Weg zu betreten. Freilich hätte dazu eine entschlossene, kluge Leitung und große Einigkeit der protestantischen Reichsstände gehört.

Kursachsen unter Kurfürst August. An der ersteren schien es in der That nicht fehlen zu können. Denn Kursachsen, in welchem seit dem Beginn der Reformation die protestantischen Deutschen den führenden Staat zu sehen gewöhnt waren und das unter Moritz sich besser als jemals dieser Aufgabe bewußt gezeigt hatte, stand damals an Wohlstand und Kultur allen deutschen Landen entschieden voran und erfuhr obendrein durch Kurfürst August (1553—1586) noch sehr erhebliche Vergrößerungen. Zunächst gelang 1559 die Erwerbung des jetzt noch sächsischen Vogtlandes, das schon einmal als böhmisches Lehn seit 1466 im Besitz der Wettiner gewesen war. In der Kapitulation von Wittenberg (s. S. 301) übertrug jedoch König Ferdinand von Böhmen das Gebiet, welches Johann Friedrich durch „Untreue“ verwirkt habe, an Heinrich V. von Reuß-Plauen, welcher ihm als Staatskanzler die bedeutendsten Dienste geleistet hatte. Da indeß Heinrich schon im Jahre 1554 starb und sein älterer Sohn und Nachfolger Heinrich VI. zu seinen eigenen verschwenderischen Neigungen auch noch die beträchtlichen Schulden des Vaters ererbte, so sah er sich bereits 1559 genöthigt, das Gebiet um 63,000 Gulden an Kurfürst August zu verpfänden, und nach seinem Tode war sein Bruder gezwungen, es um 110,000 Gulden rechtsgiltig an Kursachsen zu überlassen (1569). Der gothaische Krieg (s. S. 669) brachte dem Kurfürsten die pfandweise Erwerbung des Neustädter Kreises. Im nördlichen Thüringen legte er im Jahre 1570, und zwar im Einvernehmen mit Magdeburg, Beschlag auf den lehnsabhängigen Besitz der älteren Mansfeldischen Grafenlinie, die durch vielfache Theilungen und unverständigen Aufwand immer tiefer in Schulden (mehr als zwei Millionen Gulden) gerathen war.

Im Süden des Landes erwuchs ihm wenigstens eine Anwartschaft auf Theile der ansehnlichen Grafschaft Henneberg nach einem Erbvertrage, den Kaiser Maximilian II. im Jahre 1572 bestätigte. Sehr werthvoll endlich war die Erwerbung der Administration der drei sächsischen Bisthümer, nach denen die wettinische Politik schon längst gestrebt hatte, Merseburgs 1561, Naumburgs 1564 und Meißens 1581. Der Verzicht auf das Burggrafenamt im Erzstift Magdeburg (1579) legte doch dem Kurfürsten keine Gebietsabtretung auf.

Die umfänglichen Landschaften, welche er so unter seiner Herrschaft vereinigte, bildeten freilich noch keineswegs einen wirklichen Staat. Wie jedes Gebiet seine besonderen Stände

beibehielt, so wurde jedes auch durch gesonderte Regierungsbehörden verwaltet; der „Hofrath“, welchen Kurfürst Moritz im Jahre 1547 als oberste Gerichts- und Verwaltungsbehörde eingesetzt hatte, erstreckte seine Wirksamkeit nur über die Erblande. Doch tritt ein auf die Zusammenfassung der Gewalt gerichtetes Bestreben August's deutlich hervor. Ein Appellationsgericht entstand im Jahre 1559, und die „Konstitutionen“ von 1572, mit Benutzung des römischen Rechts ausgearbeitet, sollten die Herstellung eines einheitlichen Rechtes an Stelle der zahlreichen örtlichen Gewohnheitsrechte anbahnen.

Doch die bedeutendsten Leistungen des Kurfürsten liegen auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, welche er, überall persönlich eingreifend, mit seiner Gemahlin Anna in einsichtigster und thatkräftigster Weise gefördert hat. Die Krongüter wurden planmäßig vermehrt und mustergiltig bewirthschaftet, die nutzbaren Hoheitsrechte (Regalien) durch sorgfältige Forstwirthschaft, mit welcher eine großartige Flößerei sich verband, und durch eine glänzende Entwicklung des Bergbaues auf Silber, Kobalt, Steinkohlen und Salz — 1573 erschien eine Bergordnung — zu den ergiebigsten Einnahmequellen gemacht. Die kursächsische Münze war weit und breit wegen ihrer Solidität anerkannt. Um die Tuchmacherei zu heben, zog der Kurfürst auswärtige Meister ins Land und verbot die Wollausfuhr, wie er denn überhaupt sein Gebiet wirthschaftlich möglichst abzuschließen suchte. Für das arme Erzgebirge war die Erfindung der Spitzenklöppelei durch Barbara Uttmann in Annaberg (1561) eine große Wohlthat. Nimmt man nun hinzu, daß Kurfürst August einen für jene Zeit sehr beträchtlichen Staatsschatz ansammelte, daß er weiter seit Dezember 1555 Oberster des obersächsischen Kreises war und allgemein unter seinen Mitfürsten großen Ansehens genoß, so bleibt die Möglichkeit, ja die Pflicht für den Kurfürsten, an der Spitze der evangelischen Stände die protestantischen Interessen in großem Stile wahrzunehmen, nicht zweifelhaft.



Kurfürst August hat weder die eine noch die andere begriffen. So hohe Einsicht er in volkswirthschaftlichen Fragen bewies, so sehr er durch seine Fürsorge in dieser Richtung den Namen „Vater August“ sich verdiente, für großartige Gedanken war er unzugänglich; politisch und kirchlich beschränkt, sah er über das Interesse seines Hauses und seines engherzig gefaßten Bekenntnisses niemals hinaus und zeigte im Verfolgen seiner Ziele zuweilen eine rücksichtslose Härte und Rachsucht, welche selbst in dieser Zeit ungewöhnlich war. Der leitende Gedanke aber seiner ganzen Politik war die Furcht vor einer neuen Erhebung der mißhandelten Ernestiner. Sie drängte ihn zum engen Anschluß an das habsburgische Haus und bewog ihn, den Frieden im Reiche aufrecht zu erhalten, selbst mit Preisgebung der wichtigsten protestantischen Interessen. In dieselbe Richtung wies ihn seine Stellung zu der großen europäischen Politik, die durch seine Vermählung mit Anna von Dänemark, der Tochter Christian's III., bestimmt war (1548). Denn der Gegensatz Dänemarks zu dem aufstrebenden Schweden zwang es, Anlehnung an Polen und Habsburg zu suchen (S. 629).

Theologische Spaltungen im deutschen Protestantismus. Wenn den deutschen Protestanten die einsichtsvolle Leitung zunächst fehlte, so wurden sie auch bald durch die widerwärtigen Lehrstreitigkeiten ihrer halsstarrigen Theologen in feindliche Parteien zerrissen. Sie

knüpften sich an die Lehre von der Rechtfertigung, welche schon Luther's Trennung von der römischen Kirche herbeigeführt, und die vom Abendmahl, die ihn von Zwingli und Calvin geschieden hatte. In Kursachsen selbst war unter des milden Melanchthon Einfluß in beiden eine weniger schroffe Auffassung zur Geltung gelangt; um so mehr hielten die Ernestiner mit ihrer Universität Jena und nicht minder die niederdeutschen Städte, die nicht nur Karl V., sondern auch dem Augsburger und Leipziger Interim zähen Widerstand entgegengesetzt hatten, am strengen, reinen Lutherthume fest. Zu den heftigsten Auftritten kam es da in **Bremen**, wo Johann Tileman (Heßhusius), um die persönliche Gegenwart Christi im Abendmahle zu retten, sogar die Allgegenwart des Leibes Christi predigte und Alle, die nicht dieser buchstäblichsten Auffassung anhingen, mit dem Kirchenbann bedrohte, bis endlich die erbitterte Bürgerschaft unter ihrem entschlossenen Bürgermeister Büren den Eiferer verjagte und, als dann die niedersächsischen Schwesterstädte, aufgehetzt von dem Ausgewiesenen, dem „ketzerischen" Bremen Freundschaft und Handelsverbindungen kündigten, mehr und mehr zum Calvinismus überging.

Im Herzogthum **Preußen** wirkten diese theologischen Kämpfe auch auf den Staat ein. Hier hatte der Nürnberger Osiander, zur Zeit des Interims aus seiner Vaterstadt verdrängt, die strengste Richtung zur Geltung gebracht, im Widerspruch mit der Mehrzahl der Landesgeistlichen und der Universität Königsberg, deshalb auch viele Pfarrer ihres Amtes entsetzt. Als nun nach seinem Tode (1552) sein Schwiegersohn und Nachfolger, Johann Funcke, unterstützt von einem gewandten Schwindler, Paul Skalich aus Agram, mehr und mehr Einfluß auch auf die Regierung gewann, die eingeborenen Räthe verdrängte und die Vormundschaft über den spätgeborenen (1553) Sohn Albrecht's, Albrecht Friedrich, in seine Hände zu bringen suchte, so erhoben sich schließlich die längst durch schwere Steuerlasten gereizten Stände, riefen die Entscheidung einer polnischen Kommission an und erreichten endlich die Hinrichtung Funcke's und zweier Anderen als Landesverräther (Oktober 1566).

Weniger gewaltsam, aber doch ärgerlich genug, zeigte sich der Gegensatz in den **sächsischen Landen**. Hier trat an die Spitze der „rechtgläubigen" Lutheraner, welche sich schließlich bis zu dem Satze verstiegen, daß die Erbsünde eine „Substanz der Seele" sei, Matthias Frankovich aus Albona in Istrien (geb. 1520), gewöhnlich **Flacius Illyricus** genannt, erst Professor in Wittenberg, später in Jena (seit 1557). Indem er Melanchthon in jener rohen und gehässigen Weise angriff, welche die theologischen Streitigkeiten dieser Zeit so sehr abstoßend macht, ihn als „Türken und Mameluken" bis in die tiefsten Tiefen der Hölle verfluchte, behauptete er in Jena jahrelang eine unumschränkte Herrschaft, bewirkte die Verhaftung oder Verjagung seiner Gegner, bis es denn endlich selbst dem weimarischen Hofe zu arg wurde. Er setzte ein landesfürstliches Konsistorium ein, dem künftig das Recht zum Kirchenbann allein zustehen sollte, und verwies außer 30 Predigern auch Flacius des Landes (1561), der nach langen Irrfahrten bettelarm im Hospitale zu Frankfurt a. M. starb (1575).

Wenn aber die Unduldsamkeit der Theologen aller billigen Erwägung ins Gesicht schlug, so bewiesen doch die evangelischen Reichsfürsten wenigstens Anfangs ein größeres Maß von Toleranz und Verstand, indem sie bei einer Zusammenkunft in Frankfurt a. M. sich jeder Verdammung von Calvin's Abendmahlslehre enthielten (1558). Aber die theologischen Eiferer wirksam zu bändigen, wußten sie doch nicht; unter ihrem unheilvollen Einfluß lehnte Johann Friedrich, der seinem gleichnamigen Vater im Jahre 1556 gefolgt war, auf dem Naumburger Fürstentage die Frankfurter Beschlüsse ab (Anfang 1561), und der widerwärtige Streit tobte immer weiter in zunehmender Leidenschaft.

Unter den niederbeugenden Eindrücken dieser traurigen Kämpfe befreite Melanchthon ein sanfter Tod von aller Feindschaft (19. April 1560). „O daß ich erlöst würde von dem ungeheuren und unversöhnlichen Hasse der Theologen!" hatte er kurz vor seinem Ende geseufzt, und sein letztes Gebet war: „Daß doch die Kirche einträchtig bliebe."

Der Calvinismus in der Kurpfalz. Es wurde ihm nicht erhört. Denn wenige Jahre nach seinem Tode faßte der Calvinismus festen Fuß in der Kurpfalz und vermehrte die Zerklüftung des evangelischen Deutschland. In der Kurpfalz wurde, obwol schon Friedrich II.

1544—1556) sich im Ganzen genommen der neuen Lehre angeschlossen hatte, doch erst durch einen Nachfolger und Neffen Otto Heinrich (1556—1559) die lutherische Kirchenordnung olgerichtig durchgeführt. Mit seinem Tode kam die Linie Pfalz=Simmern in der Person Friedrich's III. (1559—1576) zur Regierung. Unter harten Kämpfen mit seinem streng= gläubigen Vater zu herzlicher Ueberzeugung von der Wahrheit der evangelischen Lehre durch= gedrungen, bewahrte doch dieser treffliche, gebildete und pflichtgetreue Fürst sich einen weiteren Blick als die Mehrzahl seiner Mitfürsten, hielt stets die allgemeinen protestantischen Interessen im Auge, sandte deshalb seine Söhne Johann Kasimir und Christoph den Niederländern zu Hülfe und nahm niederländische Flüchtlinge beim Kloster Frankenthal auf.



Der goldene Saal im Rathhaus zu Augsburg.

Glänzend entwickelte sich unter ihm die Universität Heidelberg. Aber eben weil seinem milden und weitherzigen Sinn die Betonung der Gegensätze zwischen den evangelischen Be= kenntnissen widerstrebte, so gerieth er in immer schärferen Gegensatz mit dem Heidelberger Professor und Superintendenten Johann Tilemann (Heßhusius, s. S. 666), der alle Welt, soweit sie nicht mit seiner Auffassung vom Abendmahl übereinstimmte, von der Kanzel herab verketzerte und verfluchte. Als nun vollends Friedrich's Schwiegervater, Johann Friedrich von Sachsen= Weimar, die eigene Frau ihm entfremdete, ihn selbst mit aufdringlichen Bekehrungsversuchen behelligte, da entließ der Kurfürst den Eiferer Tilemann (August 1560), und angewidert von der Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit dieser beschränkten Lutheraner, neigte er, wie auch seine Universität, sich mehr und mehr dem Calvinismus zu. Die Veröffentlichung des Heidel= berger Katechismus (1563) und die Einführung calvinischer Kirchenordnung bezeichnete den Uebergang des Landes zum reformirten Bekenntniß. Wahre Duldsamkeit freilich lag so wenig im Charakter der Zeit, daß auch Heidelberg wie Genf unter Calvin das Schauspiel eines

protestantischen Ketzergerichts erlebte, dem Johann Sylvanus aus Ladenburg wegen antitrinitarischer Lehren (s. S. 622) zum Opfer fiel (Dezember 1572), während seinem gleichen Irrthums beschuldigten Genossen Adam Neuser die Flucht nach Siebenbürgen und der Türkei gelang, wo er schließlich zum Islam übertrat. Die Lutheraner triumphirten: so bewähre sich der Calvinismus als der erste Schritt zur Hölle.

Württemberg. Wenigstens die Spaltungen im deutschen Protestantismus erweiterte er. Denn nicht einmal in allen Landschaften des vielgetheilten pfälzischen Hauses drang er durch. Die Oberpfalz hielt der Statthalter, Kurprinz Ludwig, zum Kummer des Vaters fest bei der Augsburgischen Konfession, und nicht minder blieb ihr das kleine Pfalz-Neuburg treu. Vollends das übrige Süddeutschland verschloß sich dem Calvinismus. In Württemberg wurde eben damals durch Vereinbarung zwischen dem Adel („Landschaft") und dem lutherischen Prälaten die neue „Landesordnung" geschaffen, nach welcher die Stände die herzoglichen Schulden übernahmen und dafür die Ueberschüsse des eingezogenen Kirchengutes zu eigener Verwaltung durch einen stehenden „Landesausschuß" empfingen. Im Zusammenhange damit bestätigte Herzog Christoph die lutherische Konfession und Kirchenordnung des Landes „zu ewigen Zeiten" (1565).

So blieb die Kurpfalz gänzlich vereinzelt, ja sie lief Gefahr, von den Wohlthaten des Religionsfriedens ausgeschlossen zu werden, welcher ja nur den Lutheranern galt! In der That trat diese Absicht auf dem ersten Reichstage, den Maximilian II. zu Augsburg im Jahre 1566 abhielt, deutlich hervor. Doch blieb wenigstens diese Schande den Protestanten erspart. Denn die glänzende Vertheidigung seines Glaubens durch Kurfürst Friedrich riß selbst diese verhärteten Gemüther so hin, daß August von Sachsen ihm zurief: „Fritz, du bist besser als wir Alle!" und die Pläne der Unduldsameren hinderte.

Die Grumbach'schen Händel. Er hatte freilich auch persönlich die dringendste Ursache dazu. Denn die Ernestiner rüsteten sich mit Unterstützung des unzufriedenen Adels, ihre Stellung wieder zu erobern, und bereits waren die nordischen Mächte auf einander gestoßen.

Den vielfach in Deutschland aufgehäuften Zündstoff in Brand zu setzen, unternahm der Reichsritter Wilhelm von Grumbach. Reich begütert in Franken, Lehnsmann des Stifts Würzburg, hatte Grumbach gegen große Versprechungen die Wahl Melchior Zobel's zum Bischof nachdrücklich und erfolgreich gefördert. Da indessen der neue Bischof seine Verheißungen nicht erfüllte, so benutzte der Ritter einen Streit, in den Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, dessen Statthalter er damals war, mit Würzburg sich verwickelte, um den Bischof zur Verwandlung seiner Lehngüter in Erbgüter und zur Abtretung des Klosters Marienborn zu zwingen. Kurz darauf entriß jedoch die Acht, die den friedensbrecherischen Markgrafen mit seinen Genossen traf (1553), dem Reichsritter alles Gewonnene, ja er sah seine Güter selbst der Verwüstung preisgegeben und die Entscheidung des Reichskammergerichts, welche dem Bischof Wiedererstattung des Genommenen auflegte, von diesem mißachtet. Da dachte der Erzürnte sich in gut mittelalterlicher Weise selber zu helfen, den Bischof in seine Gewalt zu bringen. Doch die von ihm gedungenen Leute schossen den Bischof vom Pferde, statt ihn gefangen zu nehmen (15. April 1558) und verschlimmerten dadurch Grumbach's Sache, statt ihr zu nützen. Um sich zu retten, flüchtete er nach Frankreich und trat in die Dienste Heinrich's II., der damals noch im Kriege mit Spanien war. Und da nun wieder die Ernestiner für ihre Wiederherstellungspläne an Frankreich Rückhalt suchten, so gerieth Grumbach damals in Beziehungen zu Johann Friedrich (dem „Mittleren"), in dessen erregbarer und durch das Unglück seines Hauses verdüsterter Seele jener Gedanke am lebendigsten war. Die abenteuerlichsten Pläne berauschten Beide und den herzoglichen Kanzler Brück. Mit Hülfe einer allgemeinen Erhebung, zunächst des fränkischen Adels, dachte Grumbach das verhaßte Fürstenthum zu erschüttern und seinem Gönner den Kurhut, wenn nicht gar die Kaiserkrone zu erobern. Mit Hülfe eines Gauners Hans Tausendschön, welcher Engelserscheinungen zu haben behauptete, verstrickte er den Herzog immer tiefer in seine Entwürfe, nach allen Seiten bis nach Frankreich und Schweden liefen die Fäden ihrer geheimen Verbindungen. Der erste Schlag glückte. Von ernestinischem Gebiete aus wurde am 4. Oktober 1563 Würzburg überfallen, die bischöfliche Regierung zur Bewilligung

aller Forderungen Grumbach's genöthigt. Doch den Landfriedensbrecher traf auf der Stelle die Reichsacht, und drohend forderte Kaiser Ferdinand I. den Herzog auf, dem Geächteten den bisher gewährten Schutz zu entziehen. Es war umsonst. Der bethörte Fürst zog sich in das feste Gotha zurück, spann weiter an seinen Herrschaftsträumen und verfiel so endlich ebenfalls der Reichsacht (13. Mai 1566). Ihre Vollziehung wurde dem Fürsten, den die Pläne des Ernestiners am meisten bedroht hatten, übertragen, dem Kurfürsten August. Mit 48,000 Mann erschien er im Dezember 1566 vor Gotha. Wol hielt die Stadt mit dem Grimmenstein, von starker Besatzung und zahlreichem Adel vertheidigt, die Belagerung den ganzen Winter über aus; als jedoch die Hoffnungen auf Entsatz und die Geldmittel schwanden, da meuterten Söldner und Bürger, nahmen Grumbach gefangen und erzwangen die Uebergabe, die aber auf Gnade und Ungnade erfolgte (13. April 1567). Die Stadt huldigte dem Herzog Johann Wilhelm.



Hinrichtung Grumbach's und seiner Genossen. Nach Trenkwald.

Ihre Festungswerke und der Grimmenstein wurden geschleift, Grumbach und Brück, nachdem ihnen die Folter die umfassendsten Geständnisse abgenöthigt hatte, lebendig geviertheilt, mehrere Andere enthauptet. Johann Friedrich wurde nach Wiener Neustadt abgeführt und blieb bis an sein Ende in Haft, die seine Gemahlin, Elisabeth von der Pfalz, mit hingebender Treue theilte. Ihren Tod (8. Februar 1594) überlebte der Gefangene nur wenig über ein Jahr (gest. 9. Mai 1595). Seine Söhne Johann Kasimir und Johann Ernst erhielten allerdings das väterliche Erbe zurück, mußten jedoch zum Ersatz für die Kriegskosten einen ansehnlichen Theil desselben an Kurfürst August verpfänden (Juli 1567), der dann im Jahre 1660 als Neustädter Kreis endgiltig an Kursachsen überging und erst 1815 an Weimar zurückgefallen ist.

Der Ausgang der Grumbach'schen Händel war ein Sieg des Fürstenthums über die letzte Erhebung des deutschen Adels und des mittelalterlichen Fehdewesens, zugleich die Befestigung der sächsisch-albertinischen Macht. Doch er wirkte besonders in letzter Beziehung nicht versöhnend, nur verbitternd und hielt zugleich den theologischen Gegensatz wach, der zwischen Wittenberg und Jena bestand.

Der Türkenkrieg in Ungarn. Es gab nur ein Mittel, um die Nation, die in faulem Frieden und in kleinlichen Händeln zu verkommen drohte, aus diesem Elend herauszureißen: einen großen auswärtigen Krieg, der sie zwang, sich zu einigen und ihre inneren Händel zu vergessen. Und ein solcher war schon da; Sultan Soliman erhob sich zu seinem sechsten und letzten Heereszuge nach Ungarn, als Sigismund Zapolya die türkische Unterstützung gegen die Habsburger nachsuchte. Dem gegenüber bewilligte der Reichstag von Augsburg im April 1566 eine sehr ausgiebige Hülfe auf drei Jahre, indem er dabei dem Kaiser die Forderung stellte, Ungarn dem Deutschen Reiche einzuverleiben, damit es, wie es von diesem unterstützt werde, auch seine Lasten und Gefahren theile. Wenn Maximilian II. den großen Augenblick zu benutzen verstand, dann konnte er den Deutschen die zukunftsreiche Bahn nach dem Südosten eröffnen, ihre kriegerische Kraft und den Ueberschuß ihrer Bevölkerung zu gemeinsamen Erfolgen zusammenfassen. An Mitteln fehlte es ihm gar nicht. Das Reich stellte ihm 48,000 Mann, seine Erblande und Böhmen 10,000, an der kroatischen Grenze standen unter seinem Bruder Erzherzog Karl von Steiermark 12,000 Mann, ebenso viele unter Lazarus Schwendi in Oberungarn, so daß, die ungarischen Streitkräfte hinzugerechnet, 80,000 Mann zu Fuß und 25,000 Reiter sich in Ungarn sammelten. Ein einziger großer Sieg, und diese gewaltigen Massen ergossen sich über Bosnien und Serbien, die nur des Befreiers harrten. Aber zu solchen Dingen fehlte dem Kaiser, wenn nicht die Einsicht, doch die Thatkraft. Schon standen seine Truppen bei Komorn, dann bei Raab, als der Sultan am 7. August mit 90,000 Mann Sziget umschloß, das der tapfere Niklas Zriny, einer der bedeutendsten Landherren Kroatiens und bewährt im kleinen Kriege, heldenmüthig vertheidigte. Noch vor der Entscheidung raffte der Tod den greisen Sultan hin in der Nacht vom 5. zum 6. September, doch sein Großvezir hielt die Kunde geheim, bis Alles zum letzten Sturme fertig war. Die Vertheidiger warteten ihn nicht ab, in todesmuthigem Ausfall gingen sie den Türken entgegen, um sich unter den Leichen ihrer Feinde und den Trümmern des Schlosses zu begraben (8. September). Der Vezir gönnte der Leiche Zriny's ehrenvolles Begräbniß, den Sieg zu verfolgen wagte er nicht, er führte das Heer zurück. Müßig hatte Max dem Todeskampfe Szigets zugesehen, auch den Abzug des Feindes störte er nicht, und mißmuthig löste das christliche Heer sich auf, ohne den Gegner auch nur erblickt zu haben. Schließlich beendigte den unrühmlichen Krieg ein unrühmlicher Friede auf acht Jahre, der die Besitzverhältnisse in Ungarn bestehen ließ und dem Sultan ein jährliches „Ehrengeschenk", d. h. einen Tribut, von 30,000 Dukaten gewährte (17. Februar 1568). Mit Zapolya kam erst im Jahre 1570 ein geheimes Abkommen zu Stande, in dem dieser gegen Verzicht auf die ungarische Krone als Fürst Siebenbürgens und Oberungarns anerkannt, für den Fall seines kinderlösen Todes den Ständen die Freiheit der Wahl verbürgt wurde. Schon im nächsten Jahre wurde sein Nachfolger der tüchtige Stephan Bathory (25. Mai 1571). Doch Deutschlands glänzende Aussichten waren verspielt, und daheim wuchs die Entzweiung.

Sieg der „lutherischen Rechtgläubigkeit" in Kursachsen. Auch in Kursachsen nämlich gelangte um diese Zeit das „reine Lutherthum" zur Alleinherrschaft. Kurfürst August, persönlich ohne wirkliche theologische Einsicht, aber doch so eifrig lutherisch, daß er einmal äußerte, wenn er eine calvinische Ader unbewußt im Leibe habe, so wünsche er, daß der Teufel sie ihm ausreiße, hatte lange Zeit sich überzeugt gehalten, daß die in seinem Lande herrschende Lehre Melanchthon's in allen Punkten mit der Luther's übereinstimmte, sich deshalb auch mit „Melanchthonisten" oder „Philippisten" umgeben, wie Geheimer Rath Cracov, der Leibarzt Dr. Peucer, der Hofprediger Sagittarius (Schütz) und der Superintendent Stößel in Pirna. Zu ihrem Unglück traten diese „Kryptocalvinisten", wie sie von ihren Gegnern geschmäht wurden, nicht duldsamer auf als die Anderen, ließen vielmehr von sämmtlichen kursächsischen Geistlichen eine Glaubensformel, den Consensus Dresdensis vom Oktober 1571, unterschreiben, die sich dem Calvinischen Lehrbegriff sehr näherte, dehnten sogar diese Maßregel auch auf ernestinische Gebiete aus, als Kurfürst August die Vormundschaft über die Kinder Johann Wilhelm's von Weimar übernahm (1573), ja hier wurden etwa 100 Pfarrer, die sich der Unterzeichnung weigerten, ihres Amtes entsetzt. Dadurch allzu sicher gemacht, ließen die Melanchthonisten im

Jahre 1574 eine „Erläuterung der Lehre vom Abendmahl“ erscheinen, die entschieden calvinisch war, und bemühten sich, den Einfluß der wirklich lutherischen Umgebung des Kurfürsten, vor Allem den seiner Gemahlin, zu brechen. Indeß das Gegentheil trat ein. Durch jene „Erläuterung“ stutzig gemacht, ließ der Kurfürst eine Untersuchung anstellen, und diese ergab nicht nur, daß das Schriftstück von den Philippisten herrühre, sondern auch, daß diese wirklich die Absicht gehabt hatten, dem Calvinismus in Kursachsen zur Herrschaft zu verhelfen. Die Wuth des hintergangenen Kurfürsten überstieg alle Grenzen. Er ließ die Führer der „Kryptocalvinisten“ verhaften (April 1574) und verfuhr, die milderen Vorschläge des Landtagsausschusses in Torgau (Mai) beiseite schiebend, mit rachsüchtiger Willkür, in der ihn Anna nur bestärkte. Cracov wurde mehrfach gefoltert und starb in einem elenden Kerker der Leipziger Pleißenburg (17. März 1575), Superintendent Stößel folgte ihm, von seinem treuen Weibe bis in den Tod begleitet, schon ein Jahr später, Peucer wurde erst nach dem Ableben der Kurfürstin, Schütz nach dem des Kurfürsten freigelassen (1586).



Stephan Bathory.

Wie hätte da nun August mit der calvinistischen Pfalz Hand in Hand gehen mögen? Sehr schneidend trat der hoffnungslose Zwiespalt der Evangelischen bei den letzten Reichsverhandlungen Maximilian's II. hervor. Die Pfalz wollte den Kurfürstentag im Oktober 1575, welcher über eine neue Türkensteuer und die Wahl Rudolf's II. zum Nachfolger berathen sollte, benutzen, um die sogenannte Deklaration Ferdinand's I. zum Religionsfrieden (s. S. 320) in die neue Wahlkapitulation aufnehmen zu lassen, damit also die protestantischen Unterthanen katholischer Bischöfe vor jedem Glaubenszwange schützen. Dagegen hielten die geistlichen Kurfürsten unter Führung des päpstlichen Legaten Morone fest zusammen, und auch Kurfürst August erklärte sich gegen die pfälzischen Anträge, und die Türkensteuer wie die Wahl Rudolf's II. wurde ohne Bedingung bewilligt. Als dann im Jahre 1576 der Reichstag zusammentrat, stellte die Pfalz den entscheidenden Antrag auf die Freistellung des Bekenntnisses in den Stiftslanden. Selbst damals wäre dadurch der völlige Sieg des Protestantismus noch gesichert worden, denn die Fortdauer des Katholizismus in Deutschland hing nach dem eigenen Geständniß des Legaten Minucci lediglich an der Fortdauer der Bisthümer, und die geforderte Freistellung wäre durchgesetzt worden, selbst gegen den eifrigen Widerspruch der Grafen und Herren, die daraus eine Verstärkung der Fürstengewalt fürchteten, wäre Kursachsen nicht abermals der gemeinsamen Sache untreu geworden. Der günstige Augenblick ging vorüber, um niemals wieder zu kehren.

Auf demselben Reichstage verschied Kaiser Maximilian II. am 11. Oktober 1576, des Lebens satt. Keine von den Hoffnungen, mit denen man ihn begrüßt hatte, war in Erfüllung gegangen. Die Türken waren unbesiegt, und feindseliger als je standen sich im Reiche die Parteien gegenüber. Da kam das schwarze Verhängniß langsam heran.



Kepler bei Kaiser Rudolf II. Nach Trenkwald.

Der Beginn der katholischen Reaktion unter Rudolf II.

Schon in den letzten Jahren Maximilian's II. hatte sich eine verhängnißvolle Wendung in der habsburgischen Politik vorbereitet. Wenn die Spaltungen innerhalb des deutschen Protestantismus den Kaiser vom offenen Uebertritt zur neuen Lehre abgeschreckt hatten, so drängte ihn der Vortheil seines Hauses doch wieder zum Anschluß an Spanien, dessen übermächtiger Einfluß unter Karl V. schon einmal für Deutschland verhängnißvoll gewesen war. Denn nach Don Carlos' Tode (s. S. 467) eröffnete sich für den Sohn Maximilian's, Rudolf, die Aussicht auf den spanischen Thron, und er wurde deshalb zur Erziehung nach Spanien gesandt; denselben Weg ging dann sein jüngerer Bruder Erzherzog Albrecht, welcher später Statthalter der Niederlande wurde. So erneuerte sich allmählich die unselige Verbindung der deutschen Habsburger mit Spanien, und auch Maximilian II. erlag dem alten Fluche seines Hauses, daß ihm im entscheidenden Augenblick die Vortheile seiner Familie mehr galten als die wichtigsten Interessen der Nation.

Rudolf's II. Persönlichkeit. Das Erste, was man an seinem Nachfolger Rudolf II. (1576—1612) bemerkte, war, daß er die protestantischen Räthe seines Vaters beiseite setzte. Und doch hat dieser unglückliche Fürst vielmehr gesündigt durch Das, was er geschehen ließ, als durch Das, was er that. Denn trotz seiner spanischen Erziehung war er durchaus nicht spanisch gesinnt und, wenngleich gut katholisch, doch eigentlichem Fanatismus fern. Er wollte vielmehr, ähnlich dem Vater, eine vermittelnde Stellung im Reiche einnehmen, sein Ansehen nach außen hin behaupten, das zerspaltene Abendland womöglich zu einem Türkenkriege vereinigen. Doch zur Lösung so schwieriger Aufgaben fehlte ihm zwar nicht die Einsicht, wol aber die Kraft. Voll wissenschaftlichen und künstlerischen Interesses war er allerdings. Man rühmte seine ausgebreitete Sprachkenntniß; zwei der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit, Tycho de Brahe und Kepler, hatte er in seinem Dienst, freilich vielleicht mehr ihrer astrologischen Künste wegen, und eifrig spürte er den Geheimnissen der Alchemie nach.

In mehreren großen Sälen des Prager Hradschin stellte er ein großes ethnographisches und zoologisches Museum auf; eine schöne Bibliothek, ein bedeutendes Antikenkabinet und eine reiche Gemäldesammlung brachte er zu Stande, er beschäftigte Maler, Kupferstecher und Mosaikarbeiter, förderte das Kunst- und Gewerbeleben der böhmischen Hauptstadt so bedeutend, wie kein Herrscher seit Karl's IV. Tagen. Aber diese Beschäftigungen, welche einem Herrscher doch immer nur Nebensache sein sollen, nahmen ihn allzu einseitig in Anspruch und verstärkten noch seine Neigung zu menschenscheuer Zurückgezogenheit. Außerhalb seiner Hofburg sah man den Kaiser mit seinen leuchtenden Augen unter buschigen Brauen, welche nur die gesenkte Haltung des Hauptes beinahe stets verdeckte, so gut wie niemals. Er haßte die Regierungsgeschäfte und den Umgang mit Menschen. Audienzen ertheilte er nur ganz selten und ungern, Bittschreiben nahm er nur entgegen, wenn er am Morgen die herrlichen Rosse seines Marstalles besuchte. Denn ihm fehlte jederzeit die Kraft des Entschlusses, obwol er doch wieder sehr eifersüchtig auf seine Macht war und ohne jemals etwas selbst zu thun, doch häufig durch mürrisches Dreinreden den Gang der Dinge hinderte. So fiel naturgemäß Alles seinen Ministern und Untergebenen anheim. Unter ihnen waren lange Wolfgang von Rumpf und Paul von Trautsohn die bedeutendsten, Beide eifrig katholisch, und diese konnten nicht als die Männer gelten, welche eine vermittelnde Richtung zu behaupten verstanden.

Ausbreitung der Jesuiten. Unter einem solchen Fürsten hatte die Partei gewonnenes Spiel, welche am entschiedensten und rücksichtslosesten vorging. Und das war die katholische, denn mit einer gewaltigen Macht verband sie das unerschütterliche Bewußtsein des bessern Rechtes. Auch in Deutschland wurde ihr schneidigstes Werkzeug der Jesuitenorden. Seit dem Jahre 1552 bestand ein Collegium germanicum zur Heranbildung deutscher Jünglinge in Rom. Im Jahre 1556 gründete der Orden seine Ansiedelungen in Köln und Ingolstadt, 1559 in München, 1563 in Dillingen, 1575 in Heiligenstadt, 1587 in Münster u. s. w. Ueberall entstanden stattliche Kollegien, bald fiel die Erziehung in Familien der vornehmen Stände ganz in ihre Hände und in den weitesten Kreisen wirkten sie durch ihre Missionspredigten. Und deutlich konnte man es verfolgen, daß, sobald ihre Zöglinge in die höheren Aemter eingerückt waren, die Gegenreformation ihr Werk begann.

Die Anfänge der Reaktion. Zuerst in den geistlichen Fürstenthümern. Den Anfang machte Ostern 1573 der Fürst-Abt Balthasar von Fulda, ihm folgte der Erzbischof von Mainz im thüringischen Eichsfelde, der von Trier in Wetzlar, die Bischöfe von Hildesheim und Bamberg, deren Stiftsgebiet fast ganz protestantisch war. Ueberall wurden die protestantischen Prediger verjagt, die Unterthanen zur Bekehrung oder zur Auswanderung gezwungen.

Die Konkordienformel. Die immer weiter gehende Zerklüftung unter den deutschen Protestanten kam diesen Bestrebungen hülfreich entgegen. „Ihr Krieg ist unser Friede", so jubelten die Katholiken. Zunächst gelangte in Kursachsen das „reine Lutherthum" zu vollständiger Herrschaft. Am 28. Mai 1577 brachte das „Triumvirat" Andreä, Selneccer und Chemnitz im Kloster Bergen bei Magdeburg die sogenannte Konkordienformel zu Stande, als Inbegriff der reinen Lehre Luther's. Allerorten legte dann eine kurfürstliche Kommission den Geistlichen die Schrift zur Unterzeichnung vor, und auch von Denen, welche ihr innerlich widerstrebten, fügten sich die Meisten dem harten Zwange, um nicht ins Elend wandern zu müssen. Ein weitverbreitetes Lied legte damals den geängstigten Pfarrfrauen das bezeichnende Verschen in den Mund:

„Schreibt, lieber Herre, schreibt,
Auf daß ihr bei der Pfarre bleibt."

Auch Brandenburg, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, Württemberg und die meisten Reichsstädte nahmen die Formel an. Doch da sie mit ihrer schroffen Betonung lutherischer Rechtgläubigkeit den Zwiespalt zwischen den Evangelischen nur vermehren mußte, so versuchte Johann Kasimir von der Pfalz auf einer Versammlung in Frankfurt a. M. (September 1577), alle Protestanten zu gemeinsamer Abwehr der rasch anschwellenden Reaktion zu vereinigen. Aber obwol außer vielen Deutschen auch aus England, den Niederlanden, Frankreich, Polen

und Ungarn Abgeordnete sich hier einfanden, so fand doch der Aufruf und die Gesandtschaft, welche in diesem Sinne auf die evangelischen Fürsten Deutschlands wirken sollten, bei den meisten nur taube Ohren. Eben so wenig gelang es freilich, alle lutherischen Reichsstände auf die Konkordienformel zu vereinigen, da sie den einen zu schroff, den anderen wol gar zu „mild und flatterig" war. Trotzdem wurde dieselbe am fünfzigsten Jahrestage der Uebergabe der Augsburger Konfession am 25. Juni 1580 in Dresden veröffentlicht, mit den Unterschriften von 86 evangelisch-lutherischen Fürsten versehen.

Befestigung und Ausbreitung des Calvinismus. Doch ihren Namen hat diese „Eintrachtsformel" sich nicht verdient. Wenn sie nicht einmal bei den Lutheranern allgemeine Anerkennung fand, so warf sie den Calvinisten geradezu den Fehdehandschuh hin und machte somit jede Verständigung zwischen der Kurpfalz und Sachsen über eine gemeinsame Vertretung der evangelischen Sache vollends unmöglich. Im Jahre 1576 hatte es allerdings geschienen, als ob auch die Kurpfalz wieder zum Lutherthume zurückkehren werde. Denn nach dem Tode Friedrich's III. begann sein Sohn Ludwig VI. (1576—1583) eifrig und rücksichtslos die Zerstörung der calvinischen Kirchenordnung des Vaters, entließ oder verbannte sogar die meisten Mitglieder des Kirchenrathes, stellte in den Hauptkirchen den lutherischen Gottesdienst wieder her, entsetzte die Prediger und Professoren, die am Calvinismus festhielten, und berief streng lutherische Theologen aus Württemberg und Sachsen nach Heidelberg, schloß sich auch im Jahre 1580 der Konkordienformel an. Sein frühzeitiger Tod (1583) jedoch verhinderte nicht nur die Weiterführung des Begonnenen, sondern brachte sogar einen vollständigen Umschwung. Denn für seinen erst neunjährigen Sohn Friedrich IV. übernahm der Oheim Johann Kasimir, ein eifriger Calvinist, die Regentschaft (1583—1592), und dieser stellte sofort die calvinische Kirchenordnung Friedrich's III. wieder her. Außerhalb der Kurpfalz blieb die Ausbreitung des Calvinismus freilich eine sehr beschränkte; im Jahre 1588 trat Pfalz-Zweibrücken, 1596 Anhalt, 1599 Baden-Durlach über. Aber auch so war die Einigkeit der deutschen Protestanten vollkommen zerstört.

Der Streit über das Stimmrecht der Administratoren. Da konnte es nicht fehlen, daß die katholische Partei sich allmählich in den unbestrittenen Besitz der Reichsgewalt setzte und sie dann rücksichtslos in ihrem Sinne brauchte. Dafür lagen die Verhältnisse günstig genug. Denn das Kaiserthum war katholisch, das Reichskammergericht allerdings zur Hälfte von Protestanten gebildet, aber neben ihm griff weiter und weiter die Wirksamkeit des kaiserlichen Reichshofrathes um sich, d. h. des auch nach Errichtung jener ständischen Behörde fortbestehenden speziell kaiserlichen Gerichts, das zugleich dem Kaiser als berathende Behörde für alle Reichssachen zur Seite stand und für seine Erblande überhaupt die höchste Gerichtsbarkeit ausübte. Seine Mitglieder wurden demnach allein vom Kaiser ernannt und waren damals alle katholisch. Von den drei Reichstagskollegien (s. S. 104) hielten sich in dem wichtigsten im kurfürstlichen, Protestanten und Katholiken die Wage, denn Böhmen übte sein Recht nicht aus, weil der König von Böhmen zugleich der Kaiser war. Im Fürstenkollegium war die Mehrheit evangelisch, solange die protestantischen Administratoren Sitz und Stimme behaupteten, unter den Reichsstädten gab es nur wenige katholische. Die Entscheidung über die Frage, ob am Reichstage eine katholische oder eine protestantische Mehrheit zur Geltung komme, lag also in der Gestaltung des Fürstenrathes. Diese Frage rechtlich zu lösen erschien als unmöglich, denn eben über die protestantisch gewordenen Stiftslande gab es Dank den unlösbaren Widersprüchen des Religionsfriedens kein allgemein anerkanntes Recht. Demnach wurde die ganze Sache zu einer einfachen Machtfrage zwischen den Religionsparteien, bei welcher nur das Recht des Stärkeren den Ausschlag geben konnte. Daß die protestantische Partei dieser nicht war, dafür sorgte ihre eigene Zwietracht, vor Allem der heillose Gegensatz zwischen Sachsen und der Kurpfalz, welcher alle nachdrücklichen gemeinsamen Maßregeln verhinderte. Wollten doch die eifrigsten Lutheraner den verhaßten Calvinisten die Wohlthaten des Religionsfriedens gar nicht zugestehen und hatte doch auch Kurfürst August schon im Jahre 1575 den „geistlichen Vorbehalt" thatsächlich anerkannt.

Der Gegensatz brach zuerst auf dem Reichstage von Augsburg im Jahre 1582 offen aus. Nach altem Brauche gebührte der Vorsitz im Fürstenrathe dem Erzbischof von Magdeburg. Da aber lange Zeit diese Würde mit der des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, dem Vorsitzenden im Kurfürstenkollegium, verbunden gewesen war, so war im ersteren Kollegium der Erzbischof von Salzburg an die Stelle getreten. Als nun jene zufällige Verbindung sich auflöste, forderte der Administrator von Magdeburg sein gutes Recht zurück, stieß aber sofort auf den entschlossenen Widerstand des Salzburgischen Vertreters und überhaupt der katholischen Fürsten, welche unter Leitung des päpstlichen Legaten Kardinal Madruzzi fest zusammenhielten. Da Kursachsen, in dessen Abstimmung die Entscheidung lag, aus übertriebener Rücksicht auf den Kaiser die protestantische Sache im Stiche ließ, so verzichtete Magdeburg für diesmal auf die Ausübung seines Rechtes, wenngleich es sich dasselbe vorbehielt. Immerhin war damit ein ganz gefährliches Beispiel aufgestellt, nicht nur für Magdeburg, sondern auch für alle anderen protestantischen Stifter, deren Stimmrecht am Reichstage nicht besser und nicht schlechter begründet war.

Der Streit in Aachen. Die Folgen zeigten sich auf der Stelle, indem die Katholiken ihr faktisch gewonnenes Uebergewicht in mehreren hochwichtigen Fragen rasch hinter einander zur Geltung brachten. Schon lange drehte sich um die Reichsstadt Aachen ein heftiger Streit. Zur Zeit des Religionsfriedens nach der Mehrzahl der Bewohner katholisch und also von diesem dazu bestimmt, es für immer zu bleiben, hatte die Stadt doch eine so erhebliche protestantische Zuwanderung aus den nahen Niederlanden aufgenommen, daß im Jahre 1574 einige Rathsstellen den Evangelischen geöffnet wurden und bald auch lutherische Prediger Anstellung fanden. Die kaiserliche Regierung beschloß deshalb, durch eine Kommission den alten Zustand einfach wieder herzustellen. Als diese im Jahre 1581 ihre Forderung in einem drohenden Tone stellte, entstand bei der vorzunehmenden Bürgermeisterwahl ein Auflauf, der die Kommissare und die Führer der katholischen Partei zur Räumung der Stadt veranlaßte. Die katholische Mehrheit des Reichstages von 1582 überließ dem Kaiser die Absendung einer neuen Kommission, diese überwies dann die ganze Sache dem Reichshofrath zur Entscheidung.


Kaiser Rudolf II. Nach Hemerlein's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Der Streit um Köln. Wenn diese nun auch noch lange auf sich warten ließ, so erfocht die katholische Partei doch an einer andern Stelle einen großen Sieg, den ersten bedeutenden, welchen sie davontrug. Wie einst Hermann von Wied das Erzstift Köln hatte reformiren wollen (siehe S. 282 f.), so dachte jetzt der Erzbischof-Kurfürst Gebhard von Waldburg an dasselbe, nur weniger uneigennützig als Jener, denn der treibende Beweggrund war bei ihm der Wunsch, sich mit der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld zu vermählen, ohne doch seine fürstliche Würde aufzugeben, wie es der geistliche Vorbehalt in solchem Falle vorschrieb. Die Stimmung im Stift erklärte sich jedoch überwiegend gegen ihn, denn wenn auch die Bürgerschaft von Köln in ihrer Mehrheit dem Protestantismus zuneigte, so wollten doch der Rath, die Landstände und die Domherren den Erzbischof nicht mehr als solchen anerkennen, und rasch entschlossen handelten die katholischen Fürsten im Einvernehmen mit Rom. Am 1. April 1583 bannte der Papst den Erzbischof, entsetzte ihn seiner geistlichen und weltlichen Würden. Nach Köln aber eilte Ernst von Bayern, der Bruder des Herzogs Wilhelm, und ließ sich bereits am 2. Juni zum Erzbischof wählen, während Spanien, gereizt durch die Unterstützung der

Niederländer von Deutschland her, seine Truppen nach dem Rheine vorschob. Offenbar war die Frage für beide Theile von grundsätzlicher Bedeutung, denn gelang es Gebhard, sich zu behaupten, dann war an einem entscheidenden Punkte der geistliche Vorbehalt durchbrochen und zugleich die Mehrheit auch im Kurfürstenrathe den Protestanten gesichert. Obwol nun deren Lebensinteresse die nachdrücklichste Unterstützung Gebhard's zu fordern schien, so begnügten sich doch die protestantischen Kurfürsten mit der Bitte an den Kaiser, die fremden Truppen aus dem Reiche zu entfernen und nicht zu dulden, daß der Papst einen Kurfürsten seiner Würde entsetze. An thatkräftige Hülfe dachte nur der rührige Johann Kasimir von der Pfalz. Indessen das kleine Heer, daß er im August 1583 nach dem Erzstifte Köln führte, löste sich aus Geldmangel bald wieder auf; dafür ließ Bayern 5000 Mann dahin abrücken. Ihnen übergab die unbezahlte Besatzung die kurfürstliche Residenzstadt Bonn, der Erzbischof selbst entfloh nach Westfalen, von wo er, bei Burg geschlagen, nach den Niederlanden flüchtete.

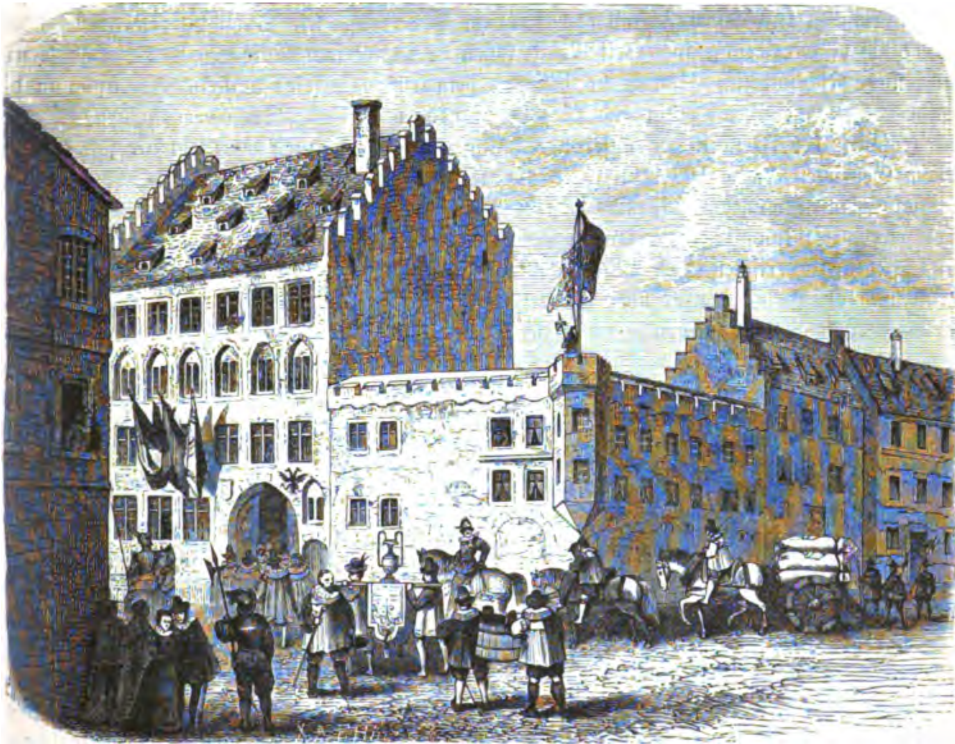
Der Straßburger Streit. Nach dem Kampfe um Köln folgte ein ähnlicher Streit um das Bisthum Straßburg. Gebhard nämlich und drei Kölner Domherren gehörten auch dem Straßburger Domkapitel an, das nur aus Mitgliedern des hohen Adels bestand. Als Protestanten von demselben ausgeschlossen, legten sie dagegen Berufung ein an Kaiser und Reich, setzten sich in Straßburg fest, ergänzten sich bis auf vierzehn und wählten nach dem Tode des damaligen Bischofs den Sohn des Magdeburger Administrators, Johann Georg von Brandenburg, während die katholischen Domherren nach Zabern wichen und dort den Kardinal Karl von Lothringen, Bischof von Metz, erhoben (1592). Sofort brach der offene Krieg aus. Die Stadt Straßburg miethete Truppen für den Brandenburger und wurde von Heinrich IV. unterstützt; für den Gegner fielen lothringische Truppen ins Land, die greulich hausten, doch behaupteten im Ganzen die Evangelischen das Uebergewicht. Die protestantischen Kurfürsten thaten natürlich nichts, der Kaiser war rathlos und seine Kommissarien, sechs katholische und protestantische Fürsten, konnten im Mai 1593 nur so viel erreichen, daß beide Parteien einer kommissarischen Entscheidung sich unterwerfen zu wollen erklärten, bis dahin sollte das Stift zwischen ihnen getheilt werden. So blieb unter endlosen Verhandlungen die Sache in der Schwebe bis 1604. Da endlich brachte Herzog Friedrich von Württemberg einen der protestantischen Sache keineswegs günstigen Vergleich zu Wege, nach welchem die evangelischen Domherren einen Theil der Einkünfte noch fünfzehn Jahre lang genießen sollten und Johann Georg gegen eine Abfindungssumme seiner Würde zu Gunsten des Lothringers entsagte.

Dieser praktischen Bekämpfung des Protestantismus gesellte sich die literarische. Schon über die Einführung des verbesserten Gregorianischen Kalenders im Jahre 1582 (s. S. 350), den die katholischen Stände annahmen, die Protestanten als „Teufelswerk" verwarfen, war der heftigste Streit entbrannt; seit 1585 richteten dann katholische Schriftsteller ihre Angriffe auf den Religionsfrieden, den Männer, wie der Jurist Georg Eder in Würzburg, die Prager Jesuiten Rosenbusch und Scherer, namentlich der Reichshofrathssekretär Andreas Erstenberger, offen oder verhüllt als ein nur durch die Noth erzwungenes, also nicht für immer die Katholiken bindendes Zugeständniß zu erweisen sich bemühten.

Verdrängung der Administratoren aus dem Reichstage zu Regensburg. Schon war also auf den verschiedensten Punkten der Streit zum Ausbruch gekommen, als Rudolf II. wegen des soeben (August 1593) wieder begonnenen Türkenkrieges seinen zweiten Reichstag nach Regensburg auf April 1594 ausschrieb. Obwol dazu die protestantischen Administratoren gar keine Einladung erhalten hatten, so waren sie doch vollzählig vertreten und fest entschlossen, ihr Recht zu behaupten. Da nun die Katholiken unter Leitung des päpstlichen Legaten Madruzzi, Bischofs von Trient, eben so fest entschlossen waren, das zu verhindern, so drohte der Bruch schon bei Einbringung der kaiserlichen Vorlage, indessen gelang es da noch, den Magdeburgischen Vertreter vom Erscheinen abzuhalten. Das verzögerte freilich nur den Zusammenstoß. Denn als am 13. Juli der Magdeburgische Gesandte seinen Platz im Fürstenrathe einnahm, verließen nach heftigem Wortwechsel die Katholiken den Saal und weigerten sich, in die Berathung einzutreten. Um den Reichstag nicht zu sprengen, die dringend nothwendige Bewilligung der

Türkensteuer nicht zu verhindern, ließ sich schließlich Magdeburg wiederum bewegen, für diesmal auf sein Stimmrecht zu verzichten, aber nur gegen die urkundliche Versicherung des Kaisers, daß dadurch seinem Rechte kein Eintrag geschehen solle.

Das half praktisch gar nichts. Als im Dezember 1597 wiederum in Regensburg und abermals einer Türkensteuer wegen der Reichstag zusammentrat, wollte zwar der Kaiser die Administratoren berufen, die katholischen Stände sahen jedoch die ganze Frage durch den Vorgang der beiden letzten Reichstage für entschieden an, und wollte Magdeburg nicht jede Beschlußfassung verhindern, so blieb ihm abermals nichts übrig, als einstweilen auf die Ausübung seiner Rechte zu verzichten. So nachdrücklich nun auch die Evangelischen für die Anerkennung derselben eintraten, die Administratoren waren doch thatsächlich aus dem Reichstage verdrängt, damit eine geschlossene, obwol künstliche, katholische Mehrheit geschaffen, die Reichsgewalt seit 1598 unfraglich in den Händen der Katholiken. Sie säumten nicht, ihre Macht zu brauchen.



Domstraße in Straßburg.

Schon am 30. Juni 1598 wurde Aachen wegen seines hartnäckigen Ungehorsams gegen die kaiserlichen Befehle, den kirchlichen Zustand von 1555, also die Verhältnisse vor dem Religionsfrieden, wiederherzustellen, in die Acht erklärt und die Vollstreckung derselben dem Herzog von Kleve, den Erzbischöfen von Köln und von Trier aufgetragen. Ohne Widerstand besetzten ihre Truppen, durch den Zufluß spanischer Scharen verstärkt, die Stadt, beseitigten ohne Weiteres die evangelischen Rathsmitglieder und stellten den protestantischen Gottesdienst ab. Seitdem ist Aachen für immer streng katholisch geblieben.

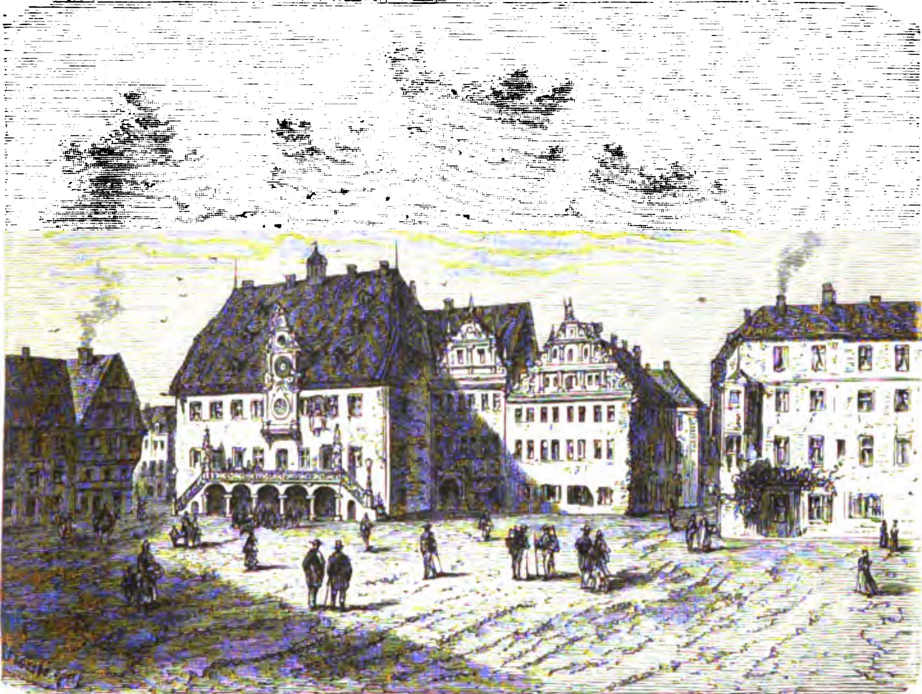
Ende des Streites um Aachen. Wollten die Protestanten nicht mit gebundenen Händen sich dieser katholischen Reichsgewalt ausliefern, so blieb ihnen kaum ein anderer Ausweg, als der Versuch, sich ihr als einer ihnen grundsätzlich feindseligen Macht möglichst zu entziehen, ihre Befugnisse also thunlichst zu beschneiden und außerhalb der Reichsordnungen auf eigene Faust die Sicherheit zu suchen, die ihnen innerhalb derselben versagt blieb. Wenn darüber das Reich aus den Fugen ging, so traf nicht sie dafür die Verantwortung.

Das Erste war, daß die meisten evangelischen Stände die bindende Kraft eines reichstäglichen Mehrheitsbeschlusses bestritten, wie dies schon im Jahre 1582 bei Gelegenheit der Türkensteuer geschehen war. Dann bekämpften sie die Ausdehnung der Befugniß des Reichshofrathes auf Reichsangelegenheiten außerhalb der habsburgischen Lande als verfassungswidrig, so zuerst 1590, dann wieder 1597 und 1598, ja sie bestritten selbst die Zuständigkeit des Reichskammergerichts für Religionssachen, weil dort die Katholiken zuweilen in der Mehrheit waren, und wollten dergleichen friedlicher Vereinbarung auf den Reichstagen vorbehalten wissen. Da diese Versuche wenig Erfolg hatten, so brach sich mehr und mehr der Gedanke an einen Sonderbund, eine „Union“ der protestantischen Reichsstände nach dem Muster des Schmalkaldischen Bundes, Bahn, das alte Auskunftsmittel deutscher Politik, wenn die Reichsgewalten sich als kraftlos erwiesen. Ja es schien eine kurze Zeit hindurch, als ob Sachsen und Pfalz, ihren Gegensatz überwindend, die gemeinsame Leitung eines solchen Bündnisses übernehmen würden.

Sachsen unter Christian I. und Crell. Ansätze zur Union. Mit dem Tode des starrlutherischen Kurfürsten August (11. Februar 1586) trat sein Sohn Christian I. (1586 bis 1591) die Regierung an. Seit Moritz schien da zum ersten Male eine weitblickendere und duldsamere Richtung sich Bahn zu brechen und dem Kurstaate seine natürliche Stellung an der Spitze des evangelischen Deutschland wiedergewinnen zu können. Denn der Kurfürst, kränklich und trotzdem den Freuden der Tafel übermäßig ergeben, überließ die Geschäfte fast gänzlich seinem Geheimen Rathe Dr. Nikolaus Crell, der in Frankreich und der Schweiz freiere Anschauungen gewonnen, auch mit Theodor Beza verkehrt hatte. Um den verbitternden und widerwärtigen theologischen Zänkereien in Sachsen ein Ende zu machen, verbot er unter Festhaltung des lutherischen Bekenntnisses alle Bekämpfung Andersgläubiger von der Kanzel herab und führte eine Censur über alle religiösen Schriften ein (August 1588). Darob erhob sich ein Sturm des Widerspruchs unter den lutherischen Eiferern, deren Predigten damit ihr ergiebigstes Thema entzogen wurde. Der Hofprediger Mirus sagte dem Kurfürsten, der ihm einmal seine Schmähungen persönlich vorhielt, ins Gesicht: „Kurfürstliche Gnaden werden dem heiligen Geist (der natürlich aus Mirus sprach) das Maul nicht stopfen.“ Dafür kam er auf den Königstein, und Crell, 1589 zum Staatskanzler erhoben, fuhr in seinen Maßnahmen fort, verschaffte in den Konsistorien den Melanchthonianern Boden, hob die Verpflichtung auf die Konkordienformel auf und verbot endlich die übliche Teufelaustreibung (Exorcismus) bei der Taufe. Da begann, geschürt von den „rechtgläubigen“ Geistlichen, die Aufregung auch in die Volksmassen zu dringen, es regnete Schmähschriften, in Leipzig brachen Tumulte aus, in Dresden drohte sogar ein Fleischer dem Geistlichen, der an seinem Kinde den Exorcismus nicht vornehmen wollte, den Kopf zu spalten. Dazu ergrimmte der streng lutherische Adel des Landes über den bürgerlichen Kanzler, der sich auch erdreistete, seiner Willkür gegen die Unterthanen zu steuern. Indessen der Kurfürst und Crell blieben fest. Sie traten in immer engere Verbindung mit der Pfalz, nahmen energisch den Gedanken an ein allgemeines evangelisches Bündniß auf und wirkten, als sich Christian persönlich mit Johann Kasimir in Plauen verständigt hatte (Februar 1590), für seine Verwirklichung gemeinsam bei den protestantischen Reichsfürsten. Ein Jahr später, im Februar 1591, wurde in der That zu Torgau das beabsichtigte Bündniß abgeschlossen, und gemeinsam sandten Pfalz und Sachsen ihre Truppen nach Frankreich zur Unterstützung Heinrich's IV. (s. S. 556).

Lutherische Reaktion in Sachsen. Es schien Alles auf dem besten Wege, als ein früher Tod Christian I. hinwegraffte (25. September 1591), wenige Monate später starb auch Johann Kasimir (Januar 1592). Die „Rechtgläubigen“ triumphirten und säumten nicht, ihre Rache zu kühlen. Da Christian's I. gleichnamiger Sohn (1591—1611) noch ein Knabe war, so übernahm Wilhelm von Sachsen-Altenburg, starr lutherisch wie die Kurfürstin-Wittwe Sophie von Brandenburg, als „Administrator“ die Vormundschaft und Regentschaft (1591—1601). Auf das Drängen des Adels wurde Crell gleich nach dem Leichenbegängnisse seines Herrn nach der Festung Königstein gebracht. Die von ihm ernannten Geistlichen verloren alle ihr Amt, aufs Neue wurde von einer besonderen Kommission unter Mirus die Verpflichtung auf die

Konkordienformel gefordert, die sich Weigernden entsetzt. Das bethörte Volk billigte aber dies Verfahren. In Leipzig sah sich der Rath sogar gezwungen, mehrere seiner Mitglieder als „Calvinisten" auszuweisen, und von allen Kanzeln prasselten die Schimpfreden gegen die Reformirten. Doch dergleichen war man gewöhnt. Unerhört selbst in dieser unduldsamen Zeit war das Verfahren gegen Crell. Nachdem man sechs Jahre lang über die Form des Prozesses gestritten und ihn währenddem in enger unheizbarer Zelle hatte schmachten lassen, befahl endlich auf die Bitte seiner verzweifelnden Frau das Reichskammergericht allerdings seine Freilassung, doch der Administrator wies diese Forderung als einen Eingriff in die kursächsischen Privilegien zurück und gab auf Drängen des Adels die ganze Sache an den Reichshofrath zur Aburtheilung. Von dem ging sie schließlich an das böhmische Appellationsgericht zu Prag, das mit ihr nicht das Allermindeste zu thun hatte, und dies endlich erkannte ohne Verhör und Vertheidigung gegen den gefangenen Kanzler auf den Tod durch das Schwert.



Rathhaus zu Heilbronn.

Christian II., soeben (23. September 1601) zum Throne gelangt, weigerte dem Unglücklichen seine Bitte um Gehör und weihte den Antritt seiner Regierung mit einem schnöden Justizmorde ein, indem er in seiner Abwesenheit am 9. Oktober das Todesurtheil an Crell zu Dresden vollstrecken ließ. Auf dem Richtschwerte stand: „Cave Calviniane!" (Hüte dich, Calviner!)

Unionsverhandlungen. So kehrte der mächtigste Staat der deutschen Protestanten in die Bande des engherzigsten Bekenntnißzwanges zurück. Tiefer als jemals klaffte der Spalt zwischen ihm und der Pfalz. Was also seitdem für die Union geschah, ging allein von der Pfalz aus, weniger allerdings von Kurfürst Friedrich IV. (1592—1610), der als achtzehnjähriger Jüngling zur Regierung gekommen, ohne gründliche Bildung, ohne Ernst und Arbeitsamkeit sich erwies und seine Kraft in Jagden, Turnieren und unendlichen Trinkgelagen vergeudete, als vielmehr durch seine Räthe, denen er Alles überließ. Dem Calvinismus zugewandt und an der Westgrenze gelegen, stand die Pfalz in viel engeren Beziehungen zu Frankreich und den Niederlanden als jede andere deutsche Landschaft, konnte deshalb einerseits leichter zu einer weitherzigeren Auffassung der Lage kommen, andererseits freilich auch am ehesten das Bewußtsein ihrer Reichspflichten verlieren und die bedenkliche Hülfe des Auslandes anrufen.

Und bei Alledem war doch die Pfalz ein ohnmächtiger Kleinstaat und die Fürsten, die sie um sich zu sammeln suchte, ebenfalls machtlos wie sie, deshalb ängstlich, kurzsichtig, geizig und träge, wo es galt, zu beschließen und zu handeln, das geplante Bündniß also, durch keine überwiegende Macht zusammengehalten, von vornherein zu kläglicher Thaten- und Erfolglosigkeit verurtheilt, welche die endlosen Verhandlungen nur schlecht verhüllten. Auf einen allgemeinen Anschluß der evangelischen Stände war vollends nicht zu rechnen. Nicht nur Sachsen hielt sich beiseite, ebenso im Ganzen und Großen die beiden sächsischen Kreise und im Süden Neuburg, nicht blos, weil sie die Verbindung mit der calvinistischen Pfalz verschmähten, sondern auch, weil sie von einem Bündniß mit dem Auslande nichts wissen wollten, und zugleich mit Recht fürchteten, ein evangelischer Sonderbund würde sofort einen katholischen Gegenbund hervorrufen, die Zerrüttung also noch vermehren. Wie dem abgeholfen werden sollte, ohne die wichtigsten Interessen der Protestanten preiszugeben, wußten sie eben so wenig zu sagen; ihre ganze Weisheit lief doch darauf hinaus, daß „sie sich Ruhe schafften für ihre Tage, und das Schicksal an den Schwertern schleifen ließen, mit denen die Nachkommen sich zerfleischen sollten.“ Andere Stände, wie Hessen-Kassel, Brandenburg, Braunschweig u. a., wünschten zwar ein Bündniß, aber nicht die Anlehnung an das Ausland. So blieben den unermüdlichen Pfälzern nur wenige Genossen zur Verfügung, und es mußte schon als ein großer Erfolg gelten, daß im März 1594 zu Heilbronn ein Bündniß einiger Fürsten mit der Pfalz zu Stande kam, das bereits die Anlehnung an Frankreich suchte. Auf den nächsten Reichstagen erzielte dasselbe freilich wenig.

Der spanische Einfall. Nirgends zeigte sich die hoffnungslose Zerfahrenheit Deutschlands kläglicher als da, wo fremde Uebergriffe das Reich bedrohten, festes Zusammenhalten also aller Stände ohne Unterschied des Glaubens zur Pflicht gemacht hätte. Hatten schon in den Kölnischen Streit spanische Truppen eingegriffen, so führte jetzt im September 1598 Franz Mendoza im tiefsten Frieden ein starkes buntgemischtes Heer nach dem Niederrhein, theils um von da aus ins niederländische Gebiet vorzudringen, theils um seinen wie immer unbezahlten Scharen auf deutsche Kosten Sold und Unterhalt zu verschaffen. Jülich, Kleve, Westfalen wurden von diesen zügellosen Banden durchzogen, gepeinigt und gebrandschatzt. Da alle Befehle und Drohungen des Kaisers nicht das Mindeste halfen, so vereinigten sich endlich die nächstbedrohten Kreise zu Rüstungen, um die Fremden zu vertreiben. Doch sie erwiesen nur die schimpfliche Unbrauchbarkeit der deutschen Kriegsverfassung. Denn das Reichsheer, welches Graf Simon von der Lippe gegen Rees (Kleve) führte, lief nach vergeblicher Belagerung aus Mangel an Sold aus einander (September 1599), und es war nicht die Furcht vor den deutschen Waffen, wenn die Spanier gegen Ende dieses Jahres die besetzten Gebiete räumten. Doch behielten sie Rheinberg besetzt, wie andererseits die Niederländer Emmerich behaupteten, ohne daß von Seiten des Reiches das Geringste dagegen geschehen wäre.

Streit um das Reichsjustizwesen. Denn dort verschlang der wachsende Zwiespalt der Religionsparteien alle anderen Interessen. Unter den Entscheidungen des Reichskammergerichts hatte seit lange keine so viele Aufregung und Besorgnisse bei den Protestanten hervorgerufen als die, welche mehrere weltliche Stände Süddeutschlands, weil sie vier Klöster eingezogen hatten, zur Wiedererstattung des Genommenen verurtheilte. Da daraus sich die bedenklichsten Folgerungen für alle seit 1552 eingezogenen geistlichen Güter ableiten ließen, die „Vierklostersache“ also von grundsätzlicher Bedeutung wurde, so fochten die Pfälzer die Rechtmäßigkeit des ganzen Verfahrens an und vereinigten sich im Jahre 1601 mit Brandenburg dahin, in dieser Angelegenheit keine „Revision“ am Reichskammergericht, wie sie alljährlich von einer ständischen Kommission veranstaltet werden sollte, zuzulassen, weil damit dessen Zuständigkeit in kirchlichen Fragen, die sie ja bestritten, anerkannt worden wäre. Auf dem Reichstage von Regensburg, der im Jahre 1603 zur Bewilligung der Türkenhülfe zusammentrat, wurde nun der Antrag auf Wiederaufnahme der seit 1588 unterbliebenen Revisionen am Kammergericht gestellt, Pfalz und Brandenburg legten jedoch dagegen Verwahrung ein, falls dieselben sich auch auf die Vierklostersache erstrecken sollten, und da das nichts half, so verließen ihre Gesandten den Saal. Mit Mühe brachte es Erzherzog Matthias so weit, daß die ganze Frage

auf einen spätern Reichstag verschoben werde, damit wenigstens die Türkensteuer beschlossen würde; eine wirkliche Verständigung war nicht zu erzielen und ein neuer Spalt that sich auf.

Um so mehr fühlten die pfälzischen Staatsmänner die Nothwendigkeit, ihr längst geplantes Bündniß zum Abschluß zu bringen. Die Seele dieser Unionspläne war damals Fürst **Christian von Anhalt** (geb. 1568), ein Mann, der durch weite Reisen in den meisten Ländern Europa's und fleißiges Studium sich umfassende Weltkenntniß und vielseitiges Wissen erworben hatte, dabei in warmer und aufrichtiger religiöser Ueberzeugung ein Anhänger Melanchthon's geworden und durch die Führung des protestantischen Hülfsheeres nach Frankreich im Jahre 1591 zu dem Rufe eines unternehmenden Herrn gekommen war. Seit 1595 Statthalter der Oberpfalz, nahm er mehr und mehr die Leitung der Unionspolitik in seine Hände. Doch so aufrichtig und unermüdlich er für die Einigung aller Protestanten gegen die katholischen Mächte eintrat, zum wahren Staatsmann fehlte ihm die praktische Kenntniß großer Geschäfte und das Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit, das den Politiker zwingt, Macht und Mittel sorgfältig zu erwägen, denn er hatte sich immer nur in ohnmächtigen Kleinstaaten bewegt, die nur mit verzweifelter Anstrengung etwas hätten leisten können. So beruhten seine Pläne meist auf unsicherer Grundlage, und da er deshalb in ihrer Durchführung sofort auf Hindernisse stieß, so wurde er ungeduldig, suchte nach immer neuen Gedanken und wurde in der Wahl seiner Mittel immer weniger bedenklich. Soweit der Erfolg das Verfahren eines Staatsmannes oder einer Regierung rechtfertigt, so hat er die pfälzische Politik verurtheilt. — Erst ein neuer großer Erfolg der katholischen Partei erzwang einen gewissen Abschluß, so wenig das Ergebniß auch den Anstrengungen entsprach.

Die Aechtung Donauwörths. Unter den Reichsstädten, die den Bestimmungen des Religionsfriedens sich entwunden hatten, befand sich auch Donauwörth, damals eine Stadt von nahezu 4000 Einwohnern. Seit 1596 war hier kein Katholik als Bürger aufgenommen worden, so daß man nur noch etwa zwanzig meist arme katholische Familien zählte. Gleichwol hatte sich inmitten der ganz protestantischen Gemeinde das Kloster zum heiligen Kreuz behauptet, da es unter dem unmittelbaren Schutze des Bischofs von Augsburg stand. Um nicht Streitigkeiten zu erregen, hatte es lange Jahre hindurch die öffentlichen Umzüge möglichst vermieden. Als nun aber der Katholizismus überall wieder sein Haupt erhob, hielt der neugewählte Abt die Prozessionen mehrfach wieder ab, und der Reichshofrath wies den Rath, als er sich darüber beschwerte, bei Strafe der Acht an, das Kloster darin nicht zu stören (Oktober 1605). Demungeachtet kam es am 25. April 1606 bei einem feierlichen Bittgange nach einem nahen Dorfe zu Thätlichkeiten, welche die rückkehrende Prozession am Einzuge in das Kloster hinderten. Unklugerweise versäumte es nun der Rath, die Schuldigen rechtzeitig zu bestrafen, und verschlimmerte seine Sache noch durch die allzu aufrichtige Erklärung, er sei der Bürgerschaft nicht Herr. Daraufhin beauftragte der Reichshofrath mit Umgehung des schwäbischen Kreises, zu dem die Stadt gehörte, den Herzog Maximilian von Bayern mit dem Schutze der Katholiken in Donauwörth. Seiner Forderung, dieselben in ihren Religionsgebräuchen nicht zu stören, würde der Rath sich gefügt haben, die Bürgerschaft jedoch wollte davon nichts wissen, und als die Stadt nun auch die ihr gestellte sechswöchentliche Frist verstreichen ließ, weil die protestantischen Stände des schwäbischen Kreises Hülfe in Aussicht stellten, da verhing im August 1607 der Reichshofrath die Acht über Donauwörth und übertrug an Maximilian ihre Vollziehung. Noch hätte die Stadt durch rasche Annahme der bayerischen Forderungen (Aufnahme der Katholiken in den Rath) das Aeußerste abwenden können, doch die Stimmung der Bürgerschaft erzwang die Ablehnung, und so ergriff am 12. November 1607 das bayerische Heer, 6600 Mann mit 12 Geschützen, ohne den geringsten Widerstand Besitz von Donauwörth. Mit allen Mitteln der Ueberredung und Plackerei begannen die Bayern alsbald die Bekehrung der Bürgerschaft, wobei den Jesuiten die Hauptaufgabe zufiel, doch blieben die Erfolge Jahre hindurch äußerst gering, erst 1625 sind die letzten Familien ausgewandert oder übergetreten. Die Stadt selbst verlor ihre Reichsfreiheit und wurde bayerische Landstadt, weil sie für die Kriegskosten dem Herzog verpfändet blieb und diese von keiner Seite aufzubringen waren.

Die Sprengung des Reichstages. Der Gewaltakt in Donauwörth rief weit und breit unter den Protestanten die größte Aufregung hervor, so daß der eben nach Regensburg zur Bewilligung von Kriegshülfe gegen die Türken berufene Reichstag durchaus unter der Herrschaft dieser Stimmung stand. Die Pfalz war entschlossen, vor Erledigung der alten Beschwerden über die Rechtspflege des Reichshofrathes und der feierlichen Bestätigung des Religionsfriedens die kaiserliche Steuerforderung nicht zu bewilligen; dem gegenüber wollten die katholischen Kurfürsten und Fürsten, auf die der kaiserliche Vertreter, der fanatische Erzherzog Ferdinand von Steiermark, den leitenden Einfluß übte, jene Bestätigung nur unter der Bedingung aussprechen, daß alle Aenderungen seit 1555 rückgängig gemacht würden! Diese offene Kriegserklärung führte zum Bruch. Die Pfalz und die meisten übrigen Protestanten verwarfen die kaiserliche Vorlage auf einfache Bestätigung des Religionsfriedens ohne Erledigung der Beschwerden, und am 27. April 1608 übergaben Pfalz, Brandenburg und neun kleinere Stände dem Erzherzog Ferdinand die Erklärung, daß sie den Reichstag verlassen, den Besitz der geistlichen Güter aber unter Umständen mit Waffengewalt behaupten würden. Kursachsen schloß sich auch diesmal aus. Ohne Abschied (Beschluß) löste sich der Reichstag auf. So tief war die Entzweiung, daß sich die Parteien nicht mehr zu verständigen vermochten. Erst hatte sie die Rechtspflege des Reiches gelähmt, jetzt lähmte sie auch seine höchste politische Körperschaft. Die Reichsverfassung hatte sich dem kirchlichen Zwiespalte gegenüber als ohnmächtig erwiesen.

Die evangelische Union von Ahausen. Endlose Verhandlungen hatten seit Jahren die süddeutschen Protestanten über eine Union gepflogen, noch im Jahre 1606 hatte Christian von Anhalt die evangelischen Höfe und auch Frankreich bereist, ohne etwas auszurichten; Angesichts aber der Vorgänge in Regensburg kam man doch endlich zum Entschluß. Nach mehreren Vorverhandlungen zu Stuttgart brachten am 12. Mai 1608 zu Ahausen (im Ansbachschen) Christian von Anhalt als Vertreter der Kurpfalz, Friedrich von Baden, Johann Friedrich von Württemberg, Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach und die beiden Pfalzgrafen von Neuburg die evangelische Union zu Stande. Sie verbanden sich auf zehn Jahre zu gemeinsamer Vertheidigung gegen jeden Angriff, beschlossen, eine Bundeskasse zu bilden und an Kurpfalz die Leitung zu übertragen. Trotz sehr guten Willens war es aber doch nur der Bund einer kleinen Anzahl kleiner Fürsten, zu großer und energischer Politik ganz unfähig.

Bayern unter Wilhelm V. und Maximilian I. Wenn Kursachsen immer vor einem evangelischen Bündniß gewarnt hatte, weil dies auf der Stelle ein katholisches Gegenbündniß hervorrufen werde, so gab der Erfolg dieser Weisheit der Angst allerdings Recht. Und so überlegen seit Jahrzehnten die katholische Politik sich der protestantischen gezeigt hatte, so überlegen war die katholische Liga der Union. Denn ein kräftiger Staat und ein thatkräftiger Fürst übernahmen die Leitung. Das war Bayern unter Maximilian I. (1598—1652). Schon Herzog Wilhelm V. (1579—1598) hatte den Einfluß seines Hauses nach allen Seiten auszubreiten und damit die Beförderung der katholischen Reaktion möglichst zu verbinden gesucht. Sein Bruder Ernst wurde 1583 Erzbischof und Kurfürst von Köln, welchem er noch vier andere Bisthümer zufügte; ihm wurde dann, weil er durch sein mehr als ungeistliches Leben stets das größte Aergerniß erregte und das Stift mit Schulden belastete, sein Neffe Ferdinand, Wilhelm's Sohn, damals schon Propst von Berchtesgaden (1594), als Koadjutor beigegeben (1595), während dieser um Passau sich vergeblich bewarb. In Regensburg bekleidete sein Bruder Philipp bis 1598 die bischöfliche Würde. Die Gelehrtenschulen des Landes eröffnete Wilhelm V. bedingungslos den Jesuiten, er erbaute ihnen in München die Michaelskirche und einen prächtigen Palast. Noch viel größere Erfolge wußte in denselben Richtungen sein Nachfolger Maximilian I. zu erringen. Geboren 1573, hatte er auf der Universität Ingolstadt unter jesuitischer Leitung eine streng katholische, aber vortreffliche Bildung genossen, und sich früh als ein ernster, charakterfester Jüngling gezeigt, der Eifer für seinen Glauben mit dem Stolze und dem Pflichtgefühl eines Fürsten verband und diese Stellung ebenso entschieden gegenüber den Ständen wie der Kirche zu behaupten gedachte. Mit achtzehn Jahren hatte ihn der Vater in die Geschäfte eingeweiht, ihn dann auf Reisen geschickt, wobei er auch Italien

und Rom besuchte (1593); im Jahre 1597 übertrug er ihm die ganze Regierung, der er selbst sich nicht mehr gewachsen fühlte. Denn das Land war mit Schulden belastet, zum Theil infolge der etwas verschwenderischen Kunstpflege Wilhelm's V. und Albrecht's V. (s. S. 337), die meisten Beamten unzuverlässig und bestechlich. Kräftig und umsichtig griff Maximilian hier ein. Er selbst ging seinen Beamten als Beispiel voran, kümmerte sich um jede Einzelheit und erzog sich so allmählich einen gewissenhaften und streng gehorsamen Beamtenstand. Die Schulden übernahmen im Jahre 1605 die Landstände, durch strenge Sparsamkeit gelang es allmählich, sie abzutragen und Ueberschüsse statt Ausfälle zu erzielen. Diese günstige Finanzlage setzte den Herzog auch in den Stand, ein kleines stehendes Heer zu bilden, das zuerst gegen Donauwörth in Wirksamkeit trat; daneben suchte er das Aufgebot seines kräftigen Landvolks durch regelmäßige Waffenübungen wehrfähig zu machen. So straff zusammengefaßt unter kräftiger Leitung, hat Bayern mit viel bescheideneren Mitteln in der damaligen Kampfperiode eine viel bedeutendere Rolle gespielt als das ungleich mächtigere Sachsen.

Die katholische Liga. Herzog Max verstand es vortrefflich, den Vortheil seines Hauses mit dem der katholischen Kirche zu verbinden und in nüchterner Abwägung der Verhältnisse den richtigen Augenblick zum Handeln abzuwarten. Er wollte die Bewahrung des Religionsfriedens nur in dem Sinne, wie ihn die Katholiken verstanden, aber kein Zugeständniß darüber hinaus; mit Freuden hatte er deshalb den Auftrag gegen Donauwörth übernommen, ohne ihn gesucht zu haben; jetzt trat er an die Spitze der katholischen Reichsstände des Südens, die seines Schutzes viel mehr bedurften als er ihres Beistandes, deshalb seiner Führung sich unterwarfen, und so kam im Juni 1609 zu München zwischen Bayern, den Bischöfen von Passau, Regensburg, Augsburg, Konstanz, dem Abt von Kempten und dem Propst von Ellwangen die katholische Liga unter Maximilian's „Direktorium“ zu Stande. Das Haus Oesterreich, dessen Uebermacht diese katholischen Fürsten nicht minder fürchteten wie die protestantischen, blieb ausdrücklich ausgeschlossen, sonst wurde jeder katholische Reichsstand willkommen geheißen.



Maximilian I., Kurfürst von Bayern.

So traten sich die kirchlichen Parteien in Waffen gegenüber; nicht lange, und sie stießen zusammen in einer Frage, die ganz Mittel- und Westeuropa in Mitleidenschaft zog und dadurch über Deutschland die Gefahr eines europäischen Krieges heraufbeschwor: im Jülich-Kleve'schen Erbfolgestreit. An diesen aber knüpfte sich eine für die ganze Zukunft Deutschlands bedeutsame Thatsache, so wenig sie auch damals in ihrer Tragweite verstanden werden konnte. Brandenburg schickte sich an, aus seinem kleinstaatlichen Stillleben herauszutreten, einzugreifen in die große Politik und Fuß zu fassen im Westen, in demselben Augenblicke beinahe, als es den äußersten Nordosten seiner Botmäßigkeit unterwarf. Es scheint deshalb nothwendig, auf die brandenburgischen Verhältnisse hier etwas näher einzugehen (vgl. Bd. IV., S. 438 ff.).

Brandenburgs innere Verhältnisse seit Joachim II. Seine bisherige Entwicklung unterscheidet das Land nicht wesentlich von anderen deutschen Fürstenthümern. Wohlstand und Bildung waren auch hier im Aufblühen. Tuchweberei und Handel machten die märkischen Städte wohlhabend und derbem Luxus geneigt, zahlreiche Einwanderer aus den Niederlanden vermehrten die Bevölkerung. Der Finowkanal, 1605—1620 erbaut, verband Havel und Oder. Die Universität Frankfurt wurde besser ausgestattet, zwei neue Gelehrtenschulen, das Gymnasium zum Grauen Kloster und das in Joachimsthal, traten ins Leben (1574 und 1607) neue Schloßbauten entstanden. Alles wie anderwärts. Am wenigsten kann man sagen, daß

die entschiedenen Ansätze zur Verstärkung der landesfürstlichen Gewalt nach Joachim I. weiter gebildet worden wären, im Gegentheil erscheint die Macht der Stände im Steigen, nicht nur, weil der Adel den größten Theil der Klostergüter an sich zog, sondern besonders deshalb, weil die Stände mehrfach die fürstlichen Schulden übernehmen mußten und dafür ihre Bedingungen stellten. Schon im Jahre 1540 unter dem prachtliebenden Joachim II. (1535—1571), dessen schwachen Einnahmen — nur 80,000 Thaler jährlich — die meist sehr bedenklichen Finanzkünste seines „Hofjuden" Lippold auch späterhin nicht aufzuhelfen vermochten, übernahmen sie 600,000 Thaler gegen das Recht, die zu ihrer Tilgung und Verzinsung nöthigen Steuern selbst einzuziehen und zu verwalten, 1549 wieder 900,000 Thaler, 1551 wurde ein neuer Fonds zu jenem Zwecke den beiden älteren zugefügt. Trotz Allebem war die Schuldenlast, welche Joachim II. seinem Anfangs sparsameren Sohne Johann Georg (1571—1598) hinterließ, so erheblich, daß die Stände 1572 abermals $2^1/_2$ Millionen Thaler übernehmen mußten, wofür der Kurfürst versprach, nur Adeligen Staatsämter und Domherrenpfründen zu übertragen. Aber auch abgesehen von der ganz entscheidenden Mitwirkung bei der Finanzverwaltung, übten die Stände den allergrößten Einfluß auf die Regierung aus, wie denn Joachim II. ihnen bereits 1540 versprochen hatte, nichts Wichtiges ohne ihren Beirath zu unternehmen. Was an Verwaltungszweigen dem Landesherrn übrig geblieben war, wurde eben von Joachim II. besser geordnet; für die Rechtspflege schuf er ein Hof- und Kammergericht, für die Bewirthschaftung der in seine Kasse fließenden Einnahmen, besonders aus den Domänen, eine Hofkammer, für die übrige Verwaltung eine Hofkanzlei. Joachim Friedrich (1598—1608) fügte dem einen Geheimen Staatsrath hinzu, welcher neben den auswärtigen Angelegenheiten auch die inneren mit Ausnahme der Lehns-, Landtags-, Justiz- und Kirchensachen als Oberbehörde zu leiten hatte.

Für die Landeskirche war eine solche Oberbehörde das Konsistorium (seit 1552); noch größere Einheit in Lehre und Gottesdienst sollte die Generalsuperintendentur (seit 1572) herstellen. Das Kirchengut wurde meist dem Adel und den Städten überlassen, nur die drei Landesbisthümer Brandenburg, Lebus und Havelberg, nachdem sie eine Zeit lang von jüngeren brandenburgischen Prinzen administrirt worden waren, für den Landesfürsten eingezogen, wobei jedoch die Domherrenpfründen erhalten blieben, und zwar die beiden erstgenannten Stifter schon im Jahre 1571, das dritte 1598. Das Erzstift Magdeburg war seit 1513 stets mit brandenburgischen Prinzen besetzt, also in enge Verbindung mit dem Kurfürstenthume gebracht worden (Albrecht 1513—1545, Friedrich 1550—1552, Sigismund 1552—1566, Joachim Friedrich 1566—1598, Christian Wilhelm seit 1598).

Gebietserwerbungen Brandenburgs seit Joachim II. Das Alles zeigt das Kurhaus bereits auf demselben Wege bedachtsamer Gebietsvergrößerung, den die meisten damaligen Fürsten überhaupt einschlugen, wenige freilich mit so bedeutenden Erfolgen wie Brandenburg. Besonders nach drei Richtungen tritt dies hervor, vorbedeutend für die ganze Zukunft, in Schlesien, Preußen und Rheinland. Joachim II. empfing im Jahre 1538 die Belehnung mit dem schlesischen Herzogthum Crossen, ohne übrigens jemals seitdem an dem schlesischen Gemeinwesen (s. S. 225 ff.) Antheil zu nehmen. Noch ungleich wichtiger war die Erbverbrüderung, welche derselbe Fürst mit Herzog Friedrich II. von Liegnitz-Brieg-Wohlau im Jahre 1537 in der Weise abschloß, daß die beiden Familien einander gegenseitig beerben und durch eine Doppelheirath (vollzogen 1545) das Verhältniß noch mehr befestigen sollten. — Freilich erklärte Ferdinand I. im Jahre 1546 als Oberlehnsherr diesen Vertrag für null und nichtig und zwang auch die beiden Söhne des im Jahre 1547 verstorbenen Herzogs Friedrich II., sich diesem Ausspruche zu fügen, da jedoch er selbst noch die alten Privilegien, die diesen Herzögen die freie Verfügung über ihre Lande zugestanden, bestätigt hatte (1529), so behauptete unter Protest Brandenburg sein Anrecht. Die Erwerbung eines weiteren schlesischen Gebiets, des Herzogthums Jägerndorf, stand in entfernterer Aussicht, denn dies hatte zunächst die fränkische Linie durch Georg den Frommen schon 1523 erkauft und erst der Sohn desselben, Georg Friedrich, verfügte darüber im Jahre 1595 zu Gunsten des Kurprinzen Joachim Friedrich,

der es dann im Jahre 1607 seinem älteren Sohne Johann Georg, von 1592—1604 Bischof von Straßburg (s. S. 676), überließ, unter Protest freilich Kaiser Rudolf's II., da dieser es als heimgefallenes Lehn einziehen wollte.

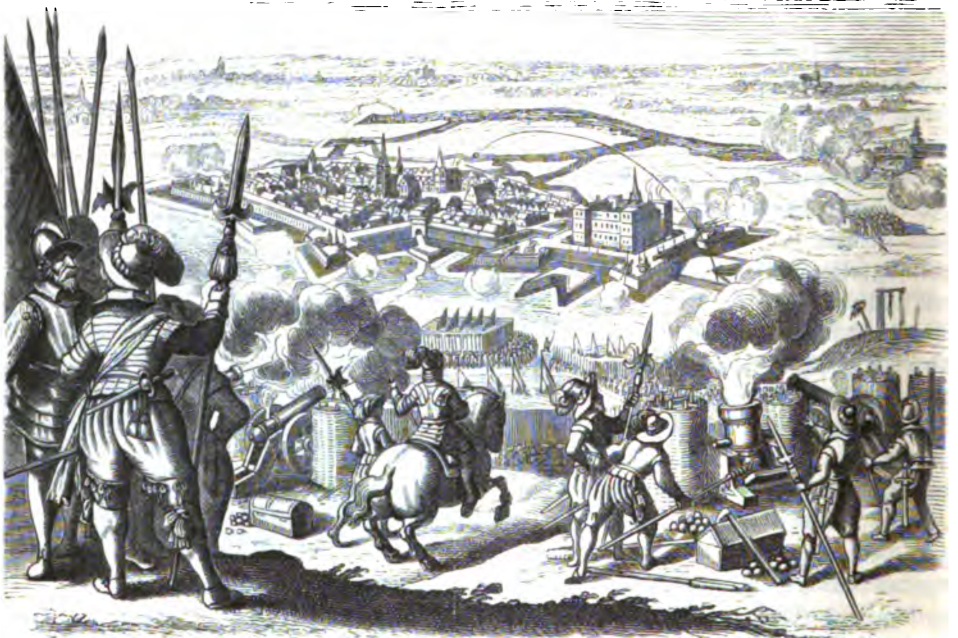
Eröffneten sich zum Theil hier nur Aussichten auf eine fernere Zukunft, so gelang es dagegen, die Erwerbung des Herzogthums **Preußen** so vorzubereiten, daß sie noch vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges ungestört erfolgen konnte. Für dies Land, welches ein fränkischer Brandenburger in ein weltliches Herzogthum unter polnischer Hoheit verwandelt hatte (s. S. 183 ff.), erhielt Joachim II. schon im Jahre 1563 das Versprechen der Mitbelehnung, die ein Erbrecht in sich schloß, sie erfolgte jedoch erst im Jahre 1569, zugleich mit der Belehnung des neuen Herzogs **Albrecht Friedrich** (1568—1618), des Gemahls der Maria Eleonore von Jülich-Berg (seit 1572), und wiederholte sich in der Folgezeit bei jedem polnischen Thronwechsel. In noch viel nähere Beziehung zum deutschen Hause Brandenburg trat das Land, als im Jahre 1577 Georg Friedrich von Ansbach-Bayreuth (1557—1603), der Letzte der alten fränkischen Linie, die Regentschaft für den geisteskranken Herzog übernahm, und unmittelbares Erbrecht sicherte sich die Kurlinie durch die Vermählung des Kurprinzen Johann Sigismund mit Albrecht's älterer Tochter Anna (1594), welcher dann die des achtundfünfzigjährigen Kurfürsten Joachim Friedrich mit der jüngeren Eleonore folgte (1603). Wenige Jahre später übernahm der Letztere die Regentschaft im Herzogthum Preußen (1605). In dieser Stellung folgte ihm sein Sohn, Kurfürst **Johann Sigismund** (1608 bis 1619) schon im Jahre 1609, und widerspruchslos erfolgte sodann nach dem Tode Albrecht Friedrich's (August 1618) der Uebergang des Herzogthums Preußen an das Kurhaus Brandenburg. — Dagegen gewann es zunächst für den Staat keine Bedeutung, daß die beiden jüngeren Brüder des Kurfürsten, Christian und Joachim Ernst, nach dem Tode Georg Friedrich's von Ansbach-Bayreuth dessen Lande erbten (1603), denn sie blieben vom Kurfürstenthume getrennt.



Joachim II. von Brandenburg.

Der Jülich-Kleve'sche Erbfolgestreit. Sehr bedeutsam wurde dagegen der Anspruch auf Jülich-Kleve-Berg, sehr ansehnliche Gebiete, deren schon unter Karl V. hervorgetretene Bedeutung (s. S. 282) seit der Erhebung der Niederlande gegen Spanien für beide Religionsparteien im Reiche wie für Franzosen, Holländer und Spanier noch weit mehr zur Geltung kam. Eben deshalb gewann der Streit um die Erbfolge eine europäische Wichtigkeit, zumal die Frage überaus verwickelt lag. Karl V. hatte im Jahre 1546 für den Fall, daß die männliche Linie aussterbe, das Erbrecht der Töchter und ihrer männlichen Nachkommen, zugleich aber die Untheilbarkeit der Lande anerkannt, so daß also entweder die älteste der vorhandenen vier Töchter Herzog Wilhelm's I. (1539—1592) allein erben oder eine gemeinsame Regierung aller vier eintreten mußte. Als nun im Jahre 1572 die älteste Schwester Maria Eleonore sich mit Albrecht Friedrich von Preußen vermählte, sicherte der Vater ihr die alleinige Nachfolge zu, während die übrigen, nämlich Anna, seit 1574 Gemahlin Philipp Ludwig's von Pfalz-Neuburg, und Magdalena, 1579 mit Johann von Pfalz-Zweibrücken vermählt, zunächst Verzicht leisteten. Da jedoch aus der erstgenannten Verbindung nur Töchter am Leben blieben, so

behaupteten die Pfälzer, die jüngeren Schwestern gingen den Töchtern der ältesten voran, während die preußischen und brandenburgischen Bewerber — seit 1592 war der Kurprinz Johann Sigismund mit Maria Eleonore's Tochter Maria Anna verheirathet (s. S. 685), zwar keineswegs das nicht beweisbare alleinige Anrecht der Nachkommenschaft der ältesten Schwester, wol aber das gleichmäßige Erbrecht aller Schwestern und ihrer Nachkommenschaft eifrig verfochten, ohne zunächst den Grundsatz der Untheilbarkeit der fraglichen Gebiete anzutasten. Infolge der Geisteskrankheit Herzog Wilhelm's verband sich bald mit der Erbfrage die Frage nach der Einsetzung einer Regentschaft. Die herzoglichen Räthe, in deren Händen die Regierung vorerst lag, an ihrer Spitze der adelsstolze Wilhelm von Waldenburg, genannt Schenkern, Marschall von Berg, wollten jedoch von einer Regentschaft der Bewerber nichts wissen und setzten es in der That, gestützt auf Spanien und Oesterreich, durch, daß, als die im Sommer 1591 versammelten Stände sich nicht zu einigen vermochten, der Kaiser die Einrichtung einer provisorischen Landesregierung unter seiner sehr weit gehenden Oberleitung einfach befahl (im Dezember 1591).

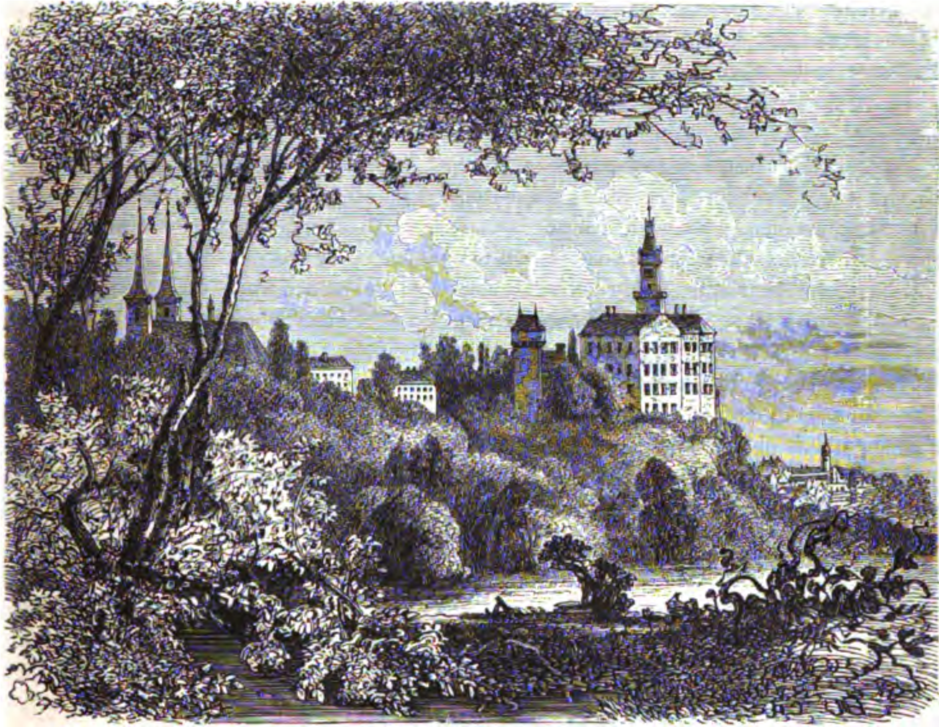


Belagerung von Jülich 1610. Nach Gottfried's Historischer Chronik.

Die Versuche der Erbberechtigten, ihrerseits die Regentschaft in die Hände zu nehmen, scheiterten vollständig, vielmehr behauptete auch nach Wilhelm's I. Tode und der Thronbesteigung seines gleichfalls geistesschwachen Sohnes Johann Wilhelm (1592—1609), dessen erste Gemahlin Jakobäa wie auch die zweite, Antoinette von Lothringen (seit 1600), den Besitz der Gewalt, und immer deutlicher traten der kaiserliche Plan, bei günstiger Gelegenheit die Lande als erledigte Lehen einzuziehen, und die spanischen Absichten, so viel wie möglich davon sich zu sichern, hervor. Vollends verworren gestaltete sich nun die Lage, als seit 1604 auch das Gesammthaus Sachsen seine Erbansprüche anmeldete, da im Jahre 1483 die Albertiner auf Jülich-Berg, 1544 die Ernestiner auf das ganze Gebiet eine Anwartschaft erhalten hatten, und der kaiserliche Hof begünstigte scheinbar eben Sachsen, um die beiden norddeutschen evangelischen Kurfürsten um so eher mit einander zu verfeinden und das Haus Sachsen um so fester an Habsburg zu fesseln. Endlich brachte eine Annäherung Brandenburgs und der Pfalz die Sache einen Schritt vorwärts. Nach dem Vertrage vom 17. Februar 1605 sollte Georg Wilhelm, der Sohn Johann Sigismund's, sich mit der geistvollen Tochter Friedrich's IV., Elisabeth

Charlotte, vermählen, beide Häuser aber sich zu gemeinsamer Verfolgung ihrer Rechte in Jülich-Berg vereinigen und mit den Niederlanden gegen Zusicherung wechselseitigen Beistandes in Bündniß treten, was im April 1605 wirklich geschah.

Begreiflicherweise hat das Bestreben der Kurpfalz, sich für ihre niederrheinischen Pläne einen festen Rückhalt zu schaffen, an den Bemühungen um die Gründung der evangelischen Union erheblichen Antheil gehabt. Nicht ein volles Jahr, nachdem sie ins Leben getreten war, eröffnete der Tod Johann Wilhelm's (25. März 1609) die jülich-bergische Erbschaft. Rasch entschlossen verständigten sich Brandenburg und Pfalz in Dortmund zu gemeinsamer Besitzergreifung (31. Mai) und ließen ihre Truppen einrücken. Andererseits beauftragte Kaiser Rudolf seinen Vetter Leopold, Bischof von Passau, mit der Besetzung des Landes, um es als erledigtes Reichslehn einzuziehen, aber er konnte allerdings nur die Festung Jülich gewinnen.



Ansicht von Kleve.

Später erneuerte er die Belehnung für Sachsen (Juli 1610). Nun aber setzten sich auch die Union und die fremden Mächte in Bewegung. Zu Schwäbisch-Hall traten der Union damals (11. Februar 1610) Brandenburg, Kassel, Straßburg, Ulm, Nürnberg bei; Heinrich IV. schloß mit ihr ein förmliches Bündniß und rüstete sich, damit den Kampf gegen das Haus Habsburg auf allen Punkten zu eröffnen, als das Messer Ravaillac's ihn traf (14. Mai 1610).

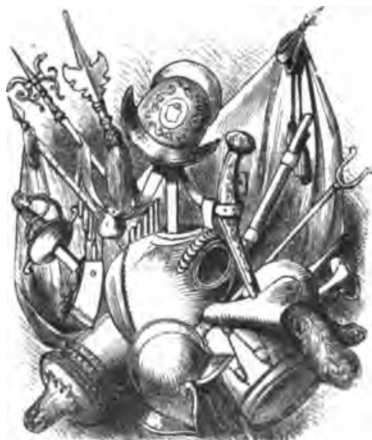
Wol war damit die Verwandlung der niederrheinischen Fehde in einen europäischen Krieg verhindert, doch sandte die Regentin Maria Medici die versprochene Hülfe, und vereinigt zwangen französische, holländische und unirte Truppen unter Christian von Anhalt nach längerer Belagerung Jülich zur Uebergabe. Der Krieg wurde damit zunächst beendet, denn Liga und Union schlossen Waffenstillstand (Oktober 1610), und damit auch die schweren Befürchtungen, welche die katholischen Reichsstände am Rhein vor protestantischen Eroberungsplänen hegen zu müssen glaubten, vorläufig wenigstens als grundlos erwiesen, Befürchtungen, denen wahrscheinlich mehr das tiefe gegenseitige Mißtrauen als wirkliche Veranlassung zu Grunde lagen. Inzwischen erlangte Johann Sigismund vom Kaiser die Belehnung wenigstens mit Kleve und

erkannte im Vertrage zu Jüterbogk Sachsen als dritten Bewerber an (im März 1611), damit aber verschob sich die Erledigung der Frage wieder ins Unabsehbare, denn natürlich war der pfalz-neuburgische Mitbewerber dagegen, und schließlich kam es auch noch bei den Verhandlungen über die Vermählung Wolfgang Wilhelm's von Neuburg mit einer brandenburgischen Prinzessin zum offenen Bruch.

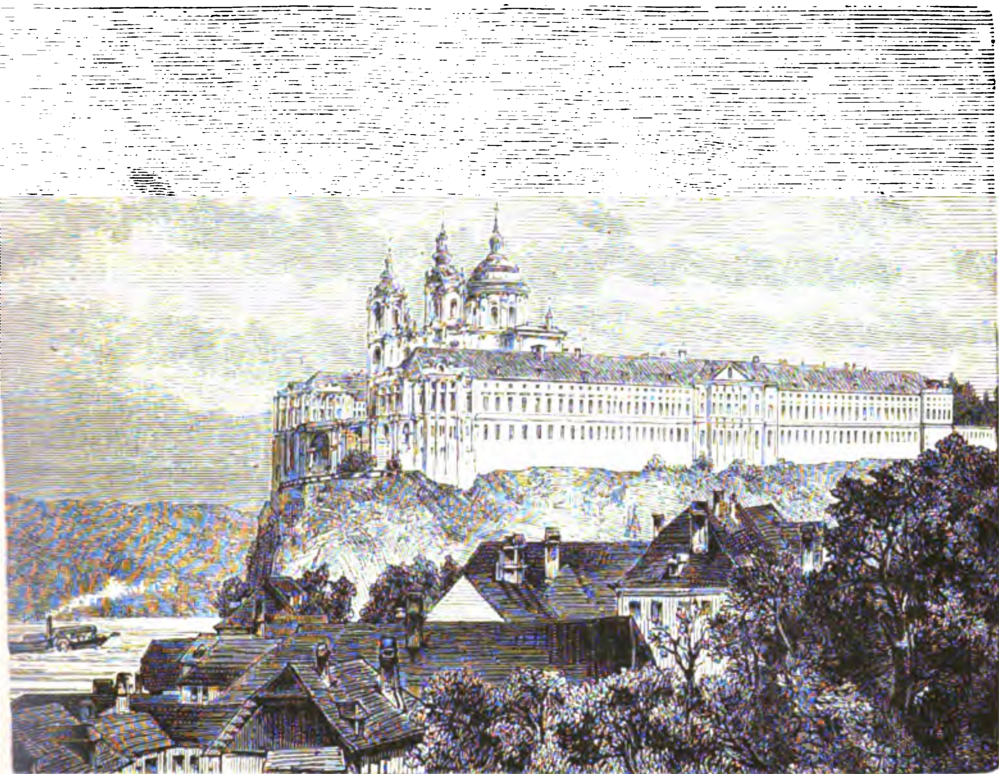
An der Verständigung mit Brandenburg verzweifelnd, suchte und fand der Pfalzgraf Halt bei der katholischen Liga, indem er sich mit Magdalena von Bayern, Maximilian's I. Schwester, vermählte und zum Katholizismus übertrat (November 1613). Im nächsten Jahre besetzte er Düsseldorf und Spinola führte spanische Truppen zu seiner Unterstützung heran.

Eine ähnliche Ueberraschung bereitete der Welt kurz nach ihm Sigismund von Brandenburg: er erklärte sich mit seiner ganzen Familie und den meisten seiner Räthe für den Calvinismus (18. Dezember 1613), ein Entschluß, an dem der Widerwille gegen die Unduldsamkeit der Lutheraner eben so großen Antheil hatte wie der Wunsch, sich dadurch die Unterstützung der Glaubensverwandten in den Niederlanden zu sichern. Doch blieb die evangelisch-lutherische Landeskirche in Brandenburg vollkommen unangetastet, so leidenschaftlich auch die Entrüstung über den Bekenntnißwechsel im Lande, namentlich in aufrührerischen Bewegungen zu Berlin und anderen Orten, sich äußerte.

In je nähere Verbindung nun Brandenburg dadurch zu den Calvinisten trat, desto erbitterter schien der Streit der Religionsparteien und der großen Mächte am Niederrhein entbrennen zu müssen. Es geschah nicht, weil innere Zerrüttung Frankreich, finanzielle Erschöpfung Spanien, natürliche Schwäche die Union lähmte. Denn in der That ging eine große Politik über die beschränkten Kräfte dieser Staaten weit hinaus. Beispielsweise hatte die Kurpfalz von 1608—1611 allein an Bundesbeiträgen und Vorschüssen für andere Unionsmitglieder etwa 700,000 Gulden aufgebracht, und das bei einer Jahreseinnahme von nur etwa 250,000 Gulden. Kein Wunder deshalb, daß die Union, besonders auf das Andringen der Städte, schon im Jahre 1611 zur Neutralität sich entschloß. So gelang auch eine vorläufige Verständigung zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg. Im Vertrage zu Xanten (14. Nov. 1614) übernahm jenes Kleve, Mark und Ravensberg, dieses Jülich und Berg. Doch war damit nichts endgiltig entschieden worden, das arme Land blieb seitdem noch lange ein Zankapfel großer und kleiner Mächte.



Waffen aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.



Benediktinerabtei Melk an der Donau.

Kirchliche und ständische Kämpfe in Oesterreich und Ungarn unter Rudolf II.

Die gewaltige Ländermasse, welche das Haus Habsburg unter seinem Scepter vereinigt hielt, befand sich schon seit Kaiser Ferdinand's I. Tode (1564) nicht mehr in einer Hand. Sein ältester Sohn Maximilian II. hatte Oesterreich mit den böhmischen und ungarischen Ländern erhalten, der jüngste Erzherzog Karl (geb. 1540), Inneröſterreich, d. i. Steiermark, Kärnten und Krain, Erzherzog Ferdinand (gest. 1594) verwaltete als Statthalter des Gesammthauses Tirol. Diese Theilung blieb auch nach Maximilian's II. Tode bestehen, so daß Rudolf II. im Wesentlichen in die Stellung des Vaters einrückte, während seine jüngeren Brüder mit Statthalterposten abgefunden wurden, Matthias in Oesterreich, Maximilian nach Erzherzog Ferdinand's Tode in Tirol, Albrecht aber nach Spanien ging.

Trotz dieser Theilung zeigt die Entwicklung aller habsburgischen Lande doch im Wesentlichen dieselben Züge. Das Herrscherhaus macht überall den Versuch, die kirchliche Neuerung zurückzudrängen, zugleich seine landesfürstliche Macht den Ständen gegenüber nachdrücklicher zur Geltung zu bringen. Beides schien, zum Unheil für den österreichischen Protestantismus, aufs Engste verknüpft. Denn eben die weitgehende Unabhängigkeit der Stände hatte das Eindringen des Protestantismus ermöglicht, wie sie wieder durch dasselbe verstärkt worden war. So sehr sie nun die kirchliche Reaktion erschwerte, so wurde diese andererseits doch dadurch erleichtert, daß die rechtlichen Grundlagen des österreichischen Protestantismus äußerst unsichere waren, nur auf persönlichen Bewilligungen Maximilian's II., nicht auf Gesetzen beruhten, daß dann die katholischen Einrichtungen, vor Allem die bischöfliche Gewalt, überall noch fortbestanden, daß also die Regierung bei ihren Bestrebungen das formelle Recht für sich hatte. Weil nun kirchliche und politische Gegensätze hier mit einander verflochten waren, wurde der Kampf ein besonders heftiger. Bis 1604 ist die fürstlich katholische Gewalt im Vordringen.

von da beginnt eine rückläufige Bewegung, welche mit zunehmender Wucht alle Erfolge der Gegner zerstört, dann Rudolf II. selbst vom Throne wirft, endlich zu jenem gewaltsamen Zusammenstoße führt, der den Dreißigjährigen Krieg eröffnet.

Inneröſterreich unter Karl. Am frühesten und auch am erfolgreichsten trat die Reaktion in Inneröſterreich auf. Hier war Erzherzog Karl Anfangs einem kirchlichen Ausgleiche geneigt und keineswegs blind gegen den tiefen Verfall des Katholizismus in seinem Gebiete, auch widerrieth Maximilian II. jede Gewaltmaßregel, und der eigentlich nie unterbrochene Türkenkrieg an der östlichen Grenze (s. S. 693) gab den Ständen immer Gelegenheit, ihre Geldbewilligungen an die Erfüllung kirchlicher Zugeständnisse zu knüpfen. So erklärten sie im November 1569, die Zahlungen sofort einstellen zu wollen, wenn nur ein einziger evangelischer Prediger vergewaltigt würde. Seit der Vermählung des Erzherzogs mit Maria von Bayern (August 1571) war allerdings ein Anwachsen der katholischen Strömung am Hofe zu bemerken, trotzdem war Karl gezwungen, vor Allem durch den Vorgang Maximilian's II. in Oesterreich, wenigstens dem Adel, nicht den Städten und Märkten, Glaubensfreiheit zu gewähren (Februar 1572). Seitdem begann ein heftiges Ringen um Ausbeutung und Erweiterung dieser Zugeständnisse auf der einen, um Beseitigung und Beschränkung auf der andern Seite. Schon Anfang des Jahres 1571 waren die Jesuiten in Graz erschienen, zwei Jahre später wurde ihnen die Stadtschule zu St. Egidien übergeben. Dieser setzten die steirischen Stände eine treffliche Landesschule im Eggenberger Stift als einen „Samen- und Pflanzgarten der Religion" gegenüber (1574), sie forderten, allerdings vergeblich, die Ausweisung der Jesuiten, erzwangen dann aber, als ein gefährlicher Bauernaufstand in den slovenischen Strichen Steiermarks und Krains sowie im benachbarten Kroatien und Slavonien, eine Folge türkischer Beutezüge und gutsherrlicher Bedrückungen (1573—1575), die äußersten Anstrengungen nöthig machte, ein neues Zugeständniß: auf dem Brucker Landtage gab ihnen der Erzherzog eine mündliche Erklärung zu Gunsten der Glaubensfreiheit wenigstens in den größeren Städten und Märkten (Februar 1578). Die Protestanten triumphirten, doch sie konnten die engen, willkürlich gesteckten Grenzen dieser Erlaubniß eben so wenig inne halten, wie die Regierung ihnen die Ueberschreitung verzeihen wollte. Während überall der Bau protestantischer Kirchen begann, verfügte der Erzherzog die Wegnahme der protestantischen Bücher, deren an 12,000 verbrannt wurden (Herbst 1581), erzwang 1583 die Annahme des Gregorianischen Kalenders, gründete in Graz im Jahre 1585 eine Universität, deren Lehrstühle er zum großen Theil den Jesuiten übergab und deren Besuch er den studirenden Landesangehörigen zur Pflicht machte, sandte endlich „Glaubenskommissionen" zur Abstellung des protestantischen Gottesdienstes durch das Land. Aber diese stießen fast überall auf hartnäckigen Widerstand; der neu ernannte streng katholische Abt von Admont mußte vor den erbitterten Bauern flüchten, in Graz verbündeten sich 2000 Bürger zum Schutze ihres Glaubens, heftige Tumulte in der Hauptstadt bedrahten den päpstlichen Nuntius Malaspina. In großer Unruhe und Bekümmerniß über diese Auftritte starb Erzherzog Karl am 10. Juli 1590.

Durchführung der Reaktion durch Ferdinand II. Karl hinterließ Alles in Gährung und Aufregung, von wirklichen Erfolgen der katholischen Reaktion konnte noch gar keine Rede sein, und die vormundschaftliche Regierung für seinen erst dreizehnjährigen Sohn und Nachfolger Ferdinand II., deren Leitung erst Erzherzog Ferdinand, dann (seit 1593) Maximilian von Tirol übernahm, konnte um so weniger an Gewaltmaßregeln denken, als Beide sich mit der energischen Erzherzogin-Wittwe Maria schlecht standen. So erfolgte denn auch die Huldigung der drei Lande nur gegen ausdrückliche Verbürgung der Glaubensfreiheit im März 1592, und neue Fesseln legte der im August 1593 wieder ausbrechende Türkenkrieg der Regierung an. Erst mit der Rückkehr des jungen Erzherzogs (geb. 1578) von der Jesuitenuniversität Ingolstadt, wo er mit dem Bayernherzog Maximilian, seinem Vetter, enge Freundschaft geschlossen hatte, und seiner beschleunigten Mündigkeitserklärung (Juli 1596) begann die gewaltsame Reaktion. Ferdinand faßte sie als Gewissenspflicht auf, er dachte zugleich die Macht der Stände einzudämmen. Darin standen ihm seine Mutter, ein eifrig katholisches Rathskollegium mit

dem Freiherrn von Schrattenbach an der Spitze und der hohe Klerus zur Seite. So ertheilte der Erzherzog schon bei der Huldigung die begehrte Versicherung der Glaubensfreiheit nicht, dann ging er im April 1598 nach Italien, besuchte Rom, Neapel und den altberühmten Wallfahrtsort Loretto, traf in Ferrara mit Clemens VIII. zusammen. Es war der entscheidendste Augenblick in der neueren Geschichte Innerösterreichs. „Man erwartet die Zurückkunft unseres Fürsten aus Italien mit Zittern“, so schrieb Kepler am 11. Juni 1598 nach Tübingen.

Die Protestanten hatten wahrhaftig Ursache dazu. Kaum heimgekehrt und gestärkt für sein Gott wohlgefälliges Werk, verfügte Ferdinand durch Dekret vom 13. September 1598 die Ausweisung aller evangelischen Prediger aus Graz und den übrigen landesfürstlichen Orten, 300 Söldner erzwangen die Vollziehung. Am 22. Oktober erging derselbe Befehl auch in Laibach, im Dezember gebot der Erzherzog den Uebertritt oder die Auswanderung aller protestantischen Einwohner aller landesfürstlichen Städte und Märkte. Obwol selbst noch nicht davon betroffen, machte doch der Adel die dringendsten Vorstellungen gegen diese brutale Vergewaltigung, Ferdinand blieb unerbittlich, übergab im Oktober 1599 auch die Grazer Stiftskirche und Stiftsschule den Jesuiten, wies ihre Prediger und Lehrer aus und sandte seine Glaubenskommissionen durch das ganze Land. Im widerstrebenden Graz führte er selber die Entscheidung herbei. Nach dem Befehle vom 27. Juli 1600, der die Ungehorsamen mit einer Strafe von 100 Dukaten bedrohte, fand sich vier Tage später die Grazer Bürgerschaft in der Stadtpfarrkirche ein, wo auch der Landesherr mit glänzendem Gefolge erschien. Dort mußte jeder Stand und Glauben angeben. Die Mehrzahl erklärte sich für katholisch, sie legte dann am 8. August den Glaubenseid ab. Der Eintritt in den Stadtrath und in die Innungen, damit in das Bürgerrecht wurde seitdem an das katholische Bekenntniß geknüpft. Wie in Graz, so ging man nun überall in Steiermark, Kärnten und Krain durch Ueberredung und Zwang vor. Was noch übrig blieb, nahmen die Jesuiten und die rasch sich ausbreitenden Kapuziner auf sich. An Widerstand fehlte es nicht; die Stände dachten Berufung an den Kaiser einzulegen, sie drohten nach 1603 mit massenhafter Auswanderung, aber nirgends wagten sie das, was die Niederländer einer freilich noch viel schlimmeren Tyrannei gegenüber gethan hatten, den bewaffneten Aufstand. So kam das fromme Werk der katholischen Reaktion binnen wenigen Jahren wenigstens äußerlich zum Abschluß, doch wird von Sprengung protestantischer Versammlungen und Ausweisung Lutherischer bis 1615 berichtet.



Ferdinand II., Erzherzog von Oesterreich.

Reaktionsversuche in Oesterreich. Ein gleicher Erfolg hat in Oesterreich und den böhmisch-mährischen Gebieten die gleichen Versuche nicht gekrönt. Statthalter von Ober- und Niederösterreich war Anfangs der streng katholische Erzherzog Ernst, seit 1595 Matthias. Jener ging zunächst gegen die Städte vor, in die ohne landesfürstliche Erlaubniß der Protestantismus sich Eingang verschafft hatte, wie z. B. selbst in Wien. Zwei Dekrete verboten im Jahre 1578 den Bürgern den Besuch des evangelischen Gottesdienstes und die Aufnahme von Evangelischen ins Bürgerrecht. Das blieb indeß zunächst ziemlich wirkungslos. Besser gelang die innere Herstellung der tief verfallenen katholischen Kirche dieser Lande, wie sie Melchior Khlesl (geb. 1553), ein eifriger Zögling der Wiener und Ingolstädter Jesuiten, seit 1580 Offizial (Stellvertreter) des Bischofs von Passau für Niederösterreich, 1588 Bischof von Wiener Neustadt, später im engsten Vertrauen des Erzherzogs Matthias, in die Hand nahm. Die Klöster erhielten wieder eifrige Aebte, die lauen Geistlichen wurden durch strenggesinnte

Leute, am liebsten Schüler des Passauer Seminars oder der Wiener Jesuiten, ersetzt, Pfarren deren Besetzung zwischen (protestantischen) Edelleuten oder Stadtbehörden streitig war, durch die Hofkanzlei dem Bischof überwiesen, der evangelische Gottesdienst in Wien unterdrückt, schon 1589 die Bekehrung der landesfürstlichen Städte und Märkte gefordert. Die Durchführung übernahm dann seit 1590 Khlesl, unterstützt durch ein neues Dekret vom Jahre 1596, welches die von weltlichen Herren den geistlichen Patronen entzogenen Pfarren diesen zurückzugeben befahl und abermals die Beseitigung des evangelischen Kultus in Städten und Märkten verlangte. Als „Generalreformator" besuchte er alle diese Orte, brachte die Stadträthe zur Unterwerfung und erlangte bis 1602 von ihnen Allen schriftliche Erklärungen, in denen sie sich auf den Katholizismus verpflichteten, nur nicht in Wien, Krems und Stein. Sehr lange widerstand die Wiener Universität, obwol Khesl seit 1579 ihr Kanzler war; erst im Jahre 1610 haben hier die Jesuiten Zutritt erlangt. Aehnlich ging es in Oberösterreich, wo eine Kommission die Durchführung des Edikts von 1596 in die Hand nahm. In Linz zogen im Jahre 1600 die Jesuiten ein und gründeten 1608 hier eine Schule. Um die Reaktion noch mehr zu beschleunigen, wurden Katholiken, selbst Fremde, in die höheren Aemter befördert, gefügige Werkzeuge der landesherrlichen Gewalt, oft genug aber auch unfähig und eigennützig, so daß die Verwaltung im Ganzen sich nur noch verschlechterte.

Indeß fehlte in Oesterreich sehr viel am vollständigen Gelingen dieser „Gegenreformation". Hier kam es sogar zu bewaffneten Erhebungen der kräftigen Bauernschaften. Von 1594 bis 1596 tobte ein gefährlicher Aufstand fast in ganz Oberösterreich, der sich eben so gut gegen die gutsherrliche Belastung wie die kirchliche Reaktion wandte und weniger durch Gewalt als durch Beschränkung der Frohndienste unterdrückt werden konnte. Noch bedeutender war die niederösterreichische Erhebung, obwol sie sich wesentlich gegen die geistlichen und weltlichen Herren richtete. Weithin zu beiden Seiten des Wiener Waldes traten die Bauern hier unter Waffen, tüchtige Führer an der Spitze; sogar die Holzknechte und Bergleute des nahen Steierlandes boten ihre Hülfe an, zumal gegen das „Pfaffennest" Melk, und auch hier machte nur eine Verbindung von Zugeständnissen und Gewalt dem Aufstand ein Ende (1596 und 1597). Vorkommnisse dieser Art beweisen zugleich, wie wenig die Edelleute bei etwaigem bewaffneten Widerstande gegen die Regierungsmaßregeln auf ihre Bauern hätten zählen können. Wenn sie aber nun an solche nicht dachten, so verbanden sich doch im Jahre 1603 die Stände beider Lande unter Führung des Freiherrn Erasmus von Tschernembel zur Wahrung ihrer Rechte, sandten Botschaft an alle evangelischen Höfe Deutschlands mit der Bitte um Hülfe und erklärten endlich dem Kaiser Rudolf im Jahre 1604 rund heraus, sie könnten sich „Ehren- und Gewissenshalber" nicht fügen. Indem nun andererseits die katholischen Stände dagegen sich vereinigten (1605) und der kaiserliche Hof auf Khlesl's Rath das Zugeständniß von 1571 aufzuheben, also auch dem Adel die Glaubensfreiheit zu nehmen beschloß, trieb Oesterreich unaufhaltsam gewaltsamer Entscheidung entgegen.

Die Reaktion in Böhmen und Mähren. Zu ganz ähnlichen Ergebnissen führte die Gegenreformation in Böhmen und Mähren, obwol dem Protestantismus hier der schroffe Gegensatz zwischen den deutschen Stadtgemeinden und dem tschechischen Adel leicht verhängnißvoll werden konnte. Die Mittel der Regierung waren hier dieselben wie in Oesterreich. Katholiken, am liebsten Zöglinge der Jesuiten, auch Spanier und Italiener, wurden zu den höchsten Aemtern befördert, die engste Verbindung mit Rom und Spanien unterhalten. Jesuitische Erziehung, kaiserliche Gunst und spanisches Gold wirkten dann auf den jüngeren Adel so gewaltig, daß Viele dem Protestantismus absagten und der Reaktion eifrig Vorschub leisteten, so in Böhmen das weitverzweigte, mächtige Geschlecht der Lobkowitz. In Mähren verfocht der Kardinal Franz von Dietrichstein, ein Zögling des Collegium germanicum in Rom, seit 1599 Bischof von Olmütz, mit feuriger Beredsamkeit und begeisterter Hingebung besonders unter seinen Standesgenossen die Sache seiner Kirche. Mit offener Gewalt wagte jedoch die Regierung lange nicht vorzugehen, und auch dann zunächst nicht gegen den Adel, sondern nur gegen die Städte. Im Jahre 1602 erneuerte sie das schon 1584 einmal ohne Wirkung in

Erinnerung gebrachte Gesetz König Wladislaw's vom Jahre 1508, welches nur Katholiken und Utraquisten anerkannte, alle Anderen mit dem Tode bedrohte, denn unter demselben ließen sich auch die Lutheraner fassen, so wenig zur Zeit jenes Königs schon von Lutheranern die Rede gewesen war. Auf Grund dieses Gesetzes erhielten die königlichen Städte die Weisung, hinfort nur Anhänger jener beiden alten Bekenntnisse in den Rath aufzunehmen und auch nur Geistliche derselben zu dulden (1603). In Brünn, Olmütz und Znaim wurden dann auch die Protestanten aus dem Rathe entfernt, in Olmütz der evangelische Gottesdienst gänzlich untersagt. Den Adel aber traf besonders die Verdrängung der protestantischen Mitglieder aus dem Landrecht, der höchsten Gerichts- und Verwaltungsbehörde Mährens, da sie den alten Eid auf Maria und die Heiligen nicht leisten wollten (1602). Als infolge dessen das Landrecht jahrelang seine Thätigkeit einstellte, zog das Prager Gericht die wichtigsten Prozesse an sich, so daß die ganze Verwaltung, zu der es auch unter den Katholiken an tauglichen Persönlichkeiten mangelte, in Verwirrung gerieth. So steigerte sich in allen Kreisen die Zahl der Mißvergnügten. An ihre Spitze trat Karl von Zierotin, von jeher das Haupt der ständisch-protestantischen Partei und jetzt persönlich gereizt durch seine Ausschließung aus dem Landrecht, im Uebrigen bei aller Bildung ein adelsstolzer Herr und fanatischer Tscheche. So bereitete sich auch in Böhmen und Mähren ein Umschlag vor, und Gewitterschwüle lagerte sich um das Jahr 1604 über alle deutsch-slavischen Lande Rudolf's II.

Verhältnisse in Ungarn. Doch der drohende Sturm kam zunächst nicht hier, sondern in Ungarn zum Ausbruch. Hier waren die Verhältnisse für die kaiserliche Regierung die denkbar schwierigsten. Zwei Drittel des Landes standen unmittelbar unter türkischer Herrschaft, Siebenbürgen schwankte zwischen habsburgischer und türkischer Oberhoheit; in den habsburgisch gebliebenen Landstrichen war Verlaß nur auf die deutschen Städte. Der magyarische Adel zeigte sich unbotmäßig, der deutschen Herrschaft feindselig und neigte in Sitten und Gewohnheiten so zu den ihm stammverwandten Türken hin, daß ein venetianischer Botschafter geradezu sagt, die Ungarn seien wenig von ihnen verschieden. Wollte die kaiserliche Regierung Ungarn behaupten, so blieb ihr gar nichts Anderes übrig, als die höchsten Aemter mit zuverlässigen Deutschen und anderen Fremden zu besetzen, die Grenzvertheidigung wesentlich deutschen Truppen anzuvertrauen und die Selbständigkeit des auffässigen Adels thunlichst zu beschneiden. Es war ihr Unglück und ihre Thorheit, daß sie damit die Unterstützung kirchlicher Reaktionsbestrebungen verband, denn diese mußten dem Hause Habsburg auch die deutsch-protestantischen Städte, seine natürlichen Stützen, entfremden. Zunächst beschränkten sich diese Versuche auf die Begünstigung der Jesuiten. Ihre erste Niederlassung erfolgte schon 1561 in Tyrnau unter dem Schutze des Erzbischofs von Gran, Nikolaus Oláh, doch vernichtete ein großer Brand dies Kolleg schon sechs Jahre später, und erst seit 1589 gewann der Orden wieder festen Halt, besonders in Thurocz und Sellye, von wo aus seine Missionen ganz Nordungarn durchzogen, selbst die deutschen Städte. Vor Allem stieg die Zahl ihrer vornehmen Schüler, und die Zeit ließ sich berechnen, wo ein guter Theil des magyarischen Adels der alten Kirche zurückgewonnen sein werde.

Der Türkenkrieg seit 1593. Diese innere Schwierigkeiten steigerten sich noch erheblich durch die unaufhörlichen Türkenkriege. Denn selbst der Abschluß eines Friedens hinderte verwüstende Einfälle der benachbarten Pascha's bis nach Innerösterreich keineswegs, und noch heutzutage sieht man selbst im oberen Steiermark stark ummauerte Kirchen, welche damals als Zufluchtsstätten gegen den wilden Feind befestigt worden waren. Diese Gefahren riefen nun auch die Militärgrenze ins Leben. Schon König Ferdinand I. hatte durch Verträge mit kroatischen Grundherren, Ordnung des Kundschaftswesens und eine Flottille die Grenze zu sichern gesucht, und noch unter ihm begann die Einwanderung dichter Scharen von serbischen Flüchtlingen (d. i. Uskoken), die sich namentlich nach der Schlacht von Essek (s. S. 278) im Jahre 1537 an der ganzen Linie von Zengg am Adriatischen Meere nordostwärts bis zur Drau in Kroatien niederließen und theils gegen Sold, theils gegen Ausstattung mit Grundstücken als Grenzmilizen in Dienst genommen wurden. So entstand damals die sogenannte windische Grenze um Warasdin und die kroatische Grenze an der Kulpa. Erzherzog Karl übernahm im Jahre 1578

den Oberbefehl über beide und ließ die Festung Karlstadt an der Kulpa erbauen. So bedeutend nun auch die Kosten waren, die Innerösterreich dafür aufbringen mußte und die im Jahre 1578 z. B. sich auf mehr als 300,000 Gulden beliefen, so verstärkte doch auch andererseits die gemeinsame Vertheidigung das Gefühl der Zusammengehörigkeit dieser Lande.

Die „Grenzer" selbst verhielten sich nun keineswegs blos vertheidigend, sie vergalten den einbrechenden Türken Gleiches mit Gleichem, so daß der Krieg in diesen Gegenden niemals aufhörte, den Grenzbewohnern beiderseits zur Gewohnheit, zum gewinnreichen Gewerbe wurde. Besonders die Uskoken von Zengg zeichneten sich durch ihre kühnen Raubfahrten zur See aus, nicht selten streiften sie auch von der dalmatinischen Küste meilenweit ins Innere. Eben dies veranlaßte Hassan Pascha von Bosnien im Jahre 1593 zu einem Feldzuge gegen Zengg. Doch seinen Einfall wiesen die Innerösterreicher und Kroaten unter Andreas von Auersperg durch einen glänzenden Sieg an der Kulpa zurück, der Pascha selber fiel. Die Folge war die türkische Kriegserklärung im August 1593.

Ohne die nachhaltige Unterstützung Deutschlands, wo Reichs- und Kreistage fortwährend sehr erhebliche Bewilligungen für den Türkenkrieg machten, wäre der Kaiser nicht im Stande gewesen, ihn zu führen. Denn die eigenen Einnahmen aus seinen Erblanden, etwas über drei Millionen Gulden, reichten knapp für die regelmäßigen Ausgaben, der Krieg fügte ihnen noch etwa 6 Millionen hinzu, die theils durch Bewilligungen der Stände, theils durch Beiträge des Reiches (jährlich etwa 1,600,000 Gulden), theils endlich durch Zahlungen der italienischen Reichslehen, des Papstes und Spaniens, im Nothfalle auch durch Anleihen gedeckt werden mußten. Diese Mittel reichten doch so weit, daß der Krieg, wie immer wesentlich Festungs- und Belagerungskrieg, im Ganzen nicht gerade unglücklich verlief, wenigstens die Gefahr eines großen türkischen Einfalls nach Oesterreich nicht eintrat. Gleich im Jahre 1593 siegten die Kaiserlichen bei Stuhlweißenburg und machten die Uebergabe des tapfer vertheidigten Raab (1594) durch die Eroberung von Gran wieder gut (1595). Empfindlich war der Verlust von Erlau in Nordungarn, zumal der Versuch des Erzherzogs Maximilian, es wieder zu nehmen, in offener Feldschlacht scheiterte, da die allzu wilde Beutelust seiner Truppen den schon gewonnenen Sieg in eine Niederlage verwandelte (1596).

Seitdem erscheinen überhaupt die Osmanen im Vordringen, nahmen 1597 Waitzen, 1600 Kanischa in Südungarn, das im Jahre darauf Erzherzog Ferdinand (II.) umsonst belagerte, und warfen im Jahre 1602 die Kaiserlichen aus dem erst ein Jahr zuvor eroberten Stuhlweißenburg wieder hinaus. Gegenüber ihrem Besitzstande vor dem Kriege blieben so von wichtigen Plätzen Kanischa, Raab, Waitzen und Erlau in ihren Händen.

Siebenbürgen. Fast selbständig entwickelten sich daneben die Verhältnisse Siebenbürgens. Das unglückliche Land war Jahrzehnte lang nicht nur der Kampfpreis zwischen den Habsburgern und den Türken, sondern auch noch der Spielball selbstsüchtiger Magnaten, die sich um die Fürstenkrone stritten und, lediglich ihren persönlichen Vortheil im Sinne, höhere Ziele gar nicht kannten. Das einzige Bild, auf dem das Auge mit Theilnahme ruht, bieten in diesen wüsten Kämpfen eigennütziger Machthaber die tapferen Sachsen unter ihrem Grafen Albert Huet (1578—1607), die im schrecklichen Gedränge politischer, nationaler und bald auch kirchlicher Feinde niemals ihren deutschen Bürgermuth und ihren evangelischen Glauben verleugnen. Ein festes Ziel verfolgen in Siebenbürgen nur die Jesuiten, denen Stephan Bathory's Nachfolger, sein Bruder Christoph (1574—1581) das Land seit 1579 öffnete. Sie strebten danach, Siebenbürgen, auch die griechisch-katholischen Rumänen, ihrer Kirche zu unterwerfen, deren Herrschaft womöglich auch über die Walachei und Moldau auszudehnen, und deshalb sie wie Siebenbürgen in die engste Verbindung mit dem Hause Habsburg zu setzen. Christoph's Sohn, Sigismund Bathory (1581—1602), wußten sie ganz in ihre Hände zu bringen; auch als die Stände im Jahre 1588 ihre Ausweisung erzwangen, blieb ihr Einfluß ungebrochen, und schon im Jahre 1595 erlangten sie aufs Neue Zulassung. Mit der Walachei wurden enge Beziehungen angeknüpft. Michael der Tapfere, seit 1592 daselbst Wojewode, schloß Bündniß mit Siebenbürgen und erkannte schließlich Bathory's Oberhoheit an

(Mai 1595), auch in der Moldau gelang die Einsetzung eines siebenbürgischen Vasallen, und glänzend behauptete sich Michael gegen die Türken in den Schlachten um den Donauübergang bei Giurgewo (Oktober und November 1595). Andererseits suchte Sigismund Anlehnung an das Haus Habsburg. Den widerstrebenden magyarischen Adel schreckte er durch einige rechtlose Hinrichtungen in Thorenburg (August 1594), dann brachte er persönlich in Prag unter Anerkennung der ungarischen Oberhoheit ein Bündniß zu Stande, dem auch die Walachei und Moldau sich anschlossen (Januar 1595), und die Vermählung des Fürsten mit Maria Christine, Tochter Erzherzog Karl's, größere Festigkeit geben sollte. Er stand auf dem Gipfel seiner Macht.



Kampf gegen die Türken bei Stuhlweißenburg. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Aber in seiner schwankenden Weise wußte er sie nicht festzuhalten und stürzte dadurch das Land in vieljährige Zerrüttung. Schon 1597 war er der Herrschaft müde, trat Siebenbürgen an den Kaiser ab, nahm sie dann wieder und verzichtete abermals zu Gunsten seines Oheims Andreas Bathory (1597). Dieser jedoch erlag in der blutigen Schlacht bei Hermannstadt dem ehrgeizigen und gewaltthätigen Michael (Oktober 1599) und wurde auf der Flucht von seiner eigenen Garde erschlagen. Nunmehr gewann Michael die Anerkennung der siebenbürgischen Stände, des Kaisers und des Sultans, aber als sein blutiges Wüthen gegen die

Anhänger der Bathory Alles in Verzweiflung brachte, zwang ihn der kaiserliche General Basta durch den Sieg bei Dés zur Räumung des Landes (September 1600). Als Michael dann doch wieder mit dem Kaiser sich in Verbindung setzte und trotzdem mit den Türken sich einließ, ließ Basta den Treulosen überfallen und erschlagen (August 1601). Mit Bathory verständigte Rudolf II. sich endlich durch die Einräumung der schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor (Juli 1602). Siebenbürgen, völlig zerrüttet und arg verwüstet, war in Basta's Händen, und nachdem ein Aufstand mit walachischer Hülfe zu Boden geworfen worden war, schien die habsburgische Herrschaft endlich gesichert zu sein.

Der Aufstand in Ungarn. Diese Erfolge trieben den kaiserlichen Hof zu einem ebenso gewaltsamen als unklugen Vorgehen. Gleichzeitig sollte auch in Ungarn die evangelische Kirche zerstört, der magyarische Adel gebrochen werden, weil seine Uebermacht allerdings in diesem Grenzlande, dessen Vertheidigung die schärfste Zusammenfassung aller Kräfte verlangte, unerträglich schien.

Im Januar 1604 erfolgte auf Antrag des vertriebenen Erlauer Domkapitels durch die Truppen des kaiserlichen Feldherrn Barbiano von Belgiojoso die Wegnahme der Elisabethkirche in Kaschau. Den Beschlüssen des Preßburger Landtags im Februar, der bittere Beschwerde erhob, fügte der Kaiser eigenmächtig einen Artikel hinzu, der die alten, längst vergessenen Ketzergesetze Stephan's des Heiligen wieder in Kraft setzte und damit dem ungarischen Protestantismus den Krieg auf Leben und Tod ankündigte, und als darauf die Stände der oberungarischen Gespanschaften, in Gál-Szécs (Zempliner Komitat) versammelt, die Zahlung der zu Preßburg bewilligten Steuern verweigerten, sahen sich ihre Häupter zu harten Strafen verurtheilt. Zugleich wurde, um die Durchführung des königlichen Willens zu sichern, eine Reformationskommission niedergesetzt. An jenem Beschlusse hatten auch die Zipser Deutschstädte Theil genommen: um so mehr hielt sich die Regierung berechtigt, auch über sie die schärfsten Maßregeln zu verhängen. Doch dies Alles in Verbindung mit der Zurücksetzung, die der magyarische Adel schon Jahre hindurch erfahren zu haben glaubte, wie mit dem Haß gegen alles deutsche Wesen, das freilich hier als das Werkzeug habsburgischer Unterdrückung erschien, trieben einen furchtbaren Aufstand der Magyaren hervor, der die kaiserliche Autorität in Ungarn bis in ihre Grundfesten erschütterte, den Türken die Wege bahnte, den Anstoß gab zu heftigster Bewegung auch in den deutsch-slavischen Landen und so den Zusammenbruch der Rudolfinischen Regierung einleitete. Das war das Werk des ostungarischen Magnaten Stephan Bocskay. Bereits in heimlicher Verbindung mit den Türken in Temesvár und mit siebenbürgischen Unzufriedenen, wie Bethlen Gabor, den das Geschick noch zu größeren Dingen bestimmt hatte, sah Bocskay diese Beziehungen entdeckt, sich selbst von Belgiojoso zur Verantwortung gezogen und durch starke Truppenansammlungen um Debreczin und Großwardein bedroht. Da brach er los. Mit Hülfe der ungarischen Truppen in kaiserlichen Diensten, die er zum Abfall bewogen, überfiel und vernichtete er am 15. Oktober zwischen jenen beiden Städten ein deutsches Regiment und zwang, durch eine rasche und allgemeine Erhebung der magyarischen Bevölkerung unterstützt, den kaiserlichen General zum schleunigen Rückzuge nach der oberen Theiß.

Jetzt rächte sich auch die Mißhandlung Kaschau's, dessen Güter die Kaiserlichen weggenommen, dessen Rathsherren sie, freilich vergeblich, zum Katholizismus hatten zwingen wollen. Obwol Belgiojoso jetzt im Drange der Noth die Kirche wieder zurückgab, so sperrte ihm doch die Stadt ihre Thore, und als die Ungarn vor ihr erschienen, da lieferte der magyarische Theil der Bevölkerung sie Bocskay in die Hände (Oktober 1604). Diesem Beispiele folgten auch die übrigen Gemeinden des Fünfstädtebundes, so wenig sie auch die magyarische Bundesgenossenschaft wünschen mochten.

Als aber nun der kaiserliche Oberfeldherr Graf Georg Basta von Gran aus mit 15,000 Mann heranzog und die Ungarn in zwei bedeutenden Treffen am 14. und 28. November völlig schlug, da hielt nur Kaschau eine kurze Belagerung aus, die übrigen Gemeinden ergaben sich wieder an Basta, da dieser ihnen freie Ausübung der Augsburgischen Konfession für alle Zukunft, Bestätigung ihrer Privilegien, Verzeihung für ihren Anschluß an Bocskay, Schutz

gegen feindliche Angriffe und Verschonung mit Einquartierung zusicherte. Indessen bald darauf, wurde Basta durch eine Meuterei seiner unbezahlten Söldner zur Räumung seiner festen Stellung bei Eperies und zum Rückzuge nach Preßburg gezwungen (Anfang April 1605), und fast ganz Ungarn fiel den Insurgenten zu.

Unter den wildesten Verheerungen, voll Wuth gegen Alles, was Deutsch und Kaiserlich war, brachen Bocskay's Scharen über die Grenzen Ungarns in Mähren, Oesterreich und Steiermark ein, die Türken aber, den günstigen Augenblick rasch benutzend, nahmen **Gran** nach tapferer Gegenwehr wieder ein (Oktober 1605).

Schon im Februar 1605 hatte Siebenbürgen, im April auch das nordöstliche Ungarn Stephan Bocskay als Fürsten anerkannt, im November empfing er zu Ofen auch die türkische Belehnung. Was die Waffen und die Staatskunst der Kaiserlichen in jahrelanger Arbeit mühsam aufgerichtet hatten, das war in wenigen Monaten vollständig zerstört.

Die Friedensschlüsse mit den Ungarn und Türken. Da griffen die Erzherzöge ein. Denn das Verfahren des kaiserlichen Hofes in Ungarn schädigte nicht nur die Interessen des Kaisers, sondern die des Gesammthauses, sie sollten nicht länger so unfähigen Händen überantwortet bleiben. Von Linz aus, wo sie sich verständigt hatten, reisten sie nach Prag (Juni 1605), um auf friedlichen Ausgleich mit Ungarn zu dringen. Doch erst nach harten Kämpfen, nachdem direkte Versuche des Kaisers mißlungen und alle Aussichten auf weitere Unterstützung seitens der evangelischen Reichsstände, welche in den Ungarn doch auch ihre Glaubensgenossen sahen, geschwunden waren, erhielt Erzherzog Matthias Vollmacht, mit Bocskay zu unterhandeln. So kam am 9. Februar 1606 ein Waffenstillstand, am 29. Juni der Friede mit den Ungarn zu Stande. Vollständige Religionsfreiheit für alle Bekenntnisse, Besetzung der Aemter mit geborenen Ungarn, Herausgabe der weggenommenen Güter wurde ihnen gewährt, die Jesuiten ausgewiesen, dazu Stephan Bocskay als Fürst von Siebenbürgen und Ostungarn auf Lebenszeit anerkannt. Dem folgte dann der Friede mit den Türken zu **Szitvatorok** (bei Komorn) am 11. November 1606 auf 20 Jahre, in welchem zum ersten Male der Sultan dem Kaiser diesen Titel gab, also Gleichberechtigung zugestand. Der bisherige Tribut wurde gegen eine Zahlung von 200,000 Dukaten aufgehoben, die Eroberungen blieben den Osmanen.

Aufstand in Oesterreich gegen Rudolf II. Die Erhebung Ungarns war gegen die kirchliche Reaktion und die landesfürstliche Macht gerichtet gewesen, die überall den Kampf gegen den Protestantismus und die Stände aufgenommen hatte; ihr Sieg wirkte deshalb weit über die Grenzen Ungarns hinaus, ein plötzlicher Rückschlag warf alle Erfolge Rudolf's II. jäh über den Haufen. Er wurde durch eine Spaltung im habsburgischen Herrscherhause unterstützt. Es galt eben sowol, dem Monarchen, welcher immer unzugänglicher und unthätiger wurde und deshalb mehr und mehr in die Abhängigkeit von untergeordneten und bestechlichen Menschen, wie namentlich seines Kammerdieners, Philipp Lang, gerieth, seit 1598 sogar schon Spuren von Geistesstörung zeigte, die mißbrauchte Gewalt aus der Hand zu nehmen, als ihm einen Nachfolger zu geben, denn trotz mannichfacher Heirathspläne war Rudolf unvermählt geblieben. Diese letztere Frage war schon nach dem Tode des Erzherzogs Ernst, also seit dem Jahre 1595, vielfach erörtert worden, jetzt wurde sie zu einer brennenden. So erkannten die Erzherzöge mit Einwilligung des Königs von Spanien Matthias förmlich als Haupt ihres Hauses an (im April 1606), und dieser wiederum suchte sich der Hülfe der Stände zu versichern. Zuerst in Ungarn gelang ihm dies. Rudolf II. nämlich, welcher die Friedensschlüsse von Wien und Szitvatorok erst nach langem Zögern und unter mancherlei Vorbehalt bestätigt hatte, dachte schon im September 1607 trotz ganz ungenügender Mittel daran, den Krieg mit den Türken wieder zu erneuern und dabei die Ungarn niederzuwerfen.

Darüber kam es in Oberungarn bereits zu einer ziemlich gefährlichen Erhebung, und nun griff die Revolution auch in die deutsch-slavischen Erblande hinüber. Zunächst verständigten sich die Häupter der ständisch-protestantischen Partei Oesterreichs und Mährens bei Zierotin auf Schloß Rossitz über ein gemeinsames Vorgehen (Dezember 1607). Um die steigende Bewegung für sich auszunutzen, kam darauf Matthias mit den ungarischen Ständen in Preßburg

dahin überein, den Frieden zu behaupten und einander beizustehen, wenn sie deshalb angefochten würden, sie verbündeten sich also gegen Rudolf II. (Januar 1608). Kurz darauf genehmigten die Stände Ober- und Niederösterreichs auf den Antrag des Erzherzogs das Bündniß mit Ungarn und bewilligten ihm sogar das Landesaufgebot, dem schlossen sich endlich unter lebhaftem Widerstreben der katholischen Mitglieder die Mährer in Eibenschitz an (April 1608). Die vier Länder waren in hellem Aufruhr gegen Rudolf II.

Im April 1608 marschirte Matthias mit etwa 20,000 Mann durch Mähren in Böhmen ein. Was er oder vielmehr was die Stände wollten, verkündete ein Manifest: Sicherung des Friedens in Ungarn, Besserung der Regierung und Wiederherstellung der verletzten Freiheiten. Da Rudolf II. so gut wie wehrlos war — denn die böhmischen Stände dachten seine Bedrängniß für sich selber auszunutzen — so rückte Matthias schon am 5. Juni bis Sterbohol, eine halbe Stunde von Prag, vor. Unter solchen Umständen blieb dem Kaiser gar nichts übrig, als die Forderungen des Bruders zu genehmigen; er erkannte ihn als König von Ungarn, als „Gubernator" (nicht Statthalter) von Mähren und Oesterreich an, trat ihm also diese Lande ab und behielt für sich nur Böhmen, Schlesien und die Lausitzen.

Sieg der Stände in Oesterreich und Mähren. Es war aber nicht sowol ein Sieg des Matthias, als der Stände. Hätten sie ihn nun maßvoll und zugleich entschieden zu benutzen verstanden, dann konnte die Zukunft des Protestantismus in Oesterreich für alle Zeiten gesichert, der kühne Gedanke Zierotin's verwirklicht werden, ein österreichisch-ungarisches Reichsparlament ins Leben zu rufen, eine Gesammtverfassung auf aristokratischer Grundlage etwa wie in England zu gründen. Zunächst schienen die Ereignisse wirklich diesen Gang nehmen zu wollen. Noch im Juni schlossen die Stände der vier Länder zu Sterbohol ein festes Bündniß zur Wahrung ihrer Rechte. Darauf mußte Matthias auf dem Huldigungslandtage zu Brünn die Erklärung Maximilian's II. von 1575 (s. S. 663) erneuern und die ständischen Freiheiten im weitesten Umfange anerkennen (August). Als er dann zur Krönung nach Preßburg ging, bewilligte er in seiner Wahlkapitulation die Religionsfreiheit im vollsten Umfange und ernannte den Führer der evangelischen Stände, Stephan Illésházy, zum Palatin (Ende 1608). Endlich errangen die Oesterreicher, nachdrücklich unterstützt von den Mähren und Ungarn, wie von einer Gesandtschaft der Union, zunächst die Wiederherstellung der Erklärung Maximilian's II. von 1571 (März 1609), im nächsten Jahre aber auch die Verbürgung der Glaubensfreiheit für die Städte (Februar 1610). Das war der Preis für die Erhebung des Erzherzogs.

Der böhmische Majestätsbrief. Was nun diese Lande durch ihren Aufstand gegen Rudolf II. gewonnen hatten, das konnte unmöglich den Böhmen für ihre wenn auch unsichere Treue verweigert werden. In der Versammlung vom März 1609 forderte der böhmische Landtag, den der hochgebildete Wenceslaw Budowec von Budowa fest und geschickt leitete, der ehrgeizige Matthias Graf von Thurn leidenschaftlich vorwärtsdrängte, die Sicherstellung seiner politischen und kirchlichen Rechte. Lange widerstand die katholische Partei am Hofe, Lobkowiz, Martiniz, Slawata u. a., gestützt auf den spanischen Gesandten, ja sie setzte sogar die Auflösung des Landtags durch; erst als die Stände eine provisorische Regierung bildeten, Rüstungen begannen, sich mit Schlesien und Mähren zu verbünden dachten, da gelang es besonders der kursächsischen Vermittlung, den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu bestimmen: er bewilligte am 9. Juli 1609 den Böhmen den berühmten Majestätsbrief. Alle Anhänger des Abendmahlsritus unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) erhielten volle Religionsfreiheit und die drei „oberen Stände" Herren, Ritter und königliche Städte, die Erlaubniß, überall, in Städten, Märkten und Dörfern, Kirchen und Schulen zu bauen. Das utraquistische (hussitische) Konsistorium in Prag sollte an die Stände übergehen, 24 „Defensoren" die protestantischen Angelegenheiten leiten. Ein nachträglicher „Vergleich" zwischen den katholischen und evangelischen Ständen dehnte das Recht zum Kirchenbau noch auf die Bewohner der „königlichen Güter" aus, und garantirte beiden Parteien ihren damaligen kirchlichen Besitzstand. Da nun die Urkunde von „Lutheranern" gar nicht ausdrücklich sprach, das Zugeständniß also gelegentlich auf die bisher kaum geduldeten böhmischen Brüder beschränkt werden konnte, so vereinigten sich die

Lutheraner mit diesen zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntniß (September), um die Wohlthaten des Majestätsbriefes sich auf alle Fälle zu sichern.

Rudolf's II. Sturz. Mit diesem glänzenden Siege der evangelischen Stände, an welchem nur die innerösterreichischen troß mannichfachen Bemühungen keinen Antheil zu gewinnen vermochten, gelangte die kirchliche Bewegung zu einem vorläufigen Abschluß, die politische dagegen nur zu kurzem Stillstand. Denn kaum hatte Erzherzog Matthias unter Vermittlung der Kurfürsten, die persönlich in Prag erschienen, mit Rudolf II. sich äußerlich ausgesöhnt (Oktober 1610), als wieder neuer Zwiespalt sie trennte und damit den völligen Sturz des Kaisers entschied. Da er troß jener Versöhnung mit Matthias diesen nicht zur Nachfolge kommen lassen wollte, was doch nach Lage der Sache das Natürlichste war, so dachte er sie seinem Vetter, dem Erzherzog Leopold (geb. 1586), zuzuwenden, welcher, obwol Bischof von Passau und Straßburg, doch ein lebenslustiger, streitbarer, unternehmender Herr und dabei eifrig katholisch war.



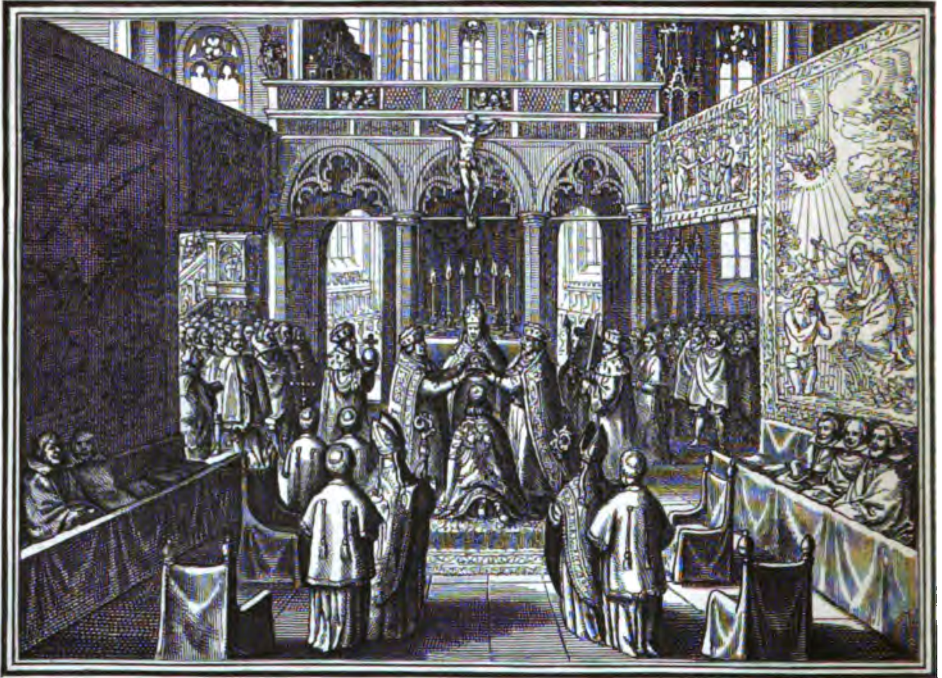
Rudolf II. bewilligt den Böhmen den Majestätsbrief. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Seine Erhebung auf den Thron wäre freilich ein Sieg der monarchisch-katholischen Pläne gewesen. Schon früher hatte Leopold im Interesse des Kaisers einige Regimenter Kriegsvolk, etwa 12,000 Mann, geworben; jeßt sandte er diese „Passauer", zügellose Banden, durch Oberösterreich nach Böhmen hinein und beseßte nach blutigen Gefechten den Hradschin sammt der Kleinseite von Prag (14. Februar 1611). Aber wenn er gehofft hatte, die Böhmen damit zu schrecken, seinen und des Kaisers Plänen gefügig zu machen, so war das eine schwere Täuschung. Die äußerste Erbitterung ergriff ganz Böhmen, Prag trat unter Waffen, der Adel rüstete, große Bauernhaufen sammelten sich, es kam in der Hauptstadt selbst zu heftigen Kämpfen.

In seiner Beängstigung zahlte jeßt der Kaiser den Passauern den rückständigen Sold und bewog sie damit zum Abzuge, allein es war schon zu spät. Von den böhmischen Ständen gerufen, erschien Erzherzog Matthias mit seinen Truppen schon am 24. März 1611 vor Prag. Auf seine und des böhmischen Landtags Forderung erklärte sich Rudolf II., um wenigstens den

Schein zu retten, zum Verzicht auch auf die böhmische Königskrone zu Gunsten des Matthias bereit, aber — so wird erzählt — er zerbiß wüthend die Feder, mit welcher er die Urkunde unterzeichnet, und vom Balkon des Schlosses Hradschin hinuntersehend auf das prachtvolle stolze Stadtbild zu seinen Füßen, sprach er einen schweren Fluch aus über Prag, für dessen Wohl er so viel gethan und welches ihn so undankbar verrathen habe, dann zog er sich in die entlegensten Gemächer zurück, um nicht das Jubelgeschrei der Menge und das Schmettern der Trompeten zu hören, welche die Krönung des verhaßten Bruders begrüßten.

Aber jetzt, da ihm nichts mehr von seiner Herrlichkeit übrig geblieben war als der leere Kaisertitel, erwachte in dem tiefgekränkten Manne eine überraschende Thatkraft, wie er sie nie zuvor gezeigt hatte. Er dachte daran, in eine Reichsstadt abzureisen und auf die Union sich zu stützen, da riß ihn ein rascher Tod aus allen Entwürfen (20. Januar 1612) und eröffnete für König Matthias die gesetzmäßige Nachfolge auch im Kaiserthum.



Matthias' Krönung zu Frankfurt a. M. Nach Gottfried's Historischer Chronik.

Die letzten Ausgleichsversuche unter Matthias.

Matthias zum Kaiser erwählt. Gab es noch eine Möglichkeit, den furchtbaren Zusammenstoß der Parteien im Reiche zu vermeiden, so war es die Wahl des Matthias zum Kaiser, der soeben in den habsburgischen Erblanden den Protestanten die umfassendsten Zugeständnisse gewährt hatte. Deshalb waren auch die evangelischen Reichsstände für Matthias, nur wollten sie die Wahl an Bedingungen knüpfen, an die Erledigung ihrer Beschwerden. Brandenburg und Pfalz sprachen sich für Aufnahme protestantischer Mitglieder in den Reichshofrath, Beaufsichtigung seiner Rechtspflege durch die Reichsfürsten und feste Begrenzung derselben aus. Doch Sachsen, auch jetzt befangen in dem alten Hasse gegen die calvinistische Pfalz und von Brandenburg getrennt durch die Jülichsche Frage, ging auch jetzt nicht mit seinen protestantischen Glaubensgenossen, sondern mit den katholischen Kurfürsten und stimmte für Matthias ohne jede schützende Bedingung (Juni 1612).

Der Reichstag zu Regensburg. Trotzdem zeigte sich der leitende Staatsmann des Kaisers, Kardinal Melchior Khlesl, auf den es bei der geringen persönlichen Bedeutung

des Monarchen vor Allem ankam, und der, obwol selbst gut katholisch, doch kein Fanatiker war, aufrichtig und eifrig auf die Herbeiführung des Ausgleichs bedacht und nur an dem unbeugsamen Fanatismus der katholischen Stände ist er gescheitert. Er zeigte sich bereit, zwei Hauptbeschwerden der Protestanten zu erledigen, den evangelischen Stiftslanden nämlich Sitz und Stimme am Reichstage zuzugestehen und die Acht über Donauwörth aufzuheben. Der Reichstag, nach Regensburg berufen, sollte darüber entscheiden. Doch schon standen sich die Parteien so schroff gegenüber, daß jede Aussicht auf Verständigung rasch schwinden mußte. Auf einer Versammlung zu Frankfurt (März 1613) beschloß die Liga, auf dem frühern Standpunkte zu beharren, im Nothfall es selbst auf einen Krieg ankommen zu lassen und den Beistand des Auslandes anzurufen. Die Unirten wiederum verständigten sich in Rotenburg darüber, vor Erledigung der Beschwerden an keiner Berathung Theil zu nehmen. Schon dachten auch sie an fremden Beistand. Im März 1612 hatte die Union mit England ein Bündniß abgeschlossen und dies durch die Vermählung Friedrich's V. von der Pfalz mit Elisabeth, Jakob's I. Tochter, befestigt (Februar 1613), dann mit den Niederlanden auf 15 Jahre sich verbündet. So war der Widerstreit unversöhnlich, als Kaiser Matthias mit allem Pomp zu seinem ersten und letzten Reichstage in Regensburg einritt. Außer Max von Bayern und einigen anderen katholischen Fürsten sah er sich hier nur von den Gesandten seiner Stände umgeben. Bald nahmen die Berathungen die unglücklichste Wendung. Denn abermals von Sachsen unterstützt, überrumpelten die katholischen Kurfürsten und Fürsten die Evangelischen mit dem Beschlusse, sofort in die Berathungen einzutreten. Als die Unirten trotzdem festblieben und als Bedingung ihrer Einwilligung sofortige Einstellung der Reichshofrathsprozesse, Herstellung von Donauwörth und sofortige Ernennung der katholisch-protestantischen Ausgleichungskommission forderten, so verwarf die Mehrheit diese Forderungen, und der Kaiser, unselbständig wie immer und im Grunde des Herzens gut katholisch, gab die vermittelnde Stellung, die sein hohes Amt ihm zur Pflicht machte, auf, indem er der katholischen Liga beitrat. Damit erfochten die Habsburger freilich einen glänzenden Sieg über Bayern, denn die Liga, eben damals durch den Beitritt der geistlichen Kurfürsten verstärkt, zerfiel jetzt in einen rheinischen, bayerischen und österreichischen Kreis, und das einheitliche „Direktorium" Bayerns wurde zum Nachtheil des Ganzen durch ein dreiköpfiges ersetzt. Mit dieser offenen Parteinahme des Kaisers verschwand für die Protestanten jede Hoffnung, sie brachen die Verhandlungen ab, und in voller Entzweiung ging der Reichstag aus einander, der letzte vor dem Ausbruche des großen Krieges.


Kaiser Matthias. Nach Dannhauser's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Die allgemeine Furcht indeß vor dem Ausbruch des innern Krieges trieb Khlesl zu neuen Versuchen. Doch den von der Union vorgeschlagenen Ausgleichstag lehnten die katholischen Fürsten ab, denn ihre Sache sei die Sache Gottes, und den dann von Khlesl gefaßten Gedanken, die Kurfürsten sollten mit dem Kaiser zusammen die Verständigung versuchen und sie, sei sie zu Stande gebracht, gegen jeden Einspruch auch von päpstlicher Seite decken, drängten neu auftauchende Fragen rasch wieder zurück.

Ferdinand II. König von Böhmen und Ungarn. Auch für Matthias, der kinderlos war und dessen Alter ein baldiges Ende voraussehen ließ, mußte rechtzeitig ein Nachfolger in

Oesterreich und im Reiche bestellt werden. Die Pfalz dachte an Maximilian von Bayern als Kaiser. Die Erzherzöge, schon längst eifersüchtig auf Khlesl's überwiegenden Einfluß und unzufrieden mit seiner Versöhnungspolitik, traten energisch für Ferdinand von Steiermark ein, dessen Erhebung der streng katholischen Partei zunächst in Oesterreich zum Siege verhelfen mußte, und eifrig unterstützte sie darin Spanien. Seine Einmischung war um so weniger hier abzuweisen, als Philipp III. als Sohn Anna's, einer Tochter Maximilian's II., unzweifelhaft ein näheres Anrecht auf die ehemaligen Lande dieses seines Großvaters hatte, wie Ferdinand, der Neffe dieses Kaisers.

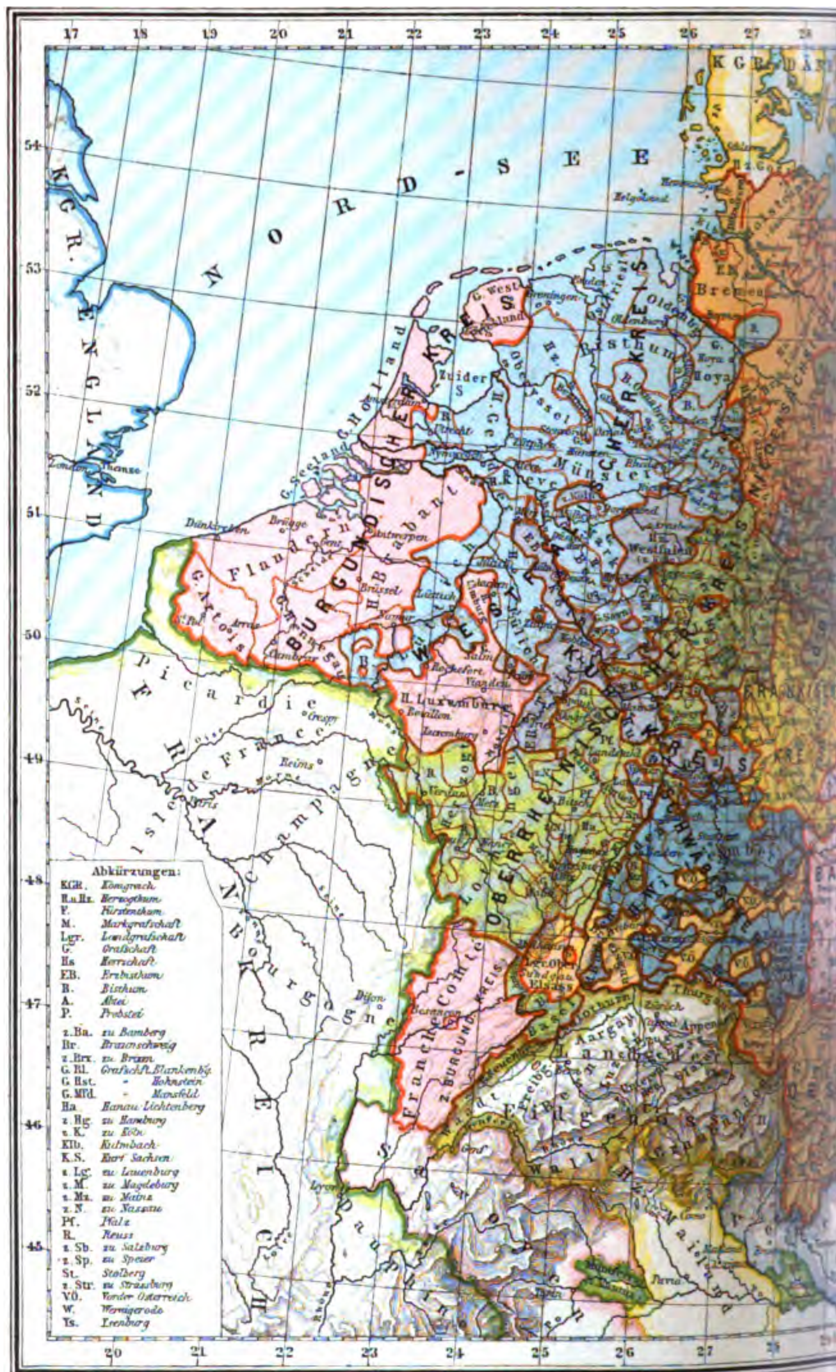
Indem nun Spanien im geheimen Vertrage von Graz (31. Juni 1617) dieses Anrecht aufgab, sich dafür aber die Abtretung des habsburgischen Oberelsaß (Sundgau) ausbedungen hatte, erwarb es selbst ein ganz unmittelbares Interesse an der Erhebung Ferdinand's zum böhmischen und ungarischen König, also auch das Recht, in diese Verhältnisse thätig einzugreifen. Nach spanischer Auffassung war dieser Vertrag wichtiger als die Anerkennung der Böhmen oder Ungarn. Widerstrebend und unter Betonung ihres Wahlrechts genehmigten zuerst die Böhmen die Nachfolge Ferdinand's, der am 29. Juni 1617 bereits die Krone zu Prag empfing, ihnen folgten nicht bereitwilliger die Ungarn, bei denen vor Allem der neu ernannte Erzbischof von Gran, der Jesuit Peter Pázmán, für Ferdinand wirkte, und auch sie mit Wahrnehmung ihrer Wahlfreiheit, am 29. Mai 1618.

Ungarn und Siebenbürgen. Hier und in Siebenbürgen traf Ferdinand Alles voller Gegensätze. Siebenbürgen zumal war auch unter Matthias nicht zur Ruhe gekommen. Nach Stephan Bocskay's Tode (Dezember 1606) folgte erst Sigismund Rákóczy, nach dessen baldigem Rücktritt (1608) der gewaltthätige und wüste Gabriel Bathory, den Matthias erst im Dezember 1612 gegen Zulassung der Jesuiten anerkannte. Aber seine fortgesetzten Kämpfe gegen die Wojewoden der Walachei und Moldau, Radul und Konstantin Scherban, wie seine rohe Willkür brachten allmählich das ganze Land, zumal die besonders mißhandelten Sachsen, so gegen ihn auf, daß der schlaue Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor), von Türken und Walachen ausgiebig unterstützt, mit leichter Mühe ihn verdrängte und im Oktober 1613 zu Klausenburg den Fürstenhut erlangte. Matthias erkannte ihn erst im Mai 1615 unter den gewöhnlichen Bedingungen an, doch fehlte viel, daß die Habsburger auf Siebenbürgen ernsthaft Verzicht geleistet hätten, zumal diesem ehrgeizigen und eifrig calvinistischen Fürsten gegenüber.

So trifft der Blick weit umher im Reiche wie in den habsburgischen Erblanden unversöhnte Gegensätze, Haß und Fanatismus, Verblendung und Leidenschaft, Eigennutz und Herrschsucht, Gemeinsinn nur bei den Katholiken, bei den Protestanten Zwietracht und Zerfahrenheit, bei keiner Partei einen Funken deutschen Bewußtseins. Langsam, doch unaufhaltsam steigt die schwarze Wolkenwand empor am Horizont, schon grollen ferne Donner, zucken die Blitze, nicht lange und das rasende Wetter bricht über das unglückselige Land vernichtend herein.



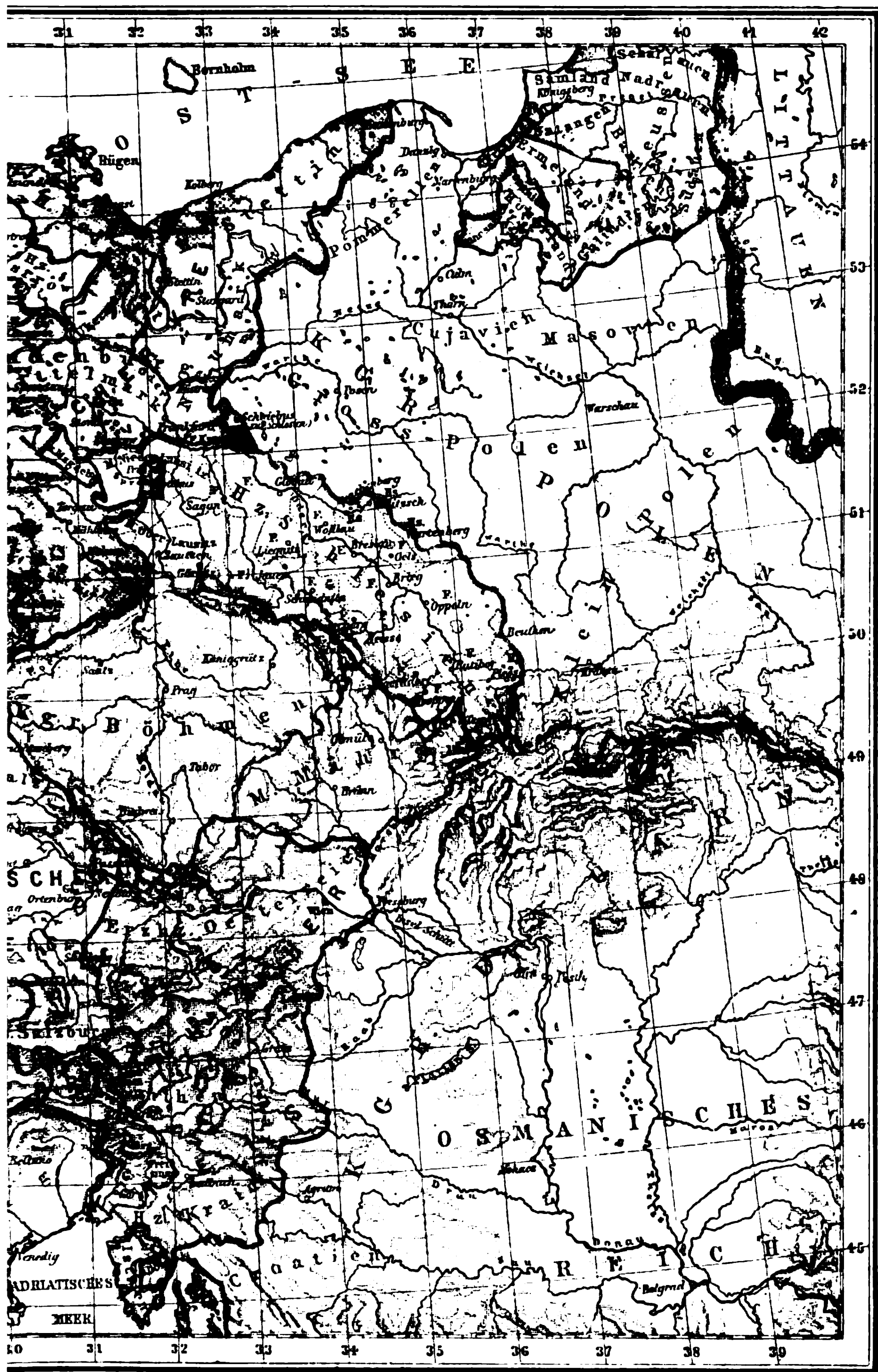
Ende des fünften Bandes.



Illustrirte Weltgeschichte V.

Deutschland bis zum Dreiss

(Aus Meyer's Atlas zur Deutschen Ge



rigen Kriege (1493—1618).

. Mit Genehmigung des Verlegers.)

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Für Architekten und Ingenieure, Baugewerke und Bauherren, Baubeflissene und Polytechniker sowie für Archäologen, Kunstsammler und Alterthumsfreunde.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baurath Dr. Oskar Mothes'

Illustrirtes Bau-Lexikon.

Praktisches Hülfs- und Nachschlagebuch

im Gebiete des Hoch- und Flachbaues, Land- und Wasserbaues, Mühlen- und Bergbaues, der Schiffs- und Kriegsbaukunst sowie der mit dem Bauwesen in Verbindung stehenden Gewerbe, Künste und Wissenschaften.

Herausgegeben

in Verbindung mit einer größeren Anzahl bewährter Fachmänner.

Vierte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit gegen 3000 Text-Abbildungen und vier Titelbildern.

In vier Bänden, oder etwa 60 Heften (von je vier Bogen) à 50 Pf.

Auch bei dieser neuen, vierten Auflage hat der Herausgeber das ursprüngliche Ziel im Auge behalten: allen Baufachmännern, Bauherren und Liebhabern der Baukunst zunächst die zahlreichen technischen Ausdrücke, soweit sie der deutschen, französischen und englischen Sprache angehören, vollständig — griechische, lateinische, italienische und spanische aber in einer dem wohlerwogenen Bedürfnis entsprechenden und doch die Ueberfüllung vermeidenden Vollständigkeit vorzuführen, zu verdolmetschen und zu erläutern; dann aber auch einen Rathgeber zu bieten bei allen bedeutsamen Vorkommnissen der Praxis, Aufschluß zu gewähren bei aufstoßenden Zweifeln und Fragen betreffs solcher Arbeiten, wo die gewöhnliche praktische Erfahrung nicht ausreicht und die Resultate der Theorie zu Hülfe gerufen werden müssen, sowie betreffs der geschichtlichen Entwicklung der Architektur. Durch sorgfältige Benutzung der so zahlreichen Fachliteratur, und zwar sowohl der neuesten in sich abgeschlossenen Werke, als der gesamten einschlagenden Zeitschriften, hat der Herausgeber dem Buche die bei jetzigem schnellen Gange technischer und wissenschaftlicher Entwicklung so sehr schwierig zu erlangende Eigenschaft der Zeitgemäßheit bewahrt.

Das Werk ist sonach mit allem Fug und Recht zu bezeichnen als

Praktisches Nachschlagebuch auf dem Gebiete des Hoch- und Flachbaues, des Land- und Wasserbaues, des Mühlen- und Bergbaues,

und versagt sicher nie die gewünschte Auskunft über Gegenstände aus den mit all diesen Fächern des Bauwesens in Verbindung stehenden Gewerben, Künsten und Wissenschaften, soweit eben der Fachmann einer solchen Auskunft bedarf und soweit dieselbe überhaupt gewährt werden kann, ohne theoretisch allzu gelehrte Entwicklungen, tiefgehende Forschungen, abstrakte Grundsätze erschöpfend auszuführen, kurz, ohne diejenigen Grenzen zu überschreiten, welche jedem Lexikon gesteckt sind.

Gegen 3000 sorgfältig ausgeführte Holzschnitte, darstellend Gegenstände der Praxis, als: Werkzeuge, Geräthschaften und Werkzeugmaschinen, Grundrisse, Façaden, Durchschnitte, Ornamente und andere Detailformen, sowie Beispiele über sämtliche Baustile, Zimmerwerksarbeiten, Mauer- und Gewölbverbände, Steinschnitt, geometrische Konstruktionen, Werkstücke aus den Fächern der verschiedenen Baugewerke, Dekorationsgegenstände, charakteristische Mobilien u. s. w., illustriren den Text und fördern das Verständnis wesentlich.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen, sowie die

Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig, Gellertstr. 2/3,

— in Berlin SW., Großbeerenstr. 75 part. —

5

